



# Keltengören



**A. W. Voitech** — based on the free novel  
„The Thorn Birds“ from Colleen McCullough — a  
special romantic version with **Happy End** — presented by  
the **Delley – Fan Club**

# *Keltengören*

**von**

**A. W. Voitech**

*- based on the free novel »The Thorn Birds«  
(Colleen McCullough)*

Alle Rechte, insbesondere auf  
digitale Vervielfältigung, vorbehalten.  
Keine Übernahme des Buchblocks in digitale  
Verzeichnisse, keine analoge Kopie  
ohne Zustimmung des Verlages.  
Das Buchcover darf zur Darstellung des Buches  
unter Hinweis auf den Verlag jederzeit frei  
verwendet werden.

Eine anderweitige Vervielfältigung des  
Coverbildes ist nur mit Zustimmung des Autors und  
des/der Coverillustratoren/in möglich.

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und  
handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit  
mit toten oder lebenden Personen, Persönlichkeiten des  
öffentlichen Lebens, wahren Ereignissen sowie bereits  
bestehenden Werken von Künstlern oder Schriftstellern – mit  
Ausnahme von Colleen McCulloughs Werk »The Thorn Birds«,  
dem diese Hommage gewidmet ist - ist nicht beabsichtigt und  
wäre rein zufällig.

<https://yelleyblog.wordpress.com>  
yelley@gmx..at

Erste Auflage 2019 Yelley Club-Verlag

© Coverbild Clubausgabe: A. W. Voitech

Auswahl der Illustration mit freundlicher Genehmigung von

Anbieter DE.BEST-WALLPAPER.NET: Werner Voitech

Covergestaltung, Layout & Lektorat: A. W. Voitech

© Albert Werner Voitech – Graz/Austria

not printed – only digital  
(Yelley-Fanclub-Promotion)

Für Gott, an den ich so gut wie nie glaubte, für dessen Liebe, auf die ich so gut wie nie hoffte, und für mich selbst, der ich mir so gut wie nie sicher war, wer von uns beiden mehr von diesem Wunder zu geben hatte.

*»Auch wenn du nicht an Gott oder die ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals glaubst; Schimpft dich jemand voller Zorn, Missgunst oder Håme (Keltengåre), hast du ein sattes Guthaben bei Fortuna, der Gåttin des Glücks, das du an jenem Tag einlösen kannst, den du bestimmst.«*

## Inhaltsverzeichnis

Kapitel Eins	Daphne	07
Kapitel Zwei	Schwester Alexa	56
Kapitel Drei	Pater Cedric	123
Kapitel Vier	»Australien!«	153
Kapitel Fünf	Tante Jennyfer	175
Kapitel Sechs	Der Showground	223
Kapitel Sieben	Babysitterin Enya	273
Kapitel Acht	Enya wird erwachsen	314
Kapitel Neun	Das Testament	336
Kapitel Zehn	Kummer ohne Ende	436
Kapitel Elf	Belisamas Rat	475
Kapitel Zwölf	Feuer auf Valopo	507
Kapitel Dreizehn	Cody O' Connor	577
Kapitel Vierzehn	Das erste Mal!	642
Kapitel Fünfzehn	Brianna Sinclair	694
Kapitel Sechzehn	Edelhuren	810
Kapitel Siebzehn	Billy Watson	866
Kapitel Achtzehn	Der Domina-Kurs	964
Kapitel Neunzehn	Folter und Perversion	1105
Kapitel Zwanzig	Daumendick	1177
Kapitel Einundzwanzig	Der Samenraub	1275
Kapitel Zweiundzwanzig	Flucht nach Himmelhoch	1511
Kapitel Dreiundzwanzig	Lesly und Paddy	1567
Kapitel Vierundzwanzig	Rhona Stuart	1652
Kapitel Fünfundzwanzig	Die Insel der Glückseligkeit	1675
Kapitel Sechsendzwanzig	Rückkehr nach Valopo	1733
Buchempfehlungen und Autorenbiografie		1881

– KAPITEL EINS –

## *Daphne*

Am 8. Dezember 1915 hatte Enya Kelly ihren vierten Geburtstag. Nach dem Abräumen des Frühstücksgeschirrs drückte ihre Mutter ihr wortlos ein braunes Papierpäckchen in die Arme und befahl ihr, nach draußen zu gehen. So hockte Enya sich hinter den Stechginster beim Vordertor und begann, ungeduldig und mit ungeschickten Fingern am Einwickelpapier zu zerren. Es roch schwach nach dem Kihe General Store, wo es so verwirrend viele Dinge zu kaufen gab. Der Geruch verriet ihr, dass – wunderbarerweise – wohl auch dieses Päckchen mit seinem Inhalt dort gekauft worden war. Ja, gekauft. Nichts von anderen Abgelegtes war es und auch nichts Hausgemachtes. Durch eine aufgerissene Ecke im Papier schimmerte es hell, fast wie Gold. Enya attackierte die schützende Hülle heftiger. Lange Streifen von braunem Papier riss sie fort.

»Daphne! Oh, Daphne!« sagte sie zärtlich und blickte verwirrt auf die Puppe, die da wie in einem zerrupften Nest lag. Ein Wunder, o ja. Den Kihe General Store hatte Enya erst ein einziges Mal von innen gesehen, vor einer halben Ewig-

keit: im Mai als Belohnung dafür, dass sie besonders brav gewesen war. Ihre Mutter neben sich, nahm sie bei der Fülle ringsum vor lauter Aufregung kaum etwas genauer wahr. Mit einer Ausnahme allerdings, und diese Ausnahme war Daphne. Die wunderschöne Puppe, gekleidet in eine Krinoline aus rosa Satin mit cremefarbenem Spitzenbesatz all-überall, saß auf dem Ladentisch, und Enya taufte sie auf der Stelle »Daphne«. Von den Namen, die sie kannte, passte einzig dieser für ein so makellofes Geschöpf. Während der folgenden Monate sehnte sie sich zwar nach Daphne, aber ohne jede Hoffnung. Enya besaß keine Puppe und wusste nicht, dass kleine Mädchen und Puppen zusammengehörten. Zufrieden spielte sie mit den Sachen, die ihre Brüder fortgeworfen hatten, mit den Schleudern und den Pfeifen, mit den lädierten Soldaten. Wenn sie dabei schmutzig wurde, kümmerte sie das kaum. Dass Daphne zum Spielen da sein könnte, dieser Gedanke kam ihr überhaupt nicht. Sacht strich sie über das rosafarbene Kleid – wie viel schöner war es doch als alles, was sie bisher bei irgendeiner Frau gesehen hatte! – und hob die Gliederpuppe hoch. Nicht nur die Arme und die Beine ließen sich bewegen, wie Enya herausfand, sondern auch der Kopf. Ja, sogar in der überaus schlanken Taille war Daphne beweglich. Ihr goldenes Haar türmte sich zu einer wunderbar hohen Frisur, die winzige Perlen zierten. Über den

Spitzenbesatz des Halsausschnitts lugte ein Stückchen fahler Busen. Das wunderschöne, fein bemalte Gesicht, offenbar aus einer Art Keramikmasse bestehend, war unglasiert geblieben, so dass die zart getönte Haut eine matte, natürliche Schattierung besaß. Die blauen Augen, gleichsam umkränzt von Wimpern aus richtigem Haar, wirkten erstaunlich lebensecht. Auf einer der wie rötlich überhauchten Wangen befand sich ganz oben ein Schönheitsfleck. Die dunkelroten Lippen waren leicht geöffnet, so dass man die winzigen weißen Zähne sehen konnte. Enya setzte sich die Puppe vorsichtig auf den Schoß, kreuzte behaglich die Füße und tat dann nichts – außer dass sie Daphne betrachtete. Und damit war sie auch noch beschäftigt, als Finn und Glenn durch das raschelnde Gras nah am Zaun herbeikamen. Dort wucherte es dicht, weil man mit der Sense so schlecht heran gelangen konnte. Wie alle Kelly-Kinder, außer Liam, hatte Enya rotes Haar, auffällig und verräterisch. Finn gab seinem Bruder einen Stoß in die Rippen und streckte triumphierend die Hand aus. Die Jungen grinsten einander an. Sofort trennten sie sich. Jetzt waren sie Soldaten, die einen Maori-Verräter in die Zange nahmen. Doch Enya hätte sie ohnehin nicht gehört. Leise summend saß sie, völlig in die Betrachtung der schönen Daphne versunken.

»Was hast du da, Enya?« rief Finn, auf sie zu-  
stürzend. »Zeig's uns!«

»Ja, zeig's uns!« Kichernd war Glenn auf der an-  
deren Seite aufgetaucht. Enya presste die Puppe  
an sich und schüttelte den Kopf.

»Nein, sie ist meine! Ich habe sie zum Geburts-  
tag bekommen!«

»Zeig sie uns, los schon! Wir woll'n sie uns nur  
mal anseh'n.« Stolz und Freude gewannen die  
Oberhand. Sie hielt die Puppe so, dass ihre Brüder  
sie sehen konnten.

»Da, ist sie nicht schön? Sie heißt Daphne.«

»Daphne? Daphne?« Finn tat, als müsse er sich  
erbrechen. »So ein blöder Name, da kommt's ei-  
nem ja hoch! Warum nennst du sie nicht Margaret  
oder Betty?«

»Weil sie Daphne ist!« Glenn sah, dass es eine  
Gliederpuppe war. Er stieß einen Pfiff aus.

»He, Finn, sieh mal! Die kann den Arm bewe-  
gen, sogar die Hand!«

»Wo? Lass mal sehen.«

»Nein!« Wieder presste Enya die Puppe an sich.  
In ihren Augen zeigten sich Tränen. »Nein, ihr  
macht sie kaputt! Oh, Finn, lass sie mir doch – sie  
zerbricht!«

»Pah!« Seine schmutzigen braunen Finger  
schlossen sich fest um ihr Handgelenk. »Soll ich  
dir tausend Stecknadeln verpassen? Und sei bloß  
nicht so eine Heulsuse, sonst erzähle ich's Colin.«

Weißlich spannte sich ihre Haut unter seinen hart quetschenden Fingern. Glenn packte die Puppe beim Kleid und zog.

»Gib schon her, sonst mach' ich mal Ernst!« sagte Finn.

»Nein, nicht! Bitte, Finn, nicht! Du machst sie bestimmt kaputt! Lass sie mir doch! Nimm sie mir nicht weg, bitte!« Trotz seines harten, schmerzenden Griffs hielt sie die Puppe noch immer umklammert, versuchte, sich zu wehren, schluchzend, strampelnd.

»Hab' sie!« schrie Glenn triumphierend, als es ihm gelang, Enya die Puppe zu entwenden. Die beiden Jungen fanden Daphne nicht weniger faszinierend, als Enya sie gefunden hatte. Im Handumdrehen hatten sie die Puppe ausgezogen. Nackt lag sie vor ihnen, und die Jungen zogen und zerrten an ihr herum – ließen sie Glieder-verrenkende akrobatische Kunststücke vorführen: ein Bein mit dem Fuß hinter dem Kopf; dann der Kopf brutal ins Genick gedreht; anderes mehr. Enya stand weinend, doch ihre Brüder beachtetten sie nicht weiter. Und Enya selbst dachte nicht daran, zu irgend jemandem um Hilfe zu laufen. Wer sich in der Kelly-Familie nicht aus eigener Kraft behaupten konnte, der durfte kaum mit Hilfe oder gar Mitgefühl rechnen. Das galt auch für Mädchen. Das hoch getürmte Goldhaar der Puppe fiel über ihre Schultern herab. Die winzigen Perlen ver-

sprühten gleichsam im hohen Gras, waren nicht mehr zu sehen. Ein schmutziger Schuh trat absichtslos auf das herumliegende Kleidchen. Dreck aus der Schmiede haftete jetzt auf dem Satin. Enya ließ sich auf die Knie fallen und kroch verzweifelt umher, um die Puppenkleidung vor schlimmerem Schaden zu bewahren. Dann tastete sie unter den hohen Grashalmen nach den winzigen Perlen. Vor Tränen konnte sie nichts sehen, und was sie empfand, was ihr fast buchstäblich das Herz zerriss, war für sie ein völlig neues Gefühl: Bis jetzt hatte sie noch nie etwas besessen, dessen Verlust es wert gewesen wäre, dass man darum trauerte.

Liam steckte das Hufeisen in kaltes Wasser. Es zischte, und er richtete sich auf, straffte den Rücken. Tat gar nicht mehr weh nach all dem Krummstehen. Es schien also, dass er sich jetzt doch an die Arbeit in der Schmiede gewöhnt hatte. Würde auch allmählich Zeit, hätte sein Vater bestimmt gesagt: nach rund einem halben Jahr. Aber Liam brauchte keinen, der ihm ins Gedächtnis rief, wie lange es her war, dass er ins Joch von Esse und Amboss geriet. Er hatte die Zeit gemessen, sehr genau, wenn auch weniger in Tagen und Wochen als in Hass und Zorn. Er warf den Hammer in seinen Kasten, schob sich mit zitternder Hand das glatte schwarze Haar aus der Stirn, und band sich den alten Lederschurz ab. Sein Hemd

lag in der Ecke auf einem Haufen Stroh. Mit schweren Schritten ging er darauf zu, stand dann sekundenlang und starrte auf die stellenweise zerborstene Schuppenwand, als ob sie gar nicht vorhanden wäre. Er war klein, nur knapp über einsechzig, und so dünn, wie junge Burschen es häufig sind. Doch auf den Schultern und an den Armen zeigten sich bereits deutlich erkennbare Muskelpartien. Zweifellos hatte die harte Arbeit mit dem Hammer dafür gesorgt. Auf seiner hellen, sehr reinen Haut glänzte Schweiß. Dunkel wie seine Haare waren auch seine Augen, und das gab ihm irgendwie einen fremdländischen Einschlag. Weder seine vollen Lippen noch die recht breite Nase gehörten zu den üblichen Familienmerkmalen. Von der Seite seiner Mutter her floss in seinen Adern Maori-Blut, und das schlug durch. Er war fast sechzehn Jahre alt, während Colin kaum elf war, Finn zehn, Glenn neun, Kevyn fünf und die kleine Enya drei. Aber halt, das stimmte nicht mehr. Ihm fiel ein, dass Enya heute, am 8. Dezember, vier geworden war. Er schlüpfte in sein Hemd und verließ den Schuppen. Das Haus, auf einem kleinen Hügel gelegen, befand sich etwa dreißig Meter oberhalb der Stallungen, den Schuppen mit eingeschlossen. Es war so wie fast alle Häuser auf Neuseeland: an vielen Stellen gleichsam auswuchernd, aus Holz, hatte nur ein Erdgeschoss - nicht ohne Grund: Zumindest theoretisch bestand

so eine größere Chance, dass bei einem Erdbeben vielleicht noch etwas von ihm stehenblieb. Überall rundum wuchs Stechginster, gerade jetzt von gelben Blüten wie übersät. Das Gras war grün und üppig, und anders kannte man das auf Neuseeland eigentlich auch nicht. Selbst wenn mitten im Winter manchmal den ganzen Tag über im Schatten der Frost nicht wich, wurde das Gras keineswegs braun, und der lange, milde Sommer färbte es nur in noch satterem Grün. Der Regen fiel sacht. Er peitschte nicht herab auf die zarte Zerbrechlichkeit dessen, das da wuchs; er zerstörte nicht. Es gab keinen Schnee, und die Sonne hatte gerade genügend Kraft, um zu liebkosen, nicht um zu versengen. Doch Geißeln kannte auch Neuseeland. Nur waren es nicht die Geißeln des Himmels, sondern eher der Erde: jene ungeheuren Kräfte der Zerstörung, die unaufhörlich in ihrem Bauch brodelten, und deren heimtückisches Lauern sich mitteilte durch ein Zittern, das man buchstäblich in den Beinen spüren konnte. So vernichtend war jene urgewaltige Kraft, dass dreißig Jahre zuvor ein ganzer hoch aufragender Berg verschwunden war. Dampf entwich wild zischend aus Rissen und Spalten in Hügelhängen, Vulkane spien Rauch zum Himmel empor, und das Wasser der Gebirgsbäche sprudelte warm. Riesige Seen aus Schlamm brodelten ölig, und das Meer brandete gegen Klippen, die bei der nächsten Flut viel-

leicht schon nicht mehr stehen würden. Stellenweise war die Erdkruste nur dreihundert Meter dick. Und doch war es ein sanftes, anmutiges Land. Hinter dem Hügel mit dem Haus dehnte sich eine Ebene, die so grün war wie der Smaragd an Brigit Kellys Verlobungsring. Tausende gelblicher Punkte schienen hinein getupft in diese Fläche – und entpuppten sich, wenn man näher kam, als Schafe. Unter dem hellblauen Himmel bildeten dann die Hügel gleichsam einen muschelartigen Kranz für jenen wunderschönen Berg, der über 2500 m hoch war. Von Schnee gekrönt, besaß er eine kegelförmige Gestalt von so unglaublicher Symmetrie, dass selbst jene, die ihn – wie Liam – Tag für Tag sahen, nie aufhörten, ihn wie ein Wunder zu bestaunen. Es war ein recht steiler Anstieg, den Hügel hinauf zum Haus; dennoch ging Liam ziemlich rasch. Und schon bald sah er die kleine Gruppe dort beim Ginster. Liam war es gewesen, der seine Mutter nach Kihe gefahren hatte, weil sie für Enya diese Puppe kaufen wollte – einen Vers konnte er sich darauf allerdings immer noch nicht machen. Zum Geburtstag so unpraktische Dinge zu schenken entsprach keineswegs ihrer Gewohnheit. Dafür fehlte es ganz einfach an Geld, und keines der Kinder hatte je ein Spielzeug geschenkt bekommen. Man bekam immer nur etwas zum Anziehen: Geburtstage und Weihnachtsfeste dienten nicht zuletzt dazu, den recht küm-

merlichen Bestand an Bekleidung zu ergänzen. Was nun Enya betraf, so hatte sie offenbar bei ihrem bislang einzigen Besuch in der Stadt diese Puppe gesehen, und Brigit hatte das nicht vergessen. Als Liam sie deshalb befragte, murmelte sie nur, dass ein Mädchen eine Puppe brauche, und wechselte hastig das Thema.

Finn und Glenn zogen und bogen indessen so an der Puppe herum, als wollten sie ihr die Glieder aus den Gelenken reißen. Von Enya konnte Liam nur den Rücken sehen. Hilflös stand sie, während ihre Brüder mit Daphne ihr gewalttätiges Spiel trieben. Ihre weißen Strümpfe waren verrutscht und hingen beutelig herab. Unter dem Saum ihres braunen Samtkleides sah man mehrere Zentimeter rosiger Haut. Über ihren Rücken fiel in erstaunlicher Fülle das sorgfältig gelockte Haar herab, nicht rot eigentlich und auch nicht golden, sondern irgendeine Schattierung dazwischen. Die Taftschleife, welche die vorderen Locken hielt, hing jetzt sehr schlaff und unordentlich. Enya hatte irgend etwas in der Hand, das Kleidchen der nackten Puppe offenbar. Mit der anderen Hand stieß sie gegen Glenn – versuchte vergeblich, ihn beiseite zu schieben.

»Ihr verdammten kleinen Schweinehunde!« Finn und Glenn sprangen auf und gaben Fersengeld. Vergessen war die Puppe. Wenn man Liams flu-

chende Stimme hörte, machte man sich besser umgehend aus dem Staub.

»Wehe, ich erwische euch noch mal, wenn ihr die Puppe anfasst!« schrie Liam hinter ihnen her. »Dann kriegt ihr von mir was auf eure vollgeschissenen Ärsche!« Er beugte sich zu Enya und nahm ihre Schultern zwischen seine Hände. Sacht schüttelte er sie. »Nun weine nicht mehr! Komm schon – jetzt sind sie ja weg, und deine Puppe werden sie nie wieder anfassen, das verspreche ich dir. Und nun lächle mich mal an. Ist heute doch dein Geburtstag, nicht?« Die Tränen strömten ihr über die Wangen, und sie blickte Liam aus grauen Augen an, die so groß und so voller Tragik waren, dass er fühlte, wie es ihm die Kehle zuzschnürte. Er zog einen schmutzigen Lappen aus seiner Hosentasche, wischte ihr damit ungeschickt übers Gesicht, hielt dann ihre kleine Nase zwischen dem Stoff.

»Schnauben!« Sie tat es und bekam dann, während ihre Tränen trockneten, einen Schluckauf.

»Oh, Li-Li-Liam, die ha-ha hatten mir Daphne wegge-no-no-nommen!« Heftig sog sie die Luft durch die Nase. »Ihr Haa-Haa-Haar fiel herab, und sie verlo-lo-lor all die hübschen tleinen Per-Per-Perlen, die da drin wa-wa-waren. Sie sind alle ins Gra-Gra-Gras gefallen, und ich kann sie nicht finden!« Wieder stürzten Tränen aus ihren Augen, fielen Liam auf die Hand. Ein oder zwei Sekun-

den blickte er auf seine feuchte Haut, dann leckte er die Tropfen ab.

»Na, dann müssen wir sie ja finden, nicht? Aber du kannst nichts finden, wenn du weinst, weißt du, und was soll eigentlich diese Babysprache? Seit einem halben Jahr hab‘ ich nicht mehr gehört, dass du ›tlein‹ statt ›klein‹ sagst! Hier, schnaub dir noch mal die Nase, und dann heb sie auf, die arme ... Daphne? Wenn du ihr nicht ihre Sachen anziehst, bekommt sie ja einen Sonnenbrand.« Auf seine Aufforderung setzte sie sich an den Wegrand. Er schob ihr sacht die Puppe in die Arme und begann dann, im Gras umher zu kriechen. Schließlich hielt er etwas hoch und rief triumphierend: »Da! Eine Perle! Die erste! Die anderen finden wir auch noch alle, wart nur ab.«

Bewundernd sah Enya zu, wie er Perle auf Perle fand und jedes mal hochhielt. Aber dann dachte sie daran, wie leicht Daphne bei ihrer gewiss sehr empfindlichen Haut einen Sonnenbrand bekommen konnte, und sie begann, die Puppe anzuziehen. Wirklich beschädigt schien sie nicht zu sein. Die Arme und Beine waren schmutzig, das Haar sehr zerzaust ... Enya zerrte an einem der beiden Schildpattkämme, die in ihrem eigenen Haar steckten, jeweils über den Ohren. Sie zog ihn heraus und begann damit Daphne zu kämmen. Die Puppe hatte echtes Haar – Menschenhaar. Es war blond gefärbt, und die einzelnen Haare, kunstvoll

verknötet und mit Leim befestigt, hafteten an einem Stück Leinwand. Enya kämmte. Die Zinken ihres Kamms verfangen sich im zottligen Haar der Puppe, und das Mädchen zerrte ungeschickt. Plötzlich passierte es, das Furchtbare. Das ganze Haar löste sich und hing jetzt als wirres Knäuel an den Zinken des Kamms. Über Daphnes glatter Stirn war nichts, kein Kopf, kein kahler Schädel. Nur ein grauenvolles, klaffendes Loch. Zitternd beugte Enya sich vor und spähte hinein. Die zarten Konturen des Puppengesichts, hier fanden sie sich gleichsam in umgestülpter Form wieder ... die Wangen, das Kinn ... zwischen den leicht geöffneten Lippen schimmerten die Zähne, nur dass sie auf dieser Seite schwärzlich wirkten, sehr hässlich ... und ein Stück darüber befanden sich die beweglichen Puppenaugen ... zwei entsetzliche Kugeln mit Draht daran, der Daphnes Kopf durchbohrte ... Enya stieß einen schrillen Schrei aus – gar nicht wie ein Kind. Sie schleuderte Daphne fort und schrie und schrie, am ganzen Körper zitternd, das Gesicht in den Händen verborgen. Dann spürte sie, wie Liam sie tröstend in die Arme nahm, und sie drängte sich Schutz suchend an ihn. So legte sie ihren Kopf auf seine Schulter und fühlte sich mehr und mehr beschwichtigt; nahm sogar wahr, wie gut er doch roch, ganz nach Pferden und Schweiß und Eisen. Als sie wieder ruhig war, ließ Liam sich von ihr

erzählen, was sie so entsetzt hatte. Und dann nahm er die Puppe, blickte in ihren hohlen Kopf und fragte sich unwillkürlich, ob seine Kinderwelt früher auch so voll sonderbarer Schrecken gewesen war. Doch die bedrängenden Erinnerungen, die in ihm aufstiegen, hatten mit Menschen zu tun und ihrem Getuschel und ihren kalten Blicken; und mit dem kummervollen, wie verkniffenen Gesicht seiner Mutter; und mit dem Zittern ihrer Hand, die seine umschloss; und mit der eigentümlich gekrümmten Haltung ihrer Schultern. Was hatte Enya bloß gesehen, dass sie fast so etwas wie einen Schreikrampf bekam? Was war da in dem Kopf? Hätte Daphne, als sich ihr Haar löste, geblutet, Enya wäre längst nicht so entsetzt gewesen. Bei den Kellys kam es mindestens einmal pro Woche vor, dass jemand heftig blutete.

»Ihre Augen, ihre Augen!« flüsterte Enya und weigerte sich, die Puppe anzusehen.

»Sie ist wunderschön, Enya«, versicherte er. Er hielt sie noch in den Armen, unmittelbar vor sich ihr Haar, prachtvolles Haar, eine solche Fülle, eine solche Farbe. Erst nach einer kleinen Ewigkeit brachte er sie dazu, wieder einen Blick auf Daphne zu werfen. Und eine weitere kleine Ewigkeit verging, bis er sie dazu überreden konnte, in das aufklaffende Loch des Puppenkopfs zu schauen. Er zeigte ihr, wie der Mechanismus der Augen funktionierte, wie sorgfältig alles gearbeitet war,

damit sie sich, je nachdem, öffneten oder schlossen.

»Komm«, sagte er schließlich, »es wird Zeit, dass du hineingehst.« Mit Schwung hob er sie hoch, nahm auch die Puppe. »Wir werden Mum bitten, das bei ihr wieder in Ordnung zu bringen, nicht? Wir werden ihre Kleider waschen und bügeln und das Haar wieder befestigen. Und die Perlen ... na, damit mach' ich richtige Nadeln, damit sie nicht so einfach aus dem Haar 'rausfallen können und du Daphne prima frisieren kannst.«

Bright Kelly schälte in der Küche Kartoffeln. Sie war eine sehr hübsche Frau, zart, ein wenig unter Mittelgröße, doch ihr Gesicht wirkte ziemlich hart und streng. Sie besaß eine ausgezeichnete Figur mit immer noch zierlicher Taille, trotz der sechs Kinder, die sie zur Welt gebracht hatte. Sie trug ein graues Baumwollkleid, das so lang war, dass sein Saum den makellos sauberen Boden berührte. Zum Schutz hatte sie sich eine enorm große, weiße und gestärkte Schürze vorgebunden. Das Trägerband schlang sich hinten um ihren Hals, auf dem Rücken in Höhe der Taille sah man eine perfekt gebundene, ein wenig steif ab gespreizte Schleife. Von morgens bis abends war dies hier ihr Reich, die Küche und außerdem der Garten hinter dem Haus; und ihr Arbeitsleben glich einem kreisförmigen Pfad, der in sich selbst mündete und den sie unentwegt mit ihren derben,

schwarzen Stiefeln abschnitt: vom Herd zur Wäsche, von dort zum Gemüsegarten, dann zur Wäscheleine, und wieder zurück zum Herd. Sie legte ihr Messer auf den Tisch und starrte Liam und Enya an. Ihr schön geformter Mund krümmte sich an den Winkeln abwärts.

»Enya, heute morgen habe ich dich dein Sonntagskleid anziehen lassen unter der Bedingung, dass du's nicht schmutzig machst. Nun sieh sich das bloß mal einer an! Was für ein kleines Dreckferkel bist du doch!«

»Mum, es war nicht ihre Schuld«, erklärte Liam. »Finn und Glenn haben ihr die Puppe weggenommen, um zu sehen, wie sich die Arme und die Beine bewegen lassen. Aber das kann man alles wieder in Ordnung bringen, meinst du nicht? Ich hab's Enya versprochen.«

»Lasst mal seh'n.« Brigit streckte die Hand nach der Puppe aus. Sie war eine eher wortkarge Frau. Niemand kannte ihre Gedanken, nicht einmal ihr Mann. Ohne Klage, ohne Widerrede tat sie, was immer er ihr befahl, es sei denn, sie hatte sehr gewichtige Gegengründe. Den Jungen war schon der Verdacht gekommen, sie habe vor Daddy einen genauso großen Heidenrespekt wie sie selbst. Aber falls das zutraf, so verbarg sie es wie unter einer schützenden Hülle: hinter einer Außenfront von Ruhe, Beherrschtheit und Strenge. Nie lachte sie, nie verlor sie die Fassung. Nach-

dem sie die Puppe eingehend betrachtet hatte, legte sie sie auf die Küchenanrichte beim Herd und blickte zu Enya.

»Morgen früh werde ich ihre Kleider waschen und sie frisieren. Liam könnte ihr vielleicht heute Abend nach dem Tee das Haar wieder ankleben und sie baden.« Ihre Stimme klang eher sachlich als tröstlich. Enya nickte und lächelte unsicher. Manchmal wünschte sie sich so sehr, ihre Mutter lachen zu hören, doch stets hoffte sie vergeblich darauf. Sie spürte, dass da etwas Besonderes war, das sie beide miteinander verband – etwas, das Daddy und die Jungen nicht mit ihnen teilten. Und doch: Es schien keinen Weg zu geben, der vorbeiführte an diesem abweisenden Rücken, den nie ruhenden Füßen. Ein gleichsam abwesendes Nicken war oft ihre einzige Antwort, während sie in rastlosem Hin und Her, vom Tisch zum Herd, vom Herd zum Tisch wechselte und arbeitete, arbeitete, arbeitete. Außer Liam konnte keines der Kinder ahnen, dass Brigit immer und ewig müde war, oft knochentief müde. Es gab soviel zu tun, doch an Geld fehlte es und an Zeit. Und nur ein Paar Hände war da, um alles zu erledigen. Sie sehnte den Tag herbei, an dem Enya alt genug sein würde, ihr zu helfen. Bereits jetzt übernahm das Kind einfache Aufgaben, aber mit seinen vier Jahren konnte es die Last natürlich noch nicht wirklich erleichtern. Sechs Kinder insgesamt, doch nur ei-

nes – und dazu noch das jüngste – ein Mädchen. All ihre Bekannten empfanden gleichzeitig Mitleid und Neid, aber dadurch wurde die Arbeit auch nicht getan. In ihrem Nähkorb befand sich ein wahrer Berg ungestopfter Socken, und ihre Stricknadeln steckten in einem angefangenen Strumpf. Glenn wuchs aus seinen Pullovern heraus, und bei Finn war's noch nicht soweit, dass er die seinen an Glenn hätte weitervererben können.

\*\*\*

Im Gegensatz zu Neuseeland, wo die Kellys beheimatet waren, benötigte man in den meisten Gegenden Australiens keine Pullover. Schon gar nicht, wenn man als Einbrecher auf frischer Tat ertappt wurde. Es hieß zwar in so einem Fall, man könne sich »warm anzieh'n«, doch das war nur eine saloppe Redewendung, die weder Einfluss auf die Tat, noch Einfluss auf die Strafe hatte, die selbige mit sich zog.

Zugegeben; schockierend mochte das Prozedere schon wirken auf Leute, die mit den Gepflogenheiten dieses Landes nicht vertraut waren, und dennoch spielte es sich auf Old Jacksons entlegener Farm, im Outback Australiens, in dieser Art ab, wenn wieder einmal ein Langfinger erfolglos sein Glück versucht und ausgereizt hatte.

Die Wahl zwischen einer Anzeige oder Selbstjustiz fiel selbst dem oder der Betroffenen nicht allzu schwer, denn das mindeste, das man sich nach Wahl der zweiten Variante ersparte, waren ein langes Festhalten auf der Farm und eine noch längere Inhaftierung in Sydney, im Staatsgefängnis.

Bei diebischen Elstern, welche die Sonne schlecht vertrugen, sah die Sache nicht ganz so vorteilhaft aus. Bis zum bitteren Ende der Arbeit der »Vollzugsbeamtin« (der Sonne) ausgesetzt, konnte es nach den drei Stunden, die einem »Über den Kamm scheren« gleichkamen, nämlich vorkommen, dass ein Doktor geholt werden musste, der mit den Folgewirkungen eines Sonnenstichs bestens vertraut war. Der Doktor steckte mit dem selbst ernannten »Richter« meist unter einer Decke, und der Pfarrer dieser Gegend ebenso, denn der Arm des Gesetzes war im australischen Outback kürzer, als es vonnöten gewesen wäre, und schließlich hatte sich der Dieb oder die Diebin ja »freiwillig« für diese rasante Art des Strafvollzugs entschieden. Und fürwahr war es so, dass es nichts daran auszusetzen gab, denn noch nie war es auf Old Jacksons Farm oder anderswo vorgekommen, dass sich dieselbe diebische Elster nach dem »Sonnenbad« ein zweites mal am selben Ort an fremdem Eigentum vergriffen hätte. So einfach und so verständlich sich das Ganze anhörte, war es auch.

Der Dieb oder die Diebin wurde bei vierzig bis fünfzig Grad im Schatten mit vereinten Kräften in einen engen Käfig gepfercht, und danach wurde der Käfig hochgehievt, Richtung Sonne gedreht oder geschwenkt, und drei volle Stunden, samt Inhalt, als abschreckendes Beispiel zur Schau gestellt. Niemand legte in dieser Zeit Hand an die schmachkende verbrecherische Gestalt, denn das war nicht nötig - die eigentliche Bestrafung konnte man getrost der Mittagshitze überlassen.

Eine gehörige Portion Verwirrung und Schmerzen im Kopf (auch »Sonnenstich« genannt), und ein makelloser Sonnenbrand waren demnach das mindeste, was man sich einhandelte, wenn man sich auf Old Jacksons Farm schlich, etwas im Schilde führte, erwischt wurde, und tags darauf infolge einer barbarisch anmutenden Lektion beginnen konnte, die beschämenden Konsequenzen zu verdauen - sofern das überhaupt zu hundert Prozent möglich war.

Heute hatte es einen Landstreicher erwischt, der mitten in der Nacht einen Laib Käse aus der im Keller gelegenen Vorratskammer entwenden wollte. Leider oder gottlob hatte er nicht mit dem wachsamen Hund gerechnet, der sofort anschlug und den Plan des wagemutigen Landstreichers im Handumdrehen vereitelte.

Gut möglich, dass der Fünfunddreißigjährige diese Art von Bestrafung von anderswo gewohnt

war, denn er hatte sie am frühen Nachmittag beachtlich gut weggesteckt. Sogar ein betrunkenere alter Priester, der zufällig auf Jacksons Farm weilte, staunte und schüttelte nahezu ehrfürchtig den Kopf über das Phänomen, dass Mutter Natur es schaffte, Anpassungen vorzunehmen, die ihresgleichen suchten. Andererseits vereitelte sie dadurch in diesem Fall beinahe einen segensreichen Zweck. Old Jackson ließ sich seine bewährte Methode jedoch selbst von Mutter Natur oder einem Geistlichen nicht untergraben, denn er machte dem Dieb, der lediglich ein wenig taumelte, im Beisein des Priesters folgendes Angebot:

»Hör zu, du versengtes Mirakel. Einen Mann, wie dich, der es sogar schafft, bei fünfzig Grad im Schatten der Sonne ins Gesicht zu grinsen, könnte ich gut gebrauchen. Hast du Lust, bei der nächsten Schur auf meiner Farm aufzukreuzen, oder legst du es lieber darauf an, irgendwann hinter Gittern zu landen?«

»Was müsste oder dürfte ich denn tun?«

»Nun; du könntest in den Koppeln dafür sorgen, dass sich die Zeit des Sortierens verkürzt, indem du die Tränke kontrollierst, die Qualität der Wolle anhand von Stichproben prüfst, und Hand anlegst, wenn die Schafe wegen der Hitze verrückt spielen. Sind die Schafe ruhiger, geht den Männern, die sie scheren, die Arbeit leichter von der Hand, und weil sich das klarerweise positiv auf die Ar-

beitszeit auswirkt, profitieren alle davon. Je nachdem, wie geschickt du dich anstellst, zeigt dir mein Vorarbeiter auch, wie man die dummen Viecher von ihrem Pelz befreit.« Der schwitzende Tagedieb grinste diesmal auf andere Art.

»Geht in Ordnung, Mr. Jackson.«

Ein kräftiger Handschlag reichte, um die zwei Versprechen zu besiegeln und Gott und dessen irdischen Vertreter zu besänftigen. Letzterer mutete wahrhaftig ein wenig abgehalftert und nahezu verwitert an, und wie zur Bestätigung zückte er einen halbvollen Flachmann, um einen ordentlichen Schluck zu nehmen.

Die Fahne, die er beim Sprechen und Rülpsen verströmte, obwohl er ein klappriges Auto zu lenken hatte, störte wahrscheinlich sogar ein sterbendes Känguru.

»Gut! Die Sache ist geritzt!« freute sich Old Jackson, was er allerdings gut zu verbergen wusste.

»Ja! Und vielen Dank noch mal, Mr. Jackson, dass sie mir nur einen Schuss vor den Bug versetzt haben, anstatt mich anzuzeigen.«

»Schon gut; und jetzt sieh' zu, dass du bis zu deinem nächsten Auftritt Land gewinnst« lautete Jacksons klarer Befehl.

»Ja, mein geläuterter Sohn! Dein zukünftiger Boss spricht mir aus der Seele! Sprich ein Dankgebet und melde dich in der Küche. Mrs. Jackson

gibt dir Wasser und ausnahmsweise eine kleine Wegzehrung!«

»Danke!« freute sich der Landstreicher, während Old Jackson wegen der Einmischung des alten Priesters mürrisch das Gesicht verzog.

Dem Landstreicher, der den Namen »Jason Stone« trug, wurde von dem alten Pater der Hut auf den roten, aber unbeschädigten Kopf gewuchtet, und nachdem er das lebensnotwendige Wasser, ein Stück Brot und ein Stück Käse bekommen hatte, marschierte er in aufrechter Haltung und mit passabler Laune im Gepäck, von dannen.

»Was für ein Dummkopf. Wusste dieser Idiot nicht, dass die Jacksons aufrechte Menschen und gerechte Farmer sind – nahezu zwei Paradebeispiele von guten Christenmenschen?« fragte der alte Priester einen der daneben stehenden Arbeiter, die dem Davon-Stiefelnden, der nun auch noch auf andere Weise ein wenig Staub aufwirbelte, im selben Maße hinterher gafften.

»Recht gesagt, Pater, denn wozu sollte man in Mr. Jacksons Vorratskeller einbrechen, wenn ohnehin jeder Hausierer, und wenn er noch so verlaust ist, eine milde Gabe bekommt?«

»Eben. Also muss es wohl, wie so oft, die pure Gier gewesen sein. Sicher wollte er sich für ein paar Tage oder Wochen mit Lebensmitteln eindecken« lautete der Beitrag des kauzigen Pfarrers, denn dieser Gedanke war im Outback, wo sich

normalerweise nur wilde Tiere, Reptilien und Insekten herumtrieben, naheliegend. Selbst die Uhren schienen hier draußen anders zu ticken, denn nach einer Siesta hatte man wegen der sagenhaften Hitze das Gefühl, das Gegenteil eines Dornröschenschlafs gehalten zu haben. Der Priester hatte sich zwecks Lesen einer Messe auf der Farm der Jacksons eingefunden, denn die Arbeit mit Schafen erfolgte in so genannten »Schüben« - ähnlich wie bei den Saisonarbeitern, die beispielsweise in Queensland für gutes Geld Obst, Gemüse, oder Zuckerrohr ernteten. Hatte man Glück, zog sich die heiß begehrte Arbeit über Wochen oder Monate, doch danach hieß es wieder knallhart »ab nach Hause und sich eine neue Arbeit suchen«, sofern einem die Farm, auf der man sich abgerackert hatte, nicht gehörte. Irgendwie schafften es dennoch die meisten Gelegenheitsarbeiter seit Jahren, zu überleben und sogar eine Familie zu ernähren.

Auch Angus Kelly, der zur selben Zeit auf einer Farm in Neuseeland weilte und seinen wohlverdienten Lohn und seine Siebensachen zusammenkramte, konnte ein Liedchen über das harte Leben als Gelegenheitsarbeiter singen. Eine Frau und fünf Kinder hatte er mit allem Notwendigen so recht und schlecht zu versorgen, und nicht mehr und nicht weniger; jahrein, jahraus - vom 1. Januar bis 31. Dezember. Und dennoch, mal abgese-

hen von seiner gesunden Kinderschar, hatte die Glücksgöttin Fortuna – aus welchem Grund auch immer – bis jetzt übersehen, dass es ihn gab.

\*\*\*

Ein reiner Zufall wollte es, dass Angus Kelly in dieser Woche, der Woche von Enyas Geburtstag, nach Hause kam. Mit der Saison für die Schafschur war es noch nicht soweit, und er hatte gerade in der Nähe einen vorübergehenden Job: pflügen und pflanzen. Von Beruf war er Schafscherer, doch das war Saisonarbeit und dauerte von der Mitte des Sommers bis zum Ende des Winters; danach kam dann das Lammen. Meist fand er reichlich Arbeit, um den Frühling und den ersten Sommermonat zu überbrücken. Er half beim Lammen und beim Pflügen und sprang auch beim Melken ein, wenn irgendwer in einer Molkerei diese ewige Zweimal – pro-Tag-Routine mal satt hatte. Wo es Arbeit gab, dorthin machte er sich auf. Seine Familie ließ er in dem großen alten Haus zurück, und sie musste sehen, dass sie allein zurechtkam. Das war keineswegs grob oder gefühllos von ihm: Wenn man nicht das Glück hatte, Land zu besitzen, blieb einem gar nichts anderes übrig. Als er kurz nach Sonnenuntergang kam, brannten die Lampen, und Schatten huschten unruhig über die Wände und die hohe Decke. Auf der Hinterveran-

da spielten die Jungen mit einem Frosch. Nur Liam war nicht dabei. Doch Angus wusste, wo er sich befand. Vom Holzhaufen her erklangen die regelmäßigen Schläge einer Axt. Rasch gab er Finn einen Tritt ins Hinterteil, zog Colin am Ohr.

»Los, ihr kleinen Faulpelze! Helft Liam drüben beim Holz! Und seht zu, dass ihr damit fertig seid, bevor Mum den Tee auf dem Tisch hat. Sonst setzt es was!« Gleich darauf war er in der Küche und nickte Brigit zu, die am Herd stand. Er gab ihr keinen Kuss, umarmte sie auch nicht. Ein solcher Austausch von Zärtlichkeiten zwischen Mann und Frau gehörte nach seiner Überzeugung ins Schlafzimmer. Seine Stiefel waren von Schlamm überkrustet, und als er sie jetzt auszog, benutzte er dazu den Stiefelknecht. Enya kam herein gehüpft. Sie brachte ihm seine Hausschuhe, und er lächelte ihr zu: Wie stets, wenn er sie sah, überkam ihn ein eigentümliches Gefühl, ein Erstaunen, Sich-Verwundern. Wie hübsch war sie doch, und wie schön war ihr Haar! Er griff nach einer Locke, zog sie lang, ließ sie wieder los – nur um zu sehen, wie sie für Augenblicke hin und her tanzte. Dann hob er Enya hoch und setzte sie auf den einzigen bequemen Stuhl, den es in der Küche gab, einen sogenannten Windsor-Stuhl. Er stand nicht weit vom Feuer, auf seiner Sitzfläche lag ein Kissen. Angus seufzte behaglich, zog seine Pfeife hervor, klopfte sie am Stuhlbein aus. Aschen- und Ta-

bakreste fielen auf den Fußboden, er achtete nicht weiter darauf. Enya machte es sich auf seinem Schoß bequem und schlang ihre Arme um seinen Hals. Und dann wandte sie ihr Gesicht zu ihm empor und tat, was sie fast immer tat, wenn er abends zu Hause war. Sie spielte eine Art Spiel: beobachtete, wie das Licht gleichsam durch die kurzen, goldenen Stoppeln seines Bartes filterte.

»Wie geht's dir, Brigit?« fragte Angus Kelly.

»Gut, Angus«, erwiderte seine Frau. »Hast du heute die untere Koppel geschafft?«

»Ja, ich bin fertig damit. Gleich morgen früh kann ich mit der oberen anfangen. Aber, Herrgott, was bin ich müde!«

»Hat MacPherson dir wieder diese alte Stute gegeben?«

»Aber ja. Könnte das Tier doch mal selber nehmen und mir den Rotschimmel überlassen, nicht? Fällt ihm nicht ein. Meine Arme fühlen sich an, wie aus den Gelenken gerissen. Ich schwör' dir, diese Stute hat das härteste Maul in Broky.«

»Na, lass nur. Old Patterson hat nur gute Pferde, und du wirst schon bald dort sein.«

»Kann gar nicht bald genug sein.« Er stopfte groben Tabak in seine Pfeife und nahm aus dem großen Kasten beim Herd einen Span, den er kurz ins Feuerloch hielt. Das Holz flammte auf, und er lehnte sich zurück und sog die Luft durch den

Pfeifenstiel so tief ein, dass aus dem Pfeifenkopf eigentümliche Blubbergeräusche klangen.

»Wie fühlt man sich denn mit vier, Enya?« fragte er.

»Ziemlich gut, Daddy.«

»Hat Mum dir dein Geschenk gegeben?«

»Oh, Daddy, wie habt ihr das nur erraten, dass ich Daphne so gern haben wollte?«

»Daphne?« Er warf Brigit einen raschen Blick zu, lächelte. Seine Augenbrauen hoben sich fragend. »Ist das ihr Name: Daphne?«

»Ja. Sie ist wunderschön, Daddy. Ich möchte sie den ganzen Tag ansehen.«

»Sie kann von Glück sagen, dass sie noch was zum Ansehen hat«, erklärte Brigit grimmig. »Finn und Glenn bekamen die Puppe nämlich zwischen die Finger, bevor Enya überhaupt Gelegenheit hatte, einen richtigen Blick darauf zu werfen.«

»Nun ja, Jungs sind Jungs. Ist der Schaden schlimm?«

»Nichts, was sich nicht wieder in Ordnung bringen lässt. Bevor sie die Sache auf die Spitze treiben konnten, ist Liam ihnen dazwischengefahren.«

»Liam? Was hat denn der hier zu suchen? Der sollte doch den ganzen Tag in der Schmiede arbeiten. Hunter will seine Tore haben.«

»Er war den ganzen Tag in der Schmiede. Er kam nur her, um irgendein Werkzeug zu holen«, sagte Brighit hastig. Was seinen ältesten Sohn betraf, so war Angus doch wirklich zu streng.

»Oh, Daddy, Liam ist der beste Bruder! Er hat meine Daphne gerettet, und nach dem Tee wird er für mich ihr Haar wieder ankleben.«

»Das ist gut«, sagte ihr Vater schläfrig. Er lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Es war heiß, so dicht am Herd, doch das schien ihn nicht zu stören. Glänzende Schweißperlen traten auf seine Stirn. Er schob die Arme hinter den Kopf und nickte ein. Das dichte, lockige rote Haar, das sich in den verschiedensten Schattierungen bei den Kelly-Kindern fand, hatten sie von ihrem Vater, doch gar so grellrot wie bei ihm sah man es bei ihnen nicht. Er war ein kleiner Mann, der ganz aus Stahl und aus stählernen Federn zu bestehen schien. Die krummen Beine zeugten von einem Leben mit Pferden, und die Arme wirkten eigentümlich verlängert, was vom jahrelangen Schafscheren kam. Seine Brust und seine Arme waren golden behaart; bei dunklen Haaren hätte dieses Geflecht wohl hässlich ausgesehen. Die hellblauen Augen schienen stets ein wenig zusammengekniffen zu sein, wie bei einem Seemann, der in endlos weite Fernen späht. Sein Gesicht wirkte sympathisch, und stets lag der Hauch eines eigentümlichen Lächelns auf seinen Zügen, weshalb

andere Männer ihn auf den ersten Blick mochten. Seine Nase war eine wahrhaft klassisch – römische Nase, was seine irischen Mitbrüder verwundert haben musste – allerdings ist an irischen Gestaden so manches Schiff gelandet oder auch gestrandet. Noch immer sprach er in der schnellen, weichen und verwischten Art der Galway-Iren, doch nach fast zwanzig Jahren auf der anderen Seite des Globus‘ klang alles ein wenig gedeckter und auch langsamer als früher – etwa wie bei einer alten Uhr, die mal wieder richtig aufgezogen werden müsste. Er war ein zufriedener Mensch, und mit dem harten und schweren Leben, das er führen musste, kam er besser zurecht, als das den meisten gelang. Zwar konnte er sehr streng sein, und er schrieb eine »Handschrift«, die keiner so leicht vergaß. Dennoch beteten ihn, mit einer Ausnahme, alle seine Kinder an. War nicht genügend Brot für die ganze Familie da, so verzichtete er für seinen Teil darauf. Und hieß es, entweder ein neues Kleidungsstück für ihn oder aber für einen seiner Sprösslinge, so kam ganz selbstverständlich das Kind an die Reihe. Das war gewiss ein größerer Beweis für seine Liebe, als es eine Million flüchtiger Küsse gewesen wäre. Allerdings brauste er leicht auf, und es konnte geschehen, dass es völlig mit ihm durchging: Er hatte einmal einen Mann getötet. Doch das Glück hatte ihm zur Seite gestanden. Der Mann war ein Engländer gewesen,

und im Hafen von Dun Laoghaire lag ein Schiff, das im Begriff stand, nach Neuseeland auszulauen. Bright ging zur Hintertür und rief:

»Tee!« Einer nach dem anderen marschierten die Jungen herein. Die Nachhut bildete Liam mit einem Armvoll Holz, das er in den großen Kasten beim Herd fallen ließ. Angus hob Enya von seinen Knien und stellte sie auf die Füße. Dann ging er zum Kopfende des Esstischs auf der anderen Seite der Küche. Die Jungen nahmen an den Längsseiten Platz, und Enya krabbelte auf die Holzkiste, die ihr Vater auf den ihm zunächst stehenden Stuhl gestellt hatte. Schnell und geschickt füllte Bright das Essen auf ihrem Arbeitstisch direkt in die Teller. Dann trug sie jeweils zwei zum Esstisch hinüber, zuerst für Angus, dann für Liam und so weiter bis zu Enya – für sich selbst zuletzt.

»Oooch! Stew!« sagte Kevyn und zog ein Gesicht. »Warum heiße ich bloß bei meinem zweiten Namen nach so was – Stuart!«

»Iss!« befahl sein Vater grollend. Die Teller waren groß, und Bright hatte sie buchstäblich mit Essen voll gehäuft: gekochte Kartoffeln, Lamm-Stew und Bohnen, frisch aus dem Garten. Trotz der allgemeinen Seufzer und sonstigen Bekundungen von Überdruß aß jeder, Kev nicht ausgenommen, seinen Teller leer und putzte ihn dann mit einer Brotscheibe blank. Anschließend wurden weitere Schnitten verdrückt, diesmal dick mit Butter

und Stachelbeermarmelade bestrichen. Brigit setzte sich, schlang ihr Essen in sich hinein, war bereits wieder auf den Füßen und eilte zu ihrem Arbeitstisch zurück, wo sie mit einer Kelle große Mengen Biskuit, mit viel Zucker und Marmelade angerichtet, in Suppenteller schöpfte. Darüber goss sie dampfend heiße Custard-Sauce. Und wieder trug sie, jeweils zwei Teller nehmend, alles zum Esstisch. Und nahm dann mit einem Seufzer Platz – diesmal konnte sie mit Musse essen.

»Oh!« rief Enya glücklich und ließ ihren Löffel in die Custard-Sauce klatschen. »Jam-Roly-Poly!«

»Na, Enya-Mädchen, ist ja dein Geburtstag. Da hat Mum dir deinen Lieblingspudding gemacht«, sagte ihr Vater lächelnd. Diesmal meckerte niemand. Was immer der Pudding enthalten mochte, er wurde mit Genuss verspeist: Für Süßes waren die Kellys allemal zu haben. Trotz der Riesemengen kalorienreicher Nahrung hatte keiner von ihnen überflüssiges Fett auf den Rippen. Was immer sie in sich hineinstopften, wurde praktisch im Handumdrehen in Energie umgesetzt, sei es beim Spiel, sei es bei der Arbeit. Jetzt schenkte Brigit aus ihrer Riesenkanne für jeden Tee ein. Man trank, man unterhielt sich, oder man las, eine Stunde lang oder auch länger.

\*\*\*

Angus, den Kopf in einem Bibliotheksbuch, schmauchte seine Pfeife. Immer wieder musste Brigit nachgießen. Auch Colin beschäftigte sich mit einem Buch aus der Bibliothek, während die jüngeren Kinder Pläne für den nächsten Tag schmiedeten. In die Schule mussten sie jetzt nicht, denn die langen Sommerferien waren da, und die Jungen hatten allerlei Arbeiten im Haus und im Garten zugeteilt bekommen: Sie schienen recht begierig, diese in Angriff zu nehmen. Überall, wo es draußen nötig war, sollte Colin den Anstrich erneuern. Für Finn und Glenn gab es gleich mehrere »Bereiche«: den Holzhaufen, die Außengebäude und die Melkerei. Für Kevyn blieb der Gemüsegarten. Nun: samt und sonders Kinderspiel – jedenfalls im Vergleich zu den Schrecken der Schule. Ab und zu hob Angus die Nase aus seinem Buch und fügte der Liste einen weiteren Job hinzu. Brigit schwieg, und Liam saß nur müde und schlaff da und trank eine Tasse Tee nach der anderen. Schließlich winkte Brigit Enya herbei. Wie stets, bevor sie sie zusammen mit Kev und Glenn zu Bett brachte, band sie ihr das Haar mit Stoffetzen hoch. Finn und Colin entschuldigten sich und gingen nach draußen, um die Hunde zu füttern. Liam trug Enyas Puppe zum Arbeitstisch und machte sich daran, ihr wieder das Haar anzukleben. Angus klappte sein Buch zu und legte seine

Pfeife in die große, schillernde Paua-Muschel, die ihm als Aschenbecher diente.

»Nun, Mutter, ich geh' jetzt zu Bett.«

»Gute Nacht, Angus.« Brigit räumte das Geschirr vom Esstisch fort und holte dann von einem Haken an der Wand eine große galvanisierte Wanne herunter, die sie auf ihren Arbeitstisch stellte, ein Stück von der Stelle entfernt, wo Liam mit der Puppe beschäftigt war. Dann nahm sie den schweren, gusseisernen Kessel vom Herd, in dem sich heißes Wasser befand. Das goss sie in die Wanne. Aus einer alten Blechdose schüttete sie kaltes Wasser hinzu. Hinter einer Art Drahtgeflecht war Seife. Sie begann, das Geschirr abzuwaschen. Liam arbeitete an der Puppe, ohne auch nur einmal den Kopf zu heben. Aber als dann der Tellerstapel anwuchs, stand er wortlos auf, holte ein Geschirrtuch und begann abzutrocknen. Die behände Art, mit der er sich zwischen Arbeitstisch und Küchenanrichte hin und her bewegte, zeugte von langer Vertrautheit. Es war ein heimliches, keineswegs ungefährliches Spiel, das er und seine Mutter spielten; denn die strengste Regel in Anguss Reich betraf die angemessene Verteilung der Pflichten. Hausarbeit war Frauensache, und damit hatte sich's. Kein männliches Mitglied der Familie durfte bei »weiblichen« Aufgaben auch nur helfen. Doch Abend für Abend tat Liam eben dies, wenn Angus zu Bett gegangen war: Er half seiner

Mutter, und sie ermunterte und ermutigte ihn dazu, indem sie mit dem Geschirrspülen wartete, bis sie beide den dumpfen Aufprall von Angus' Latschen auf den Fußboden gehört hatten. Noch nie war Angus danach in die Küche zurückgekommen. Brigit blickte Liam liebevoll an.

»Ich weiß nicht, was ich ohne dich tun würde, Liam. Dabei ist das gar nicht gut für dich. Du wirst morgen früh sehr müde sein.«

»Ist schon in Ordnung, Mum. So ein bisschen Geschirrabtrocknen bringt mich nicht um. Ist wenig genug, um dir das Leben etwas leichter zu machen.«

»Das gehört nun mal mit zu meiner Arbeit, Liam. Macht mir auch nichts weiter aus.«

»Ich wünschte nur, wir würden irgendwann mal reich werden, damit du ein Dienstmädchen haben könntest.«

»Das ist Wunschdenken!« Sie wischte ihre seifigen, roten Hände am Geschirrtuch ab und stemmte sie dann in die Hüften, seufzend. Aufmerksam betrachtete sie ihren Sohn, und in ihren Augen zeigten sich, undeutlich noch, Sorge und Unruhe: Sie spürte seine bittere Unzufriedenheit, die stärker und verzehrender zu sein schien als das übliche Aufbegehren eines Arbeiters gegen sein Los.

»Liam, hab bloß keine großen Rosinen im Kopf. Denn das führt zu nichts Gutem. Wir gehören nun einmal zur arbeitenden Klasse. Und das bedeutet,

dass wir nicht reich werden und uns auch keine Dienstmädchen leisten können. Sei zufrieden mit dem, was du bist und was du hast. Wenn du so etwas sagst, dann beleidigst du Daddy, und das hat er nicht verdient. Das weißt du. Er trinkt nicht, er spielt nicht, und er arbeitet furchtbar hart für uns. Kein Penny, den er verdient, wandert in seine Tasche. Alles kommt uns zugute.« Die muskulösen Schultern spannten sich ungeduldig, das dunkle Gesicht wirkte hart und grimmig.

»Aber was ist denn so Schlechtes daran, wenn man sich vom Leben mehr wünscht als nur Plackerei? Und was ist so verkehrt, wenn ich meine, es wäre gut, wenn du ein Dienstmädchen hättest?«

»Es ist nicht richtig, weil es nicht sein kann! Du weißt, dass kein Geld da ist, um dich auf der Schule zu lassen, und wenn du nicht auf der Schule bleiben kannst, wie soll dann je mehr aus dir werden als ein Mann, der sich mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdienen muss? Dein Akzent, deine Kleidung und deine Hände beweisen, dass du dich durch körperliche Arbeit ernähren musst. Aber es ist ja keine Schande, Schwielen an den Händen zu haben. Genau wie Daddy sagt – wenn ein Mann schwielige Hände hat, weißt du, dass er ein ehrlicher Kerl ist.« Liam zuckte die Schultern und schwieg. Das Geschirr wurde fortgeräumt. Brigit holte ihren Nähkorb hervor und setzte sich

auf Angus' Stuhl beim Feuer. Liam arbeitete an der Puppe weiter.

»Arme kleine Enya!« sagte er plötzlich.

»Warum?«

»Als diese kleinen Schlingel an ihrem Püppchen herumzerzten, stand sie weinend da, und ihre ganze Welt schien in Scherben zu liegen.« Er blickte auf die Puppe, deren Haar wieder an Ort und Stelle saß. Zum dritten Mal hatte er es nun angeklebt.

»Daphne! Wo, um Himmels Willen, hat sie solch einen Namen her?«

»Sie muss gehört haben, wie ich von Daphne Fortescue Smythe sprach – nehme ich jedenfalls an.«

»Als ich ihr die Puppe zurückgab, sah sie ihr in den Kopf und starb fast vor Angst. Irgendwas an den Augen erschreckte sie, aber was, weiß ich auch nicht.«

»Enya sieht immer Dinge, die es gar nicht gibt.«

»Es ist ein Jammer, dass nicht genug Geld da ist, um die Kleinen auf der Schule zu lassen. Sie sind so gescheit.«

»Oh, Liam! Wenn Wünsche Pferde wären, könnten Bettler vielleicht reiten«, sagte seine Mutter müde. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. Ihre Finger zitterten leicht. Sie stach die Stopfnadel tief in ein Knäuel grauer Wolle.

»Ich kann nicht mehr. Ich bin zu müde, um noch richtig zu sehen.«

»Geh zu Bett, Mum. Ich werde die Lampen ausblasen.«

»Sobald ich das Feuer geschürt habe.«

»Das mach' ich schon.« Er stand auf und setzte die zierliche Puppe auf die Küchenanrichte hinter ein Kuchenblech – dieses gleichsam als Schutzschild benutzend. Doch im Grunde war er nicht im mindesten darüber besorgt, dass sich die Jungen ein zweites Mal an Daphne vergreifen würden. Sie fürchteten seine Vergeltung mehr als eine Bestrafung durch ihren Vater. Irgendwie haftete ihm etwas Gewalttätiges an. War er mit seiner Mutter oder seiner Schwester zusammen, so merkte man nichts davon. Doch die Jungen hatten alle darunter zu leiden. Brigit beobachtete ihn, und das Herz tat ihr weh. Etwas Wildes und Verzweifeltes sprach aus ihm, ein manchmal geradezu unbändiger Trotz. Wenn er und Angus sich nur besser miteinander vertragen wollten. Aber sie waren kaum jemals derselben Meinung. Fortwährend stritten sie sich. Vielleicht zeigte Liam sich um sie, Brigit, allzu besorgt. Vielleicht hatte er tatsächlich ein bisschen was von einem Mutter-söhnchen an sich. Falls das zutraf, war es ihre Schuld. Immerhin bewies es, dass er ein gutes, liebevolles Herz besaß. Er wollte ihr das Leben nur ein wenig leichter machen. Und wieder sehnte sie den Tag herbei, an dem Enya alt genug war, um ihr zu helfen: Dann brauchte er sich mit der Extra-

arbeit für seine Mutter nicht mehr so zu plagen. Sie nahm eine kleine Lampe vom Tisch, stellte sie jedoch wieder zurück. Dann ging sie zu Liam, der jetzt vor dem Herd hockte und Brennholz ins Feuerloch nachschob. Auf seinen weißen Armen traten die Adern hervor, in die Haut seiner fein geformten Hände war der Arbeitsschmutz so tief eingegraben, dass er sie nie richtig sauber bekam. Wie zaudernd streckte Brigit ihre Hand aus, und ganz sacht strich sie Liam das glatte schwarze Haar aus den Augen. Es war das Äußerste an zärtlicher Geste, wozu sie sich je bringen konnte.

»Gute Nacht, Liam, und danke schön.« Als Brigit lautlos durch die Tür zum vorderen Teil des Hauses trat, huschten und zuckten die Schatten vor ihr her. Liam und Colin teilten sich das erste Schlafzimmer. Leise öffnete sie die Tür und hielt die Lampe in den Raum. Das Licht fiel über das Doppelbett in der Ecke. Colin lag auf dem Rücken, den Mund geöffnet, mit unruhig zitternden und zuckenden Gliedern. Sie trat zu ihm und drehte ihn auf die Seite, ehe er, in der Rückenlage, einem immer schlimmer werdenden Alptraum zum Opfer fallen konnte. Dann stand sie einen Augenblick und betrachtete ihn. Wie sehr er doch Angus glich! Im nächsten Zimmer lagen Finn und Glenn: fast schon ineinander verschlungen. Furchtbare Lausejungs. Heckten dauernd etwas aus, waren aber nicht bösartig. Vergeblich versuchte Brigit,

die beiden jetzt voneinander zu lösen und das Bettzeug wieder in Ordnung zu bringen. Die Rot-schöpfe mit den krausen Locken ließen sich einfach nicht voneinander trennen. Mit einem leisen Seufzer gab Brigit den Versuch auf. Wie brachten es die beiden nur fertig, sich trotzdem im Schlaf zu erholen? Es schien ihnen sogar ausgezeichnet zu bekommen. Das Zimmer, in dem Enya und Kevyn schliefen, hätte sie sich heller und fröhlicher gewünscht, waren diese beiden doch die Kleinsten, die Nestlinge sozusagen. Doch der Raum mit den braunen Wänden, an denen kein einziges Bild hing, und dem braunen Linoleum auf dem Fußboden wirkte eher trist und trüb und unterschied sich in dieser Hinsicht in nichts von den anderen Schlafzimmern. Kevyn schien gleichsam umgestülpt. Dort, wo sein Kopf hätte sein sollen, fand sich ein Stück Nachthemd, das sich über sein Hinterteil spannte. Brigit tastete nach dem Kopf, der dicht bei den Knien lag. Wieder einmal wunderte sie sich, dass der Junge unter der Bettdecke nicht erstickte. Mit den Fingerkuppen strich sie über das Laken und erstarrte für einen Augenblick. Wieder nass! Nun, das würde bis morgen früh warten müssen, und dann war mit Sicherheit auch das Kissen nass. Das ging immer so bei ihm: Er drehte sich mit dem Kopf zum Fußende und nässte dann zum zweiten Mal ein. Nun, ein Bettnässer unter fünf Jungen, das ging

noch. Enya lag zu einem kleinen Bündel zusammengerollt, Daumen im Mund, Kopf wie umkränzt von lauter mit Stoffstreifen umwickelten Locken. Das einzige Mädchen. Brigit betrachtete sie nur mit einem flüchtigen Blick, bevor sie hinausging. An Enya war nichts Geheimnisvolles. Sie war ein Mädchen, und Brigit wusste, welches Los sie erwartete. Das löste bei ihr weder Neid noch Mitleid aus. Die Jungen hingegen waren etwas ganz anderes. Sie waren Wunder: männliche Wesen, die wie durch geheimnisvolle Alchimie aus ihrem, Brigit's weiblichem Körper gekommen waren. Es fiel gewiss nicht leicht, im Haus ohne Hilfe auskommen zu müssen, andererseits war es jedoch die Sache wert. Unter den Männern seines Standes genoss Angus, seiner Söhne wegen, besonderes Ansehen. Ein Mann, der Söhne gezeugt hatte, war auf jeden Fall ein richtiger Mann. Sie betrat das Schlafzimmer, in dem sie und Angus schliefen. Leise zog sie die Tür hinter sich zu, stellte die Lampe auf eine Kommode. Mit flinken Fingern öffnete sie die fast zahllosen winzigen Knöpfe ihres Kleides, die vom hohen Kragen bis zum Mittelteil reichten. Sodann zog sie die Arme heraus. Auch aus dem Kamisol befreite sie sich, hielt es jedoch sofort vor ihre Brust. Jetzt schlüpfte sie, ohne das Kamisol loszulassen, mit einiger Mühe in ein langes Nachthemd. Und erst nachdem sie züchtig bedeckt war, legte sie die üb-

rigen Kleidungsstücke ab, Kamisol und Unterhosen und locker geschnürtes Korsett. Nun zog sie die Nadeln aus dem sorgfältig hochgesteckten Haar. In goldener Flut fiel es herab. Wunderschönes Haar war es, kräftig und voll Glanz und sehr glatt. Doch so aufgelöst, so buchstäblich ungebunden und frei blieb es nur wenige Sekunden. Schon hob Brigit die Ellbogen über den Kopf und die Hände in den Nacken. Rasch und geschickt begann sie, das Haar zu flechten. Dann wandte sie sich zum Bett herum und hielt unbewusst für den Bruchteil einer Sekunde den Atem an. Doch Angus schlief, und sie seufzte erleichtert auf. Nicht, dass es nicht nett gewesen wäre, wenn Angus dafür in Stimmung war, denn er war ein scheuer, zärtlicher, rücksichtsvoller Liebhaber. Doch ... nun, es war ratsam, mit dem nächsten Kind zu warten, bis Enya zwei oder drei Jahre älter war.

\*\*\*

Wenn die Kellys sonntags zur Kirche fahren, musste Enya mit einem der älteren Jungen zu Hause bleiben, und sie sehnte den Tag herbei, an dem auch sie würde mitfahren dürfen. Angus Kelly war der Meinung, dass kleine Kinder - außer im eigenen Haus - in keinem Haus sonst etwas zu suchen hatten, und das schloss Gotteshäuser mit ein. Ging Enya erst einmal zur Schule, und konnte

man darauf vertrauen, dass sie still saß, so durfte sie auch zur Kirche mit. Vorher nicht. Und so stand sie jeden Sonntagmorgen beim Ginsterbusch am Vordertor, traurig, tief bedrückt, während die Familie in den alten Klapperkasten stieg und der als Enyas Hüter abbeordnete ältere Bruder ganz so tat, als wäre er heilfroh, auf diese Weise dem Gottesdienst zu entkommen. Dabei klebten alle Kellys gleichsam mit Elementarkraft aneinander. Der einzige, der da eine Ausnahme machte, war Liam. Er genoss es durchaus, von den anderen getrennt zu sein. Religion war für Angus ein unerschütterlich fester Bestandteil seines Lebens. Als er Brigit geheiratet hatte, wurde das von katholischer Seite recht unwillig akzeptiert, denn Brigit war ein Mitglied der Kirche von England – war es zumindest bis dahin gewesen. Angus zuliebe gab sie ihren Glauben auf, weigerte sich jedoch, statt dessen seinen anzunehmen. Weshalb, ließ sich schwer sagen. Allerdings gehörten die Armstrongs zu den alten Pioniergeschlechtern mit dem sozusagen makellosen Wappen des anglikanischen Glaubens, während Angus ein armer Einwanderer war, dazu noch einer außerhalb des Schoßes ihrer Kirche. Lange bevor dort die ersten »offiziellen« Siedler eintrafen, hatte es in Neuseeland bereits Armstrongs gegeben, und das war so etwas wie ein kolonialer Adelsbrief. Aus der Armstrong-Perspektive ließ sich nur feststellen, dass Brigit eine

schockierende Mesalliance eingegangen war. Roderick Armstrong hatte den Neuseeland-Clan auf höchst sonderbare Weise begründet. Das Ganze begann mit einem Ereignis, das auf das England des 18. Jahrhunderts viele unvorhergesehene Auswirkungen haben sollte: mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Bis 1776 waren alljährlich über eintausend verurteilte Verbrecher von England nach Virginia sowie Nord- und Süd-Carolina deportiert worden. Dort hatten sie Zwangsarbeit zu leisten unter Bedingungen, die nicht besser waren als jene für Sklaven. Die britische Rechtsprechung zu dieser Zeit konnte nicht anders als grausam und gnadenlos genannt werden. Auf Mord, Brandstiftung, das geheimnisvolle Verbrechen der »Verkörperung von Ägyptern« und Diebstahl (sofern das Gestohlene einen Wert von mehr als einem Shilling hatte) stand der Tod am Galgen. Bei minderen Delikten musste der Täter mit Deportation nach Amerika rechnen, und zwar auf Lebenszeit. Als dann 1776 die Amerikaner sozusagen die Tore dicht machten, wusste England bald nicht mehr, wohin mit seinen Verurteilten. Die Gefängnisse waren zum Bersten gefüllt. Was sich dort nicht mehr unterbringen ließ, stopfte man in die Rümpfe abgetakelter Schiffe, die in den Flussmündungen festgemacht lagen. Irgendetwas musste geschehen, und es geschah auch etwas. Mit großem Widerstreben – weil die Kosten für das Un-

ternehmen mehrere tausend Pfund betrogen – gab man Captain Arthur Philip den Befehl, nach dem Great South Land, dem Großen Südland, in See zu stechen. Das war im Jahr 1787. Seine Flotte von elf Schiffen hatte über eintausend Verurteilte an Bord, außerdem Matrosen, Seeoffiziere und ein Kontingent Marinesoldaten. Eine ruhmreiche Odyssee auf der Suche nach Freiheit war dies wirklich nicht. Ende Januar 1788, acht Monate nach dem Aufbruch von England, erreichte die Flotte Botany Bay. Seine Verrücktheit George III. hatte für seine Sträflinge einen neuen Abladeplatz gefunden: die Kolonie Neusüdwales. 1801 wurde Roderick Armstrong im Alter von zwanzig Jahren zur Deportation auf Lebenszeit verurteilt. Spätere Armstrong-Generationen behaupteten, er sei vornehmer Abstammung gewesen. Seine Familie, in Somerset ansässig, habe nach der Amerikanischen Revolution ihr Vermögen verloren. Und von einem Verbrechen könne bei ihm überhaupt nicht die Rede sein. Allerdings hatte kein Armstrong je ernsthafte Anstrengungen unternommen, die Vergangenheit des berühmten Vorfahren zu erforschen. Man sonnte sich im Abglanz seiner angeblichen Gloriele und improvisierte im übrigen ein wenig. Wie es um seine Herkunft auch bestellt sein mochte, der junge Roderick Armstrong war jedenfalls ein Heißsporn. Während der unglaublich harten achtmonatigen Überfahrt nach

Neusüdwales erwies er sich als ganz besonders schwieriger Fall, aber er starb nicht – verweigerte sozusagen auch hierin den Gehorsam. Als er 1803 in Sydney eintraf, wurde es mit ihm noch schlimmer, und so wurde er zur Norfolkinsel gebracht und in das Gefängnis für Widerspenstige gesteckt. Doch nichts konnte ihn gefügig machen. Man ließ ihn hungern. Man pferchte ihn in eine Zelle, die so klein war, dass er dort nicht sitzen, nicht liegen, ja nicht einmal richtig stehen konnte. Man prügelte ihn, bis er einer einzigen blutigen Masse glich. Man kettete ihn an einen Felsen im Meer und ließ ihn halb ertrinken. Und er lachte seinen Peinigern ins Gesicht: ein Haufen Knochen in dreckigen Lumpen, mit Narben am ganzen Körper und ohne einen Zahn im Mund. Doch in ihm brannte eine Flamme aus Erbitterung und Trotz, die unauslöschlich zu sein schien. Am Anfang eines jeden Tages schwor er sich, nicht zu sterben, und am Ende eines jeden Tages lachte er triumphierend, weil er noch am Leben war. 1810 schaffte man ihn nach Van-Diemens-Land und steckte ihn in einen Trupp von Kettensträflingen, der durch das eisenharte Sandsteingelände hinter Hobart mit Pickhacken eine Straße zu bahnen hatte. Roderick benutzte bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit seine Picke, um damit dem Oberaufseher ein Loch in den Brustkorb zu hacken. Sodann massakrierte er und zehn weitere Sträflinge weitere

fünf Aufseher, indem sie ihnen Zentimeter für Zentimeter das Fleisch von den Knochen schabten, bis die Männer unter gellendem Geschrei verendeten. Denn Sträflinge wie Aufseher waren Bestien – Urwesen gleichsam, die keine menschlichen Gefühle mehr kannten. Mit dem Schnaps und dem Proviant ihrer Opfer kämpften sich die elf Männer voran durch endlose kalte Regenwälder. In der Walfangstation Hobart stahlen sie ein Langboot und machten sich auf über die Tasman-See. Proviant hatten sie nicht mehr, und sie hatten auch kein Trinkwasser und keine Segel. Als das Langboot an die wilde Westküste von Neuseelands Südinsel gespült wurde, waren nur noch Roderick Armstrong und zwei andere Männer am Leben. Nie ließ er über diese unglaubliche Fahrt ein Wort fallen, aber man flüsterte sich zu, die drei hätten nur überlebt, indem sie ihre schwächeren Gefährten töteten und aßen. Neun Jahre waren seit seiner Deportation aus England vergangen. Noch immer war er ein junger Mann, doch er sah aus wie sechzig. Als 1840 die ersten »amtlich genehmigten« Siedler eintrafen, hatte er im reichen Canterbury-Distrikt der Südinsel für sich längst Land gerodet und außerdem eine Maori-Frau geheiratet – ohne irgendeine Trauungsurkunde allerdings – und mit ihr dreizehn hübsche halb-polyne-sische Kinder gezeugt. Gegen 1860 waren die Armstrongs Kolonial-Aristokraten. Ihre männli-

chen Sprösslinge schickten sie nach England auf exklusive Schulen, und ihre Abstammung von einem wahrhaft bemerkenswerten Mann bewiesen sie durch ein wahrhaft bemerkenswertes Besitzstreben, das sich mit einem erstaunlichen Quantum List und Verschlagenheit paarte. Rodericks Enkelsohn James hatte Brigit gezeugt, die 1880 zur Welt gekommen war: das einzige Mädchen unter insgesamt fünfzehn Kindern. Vielleicht entbehrte Brigit die protestantischen Rituale ihrer Jugend, die einfacher und nüchterner gewesen waren. Anmerken ließ sie sich davon jedoch nichts. Sie respektierte Angus' religiöse Überzeugungen und besuchte mit ihm die Messe. Auch sorgte sie dafür, dass ihre Kinder ausschließlich an einen katholischen Gott glaubten. Aber da sie nie konvertiert war, fehlte es denn doch an gewissen Dingen, zum Beispiel an den Tisch- oder den Gute-Nacht-Gebeten – eben an ausgeübter Alltagsfrömmigkeit. Auch war es so, dass Enya einen keltischen Einschlag aufwies, der sich in einer übertriebenen Liebe zur Natur manifestierte – in jedem Fall größer als jene zu Gott. Ansonsten war Enya ein durch und durch bescheidenes und entzückendes Geschöpf. Außer der einen Fahrt vor nunmehr anderthalb Jahren hatte sie noch keine weitere gemacht. Damals war es nach Kihe gegangen, wo sie im General Store dann Daphne gesehen hatte.

Aber das war auch alles gewesen. Sonst war sie noch nie von zu Hause fortgekommen.

– KAPITEL ZWEI –

## *Schwester Alexa*

Am Morgen ihres ersten Schultages war Enya so aufgeregt, dass sie ihr Frühstück erbrach. Also musste sie gesäubert werden. Da sie bereits in der respektablen Schuluniform steckte, blieb gar nichts anderes übrig, als ihr das schöne neue marineblaue Kleid mit dem großen weißen Matrosenkragen auszuziehen und sie wieder in diesen scheußlichen braunen wollenen Fetzen zu stecken, der sie am Hals immer zu würgen schien, weil er zu eng schloss.

»Und, Herrgott noch mal, Enya, wenn dir das nächste Mal übel wird, dann sag mir das! Sitz nicht einfach da, bis es zu spät ist! Und jetzt musst du dich beeilen, denn wenn du zu spät kommst, gibt Schwester Alexa dir bestimmt was mit dem Stock. Benimm dich und halte dich an deine Brüder.« Als Brigit Enya schließlich zur Tür hinausschob, hüpfen Colin, Finn, Glenn und Kev am Vordertor bereits ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

»Los, Enya, sonst kommen wir zu spät!« rief Colin und setzte sich in Bewegung. Seine Brüder

folgten ihm, und Enya ihrerseits folgte den Jungen. Um einigermaßen mitzuhaltten, musste sie in eine Art Laufschrift fallen. Es war kurz nach sieben. Die sanfte Sonne schien schon seit mehreren Stunden, und nur an schattigen Stellen fand sich auf dem Gras noch Tau. Die Straße nach Kihe war eigentlich nur ein Feldweg mit zwei tiefen Furchen, den Spuren rollender Wagenräder. Im hohen Gras zu beiden Seiten blühten mit üppiger Pracht rötliche Kapuzinerkresse und weiße Calla. Dahinter befanden sich Holzzäune, die fremden Besitz begrenzten oder präziser: vor dem Eindringen Unbefugter schützten oder doch schützen sollten. Auf dem Weg zur Schule marschierte Colin immer oben auf den Zäunen zur rechten Hand entlang, wobei er seine Schultasche gern auf dem Kopf balancierte. Die Zäune zur linken Hand waren gleichsam Finns Revier, so dass für die drei jüngeren Kellys die »Straße« blieb. Es ging einen ziemlich steilen Anstieg hinauf, und oben, wo die Robertson-Straße in die Kihe-Straße mündete, blieben sie einen Augenblick keuchend stehen, fünf leuchtend rote Schöpfe vor dem weiß-blauen Himmel. Jetzt ging es hügelabwärts, und das ließ man sich schon eher gefallen: Die Kinder fassten sich bei den Händen und liefen den grasbewachsenen Wegrand hinab, bis er unter einem wahren Blumengewirr gleichsam verschwand. Hätten sie nur Zeit dafür gehabt, so wären sie unter Mr.

Chapmans Zaun hindurchgekrochen, um wie Steinbrocken den Hang hinunterzukugeln. Vom Kelly-Haus bis Kihe waren es etwa acht Kilometer, und als Enya in der Ferne endlich die Telegraphen-Pfähle sah, zitterten ihr die Beine. Colin warf ihr ungeduldige Blicke zu. Seine Ohren waren gleichsam schon für das Läuten der Schulglocke gespitzt. Das Gesicht seiner kleinen Schwester war ziemlich rot und wirkte dennoch irgendwie blass. Seufzend gab Colin seine Schultasche Finn.

»Komm, Enya«, sagte er brummig. »Das letzte Ende trage ich dich huckepack.« Scharf musterte er seine Brüder: dass die ja nicht glaubten, er sei im Gemüt jetzt plötzlich pflaumenweich! Enya kletterte auf seinen Rücken und machte sich's dort bequem. Jetzt konnte sie sich in aller Behaglichkeit Kihe ansehen. Viel zu sehen gab es da allerdings nicht. Kihe war kaum mehr als ein großes Dorf, zu beiden Seiten einer in der Mitte geteerten Straße gelegen. Das größte Gebäude war das zweistöckige Hotel. Dort überspannte ein von Pfeilern gestützter Baldachin den Gehsteig, hauptsächlich zum Schutz gegen die Sonne. Das zweitgrößte Gebäude war der General Store, der sich gleichfalls einer solchen schützenden Plane rühmen durfte. Außerdem standen vor seinen vollgepfropften Fenstern Sitzbänke, auf denen sich Passanten ausruhen konnten. Vor der Freimaurerhalle

stand ein Fahnenmast, an dem in der steifen Brise ein ziemlich zerlappter Union Finn flatterte. So etwas wie eine Automobilwerkstatt gab es in der Stadt noch nicht, denn der Besitz von »pferdelosen Kutschen« war auf einige wenige beschränkt. Doch nicht weit von der Freimaurerhalle stand eine Schmiede mit einem Stall dahinter, und fast unmittelbar neben dem Pferdetrog sah man die Benzinpumpe. Das einzige Gebäude in der gesamten Siedlung, das wirklich den Blick auf sich zog, war ein sonderbar hellblauer Laden – sehr unbritisch: Alle anderen Gebäude trugen einen Anstrich von nüchternem Braun. Die öffentliche Schule und die anglikanische Kirche standen Seite an Seite, direkt gegenüber der Heiligen-Herz-Kirche und der katholischen Schule.

Während die Kelly-Kinder am General Store vorüber eilten, erklang die Glocke der katholischen Schule, fast unmittelbar gefolgt vom lauten Schall der größeren Glocke vor der öffentlichen Schule. Colin fiel in eine Art Trab, und sie liefen auf einen mit Kies bestreuten Hof, wo sich gerade rund fünfzig Kinder vor einer kleinen Nonne formierten, die einen biegsamen Stock schwang, der länger zu sein schien als sie. Ohne dass es ihm gesagt werden musste, stellte Colin sich mit seinem Trupp abseits der anderen Kinder auf, den Blick auf den Stock der Nonne gerichtet. Das Herz-Jesu-Kloster hatte zwei Stockwerke,

was man jedoch nicht sofort bemerkte, da es hinter einer Umfriedung ein Stück von der Straße entfernt stand. Im oberen Stockwerk wohnten die drei Barmherzigen Schwestern mit einer vierten Nonne, die als Haushälterin fungierte und die man nie zu Gesicht bekam. Im Erdgeschoss gab es drei große Räume, wo unterrichtet wurde. Rings um das rechteckige Gebäude lief eine breite schattige Veranda. Dort durften sich die Kinder, hauptsächlich während der Pausen, an Regentagen aufhalten. An Sonnentagen war das verboten. Es gab mehrere große Feigenbäume auf dem Grundstück, und hinter der Schule fiel das Gelände ab und bildete unten eine kreisförmige Grasfläche, die man euphemistisch »Kriquet-Platz« getauft hatte. Tatsächlich wurde dort am häufigsten Kriquet gespielt. Colin und seine Brüder standen stocksteif und ignorierten die spöttischen und verstohlenen Laute aus der Gruppe der Kinder. Jetzt marschierten die angetretenen Schüler in das Gebäude, und zwar zu den Klängen des geistlichen Liedes, das Schwester Maria drinnen auf dem klirrenden Schulklavier spielte. Erst als das letzte Kind verschwunden war, löste Schwester Alexa sich aus ihrer steifen Haltung. Sie schwang herum und kam auf die Kellys zu. Enya starrte die Nonne an. Sie hatte noch nie eine gesehen, und der Anblick schien in der Tat außergewöhnlich. Von Schwester Alexa selbst waren nur ein Stück Gesicht und die

beiden Hände zu sehen. Bei der Nonnentracht herrschte, wenn man von dem weißen gestärkten Brustkragen einmal absah, fast ausschließlich das schwärzeste Schwarz vor. Um Schwester Alexas stattliche Leibesmitte schlang sich ein breiter Leder Gürtel, dessen Enden durch einen Metallring miteinander verbunden waren. Von diesem Ring baumelte ein Rosenkranz herab. Die Haut der Nonne wirkte ewig gerötet, teilweise eine Folge übermäßiger Reinlichkeit, teilweise bedingt durch den permanenten Druck, den die Haube – der sogenannte Schleier – auf ihr Gesicht ausübte, auf ein gleichsam entkörperlichtes Gesicht. Überall auf ihrem Kinn sprossen winzige Haarbüschel, und Lippen schien sie nicht zu besitzen. Ihr Mund war zu einem schmalen Strich zusammengepresst, ganz als müsse sie sich unentwegt auf die schwere Aufgabe konzentrieren, hier in dieser hinterwälderischen Einöde eine Braut des Himmels zu sein, nachdem sie fünfzig Jahre zuvor in einem so sanft und traut wirkenden Kloster in Killarney den Schleier genommen hatte. Oben an ihrer Nase sah man zwei rötliche Flecken, Spuren des stählernen Brillengestells. Die fahlblauen Augen hinter den Gläsern blickten misstrauisch und erbittert.

»Nun, Colin Kelly, warum kommst du zu spät?«  
fauchte Schwester Alexa.

»Es tut mir leid, Schwester«, sagte Colin, den Blick nach wie vor auf ihrem jetzt hin und her

schwingenden Stock. »Warum kommst du zu spät?« wiederholte sie.

»Es tut mir leid, Schwester.«

»Dies ist der erste Morgen des neuen Schuljahrs, Colin Kelly, und ich hätte eigentlich gedacht, dass du wenigstens an diesem Tag versuchen würdest, pünktlich zu sein.« Enya zitterte, nahm jedoch ihren ganzen Mut zusammen.

»Oh, bitte, Schwester, es war meine Schuld!« piepste sie. Die fahlblauen Augen schwenkten von Colin zu Enya und schienen in sie einzudringen: buchstäblich in ihre Seele. Unschuldig und arglos stand sie da und wusste nicht, dass sie gegen das oberste Gebot verstieß im ewig währenden, tödlichen Kampf zwischen Lehrern und Schülern: Nie freiwillig über etwas Auskunft geben! Rasch gab Colin ihr einen Tritt gegen das Bein, und sie musterte ihn verwirrt von der Seite.

»Warum war es deine Schuld?« fragte die Nonne in einem so kalten Ton, wie Enya ihn noch nie gehört hatte.

»Ich musste brechen, und das ging auf den Tisch und auf mein Kleid, bis durch auf die Unterhose, und Mum musste mich waschen und mir etwas anderes zum Anziehen geben, und darum sind wir alle zu spät gekommen«, erklärte Enya. Das Gesicht der Nonne blieb ausdruckslos. Nur ihr Mund schien plötzlich einer zum Zerspringen gespann-

ten Stahlfeder zu gleichen. Die Spitze ihres Stocks senkte sich um zwei oder drei Zentimeter.

»Wer ist dies!« fauchte sie Colin an, und ihre Frage schien sich auf ein neues und ganz besonders widerliches Insekt zu beziehen.

»Bitte, Schwester, sie ist meine Schwester ... Enya.«

»Enya?! Enya?! Wie die infame Keltengöre, die sich anmaßte, als Nachfolgerin des Bischofs und Missionars St. Patrick angesehen zu werden?!«

»Ähm ... ja, Schwester.«

»Dann wirst du ihr in Zukunft klarmachen, Colin, dass es gewisse Dinge gibt, die wir niemals erwähnen, wenn wir wirkliche Ladies und Gentlemen sind. Unter gar keinen Umständen gebrauchen wir je den Namen irgendeines Teils unserer Unterbekleidung, wie Kinder aus einem anständigen Elternhaus automatisch wissen würden. Streckt eure Hände vor, ihr alle.«

»Aber, Schwester, es war meine Schuld!« rief Enya, während sie ihre Hände vorstreckte, die Innenflächen nach oben gekehrt. Sie kannte das Ritual. Tausendmal und mehr hatten ihre Brüder es zu Hause als Pantomime vorgeführt.

»Still!« zischte Schwester Alexa sie an. »Es ist mir völlig gleichgültig, wer von euch die Schuld hat. Ihr seid alle zu spät gekommen, also müsst ihr auch alle bestraft werden. Sechs Hiebe!« Sie sprach das Urteil mit monotoner Stimme. Voll

Schrecken beobachtete Enya, wie der lange Stock blitzschnell auf Colins Handfläche herabsauste, und zwar genau in die Mitte. Sofort erschien eine rote Strieme. Der nächste Schlag saß präzise an der untersten Furche der Finger und der dritte auf den Fingerkuppen, einem besonders schmerzempfindlichen Teil. Schwester Alexa war eine zielsichere Expertin. Drei Schläge trafen Colins andere Hand. Dann wandte die Nonne ihre Aufmerksamkeit Finn zu. Colins Gesicht war blutleer, aber er hatte nicht gezuckt und auch keinen Laut von sich gegeben. Genauso verhielten sich jetzt seine Brüder, selbst der zarte Kev. Als die Reihe an Enya war, schloss sie unwillkürlich die Augen, und so sah sie nicht, wie der Stock auf ihre Hand herabsauste. Doch plötzlich gab es eine ungeheure Explosion von Schmerz. Siedeglut schien sich durch das Fleisch hindurch zum Knochen zu fressen, und während sie weiter vordrang, die Unterarme herauf, peitschte der nächste Hieb auf die Handfläche, und als sie die Schultern erreichte, landete auf den Fingerkuppen der dritte Schlag. Mit der Schärfe einer Klinge schien der Schmerz jetzt mitten durch Enya hindurchzugehen. Tief gruben sich ihre Zähne in die Unterlippe. Sie schrie nicht. Genau wie ihre Brüder blieb sie stumm. Sie hätte sich geschämt, es ihnen nicht nachzutun. Auch sie hatte ihren Stolz. Was sie empfand, waren Zorn und Empörung über die Ungerechtigkeit. Noch

immer hielt sie die Augen geschlossen. Sie zog es vor, Schwester Alexa jetzt nicht anzusehen. Die Lektion, welche die Nonne ihr erteilte, haftete fest – allerdings kaum in dem von Schwester Alexa beabsichtigten Sinn. Erst in der Mittagspause spürte Enya in den Händen keine Schmerzen mehr. Den Vormittag hatte sie in einem Zustand von Furcht und Verwirrung hinter sich gebracht. Im Klassenraum für die Jüngsten musste sie sich mit einem anderen Kind Pult und Bank teilen, doch wer da neben ihr saß, nahm sie überhaupt nicht wahr. Und von dem, was gesagt und getan wurde, begriff sie nichts. Die Pause verbrachte sie dann mit Colin und Finn an einer abseits gelegenen Stelle des Spielplatzes. Sie glich einem Häufchen Elend. Erst auf Colins strengen Befehl aß sie die Brote mit der Stachelbeermarmelade, die ihre Mutter ihr mitgegeben hatte.

Während des Nachmittagsunterrichts ging es dann besser. Enya begann wahrzunehmen, was um sie herum geschah. Noch immer brannten die Hiebe tief, wenn auch nicht körperlich. Enya ignorierte das Getuschel der Mädchen in ihrer Nähe und saß sehr straff, mit hochoberem Kopf. Vorne stand Schwester Alexa mit ihrem Stock; Schwester Ulicia patrouillierte sozusagen hinter den Linien auf und ab; Schwester Maria setzte sich an das Klavier, unmittelbar beim Eingang des Klassenraums für die Jüngsten, und be-

gann, »Vorwärts, christliche Soldaten« zu spielen. Eigentlich handelte es sich hierbei um ein protestantisches Lied, doch durch den Krieg war es gleichsam interkonfessionell geworden. Wie kleine Soldaten, befand Schwester Maria voll Stolz, marschierten die lieben Kinder nach dieser Weise. Schwester Ulicia war eine recht getreue Kopie von Schwester Alexa, in einer um fünfzehn Jahre jüngeren Ausgabe. Schwester Maria dagegen hatte noch etwas entfernt Menschliches an sich. Sie war erst in den Dreißigern, irischer Herkunft natürlich, und das Feuer ihrer inbrünstigen Hingabe war noch nicht völlig erloschen. Es machte ihr Freude, die Kinder zu unterrichten, in deren kleinen, ihr bewundernd zugewandten Gesichtern sie noch immer Ebenbilder des Herrn Jesu Christi zu sehen vermochte. Doch sie unterrichtete nur die älteren Schüler, bei denen Schwester Alexa annahm, sie seien genügend gedrillt, um auch bei einer jungen und nachgiebigen Lehrerin nicht zu mucksen. Was Schwester Alexa betraf, so nahm sie sich der Jüngsten an, um die noch gestaltlose Tonmasse kindlicher Hirne und Herzen nach ihrer Fassung zu formen. Die mittleren Gruppen überließ sie Schwester Ulicia. In der hintersten Reihe sitzend – und somit vor gewissen Argusaugen leidlich sicher –, wagte Enya jetzt einen Blick auf ihre Nachbarin. Ein breites Lächeln war die Antwort, Zahnlücken wurden sichtbar, und aus einem dunk-

len, leicht glänzenden Gesicht musterten Enya dunkle, überaus große Augen. Für Enya hatte dieses Wesen an ihrer Seite etwas faszinierendes. Blonde oder rötliche Haare und Sommersprossen waren für sie alltäglich, und selbst Liam mit seinen dunklen Augen und seinem dunklen Haar hatte eine vergleichsweise helle Haut. Kein Wunder also, dass Enya in ihrer Nachbarin das schönste Geschöpf sah, das ihr je zu Augen gekommen war.

»Wie heißt du?« fragte die dunkle Schönheit leise aus dem Mundwinkel. Am Ende ihres Bleistifts kauend, spuckte sie die abgebissenen winzigen Stückchen in die Vertiefung für das Tintenfass.

»Enya«, flüsterte Enya zurück.

»Ihr dort!« klang eine trockene raspelnde Stimme von vorn. »Ja, du!« Enya fuhr zusammen und blickte sich verstört um. Ein eigentümlich hohl klingendes Klappern ertönte: Zwanzig Kinder legten fast genau gleichzeitig ihre Bleistifte auf ihre Pulte. Voll Entsetzen sah Enya, dass alle sie anstarrten. Und ihr Schrecken wuchs noch, als jetzt Schwester Alexa den Gang entlang auf sie zukam. Am liebsten wäre sie geflüchtet, hätte sie nur gewusst, wohin. Doch hinter ihr versperrte die Trennwand zum Klassenraum für die mittleren Jahrgänge den Fluchtweg, zu beiden Seiten befanden sich Pulte, und vor ihr war Schwester Alexa. In ihrem verängstigten kleinen Gesicht schien es,

als sie jetzt zur Nonne empor starrte, nichts zu geben als ein riesiges Augenpaar. »Du hast geredet, Enya Kelly?«

»Ja, Schwester.«

»Und was hast du gesagt?«

»Meinen Namen, Schwester.«

»Den Vornamen, den Nachnamen oder beide?!«

»Den Vornamen.«

»So, so! Deinen heidnischen Vornamen!« Höhnisch blickte Schwester Alexa sich zu den anderen Kindern um: Hier, so sagte ihr Blick, war von allen wohl einzig Verachtung am Platz.

»Nun, Kinder, fühlen wir uns nicht geehrt? Noch jemand von den Kellys in unserer Schule, und sie kann nicht damit warten, ihren heidnischen Namen hinauszuposaunen!« Sie wandte sich wieder Enya zu. »Steh auf, wenn ich mit dir rede, du unwissende kleine Wilde! Eine dumme gottlose Kelteingöre bist du – weiter nichts! Erhebe dich und strecke bitte deine Hand vor.« Enya raffte sich hoch. Unsicher stand sie, und die langen Locken schienen ihr Gesicht zu umtanzen. Sie verschränkte die Hände ineinander, in verzweifelter, wie flehender Geste, doch Schwester Alexa rührte sich nicht um den Bruchteil eines Zentimeters, sie wartete nur, wartete, wartete ... Irgendwie brachte Enya die Kraft auf, die Hände vorzustrecken; doch als der Stock herabsauste, zuckte sie entsetzt zurück. Schwester Alexa krallte die Finger ihrer

freien Hand in Enyas oben gebauschtes Haar. Sie zog den Kopf des Mädchens so dicht zu sich heran, dass das kleine Gesicht nur noch wenige Zentimeter von jenen furchtbaren Brillengläsern entfernt war.

»Strecke deine Hände vor, Enya Kelly.« Die Stimme klang keineswegs zornig, sie klang fast höflich, doch kalt und unversöhnlich. Enya öffnete den Mund und erbrach sich: Sie erbrach sich auf Schwester Alexas makelloses Habit. Voll Entsetzen hielten alle Kinder für Sekundenbruchteile die Luft an, während das Erbrochene vom Stoff auf den Fußboden tropfte. Schwester Alexa stand starr, das Gesicht dunkelrot vor Verblüffung und Wut. Und dann sauste der Stock, sauste und sauste, wohin immer er gerade traf, während Enya, um ihr Gesicht zu schützen, die Arme über den Kopf hob und, sich zusammen krümmend, in die Ecke zurückwich. Noch immer erbrach sie sich. Als der Arm von Schwester Alexa so müde war, dass er den Stock nicht mehr hochheben wollte, deutete sie zur Tür.

»Geh nach Hause, du widerliche kleine Philisterin«, sagte sie, machte auf dem Hacken kehrt und ging in Schwester Ulicias Klassenraum. Enyas hin und her zuckender Blick suchte und fand Kev. Er nickte. Ja, das sollte offenbar heißen, du musst tun, was sie dir befohlen hat. Seine sanften grünblauen Augen waren voll Mitleid und Verständnis.

Sie wischte sich den Mund mit dem Taschentuch und stolperte dann durch die Tür und hinaus aus dem Gebäude. Bis zum Unterrichtschluss waren es noch zwei Stunden: viel zu lange, um irgendwo auf ihre Brüder zu warten – dafür war sie einfach zu verängstigt. Und so blieb ihr nichts anderes übrig, als allein nach Hause zu gehen und allein Mum zu beichten, was geschehen war.

\*\*\*

Als Brigit mit einem Korb voll nasser Wäsche rückwärts aus der Hintertür kam, stolperte sie ums Haar über Enya, die auf der obersten Stufe der hinteren Veranda saß, den Kopf tief gebeugt, den Vorderteil ihres Kleides über und über befleckt. Brigit setzte den schweren Korb ab und strich sich seufzend eine Strähne aus der Stirn.

»Was ist passiert?« fragte sie müde.

»Ich habe gebrochen – auf Schwester Alexa drauf.«

»Herr im Himmel!« sagte Brigit, die Hände auf den Hüften.

»Und mit dem Stock hab' ich's gekriegt«, erklärte Enya kaum hörbar. In ihren Augen quollen Tränen.

»Eine schöne Bescherung, muss ich sagen.« Brigit hob wieder ihren Korb hoch, und einen Augenblick stand sie schwankend. »Nun, Enya,

ich weiß nicht, was ich mit dir tun soll. Wir müssen abwarten, was Daddy dazu sagt.« Über den Hinterhof ging sie zur aufgespannten Wäscheleine, wo bereits viele Stücke zum Trocknen hingen. Erschöpft fuhr sich Enya mit den Händen über das Gesicht und sah ihrer Mutter einen Augenblick nach. Dann stand sie auf und ging den Weg zur Schmiede hinab. Liam hatte gerade Mr. Patersons braune Stute frisch beschlagen und führte sie in eine Box, als Enya im Eingang erschien. Als er sie sah, tauchten sofort Erinnerungen an seine eigene elende Schulzeit auf. Sie war so klein, noch so rundlich plump und so unschuldig und so süß, doch der Glanz in ihren Augen war brutal zum Verlöschen gebracht worden. Der Ausdruck, der sich dort jetzt fand, ließ einen Wunsch in ihm wach werden: den Wunsch, Schwester Alexa zu ermorden, sie wirklich zu ermorden ... Er ließ ein Werkzeug fallen, das er in der Hand hielt, band sich den Lederschurz ab, trat rasch auf Enya zu.

»Egal, was auch passiert ist; weine nicht, kleine Enya.«

»Bitte verzeih‘, Liam. Ich möchte ja aufhören, aber ich kann nicht.

»Was ist passiert, Liebes? Komm ... Sag schon. Warum weinst du wie ein kleiner Wasserfall?« fragte er und beugte sich vor, bis sein Gesicht mit ihrem auf gleicher Höhe war. Der Gestank des Er-

brochenen stieg wie Pesthauch auf, doch er unterdrückte den Impuls, sich abzuwenden.

»Oh, Li-Li-Liam!« schluchzte sie und ließ ihren Tränen jetzt freien Lauf. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, klammerte sich verzweifelt an ihn und weinte auf jene eigentümlich lautlose, schmerzliche Weise, wie alle Kelly-Kinder das taten, sobald sie aus dem frühen Kindesalter heraus waren. Es war schrecklich, das mit anzusehen, und mit sanften Worten oder auch durch Küsse ließ es sich nicht heilen.

»Schwester Alexa hasst mich. Sie hat mich, meines heidnischen Namens wegen, beschimpft ..., und es bohrte sich wie das da in mein Herz.« Sie zeigte mit zittrigem Finger auf den glühenden Eisenstachel, der in der Esse lag.

»Ach herrje. Was hat sie zu dir gesagt?«

»Sie nannte mich eine dumme gottlose Keltengöre, und außerdem hat sie mich geschlagen. Jawohl ... mit einem Stock.«

»Denk‘ nicht mehr daran, kleine Schwester. Erdulde es, lass das Weinen, und gib acht, ob die Welt deswegen lauscht und inne hält. Und wenn du fühlst, dass sich der Stachel wieder löst, fühlst du zugleich, dass die Gottheit, zu der du betest, wegen dir lächelt.«

»Wirklich?«

»Ja. Gewiss. Mutter Natur, Mutter Gottes, oder der Gott, den Schwester Alexa mit gnadenloser

Härte vertritt; wer kann schon mit Sicherheit sagen, wer von den dreien anbetungswürdiger ist? Und nun spitz die Ohren, kleine Enya, denn was ich dir jetzt verrate, war bislang ein wohl gehütetes Geheimnis. Auch wenn du nicht an Gott oder die ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals glaubst; Schimpft dich jemand voller Zorn, Missgunst oder Häme ›Keltengöre‹, hast du ein sattes Guthaben bei Fortuna, der Göttin des Glücks. Das einzige, was du jetzt noch tun musst, ist Stillschweigen zu bewahren und auf den Tag zu warten, an dem du besonders viel Glück haben möchtest. Man könnte es mit Daddys oder meinem Zahltag nach getaner Arbeit vergleichen.«

Enya wiederholte sich.

»Wirklich?«

»Aber ja. Wenn ich es doch sage. Du musstest, obwohl du den Namen einer keltischen Prinzessin trägst, Ungerechtigkeit, Schmach und Schmerz erleiden, und deshalb steht es dir zu, einen Tag deines Lebens als deinen persönlichen Glückstag zu erwählen. Wie könnte es auch anders sein; bei einem hübschen und wunderbaren Wesen, das, mehr als alle anderen, von Mutter Natur beseelt ist? Also hör‘ bitte auf zu weinen und fang schon mal an, zu überlegen, ob du dein Guthaben bereits bei deinem nächsten Geburtstag oder erst an deinem Hochzeitstag einlöst.«

Enya schniefte ein letztes Mal, und nachdem sie sogar tief geseufzt und durchgeatmet hatte, wurde sie ruhiger. Ihr großer Bruder hob sie hoch und trug sie zu einem Heuhaufen nahe der braunen Stute. Ganz herrlich roch es, und während das Pferd seine Lippen nach der Streu streckte, auf der sie saßen, waren sie wie verloren für die Welt ringsumher. Enya hatte ihren Kopf an Liams glatte, nackte Brust geschmiegt, und die Stute schnob stoßweise und voll Behagen, so dass Enyas rötliche Locken aufgestört flogen.

»Ich versteh‘ das nicht. Warum hat sie uns *alle* mit dem Stock geschlagen, Liam?« fragte Enya. »Ich habe ihr doch gesagt, dass es meine Schuld war.« Liam hatte sich an den Geruch des Erbrochenen gewöhnt, es machte ihm nichts mehr aus. Er strich der Stute über die Nüstern, schob dann, als sie zu zudringlich wurde, ihren Kopf zurück.

»Wir sind arm, das ist der Hauptgrund. Die Nonnen hassen immer arme Schüler. Wenn du erst einmal ein paar Tage in Schwester Alexas muffiger alter Schule gewesen bist, merkst du schon, dass sie’s nicht nur an den Kellys auslässt, sondern auch an den Marshalls und an den MacDonalds. Wir sind alle arm. Wären wir aber reich und würden wir wie die O’Briens in einer großen Kutsche zur Schule fahren, so wüsste sie sich gar nicht mehr zu lassen. Aber wir können keine Orgel für die Kirche stiften, oder goldene Gewänder

für die Sakristei, oder ein neues Buggy samt neuem Pferd für die Nonnen. Also zählen wir nicht. Sie können mit uns machen, was sie wollen. Ich erinnere mich noch, wie Schwester Al einmal so wütend auf mich war, dass sie kreischte: ›Um alles im Himmel, so weine doch endlich! Schrei, Liam Kelly, gib irgendeinen Laut von dir! Wenn ich die Genugtuung hätte, dich heulen zu hören, so würde ich dich nicht so oft und so hart schlagen!‹ Das ist ein weiterer Grund, aus dem sie uns hasst; hierin sind wir besser als die Marshalls und die MacDonalds. Die Kellys kann sie nicht zum Weinen bringen. Wir sollen ihr die Stiefel lecken. Na, ich habe den Jungens gesagt, was ich mit einem Kelly mache, der auch nur wimmert, wenn er was mit dem Stock kriegt, und das gilt auch für dich, Enya. Egal, wie hart sie zuschlägt – kein Mucks. Hast du heute geweint?«

»Nein, Liam.« Sie gähnte, während ihre Augenlider immer tiefer sanken. Suchend fuhr ihr Daumen über das Gesicht, fand den Mund, glitt hinein. Liam sorgte dafür, dass sie richtig auf dem Heu lag, und kehrte dann, lächelnd und vor sich hin summend, zu seiner Arbeit zurück. Während Enya noch schlief, kam Angus herein. Vom Ausmisten von Mr. Wighams Molkerei waren seine Arme noch verdreckt, den breitkrepigen Hut hatte er tief in die Stirn gezogen. Er sah, dass Liam am Amboss stand, wo er eine Achse und ein

paar Stifte schmiedete, während Funken seinen Kopf umwirbelten. Dann blickte er zum Heuhaufen, wo seine Tochter lag, während die braune Stute ihren Kopf tief über das Gesicht der Schlafenden gesenkt hielt.

»Hab' mir doch gedacht, dass sie hier sein würde«, sagte Angus, ließ seine Reitpeitsche fallen und führte seinen Rotschimmel von draußen in jenes Ende des Schuppens, das als Stall diente. Liam nickte kurz und warf seinem Vater einen eigentümlichen Blick zu: einen dunklen Blick, aus dem ein tiefer Zweifel zu sprechen schien. Angus fühlte sich dadurch stets aufs neue irritiert. Der Junge wandte sich wieder dem Amboss zu. Auf seinem nackten Rücken glänzte Schweiß. Angus nahm seinem Schimmel den Sattel ab, führte das Tier in eine Box und füllte Wasser in den Trog. Dann mischte er das Futter zurecht, Kleie und Hafer mit ein bisschen Wasser. Als er das Futter in die Krippe schüttete, gab ihm das Pferd einen freundschaftlichen Stoß und folgte ihm dann mit den Augen, während er durch die Schmiede hinausging zum großen Trog und sich das Hemd auszog. Er wusch sich Gesicht und Oberkörper, bespritzte sich dabei das Haar und die Reithose. Mit einem Sack trocknete er sich, blickte fragend seinen Sohn an.

»Mum hat mir gesagt, dass Enya in Schande nach Hause geschickt wurde. Weißt du, was genau

passiert ist?« Liam legte die Achse beiseite. Das Metall war bereits stark abgekühlt.

»Sie hat gebrochen – direkt auf Schwester Alexa drauf.« Ein Grinsen huschte über Angus' Gesicht. Rasch blickte er zur anderen Seite. Als er sich dann unter Kontrolle hatte, suchten seine Augen die schlafende Enya.

»Ganz aufgeregt wegen ihrem ersten Schultag, wie?«

»Ich weiß nicht. Sie musste schon heute früh brechen, und so kamen dann alle zu spät und kriegten ihre sechs Hiebe. Enya fand das fürchterlich ungerecht und meinte, sie hätte allein bestraft werden müssen. Nach der Mittagspause nahm Schwester Alexa sie dann wieder aufs Korn, und Enya erbrach sich, und alles landete auf Schwester Alexas sauberem schwarzen Habit.«

»Und was passierte dann?«

»Schwester Alexa drosch wahrscheinlich wieder mit ihrem Stock auf sie ein und danach schickte sie Enya in Schande nach Hause.«

»Da ist sie wirklich hart genug bestraft worden, will ich meinen. Bei allem Respekt vor den Schwestern, mit dem Stock sind sie mir doch ein bisschen zu schnell zur Hand. Ich weiß zwar, dass sie Lesen, Schreiben und Rechnen praktisch in unsere dicken irischen Schädel reinprügeln müssen, aber schließlich war es doch Klein-Enyas erster Schultag.« Liam musterte seinen Vater über-

rascht, fast verblüfft. Es war das erste Mal, dass Angus mit seinem ältesten Sohn sozusagen von Mann zu Mann sprach. Plötzlich empfand der Junge nichts von dem Groll, den er sonst gegen seinen Vater hegte. Er begriff, dass Angus bei allem geradezu prahlerischen Stolz auf seine Söhne seine kleine Tochter dennoch am meisten liebte. Als Liam jetzt lächelte, fand sich in seinem Lächeln nichts vom sonstigen Misstrauen gegen seinen Vater. Er fühlte für ihn fast so etwas wie Zuneigung.

»Sie ist doch ein prächtiges kleines Ding, nicht?« sagte er. Angus nickte abwesend, während er die schlafende Enya betrachtete. Die braune Stute stülpte die Lippen vor, der Atem des Pferdes traf auf Enyas Gesicht. Sie begann sich zu bewegen, öffnete dann die Augen. Als sie neben Liam ihren Vater sah, setzte sie sich steil auf und starrte ihn bekloffen an.

»Nun, Enya-Mädchen, du hast einen schlimmen Tag hinter dir, nicht?« Angus ging zu ihr und hob sie vom Heuhaufen hoch. Als ihm der Geruch ihres beschmutzten Kleides in die Nase drang, hielt er unwillkürlich den Atem an. Doch dann zuckte er nur mit den Achseln.

»Ich habe Prügel bekommen, Daddy«, beichtete sie.

»Na, wie ich Schwester Alexa kenne, war das bestimmt nicht das letzte Mal«, lachte er und setz-

te sie sich auf die Schulter. »Jetzt wollen wir erst mal sehen, ob Mum für dich zum Baden vielleicht heißes Wasser hat. Du riechst ja schlimmer als Mr. Wighams Stall.« Liam folgte beiden zum Ausgang und sah ihnen nach: zwei Rotschöpfe, die den Weg zum Haus hinauf wippten. Als er sich umwandte, sah er, dass ihn die braune Stute beäugte.

»Also los, du alte Mähre«, sagte er und griff nach einem Halfter, »ich werde dich nach Hause reiten.«

\*\*\*

Dass Enya sich auf Schwester Alexas so makello- ses Habit erbrochen hatte, erwies sich als Glück im Unglück. Zwar prügelte die alte Nonne Enya regelmäßig, doch hielt sie dabei sicherheitshalber einen gewissen Abstand, was sowohl ihre Zielsicherheit als auch die Kraft ihrer Schläge wesentlich beeinträchtigte. Enyas Banknachbarin, die dunkle Schönheit, war die jüngste Tochter des Italieners, dem in Kihe das hellblaue Restaurant gehörte. Sie hieß Carola Moretti, und bald wurden sie und Enya dicke Freundinnen. Als Carolas Zähne wuchsen und die Zahnlücken sich verloren, zeigte sich, dass sie in der Tat ein bildhübsches kleines Ding war. Enya jedenfalls bewunderte sie sehr. In den Pausen spazierten beide eng umschlungen auf dem Schulhof umher, ein Zeichen

für die anderen, dass diese hier »beste Freundinnen« waren und für niemanden sonst verfügbar. Einmal nahm Carola in der Mittagspause Enya mit zum Restaurant. Dort lernte sie dann die anderen Morettis kennen, Carolas Eltern und ihre erwachsenen Geschwister. Wie sich zeigte, war man wechselseitig voneinander entzückt. Fand Enya die Morettis überaus anziehend wegen ihrer dunklen Haare und der dunkel getönten Haut, so erschien diesen Enyas goldener Schopf unwiderstehlich, und das wunderschön gefleckte Grau der Augen kam ihnen geradezu engelsgleich vor. Herzlich hießen sie Enya bei sich willkommen und setzten ihr zu essen vor: Pommes frites und entgräteten Fisch – eine Köstlichkeit, so jedenfalls schien es Enya, wie sie sie noch nie gegessen hatte. Und sie wünschte sich, öfter im Restaurant essen zu dürfen. Aber nun ja, so leicht war das nicht. Wenn sie hierherkommen wollte, musste sie ihre Mutter und auch die Nonnen jeweils um Erlaubnis bitten. Ihre Berichte zu Hause spickte sie unablässig mit Sätzen wie: »Carola hat gesagt«, oder: »Wisst ihr, was Carola gemacht hat?«, bis Angus lautstark erklärte, jetzt habe er über Carola aber wirklich genug gehört.

»Weiß nicht, ob es eine so gute Idee ist, mit Ithakern so dick Freund zu sein«, sagte er dann. Wie alle, die sozusagen zur britischen Gemeinde gehörten, empfand er gegen Romanen – und über-

haupt gegen alle dunkelhäutigen Menschen ein instinktives Misstrauen.

»Ithaker sind schmutzig, Enya-Mädchen, sie waschen sich nicht oft«, erklärte er lahm und verstummte dann unter Enyas verletztem und vorwurfsvollem Blick. Immerhin hatte er einen Bundesgenossen in Liam, der ganz einfach eifersüchtig war, sehr eifersüchtig. So sprach Enya zu Hause denn nicht mehr so häufig von Carola, doch an der engen Freundschaft zwischen den beiden Mädchen änderte sich nichts. Worüber Colin und die anderen kleinen Kellys in der Schule nur zu froh waren: So konnten sie während der Pausen herumtollen, wie es ihnen passte, und brauchten sich nicht um ihre Schwester zu kümmern. Nach und nach begann Enya zu begreifen, was die rätselhaften Dinge zu bedeuten hatten, die Schwester Alexa immer und immer wieder an die Wandtafel schrieb. Stand dort ein »+«, so sollte man alle Zahlen zusammenzählen, und fand sich statt dessen ein »-«, so musste man die untere Zahl von der oberen abziehen. Enya war ein aufgewecktes Kind und wäre eine gute, wenn nicht sogar sehr gute Schülerin gewesen, hätte sie nur ihre Angst vor Schwester Alexa überwinden können. Doch wenn sich der scharfe, wie durchbohrende Blick auf sie richtete und die alte Nonne ihr mit schnarrender Stimme eine Frage stellte, so begann sie zu stammeln und zu stottern und konnte einfach nicht

denken. Rechnen fand sie leicht, doch wenn sie aufgerufen wurde und sich mündlich auszudrücken hatte, so wusste sie nicht mehr, wie viel zwei und zwei waren. Vom Lesen konnte sie einfach nicht genug bekommen, weil es der Schlüssel zu einer neuen, faszinierenden Welt zu sein schien, aber wenn sie auf Schwester Alexas Befehl aufstehen und einige Sätze laut vorlesen musste, so brachte sie kaum ein Wort wie »Katze« klar und deutlich heraus, vom »miau« ganz zu schweigen. Stets und ständig zitterte sie vor Schwester Alexas ätzenden Bemerkungen: wenn die alte Nonne ihre Schiefertafel hochhob, um sie vor versammelter Klasse zu verhöhnen; wenn sie ihr Schreibheft herumzeigen ließ, um zu demonstrieren, was eine schlampige Arbeit sei – was gar nicht stimmte: Enya gab sich unendlich viel Mühe damit; wenn die Kinder ihre Mitschülerin dann auslachten, immer und ewig nur oder doch hauptsächlich sie, die Enya Kelly. Andere Kinder, jedenfalls die reicheren, besaßen Radiergummis. Enyas einziger Radiergummi war ihre Fingerspitze, die sie mit der Zunge anfeuchtete. So versuchte sie dann, dumme Fehler auszuradieren, doch war es weniger ein Radieren als ein Schmieren, und nicht selten schabte und kratzte sie so verzweifelt, dass es im Papier Löcher gab. Natürlich war es streng verboten, doch Enya hätte fast alles getan, um nur Schwester Alexas scharfzüngigen Bemerkungen

zu entgehen. Bevor Enya in die Schule gekommen war, hatte Kevyn als Hauptzielscheibe herhalten müssen: für Schwester Alexas Stock ebenso wie für das von ihr verspritzte Gift. Wie sich zeigte, war Enya ein weitaus »dankbareres« Opfer als der sehr in sich gekehrte und mitunter geradezu entrückt wirkende Kevyn. So tapfer sie auch versuchte, es ihren Brüdern an eingefuchster Mannhaftigkeit und Ungerührtheit gleichzutun, es wollte einfach nicht so recht gelingen. Sie wurde leicht rot, knallrot sogar, und dieses grässliche Zittern konnte sie auch nicht unterdrücken. Sie tat Kevyn sehr leid, und wenn sie wieder einmal von Schwester Alexa aufs Korn genommen wurde, so versuchte er mit irgendeinem Trick, den Blitzableiter für seine Schwester zu spielen. Die alte Nonne durchschaute das sofort, und ihre Wut steigerte sich noch: die Wut über die Clan-Verschworenheit der Kellys, die jetzt, wo das Mädchen da war, genauso bestand wie zuvor nur zwischen den Jungen. Hätte man Schwester Alexa gefragt, weshalb sie gegen die Kellys einen solchen Groll hegte, so wäre sie um eine Antwort verlegen gewesen. Aber es war wohl so, dass der alten, durch ihr Leben verbitterten Nonne eine solche Familie mit ihrem Stolz ganz einfach gegen den »Strich« ging. Enyas schlimmste Sünde bestand darin, dass sie Linkshänderin war. Als sie zum ersten mal ihren

Griffel in die Hand nahm, ging Schwester Alexa auf sie los wie Cäsar auf die Gallier.

»Enya Kelly, lege den Griffel wieder hin!« donierte sie von oben herab, gegen einen einzigen Kopf. Und so begann ein erbitterter Kampf. Enya war nun einmal von Natur aus Linkshänderin, was also tun? Schwester Alexa drückte ihr den Griffel in die rechte Hand. Sie presste ihr die Finger so zusammen, dass sie den Griffel hielten. Und nun? Enyas Bewusstsein war ein schwimmendes Etwas, ohne jeden Halt, ohne richtiges Orientierungsvermögen. Wie sie mit den Fingern der rechten Hand irgend etwas schreiben sollte, schreiben konnte, begriff sie einfach nicht. Ebenso gut hätte man von ihr verlangen können, das mit den Zehen zu tun. Als Schwester Alexa sich wieder entfernte, wechselte Enya den Griffel rasch wieder in die linke Hand über, und während sie den rechten Arm wie zum Schutz um drei Seiten der Schiefertafel legte, begann sie, eine Reihe geradezu gestochener A's zu schreiben. Natürlich kam Schwester Alexa ihr auf die Schliche, und sie war es auch, die den Kampf gewann. Eines Morgens band sie Enya den linken Arm mit einem Strick auf den Rücken und dachte nicht daran, ihn wieder loszubinden, ehe am Nachmittag um drei die Glocke den Schulschluss anzeigte. Selbst in der Mittagspause auf dem Hof musste Enya mit gefesseltem Arm herumlaufen. Die Prozedur dauerte insge-

samt drei Monate, und am Ende konnte sie dann, wie zumindest Schwester Alexa befand, »korrekt« schreiben, wenschon es mit Enyas Schönschrift nie weit her war. Damit sie nicht in ihre alte Sünde zurückfiel, musste sie den festgebundenen Arm noch weitere zwei Monate ertragen. Dann betete Schwester Alexa vor der versammelten Schule einen Rosenkranz als Dank an den Allmächtigen, dessen Weisheit Enya von ihrem Irrweg auf den rechten Pfad geführt habe, sehr buchstäblich wohl auf den rechten', denn die Kinder Gottes waren alle rechtshändig, während es sich bei Linkshändern um Teufelsbrut handelte, zumal bei rothaarigen Linkshändern.

\*\*\*

In diesem ersten Schuljahr verlor Enya ihren Babyspeck, wurde sehr dünn, wuchs jedoch ein wenig. Sie begann, ihre Fingernägel bis zum Fleisch ab zu kauen – und musste dann, auf Schwester Alexas Befehl, in der Schule von Pult zu Pult gehen, damit die Kinder sehen konnten, wie hässlich abgekaute Nägel waren. Dabei kaute nahezu die Hälfte der Kinder zwischen fünf und fünfzehn Jahren genauso übel an den Fingernägeln wie Enya. Bright holte die Flasche mit Bitter-Aloe hervor und strich dem Mädchen von dem furchtbaren Zeug auf die Fingerspitzen. Alle mussten

sorgfältig aufpassen, dass sie keine Gelegenheit fand, die Tinktur abzuspülen; und als ihre kleinen Mitschülerinnen in der Klasse die verräterischen braunen Spuren an ihren Fingerspitzen entdeckten, war das für Enya eine tiefe Demütigung. Steckte sie, was natürlich geschah, ihre Finger auch jetzt noch in den Mund, so spürte sie einen geradezu unglaublich widerlichen Geschmack und nahm ihr Taschentuch und spie und spuckte hinein, um ihn wieder loszuwerden. Zu Hause nahm Angus die Rute, die sich im Vergleich zu Schwester Alexas Stock geradezu sanft ausnahm, und dann ließ er Enya durch die Küche tanzen: Er war strikt dagegen, Kinder ins Gesicht oder auf die Hände zu schlagen, und schlug nur gegen die Beine. Wenn es denn schon sein müsse, meinte er, nun gut – an den Beinen täte es genauso weh, könne jedoch keinen Schaden anrichten. Doch es schien alles nichts zu nutzen. Trotz Bitter-Aloe, trotz Hohn und Spott, trotz Schwester Alexas Stock und Angus' Rute kaute Enya nach wie vor ihre Nägel. Das Schönste in ihrem Leben war für sie die Freundschaft mit Carola Moretti, es war das einzige, was ihr die Schule erträglich machte. Während des Unterrichts wartete sie ungeduldig auf die Pause, in der sie dann mit Carola eng umschlungen unter dem großen Feigenbaum sitzen konnte und mit ihr reden, reden, reden, wie sie es immer taten, wenn sich die Gelegenheit dazu

fand: sprechen, über so vieles – über Carolas so eigentümlich fremdländische Familie, über ihre vielen Puppen, über ihr Tee-Service aus echt chinesischem Porzellan. Als Enya das Tee-Service sah, war sie überwältigt. Es bestand aus 108 Einzelteilen – winzige Tassen und Untertassen und Teller, eine Teekanne, ein Zuckernapf, Kännchen für Milch und für Sahne, winzige Messer und Löffel und Gabeln; winzig war ja alles, sehr winzig sogar, denn es war ein Tee-Service für Puppen. Carola hatte so viele Spielsachen, dass man sie kaum noch zählen konnte. Sie war das Nesthäkchen, viel jünger als ihre nächstältere Schwester, und da es sich um eine italienische Familie handelte, wurde sie von allen innig und offen und ohne falsche Zurückhaltung geliebt – und mit Beweisen dieser Liebe mehr oder minder überschüttet. So sehr sich die beiden Mädchen in praktisch allem auch wechselseitig bewunderten und beneideten, in diesem Punkt empfand Carola für Enya eher Mitleid: nicht zu seiner Mutter laufen dürfen und sie umarmen und küssen, wie es einem ums Herz war? Arme Enya. Wie hätte eine kleine Italienerin auch begreifen sollen, was es mit einer kalvinistischen Erziehung auf sich hatte? Enya wiederum war es unmöglich, Carolas füllige, breit lächelnde Mutter mit ihrer eigenen schlanken und nie lächelnden Mutter gleichsam auf denselben Nenner zu bringen. Und so dachte sie denn auch

nicht: Wenn Mum mich doch umarmen und küssen wollte. Sie dachte vielmehr: Ich wünschte, Carolas Mum würde mich mal umarmen und küssen. Aber viel faszinierender als alle etwaigen Umarmungen und Küsse war für sie der Gedanke an das wunderbare Porzellan-Service. Wie zierlich, wie zerbrechlich, wie unvergleichlich schön! Wenn sie nur auch so ein Service hätte, um Daphne in einer tiefblau weißen Tasse auf einer tiefblau weißen Untertasse den Nachmittagstee zu servieren!

Beim Danksagungsgottesdienst am Freitag in der alten Kirche – es gab dort gleichermaßen reizende wie groteske Maori-Schnitzereien und eine von Maoris bemalte Decke – kniete Enya nieder und betete um ein eigenes Tee-Service. Als Pater Hayes die Monstranz hochhob, und hinter der strahlenumwobenen Glasscheibe in der Mitte wie schimmernd die heilige Hostie erschien, waren bei der Segenserteilung die Häupter der Gläubigen gebührend gebeugt – bis auf das Haupt Enyas, welche die Hostie nicht einmal wahrnahm, denn sie war vollauf damit beschäftigt, aus der Erinnerung nachzuzählen, wie viele Teller eigentlich zu Carolas Service gehörten. Und als die Maoris oben auf der Orgelempore jubelnde Gesänge anstimmten, schwebte Enyas Kopf wie in einem Gespinnst aus Ultramarin – und aller Katholizismus

war ihr genauso fern wie alles rätselhaft Polynesische.

\*\*\*

Das Schuljahr neigte sich dem Ende zu, im Dezember stand Enyas Geburtstag bevor – man näherte sich dem Hochsommer, als Enya die bittere Erfahrung machen musste, wie unendlich teuer man oft die Erfüllung seiner Herzenswünsche bezahlt. Sie saß auf einem hohen Stuhl beim Herd, und wie stets vor der Schule frisierte ihre Mutter sie, was Zeit und Konzentration erforderte. Enya besaß Naturlocken, was Brigit für einen beträchtlichen Vorteil hielt. Mädchen mit glattem Haar hatten doch ziemlich große Schwierigkeiten, genügend »Fasson« hineinzubekommen, was recht ärgerlich war, zumal wenn sie älter wurden. Die Prozedur am Morgen war stets diese: Zunächst wurden die Stofffetzen gelöst, die Enya die Nacht über als Lockenwickler getragen hatte, sodann begann Brigit Enyas Haar zu kämmen. Oder nein: zu bürsten, sehr sorgfältig und fast schon rituell. Eine alte Mason-Pearson-Haarbürste benutzend, nahm sie eine von Enyas noch »kringeligen« Locken in die linke Hand und bürstete das Haar dann überaus geschickt und gekonnt um ihren Zeigefinger, bis es eine glänzende dicke Rolle bildete. Dann zog sie ihren Zeigefinger hervor und

schwenkte oder schüttelte die Haarrolle zur langen, beneidenswert dicken Locke: zur Stocklocke. Dieses Manöver wiederholte sie etwa ein dutzendmal. Sodann wurden die vorderen Locken mit einer Taftschleife auf Enyas Kopf hochgebunden, und sie war für den Tag frisiert. Alle anderen kleinen Mädchen trugen in der Schule ihr Haar in Flechten, eine Lockenfrisur blieb besonderen Gelegenheiten vorbehalten. Doch in diesem Punkt war Bright eisern: Enyas Haar sollte immer in Locken liegen, auch wenn es noch so schwerfiel, morgens die Zeit dafür zu erübrigen. Bright wusste nicht, dass ihre Anstrengungen im Grunde überflüssig waren, denn das Haar ihrer Tochter wäre so oder so das schönste in der ganzen Schule gewesen – und die alltäglich erneut vorgeführte Pracht erzeugte bei vielen nur Neid. Im übrigen war das morgendliche Frisieren eine schmerzhafteste Prozedur, was Enya jedoch kaum noch bewusst wurde, so lange war sie schon daran gewöhnt. Bright bürstete das Haar mit überaus kräftigen Strichen. Natürlich hatten sich in der Nacht überall »verwuschelte« Strähnen gebildet, und dort musste die Bürste hindurch, koste es, was es wolle. Bright zögerte denn auch keinen Augenblick. Sie riss die Bürste buchstäblich durch das widerpenstige Haar; das geschah mit soviel Kraft, dass Enya sich mit beiden Händen an ihrem Sitz festhalten musste, um nicht herunterzufallen, während

ihr der nur noch unterbewusst registrierte Schmerz das Wasser in die Augen trieb.

\*\*\*

Es war am Montag der letzten Schulwoche. Während Brigit die Bürste schwang, träumte Enya, an ihren Stuhl geklammert, den Traum ihrer Träume: den Traum vom Tee-Service. Doch sie wusste, dass es nur ein Traum war. Im Kihe General Store gab es zwar so ein Service zu kaufen, doch was nützte das? Und was nützte es, dass sie in zwei Tagen Geburtstag hatte? Woher hätte ihr Vater, hätten ihre Eltern das Geld nehmen sollen, um den verlangten Preis zu bezahlen? Plötzlich gab Brigit ein Geräusch von sich, so sonderbar, dass Enya aus ihren Gedanken geschreckt wurde. Sogar Angus und die Jungen, am Frühstückstisch, blickten neugierig herüber.

»Allmächtiger Gott!« sagte Brigit. Angus sprang auf, wie vor den Kopf geschlagen. Dass Brigit den Namen des Herrn eitel im Munde führte, ihn zu einem Ausruf missbrauchend, hatte er noch nie erlebt. Eine von Enyas Locken in der einen und die Bürste in der anderen Hand, schien sie sich, mit entsetztem, angewidertem Gesicht, vor Ekel fast zu schütteln. Angus und die Jungen drängten näher. Enya drehte den Kopf. Sie wollte gleich-

falls sehen, was los war – und erhielt einen Schlag mit der Borstenseite der Bürste.

»Sieh doch!« sagte Brigit zu Angus und hielt Enyas Locke so, dass helles Licht darauf fiel. Im Schein der Sonne schien Enyas Haar eine Masse von glänzendem, gleißendem Gold zu sein, und zunächst sah Angus weiter nichts. Dann entdeckte er, dass da irgend etwas kroch, auf Brights Handrücken jetzt. Er nahm selbst eine von Enyas Locken in die Hand, und nun sah er im hellen, grellen, tanzenden Schein, dass es im Haar von so etwas nur so wimmelte. Weißliche Pünktchen schienen verklumpt an jeder Strähne zu haften, geschäftiges Geschmeiß. Enyas Haar war ein wahrer Bienenkorb an Betriebsamkeit.

»Läuse hat sie!« sagte Angus. Colin, Finn, Glenn und Kev warfen einen Blick darauf und zogen sich dann, wie ihr Vater, in eine sichere Entfernung zurück. Nur Liam und Brigit blieben bei Enya stehen und starrten noch immer gebannt, während Enya selbst bedrückt auf ihrem Sitz hockte. Angus ließ sich schwerfällig auf seinem Windsor-Stuhl nieder, blickte starr ins Herdfeuer, zwinkerte dann heftig. »Es ist dieses verdammte Ithaker-Mädchen!« sagte er schließlich. »Verdammte Schweine, verdreckte und verlauste Schweine!«

»Angus!« rief Brigit entsetzt.

»Tut mir ja leid, dass ich so fluche, Mum«, sagte er, »aber wenn ich daran denke, dass dieses verdammte Ithaker-Gör Enya seine Läuse verpasst hat, dann möchte ich am liebsten sofort los nach Kihe, um dieses dreckige, schmierige Restaurant niederzureißen!« Zornig hieb er sich mit den geballten Fäusten auf die Knie.

»Mum, was ist denn?« brachte Enya endlich hervor.

»Da, du kleiner Lausekopf, sieh doch!« erwiderte Brigit und hielt ihre Hand Enya vor das Gesicht. »Dein ganzes Haar ist voll von diesen Dingen, und die hast du von deiner besten Freundin, diesem italienischen Mädchen! Was mach' ich nun bloß mit dir?« Ohne dass es ihm jemand hätte sagen müssen, setzte Liam den großen Kessel für heißes Wasser auf. Währenddessen marschierte Angus fluchend in der Küche hin und her, und jedes Mal, wenn sein Blick auf Enya traf, wuchs seine Wut noch. Schließlich nahm er seinen Hut von einem der Haken an der Tür und stülpte ihn sich auf den Kopf. Dann griff er nach der langen Pferdepeitsche, die an einem Nagel hing. Die weinende Enya nahm ihren Vater nur noch undeutlich wahr. Sie hatte das kriechende Etwas auf Brights Hand gesehen. Doch worum es ging, was eigentlich los war, begriff sie noch immer nicht so recht. Sie empfand nur den Schrecken.

»Ich reite jetzt nach Kihe, Brigit!« erklärte Angus. »Erst mal knöpfe ich mir diesen verfluchten Ithaker vor, und dann – dann sage ich Schwester Alexa die Meinung ... was ich davon halte, dass sie in ihre Schule verlauste Kinder aufnimmt!«

»Angus, sei vorsichtig!« bat Brigit. »Vielleicht ist es ja gar nicht dieses italienische Mädchen – was dann? Und selbst wenn sie Läuse haben sollte ... sie könnte sie doch von anderen haben ... wie vielleicht auch Enya.«

»Unsinn!« sagte Angus nur. Mit stampfenden Schritten ging er hinaus. Einige Minuten später hörte man den sich entfernenden Hufschlag seines Pferdes. Mit einem Seufzer blickte Brigit zu Liam.

»Wir werden wohl von Glück sagen können, wenn er nicht im Kittchen landet.« Sie holte tief Luft. »Übrigens geht heute keiner zur Schule. Die fällt für dieses Mal aus.« Sorgfältig suchte sie die Köpfe ihrer Söhne nach verdächtigen Symptomen ab. Zum Schluss kam auch Liam an die Reihe. Anschließend musste er bei ihr nachsehen. Nirgends fand sich auch nur die geringste Spur, dass es außer der armen Enya noch jemanden erwischt hatte. Und Brigit dachte auch nicht daran, in diesem Punkt irgendein Risiko einzugehen. Inzwischen kochte das Wasser in dem großen Kupferkessel, den Liam aufgesetzt hatte. Jetzt nahm der Junge die Wanne vom Wandhaken herab, die sonst

immer beim Geschirrspülen gebraucht wurde. Er goss Wasser hinein, zur Hälfte heißes, zur Hälfte kaltes. Hernach ging er zum Schuppen und holte von dort einen noch ungeöffneten Kanister voll Petroleum. Dann nahm er von der Schmierseife, die sonst zum Wäschewaschen gebraucht wurde, und machte sich an die Arbeit. Als erster kam Colin an die Reihe. Einer nach dem anderen mussten die Jungen die Radikalprozedur über sich ergehen lassen. Zunächst wurde der Kopf kurz ins Wasser getaucht, sodann goss Liam mehrere Tassen voll Petroleum darüber, und zum Schluss gab's noch ein gehöriges Quantum Schmierseife. Jetzt ging es natürlich erst richtig los, bis die Häupter nur so schäumten, und da das Petroleum und die Schmierseife ganz verteufelt brannten, schrie das jeweilige Opfer wie am Spieß und rieb sich die Augen und kratzte sich die Kopfhaut, und im Chor schworen die Geschundenen allen Ithakern furchtbare Rache. Brigit ging zu ihrem Nähkorb und nahm die große Schere heraus. Dann trat sie zu Enya, die sich nicht von ihrem Stuhl gewagt hatte, obwohl inzwischen über eine Stunde vergangen war. Die Schere in der Hand, starrte Brigit einen Augenblick bewegungslos auf das wunderschöne Haar. Dann begann sie zu schneiden. Eine Locke nach der anderen fiel, in glänzenden Büscheln häufte sich das Haar auf dem Fußboden, und durch die stehengebliebenen, unregelmäßigen

Stoppeln auf Enyas Kopf schimmerte jetzt hier und dort weißlich die Haut. Brigit stand unschlüssig, blickte dann zu Liam.

»Sollte ich den Rest nicht besser wegrasieren?« fragte sie, und ihre Lippen wirkten eigentümlich schmal. Liam streckte wie protestierend die Hand aus.

»Oh, nein, Mum! Wirklich nicht! Ordentlich Petroleum drauf, das müsste genügen. Bitte, nicht kahl rasieren!« Und so war am Ende die Reihe an Enya. Auch ihr Kopf wurde ins Wasser getaucht, und dann kamen Petroleum und Schmierseife drauf, und das Waschen und Schrubben ging los. Als die Prozedur schließlich beendet war, fühlte Enya sich wie blind, weil sie wegen der ätzenden Lauge kaum noch die Augen auf bekam. Auf ihrer Kopfhaut und auf ihrem Gesicht hatten sich zahllose kleine Bläschen gebildet. Liam fegte die abgeschnittenen Locken auf ein Stück Papier und warf alles ins Herdfeuer. Anschließend tunkte er den Besen mit den Borsten sorgfältig in Petroleum. Jetzt wuschen er und Brigit sich die Haare und atmeten unwillkürlich hastiger, als auch bei ihnen das Zeug ätzte und brannte und biss. Dann nahm Liam einen Eimer und begann, den Küchenfußboden zu schrubben – nicht einfach mit Wasser: ein Desinfektionsmittel für Schafe erwies sich jetzt als recht nützlich. Aber damit war die Sache immer noch nicht erledigt. Als die Küche es in

puncto Sterilität mit fast jedem Krankenhaus aufnehmen konnte, ging es in die Schlafzimmer. Dort wurden die Betten abgezogen, und dann sammelte man die Bettwäsche zusammen. Sie wurde gekocht, sie wurde gewaschen, sie wurde ausgewrungen; hing schließlich draußen auf der Leine. Die Matratzen und Kissen legte man über den hinteren Zaun, um sie mit Petroleum zu besprühen ... und so weiter und so fort. Alle Jungen halfen mit. Die einzige, die nicht mithalf, die nicht mithelfen durfte, war Enya ... denn sie war gleichsam in Schanden. Und so verkroch sie sich. Verkroch sich ganz buchstäblich hinter dem Schuppen und heulte und heulte. Sie weinte, weil es auf dem Kopf und auf dem Gesicht überall so weh tat, und sie weinte, weil sie sich schämte. Als Liam, der schon eine Weile nach ihr gesucht hatte, sie schließlich fand, weigerte sie sich vor lauter Scham, ihn anzusehen, und am Ende musste er sie gegen all ihr Sträuben mit Gewalt ins Haus schleppen. Am späten Nachmittag kehrte Angus zurück. Er warf nur einen Blick auf das gestutzte Haar seiner Tochter und brach in Tränen aus. Und dann saß er auf seinem Windsor-Stuhl und wippte vor und zurück und vor und zurück, das Gesicht in den Händen verborgen, während die Familie rings um ihn versammelt war und die meisten unruhig mit den Füßen scharrtten und sich weit weg wünschten. Brigit machte eine Kanne Tee, und

als Angus allmählich zu sich kam, schenkte sie ihm eine Tasse voll.

»Was ist in Kihe passiert?« fragte sie. »Du warst ja so furchtbar lange fort.«

»Na, ich bin mit der Reitpeitsche zu dem verdammten Ithaker und habe ihn in den Pferdetrog geschmissen, das war das erste. Dann sah ich MacLeod auf der Straße stehen und erzählte ihm, was passiert war. Er mobilisierte ein paar Burschen in der Kneipe, und zusammen warfen wir dann alle Ithaker in den großen Pferdetrog, die Weiber auch, und kippten so Zeug zum Schafe-Desinfizieren auf sie drauf. Und dann ging ich zu Schwester Alexa in die Schule, und als die hörte, was ich ihr zu erzählen hatte, kriegte sie beinahe einen Schlaganfall, weil sie von der Schweinerei noch gar nichts gemerkt hatte. Na, sie zog das Ithaker-Gör von seinem Platz hoch, um mal einen Blick auf das Haar zu werfen, und da hatten wir die Bescherung, Läuse noch und noch. Sie schickte das Mädchen nach Hause und sagte ihr, sie solle sich erst wieder blicken lassen, wenn ihr Kopf wieder richtig sauber wäre. Als ich dann ging, waren Schwester Alexa und Schwester Ulicia und Schwester Maria dabei, sich die Köpfe von allen Schülern anzusehen, und es waren eine ganze Menge verlauste darunter. Und weißt du, was? Die drei Nonnen fingen an, sich wie verrückt zu kratzen, wenn sie meinten, dass keiner weiter

guckte.« Er grinste bei der Erinnerung. Dann fiel sein Blick wieder auf Enyas geschorenen Kopf, und er wurde sofort ernst. Grimmig starrte er sie an. »Was dich betrifft, junge Lady, so ist Schluss mit den Ithakern. Du brauchst überhaupt niemand sonst, du hast ja deine Brüder. Wenn die dir nicht genügen, ist das dein Pech. Du, Colin, achtest mir darauf, dass Enya in der Schule außer mit euch mit keinem was zu tun hat, verstanden?« Colin nickte.

»Ja, Daddy.« Am nächsten Morgen erfuhr Enya voll Schrecken, was man von ihr erwartete: dass sie zur Schule ging, genau wie sonst.

»Nein, ich kann nicht, ich kann nicht!« jammerte sie und presste die Hände wie schützend gegen den Kopf. »Mum, Mum, so kann ich doch nicht zur Schule gehen – zu Schwester Alexa!«

»Oh, doch, du kannst«, erwiderte ihre Mutter und ignorierte Liams bittenden Blick. »Das wird dir ein Denkwort sein.« Also blieb Enya keine Wahl, und sie ging, mit schleppenden Füßen, ein braunes Tuch um den Kopf. Zum Glück beachtete Schwester Alexa sie überhaupt nicht, aber in der Pause rissen ihr dann einige Mädchen das Tuch vom Kopf, um zu sehen, was für ein Geheimnis sich darunter versteckte. Enyas Gesicht wirkte trotz der Bläschen kaum entstellt, doch der Kopf bot einen recht hässlichen Anblick. Aus einiger Entfernung sah Colin, was vor sich ging, und er

war im Handumdrehen zur Stelle und führte seine Schwester zum sogenannten Cricket-Platz, wo er eine leidlich ruhige Ecke für sie fand.

»Kümmere dich nicht weiter um die«, sagte er rau. Unbeholfen band er ihr wieder das Tuch um den Kopf, gab ihr dann einen Klaps auf die Schultern. »Gemeines Volk! Ich hätte ein paar von den Dingen in deinem Haar fangen und aufheben sollen – da würde ich jetzt, wenn's keiner merkte, ein paar von diesen Hohlköpfen mit besiedeln.«

Auch die anderen Kellys kamen und hielten bei ihrer Schwester Wache, bis es wieder zum Unterricht läutete. Carola Moretti ließ sich nur kurz während der Mittagspause auf dem Schulhof sehen. Ihr Kopf war rasiert. Sie versuchte, sich auf Enya zu stürzen, doch die Jungen hielten sie mühelos zurück. Carola gab es auf, aber nicht ohne eine Geste, die so mysteriös und so faszinierend war, dass jeder der Jungen sie sich sorgfältig für künftige Gelegenheiten vormerkte: Mit geballter Faust krümmte Carola den rechten Arm empor und klatschte dann mit der linken Hand bedeutungsvoll auf jene Stelle, wo zumindest theoretisch ihr Bizeps war.

»Ich Hasse dich!« schrie Carola. »Mein Dad muss aus dem Distrikt wegziehen wegen dem, was dein Dad ihm getan hat!« Sie drehte sich um und lief heulend vom Hof. Enya hielt sehr bewusst ihren Kopf hoch, und niemand sah in ihren

Augen auch nur eine einzige Träne. Sie war dabei, Erfahrungen zu sammeln, und eine dieser Erfahrungen schien zu besagen: Es kommt nicht darauf an, wie andere über dich denken, nein, ganz und gar nicht! Die übrigen Mädchen mieden sie, teils weil sie vor Colin und Finn Angst hatten, teils weil ihre Eltern es ihnen befohlen hatten. Inzwischen wusste man nämlich Bescheid: fand bestätigt, was ohnehin feststand –, dass es nur von Übel sein konnte, sich näher mit den Kellys einzulassen. Und so verbrachte Enya die letzten Schultage »in Coventry«, wie man es nannte, wenn jemand praktisch in Acht und Bann getan war. Selbst Schwester Alexa schloss sich der neuen Kollektivhaltung an und ließ ihre Wut jetzt, statt an Enya, an Kevyn aus.

\*\*\*

Fiel der Geburtstag eines der kleinen Kellys auf einen Schultag, so wurde er immer erst am Wochenende gefeiert, am Samstag: so jetzt auch bei Enya. Und zu ihrer grenzenlosen Überraschung erhielt sie als Geschenk das so heißersehnte Teeservice. Doch da war noch mehr. Das Service fand sich auf einem wundervollen Puppentisch, den Liam in seiner – eigentlich nicht existenten – Freizeit gebastelt hatte und der ultramarinblau war, genau wie die beiden winzigen Stühle, die dazu-

gehörten. Auf einem saß Daphne und trug ein neues blaues Kleid, das Brigit in ihrer – eigentlich nicht existenten – Freizeit genäht hatte. Doch bedrückt starrte Enya auf das Blau und Weiß, das man überall auf dem Tee-Service sah, und traurig betrachtete sie die Ornamente auf dem Porzellan. Da war auch eine kleine Pagode, da war dieses sonderbar stumme Vogelpaar, da waren die winzigen Gestalten, die gleichsam auf immerdar über eine gewölbte Brücke huschten. Aber für Enya besaß das alles keinen Zauber mehr. Undeutlich begriff sie jedoch, weshalb die Familie alles daran gesetzt hatte, ihr zu erfüllen, was man für ihren Herzenswunsch hielt. Und so stand sie tapfer das Ritual durch, das zu einer angemessenen Freudenbekundung gehörte. In dem winzigen Teekännchen servierte sie für ihre Daphne den Tee und zeigte sich überhaupt und in allem zutiefst beglückt. Und jahrelang benutzte sie es, dieses Service, zerbrach nicht ein einziges Stück und hielt mit eisernem Willen durch. Niemand ließ sich je träumen, dass sie in Wirklichkeit alles verabscheute: das Service, den blauen Tisch mit den blauen Stühlen und Daphne' blaues Kleid.

\*\*\*

Zwei Tage vor dem Weihnachtsfest in diesem Jahr – 1917 – brachte Angus seine allwöchentliche

Zeitung und einen neuen Stapel Bibliotheksbücher mit nach Hause. Ausnahmsweise kam diesmal die Zeitung vor den Büchern an die Reihe, nicht ohne Grund. Die Redakteure hatten, amerikanischen Vorbildern nacheifernd – mitunter fand eine amerikanische Luxusillustrierte den Weg nach Neuseeland –, den gesamten inneren Teil des Blattes einem einzigen Thema gewidmet: dem Krieg. Verwischte Fotos zeigten die sogenannten Anzacs – australische und neuseeländische Soldaten – in den gnadenlosen Kämpfen bei Gallipoli, und ausführliche Artikel befassten sich mit dem Mut und dem Heldentum eben dieser Soldaten. Sämtliche Australier und Neuseeländer wurden aufgezählt, denen je das Viktoriakreuz verliehen worden war, und ein prachtvoller, ganzseitiger Stahlstich stellte einen australischen Kavalleristen dar: aufgesessen auf sein edles Ross, in der rechten Hand den blanken Säbel und am Slouch-Hat – der schlapphutartigen Kopfbedeckung - die langen, seidigen Federn. Bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, nahm Liam das Blatt, las – nein: fraß die Artikel und saugte jedes Wort der chauvinistischen Prosa in sich ein. Seine Augen glänzten wie Irrlichter.

»Daddy, ich möchte Soldat werden!« sagte er, als er das Blatt wieder pflichtgemäß auf den Tisch legte. Bright, am Herd stehend, ruckte ihren Kopf so hastig herum, dass sie einen Teil vom Essen auf der heißen Platte verkleckerte. Angus auf seinem

Windsor-Stuhl schien plötzlich erstarrt zu sein. Das Buch, in dem er gerade gelesen hatte, war jedenfalls vergessen.

»Du bist noch zu jung, Liam«, sagte er.

»Nein, bin ich nicht! Ich bin siebzehn, Daddy, ich bin ein Mann! Soll ich hier, weitab vom Schuss, in Sicherheit sitzen, während die Hunnen und die Türken unsere Leute abschlachten wie Schweine? Es ist allerhöchste Zeit, dass ein Kelly seine Pflicht tut.«

»Du bist noch nicht alt genug, Liam. Man würde dich gar nicht nehmen.«

»Die nehmen mich schon, wenn du nichts dagegen hast«, erklärte Liam prompt, die dunklen Augen starr auf Angus' Gesicht.

»Aber ich habe etwas dagegen. Im Augenblick bist du der einzige, der arbeitet, und du weißt, wir brauchen das Geld, das du verdienst.«

»In der Army werde ich doch auch bezahlt!« Angus lachte.

»Mit dem Sold reicht keiner weit, das weiß man doch. Ein Schmied in Kihe verdient einen ganzen Haufen mehr als ein Anzac in Europa.«

»Aber wenn ich dort bin, bekomme ich vielleicht die Chance, etwas Besseres zu werden als nur ein Schmied! Es ist für mich die einzige Hoffnung, Daddy.«

»Unsinn! Guter Gott, Junge, du weißt nicht, was du da sagst. Krieg ist furchtbar. Ich stamme aus

einem Land, in dem seit tausend Jahren Krieg herrscht, ich weiß also, wovon ich rede. Hast du die Männer noch nie vom Burenkrieg erzählen hören? Du bist doch oft genug in Kihe, höre also nächstes Mal hin. Will mir sowieso scheinen, dass die verfluchten Engländer die Anzacs als Kanonenfutter verheizen. Überall, wo es ihnen zu gefährlich ist, ihre eigenen kostbaren Truppen einzusetzen, müssen die Neuseeländer und die Australier ran. Man braucht sich ja nur klarzumachen, wie dieser Säbelrassler, dieser Churchill, unsere Leute in ein so sinnloses Unternehmen wie das bei Gallipoli geschickt hat! Von fünfzigtausend nicht weniger als zehntausend gefallen! Viel schlimmer kann so etwas wohl nicht sein. Warum solltest du wohl für die alte Mutter England in den Krieg ziehen? Was hat sie je für dich, für uns getan? Ihre Kolonien hat sie ausgeblutet. Das allerdings, ja, darauf versteht sie sich. Angenommen, du gehst nach England, was meinst du wohl, was dich dort erwartet? Dass man dich ganz von oben herab ansieht, weil du ja ein ›Kolonialer‹ bist. Broky – unser Neuseeland – ist nicht in Gefahr und Australien auch nicht. Und der alten Mutter England könnte es ganz gewaltig guttun, wenn sie eine Schlappe hinnehmen müsste – es wird höchste Zeit, dass ihr jemand heimzahlt, was sie an Irland verbrochen hat. Ich jedenfalls würde bestimmt

keine Tränen vergießen, wenn am Ende der deutsche Kaiser in London einmarschiert.«

»Aber Daddy, ich will mich melden!«

»Du kannst alles wollen, was du willst, Liam. Bloß tun wirst du's nicht, also vergiss das Ganze lieber. Du bist noch nicht groß genug, um Soldat zu sein.« Liam wurde glutrot, seine Lippen pressen sich zum schmalen Strich. Seine kleine Statur war für ihn ein Wunder, ein sehr wunder Punkt. In der Schule hatte er immer zu den Kleinsten in seiner Klasse gehört, was nichts anderes bedeutete, als dass er sich eben deshalb zweimal so oft prügeln musste wie andere. Seit einiger Zeit quälten ihn furchtbare Zweifel, ob er denn überhaupt noch wachsen werde. Denn er war jetzt, mit siebzehn, praktisch noch genauso groß, wie er mit vierzehn gewesen war: so um die eins-sechzig. Und nur er wusste und konnte wissen, welche Folter dies für Körper und Seele bedeutete – sich strecken und recken, ohne Erfolg; die unablässigen Leibesübungen, ein offenbar hoffnungsloses Unternehmen. Im Verhältnis zu seiner Größe besaß er wahrhaft außergewöhnliche körperliche Kräfte, was er seiner Arbeit als Schmied verdankte. Angus hatte diesen Beruf sehr bewusst für ihn gewählt, denn er schien genau zu Liams Temperament zu passen. In der Tat hätte Angus keine bessere Wahl treffen können. Liam war ein Bündel gebauter Kraft. Noch nie hatte er bei einer Schlä-

geri den kürzeren ziehen müssen, und bereits jetzt genoss er auf der ganzen Taranaki-Halbinsel einen beträchtlichen Ruhm. Beim Kampf brach alles Aufgestaute, Zurückgedämmte aus ihm heraus: Zorn, Enttäuschung, Minderwertigkeitskomplexe. Und dies im Verein mit seiner ungeheuren Körperkraft, seiner Schnelligkeit und Wendigkeit, seiner erbarmungslosen Härte und seinem unbeugsamen Willen machte ihn selbst für die größten und stärksten Burschen in der ganzen Gegend unbesiegbar. Je größer und stärker sie waren, desto mehr verlangte es ihn danach, sie vor sich im Staub zu sehen. Seine Altersgenossen gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Weg, denn sie kannten seine Aggressivität. Aber mit ihnen gab er sich auch kaum noch ab. Er suchte Gegner, die aus anderem Holz geschnitzt waren, die eine wirkliche Herausforderung für ihn bedeuteten. Noch immer sprachen die Männer in Kihe und Umgebung von dem Tag, an dem er Jim Collins zusammengeslagen, wirklich übel zugerichtet hatte. Und Jim Collins, zweiundzwanzig Jahre alt, maß immerhin um die eins-neunzig und konnte ein Pferd hochheben. Mit gebrochenem linken Arm und angeknackten Rippen kämpfte Liam, bis Jim Collins als schluchzende Masse aus blutigem Fleisch zu seinen Füßen lag, und dann musste er noch mit Gewalt davon abgehalten werden, das zerschlagene Gesicht seines Gegners mit Tritten in Brei zu

verwandeln. Kaum waren der gebrochene Arm und die an-geknackten Rippen wieder geheilt, tauchte Liam in Kihe auf – und hob ein Pferd hoch: nur um zu beweisen, dass Jim nicht der einzige war, der das konnte, und dass es dabei keineswegs auf die Körpergröße ankam. Angus wusste sehr genau, welchen Ruf sein Sohn genoss, und er begriff auch, weshalb Liam einen so erbitterten Kampf führte, um sich überall Respekt zu verschaffen. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, in Rage zu geraten, wenn die Arbeit in der Schmiede darunter litt. Da er selbst von kleiner Statur war, hatte er häufig genug Schlägereien durchstehen müssen, um seinen Mut zu beweisen. Allerdings: In jenem Teil Irlands, wo er aufgewachsen war, hatte er durchaus Durchschnittsgröße besessen, und als er nach Neuseeland kam, wo es größere Männer gab, war er bereits erwachsen gewesen. Daher enthielt der Gedanke an seine kleine Statur für ihn nichts von jener Besessenheit, die Liam erfüllte. Jetzt, in der Küche, betrachtete Angus seinen Sohn sehr aufmerksam. Er versuchte ihn zu verstehen, doch es gelang ihm nicht. Sosehr er sich auch immer bemüht hatte, in seinen Gefühlen für seine Kinder keine Unterschiede zu machen: Liam war seinem Herzen zweifellos am weitesten entrückt. Angus wusste, wie tief die unausgesprochene Feindseligkeit zwischen ihm und seinem Ältesten Bright beküm-

merte, doch trotz aller Liebe zu seiner Frau konnte er den Groll gegen seinen Sohn nicht überwinden. Liam stand noch am Tisch, die fein geformten Hände auf die Zeitung gestützt und die Augen auf Angus gerichtet. Ein sonderbarer Ausdruck zeigte sich in ihnen: ein Flehen und gleichzeitig ein wilder Trotz, der eben dieses Flehen zunichte machte. Wie fremdartig sein Gesicht doch wirkte! Weder von den Kellys noch von den Armstrongs war etwas darin, außer – vielleicht – um die Augen. Dort hätte man eine gewisse Ähnlichkeit mit Brigit feststellen können, wären ihre Augen dunkel gewesen und voll sprühendem Zorn bei der geringfügigsten Provokation. An einem fehlte es Liam gewiss nicht, und dieses eine war Mut.

Angus' Bemerkung über Liams geringe Größe hatte das Gespräch abrupt beendet. Als die Familie dann am Tisch saß und Kaninchenbraten aß, herrschte eine ungewöhnliche Stille. Sogar Glenn und Finn, die sich zuerst unter viel Gekicher eine hochwichtige Geschichte erzählten, verstummten sehr bald. Enya aß keinen Bissen. Unverwandt war ihr Blick auf Liam gerichtet: als fürchte sie, er könne jede Sekunde aus ihrem Gesichtsfeld verschwinden. Liam stocherte eine Weile in seinem Essen herum. Schließlich bat er höflich, man möge ihn entschuldigen. Eine Minute später erklangen vom Holzhaufen her dumpfe Axtschläge. Liam attackierte die Hartholzstämmе, die Angus

als Vorrat für die langsam brennenden Feuer im Winter herangeschafft hatte. Als die ganze Familie Enya im Bett glaubte, kletterte sie durch das Fenster in ihrem Schlafzimmer nach draußen und schlich zum Holzhaufen, wie man das immer nannte, obwohl es sich eigentlich um einen Holzplatz handelte, der immerhin rund hundert Quadratmeter umfasste, entsprechend seiner Bedeutung für die Familie. Hätte es nicht genügend Brennmaterial gegeben, so wäre das Leben im Haus so gut wie völlig zum Erliegen gekommen. Der Platz war mit einer dicken Schicht bedeckt, die aus Holzsplittern und Borkenstückchen bestand. Auf der einen Seite des Platzes türmten sich die noch unzerhackten Kloben hoch, auf der anderen Seite waren die für den Herd genau maßgerechten Scheite säuberlich zu Stößen aufgeschichtet. In der Mitte, auf dem freien Platz zwischen den Kloben und den Scheiten, befanden sich drei Baumstümpfe, die noch im Boden wurzelten. Sie wurden als Hackklötze benutzt, und zwar je nach Länge der Kloben. Liam stand jetzt an keinem der Stümpfe. Er war dabei, einen massigen Eukalyptusstamm so zurecht zu hauen, dass er auf den niedrigsten und breitesten Hackklotz passte. Der Durchmesser des Stamms betrug über einen halben Meter. Damit er fest auf dem Boden auflag, war er zwischen zwei Eisendorne gespannt. Liam stand oben und ließ, um den Stamm in zwei Häl-

ten zu teilen, die Axt in die Mitte zwischen seinen auseinandergespreizten Füßen sausen. Sie bewegte sich so schnell, dass sie buchstäblich durch die Luft pfiß, während gleichzeitig ein zweites Geräusch hörbar wurde: eine Art rhythmisches Glitschen, weil der Holm in Liams schweißfeuchten Händen immer ein kurzes Stück hin und her rutschte. Blitzend schwang die Axt über seinem Kopf hoch, und schon zuckte sie wieder herab, wie in verwischter silbriger Kurve; und hackte ein weiteres Stück heraus aus dem keilförmigen Einschnitt: hackte das Stück so mühelos heraus, als wäre dies eine Kiefer oder ein Laubbaum und nicht etwa eisenhartes Holz. Winzige Splitter sprühten nach allen Seiten, über Liams nackten Oberkörper liefen Ströme von Schweiß, und er hatte sich sein Taschentuch wie ein Stirnband um den Kopf gebunden, um von herab rinnenden Schweißtropfen nicht unversehens geblendet zu werden. Dieses sogenannte Zurechthauen eines Stammes war eine gefährliche Arbeit. Eine nur minimale Fehleinschätzung, ein falscher Schlag, und er würde sich in den Fuß hacken. Lederne Kraftriemen an beiden Handgelenken verhinderten, dass der Schweiß von den Armen zu den Händen rann: Hände, die fast zierlich wirkten und die doch so kraftvoll und so überaus geschickt waren. Enya kauerte unmittelbar neben der Stelle nieder, wo er Hemd und Unterhemd abgelegt hatte. Sie

beobachtete ihn, starrte voll Bewunderung. Ganz in der Nähe lagen drei Reserveäxte, denn Eukalyptusholz ließ selbst die schärfste Schneide im Handumdrehen stumpf werden. Sie packte den Holm einer Axt und zog sie näher, zog sie auf ihre Knie. Die Axt war so schwer, dass Enya sie kaum heben konnte. Um so mehr wünschte sie sich, damit so mühelos umgehen zu können wie Liam. Sogenannte Doppeläxte wären für Eukalyptusholz nicht zu gebrauchen gewesen: zu leicht, zu wenig Wucht dahinter. Die Äxte hier waren von anderem Kaliber. Das keilförmige Eisen, der Körper, hatte am hinteren Teil, dem Nacken, eine Breite von fast drei Zentimetern, und die Schneide war rasiertmesserscharf geschliffen. Der Holm saß fest im Ohr, war zur Sicherheit mit kleinen, spanartigen Holzstückchen verkeilt: Hätte sich mitten im Schlag das Eisen vom Holm gelöst, so wäre es womöglich zum tödlichen Geschoss geworden. Es dunkelte rasch, und so musste Liam beim Hacken mehr seinem Instinkt vertrauen als seinen Augen.

Enya wartete geduldig, bis er sie erspähen würde. Der Baumstamm war auf der einen Seite durchgehauen. Liam drehte sich herum, leise keuchend. Dann schwang er wieder die Axt hoch und ging der anderen Seite des Baumstamms zu Leibe. Die in den Eukalyptus geschlagene Kerbe war tief und schmal: keine unnötige Vergeudung von Kraft und Arbeitszeit und auch nicht von Holz. Splitter

lösten sich, größere als zuvor, und schwirrten wild umher. Liam achtete nicht darauf. Er schien schneller zu hacken, immer schneller. Tief fraß sich das Eisen der Axt in den Spalt. Und dann, urplötzlich, teilte sich der Stamm in zwei Teile, und Liam sprang leichtfüßig hoch, schon vor dem letzten Axthieb ahnend, dass es jetzt soweit war. Während die beiden Teile des Stamms nach innen kippten, landete Liam ein kurzes Stück davon entfernt sicher auf dem Boden, und er lächelte: Doch es war kein glückliches Lächeln. Als er kam, um eine neue Axt zu holen, sah er dort seine Schwester kauern, sehr geduldig, in ihrem sauberen Nachthemdchen, das buchstäblich von oben bis unten zugeknöpft war. Noch immer kam es ihm merkwürdig vor, dass sie jetzt, statt der üppigen Lockenpracht, nur noch kurze, krause Büschel hatte. Doch irgendwie, so schien es ihm, stand ihr dieser jungenhaft wirkende Haarschnitt sogar; und plötzlich wünschte er, das würde auch so bleiben. Er kauerte sich zu ihr, die Axt quer über den Knien.

»Wie bist du aus dem Haus raus gekommen, du kleine Krabbe?«

»Ich habe gewartet, bis Kev eingeschlafen war, und dann bin ich durchs Fenster geklettert.«

»Wenn du nicht aufpasst, wird aus dir noch ein richtiger Wildfang.«

»Na, wenn schon. Mit den Jungs zu spielen ist immer noch schöner, als ganz für mich allein zu spielen.«

»Kann's mir denken.« Er setzte sich auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Baumstamm. Dann blickte er müde zu seiner Schwester. »Was ist denn, Enya?«

»Liam, du gehst doch nicht wirklich fort, nicht?« Sie legte die Hände mit den abgekauten Fingernägeln auf seine Schenkel und starrte ihn von unten herauf eindringlich an, den Mund geöffnet: Da sie gegen die Tränen ankämpfte, bekam sie durch die Nase kaum Luft.

»Vielleicht doch, Enya«, sagte er leise.

»Oh, Liam, das geht doch nicht! Mum und ich brauchen dich! Wirklich, ich weiß nicht, was wir ohne dich tun sollten!« Ein flüchtiges Lächeln glitt über sein Gesicht, ein Grinsen fast: Wenn sie so sprach, klang das wie ein Echo von Brights Redeweise.

»Enya«, sagte er, »manchmal geht es nicht so, wie man's gerne hätte. Das solltest du eigentlich wissen. Uns Kellys hat man beigebracht, dass Gemeinnutz vor Eigennutz kommt, dass man nie zuerst an sich selbst denken soll. Aber da bin ich anderer Meinung. Ich finde, man sollte zuerst an sich selbst denken. Ich möchte fort, weil ich siebzehn bin und es Zeit wird, dass ich mir ein eigenes Leben aufbaue. Aber Daddy sagt nein, ich würde

hier zu Hause gebraucht, zum Nutzen für die ganze Familie. Und weil ich noch nicht einundzwanzig bin, müsste ich eigentlich tun, was er sagt.« Enya nickte ernst und versuchte angestrengt, die für sie recht verschlungenen Fäden von Liams Erklärung zu entwirren. »Nun, Enya, ich habe lange und eingehend über alles nachgedacht. Ich gehe fort, und daran ist nichts zu ändern. Ich weiß, dass ich dir und Mum fehlen werde, aber Colin ist ja schon ziemlich groß, und Daddy und die Jungs werden mich überhaupt nicht vermissen. Das einzige, was Daddy interessiert, ist das Geld, das ich nach Hause bringe.«

»Kannst du uns denn nicht mehr leiden, Liam?« Plötzlich streckten sich seine Hände nach ihr. Er nahm sie in die Arme, riss sie fast an sich.

»Oh, Enya! Ich liebe dich und Mum mehr als all die anderen zusammen! Mein Gott, wenn du nur älter wärst, damit ich richtig mit dir reden könnte! Aber vielleicht ist es besser, dass du noch klein bist, ja, vielleicht ist es besser so ...« Abrupt ließ er sie los und versuchte, seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Schließlich blickte er zu Enya. »Wenn du älter bist, wirst du's besser verstehen.«

»Bitte, Liam, geh nicht fort!« flehte sie. Er lachte. Es klang wie ein Schluchzen.

»Oh, Enya! Hast du denn gar nichts verstanden? Na, ist auch nicht so wichtig. Hauptsache, du er-

zählst keinem, dass wir heute Abend miteinander gesprochen haben, hörst du? Ich möchte nicht, dass irgendwer denkt, du hättest sozusagen mit drin gesteckt.«

»Aber ich habe dir doch zugehört«, versicherte sie. »Ich habe alles gehört. Und ich werde keinem was sagen, das verspreche ich dir. Aber ich wünschte, du – du müsstest nicht fortgehen!« Sie war zu jung, um ihm erklären zu können, was sie ohnehin mehr fühlte, als dass sie es etwa gewusst hätte: Wen hatte sie denn noch, wenn Liam fortging? Er war der einzige, der ihr offen seine Zuneigung zeigte; der einzige, der sie umarmte und an sich drückte. Als sie noch kleiner gewesen war, hatte Daddy sie oft zu sich hochgehoben, doch seit sie zur Schule ging, durfte sie nicht mehr auf seinen Knien sitzen und nicht mehr die Arme um seinen Hals schlingen.

»Du bist jetzt ein großes Mädchen, Enya«, sagte er. Und Mum war immer so müde und so beschäftigt zugleich, so völlig durch die Jungs und das Haus in Anspruch genommen. Liam stand Enyas Herzen am nächsten: An ihrem begrenzten Firmament strahlte er als der Stern. Er war der einzige, dem es Freude zu machen schien, mit ihr zusammen zu sitzen und mit ihr zu sprechen. Und er verstand es, Dinge auf eine Weise zu erklären, die für sie verständlich blieb. Seit dem Tag, an dem Daphne ihr Haar verloren hatte, war er immer für

sie dagewesen, und nichts, kein einziger Kummer, hatte sie seither bis ins Tiefste treffen können, nicht Schwester Alexa mit ihrem Stock, nicht die Geschichte mit den Läusen – weil ja immer Liam da war, um sie zu trösten. Jetzt stand sie auf, und sie brachte sogar ein Lächeln zustande.

»Wenn du fortgehen musst, Liam, dann ist das in Ordnung.«

»Enya, du solltest im Bett liegen. Sieh zu, dass du wieder dort bist, bevor Mum nachsehen kommt. Mach schnell!« Die Mahnung ließ sie alles andere vergessen. Sie bückte sich und langte nach dem nachschleppenden hinteren Saum ihres Nachthemds. Dieses Ende zog sie zwischen den Beinen durch und hielt es dann vorn wie einen verkehrt aufgesetzten Schwanz. Und jetzt rannte sie los: Ihre bloßen Füße flitzten nur so über die Holzspäne und Holzsplitter. Am nächsten Morgen war Liam verschwunden. Als Brigit kam, um Enya zu wecken, wirkte sie todernst und wie verkrampft. Enya sprang sofort aus dem Bett, und als sie sich anzog, bat sie ihre Mutter nicht einmal, ihr bei den vielen Knöpfen zu helfen. In der Küche saßen die Jungs bedrückt am Tisch, und Angus' Stuhl war leer. Der von Liam auch. Enya ließ sich auf ihren Sitz gleiten, und dann hockte sie dort, vor Angst fast hörbar mit den Zähnen klappernd. Nach dem Frühstück scheuchte Brigit mit verdrossenem Gesicht alle hinaus, und hinter dem

Schuppen flüsterte Colin seiner Schwester dann das Geheimnis zu:

»Liam ist fort.«

»Vielleicht ist er ja bloß nach Kihe«, versuchte Enya abzuschwächen.

»Ach, Quatsch. Der ist zur Army. Wäre ich doch nur groß genug, um mitzugehen. Hat der ein Schwein.«

»Ich wünschte, er wäre noch zu Hause.« Colin hob die Schultern.

»Du bist ja bloß ein Mädchen, und Mädchen reden halt so Zeug.« Normalerweise hätte eine solche Bemerkung Enya in Harnisch gebracht. Diesmal ließ sie's durchgehen. Sie ging in die Küche zurück, um zu sehen, ob sie ihrer Mutter irgendwie helfen konnte.

»Wo ist Daddy?« fragte sie, nachdem sie ihre Arbeit – Taschentücher plätten – zugeteilt bekommen hatte.

»Nach Kihe.«

»Bringt er Liam mit zurück?« Brigit schnaubte ärgerlich.

»In dieser Familie ist kein Geheimnis sicher. Nein, er wird Liam nicht in Kihe finden, das weiß er. Er wird der Polizei ein Telegramm schicken und auch der Army in Wanganui eines. Die bringen ihn zurück.«

»Oh, Mum, hoffentlich finden sie ihn! Ich möchte nicht, dass Liam fortgeht!« Brigit klatschte

den Inhalt des Butterfasses auf den Tisch und attackierte die wässrig gelbe Masse mit zwei Holzkel-  
len.

»Keiner von uns will, dass Liam fortgeht. Deshalb wird Daddy auch dafür sorgen, dass man ihn zurückbringt.« Für einen Augenblick konnte man sehen, dass ihre Lippen zitterten. Sie attackierte die Butter noch heftiger.

»Armer Liam, armer Liam!« seufzte sie wie für sich. »Ich begreife nicht, warum die Kinder für unsere Sünden bezahlen müssen. Mein armer Liam, so ... so abseits ...« Sie sah, dass Enya aufgehört hatte zu plätten. Sofort presste sie die Lippen aufeinander und schwieg.

Drei Tage später brachte die Polizei Liam zurück. Wie der begleitende Sergeant aus Wanganui Angus berichtete, hatte Liam erbitterten Widerstand geleistet.

»Da haben Sie aber wirklich einen Kämpfer! Als er kapierte, dass die Burschen bei der Army seien wegen alarmiert waren, schoss er davon wie der Blitz – die Treppe runter und dann die Straße entlang, mit zwei Soldaten hart auf seinen Fersen. Aber hätte er nicht das Pech gehabt, einem patrouillierenden Konstabler in die Arme zu laufen, er wäre ihnen wohl entkommen. Na, und dann hat er zu-gedroschen, dass die Fetzen flogen. Fünf Mann brauchte es, um ihm Handschellen anzulegen.« Mit diesen Worten nahm der Sergeant Liam

die schweren Ketten ab und stieß ihn forsch durch das Vordertor. Der Junge stolperte gegen Angus und zuckte zurück, als habe er sich bei der Berührung verbrannt. Die Kinder standen etwa zehn Meter entfernt, näher zum Haus, und starrten angespannt. Colin, Finn und Glenn hofften inbrünstig, Liam werde wieder gewaltig zuschlagen. Kevyn, friedvolle und mitfühlende kleine Seele, die er war, wirkte noch am gelassensten; und Enya presste die Hände gegen ihr Gesicht in ihrer Angst, irgend jemand könne Liam womöglich weh tun. Er drehte den Kopf, und sein erster Blick galt seiner Mutter. Schwarze Augen tauchten in graue und graue in schwarze – ein dunkles und gleichsam bitteres Ineinander-Versenken, für das nie jemand Worte gefunden hatte und nie jemand Worte finden würde. Dann prallte, wie ganz von oben herab, Angus' wilder blauer Blick auf Liam, voll Verachtung, voll Hohn: Eben dies, so schien der Blick zu sagen, habe man ja wohl erwarten müssen. Liam blickte zwar zu Boden. Dennoch – und vielleicht gerade deshalb – sprach aus dieser Haltung Trotz. Es war, als wolle er so sein Recht bekunden, zornig zu sein. Von diesem Tage an wechselte Angus mit seinem ältesten Sohn nur noch Worte, welche Notwendigkeit und Höflichkeit geboten. Doch als schwerste Probe erwies sich für Liam jetzt die Wiederbegegnung mit seinen Geschwistern. Scham und Verlegenheit erfüll-

ten ihn, den hell glänzenden Vogel, der unversehens vom unumgrenzten Himmel herabgestürzt war: nach Hause geschafft mit gestutzten Flügeln, das unbekümmerte Lied in der Kehle erstickt. Enya wartete, bis Brigit mit ihrer abendlichen Runde fertig war. Dann kletterte sie durchs Fenster hinaus. Sie wusste, wo sie Liam finden konnte: oben im Heu, in Sicherheit vor zudringlichen Blicken und vor seinem Vater.

»Liam, Liam, wo bist du?« flüsterte sie, als sie in den dunklen Schuppen trat. Vorsichtig die Zehen vorstreckend, bewegte sie sich Zoll um Zoll voran.

»Hier an der Seite bin ich«, erklang seine müde Stimme, die gar nicht Liams Stimme zu sein schien, so ohne Leben, ohne Leidenschaft war sie. Sie fand die Stelle, wo er ausgestreckt im Heu lag, und kuschelte sich an ihn. Ihre Arme schlangen sich um seinen Brustkorb, soweit es irgend ging.

»Oh, Liam, ich bin ja so froh, dass du wieder da bist«, sagte sie. Mit einem Stöhnen ließ er sich tiefer gleiten, so dass er seinen Kopf auf ihren Leib legen konnte. Enyas Finger fuhren durch sein dichtes, glattes Haar. Sie summt leise. Und eben dies war es, was ihn anrührte: ihr gleichsam mit Händen greifbares Mitgefühl. Er begann zu weinen. Stöße schienen auf seinen Körper zu treffen, wie im Krampf schüttelte es ihn. Tränen fielen auf Enyas Nachthemd. Enya weinte nicht. Irgend et-

was in ihr war alt genug, war Frau genug, um jene unwiderstehliche, wie prickelnde Freude zu empfinden: die Freude darüber, gebraucht zu werden. Und sacht schaukelte sie seinen Kopf hin und her und hin und her, bis all sein Kummer sich entleerte ins Nichts.

– KAPITEL DREI –

*Pater Cedric*

Nein, dachte der frisch gebackene Kaplan, Cedric Stuart; Erinnerungen an meine Jugend bringt diese Straße nach Valopo mir nicht zurück.

Die Augen gegen das grelle Sonnenlicht halb geschlossen, saß der Priester am Steuer seines neuen Daimler, der sich rumpelnd voranbewegte auf dem, was hier als Straße gelten musste: Zwei tiefe Furchen, die Spuren von Wagenrädern, zogen sich dahin durchs hohe Silbergras. Nein, Irland war dies hier nicht – nicht die liebliche, oft nebelverhangene grüne Insel. Und Valopo, was war Valopo? Nun, jedenfalls kein Häusermeer und auch keine Zentrale der Macht. Aber traf das, genau genommen, auch wirklich zu? Sein stets wacher Sinn für Humor (nur gut, dass er ihn besser unter Kontrolle hatte als in den Tagen seiner Kindheit) beschwor in seiner Phantasie das Bild einer Jennyfer Ryan, die etwas von einem Cromwell an sich hatte: Gewaltherrscherin alten Stils, fast schon Inbegriff bössartiger Macht. Übertrieben? Nun, zumindest übte Jennyfer Ryan Macht aus über viele Menschen – über eine ganze Heerschar, wenn man es so nennen wollte: ähnlich den

Kriegsherren früherer Tage. Zwischen einer Gruppe von Buchs- und Eukalyptusbäumen tauchte das Gatter mit dem letzten Tor auf. Der junge Pater hielt, stülpte sich zum Schutz gegen die Sonne einen unansehnlichen grauen Hut mit breiter Krempe auf den Kopf. Dann stieg er aus, stapfte zum Holzpfosten, zog den Eisenbolzen aus der Querstrebe und schleuderte voll Ungeduld und Überdruß das Tor auf. Zwischen seinem Pfarrhaus in Yellingbone und dem Herrenhaus auf Valopo gab es nicht weniger als siebenundzwanzig solcher Tore, und das bedeutete siebenundzwanzig mal die gleiche Prozedur: halten, aussteigen, Tor öffnen; einsteigen, hindurchfahren, halten; aussteigen, Tor schließen; wieder einsteigen und weiterfahren – bis zum nächsten Tor. Wie oft hatte er nicht schon daran gedacht, dieses Ritual wenigstens um die Hälfte zu kürzen: Tore einfach offen lassen und dann auf dem Rückweg flott hindurch. Aber nicht einmal sein respekteinflößender Status als Priester hätte ihn in diesem Fall davor bewahrt, von den ergrimmtten Besitzern der Tore geteert und gefedert zu werden. Wäre man nur zu Pferde so schnell vorangekommen wie mit dem Auto: Die Gattertore ließen sich vom Sattel aus öffnen, und man hätte sich viel Hin und Her erspart.

»Nun ja, es hat halt alles auch seine Schattenseiten«, sagte er laut und klopfte mit der flachen

Hand gegen das Armaturenbrett des Daimler. Er fuhr weiter, legte auf der grasbewachsenen, baumlosen Home Paddock, der Hauskoppel, die letzten ein oder zwei Kilometer zurück. Das Tor hatte er wieder ordnungsgemäß verriegelt. Selbst für einen Iren, dem der Anblick von Schlössern und mächtigen Herrensitzen vertraut war, besaß dieses australische Herrenhaus etwas Imposantes. Valopo war der älteste und größte Grundbesitz im ganzen Distrikt, und das Haus, vom stolzen (inzwischen verstorbenen) Besitzer erbaut, wurde dieser Tatsache in seiner Art und in seinen Proportionen gerecht. Es bestand aus buttergelben Sandsteinblöcken, die aus über siebenhundert Kilometer entfernten Steinbrüchen herangeschafft worden waren. Zwei Stockwerke umfasste es, und in seinem Stil wurde es von eher strenger und nüchterner georgianischer Tradition geprägt. Es gab große Fenster mit vielen Glasscheiben und eine breite Veranda mit eisernen Säulen, die das gesamte Erdgeschoss umgab. Zu jedem Fenster gehörten schwarze, hölzerne Fensterläden, die keineswegs nur ornamentalen Zwecken dienten: Bei brütender Sommerhitze wurden sie geschlossen, damit es im Inneren des Hauses kühl blieb. Jetzt, im Herbst, waren die Kletterpflanzen grün, doch im Frühjahr bildete die Wistaria – vor fünfzig Jahren, unmittelbar nach Fertigstellung des Hauses, gepflanzt – eine überquellende Fülle von lilafarbenen Blüten-

trauben, die überall, an den Außenmauern und auf dem Veranda-Dach, zu finden waren. Rings um das Haus dehnten sich weite, sorgfältig gepflegte Rasenflächen, einige Hektar groß. Und in dieses Gelände waren, gleichsam mit lockerer Hand, Gartenanlagen eingestreut, Beete voller Blumen, die auch jetzt im Herbst eine üppige Farbenpracht boten: Da waren Rosen und Dahlien, da waren Samtblumen, und da war auch Goldlack. Eine Gruppe majestätisch wirkender Eukalyptusbäume – sogenannter Geistereukalyptus mit weißen, wie blutleeren Stämmen und ledrigen, immergrünen Blättern – spendete dem Haus Schatten, schützte es vor der gnadenlosen Sonne. Die unteren Zweige der großen Bäume waren sonderbarerweise mit magentaroten Blüten betüpfelt. Sie stammten von der Bougainvillaea, einem üppig wuchernden Kletterstrauch, der sich empor wand ins Baumgeäst. Und Klettersträucher, Rankengewächse gab es hier allenthalben. Selbst die monströsen Wassertanks beim Haus, ebenso scheußlich wie unentbehrlich, waren dicht umwuchert von Rosen und von Wistaria, und so wirkten auch sie auf ihre Weise durchaus dekorativ. Da der verstorbene Donovan Ryan seinen Besitz leidenschaftlich geliebt hatte, war auf Valopo reichlich für Wassertanks gesorgt: Gerüchte wollten wissen, dass man es sich auf Valopo leisten konnte, den Rasen grün und die Blumenbeete üppig zu halten, auch wenn

zehn Jahre lang kein Regen fiel. Näherte man sich von der Seite der Home Paddock, so gewahrte man zunächst das Haus und die Eukalyptusbäume. Aber dann entdeckte man zu beiden Seiten und dahinter noch viele andere Häuser aus gelbem Sandstein, einstöckige Häuser, die durch überdachte Rampen mit dem Hauptgebäude verbunden waren. Die tiefen Radspuren, an die Pater Cedric sich bis jetzt hatte halten müssen, wurden nun abgelöst durch einen breiten, mit Kies bestreutem Fahrweg, der im Bogen zum kreisförmigen Parkplatz auf der einen Seite des Hauses führte und von dort weiter bis zu jenen Gebäuden des Besitzes, die man von hier aus nicht mehr sehen konnte, wo jedoch, wenn man so wollte, Valopos eigentliche Bedeutung lag: den Viehhöfen, den Scherschuppen, den Scheunen. Die gigantischen Pfefferbäume, die dort ihre mächtigen Schatten warfen, zog Pater Cedric insgeheim den so blutleer wirkenden Eukalyptusbäumen beim Herrenhaus entschieden vor. Dort schwirrten und summten zwischen einer Überfülle fahlgrauer Wedel emsig und eifrig Bienen herum: gerade die richtige Art Baum für eine Buschstation, eine sogenannte Outback Station. Pater Cedric parkte seinen Daimler, stieg aus und ging dann über den Rasen. Auf der Vorderveranda wartete bereits das Dienstmädchen auf ihn, ihr sommersprossiges Gesicht ein einziges Lächeln.

»Guten Morgen, Feena«, sagte er.

»Oh, Pater, es ist schön, Sie an einem so prachtvollen Morgen zu sehen«, erwiderte sie in ihrer breiten Mundart. Mit der einen Hand hielt sie die Tür weit auf, die andere streckte sie nach seiner verbeulten und ganz und gar nicht klerikalen Kopfbedeckung.

»Wie kommt es, dass hier, auf Valopo, die Rosen immer am allerschönsten blüh'n?«

»Ja! Sind sie nicht herrlich? Das macht die Hitze. Mich hingegen macht sie schlapp.«

»Alles im Leben hat seine Licht und seine Schattenseiten« lautete die Antwort des jungen Philosophen, denn seinen Lieblingspruch konnte er nicht oft genug unter die Leute bringen.

»Wie wahr, Pater. Nur zu wahr.«

In der Eingangsdiele blieb der junge Kaplan einen Augenblick stehen. Hier wirkte das Licht gedämpft, fast trüb. Überall sah man Marmor. Eine breite Treppe mit Messinggeländer führte hinauf ins obere Stockwerk. Pater Cedric nickte Feena kurz zu, betrat dann den Salon. Jennyfer Ryan, die Eigentümerin des riesigen Anwesens, saß in ihrem Ohrensessel bei einem offenen Fenster, das vom Fußboden bis zur Zimmerdecke reichte und somit sicher über vier Meter hoch war. Die herein strömende kalte Luft schien der Hausherrin nichts auszumachen. Ihr rotes Haar leuchtete fast noch genauso intensiv wie in ihrer Jugend. Zu ihren

Sommersprossen hatten sich inzwischen zwar klitzekleine Altersflecken gesellt, doch für eine Frau von vierundfünfzig fanden sich in ihrem Gesicht nur wenige Falten. Eher schon konnte man von einem Netz winzig feiner Linien sprechen. Das einzige, was ihr halsstarriges Wesen ahnen ließ, waren die Furchen zu beiden Seiten ihrer Römernase und der wie steinerne Blick ihrer fahlblauen Augen. Lautlos schritt Pater Cedric über den Aubusson-Teppich auf sie zu und küsste ihr die Hand – eine Geste, die bei einem Mann seiner Größe und seiner Grazie bestechend wirkte, zumal er eine einfache schwarze Soutane anhatte, die ihm einen gleichsam höfischen Anstrich verlieh. Plötzlich trat in Jennyfer Ryans Augen ein eigentümlicher Ausdruck, eine Mischung aus Scheu und verhaltener Freude, und auf ihrem Gesicht zeigte sich der Anflug eines befriedigten Lächelns.

»Wollen Sie Tee nehmen, Pater?« fragte sie.

»Das kommt ganz darauf an, ob Sie die Messe zu hören wünschen«, erwiderte er und nahm ihr gegenüber auf einem Stuhl Platz. Er schlug die Beine übereinander, und unter dem Saum seiner Soutane zeigte sich, dass er Reithosen und Reitstiefel trug, ein Zugeständnis an die geographische Lage seiner Gemeinde.

»Ich habe Ihnen die Kommunion mitgebracht, aber falls Sie die Messe hören möchten, kann ich schon in wenigen Minuten damit beginnen. Es

macht mir wirklich nichts aus, ein wenig länger zu fasten.«

»Wie gut Sie doch zu mir sind«, sagte sie mit einer Mischung aus Ironie und Selbstzufriedenheit. Sie wusste sehr wohl, dass – wie bei allen anderen auch – seine besondere Ehrerbietung weniger ihr als ihrem Gelde galt.

»Bitte, nehmen Sie Tee«, fuhr sie fort. »Ich bin mit der Kommunion völlig zufrieden.« Er ließ sich von dem Anflug von Ärger nichts anmerken. Zumindest seiner Selbstbeherrschung war die Tätigkeit in diesem Sprengel ausgezeichnet bekommen. Nun, falls er die Chance erhielt, aus dieser Obskurität hier aufzutauchen, in die ihn sein Temperament sozusagen hineingeritten hatte – er würde den gleichen Fehler nicht zweimal machen. Und wenn er seine Trümpfe richtig ausspielte, so mochte sehr wohl diese alte Frau die Antwort auf seine Gebete sein.

»Ich muss gestehen, dass das vergangene Jahr überaus angenehm gewesen ist«, sagte sie. »Sie sind als Seelenhirt trotz Ihrer Jugend, oder gerade deshalb doch bei weitem erfreulicher, als es der alte Pater Neil war, möge Gott seine Seele verderben.« Plötzlich klang ihre Stimme hart, voll Rachsucht. Sein Blick haftete auf ihrem Gesicht.

»Meine teure Mrs. Ryan! Christliches Gefühl spricht nicht gerade aus Ihren Worten.«

»Dafür die Wahrheit. Er war ein alter Säufer, und ich bin ganz sicher, dass Gott seine Seele genauso verderben wird, wie der Suff seinen Körper verderben hat.« Sie beugte sich ein Stück vor. »Ich kenne Sie inzwischen ziemlich gut, und so habe ich wohl das Recht auf ein paar Fragen an Sie, meinen Sie nicht auch? Schließlich genießen Sie ja das Recht, Valopo als eine Art privaten Spielplatz zu benutzen – lernen allerlei übers Viehzüchten, polieren Ihre Reitkünste auf, flüchten vor den Ärgernissen des Lebens in Yelli. Alles auf meine Einladung hin natürlich, aber ich glaube doch, dass ich das Recht auf ein paar Fragen habe – nicht wahr?« Dass sie ihm unter die Nase rieb, wie viel Dank er ihr schuldete, behagte ihm wenig. Andererseits hatte er eben hiermit gerechnet: dass sie eines Tages glauben würde, sie habe ihn sich genug verpflichtet, um ihm Fragen oder auch Forderungen zu stellen.

»Gewiss haben Sie dieses Recht, Mrs. Ryan. Ich kann Ihnen gar nicht genug dafür danken, dass ich mich auf Valopo völlig nach Belieben bewegen darf – und dann Ihre Geschenke für mich ... meine Pferde, mein Auto ...«

»Wie alt sind Sie?« fragte sie ohne weitere Umschweife. »Knappe Achtzehn«, erwiderte er.

»Jünger, als ich dachte.«

»Nun; es hat damit zu tun, dass in dieser dünn besiedelten Gegend Not am Mann ist. Glauben

Sie mir; ich konnte mich nicht genug darüber wundern, wie schnell meine Ausbildung vonstatten ging.«

»Dennoch – Geistliche wie Sie schickt man nicht an Orte wie Yelli. Was haben Sie sich zuschulden kommen lassen, dass man Sie nach hier beordert hat, ans Ende der Welt?«

»Ich habe meinen Mentor beleidigt«, erklärte er ruhig und mit einem leisen Lächeln.

»Das muss es mindestens gewesen sein! Aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sich ein junger Mensch mit Ihren besonderen Talenten in einem Nest wie Yellingbone glücklich fühlt.«

»Es ist Gottes Wille.«

»Unsinn! Sie sind hier wegen menschlichem Versagen – Ihrem eigenen und dem Ihres Mentors!«

»Nur der Papst ist unfehlbar.«

»Wie dem auch sei. In Yelli sind Sie jedenfalls ganz und gar nicht in Ihrem normalen – in Ihrem natürlichen Element. Das ist uns allen klar. gewiss freuen wir uns, zur Abwechslung einmal jemanden wie Sie zu haben an Stelle der geweihten Gehaltsempfänger, die man uns für gewöhnlich schickt. Ihr Element sollte sich eigentlich eher in den Bereichen des höheren Klerus‘ finden und nicht hier zwischen Pferden und Schafen. Die Robe eines Bischofs oder das Rot eines Kardinals würde Ihnen in absehbarer Zeit großartig stehen.«

»Mit einer solchen Chance werde ich nie rechnen können, fürchte ich. Yellingbone gehört kaum zu jenen Gefilden, aus denen der Erzbischof Kandidaten für eine etwaige apostolische Legatschaft rekrutiert. Doch es könnte schlimmer sein. Ich habe Sie, und ich habe Valopo.«

Sie akzeptierte seine bewusst dick aufgetragene Schmeichelei in dem Sinn, in dem sie gemeint war; und sie genoss seine Schönheit, seine Aufmerksamkeit und seinen ebenso subtilen wie widerborstigen Geist: Gar kein Zweifel, er würde einen großartigen Kardinal abgeben. Sie konnte sich nicht erinnern, je einen besser aussehenden Mann zu Gesicht bekommen zu haben, und gewiss war ihr noch nie jemand begegnet, der von seiner Schönheit ja, was? – einen solchen Gebrauch machte. Nein, noch nie – nicht auf diese Weise. Er musste sich einfach der Tatsache bewusst sein, wie er aussah: seine Größe und seine perfekten Körperproportionen, seine fein geformten aristokratischen Züge – zweifellos wusste er darum. Jedes noch so winzige Element seiner physischen Erscheinung schien vom Schöpfer mit jenem Höchstmaß an Sorgfalt zum Ganzen komponiert worden zu sein, das der Herr nur wenigen seiner Geschöpfe angedeihen ließ. Von den wie ungebändigten schwarzen Locken auf seinem Haupt und den geradezu bestürzend blauen Augen bis zu den kleinen, schlanken Händen und Füßen war

dieser Priester, dieser junge Mann, einfach vollkommen. Ja, es konnte gar nicht anders sein – er wusste, wie er aussah, wie er wirkte. Doch in seinem Wesen, in seinem Verhalten offenbarte sich eine eigentümliche Reserviertheit, eine Art Auf-Distanz-Gehen zu sich selbst. Zumindest verstand er es, ihr – Jennyfer Ryan – nachdrücklich klarzumachen, dass er nie zum Sklaven seiner eigenen Schönheit geworden war, noch je werden würde. Andererseits: Ohne irgendwelche Skrupel würde er eben diese seine Schönheit einsetzen, falls sie von Nutzen war, um ans Ziel zu gelangen; doch keineswegs von ihr berauscht – eher schon, als verachte er zutiefst jene Menschen, die sich dadurch beeinflussen ließen. Jennyfer Ryan hätte viel darum gegeben, zu erfahren, was in seiner Vergangenheit ihn zu dem gemacht hatte, der er jetzt war. Merkwürdig, dass es so viele Priester gab, die es an Schönheit mit Adonis aufnehmen konnten, denen der sexuelle Magnetismus eines Don Juan eignete. Flüchteten sie sich in den Zölibat, um den unausweichlichen Konsequenzen zu entgehen?

»Weshalb finden Sie sich mit Yellingbone ab?« fragte sie. »Warum bleiben Sie unter solchen Umständen Priester? Bei Ihren Talenten könnten Sie es auf so manchem Gebiet zu Reichtum und zu Macht bringen – und versuchen Sie nicht, mir weiszumachen, dass der Gedanke an Macht nicht

zumindest etwas Anziehendes für Sie hat.« Seine linke Augenbraue zuckte hoch.

»Meine teure Mrs. Ryan, Sie sind Katholikin. Sie wissen, dass meine Gelübde heilig sind. Bis zu meinem Tode werde ich Priester bleiben. Ich kann es nicht leugnen.« Sie ließ ein Lachen hören: ein eigentümliches, schnaubendes Geräusch.

»Pater, ich bitte Sie! Sie glauben doch nicht im Ernst, dass man mit Blitzen, Bluthunden und Flinten auf Sie losgehen würde, wenn Sie sich nicht mehr an Ihre Gelübde gebunden fühlen!«

»Natürlich nicht. Und ich halte Sie auch keineswegs für töricht genug, um zu glauben, dass es etwa Furcht vor Vergeltung ist, die mich zu meinen Gelübden stehen lässt.«

»Oho! So leicht gereizt, Pater Stuart? Nun, was bindet Sie dann noch an Ihre Gelübde? Was, um alles in der Welt, zwingt Sie, die Hitze, den Staub und die Fliegen von Yelli zu ertragen? Schließlich könnte es für Sie so etwas wie ›lebenslänglich‹ werden.« Flüchtig schien ein Schatten über das Blau seiner Augen hinwegzugleiten. Doch er lächelte, voller Mitleid für sie.

»Sie sind wirklich ein großer Trost für mich.« Mit sacht geöffneten Lippen hob er den Kopf, blickte zur Zimmerdecke, seufzte dann. »Von der Wiege an bin ich zwar nicht auf das Ziel hin erzogen worden – Priester zu sein, doch meine innere Stimme hatte mich schlichtweg übermannt. Doch

es ist weit mehr als nur das. Wie kann ich das einer Frau erklären? Ich bin ein Gefäß, Mrs. Ryan, und mitunter bin ich von Gott erfüllt. Und dieses Erfülltsein, dieses Einssein mit Gott ist etwas, das völlig unabhängig von irgendeinem Ort geschieht. Ob ich mich in Yellingbone befinde oder in einem Bischofssitz, bleibt dabei gleichgültig. Dieses Geschehen genauer zu beschreiben, ist überaus schwierig, weil es auch für Priester ein großes Geheimnis bleibt. Eine göttliche Besessenheit, die andere Menschen nie an sich erfahren können. Ja, das ist es vielleicht. Meine Gelübde brechen? Das könnte ich nicht.«

»Es ist also eine Macht, nicht wahr? Warum sollte sie dann Geistlichen übertragen werden? Was bringt Sie zu dem Glauben, man könne diese Macht kraft irgendwelcher langen Zeremonien auf andere Menschen übertragen – in Form einer Salbung vielleicht?« Er schüttelte den Kopf.

»Bedenken Sie; bevor es zur Ordination kommt, haben sich die meisten von uns viele Jahre des Lebens hindurch eben darauf vorbereitet. Ich stelle dabei sozusagen, aus besagtem Grund, die Ausnahme von der Regel dar. Mit aller Sorgfalt wird die Seele gleichsam dazu entwickelt, ein Gefäß zu sein, das sich zu Gott hin öffnet. Es ist verdient, fast möchte ich sagen: verbindlich ausgehandelt und per gedanklichem Handschlag festgelegt. Jeder einzelne Tag. Und das ist Sinn und Zweck der

Gelübde, verstehen Sie? Dass sich nichts Irdisches zwischen den Priester und den Zustand seiner Seele schieben kann – nicht die Liebe einer Frau, nicht die Liebe zum Geld, nicht der Widerwille, den Befehlen anderer Menschen zu gehorchen. Armut ist für mich nichts Neues, ich stamme aus keiner reichen Familie. Das Gebot der Keuschheit akzeptiere ich, ohne dass es für mich schwer ist, danach zu leben. Und Gehorsam? Das ist für mich von den drei Forderungen die härteste. Doch ich gehorche, denn wenn ich mich selbst für wichtiger halte, als meine Funktion als Gottes Gefäß, so bin ich verloren. Ich gehorche. Und falls notwendig, bin ich bereit, Yellingbone als ›lebenslänglich‹ hinzunehmen.«

»Dann sind Sie ein Narr«, sagte sie. »Auch ich bin der Meinung, dass es wichtigere Dinge gibt als körperliche Liebe. Allerdings; die Funktion als Gefäß Gottes gehört nicht dazu. Sonderbar. Mir war nie bewusst, dass Sie so inbrünstig an Gott glauben. Ich habe Sie eher für einen Zweifler gehalten.«

»Ich zweifle auch, durchaus. Welcher denkende Mensch tut das nicht? Deshalb bin ich zu Zeiten leer.« Er blickte an ihr vorbei: zu irgendeinem Punkt, der für sie unsichtbar bleiben musste. »Wissen Sie, ich würde allen Ehrgeiz und jeden Wunsch hingeben für die Chance, ein vollkommener Priester zu sein.«

»Vollkommenheit, worin auch immer«, sagte sie, »ist unerträglich langweilig. Was mich betrifft, so ziehe ich einen Hauch Unvollkommenheit vor.« Er lachte und betrachtete sie mit einer Bewunderung, in die sich Neid mischte. Sie war wirklich eine bemerkenswerte Frau. Vor über drei Jahrzehnten hatte sie ihren Mann verloren, und ihr einziges Kind, ein Sohn, war schon sehr früh gestorben. Dass sie dem Gedanken an eine Wiederverheiratung über einen so langen Zeitraum hinweg aus dem Wege ging und sich den Versuchen gewisser ehrgeiziger Bewerber entzog, hatte einen recht einfachen Grund: Als Donovan Ryans Witwe war sie eine Königin, heiratete sie jedoch wieder, musste sie praktisch auf all ihre Macht verzichten – musste sie abgeben an ihren neuen Ehemann. Doch Jennyfer Ryan war nicht die Frau, die sich damit begnügte, die zweite Geige zu spielen. Das entsprach ganz und gar nicht ihrem Charakter. Im übrigen hatte sie auch darauf verzichtet, sich einen Liebhaber zu nehmen, und dieser Entschluss passte genau zu ihrem Wesen: Eine Liebchaft hätte sich mit Sicherheit nicht verheimlichen lassen und wäre für Yellingbone und die weitere Umgebung zum gierig aufgegriffenen Standardthema geworden – es war jedoch nicht Jennyfers Art, sich menschliche Schwächen anmerken zu lassen. Bei ihrem jetzigen Alter erschien Jennyfer jedoch – offiziell, wenn man so will – im-

mun gegen die Versuchungen leiblicher Lüste. Wenn sich der neue junge Priester in der Erfüllung seiner Pflichten - ihr gegenüber - recht eifrig zeigte, und wenn sie ihn für diesen Eifer mit kleinen Geschenken, wie etwa einem Auto, belohnte, so erschien das keineswegs unangemessen. Ihr Leben lang war sie eine getreue Stütze der Kirche gewesen. Selbst zu den Zeiten, da Pater Neil eine Messe nur mit Mühe und nicht ohne einiges Lallen zu Ende bringen konnte, hatte sie sich in adäquater Form als Rückhalt für die Gemeinde und deren nicht immer ganz standfesten Hirten bewährt. Was Pater Cedric Stuart betraf, so war sie keineswegs die einzige, die ihm gegenüber Sympathien hegte. Verdientermaßen genoss er bei allen Gemeindemitgliedern, ob reich, ob arm, einen hohen Grad von Beliebtheit, obwohl er sein Amt noch nicht allzu lange innehatte. Konnte eines seiner weiter entfernt lebenden Pfarrkinder nicht zu ihm nach Yelli kommen, so zögerte er nicht, sich seinerseits auf den Weg zu dem (oder den) Verhindererten zu machen, und bevor Jennyfer Ryan ihm das Auto geschenkt hatte, war er notgedrungen geritten. Seine Geduld und seine Freundlichkeit trugen ihm die Zuneigung aller und die Liebe einiger ein: Jason Caddock (von Bugala) hatte das Pfarrhaus für eine recht stattliche Summe renovieren lassen, und Gabriel O'Mally (von Dibban-Dibban) kam für den Lohn für eine gute Haushäl-

terin auf. So fühlte sich Jennyfer Ryan auf jenem Piédestal, das sie auf Grund ihres Alters und ihrer Position einnahm, durchaus sicher genug, um an Pater Cedric ihr Vergnügen zu haben. Sie liebte es, ihre Intelligenz mit der seinen zu messen. Es war ihr ein Genuss, sich einem ebenbürtigen Verstand gegenüber zu wissen, und wenn es ihr besondere Freude machte, ihn zu überlisten, so deshalb, weil sie nie sicher sein konnte, dass ihr das auch wirklich gelungen war.

»Um auf das zurückzukommen, was Sie da über Yelli äußerten«, sagte sie und lehnte sich zurück, »... dass es nämlich nicht zu jenen Gefilden gehöre, aus denen der Erzbischof Kandidaten für ein höheres Priesteramt rekrutiere; was, meinen Sie, könnte diesen ehrwürdigen Gentleman dazu bekehren, Yelli sozusagen zum Nabel seiner Welt zu machen?« Der Priester lächelte ein wenig gequält.

»Ja, was wohl? Womöglich irgendein aufsehenerregendes Ereignis ... die unvermutete Errettung von tausend verloren geglaubten Seelen ... die plötzliche Gabe, die Lahmen und die Blinden zu heilen ... Doch das Zeitalter der Wunder ist vorbei.«

»Aber, aber ... das möchte ich denn doch bezweifeln! Der Schöpfer, so scheint mir, hat nur seine Methode geändert. Heutzutage bedient er sich des Geldes.«

»Wie zynisch Sie doch sind! Vielleicht mag ich Sie gerade deshalb so sehr, Mrs. Ryan.«

»Mein Vorname ist Jennyfer. Bitte, nennen Sie mich Jennyfer.« Feena rollte gerade den Teewagen herein, als Pater Stuart sagte:

»Danke, Jennyfer.« Während sie frische Ban-nocks und Anchovis auf Toast genossen, erklärte Jennyfer Ryan mit einem Seufzer:

»Lieber Pater, ich möchte, dass Sie heute morgen besonders intensiv für mich beten.«

»Nennen Sie mich Cedric«, sagte er und fuhr dann mit einem scherzhaften Unterton fort: »Ich glaube kaum, dass ich für Sie noch intensiver beten kann, als ich das für gewöhnlich tue – aber ich will es gern versuchen.«

»Oh, siehe da, der Charmeur! Oder war die Bemerkung eher anzüglich gemeint? Im allgemeinen mag ich's nicht, wenn dick aufgetragen wird, aber bei Ihnen bin ich nie sicher, ob das nicht Tarnung für etwas Tieferes ist. Ein Köder – wie die Möhre, die man dem Esel vors Maul hält.«

Der junge Kaplan, den alle aufgrund seiner beeindruckenden Erscheinung wie einen erfahrenen Priester behandelten, lachte.

»Ha, ha! Manchmal, Jennyfer, denke ich, Sie kennen mich besser, als ich mich selber kenne.«

»Da bin ich mir sogar sicher. Was denken Sie eigentlich wirklich von mir, Pater Stuart? Nun, ich werde es nie erfahren, weil Sie nie die Taktlosig-

keit haben werden, es mir zu sagen, nicht wahr? Faszinierend, faszinierend ... Aber Sie müssen für mich beten. Ich habe die Fünfzig erkennbar überschritten, und ich habe viel gesündigt.«

»Dem Alter entgeht keiner, und gesündigt habe auch ich.« Sie ließ ein leises, knarrendes Lachen hören.

»Ich würde viel darum geben zu erfahren, auf welche Weise Sie gesündigt haben. O ja, o ja, das würde ich. Da Sie beim Erhalt eines Geschenks zuallererst eine heilige Verwendung in Betracht zieh'n, gehe ich davon aus, dass es mit dem Gelübde der Keuschheit zu tun hatte.«

»Sie meinen wahrhaftig, das sei der Grund für das, was Sie vorhin als Verbannung bezeichneten?«

»Ja.«

»Nun; so schlimm, wie Sie annehmen, ist die Verbannung nicht. Ich habe ja Sie, die Sie mich Kultur und Zivilisation nicht ganz vergessen lassen. Und ich habe Valopo« sagte der Geistliche in ablenkender Weise.

»Oh ja. Es gefällt Ihnen. Nicht wahr? Sie würden mein Valopo gerne haben. Hmmm?«

»So? Meinen Sie?«

»Gar keine Frage. Wenn Sie mich dazu bringen könnten, Valopo der Kirche zu vermachen, müsste seine Heiligkeit, der Bischof, dafür sorgen, dass sie hier in Australien Karriere machen. Er müsste

Sie belohnen ... und womöglich erhielten Sie dafür eines Tages sogar die wunderschöne Kardinalsrobe.«

»Was für ein meisterhafter Plan. Aber meine liebe Mrs. Ryan; ich bin Priester. Ich kann Gott in einer Einöde genauso gut dienen, wie an den Schaltstellen der kirchlichen Macht.«

»Ach ... Es wird Sie bald langweilen. Nun ja; eines Tage muss ich Valopo irgendjemandem übergeben. Denken Sie darüber nach. Die Zeit, die sie dafür benötigen, verschaffe ich Ihnen, indem ich mich demnächst für ein paar Wochen nach Irland begeben.«

»Sie reisen in Ihre alte Heimat?«

»Ja. Ich habe etwas Dringendes zu erledigen, und im Anschluss verbringe ich möglicherweise ein paar Tage in Schottland.«

»Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise und einen schönen Aufenthalt, Mrs. Ryan.«

»Danke, Pater.«

Sie schwieg einen Augenblick, wechselte dann das Thema. »Übrigens bin ich zur Zeit ohne Oberviehtreiber.«

»Schon wieder?«

»Fünf waren's im vergangenen Jahr. Es wird immer schwerer, einen guten Mann dafür zu finden.«

»Nun, man erzählt sich, dass Sie nicht gerade eine großzügige oder rücksichtsvolle Dienstherrin sind.«

»Frechheit aber auch!« sagte sie verduzt, lachte jedoch. »Wer kaufte Ihnen denn nach Erlangen der Lenkberechtigung einen nagelneuen Daimler, damit Sie nicht mehr auf ein Pferd angewiesen waren?«

»Oh, denken Sie aber auch daran, wie intensiv ich für Sie bete!«

»Wäre Donovan nur halb so voll Witz und Charakter gewesen, so hätte ich ihn vielleicht geliebt«, sagte sie abrupt. Ihr Gesichtsausdruck änderte sich, wirkte plötzlich boshaft. »Meinen Sie womöglich, dass ich ohne einen einzigen Verwandten auf der Welt dastehe und mein Geld der Mutter Kirche hinterlassen muss? Ja!?«

»Ich habe keine Ahnung, doch ich glaube, mich vage an eine Bemerkung von Ihnen erinnern zu können, die besagte, sie hätten keine Angehörigen«, erwiderte er ruhig und schenkte sich Tee nach. »Doch, doch ..., ich habe Verwandte – einen Bruder mit einer großen Familie, mit einem ganzen Haufen Söhne.«

»Wie schön für Sie«, sagte er ernst.

»Als ich heiratete, war ich nicht gerade mit irdischen Gütern gesegnet. Schon früh hatte ich begriffen, dass ich in Irland nie eine gute Partie machen würde. Ein Mädchen, das sich dort einen reichen Mann angeln will, muss aus guter Familie stammen und eine gute Erziehung genossen haben. Also rackerte ich mich ab, bis ich genügend

Geld zusammengespart hatte – für die Schiffspassage zu einem Land, wo die reichen Männer nicht so sehr auf Konventionen hielten. Als ich hier ankam, war mein einziges Kapital mein Gesicht, meine Figur und ein besserer Verstand, als man ihn Frauen im allgemeinen zubilligt. Jedenfalls genügte das, um mir Donovan Ryan zu angeln, der ein reicher Dummkopf war. Bis zu dem Tag, an dem er starb, blieb er in mich vernarrt.«

»Ihr Bruder ...«, sagte er, sie wieder auf ihre ursprüngliche Fährte zurückführend, »... was ist mit ihm?«

»Mein Bruder ist zwei Jahre jünger als ich, jetzt also zweiundfünfzig. Wir sind die einzigen, die noch am Leben sind. Ich kenne ihn kaum. Als ich Galway verließ, war er noch ein kleines Kind. Jetzt lebt er in Neuseeland, aber zu irgendwelchen Reichtümern hat er es dort nicht gebracht. Als mir der Stationsvorsteher gestern Abend die Nachricht brachte, dass Arthur Higgins sich mitsamt seinen Siebensachen davongemacht hatte, fiel mir plötzlich Angus ein. Hier sitze ich, werde wahrlich nicht jünger, bin ohne Familie. Angus seinerseits ist das, was ich einen Mann vom Land ohne Land nennen möchte. In anderen Worten: Es ist so etwas wie sein Lebenselement, doch fehlt es ihm an Mitteln, eigenen Grundbesitz zu erwerben. Warum, habe ich mir deshalb überlegt, sollte ich ihm nicht schreiben und ihn einladen, mit seiner gan-

zen Familie hierher zu ziehen. Wenn ich sterbe, wird er Valopo und Michara Limited erben, denn er ist ja mein einziger lebender Verwandter, abgesehen vielleicht von irgendwelchen fernen Vettern in Irland.« Sie lächelte. »Es wäre doch unsinnig, bis zu meinem Tode zu warten, nicht wahr? Warum soll er nicht schon jetzt kommen und sich mit der Schafhaltung hier vertraut machen? Auf unseren Schwarzerdebeneen dürfte doch manches anders sein, als er das in Neuseeland gewohnt ist. Wenn ich dann eines Tages nicht mehr bin, kann er in meine Schuhe schlüpfen, ohne dass sie ihn drücken.« Den Kopf ein wenig vorgebeugt, beobachtete sie aufmerksam den Priester.

»Wie kommt es, dass Ihnen das nicht schon früher eingefallen ist?« fragte er neugierig.

»Oh, ich habe daran gedacht. Doch, doch. Nur – bis vor kurzem war dies das letzte, was ich mir wünschte: in meiner Nähe einen Haufen Aasgeier zu haben, die begierig auf meinen letzten Atemzug warten. Seit Doktor Wallace mir ein schwaches Herz bescheinigte, scheint mir jedoch, dass mein Abschied längst nicht mehr so fern ist, wie ich immer glaubte. Und ich habe das Gefühl, dass ... ach, ich weiß nicht. Irgendwie wäre es vielleicht ganz schön, in meiner Nähe Menschen zu wissen, die von meinem Fleisch und meinem Blut sind.«

»Ja, was ist denn?« fragte er hastig, aufrichtige Besorgnis in den Augen. »Fühlen Sie sich wirklich krank?« Sie hob die Schultern.

»Mir geht es soweit ausgezeichnet. Doch wenn man fünfundfünfzig wird, so liegt allein in dieser Tatsache etwas Bedrohliches. Plötzlich ist Altwerden kein Phänomen mehr, das sich irgendwann ereignen wird – es hat sich bereits ereignet. So gesehen, ist es ein tröstlicher Gedanke für mich, meinem Bruder helfen zu können und zu wissen, dass ich nicht ganz allein bin ..., nicht darauf angewiesen, all meine Besitztümer der Kirche zu hinterlassen.«

»Ich verstehe Sie und glaube, dass Sie recht haben, was die Bekämpfung Ihrer Einsamkeit betrifft. Es wird sehr angenehm für Sie sein, junge Stimmen im Haus zu hören.«

»Oh, hier werden sie nicht wohnen«, betonte sie. »Sie können oben am Creek wohnen, in dem Haus für den Oberviehtreiber, ein gutes Stück von mir entfernt. dass ich auf den Umgang mit Kindern und den Klang von Kinderstimmen versessen wäre, könnte ich nicht gerade behaupten.«

»Ist das nicht eine ziemlich schäbige Art, Ihren einzigen Bruder zu behandeln, Jennyfer? Zumal der Altersunterschied zwischen ihm und Ihnen lediglich zwei Jahre beträgt?«

»Er wird's erben – soll er's sich erwerben«, sagte sie schroff. »... oder anders ausgedrückt; Wer

auch immer Valopo erhält, muss es sich verdienen.« Jennyfer Ryans Worten war nichts mehr hinzuzufügen.

»Nun denn; wenn Sie damit einverstanden sind, werde ich nun alles für die Kommunion vorbereiten!«

»Ja, Pater. Ich bitte darum.«

Nachdem alle im großen Salon versammelt waren, machte er sich daran, das Brot Christi in der Mitte auseinander zu brechen und die heilige Kommunion zu spenden.

»Agnus dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis (Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünde der Welt, erbarme dich unser)« murmelte der groß gewachsene Kaplan und begann die Hostien an die ihm anvertrauten Gotteskinder in üblicher würdevoller Form zu verteilen. Hostie um Hostie landete im Mund eines erwartungsvoll vor Pater Cedric knienden Pfarrkinds.

»Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam – Amen (der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre meine Seele zum ewigen Leben - Amen).«

»Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam.«

»Amen.«

»Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam.«

»Amen.«

»Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam.«

»Amen.«

Das wiederholte sich so oft, bis Pater Cedric von Angesicht zu Angesicht bei der Hausherrin, Jennyfer Ryan, innehielt. Ihre Augen hatten für den Bruchteil einer Sekunde tückisch gefunktelt und geglitzert, und genau das war es, was sie von ihren Bediensteten unterschied.

»Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam« hieß es nichtsdestotrotz wieder, denn Cedric Stuart war ein pflichtbewusstes und ehrgeiziges Werkzeug Gottes.

»Amen.«

Danach waren noch ein paar weitere Bedienstete mit dem wichtigsten aller Sakramente zu beglücken, und nachdem die segensreiche Gabe beendet war, und alle sich freundlich verabschiedet hatten, trennten sich ihre Wege.

\*\*\*

Um eine gute Vorstellung davon zu bekommen, wie gerne sich Pater Cedric in jeder verfügbaren Minute auf Jennyfer Ryans großem Anwesen aufhielt, musste man ihn nur dabei beobachten, wenn er sich mit ein paar Bediensteten ein Rennen hinter dem Pferde-Stallungen lieferte.

»Auf die Plätze ... fertig ... los!« brüllte irgendjemand, dessen kräftige Männerstimme in diesem Augenblick wichtiger war, als sein Name oder sein Aussehen.

Beifall ertönte, als Pater Cedric nach einem harten und anstrengenden Galopp – drei Mal um die ovale Bahn - als erster über die Ziellinie jagte. Dass rundum Gejohle und Jubelgeschrei ertönte, war durchaus berechtigt, denn der legere und blitzgescheite Priester hatte die Bediensteten der Gutsherrin einmal mehr mit Bravour auf Abstand gehalten und in einem spannenden Wettrennen geschlagen.

»Bravo, Pater!« freute sich sogar der Stallmeister, denn der groß gewachsene und sympathische Gewinner war nicht nur eine Augenweide, sondern wegen seines zuvorkommenden Wesens bei jedermann beliebt.

»Ja! Gut gemacht«, fand auch Jennyfer Ryan anerkennende Worte. »Wie gefällt er Ihnen?« Damit meinte sie den kräftigen schwarzen Hengst, der dem jungen sportlichen Priester keine Schande bereitet hatte.

»Ein prachtvolles Pferd.«

»Ja. Nicht vergessen; es gehört Ihnen« lautete der Denkanstoß der edelmütigen, aber berechnenden Gutsherrin, Spekulantin und Farmerin; vereint in einer Person.

»Danke. Das sagten Sie bereits. Wird mir ein großes Vergnügen sein, es jedes Mal zu reiten, wenn ich hier bin. Aber als Geschenk kann ich es wirklich nicht annehmen, es sei denn, das Auto versagt urplötzlich seinen Dienst. Mal seh'n, ob ich soeben den Teufel an die Wand gemalt habe, aber ich hoffe nicht« setzte er hinzu, wobei er bereits Anstalten machte, aufzubrechen.

»Sie werden doch nicht schon fahren wollen?«

»Es ist schon spät und ich habe einen weiten Weg.«

»Ähm ... Ich hoffe, ich habe bei unserem vorigen Gespräch nicht irgendetwas gesagt, was Sie verletzt haben könnte. Sie wissen schon; meine Bemerkung über Valopo als Erbschaft.«

»Sie haben mich durchaus nicht verletzt.«

»Gut. Schon nachgedacht?«

»Worüber, Mrs. Ryan?«

»Wie man mir den Verzicht auf Valopo schmackhaft machen kann. Ich lasse mich vielleicht überreden.« Sie lächelte ihn verführerisch an. Pater Cedric gewährte es und musste sich sehr zusammennehmen, nicht den Kopf zu schütteln. Er dachte nach und schlug einen ernsteren Ton an.

»Mrs. Ryan. Was wollen Sie von mir?«

»Ihren geistlichen Beistand, Pater. Nur Ihren geistlichen Beistand, denn ich habe eine wichtige Entscheidung zu treffen.«

»Ich werde tun, was ich kann. Sowie ich in Yellingbone ankomme, werde ich mich in das Gotteshaus begeben und für Sie beten. Danke für den wundervollen Tag.«

»Ich danke Ihnen, Pater.«

– KAPITEL VIER –

»*Australien!*«

Sechs Tage vor Enyas neuntem Geburtstag wurde Brigit Kelly wieder von einem Jungen entbunden, und sie fand, dass sie eigentlich von Glück sagen konnte: weil es zwischendurch nichts weiter gegeben hatte als zwei Fehlgeburten. Mit neun Jahren war Enya alt genug, um ihrer Mutter eine wirkliche Hilfe zu sein. Brigit ihrerseits war jetzt vierzig, und das bedeutete, dass eine Schwangerschaft sie jetzt doch sehr viel Kraft kostete. Der Junge wurde auf den Namen »Roy« getauft, und es zeigte sich, dass er ein zartes, ja kränkliches Kind war. Wohl zum ersten Mal erschien der Arzt bei den Kellys regelmäßig zu Hausbesuchen. Ein Unglück kommt selten allein. In der Tat: Die Sorgen der Kellys häuften sich. Die Nachkriegszeit brachte keineswegs einen Boom mit sich, ganz im Gegenteil – für die Landwirtschaft, vor allem auch für die Viehzucht, kamen jetzt schlechte Zeiten. Als die Familie eines Tages beim Tee saß, erschien der alte Barry MacAllister und lieferte ein Telegramm ab. Angus riss den Umschlag auf, und seine Hand zitterte. Telegramme enthielten nie

eine gute Nachricht. Die Jungen scharten sich um ihren Vater, ausgenommen Liam, der seine Teetasse nahm und sich vom Tisch entfernte. Brights Augen folgten ihm. Dann jedoch blickte sie zu Angus, der ein Ächzen hören ließ.

»Was ist denn?« fragte sie. Angus starrte auf das Stück Papier, als enthielte es eine Todesnachricht. »Sean will uns nicht.« Wütend schlug Colin mit der Faust auf den Tisch. Er hatte sich so darauf gefreut, seinen Vater zu begleiten, als Schafscherelehrling. Die Arbeit in Seans Schurhütte wäre sein erster Job gewesen.

»Wie kann er nur so gemein zu uns sein, Daddy? Morgen sollten wir dort anfangen.« »Gründe nennt er nicht, Colin. Aber ich nehme an, dass er jemand gefunden hat, der billiger arbeitet.«

»Oh, Angus!« seufzte Bright. Das Baby begann zu schreien. Es lag in einer großen Korbwiege nicht weit vom Herd. Bevor Bright reagieren konnte, kümmerte sich bereits Enya um den kleinen Roy. Liam stand jetzt im Türrahmen. Die Teetasse in der Hand, beobachtete er angespannt seinen Vater.

»Nun ja«, sagte Angus schließlich, »... da muss ich wohl zu Sean hin. Eine andere Schurhütte bekommen wir jetzt nicht mehr, dazu ist es zu spät. Aber ich meine doch, dass er mir eine Erklärung schuldig ist. Wir können nur hoffen, dass wir Arbeit als Melker finden, bis es im Juli mit Wil-

loughbys Hütte losgeht.« Enya nahm ein weißes Tuch von dem riesigen Stapel beim Herd und breitete es sorgfältig über den Arbeitstisch. Dann hob sie den weinenden Roy aus der Wiege und legte ihn auf das Tuch. Spärlich schimmerte auf dem winzigen Schädel das rötliche Haar der Kellys. Enya wechselte die Windeln – so rasch und so geschickt, wie ihre Mutter es getan haben würde.

»Kleine Mutter Enya«, sagte Liam, um sie aufzuziehen.

»Bin ich nicht!« erwiderte sie ungehalten. »Ich helfe bloß Mum.«

»Weiß ich doch«, sagte er zärtlich. »Du bist ein gutes Mädchen.« Sacht zog er an der weißen Taftschleife auf ihrem Kopf. Sofort richtete sich der Blick aus den großen grauen Augen auf ihn, bewundernd, voller Vertrauen. Unwillkürlich gab es ihm einen Stich. Wenn sie einen so ansah, konnte man meinen, dass sie kein Kind mehr war, sondern ... ja, fast schon eine Erwachsene. Dabei hätte das einzige Baby, um das sie sich in ihrem Alter zu kümmern hatte, Daphne sein sollen, die jetzt vergessen in irgendeinem Winkel des Schlafzimmers lag. Ja, dachte er, wenn es nicht Enyas wegen wäre – Enyas und Mums wegen –, mich hätten schon längst keine zehn Pferde mehr hier gehalten. Mürrisch blickte er zu seinem Vater. Der war schuld daran, dass es im Haus dieses neue Leben gab, das soviel Unruhe mit sich brachte. Ge-

schah ihm ganz recht, so kurzerhand um den Job in der Schurhütte gekommen zu sein. Früher hatte es Liam kaum sehr viel ausgemacht, seine Mutter schwanger zu sehen. Diesmal, bei Roy, war das anders gewesen: Liam befand sich in einem Alter, wo er selbst Ehemann und Vater hätte sein können. Allerdings schienen, Enya ausgenommen, bei dieser letzten Schwangerschaft alle so etwas wie Beklommenheit empfunden zu haben, Brigit selbst am allermeisten. Spürte sie die verstohlenen Blicke der Jungen auf sich, so schrumpfte sie gleichsam zusammen, und angestrengt vermied sie es, Liam in die Augen zu sehen – sie schien eine tiefe Scham zu fühlen. Nein, dachte Liam jetzt zum hundertsten oder tausendsten Mal, keine Frau sollte je so etwas durchmachen müssen: Nur zu deutlich erinnerte er sich an das furchtbare Stöhnen und die entsetzlichen Schreie, die in der Nacht der Entbindung aus dem Schlafzimmer seiner Mutter gedrungen waren – anders als seine Geschwister hatte man ihn, den nunmehr Großjährigen, nicht in »sichere Entfernung« verbannt. Ja, geschah Daddy wirklich recht, dass er die Schurhütte los war, dass man sie ihm weggenommen hatte. Ein anständiger Mann hätte Mum ... hätte sie in Frieden gelassen. Im Haus gab es inzwischen elektrisches Licht, und im Schein der Lampe sah das Haar seiner Mutter aus wie gesponnenes Gold. Schön war sie, wirklich schön, alles an

ihr war schön. Wie ließ sich nur erklären, dass eine solche Frau, die außer ihrer Schönheit auch noch eine gute Erziehung mitbrachte, einen Schafscherer geheiratet hatte, der aus dem Sumpfgebiet von Galway stammte und sich jetzt hier von einem Job zum nächsten durchschlug? Verschwendet hatte sie sich an ihn, ja, so musste man es wohl nennen: Sich selbst hatte sie verschwendet, und vergeudet schien auch das meiste, was sie sozusagen als Mitgift in die Ehe mitbrachte: das kostbare Spode-Porzellan, das Tischzeug aus Damast, die Perserteppiche im Wohnzimmer – all das, was praktisch nie ein Gast zu Gesicht bekam, denn die Frauen der Männer, mit denen Angus Umgang hatte, die seine Kollegen und seine Kumfels waren, diese Frauen passten ebenso wenig zu Brigit wie Brigit zu ihnen. In Brights Gegenwart wurde ihnen offenbar allzu deutlich bewusst, wie laut und wie vulgär ihre Stimmen klangen, und wenn sie mit einem Essbesteck richtig umgehen sollten, gerieten sie plötzlich in tausend Nöte. Sonntags zog sich Brigit manchmal ins leere Wohnzimmer zurück und setzte sich an das Spinnett beim Fenster. Und dann spielte sie, wenn auch – wegen mangelnder Übung – längst nicht mehr so fingerfertig wie früher. Nur noch mit den einfachsten Stücken wurde sie fertig. Liam saß meist draußen vor dem Fenster, zwischen dem Flieder und den Lilien, und lauschte mit geschlos-

senen Augen. Fast regelmäßig stieg dann ein ganz bestimmtes Bild vor seinem inneren Blick auf, beinahe so etwas wie eine Vision. In einem langen Kleid mit vielen zartrosa Spitzen saß seine Mutter am Spinett in einem riesigen, wie elfenbeinernen Raum, und rings um sie, auf mächtigen Kerzenhaltern, flackerte Licht. Es war ein Bild, das eine eigentümliche Sehnsucht in ihm weckte: zu weinen – sich auszuweinen. Aber natürlich weinte er nicht mehr; nicht seit jener Nacht, nachdem die Polizei ihn nach Hause gebracht hatte. Enya legte Roy wieder in die Korbwiege, ging dann zu ihrer Mutter, stand bei ihr. Vielleicht war die unmittelbare Ähnlichkeit zwischen beiden gar nicht so groß. Dennoch ergab sich etwas Verblüffendes. Im Profil des kleinen Mädchens gewahrte man den gleichen Ausdruck von Stolz; und von Empfindsamkeit. Wenn sie einmal erwachsen, wenn sie Frau war, würde sie in ihrer ganzen Art ihrer Mutter wohl sehr ähnlich sein. Und dann? Sollte auch sie verschwendet werden? Vielleicht gleichfalls an einen Töpel von einem irischen Schafscherer? Oder an so einen Hornochsen von einem Melker, der nicht bis drei zählen konnte? Sie war mehr wert, viel mehr, aber sie war nicht zu mehr geboren, und eben darauf kam es an, das sagten alle. Wenn Liam es richtig bedachte: Nach den Erfahrungen, die er von Jahr zu Jahr gesammelt hatte, schienen die Leute recht zu haben – man war, wo

man war, und einen Ausweg daraus gab es nicht. Fast genau zur selben Sekunde wurden Brigit und Enya gewahr, dass er sie anstarrte, und sie drehten sich beide zu ihm um und lächelten ihn mit jener besonderen Zärtlichkeit an, die Frauen nur für jenen Mann haben, den sie über alles lieben. Liam stellte seine Tasse auf den Tisch und ging hinaus, um die Hunde zu füttern. Und plötzlich wünschte er sich, weinen oder aber morden zu können – wenn das nur den Schmerz vertrieb.

\*\*\*

Drei Tage nachdem Angus die Sean-Schurhütte verloren hatte, traf Jennyfer Ryans Brief ein. Angus war gerade im Postamt in Kihe gewesen; dort hatte man ihm den Brief gegeben, dort hatte er ihn sofort geöffnet. Als er dann zu Hause ankam, hüpfte er wie ein Kind.

»Wir gehen nach Australien!« rief, nein, schrie er und schwenkte das kostbare Briefpapier. Aller Augen richteten sich auf ihn, niemand sprach. In Brigit's Augen zeigte sich ein Erschrecken, in Enyas Augen auch. Die Jungen hingegen strahlten vor Freude. Nur Liams Blick glich einem heftigen, harten Zucken.

»Aber, Angus«, sagte Brigit, nachdem sie den Brief gelesen hatte, »wie kommt es, dass sie nach all den Jahren auf einmal an dich denkt? Ihr Geld

ist für sie doch nichts Neues und ihre Einsamkeit genauso wenig. Ich kann mich wirklich nicht erinnern, dass sie uns schon irgendwann einmal ihre Hilfe angeboten hätte.«

»Es scheint, dass sie Angst hat, in Einsamkeit zu sterben«, sagte er, und es klang, als wollte er nicht nur Brigit beschwichtigen, sondern auch sich selbst. »Du hast ja gelesen, was sie schreibt: ›Ich bin nicht mehr jung, und Du und Deine Söhne, Ihr seid meine Erben. Ich meine, wir sollten einander sehen, bevor ich sterbe, und es wird Zeit, dass Du lernst, Dein Erbe zu verwalten. Ich habe die Absicht, Dich zu meinem Oberviehtreiber zu machen – das ist ein ausgezeichnetes Training, und wer von Deinen Jungen alt genug ist, kann gleichfalls als Viehtreiber arbeiten. Valopo wird ein Familienunternehmen, das wirklich von der Familie betrieben wird, ohne die Hilfe von Außenstehenden.««

»Und was ist mit dem Geld, das wir für die Reise nach Australien brauchen?« fragte Brigit. »Schreibt sie darüber etwas?«

»Nicht im Traum würde es mir einfallen, sie darum zu bitten«, sagte Angus schroff. »Wir kommen schon nach Australien, ohne dass wir sie ums Reisegeld anbetteln – dafür garantiere ich.«

»Ich finde, es wäre nur recht und billig, wenn sie unsere Reise bezahlt«, beharrte Brigit, und alle musterten sie verwundert. Es kam überaus selten

vor, dass sie eine eigene Meinung vertrat. »Warum sollten wir unser Leben hier aufgeben und nach Australien gehen, um für sie zu arbeiten, nur weil sie uns in einem Brief Versprechungen macht? Sie hat noch nie auch nur den kleinen Finger gekrümmt, um uns zu helfen, und ich traue ihr nicht. Ich erinnere mich noch gut, dass du gesagt hast, so geizig wie sie sei so schnell keine zweite. Im übrigen ist sie für dich fast so etwas wie eine Fremde, bei der langen Trennung, meine ich. Als sie nach Australien ging, warst du kaum aus der Schule.«

»Ich verstehe nicht, weshalb das jetzt etwas ändern sollte. Und wenn sie geizig ist – na, um so besser für uns. Dann gibt's mehr zu erben. Nein, Brigit, wir gehen nach Australien, und die Reise bezahlen wir aus eigener Tasche.«

Brigit schwieg. Ihr Gesicht verriet nicht, ob sie es ihm übelnahm, so überfahren zu werden.

»Hurra, wir gehen nach Australien!« rief Colin und packte seinen Vater bei der Schulter. Finn, Glenn und Kev führten wilde Freudentänze auf, und Liam lächelte. Sein Blick war auf niemanden gerichtet, er schien an einem sehr fernen Punkt zu haften. Auch bei ihm war die freudige Erregung jetzt unverkennbar. Nur Brigit und Enya blickten bedrückt: Für beide würde das Leben in Australien kaum leichter werden – es erwartete sie genau

das gleiche wie hier, nur dass dort alles fremd für sie sein würde.

»Wo liegt denn Yellingbone?« fragte Kev. Sofort wurde der alte Atlas hervorgeholt; trotz ihrer Armut stand bei den Kellys in der Küche, ein Stückchen hinter dem Esstisch, ein Bücherregal. Jetzt blätterten die Jungen im vergilbten Atlas, fanden schließlich den gesuchten Teil von Australien: Neusüdwales. In ihrer Aufregung dachten sie nicht daran, einen Blick auf die untere linke Ecke zu werfen, wo der Maßstab angegeben war und man an einer Art Balken einen Anhaltspunkt für die Entfernung in Kilometern hatte. Sie nahmen ganz automatisch an, die Größenverhältnisse von Neusüdwales seien denen von der Nordinsel von Neuseeland gleichzusetzen. Und dort – dort oben links – war Yellingbone: von Sydney offenbar genauso weit entfernt wie Wanganui von Auckland – allerdings schien es, dass es dort weit weniger Städte gab als auf der Nordinsel von Neuseeland.

»Ist ein ziemlich alter Atlas«, sagte Angus. »Australien ist wie Amerika, entwickelt sich sprunghaft. Heutzutage gibt's da bestimmt eine Menge Städte.« Natürlich würden sie als Zwischendeckspassagiere reisen, aber da es nur drei Tage dauerte, ließ es sich schon aushalten. Gar kein Vergleich mit der wochenlangen Überfahrt von England nach Australien oder Neuseeland. Viel von ihrer Habe würden sie allerdings nicht

mitnehmen können, eigentlich nur: Kleidung, Porzellan, Bestecke, Tischzeug und ähnliches und – nun ja, jene so kostbaren Bücher aus dem Bücherregal. Auch die Kochutensilien kamen natürlich noch hinzu, aber ansonsten – was die Möbel betraf, die würde man verkaufen müssen, schon um einen Teil der Reisekosten abzudecken; und zum Mobiliar gehörte ganz automatisch auch so manches aus Brights Besitz: dies und das und jenes im Wohnzimmer, nicht zuletzt auch ihr Spinett und ihre Teppiche und ihre Stühle.

»Kommt mir überhaupt nicht in Frage«, erklärte Angus mit fester Stimme.

»Du meinst ...« begann Bright.

»Ich meine ... was dir lieb und teuer ist, kommt mit«, sagte Angus.

»Bist du sicher, dass wir uns das leisten können?«

»Ganz sicher. Was das andere Mobiliar betrifft – nun, Jennyfer schreibt ja, dass sie das Haus des Oberviehtreibers für uns bereitmachen lässt und dass da drin praktisch alles ist, was wir wohl brauchen. Ich bin ganz froh, dass wir nicht mit Jennyfer im selben Haus wohnen werden.«

»Ich auch«, versicherte Bright.

Angus fuhr nach Wanganui und buchte eine Zwischendeckkabine mit acht Betten. Das Schiff, auf dem sie reisen würden, war die »Kihe«: Ein sonderbarer Zufall wollte es, dass das Schiff densel-

ben Namen trug wie die Stadt, in deren Nähe sie so lange gelebt hatten.

\*\*\*

Der Tag der Abreise war für Ende August festgesetzt, und zum Monatsanfang wurde dann allen klar, dass das große Abenteuer wirklich und wahrhaftig bevorstand. Die Hunde mussten fort gegeben, die Pferde und das Buggy verkauft werden. Die Möbel lud man auf den Karren des alten Barry MacAllister, um sie zur Versteigerung nach Wanganui zu bringen, und Brighits wenige Stücke, in Kisten verpackt und für den Transport auf dem Schiff bestimmt, nahm man dabei gleich mit; und auch das Porzellan und das Leinenzeug und die Bücher und die Küchensachen. Liam entdeckte seine Mutter im Wohnzimmer. Sie stand bei dem wunderschönen alten Spinett und strich sacht über das unebene, leicht rötlich schimmernde Holz. Dann blickte sie auf ihre Fingerspitzen, an denen ein wenig Goldstaub haftete – von den alten Ornamenten.

»Hat es dir schon immer gehört, Mum?« fragte er.

»Ja. Und was wirklich mir gehörte, konnten sie mir auch nicht wegnehmen, als ich heiratete. Das Spinett, die Perser, das Louis-quinze-Sofa und die Stühle, das Regency-Escritoire. Nicht viel, doch

das gehörte rechtmäßig mir.« Die grauen, ernsten Augen blickten an Liam vorbei zu dem Ölgemälde, das hinter ihm an der Wand hing. Die Farben waren inzwischen ein wenig alterstrüb, doch das Bild zeigte immer noch deutlich eine Frau mit goldenen Haaren, die ein zartrosa Spitzenkleid trug, das mit einhundertundsieben Volants besetzt war.

»Wer ist sie gewesen?« fragte er neugierig, während er den Kopf drehte. »Das habe ich schon immer wissen wollen.«

»Eine große Lady.«

»Eine Verwandte, nicht wahr? Ihr seht euch ein bisschen ähnlich.«

»Sie? Eine Verwandte von mir?« Brights Augen, soeben noch in Betrachtung versunken, richteten sich ironisch auf Liam. »Sehe ich etwa so aus, als ob ich je eine solche Verwandte gehabt haben könnte?«

»Ja.«

»Das sind Hirngespinnste. Wisch sie weg.«

»Ich wünschte, du würdest es mir sagen, Mum.« Sie seufzte, schloss das Spinett, strich sich den Goldstaub von den Fingern.

»Da gibt es nichts zu sagen, nichts zu erzählen, gar nichts. Komm, hilf mir, diese Sachen in die Zimmermitte zu rücken, damit Daddy sie packen kann.«

\*\*\*

Die Überfahrt war ein Alptraum. Noch bevor die »Kihe« den Hafen von Wellington richtig hinter sich gelassen hatte, wurden alle seekrank, und sie blieben es während der ganzen Reise: rund zweitausend Kilometer über die jetzt winterliche, stürmische See. Angus ging mit den Jungen an Deck, und trotz des scharfen Windes und des ständigen Sprühregens aus Gischt blieb er mit ihnen dort. Ab und zu fand sich eine freundliche Seele, die sich um seine vier vom Brechreiz gemarterten Jungen kümmerte, und nur dann ging er zwischendurch hinunter, um nach Brigit, Enya und dem Baby zu sehen. Liam hatte beschlossen, sicherheitshalber bei seiner Mutter und seiner Schwester zu bleiben, so sehr er sich auch nach frischer Luft sehnte. In der winzigen Kabine war es stickig und stank zudem nach Öl. Sie lag unterhalb der Wasserlinie und sehr weit bugwärts, dort also, wo die Bewegungen des Schiffes am heftigsten waren. Nach wenigen Stunden auf See ging es Brigit so elend, dass Liam und Enya glaubten, ihre Mutter müsse sterben. Ein sehr beunruhigter Steward holte aus der 1. Klasse den Arzt herbei, und dieser schüttelte pessimistisch den Kopf.

»Gut, dass es nur eine kurze Reise ist«, sagte er und wies die Krankenschwester an, für das Baby Milch aufzutreiben. So fütterten Liam und Enya,

zwischen Anfällen von Brechreiz, den kleinen Roy mit der Flasche, was ihm gar nicht behagte; er sträubte sich sehr. Bright lag jetzt in einer Art Koma und reagierte auf nichts. Gemeinsam mit dem Steward legte Liam sie auf das obere Bett, wo die Luft nicht ganz so stickig war. Und dann hockte er sich oben dicht bei ihr auf die Kante und strich ihr das verklebte Blondhaar aus der Stirn, während er gleichzeitig ein Handtuch an seinen Mund hielt, um damit das gallenbittere, wässrige Zeug abzufangen, das er noch immer erbrach. Trotz seiner eigenen Übelkeit blieb er Stunde um Stunde auf seinem Posten, und jedes mal, wenn Angus in die Kabine kam, sah er Liam oben bei seiner Mutter, der er übers Haar strich, während auf einem der unteren Betten Enya bei Roy hockte, auch sie ein Handtuch vor dem Mund. Als es nur noch drei Stunden bis Sydney waren, beruhigte sich die aufgewühlte See zu fast glasiger Glätte, und von der fernen Antarktis trieb Nebel herbei und hüllte das alte Schiff ein. Die »Kihe« glitt dahin wie durch endlos ewiges Grau, und in regelmäßigen Abständen klang von oben her ein tiefes, monotones Geräusch, ein eigentümlicher Heulton, so einsam und verloren, so voller Trauer und Klage. Und dann kam dieses Heulen von überall her, klang von vielen Schiffen, als die »Kihe« durch geisterhafte Nebelschwaden in den Hafen einlief. Nie vergaß Enya dieses Geräusch, den Klang der

Nebelhörner. Es war die erste Erinnerung, die sich für sie mit Australien verband. Angus trug Brigit in seinen Armen vom Schiff. Liam folgte mit dem Baby, und jeder der Jungen und auch Enya schleppte irgendein Gepäckstück. An einem nebligen Wintermorgen Ende August 1921 waren sie in Pymont angekommen, ein bedeutungsloser Name für sie. Am Kai, bei einem Wellblechschuppen, wartete eine lange Reihe von Taxis. Enya starrte verwundert: So viele Autos hatte sie noch nie beisammen gesehen. Irgendwie gelang es Angus, seine ganze Familie in einem einzigen Taxi zu verstauen, dessen Fahrer sich erbot, sie zum »Volkspalast« zu bringen.

»Ist genau das Richtige für euch, Kumpel«, sagte er zu Angus. »Ein Hotel für den Arbeiter, wird von den Sallies geleitet.« Auf den Straßen schienen Massen von Autos wild in alle Richtungen zu jagen. Pferdewagen sah man kaum. Gebannt starrten die Kinder durch die Fenster des Taxis: die hohen Ziegelsteingebäude, die engen, gewundenen Straßen und die unabsehbare Menge der Menschen: sich auflösende Gebilde, die sofort wieder in anderer Form miteinander verschmolzen. Schon in Wellington waren sie tief beeindruckt gewesen, doch neben Sydney nahm Wellington sich wohl eher wie eine Kleinstadt aus. Der »Volkspalast« entpuppte sich als das Wohnheim der Heilsarmee, der Salvation Army – das hatte

der Fahrer mit »Sallies« gemeint. Während Brigit sich in einem der zahllosen Zimmer ausruhte, ging Angus zum Zentralbahnhof, um zu sehen, wann sie nach Yellingbone fahren konnten. Die Jungen begleiteten ihn. In der Unverbrauchtheit ihrer Jugend schienen sie sich im Handumdrehen erholt zu haben, was ihr Vater mit ein wenig Neid registrierte. Er selbst hatte nach den drei Tagen Seekrankheit doch noch recht weiche Knie. Liam und Enya – die beide gern mitgegangen wären – blieben zurück, um sich um ihre Mutter zu kümmern. Zum Glück schien Brigit, wieder an Land, rasch wieder zu Kräften zu kommen. Sie trank etwas Suppe und versuchte sogar eine Scheibe Toast. Beides hatte ihr einer der Engel von der Heilsarmee gebracht – ein Engel mit Häubchen,

»Wenn wir nicht heute fahren, Brigit«, sagte Angus, als er zurückkam, »müssen wir eine Woche warten, bis der nächste Direktzug geht. Glaubst du, du könntest heute reisen?« Brigit setzte sich auf. Sie zitterte leicht.

»Ja.«

»Ich finde, wir sollten warten«, sagte Liam hastig. »Mum ist doch noch nicht richtig reisefähig.«

»Du scheinst unsere Lage nicht zu verstehen«, erklärte Angus. »Wenn wir nicht gleich heute fahren, müssen wir eine ganze Woche in Sydney bleiben, und dafür fehlt's mir einfach an Geld. Dies ist ein großes Land, und es fährt nun mal nicht je-

den Tag ein Zug dorthin, wo wir hin wollen. Bis Dubbo könnten wir wohl auch morgen kommen, sogar mit drei verschiedenen Zügen. Aber dort säßen wir erst einmal fest, und die weitere Verbindung soll so schlecht und so umständlich sein, dass man mir nachdrücklich davon abgeraten hat. Es wäre auf jeden Fall besser, wenn wir heute fahren könnten.«

»Ich schaffe das schon«, versicherte Brigit. »Ich habe ja Liam und Enya. Macht euch um mich keine Sorgen.« Bittend lag ihr Blick auf Liam. Er verstand und schwieg.

»Dann werde ich Jennyfer jetzt ein Telegramm schicken, damit sie weiß, dass sie uns morgen Abend erwarten kann.« Der Zentralbahnhof war ein wahrhaft gigantisches Gebäude, ein Gebilde aus Metall und Glas, wie es die Kellys noch nie zuvor gesehen hatten, nicht auf Neuseeland. Tausende von Menschen schienen sich dort zu drängen, und die riesige Wölbung, so hätte man meinen können, schluckte den ungeheuren Lärm, um ihn dann als vielfaches Echo wieder auszuspuken. Zahllose Reisende mit Koffern und anderem Gepäck standen vor der gewaltigen Anzeigetafel und starrten gebannt. Männer mit langen Stangen regulierten die diversen Schilder. In der drängenden und schiebenden Menge gelangten die Kellys zum Bahnsteig 5. Auf einem großen, handgemalten Schild stand: Yellingbone MAIL, doch der Zu-

gang war noch gesperrt. Auf den Bahnsteigen 1 und 2 herrschte hektischer Betrieb. Die Abfahrt der Expresszüge nach Brisbane und nach Melbourne stand kurz bevor. Atemlos hetzten noch Reisende herbei. Bald wurde der Zugang zu Bahnsteig 5 geöffnet. Im Zug fand Angus für seine Familie ein leeres Zweiter-Klasse-Abteil. Die älteren Jungen setzte er an die Fenster, und Brigit, Enya und das Baby bekamen ihren Platz bei der Schiebetür zum Gang. Die Taktik, denn genau das war es, erwies sich als wirkungsvoll. Reisende, die in der Hoffnung auf einen freien Platz erwartungsvoll hereinspähten, zuckten erschrocken zurück: So viele Kinder und dazu noch ein Kleinkind! Manchmal hatte es auch Vorteile, eine große Familie zu sein. In der Nacht wurde es doch so kalt, dass es ratsam schien, sich in die karierten Reisedecken zu hüllen, die man bei sich hatte: An jeden Koffer waren außen welche angeschnallt. So ließ es sich einigermaßen aushalten. Das Abteil war nicht geheizt. Immerhin strömten die Metallkästen voll heißer Asche, die sich in Fußbodenhöhe befanden, eine gewisse Wärme aus. Geheizte Abteile kannte man weder in Australien noch in Neuseeland.

»Wie weit ist es denn, Daddy?« fragte Enya, als der Zug rhythmisch über die Schienen ratterte.

»Weiter, als es auf unserem Atlas ausgesehen hat, Enya. Viel weiter sogar. Fast tausend Kilome-

ter. Wir werden morgen am späten Nachmittag dort sein.« Die Jungen sahen ihn ungläubig an, doch dann vergaßen sie ihre Verwunderung sozusagen vor lauter Staunen. Der Zug hatte den Bahnhof hinter sich gelassen, und draußen lag etwas, das einer Märchenwelt glich: ein flirrendes, funkelndes Lichtermeer. Alle starrten durch die Fenster. Kilometer um Kilometer flog vorbei, und noch immer schienen die Häuser kein Ende nehmen zu wollen. Der Zug erhöhte seine Geschwindigkeit. Allmählich wurden die Lichter spärlicher, schließlich verschwanden sie ganz. Jetzt sah man draußen, wie einen unaufhörlichen Strom, die flirrenden Funken, die der Fahrtwind von der Lokomotive herbeitrug. Als Angus die Jungen auf den Gang führte, damit Brighit dem Baby die Brust geben konnte, blickte Enya sehnsüchtig hinter ihren Brüdern her. Seit der kleine Roy auf der Welt war, blieb sie gleichsam ausgeschlossen aus dem Kreis der Jungen. Brighit brauchte in allem mehr denn je Enyas Hilfe. Woher also hätte sie Zeit nehmen sollen, sich wie früher wenigstens dann und wann ihren Brüdern anzuschließen? Andererseits fiel es auch nicht allzu schwer, darauf zu verzichten, denn Roy war ein so lieber kleiner Kerl, dass man viel, sehr viel Freude mit ihm hatte. Auch ließ Enya es sich gern gefallen, wenn ihre Mum sie jetzt wie eine Erwachsene behandelte. Während Brighit dem Baby die Brust gab, hielt

plötzlich der Zug. Enya hätte gern das Fenster geöffnet, um besser sehen zu können, wo sie hier waren. Doch im Abteil wurde es trotz der heißen Asche in den Metallkästen immer kälter. Angus kam den Korridor entlang und trat herein. Für Brigit hatte er einen Becher mit dampfendem Tee mitgebracht. Sie legte das jetzt satte und schläfrige Baby auf den Sitz zurück.

»Wo sind wir hier?« fragte sie.

»Ein Schild sagt, dass der Ort Valley Heights heißt. Für den Anstieg nach Lithgow bekommen wir noch eine zweite Lok vor den Zug gespannt, hat mir die Frau im Erfrischungsraum erklärt.«

»Und wie lange haben wir hier Aufenthalt?«

»Eine Viertelstunde. Liam bringt dir noch ein paar Sandwiches, und ich Sorge dafür, dass auch die Jungs etwas zu essen bekommen. Der nächste Bahnhof, wo wir uns wieder etwas kaufen können, ist Blaynay, und dort sind wir erst viel später in der Nacht.« Enya und ihre Mutter teilten sich den heißen, stark gesüßten Tee. Bald kam Liam mit den Sandwiches. Später streckten sich Brigit und Enya der Länge nach auf den Sitzen aus, und Liam hüllte beide fest in Reisedecken. Kevyn und Glenn wurden zwischen den Sitzen auf den Fußboden gebettet. Mit Colin, Liam und Finn, erklärte Angus, wolle er ein paar Abteile weiter zu einigen Schafscherern, um sich mit ihnen zu unterhalten und dort die Nacht zu verbringen. Enya

lauschte, von eigentümlicher, pulsender Erregung erfüllt. Es war hier so viel schöner als auf dem Schiff. Rhythmisch klang das Rattern der Räder, rhythmisch drang auch das Schnaufen der beiden Loks herein, in den Telegraphendrähten sang der Wind, und ab und zu hörte man ein sonderbares Geräusch, wie ein leer drehendes Surren – für Augenblicke schien hier oder dort ein Rad den Kontakt zur Schiene verloren zu haben.

– KAPITEL FÜNF –

*Tante Jennyfer*

Am Morgen starrten die Kellys erschrocken, ja nahezu entsetzt auf eine Landschaft, von der sie sich nie hätten träumen lassen, dass es sie auf demselben Planeten gab, auf dem auch Neuseeland lag. Rollende Hügel sah man auch hier, gewiss, doch nichts sonst erinnerte an die alte Heimat. Alles war braun und grau, sogar die Bäume. Unter der glutheißen Sonne hatte der Winterweizen bereits eine bräunlich silbrige Färbung angenommen. Kilometerweit sah man das sich im Winde biegende und wiegende Getreide. Nur ganz selten gab es Gruppen dünner, dürrer Bäume mit blauen Blättern und graues, wie totes oder doch völlig erschlafftes Buschwerk. In Brighits stoischem Blick ließ sich keine Reaktion ablesen, doch in Enyas Augen stand ein tiefer Schrecken: Es war so furchtbar – alles so riesig weit, nirgends ein Zaun, und vor allem: nirgends eine Spur von Grün. Aus der bitterkalten Nacht fuhren sie jetzt gleichsam immer weiter hinein in den glühenden, sengenden Tag, während die Sonne höher und höher stieg, ihrem Zenit entgegen. Und der Zug ratterte und ratterte und ratterte; und hielt ab und zu

in irgendeiner winzigen Stadt, die voller Fahrräder und Pferdefuhrwerke war. Autos schien es hier nur wenige zu geben. Angus öffnete die beiden Fenster, so weit es nur ging, obwohl nun Ruß herein wirbelte und sich auf alles legte. Es war so heiß, dass sie keuchten. Ihre Kleidung klebte ihnen auf der juckenden Haut. Unvorstellbar, dass es irgendwo im Winter so heiß sein konnte. Als die Sonne schon sehr tief stand, tauchte endlich Yellingbone auf: eine sonderbare Ansammlung baufällig wirkender Holz- und Wellblechgebäude zu beiden Seiten einer breiten, staubigen Straße ohne Bäume. Die scheidende Sonne schien ihr schmelzendes Gold wie eine feste Schicht über alles und jedes verströmt zu haben, was der Stadt einen eigentümlichen Anstrich von Erhabenheit verlieh. Doch war es damit nur allzu schnell vorbei. Als die Kellys ausgestiegen waren und auf dem Bahnsteig standen, hatte sich der flüchtige Zauber bereits verloren, und Yellingbone war nichts als bloß eine allzu typische Siedlung ganz am Rande der Welt, gleichsam ein letzter Vorposten im Grenzgebiet noch fallender Niederschläge. Ein Stück weiter westlich begannen die dreitausend Kilometer des Niemals-Niemals – jenes wüstenartigen Landes, wo es nicht regnen konnte. Ganz in der Nähe des Bahnhofs sahen die Kellys ein schwarzes Prachtauto stehen, doch noch erstaunlicher wirkte in dieser Umgebung die Ge-

stalt, die durch den zentimeterhohen Staub auf sie zuschritt: ein Priester, der in seiner Soutane wie ein Geschöpf der Vergangenheit erschien – man hätte meinen können, er bewege seine Füße nicht wie ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern schwebe oder treibe traumgleich dahin. Staub hob sich, rötlich durchschimmert von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne; ein watteweiches, wolkenartiges Gebilde.

»Hallo, ich hab‘ mich leider ein wenig verspätet. Ich bin Pater Stuart«, sagte er und reichte Angus die Hand. »Sie müssen Jennyfers Bruder sein, Sie sind ihr wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Ganz Recht, Pater. Angus Kelly. Ähm ... Das ist meine Frau, Brigit.«

Cedric Stuart wandte sich Brigit zu, hob ihre schlaffe Hand an seine Lippen und lächelte erstaunt. An Angus‘ Seite eine Frau wie sie zu finden! Nein, nicht eine Frau – eine Dame: Für so etwas besaß Pater Cedric ein untrügliches Gespür.

»Sie sind schön, wirklich schön, Mrs. Kelly. Ich werde Sie nach Valopo bringen. Ihre Reise war sicher sehr beschwerlich.«

»Sehr freundlich.««, sagte sie, als sei eine solche Bemerkung für einen Priester die normalste Sache auf der Welt. Dann blickte der Pater zu den Jungs, die in einer Gruppe zusammenstanden. Als er Liam sah, stutzte er kurz.

»Und das sind meine Söhne. Das ist Liam« erklärte Angus Kelly mit unverkennbarem Stolz in der Stimme, während der Blick des Priesters weiter glitt, von Gesicht zu Gesicht.

»Tag, Liam.«

»Colin.«

»Colin ...«

»Glenn.«

»Glenn ...«

»Finn.«

»Finn ...

»... und das hier ist Kevin, unser jüngster Sohn. Nimm die Mütze ab, Kev.«

»Kevin ...« Pater Cedric fiel auf, dass hinter der Mutter der Jungs noch eine kleine Gestalt stand, die sich scheu vor ihm versteckt hatte. Enya, die hinter ihren Brüdern ganz für sich Stellung bezogen hatte, starrte den Priester seitlich aus dem Versteck aus großen Augen und mit offenem Mund an, wie einen Gott. Er ging an den Jungs vorbei, beugte sich zu ihr, und legte seine rechte Hand mit festem und doch zartem Griff auf ihre linke Schulter. Nun, da sie genau deswegen ein wenig hervorlugte, fragte der neugierige Priester mit einem wohlthuenden Lächeln auf den Lippen:

»Und wer bist du?«

Sieh an. Die kleine scheue Gestalt wagte sich ob des freundlich angeschlagenen Tons tatsächlich aus dem Versteck.

»Ich bin Enya«, erwiderte sie.

»Enya ... Enya« sagte der Priester ein wenig gedankenverloren, aber mit sichtlich erhellter Miene, als hätte er den Vornamen blitzartig mit etwas überaus Angenehmem in Verbindung gebracht.

»Ja. Ganz recht. Sie heißt Enya - wie die keltische Prinzessin, die St. Patrick nachfolgte«, erklärte Liam mit gerunzelter Stirn. Er hasste diesen sieben-süßen Mann, der so schön war und so hochgewachsen.

»Mein Lieblingsname unter den keltischen Namen – Enya. Meine selige Mutter trug ebenfalls einen keltischen Namen. Sie hieß Rhona; Rhona Stuart«, versicherte der Priester. Er richtete sich wieder auf, hielt Enyas Hand noch in der seinen. »Es wird das beste sein, wenn die Familie heute im Pfarrhaus übernachtet«, sagte er, während er Enya zum Auto führte. »Morgen früh werde ich euch nach Valopo hinausfahren. Nach der langen Reise von Sydney wäre das jetzt zu weit.«

Steinhäuser gab es in Yellingbone kaum. Zu den wenigen gehörten unter anderem das Hotel Imperial, die katholische Schule sowie die katholische Kirche und das Pfarrhaus. Die öffentliche Schule hingegen war nur eine Art Fachwerkbau. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde es sehr schnell unglaublich kalt, doch im Wohnzimmerkamin des Pfarrhauses prasselte ein gewaltiges Feuer, und

von irgendwoher zogen verlockende Gerüche herbei, die einem das Wasser im Munde zusammenlaufen ließen. Die Haushälterin, eine runzlige alte Schottin mit erstaunlicher Energie, zeigte den Gästen geschäftig ihre Zimmer und schwatzte in breiter Mundart unentwegt drauflos. Pater Cedrics freundliche, umgängliche Art weckte in den Kellys zunächst eher Beklemmung: Von Kihe her waren sie es gewohnt, dass Priester streng auf Distanz hielten. Einzig Angus taute sehr bald auf, denn er erinnerte sich, wie freundlich die Geistlichen im heimatlichen Galway zu den Gläubigen gewesen waren. Doch die übrigen schwiegen beim Abendessen vorsichtshalber beharrlich vor sich hin. Sobald sie nur konnten, gingen sie auf ihre Zimmer. Nachdem sie gegangen waren, machte Pater Cedric es sich in seinem Lieblingssessel gemütlich. Eine Zigarette zwischen den Fingern, blickte er lächelnd ins flackernde Feuer, während vor seinem inneren Auge einer nach dem anderen die Kellys erschienen, so wie er sie auf dem Bahnhof gesehen hatte: der Mann, der Jennifer so sehr ähnelte, von schwerer Arbeit gebeugt und offensichtlich ohne die Bösartigkeit seiner Schwester. Dann die Frau, müde und schön. Zu ihr hätte es eher gepasst, aus einem von Schimmeln gezogenen Landaulett zu steigen. Und weiter: Liam, dunkelhaarig und verdrossen, mit schwarzen Augen und schwarzem Hut; die übr-

gen Söhne, ihrem Vater ziemlich ähnlich bis auf den jüngsten, Kevyn, der seiner Mutter nachschlug; das Baby, über das man noch nichts weiter sagen konnte; und Enya. Noch nie hatte er ein so süßes, ein so bezauberndes kleines Mädchen gesehen. Ihr Haar – so schön, dass es sich kaum beschreiben ließ. Nicht rot und nicht gold, sondern eine vollkommene Verschmelzung von beidem. Und die silbergrauen Augen, von sanft strahlender Reinheit, wie geschmolzene Juwelen. Achselzuckend warf er das Zigarettenende ins Feuer und stand auf. Manchmal schien wirklich die Phantasie mit ihm durchzugehen. Geschmolzene Juwelen, also wahrhaftig!

Am nächsten Morgen fuhr er die Familie nach Valopo. Aufmerksam betrachteten sie das für sie so Neue und Unbekannte, und ihre Bemerkungen amüsierten ihn sehr. Er erklärte ihnen, dass der letzte Hügel dreihundert Kilometer weiter östlich liege und dass dies hier das Land der Schwarzerdebenen sei: Grasland, so flach wie ein Brett mit verstreuten Bäumen oder Baumgruppen hier und dort. Es war genauso heiß wie am Tag zuvor, doch die Fahrt im Daimler ließ sich eher ertragen als im brütend heißen Abteil der Eisenbahn. Auch waren sie schon früh aufgebrochen. In einem schwarzen Koffer befanden sich Pater Cedrics Messgewänder und, mit besonderer Sorgfalt eingepackt, das heilige Sakrament.

»Die Schafe sind schmutzig!« sagte Enya kritisch, während sie zu den rostbraunen Wollbündeln blickte, die im Gras weideten.

»Oh, Neuseeland muss wohl Irland gleichen, wenn es dort schöne, hellfarbige Schafe gibt«, meinte der Priester.

»Ja, in so manchem ist es Irland wirklich ähnlich. Es hat das gleiche herrlich grüne Gras. Allerdings ist die Landschaft viel wilder«, erwiderte Angus, dem der Priester immer besser gefiel. Gar nicht weit entfernt sprang jetzt eine Schar Emus auf die Füße. Wie vom Wind getrieben, jagten sie davon. Erst starrten die Kinder verduzt, dann lachten sie. Es war seltsam, solche Riesenvögel zu sehen, die nicht flogen, sondern rannten. »Wie angenehm, dass ich wenigstens diesmal nicht die Tore selbst zu öffnen brauchte«, sagte Pater Cedric, als das letzte Tor hinter ihnen lag. Colin, der es geöffnet hatte, stieg wieder ins Auto. Nach all dem so beklemmend Fremdartigen, das ihnen in Australien bisher begegnet war, wirkte das Herrenhaus von Valopo mit seiner georgianischen Fassade und seinen Ranken und Rosen auf die Kellys fast wie ein Stück der alten Heimat.

»Oooh! Werden wir hier wohnen?« fragte Enya aufgeregt.

»Nicht direkt, Enya«, erwiderte der Priester schnell. »Das Haus, in dem ihr wohnen werdet,

liegt ein bis zwei Kilometer von hier entfernt, am Creek. Ich werde euch hinbringen – versprochen.«

Jennyfer Ryan erwartete die Familie im großen Salon. Sie erhob sich nicht, um ihren Bruder zu begrüßen, sondern blieb in ihrem großen Ohrensessel sitzen und winkte ihn gleichsam zu sich heran.

»Nun, Angus«, sagte sie. Ihre Stimme klang zwar freundlich, doch ihr Blick war bereits zu Pater Cedric gegliitten, der Enya auf den Armen trug, während sie seinen Hals umschlungen hielt. Jennyfer Ryans Augen hatten etwas eigentümlich Starres. Jetzt stand sie auf. Ohne Brigit und die Kinder zu begrüßen, sagte sie hart: »Es ist das beste, wenn Pater Stuart sofort die Messe liest. Er wird sich wieder auf den Weg machen wollen.«

»Aber keineswegs, teure Jennyfer.« Er lachte, seine blauen Augen glänzten. »So eilig habe ich es gar nicht. Ich lese die Messe, und dann können wir wohl alle ein gutes Frühstück vertragen. Anschließend werde ich Enya zeigen, wo sie wohnen wird. Das habe ich ihr versprochen.«

»Enya?«, sagte Jennyfer Ryan.

»Ja, das ist sie - Enya – eine, und nunmehr auch *meine* echte kleine Keltenprinzessin.« Er blinzelte Enya schelmisch zu und stellte sie sanft auf die Füße. »Aber ich sollte mit dem Vorstellen wohl in der richtigen Reihenfolge beginnen, nicht wahr? Das ist Brigit.« Jennyfer Ryan nickte kurz. Doch

sie hörte kaum hin, als Pater Cedric die Namen der Jungs nannte. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, die Brauen hochzuziehen und ihn und Enya zu beobachten. Als wolle er die Kleine vor der streng dreinblickenden Gastgeberin beschützen, hatte er nun die ganze Zeit beide Hände sanft auf ihre Schultern gelegt.

»Ähm ... Wir können dir gar nicht sagen, wie dankbar wir dir sind, dass du uns hergeholt hast« offenbarte Angus seine Gedanken.

»Weißt du; wenn einer so reich ist, wie ich es bin, und in den besten vorgerückten Jahren, dann fangen die Geier an, über einem zu kreisen« lautete Jennyfer Ryans boshafter Seitenhieb, der anscheinend Pater Cedric zgedacht hatte, denn er wurde dabei von ihr an-geschickt. »Du bist mein einziger Verwandter, Angus. Ich habe keine Kinder, und mein Mann ist seit Jahren tot.«

»Und wie steht es mit einem Freund, einem Lebensgefährten ..., oder einer zweiten Ehe« fragte Bright in einer bei ihr ungewohnten Mischung aus Neugier und Leutseligkeit.

»Eine neuerliche Heirat? Um mich abermals einem Mann auszuliefern? Oh nein! Nein; da hab' ich eine andere Vorstellung von einem unbeschwerlichen Leben. Solange ich noch am Leben sein werde, gehört Valopo mir ... und nur mir. Das sollte niemand vergessen.«

»Ähm ... Selbstverständlich, Jenny« sagte Angus mit unterwürfiger Haltung und Demut in der Stimme.

Gottlob brach Pater Cedric die lähmende Stille, die sich daraufhin breit machen wollte.

»Gut! Dann werde ich gleich die Messe lesen, und danach wird sicher ein schönes warmes Essen für uns alle auf dem Tisch steh'n.«

»Sehr freundlich, Pater« sagte Angus höflich und in Vertretung für seine ganze Familie, während er bereits, gleich wie die anderen, losmarschierte. Die Neuankömmlinge setzten sich allesamt in Bewegung, um ihr neues Zuhause kennen zu lernen; mit einer Ausnahme. Enya blieb stocksteif stehen und starrte der immer noch streng dreinblickenden Hausherrin mitten ins Gesicht, als wartete sie auf ein paar freundliche Worte oder zumindest auf eine freundliche Geste. Doch da nichts dergleichen passierte, mischte sich wieder Pater Cedric wacker ins Geschehen.

»Enya?« fragte er, wobei er wieder eine Hand auf ihre rechte Schulter legte.

Das Mädchen drehte sich enttäuscht auf dem Absatz und ließ sich brav von Pater Cedric an der Hand aus dem luxuriös eingerichteten Salon führen.

Das Haus für den Oberviehtreiber stand auf Pfählen und befand sich ungefähr zehn Meter oberhalb einer engen, schluchtartigen Vertiefung,

die von hohen Eukalyptusbäumen und vielen Trauerweiden gesäumt war. Mit dem Herrenhaus verglichen, wirkte dieses Quartier hier sehr nüchtern, ganz auf Zweckmäßigkeit abgestellt. Andererseits erinnerte die Einrichtung sie in manchem an ihr früheres Haus in Neuseeland. In den Zimmern fand sich eine Überfülle von stabilem viktorianischen Mobiliar, das mit feinem roten Staub bedeckt war.

»Ihr habt Glück, ein Badezimmer gibt's hier auch«, sagte Pater Cedric, als er mit ihnen die Holzterasse zur Vorderveranda hinaufstieg – was fast schon einer kleinen Kletterpartie gleichkam, denn die Pfähle, auf denen das Haus stand, waren an die fünf Meter hoch. »Für den Fall, dass der Creek übertritt«, erklärte der Priester. »Das Haus steht ja in unmittelbarer Nähe, und es soll vorkommen, dass das Wasser in einer einzigen Nacht um zwanzig Meter steigt.« Es gab tatsächlich eine Art Badezimmer: Am einen Ende der Hinterveranda gab es ja, was? Eine abgeteilte Nische musste man es wohl nennen. Jedenfalls war da ein Raum mit einer alten Blechwanne und einem verbeulten Badeofen. Was allerdings den Abort anging, so entpuppte er sich praktisch als ein schlichtes Loch im Boden – rund zweihundert Meter vom Haus entfernt und voll Gestank.

»Wer hier gewohnt hat, war nicht gerade sehr sauber«, sagte Bright, als sie mit dem Finger

durch den Staub auf der Anrichte fuhr. Pater Cedric lachte.

»Wenn Sie dagegen anzukämpfen versuchen, stehen Sie auf verlorenem Posten«, erklärte er. »Hier befinden wir uns im sogenannten Outback, im australischen Busch, und es gibt drei Dinge, gegen die Sie nichts ausrichten können – Hitze, Staub und Fliegen. Was Sie auch immer unternehmen, die werden Sie nie los.«

Bright schenkte dem Priester einen weichen aber undefinierbaren Blick, samt Zuwendung.

»Sie sind so überaus gut zu uns, Pater.«

»Nun, warum sollte ich nicht? Sie sind die einzigen Verwandten meiner sehr guten Freundin Jennifer Ryan.« Sie hob die Schultern, schien unbeeindruckt.

»Ich bin den freundschaftlichen Umgang mit einem Priester nicht gewohnt. In Neuseeland halten Geistliche ziemlich auf Distanz.«

»Sie sind nicht katholisch, nicht wahr?«

»Nein, Angus ist's. Natürlich sind die Kinder alle katholisch erzogen worden – wobei Enya so etwas wie Wunder oder Göttliches hauptsächlich in der Natur erkennt - falls Ihnen das Sorgen machen sollte.«

»Ist mir noch gar nicht eingefallen. Aber passt Ihnen das womöglich nicht?«

»Ob so oder so, mir ist das egal.«

»Jedenfalls sind Sie nicht konvertiert?«

»Ich bin keine Heuchlerin, Pater Stuart. Meinen alten Glauben hatte ich verloren, und ein neues, gleichermaßen bedeutungsloses Credo – nein, wirklich nicht.«

»Verstehe.« Er beobachtete Enya, die auf der Vorderveranda stand und den Weg zum Herrenhaus entlang spähte. »Sie ist so hübsch, Ihre Tochter. Ich habe eine Vorliebe für tizianrotes Haar, wissen Sie. Und ihr Haar hätte den Maler sofort nach seinen Pinseln greifen lassen. Diese Farbe, genau diese Schattierung, die habe ich noch nie gesehen. Ist sie Ihre einzige Tochter?«

»Ja. In Angus' Familie wie auch in meiner eigenen haben Knaben immer bei weitem überwogen; Mädchen waren selten« antwortete sie in einer Art, als wäre sie allen menschlichen Gefühlen entückt.

»Armes kleines Ding«, sagte er verräterisch leise, doch nun, da er Brights Miene gewahrte, wiederholte er sich im Normalton. »Arme Enya. Muss schwer für sie gewesen sein, ihre vertraute Gegend aufzugeben. Mädchen ihres Alters haben, soviel ich weiß, gerne Freundinnen um sich.«

»Ja. Das ist richtig, Pater« sagte sein kluges Gegenüber, während es ihn mit freundlichen Augen, aber widersprüchlich steinerner Miene fixierte. Unwillkürlich fragte sich Bright, was Enya ihm und was er Enya bedeuten mochte. Er verstand es zwar geschickt, seine Emotionen zu beherrschen,

ja, falls nötig, zu unterjochen, doch Brigit konnte er nichts vormachen – er hatte sich auf den ersten Blick in ihr entzückendes Töchterchen verliebt.

\*\*\*

Cedric Stuart ließ es sich nicht nehmen, die Kellys auch an den nächsten Tagen in ihren neuen Lebensabschnitt zu begleiten. Bereits auf der Suche nach Enya schienen ihn seine Gefühle zu überwältigen, denn noch nie zuvor war er mit so einem strahlenden Gesicht auf dem Farmgelände herum-marschiert.

Pausenlos musste er an die sagenhaft natürliche und (gerade deswegen) alles vereinnahmende Aura des liebenswerten Mädchens denken. Und da kam sie auch schon mit erhellter Miene ange-rannt, denn wie es aussah, hatte sie an Pater Cedric einen Narren gefressen.

»Pater Cedric! Pater Cedric! Ich muss dir unbedingt etwas zeigen!« Sie griff nach seiner entgegen gestreckten Hand und führte ihn in die große, von Licht durchflutete Scheune, wo sie am Ende andächtig vor einem großen klobigen Werk-tisch stehen blieb und bei etwas zappeliger Haltung Richtung Dachluke starrte.

»Wenn dein Gott wirklich irgendwo wohnt, muss es hier sein!« lautete ihr bemerkenswerter Schluss,

der ihren bisherigen Beobachtungen und Eindrücken geschuldet war.

»Darf ich dich fragen, wie du darauf gekommen bist?«

»Natürlich. Du kannst mich alles fragen. Ich bin mir ziemlich sicher, weil ich jedes Mal, wenn ich hierherkomme, von Ehrfurcht ergriffen werde. Das war bei uns zuhause, in Neuseeland, nur im Freien der Fall. Gut möglich, dass sich dein Gott mit den Geistern der Natur, die ich an bete, verbündet hat.«

»Bei meiner Seele. In dir scheint wirklich eine kleine Keltenprinzessin zu stecken, wenn du weder ein Gotteshaus noch ein Kruzifix benötigst, um mit deinem Schöpfer in Kontakt zu treten.«

»Soll das heißen, es macht dir gar nichts aus, dass ich deinen Gott, hier in Australien, ebenso schnell oder schneller aufgespürt habe, wie du?«

»Nein, kleine Enya. Wo denkst du hin? Für mich ist er allgegenwärtig und für dich ist er eben ausgerechnet hier. Und genau deshalb solltest du diesen Platz aufsuchen, wann immer es dich danach drängt.«

\*\*\*

Als aus Sydney die Kisten eintrafen, nahm das Haus bald ein vertrauterer Aussehen an. Da waren die Bücher, da war das Porzellan, da war so man-

ches andere. Im Wohnzimmer standen Brights Möbel, und alles wirkte jetzt viel wohnlicher. Angus und die Jungs – mit Ausnahme von Kev: er schien noch nicht alt genug dafür – waren meist mit den beiden Arbeitern unterwegs, die Jennyfer Ryan noch behalten hatte, damit sie ihnen alles beibrächten, was es über die vielen Unterschiede zwischen Schafen im nordwestlichen Neusüdwales und Schafen in Neuseeland zu wissen gab. Bright, Enya und auch Kev kümmerten sich um das Haus, und hier zeigte sich gleichfalls, dass viel Neues zu lernen war. Es bestand eine stillschweigende Übereinkunft, sich auf gar keinen Fall mit irgendwelchen Fragen oder Bitten an Jennyfer Ryan zu wenden, doch ihre Haushälterin und ihre Dienstmädchen erwiesen sich als genauso hilfsbereit gegenüber den Kellys wie die beiden Arbeiter. Nach und nach begriffen die Neuankömmlinge, dass Valopo eine Welt für sich war: so sehr von aller Zivilisation getrennt, dass nach einer Weile selbst Yellingbone zum bloßen Namen wurde, mit dem sich nur noch ferne Erinnerungen verbanden. Innerhalb des Bereichs der großen Home Paddock befanden sich Stallungen, eine Schmiede, Werkstätten, viele Lagerschuppen, Hundezwinger, ein wahres Labyrinth von Viehhöfen, eine riesige Schurhütte mit nicht weniger als sechsundzwanzig sogenannten Ständen. Hinter dieser Hütte oder Halle kam wieder ein Gewirr

von Verschlagen, von Pferchen, von Koben für Hühner und Kühe und Schweine. Auch eine Molkerei gab es; und natürlich Quartiere für die Menschen, die hier beschäftigt waren, darunter allein sechsundzwanzig Schafscherer. Kastenähnliche Häuschen dienten den Hilfsarbeitern als Unterkunft, für Viehtreiber gab es kleine Häuser, die dem glichen, in dem die Kellys jetzt wohnten, und für Anlernlinge hatte man eine Baracke errichtet. Aber das war noch immer nicht alles. Es gab auch einen Schlachthof und eine ganze Anzahl von »Holzhaufen«. All dies befand sich mehr oder minder genau in der Mitte eines kreisförmigen, baumlosen Geländes mit einem Durchmesser von rund fünf Kilometern: die Home Paddock. Nur dort, wo das Haus des Oberviehtreibers stand, sah man in unmittelbarer Nähe Wald. Immerhin gab es bei den Schuppen und den anderen Gebäuden und auch bei den Verschlagen, Pferchen usw. viele Bäume als hochwillkommene Schattenspende: Pfefferbäume zumeist, hoch aufragend, riesig, doch irgendwie traulich wirkend, gleichsam verschlafen. Nicht allzu weit davon entfernt weideten im hohen Gras der Home Paddock Pferde und Milchkühe. Unten auf dem Grund des tiefen, schluchtartigen Einschnitts - beim Haus der Kellys - konnte man träge dahinfließendes, schlammiges Wasser sehen. Keiner glaubte Pater Cedric, dass es mitunter über Nacht um zwanzig Meter

steige. Wollte man aus diesem Creek Wasser haben, so musste es mit einer Handpumpe heraufbefördert werden, und man brauchte es: für das Bad, für die Wäsche, für den Abwasch in der Küche. Bright und Enya brauchten lange, bis sie sich daran gewöhnt hatten, die Wäsche, das Geschirr und nicht zuletzt sich selbst in der grünlichbraunen Brühe zu säubern. Sechs stabile Tanks aus Wellblech, an turmartigen Holzstützen angebracht, fingen den vom Dach herunterfließenden Regen auf – das Trinkwasser. Doch die Familie lernte bald, dass sie damit sehr sparsam umgehen musste. Unter gar keinen Umständen durfte man es zum Waschen gebrauchen: Man konnte nicht wissen, wann wieder Regen fiel und die Tanks auffüllte. Die Schafe und das übrige Vieh tranken Wasser, das mit Hilfe von artesischen Brunnen aus dem Erdboden heraufbefördert wurde. Artesisch nannte man Wasser, das im Untergrund unter so gewaltigem Druck stand, dass es von selbst zur Erdoberfläche drängte, manchmal aus Quellen sprudelnd oder schießend – oder aber aus einem Bohrloch. Nur: Hier auf Valopo kam es keineswegs aus einer leicht erreichbaren Schicht, es stammte aus einer Tiefe von rund tausend Metern. Über ein Rohr kochte es geradezu herauf und wurde dann mit Hilfe eines Verteilersystems aus Röhren zu jeder Koppel auf dem Besitz geleitet. Da das Wasser in starkem Maße Schwefel und noch viele andere

Mineralien enthielt, war es für Menschen nicht trinkbar. Die Entfernungen hier, das war etwas, woran sich die Kellys erst gewöhnen mussten. Valopo umfasste nicht weniger als 100000 Hektar. Seine längste Grenze maß 130 Kilometer. Von Yellingbone lag es rund 100 Kilometer entfernt, was immer noch so etwas wie nächste Nachbarschaft war, denn die Entfernung zu anderen Städten oder Siedlungen betrug mindestens 170 Kilometer. Die relativ kurze östliche Begrenzung wurde durch den Barwon River gebildet: So nannte man hier den nördlichen Lauf des Darling River, jenes mächtigen 2500 Kilometer langen Stroms, der schließlich in den Murray River mündete. Der Yelley Creek, an dem das Haus der Kellys lag, strebte dem drei oder vier Kilometer entfernten Barwon entgegen. Angus und die Jungen liebten ihr neues Leben. Manchmal verbrachten sie, weit von der Home Paddock entfernt, mehrere Tage nacheinander im Sattel. Nachts kampierten sie unter einem Himmel, der so riesig und so voller Sterne war, dass es ihnen schien, sie seien ein Teil von Gott. Auf dem graubraunen Land wimmelte es nur so von Leben. In riesigen Herden sah man Kängurus, die zwischen den Bäumen einher hüpfen und mühelos meterhohe Zäune überspringen konnten, Tiere mit zierlichen Köpfen und großen, sanften Augen. Emus bauten ihre Nester inmitten der Grasebene, umpirschten gleichsam ihr eigenes

Territorium und nahmen vor allem Reißaus, was ihnen fremdartig erschien. Schneller als Pferde jagten sie dann davon und ließen ihre dunkelgrünen, fußballgroßen Eier im Stich. Termiten bauten rostfarbene Türme, die wie Miniaturwolkenkratzer aussahen. Riesige Ameisen bewegten sich im Strom auf Löcher in kleinen Bodenhügeln zu. Wahrhaft unerschöpflich schien die Vogelwelt. Nicht einzeln oder nur paarweise sah man sie, nein, zu Tausenden und aber Tausenden lebten sie zusammen: winzige grüne und gelbe Sittiche, von Brighit »Liebesvögel« genannt, eigentlich jedoch nichts anderes als Wellensittiche; und kleine, rotblaue Rosella-Papageien; und große, hellgrüne Papageien, stellenweise purpurn und rosa gefleckt, Galahs genannt; und der Gelbhaubenkakadu, rein weiß, bis auf die gelbe Haube, die ihm den Namen gegeben hatte. Finken schwirrten umher und Sperlinge und Stare. Und der starke, braune Königsfischer, hier Kookaburra genannt, ließ ein eigentümliches, wie glucksendes Lachen hören, wenn er nicht gerade auf der Jagd nach Schlangen war, seiner Lieblingsbeute. Irgendwie erschienen sie einem fast menschlich, all diese Vögel hier, wenn sie so, zu Hunderten und mehr, in den Bäumen hockten, mit glänzenden, klugen Augen um sich spähten und kreischten und lachten und schwatzten und nur zu gern jedes fremde Geräusch nachahmten. Und Eidechsen gab es, vor

denen man wahrhaftig erschrecken konnte: Arten, die über zwei Meter lang waren und die sich, flink und beweglich, auf den Bäumen ebenso zu Hause fühlten wie auf der Erde; Goannas wurden sie genannt. Und es gab auch kleinere Arten, doch wirkten diese kaum weniger unheimlich. Wie urweltliche Drachen sahen sie aus und konnten einen »Halskragen« aufstellen, der sie größer und bedrohlicher erscheinen ließ. Manche erhoben sich auf die Hinterbeine und glichen dann Miniatursauriern. Auch die Schlangenarten schienen unerschöpflich zu sein, und die Kellys lernten bald, dass die größten und jene, die am gefährlichsten wirkten, oft die harmlosesten waren, während so ein winziges, nur dreißig Zentimeter langes Reptil womöglich eine Death Adder war; und Rautenschlangen gab es und Kupferschlangen und Baumschlangen und Schwarzschnaken und Braunschlangen und tödliche Tigerschnaken. Und dann die Insekten! Grashüpfer, Heuschrecken, Grillen, Bienen, Fliegen aller Größen und Arten, Zecken, Moskitos, Libellen, riesige Nachtfalter und Schmetterlingsarten schier ohne Zahl! Die Spinnen waren widerlich, riesige, haarige Dinger mit zentimeterlangen Beinen – oder aber winzige kleine Kreaturen, trügerisch klein, und oft lauerten sie auf dem Abort; andere wieder hockten in riesigen, zwischen Bäumen aufgespannten Spinnweben; manche brachten ihre tödlichen Fallen

zwischen Grashalmen an, und wieder andere tauchten in kleine Erdlöcher, die sie hinter sich schlossen, mit richtig-gehenden kleinen Deckeln. Und dann die großen Raubtiere: Wildschweine, die sich vor nichts fürchteten, die Fleisch fraßen, haarige Ungeheuer von der Größe einer ausgewachsenen Kuh; und Dingos, wilde Wolfshunde, die tief auf den Boden geduckt zu schleichen verstanden und in das Gras gleichsam einschmolzen. Ja, Raubtiere, ganz gefährliche Räuber waren auch sie, und Räuber waren so manche Vögel: Krähen, die zu Hunderten wie verloren im weißlichen Geäst toter, von der Sonne ausgeglühter Bäume hockten und krächzten; und Falken und Adler, die sich, bewegungslos im Flug verharrend, von Luftströmungen tragen und treiben ließen. Vor manchen dieser Tiere mussten die Schafe und das übrige Vieh geschützt werden, vor allem wenn sie Junge bekamen. Die Kängurus und die Kaninchen fraßen das kostbare Gras; die Wildschweine und die Dingos fraßen Lämmer, Kälber und kranke Tiere; die Krähen hackten Augen aus. Die Kellys mussten schießen lernen und nahmen bei ihren Ritten Gewehre mit, manchmal um eine leidende Kreatur aus ihrem Elend zu erlösen, manchmal um einen Keiler oder einen Dingo zu erlegen. Ja, fanden die Jungs: Dies war Leben! Keiner von ihnen sehnte sich nach Neuseeland zurück. Gegen die Fliegen – eine wahre Pest: in Schwärmen kro-

chen sie und klumpten sich in und an Nase, Ohren und Augen – wehrten sie sich bald mit einem erprobten australischen Trick. Rings an der Hutkrempe wurden Schnüre befestigt, an denen Korken hingen, und diese Korken hüpfen bei jeder Bewegung und vor allem beim Reiten wie wild. Damit nicht alles mögliche kriechende Getier durch die Beine ihrer beutligen Hosen hoch kriechen konnte, banden sie sich um die Waden Streifen von Känguru-Fell, Bowyangs genannt, ein Wort, das ihnen so komisch vorkam, dass sie sich vor Lachen schüttelten. Ja, dies war Leben! Mit Australien verglichen, wirkte Neuseeland zahm und lahm. Bright und Enya allerdings, beide ans Haus und seine unmittelbare Umgebung gefesselt, fanden nicht gerade, dass dies für sie ein ersehenswertes Leben war. Die Routine, das ewige Einerlei; es fehlte an Abwechslung, an neuen Reizen, wie Angus und die Jungs sie wahrhaftig im Überfluss genossen. Was Mutter und Tochter tun mussten, war das, was Frauen immer zu tun blieb, nur dass die Arbeit unter diesen Umständen noch schwerer war als sonst: kochen, saubermachen, waschen, bügeln, sich ums Baby kümmern. Sie kämpften mit der Hitze, mit dem Staub, mit den Fliegen; und mit den vielen Stufen der Holzterappe und mit dem schlammigen Wasser. Da die Männer fast ständig abwesend waren, mussten die Frauen auch Holz hacken und schleppen, mussten Wasser

pumpen, mussten Geflügel schlachten. Am schwersten ließ sich die Hitze ertragen, dabei war dies jetzt erst Frühlingsanfang. Dennoch zeigte das Thermometer auf der schattigen Veranda bereits 38 Grad, und wenn in der Küche der Herd in Betrieb war, herrschte dort die Höllentemperatur von fast genau 50 Grad. Zum Glück war es in den meisten Räumen im Haus natürlich nicht so schlimm. Doch die Kleidung, die sie in Neuseeland getragen hatten, lag – noch dazu in vielen Schichten übereinander – viel zu eng am Körper an und schien für das Klima hier nicht sehr geeignet.

\*\*\*

Eines Tages kam Jennyfer Ryan bei einem kleinen Spaziergang überraschend zu ihrer Schwägerin auf Besuch. Hochmütig betrachtete sie Brigit, die ein hochgeschlossenes Kleid trug, das bis auf den Fußboden reichte, ein einfaches Baumwollkleid. Sie selbst trug ein Kleid nach der neuesten Mode, ein cremefarbenes Seidenkleid, das ihr bis zu den Waden reichte, mit kurzen Ärmeln, ziemlich tiefem Ausschnitt, zudem untailliert.

»Also wirklich, Brigit, du bist hoffnungslos altmodisch«, sagte sie, während sie sich im Wohnzimmer umblickte. Es war frisch renoviert und wirkte recht hell. Jennyfer betrachtete aufmerk-

sam die Perser auf dem Fußboden und das kostbare Mobiliar.

»Ich habe keine Zeit, etwas anderes zu sein«, erwiderte Bright in einem kurz angebundenen Ton, der für sie – zumal als Gastgeberin ungewöhnlich war.

»Du wirst jetzt mehr Zeit haben, wo die Männer meist nicht zu Hause sind und du entsprechend weniger zu kochen brauchst. Kürze deine Kleider und höre auf, Unterröcke und Korsett zu tragen, oder du kommst um, wenn erst der Sommer da ist. Das Thermometer kann nämlich noch um gut zehn Grad klettern, weißt du.« Ihr Blick ruhte auf dem Porträt der schönen blonden Frau in der Kaiserin-Eugénie-Krinoline.

»Wer ist das?« fragte sie und streckte die Hand aus.

»Meine Großmutter.«

»Oh, wirklich? Und die Möbel, die Teppiche?«

»Habe ich von meiner Großmutter.«

»Oh, wirklich? Meine liebe Bright, mit dir ist es im Leben ziemlich bergab gegangen, nicht wahr?« Bright verlor nie die Beherrschung, und sie verlor sie auch jetzt nicht. Doch ihre schmalen Lippen wurden noch schmaler.

»Das finde ich nicht, Jennyfer. Ich habe einen guten Mann; das müsstest du eigentlich wissen.«

»Aber einen armen Mann. Wie lautet dein Mädchenname?«

»Armstrong.«

»Oh, wirklich? Doch nicht die Roderick-ArmstrongArmstrongs?«

»Er ist mein ältester Bruder. Sein Namensvetter war mein Urgroßvater.«

Jennyfer Ryan erhob sich. Mit ihrem breitrempigen Hut wedelte sie gegen die Fliegen an, die auch vor einer Respektsperson keine Achtung zeigten. »Nun, dann bist du allerdings von besserer Herkunft als die Kellys. Hast du Angus so sehr geliebt, dass du seinetwegen all das aufgegeben hast?«

»Die Gründe für das, was ich tue«, sagte Brigit sehr direkt, »sind meine Angelegenheit und nicht deine. Über meinen Mann spreche ich nicht, nicht einmal mit seiner Schwester.« Die Furchen, die sich von Jennyfer Ryans Nasenflügeln herabzogen, vertieften sich, und ihre Augen schienen ein wenig hervorzutreten.

»Hohnäsig!« Sie verschwand und kam nicht wieder, doch Mrs. Miller, die Haushälterin, erschien oft, und sie gab Brigit wegen der Kleidung den gleichen Rat wie Jennyfer Ryan.

»Hören Sie«, sagte sie, »bei mir steht da eine Nähmaschine herum, die ich nie benutze. Ich werde sie von ein paar Hilfsarbeitern herbringen lassen. Falls ich sie mal brauchen sollte, kann ich ja herkommen.« Sie blickte zu dem kleinen Roy, der vergnügt auf dem Fußboden herum rollte.

»Ich höre Kinder gern, Mrs. Kelly.«

\*\*\*

Einmal alle sechs Wochen wurde von Yellingbone auf einem Pferdekarren die Post gebracht; dies war der einzige Kontakt mit der Außenwelt. Valopo besaß einen Ford-Laster in normaler Ausführung und noch einen zweiten, der eigens so konstruiert war, dass er an Stelle des üblichen Laderaums einen Wassertank hatte. Außerdem gab es einen Ford Personenwagen, Modell T, und eine Rolls-Royce-Limousine; doch außer Jennyfer Ryan schien niemand je damit nach Yellingbone zu fahren, und auch sie tat es nicht oft. Für die meisten bedeutete die Fahrt zur Stadt fast so etwas wie eine Reise zum Mond. Den sogenannten »Postvertrag« für den Distrikt besaß Joey Baxter, und bis er mit seinem Gebiet durch war, vergingen jeweils mindestens sechs Wochen. Im übrigen konnte die Bezeichnung »Karren« nur als starke Untertreibung gelten für das gewaltige Fuhrwerk, mit dem er durch die Lande zog: Die Räder hatten einen Durchmesser von nahezu drei Metern, und der Wagen wurde von einem prachtvollen Gespann gezogen, das jeweils aus nicht weniger als zwölf Pferden bestand. Allerdings war die Royal Mail – die Königliche Post – auch längst nicht das einzige, was er beförderte. Auf seinem imposan-

ten Gefährt fanden sich: Lebensmittel, Benzinfässer, Benzinkanister, Heu, Säcke voll Zucker und Mehl und Kartoffeln, Holzkisten mit Tee, Ersatzteile für Maschinen, Spielzeug – bei Versandhäu- sern bestellt – sowie Kleidung – von Sam Wolf's in Sydney – und überhaupt alles, was aus Yelli oder woher immer sonst herbeigeschafft werden musste. Die Entfernung, die Joey Baxter pro Tag durchschnittlich zurücklegte, betrug etwa dreißig Kilometer, und er war überall hochwillkommen. Von ihm erfuhr man Neuigkeiten, ihn befragte man nach dem Wetter in weiter entfernten Gebie- ten. Und man gab ihm bekritzelte Zettel, in die man Geld eingewickelt hatte; dafür sollte er in Yelli dann das Entsprechende kaufen. Die Briefe, die er zur Beförderung erhielt, steckte er sorgfältig in einen Sack mit der Aufschrift: Royal GVR Mail. Westlich von Yelli lagen auf der Route nur zwei Viehstationen, das näher gelegene Valopo und das weiter entfernte Bugala. Hinter Bugala begann jenes Gebiet, wo die Post nur jedes halbe Jahr einmal angeliefert wurde. In einem weiten zickzackförmigen Bogen zog Joey mit seinem »Karren« im Südwesten, Westen und Nordwesten von Station zu Station und kehrte dann nach Yelli zurück, bevor er nach dem Osten aufbrach; doch war dies eine kürzere Route, weil rund 100 Kilo- meter weiter östlich das Gebiet dann in die Zu- ständigkeit von Booroo-Town fiel. Manchmal

brachte er Leute mit, die dann neben ihm auf seinem ungeschützten Ledersitz saßen: Besucher und Arbeitsuchende zumeist. Manchmal nahm er Leute mit: Besucher, unzufriedene Viehtreiber, Arbeiter, Dienstmädchen, mitunter auch eine Gouvernante. Die Squatter besaßen Autos, doch wer für die Squatter arbeitete, war in Sachen Transport genauso auf Joey angewiesen wie die Güter oder die Post, die er beförderte. Als die Stoffe eintrafen, die Brigit bei einem Versandhaus bestellt hatte, setzte sie sich an die – von der Haushälterin stammende Nähmaschine und machte sich daran, die ganze Familie völlig neu einzukleiden: Hosen und Overalls für die Männer, Kittelchen für Roy, Kleider für Enya und sie selbst – alles sehr leicht und luftig, eine wahre Erlösung nach den engen Sachen und dem vielen Unterzeug, das vor allem die Frauen bisher getragen hatten. Auch Gardinen nähte Brigit.

\*\*\*

Enya fühlte sich einsam. Von den Jungs war ja nur Kev im Haus, und in seiner Gesellschaft konnte man sich längst nicht so vergnügt unterhalten wie etwa in der von Finn und Glenn, die jetzt immer mit ihrem Vater unterwegs waren, um richtige Viehtreiber zu werden. Kevyn lebte wie in einer ganz eigenen Welt: ein stiller kleiner Junge, dem

es Freude machte, stundenlang Ameisenschwärme zu beobachten, die einen Baum empor krochen, während Enya für ihr Leben gern selbst auf Bäume kletterte; insbesondere auf diese australischen Eukalyptusbäume mit ihrer unerschöpflichen Vielfalt und ihren vielen Schwierigkeiten. Allerdings: Enya und Kevyn mussten beide hart arbeiten, und freie Zeit blieb ihnen kaum. Sie hackten und schleppten Holz, sie gruben Löcher für den Abfall, sie kümmerten sich um den Gemüsegarten und um das Geflügel und die Schweine. Außerdem lernten sie, Schlangen und Spinnen zu töten, verloren jedoch nie die Angst vor ihnen. Mit dem Regen, so hörten die Kellys, hatte man in den vergangenen Jahren leidlich zufrieden sein können. Im Creek floss das Wasser jetzt alles andere als reichlich, doch immerhin waren die Tanks noch halb voll. Das Gras befand sich noch in gutem Zustand, auch wenn von üppig nicht die Rede sein konnte.

»Wird wahrscheinlich schlimmer werden«, sagte Jennyfer Ryan grimmig. Doch bevor sie eine der furchtbaren Dürreperioden kennenlernten, sollten sie eine Überschwemmung erleben. Mitte Januar fegten die südlichen Ausläufer des Nordwestmonsuns über das Land hinweg. Völlig unberechenbar waren sie, diese Großen Winde, wie man sie nannte: die Wirbelstürme. Manchmal gingen sie mit ihrem schier alles ersäufenden Regen nur über

den ganz nördlichen Teil hinweg. Manchmal gelangten sie hinab bis in die Breitengrade des sogenannten Outback: des australischen Buschs. Dann erlebte man auch in Sydney und Umgebung einen nassen, einen sehr nassen Sommer. In diesem Januar fegten dunkle Wolken über den Himmel hinweg, sturmzerrissene Gebilde. Und dann begann es zu regnen – kein sanftes, gleichmäßiges Strömen und auch schon kein Wolkenbruch mehr: sondern eine herabstürzende Sintflut. Eine Warnung hatten sie bekommen: von Joey Baxter, der mit seinem hochbeladenen Fuhrwerk erschien, ein Dutzend Reservepferde im Gefolge, denn er wollte mit seinen Runden fertig werden, bevor der Regen eine weitere Belieferung der Stationen unmöglich machte.

»Der Monsun ist im Anzug«, sagte er, während er sich eine Zigarette rollte und mit seiner Peitsche auf die Extrastapel von Lebensmittel wies. »Der Cooper Creek und der Barco River sind schon übergetreten und die Diamantina auch, und mit der Überschwemmung ist es da ganz schlimm. Das gesamte Queensland-Outback steht über einen halben Meter unter Wasser, und die armen Kerle dort suchen verzweifelt nach höher gelegenen, nicht überfluteten Stellen, auf die sie die Schafe treiben können.« Plötzlich entstand so etwas wie eine kontrollierte Panik. Angus und die Jungs arbeiteten wie die Verrückten. Sie trieben

die Schafe von den tiefer gelegenen Koppeln fort, zudem möglichst weit fort aus dem Bereich des Creek und des Barwon. Pater Cedric tauchte auf und sattelte sein Pferd. Und dann machte er sich zusammen mit Liam und den besten Hunden zu zwei noch ungeräumten Koppeln am Barwon auf, während Angus und die beiden Viehtreiber jeweils mit einem der Jungs ein Team bildeten und in andere Richtungen ritten. Was Pater Cedric betraf: Zweifellos war er ein ausgezeichneter Viehtreiber. Er ritt eine braune Vollblutstute, ein Geschenk Jennyfer Ryans, und war mit sportlicher Eleganz gekleidet: lederne Reithose, braune Reitstiefel, fleckenlos weißes Hemd. Die Ärmel waren hochgekrempt, so dass man seine sehnigen Arme sah, und am Hals stand das Hemd weit offen und zeigte des Paters glatte, gebräunte Brust. Liam, in beutligen grauen Twillhosen, die Hosenbeine mit Bowyangs umschnürt, und im grauen Flanellunterhemd – Liam kam sich vor wie der arme Verwandte. Was ich ja auch bin, dachte er verdrossen, während er der straffen Gestalt auf der Prachtstute den Creek entlang zwischen Bäumen folgte. Er selbst ritt eines von den Standardpferden fürs Viehtreiben, einen Schecken, der nicht nur störrisch, sondern bösartig war und andere Pferde wie die Pest hasste. Die Hunde knurrten, jelpen und winselten aufgeregt und fingen eine Beißerei an – bis Pater Cedrics Peitsche hart dazwischenfuhr:

nicht die Reit-, sondern die Viehpeitsche. Es schien, dass es nichts gab, was dieser Mann nicht konnte. Die Pfiffe, mit denen man den Hunden die verschiedenen Befehle erteilte, waren ihm ebenso vertraut wie der Umgang mit der Viehpeitsche – sie richtig zu handhaben war eine exotische australische Kunst, die Liam noch immer zu erlernen versuchte. Das Leittier der Hundemeute, ein großer Queensland Blue Brute, zeigte dem Geistlichen gegenüber eine sklavische Ergebenheit und Folgsamkeit: ein untrügliches Zeichen, dass er in ihm den wahren Herrn sah, während Liam gewissermaßen nur die zweite Geige spielte. Der junge Mann registrierte das mit gemischten Gefühlen, denn zumindest zum Teil machte es ihm nicht allzu viel aus. Als einziger von Angus' Söhnen fand er dieses Leben keineswegs überwältigend, so gern er Neuseeland auch verlassen hatte. Er hasste das endlose Patrouillieren in den Paddocks, er hasste den harten Boden beim nächtlichen Kämpfen, und er hasste die Hunde, die so wild waren, alles andere als brave Haus- oder Hofhunde, und die erschossen wurden, wenn sie ihre Arbeit nicht richtig taten.

An diesem Tag allerdings war es doch anders als sonst. Dem Ritt unter sich ballendem Gewölk haftete etwas Abenteuerliches an. Selbst die Bäume, vom Wind gebeutelt und gebeugt, schienen eher zu tanzen, wie in irrer, ununterdrückbarer Freude.

Und Pater Cedric glich bei der Arbeit geradezu einem Besessenen. Bald schickte er die Hunde zu dieser, bald zu jener Gruppe von Schafen, und vor Furcht blökend rannten die Wollknäuel, bis die flach durchs Gras hetzenden Schatten sie zur großen, kompakten Herde zusammengetrieben hatten. Einzig mit Hilfe von Hunden konnte eine kleine Handvoll Männer einen Besitz wie Valopo unter Kontrolle halten, und es waren nicht irgendwelche Hunde: Diese hier hatte man eigens dafür gezüchtet und dazu abgerichtet, Schafe und anderes Vieh zu »arbeiten« – sie waren erstaunlich intelligent und brauchten nur wenige Anweisungen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit hatte Pater Cedric mit Hilfe der Hunde – und natürlich auch mit Liams Hilfe, nur dass es mit dieser nicht allzu weit her war – aus einer Koppel alle Schafe hinausgetrieben, normalerweise die Arbeit von mehreren Tagen. Nahe einer Baumgruppe beim Tor zur zweiten Koppel nahm er seiner Stute den Sattel ab und meinte optimistisch, sie hätten alle Chancen, auch von dieser zweiten Koppel das Vieh herunter zu bekommen, bevor der Regen losbrach. Mit heraushängender Zunge lagen die Hunde im Gras, der mächtige Queensland Blue unmittelbar zu Pater Cedrics Füßen, in buchstäblicher hündischer Ergebenheit. Liam holte aus seiner Satteltasche Kängurufleisch, nicht gerade in appetitlichem Zustand, eher schon eine widerliche

Masse. Er schleuderte es den Hunden hin, und sie stürzten darauf los und balgten sich darum. Jeder biss nach jedem.

»Abscheuliche Bestien«, sagte er. »Kommen mir gar nicht wie Hunde vor, eher wie Schakale.«

»Ich glaube, diese hier kommen der Vorstellung, die Gott sich von Hunden gemacht haben mag, viel näher, als man das sonst bei Hunden findet«, meinte Pater Cedric. »Hellwach, klug, aggressiv und fast ungezähmt. Sie sind mir bei weitem lieber als die Haus- und Schoßhündchen.« Er lächelte. »Bei den Katzen ist es das gleiche. Haben Sie die mal beobachtet, wenn sie so um einen Schuppen streichen? Wild wie Panther, lassen keinen Menschen in ihre Nähe. Aber sie sind großartige Jäger. Sie erkennen keinen Herrn an, und sie brauchen keinen Ernährer.« Aus seiner Satteltasche holte er kaltes Hammelfleisch sowie Brot und Butter. Vom Fleischbatzen schnitt er sich ein Stück ab, das Brot und die Butter legte er auf einen umgestürzten Baumstamm, der zwischen ihm und Liam lag. Dann senkte er mit unverkennbarem Vergnügen seine weißen Zähne in sein Stück Fleisch. Die Männer kauten, tranken aus dem Wasserbeutel, rollten sich später Zigaretten. In der Nähe stand ein einzelner Wilgabaum. Pater Cedric wies mit der gerade gerollten Zigarette darauf. »Das ist die richtige Stelle zum Schlafen«, sagte er und nahm seinen Sattel und seine Schlafdecke.

Liam folgte ihm zu dem Baum, der zu der Art gehörte, die in diesem Teil Australiens allgemein als die schönste galt: sehr dichtes Laub, die einzelnen Blätter hellgrün und fast kreisrund. Die unteren Äste und Zweige hingen so tief, dass die Schafe bequem an sie heran gelangen konnten. Folglich sah die Baumkrone in der Regel so aus, als wäre sie unten in präziser waagrechter Linie mit einer Heckenschere gestutzt worden. Falls es Regen gab, waren die beiden Männer dort zweifellos besser geschützt als unter jedem anderen Baum, denn australische Bäume waren im allgemeinen weniger dicht belaubt als solche in Ländern mit feuchterem Klima.

»Sie sind nicht glücklich, Liam, nicht wahr?« fragte Pater Cedric, während er sich mit einem Seufzer hinlegte und die nächste Zigarette zu drehen begann. Liam, kaum einen Meter von ihm entfernt, musterte ihn misstrauisch.

»Was ist das – Glück? Wer ist schon glücklich?«

»Zur Zeit Ihr Vater und Ihre Brüder. Aber nicht Sie, nicht Ihre Mutter und auch nicht Ihre Schwester. Gefällt Ihnen Australien nicht?«

»Nicht dieser Teil hier. Ich würde gern nach Sydney gehen. Dort hätte ich vielleicht eine Chance, es zu was zu bringen.«

»Nach Sydney, wie? In so eine Lasterhöhle.« Pater Cedric lächelte.

»Mir egal! Denn hier, hier draußen sitze ich genauso fest wie in Neuseeland. Ich kann von ihm nicht wegkommen.«

»Ihm?« Aber das war Liam nur so rausgerutscht, und so schwieg er jetzt. Lang auf dem Rücken liegend, blickte er zum Laub empor.

»Wie alt sind Sie, Liam?«

»Zweiundzwanzig.«

»Oh, wirklich? Waren Sie schon einmal von Ihrer Familie fort?«

»Nein.«

»Waren Sie schon einmal zu einem Tanzvergnügen, hatten Sie schon einmal eine Freundin?«

»Nein.« Mit voller Absicht ließ Liam den »Pater« fort.

»Dann wird er Sie nicht mehr viel länger halten können.«

»Der wird mich halten, bis ich sterbe.« Pater Cedric gähnte und rutschte in eine bequeme Schlaflage.

»Gute Nacht«, sagte er.

Am Morgen hingen die Wolken tiefer, doch den ganzen Tag über regnete es nicht, und so bekamen sie auch die zweite Koppel frei. Quer von Nordosten nach Südwesten zog sich über Valopo eine Bodenwelle hinweg, ein niedriges, gratartiges Gebilde, und in die Koppeln, die dort vor einer Überschwemmung besser geschützt lagen, trieb man das Vieh. Traten der Creek und der Barwon über

die Ufer, so konnten die Tiere schneller auf höhergelegenen Stellen Zuflucht finden. Der Regen begann fast genau bei Einbruch der Dunkelheit, als Liam und der Priester bereits in schnellem Trab der Creek-Furt unterhalb vom Kelly-Haus zustrebten.

»Jetzt aber los!« rief Pater Cedric. »Sehen wir zu, dass wir's noch schaffen. Sonst ertrinken wir im Schlamm.« In Sekunden waren sie bis auf die Haut durchnässt, war der von der Sonne ausgehörte Boden völlig aufgeweicht. Er verwandelte sich in ein Meer von Schlamm, in das die Pferde tief mit den Hufen einsackten, so dass sie unsicher zu rutschen begannen. Immerhin gab ihnen das Gras vorerst noch ein wenig Halt. Aber näher zum Creek hin, wo zahllose Hufe längst schon jeden Halm zertreten hatten und der Boden völlig kahl war, ging es nicht mehr. Die Reiter mussten absitzen. Ihrer Last ledig, behielten die Pferde mühelos ihr Gleichgewicht. Liam hingegen verlor die Balance. Es war schlimmer als auf einer spiegelglatten Eisfläche. Auf Händen und Knien krochen beide Männer die Uferbank des Creeks hinauf und schossen dann raketengleich hinab. Die Furt, normalerweise nur unter träge dahinfließendem Wasser stehend, das etwa dreißig Zentimeter hoch sein mochte, war jetzt von schäumenden, wild dahinschießenden Wassermassen bedeckt, die in einer Höhe von ein bis anderthalb Meter dahinjagten.

Liam hörte, wie der Priester lachte. Von lauten Rufen angetrieben, schafften es die Pferde – sie gelangten heil ans andere Ufer. Doch Pater Cedric und Liam wollte es einfach nicht gelingen. Wieder und wieder versuchten sie es, und wieder und wieder rutschten sie zurück. Als der Priester gerade vorgeschlagen hatte, eine Weide hinaufzuklettern, tauchte plötzlich Angus auf, der durch das Erscheinen der reiterlosen Pferde alarmiert worden war. Er hatte ein Seil mit und zog die beiden ans Ufer. Und dann lud er den Priester zu sich ins Haus ein. Doch Pater Cedric lehnte mit einem freundlichen Lächeln ab.

»Ich werde im Herrenhaus erwartet«, sagte er. Jennyfer Ryan hörte ihn, bevor irgendwer vom Personal dazu Gelegenheit hatte. Er war zur Vorderseite des Hauses gegangen, weil er hoffte, auf diese Weise schneller in sein Zimmer zu kommen.

»So lasse ich Sie nicht herein«, sagte sie. Erst jetzt entdeckte er sie: Sie stand auf der Veranda. Ungeniert zog er sich Hemd, Reitstiefel und Reithosen aus, und ebenso ungeniert sah sie ihm dabei zu. In der halboffenen Tür zu ihrem Salon wischte er sich den schlimmsten Schmutz ab.

»Sie sind der schönste Mann, den ich je gesehen habe, Cedric Stuart«, sagte sie. »Wie kommt es, dass so viele Priester schöne Männer sind? Ist es das Irische? Wirklich ein ansehnlicher Menschenschlag, die Iren. Oder gibt es vielleicht einen ganz

anderen Grund? Dass viele schöne Männer die Konsequenzen fürchten, die ihr Aussehen mit sich bringt? Und dass sie sich deshalb ins Priestergewand flüchten? Ich möchte wetten, dass die Frauen in Yelli sich - wie sagt man doch? Vor Liebesglut nach Ihnen verzehren?«

»Ich habe schon vor langer Zeit gelernt, von liebeskranken Frauen keine Notiz zu nehmen.« Er lachte. »Jeder Priester unter fünfzig erscheint einigen von ihnen begehrenswert, und einen Priester unter fünfunddreißig scheinen alle unwiderstehlich zu finden. Doch nur Protestantinnen versuchen offen, mich zu verführen.«

»Eine direkte Antwort auf meine Fragen geben Sie mir doch nie, nicht wahr?« Sie straffte sich, legte ihre flache Hand auf seine gebräunte Brust, ließ sie dort. »Sie sind ein Sybarit, Cedric, Sie sonnen sich. Sind Sie am ganzen Körper so braun?«

Er lächelte, beugte dann den Kopf vor, lachte. Sein Atemstoß fuhr in ihr Haar. Er knöpfte seine Baumwollunterhosen auf, ließ sie zu Boden gleiten, schob sie mit den Füßen fort und stand wie eine Praxiteles-Statue, während Jennyfer Ryan um ihn herum schritt und ihn betrachtete und sich Zeit dabei ließ. Die letzten beiden Tage hatten ihn irgendwie erregt, mehr noch: beschwingt. Und eine ähnliche Wirkung hatte jetzt die Erkenntnis, dass sie wohl gar nicht so unverletzlich war, wie er ge-

glaubt hatte. Doch er kannte sie, und so fühlte er sich völlig sicher bei seiner nun folgenden Frage.

»Möchten Sie, dass wir uns lieben, Jennyfer?«  
Sie fixierte eine bestimmte Stelle seines Körpers, prustete fast vor Lachen.

»Soviel Mühe würde ich Ihnen nicht zumuten wollen! Brauchen Sie überhaupt Frauen, Cedric?«  
Verächtlich lehnte er den Kopf in den Nacken.

»Nein!«

»Männer?«

»Die sind schlimmer als Frauen. Nein, ich brauche sie nicht.«

»Und wie steht es mit Ihnen selbst?«

»Am allerwenigsten.«

»Interessant.« Sie schloss Tür und Fenster, schloss sie sehr dicht und stand dann in der Mitte des Salons. »Cedric, Kardinal Stuart!« sagte sie spöttisch. Doch an seinen Augen prallte ihre Ironie gleichsam ab; vielleicht auch schleuderte sein Blick ihren Spott wie mit Hohn zurück. Mit langsamen, schweren Schritten ging sie zu ihrem Ohrensessel, setzte sich, ballte die Fäuste, eine trotzi-ge Geste, wie ein prometheushaftes Aufbegehren. Splitternackt stieg Pater Cedric von der Veranda hinab zum kurz gestutzten Rasen. Und stand dann mit geschlossenen Augen, die Arme über den Kopf gehoben; und ließ den Regen in Bächen, in Strömen über sich hinweg fluten, in dahin schießenden Katarakten, warm, wunderbar warm, wie

tastende Finger, forschende Hände, überall: ein wunderschönes Gefühl auf der Haut. Es war sehr dunkel, man sah nur einen wohlgeformten Schatten, und als hätte der Teufel ihn bei der sündigen Sache beobachtet, traf er völlig unvermittelt auf Enya. Er hatte die Kapelle aufgesucht, Gott wegen seiner zerrissenen Seele um Hilfe angefleht, und als er sich umdrehte, stand sie urplötzlich mit einem hellen wollenen Tuch auf dem Kopf vor ihm – in ihrer unvergleichlichen Schönheit und ihrer natürlichen Vollkommenheit.

»Ich bin so froh, dass du hier bist, Pater, und nicht in der Scheune, wo dein Gott ebenfalls wohnt. Was ist denn?«

Wut befahl ihm, was im Beisein von Enya höchst ungewöhnlich war, doch es war so, denn in diesem Augenblick wurde ihm zum ersten Mal richtig bewusst, was Gott ihm abverlangte.

»Ich werde nie haben, was ich mir wünsche! Niemals sein, was ich mir wünsche! Und ich weiß nicht; wie soll ich aufhör'n, zu wünschen?!«

Enya starrte ihn ein klein wenig schockiert an, was Pater Cedric natürlich nicht recht war. Er empfand ihre Beklommenheit sogar als unangenehm, zumal es ihm einen Stich ins Herz versetzt hatte.

»Schon gut, Enya. Schon gut. Es ist nur so, dass Gottes Lektionen manchmal sehr hart sind für mich.«

»Wie Schwester Alexas Stock« lautete Enyas kindlich logischer und zugleich extrem rühriger Vergleich. Damit nicht genug, streichelte sie in tröstender Absicht seine linke Wange, da er sich zu ihr gebückt hatte, um ihre sagenhafte keltische Aura auf Augenhöhe genießen zu können. Cedric schloss sie daraufhin liebevoll in seine Arme. Dass sich sein emotionaler Kippschalter blitzartig umgelegt hatte, war ein Ding der Selbstverständlichkeit.

»Ja. Komm, Prinzessin ... es ist kalt hier« sagte er. Dann hob er sie zärtlich und scheinbar federleicht hoch und trug sie auf den Armen aus der Kapelle, als wäre er Bräutigam und sie Braut.

\*\*\*

Der Creek trat über die Ufer, das Wasser stieg an den Pfählen von Angus' Haus höher und höher, und es flutete auch hinweg über die Home Paddock, auf das Herrenhaus zu.

»Wird morgen schon wieder fallen«, sagte Jenyfer Ryan, als Angus ihr das besorgt meldete. Sie behielt recht, wie gewöhnlich. Im Verlauf der nächsten Woche fiel das Wasser mehr und mehr, bis es schließlich wieder Normalstand erreichte. Die Sonne sengte vom Himmel herab, das Thermometer kletterte, nein, schoss in die Höhe, gut über vierzig Grad im Schatten jetzt, und das Gras

schien sich zum Himmel emporschwingen zu wollen, fast hüfthoch stand es jetzt und wirkte so hell und leuchtete in der gleißenden Sonne so grell, dass einem die Augen davon schmerzten. Die Bäume, wie gewaschen, dann wieder von Staub überkrustet, schienen zu schimmern, zu glitzern, und Scharen von Papageien kehrten zurück aus den unauffindbaren Verstecken, wo sie während des Regens Schutz gesucht hatten. Pater Cedric kümmerte sich inzwischen wieder um seine vernachlässigten Pfarrkinder, sehr wohl wissend, dass er einen Verweis von höherer Seite nicht zu fürchten brauchte, konnte er doch während seiner Rückfahrt von Valopo hatte er das Papier gleichsam unter priesterlich jungfräulichem Hemd, unmittelbar neben seinem Herzen, geborgen – einen Scheck über die runde Summe von eintausend Pfund vorweisen. Der Bischof würde sich vor Freude kaum zu fassen wissen. Die Schafe befanden sich jetzt wieder auf ihren normalen Weiden, und den Kellys blieb gar nichts anderes übrig, als sich nun mit der Outback-Sitte der Siesta vertraut zu machen, und das hieß: Aufstehen früh um fünf, bis Mittag möglichst alles erledigen und dann als zuckende, schwitzende, Schatten suchende Leiber zusammensacken und so verharren bis nachmittags um fünf. Das war nicht nur bei den Männern auf den Koppeln so, auch im Haus hielt man sich aus guten Gründen daran. Arbeiten,

die man nicht am Vormittag hatte erledigen können, versuchte man nach fünf zu Ende zu bringen, und die Abendmahlzeit aß man nach Sonnenuntergang an einem Tisch draußen auf der Veranda. Und auch alle Betten hatte man inzwischen nach draußen gestellt, denn jetzt wich die Hitze die ganze Nacht über nicht mehr. Schon seit Wochen schien die Quecksilbersäule nicht mehr unter die Markierung von vierzig Grad gefallen zu sein, nicht bei Tage und auch nicht bei Nacht. Fleisch aß man kaum noch, weil die nicht verzehrten Reste geschlachteter Tiere im Handumdrehen verdarben. Am ehesten ging noch ein kleines Schaf, gebraten, von dem bei so vielen Essern kaum etwas übrigblieb. Doch schließlich verlangte der Gau-men nach etwas anderem als immer nur Schaf, Schaf in jedweder Art und Form: als Hammelkeule, als Hammel-Stew, als Schäferpastete aus kleingehacktem Hammelfleisch, als Hammel mit Curry und als Hammel mit Pickles und als Hammelrostbraten und – schließlich und endlich – auch als Hammel-Kasserolle.

\*\*\*

»Da bist du ja, Enya!« freute sich Pater Cedric, als er Enya eine Woche später am Teich erspähte, wo sie sich sichtlich damit plagte, eine Wasserrinne von Zweigen und Blättern zu befreien.

»Ich hab‘ dich gesucht!«

Keine Antwort ... nur ein mürrisches Gesicht.

»Nanu? Was hast du denn, Enya?«

»Nichts.« Es dauerte ein Weilchen, aber dann musste es einfach raus.

»Ich darf einfach gar nichts! Meine Brüder dürfen mit Steve sogar zu den äußeren Koppeln reiten! Mich lassen sie nicht mal auf ein Pferd!«

»Vielleicht meint deine Mutter, es wäre zu gefährlich für dich?«

»Ha! Sie weiß ja nicht einmal, dass ich überhaupt da bin! Für sie gibt es nur einen, und das ist Liam! Aber ich werde dir was sagen, Pater! Wenn ich mal groß bin, werde ich zwischen *meinen* Kindern keinen Unterschied machen!«

Da sie sich nun vor lauter Wut noch mehr abplagte, nahm Cedric ihr die sonderbare Harke im Schwung-holen geschickt und dennoch mit viel Glück aus der Hand.

»Komm ... lass mich mal. Was tust du da überhaupt?«

»Ich mache die Wasserrinne sauber ... für die Schafe.«

»Aha.« Er engagierte sich ein Weilchen, und dann meinte er:

»Du solltest eine Schule besuchen, Enya. Würdest du das gern?«

»Ja ... aber du siehst doch; sie brauchen mich hier. Und warum soll ich überhaupt zur Schule geh'n, wenn ich hier auf Valopo lebe?«

»Gerade darum, denn wenn deine Familie Valopo erbt, wirst du eine richtige junge Lady sein. Und darauf muss man sich vorbereiten. Und wer weiß? Vielleicht wirst du nicht immer hier leben, denn so groß Valopo auch ist, ist es doch nur ein winziges Fleckchen. Die Welt ist viel größer. Wer weiß, welch ein Leben du wählen wirst? Es gibt so viele Möglichkeiten für dich.«

»Pater. Wolltest du niemals hinaus in die weite Welt?«

»Ich bin Priester, kleine Enya. Ich muss da hingeh'n, wohin die Kirche mich schickt.«

Er legte die Harke weg und betrachtete sein wunderbares Werk.

»Schau'n wir mal, ob's gut ist. Ja. Sieht gut aus. Wir haben's geschafft. Komm! Ich fah'r dich nach Hause. Ich hab' noch etwas mit deiner Tante Jenyfer zu besprechen.«

Damit meinte er mit großer Wahrscheinlichkeit die Sache mit der Schule, doch Enya ahnte zu diesem Zeitpunkt nichts von seinem fürsorglichen Plan.

## *Der Showground*

Anfang Februar änderte sich für Enya und Kevyn das Leben sehr abrupt. Sie wurden nach Yellingbone geschickt, in die Klosterschule. Eine Schule, die von Valopo aus schneller zu erreichen gewesen wäre, gab es nicht, und natürlich lag die Stadt viel zu weit von der Viehstation entfernt, als dass man an eine tägliche Hin und Rückfahrt denken konnte. Also mussten die beiden Kinder in Yellingbone wohnen, genauer: im Kloster vom Heiligen Kreuz. Jennyfer Ryan hatte sich mit erstaunlicher Großzügigkeit erboten, für den Unterricht sowie für Kost und Logis dort aufzukommen. Eine andere Möglichkeit wäre noch Fernunterricht gewesen, sogenannte Korrespondenzkurse, die bei der Blackfriars School in Sydney angemeldet werden konnten, doch da hätte Brigit die Hausaufgaben der Kinder sorgfältig kontrollieren müssen, und dafür fehlte es ihr – schon des kleinen Roys wegen – ganz einfach an der Zeit. Im übrigen war man längst stillschweigend übereingekommen, Finn und Glenn vom Schulunterricht in jedweder Form auszunehmen: Man brauchte sie auf Valopo,

und Valopo war zweifellos das, was sie ihrerseits wollten. Das Leben im Kloster vom Heiligen Kreuz erschien Enya und Kevyn so eigenartig und so überaus friedvoll: nach ihren Erlebnissen auf Valopo, aber mehr noch nach ihren Erfahrungen im Herz-Jesu-Kloster in Kihe. Pater Cedric hatte die Nonnen sehr taktvoll wissen lassen, dass diese beiden Kinder seine Schützlinge seien und es sich zudem bei ihrer Tante um die reichste Frau in ganz Neusüdwaales handele. Und so geschah es, dass Enyas Scheu sich von einem Laster in eine Tugend verwandelt sah, und Kevyns sonderbares Entrücktsein, seine völlige Isolierung von anderen, und sein stundenlanges Starren in unauslotbare Fernen ihm das Attribut »heiligmäÙig« eintrugen. Ja, ruhig und friedvoll war es im Kloster wirklich, denn auÙer Enya und Kevyn gab es dort nur wenige Logierschüler. Jene Leute, die sich für ihre Sprösslinge überhaupt eine Boarding School leisten konnten, zogen fast ausnahmslos Sydney vor. Im Kloster roch es nach Blumen und nach Bohnerwachs, und die dunklen, hohen Korridore schienen wie gebadet in Stille und in eine schier greifbare Heiligkeit. Stimmen erklangen nur gedämpft, alles Leben spielte sich gleichsam hinter einem dünnen schwarzen Schleier ab. Hier wurden die Kinder von niemandem geschlagen, von niemandem angeschrien. Und dann war da noch immer Pater Cedric. Er kam sie oft besuchen, und

sie waren so oft bei ihm im Pfarrhaus und blieben so regelmäßig auch über Nacht, dass er beschloss, das Zimmer, in dem Enya schlief, in zartem Apfelgrün streichen zu lassen und für die Fenster neue Gardinen und für das Bett eine neue Steppdecke zu kaufen. Kevyn hingegen schlief weiterhin in dem Raum, dessen schlichtes Braun und Cremegelb zwei Renovierungen gleichsam unbeschadet überstanden hatten. Die Frage, ob Kevyn denn auch glücklich und zufrieden sei, fiel Pater Cedric ganz einfach nicht ein. Kevyn war so etwas wie ein Nachgedanke – er musste anstandshalber mit eingeladen werden. Weshalb er Enya so gern hatte, wusste Pater Cedric nicht, und er dachte auch nicht viel darüber nach. Angefangen hatte es zweifellos mit jenem Mitleid, das er empfand, als er sie auf dem staubigen Bahnhofplatz hinter ihren Brüdern sah, so abgesondert, und das, wie er instinktiv ahnte, weil sie ein Mädchen war. Warum auch Liam sich sozusagen an der Peripherie der Familie bewegte, interessierte ihn kaum, auch fühlte er sich nicht bewogen, für den jungen Mann Mitleid zu empfinden. Da war irgend etwas in Liam, das feinere Emotionen abtötete: ein dunkles Herz, ein Gemüt, dem es gleichsam am inneren Licht gebrach. Enya jedoch ... sie hatte ihn auf eine rätselhafte, auf eine unwiderstehliche Weise gerührt, angerührt, er wusste nicht, wieso und weshalb. Da war die Farbe ihres Haares, die ihm

gefiel; da waren die Farbe und die Form ihrer Augen, wie die ihrer Mutter und deshalb schön, doch um so vieles süßer und ausdrucksvoller; und nicht zuletzt war da ihr Wesen, das ihm die göltige, die vollkommene weibliche Wesensart schlechthin zu sein schien: passiv und dennoch ungeheuer stark. Eine Rebellin war sie gewiss nicht, ganz im Gegenteil. Ihr ganzes Leben lang würde sie gehorchen – würde nie versuchen, den Rahmen dessen zu sprengen, was man ihr weibliches Schicksal nennen mochte. Und doch: All dies konnte die Anziehungskraft, die sie für ihn besaß, keineswegs ganz erklären. Hätte er tiefer in sich hineingeblickt, so wäre ihm vielleicht klargeworden, dass seine Empfindungen für sie das Ergebnis einer ganz bestimmten Konstellation waren, jener von Zeit, Ort und Person. Da es niemanden zu geben schien, der Enya wirklich wichtig nahm, blieb für ihn in ihrem Leben ein Platz, konnte er ihrer Liebe sicher sein. So jedenfalls empfand er es unterbewusst. Sie war ein Kind und bildete somit für ihn, den Priester, keine Gefahr; nicht für seine Lebensweise, nicht für seinen Ruf. Sie besaß Schönheit, und er ließ sich gern von Schönheit bezaubern. Und nicht zuletzt füllte sie in seinem Leben eine Leere aus, die sein Gott nicht ausfüllen konnte. Sie füllte sie aus durch ihre Wärme, durch ihr wirkliches Vorhandensein, durch ihre Nähe. Mit Geschenken konnte er sie nicht gut überhäufen,

das hätte die Familie in Verlegenheit gesetzt. Er kompensierte das, indem er einen erstaunlichen Teil seiner Zeit und seiner Gedanken an die Frage verwendete, wie sich ihr Zimmer im Pfarrhaus am schönsten herrichten ließe. Doch er tat dies weniger, um dann ihre Freude darüber zu sehen. Weit wichtiger war es ihm, sein Juwel gleichsam im richtigen Rahmen zu wissen. Einen Diamanten entwürdigt man nicht durch eine schäbige Fassung.

\*\*\*

Anfang Mai trafen die Schafscherer auf Valopo ein. Jennyfer Ryan wusste über alles, was auf ihrem Besitz zu geschehen hatte, erstaunlich gut Bescheid. Einige Tage bevor die Schafscherer kamen, bestellte sie Angus zu sich ins Herrenhaus. Ohne sich von ihrem Ohrensessel zu rühren, instruierte sie ihn bis ins letzte Detail über das, was zu tun war. Der Vergleich zwischen der Schafschur in Neuseeland und der Schafschur, wie sie offenbar in Australien gehandhabt wurde, hatte Angus bereits damals bei der Ankunft geradezu fassungslos gemacht: eine riesige Schurhütte mit sechsundzwanzig Ständen, kaum zu glauben!

»Alle müssen hart arbeiten und mit anpacken!« hatte Jenny eindringlich zu ihrem staunenden Bruder gesagt, kurz nachdem die Kellys in Australien

angekommen waren. Damit nicht genug, hatte sie nicht minder vorsorglich und beflissen hinzugefügt: »Beinahe 100 000 Schafe und 1000 Rinder machen jede Menge Arbeit.«

Jetzt, nach dem Gespräch mit seiner Schwester, schwirrte ihm der Kopf, soviel verblüffend Neues hatte er erfahren, an Fakten, an Zahlen. Nicht nur die Valopo-Schafe sollten auf Valopo geschoren werden, sondern auch jene von Bugala, von Dibban-Dibban und von Beel-Beel. Was da an Arbeit anfiel für jeden hier, ganz gleich ob Mann oder Frau, schien kaum noch vorstellbar. Gemeinschaftsschur war Brauch, und natürlich würden jene Stationen, die Valopos Schurhütte mit ihrer enormen Kapazität mitnutzten, Arbeitskräfte schicken. Doch durch deren Anwesenheit ergab sich automatisch für jene auf Valopo ein Haufen Arbeit, der sozusagen ganz nebenbei anfiel. Die Schafscherer würden ihren eigenen Koch mitbringen und sich ihre Lebensmittel im Stationsladen selbst kaufen; doch diese ungeheuren Mengen von Lebensmitteln mussten ja erst einmal aufgetrieben werden. Auch hatte man die etwas baufällig wirkenden Quartiere – inklusive Küche und primitivem Bad – vorzubereiten, und das hieß: schrubb, säubern, Matratzen und Schlafdecken heranschaffen. Nicht alle Stationen waren zu den Schafscherern so großzügig wie Valopo, doch Valopo war stolz auf seine Gastlichkeit und auf seinen

Ruf als »verdammte gute Schurhütte«. Da es sich um Aktivitäten handelte, an denen Jennyfer Ryan ausnahmsweise unmittelbar Anteil nahm, zeigte sie sich keineswegs geizig. Der Schurschuppen war nicht nur einer der größten in ganz Neusüdwales, man brauchte dafür auch die allerbesten Männer, die man bekommen konnte, Männer vom Kaliber eines Finnie Howe. Über dreihunderttausend Schafe mussten in Summe geschoren werden, bevor die Scherer ihre Siebensachen auf den alten Ford-Laster des sogenannten Contractors laden und sich zur nächsten Schurhütte aufmachen konnten. Zwei Wochen lang war Liam nicht zu Hause gewesen, sondern unterwegs mit dem alten Beerbarrel Steve, einem der Viehtreiber. Mit ihren Reittieren, einer Hundemeute sowie einem Sulky, auf dem sich das Unentbehrlichste an Ausrüstung befand und das von einem störrischen Gaul gezogen wurde, waren sie zu den ganz westlich gelegenen Koppeln aufgebrochen und hatten dann die Schafe immer näher zur Station getrieben, wobei »gesondert und gemerzt« werden musste, wie man es nannte: eine Auslese nach ganz bestimmten Gesichtspunkten. Es war eine harte und vor allem mühselige Arbeit, gar nicht zu vergleichen mit dem wilden Forttreiben der Herden vor der Überschwemmung. In der Station gab es für die Tiere einer jeden Koppel jeweils einen eigenen Viehhof. Dort blieben die Schafe, bis sie mit der Schur an

der Reihe waren, und konnten weiter nach Art und Qualität ihrer Wolle »sortiert und markiert« werden. Auf jenen Höfen, die unmittelbar zum Schur- schuppen gehörten, war immer nur für jeweils zehntausend Schafe Platz. Folglich würde es für die Dauer der Schur ein dauerndes Hin und Her geben: ein ständiges Auswechseln von geschorenen gegen noch ungeschorene Herden.

Als Liam zu seiner Mutter in die Küche trat, stand sie neben dem Ausguss und schälte Kartoffeln.

»Mum, ich bin wieder da!« sagte er voll Freude. Sie drehte sich zu ihm herum, und er gewahrte, was zwei Wochen zuvor noch nicht zu sehen gewesen war – oder was ihm damals einfach noch nicht aufgefallen war: ihren gewölbten Leib.

»O Gott!« sagte er. Aus ihren Augen verlor sich die Wiedersehensfreude. Schamröte überzog ihr Gesicht. Mit gespreizten Händen schien sie ihren Leib vor seinen Blicken verbergen zu wollen.

»Der dreckige alte Bock!« sagte Liam, vor Empörung zitternd.

»So etwas darfst du nicht denken! So etwas darfst du nicht sagen! Du bist jetzt ein Mann, und du solltest verstehen. So wie dies gewesen ist, so war es auch damals, als du gezeugt wurdest, und es verdient genauso viel Achtung. Darin ist nichts Schmutziges. Wenn du Daddy beleidigst, beleidigst du auch mich.«

»Er hatte kein Recht dazu! Er hätte dich zufrieden lassen sollen!« zischte Liam und fuhr sich mit der Hand über die zitternden Lippen.

»Es ist nicht schmutzig«, wiederholte sie, und plötzlich wirkten ihre Augen nicht mehr trüb, sondern sehr klar. Der Ausdruck von Scham war wie weggewischt, nicht die geringste Spur blieb zurück. »Es ist nicht schmutzig, Liam. Nicht meine Schwangerschaft und auch nicht der Akt, der dazu geführt hat!« Diesmal war er es, der rot wurde. Rasch drehte er sich um und ging in das Zimmer, das er sich mit Colin, Finn und Glenn teilte. Und plötzlich wirkten die Wände hier so kahl und kalt, erschien ihm alles so lieblos, ohne jeden Hauch von Wärme. Die vier Einzelbetten, das karge Mobiliar, jeder Gegenstand hier, war nicht all das wie Hohn, wie grausamer Spott auf ... worauf? auf wen? Er schloss die Augen, doch jetzt sah er in seiner Vorstellung ihr Bild, sah sie – ihr schönes, müdes Gesicht, wie umrahmt von goldenem Gespinst, madonnengleich, doch ihr Leib ... ihr dicker, gleichsam geblähter Leib ... gebläht durch das, was sie und dieser haarige alte Bock in der furchtbaren Hitze des Sommers getan hatten. Er wurde die bedrängenden Gedanken nicht los. Er konnte sie einfach nicht abschütteln. Und immer und immer wieder war da dieses Bild: ihr dicker, wie aufgeschwemmter Bauch, unübersehbarer Beweis ihrer Lust – etwas, das sie mit diesem geilen

alten Vieh gewissermaßen verquickte: eine grauvoll widerwärtige Vorstellung, Gedanken, die sich einfach nicht ertragen lassen wollten. Es verlangte ihn so sehr danach, sie anders zu sehen, ganz anders: als so rein und so unbefleckt wie ... ja, wie die Heilige Jungfrau ... oder die Heilige Mutter ... über allen anderen ihres Geschlechts stehend, die sündig waren und immer wieder wurden. Dieses Bild von ihr, dieses makellose Bild, es war so überaus wichtig für ihn, wenn er nicht buchstäblich den Verstand verlieren wollte. Um nicht sein inneres Gleichgewicht zu verlieren, hatte er sich immer und immer wieder eingeredet, dass sie in absoluter Keuschheit bei diesem hässlichen Alten lag, weil sie nun einmal einen Platz zum Schlafen brauchte; hatte versucht, sich weiszumachen, dass sich beide im Bett nie anblickten, geschweige denn, dass sie einander berührten ... Und jetzt ... Ein eigentümliches Geräusch ließ ihn aufschrecken, eine Art Quietschen und Knacken. Er sah, dass seine Hände um die Messingstange am Bett gekrampft waren, sah zwischen seinen Fingern das verbogene Metall.

»Ihn hätte ich jetzt hier haben sollen«, sagte er.  
»Ja, ihn!«

»Liam«, erklang eine Stimme von der Türöffnung her. Er hob den Kopf, sah seine Mutter. In seinen schwarzen Augen, die feucht waren –

feucht wie Kohle im Regen, stand ein harter Glanz.

»Irgendwann werde ich ihn umbringen«, sagte er.

»Wenn du ihn umbringst, bringst du mich um«, erwiderte sie und setzte sich zu ihm aufs Bett.

»Nein, das würde ich nicht«, sagte er und rief dann wie in wilder Hoffnung: »Ich würde dich dadurch frei machen!«

»Liam«, erklärte sie und schien sich mit Mühe zur Geduld zu zwingen, »ich kann niemals frei sein, und ich will auch niemals frei sein. Ich wünschte, ich wüsste, woher deine Blindheit rührt. Ich begreife das einfach nicht. Deine – deine Haltung ... das kannst du weder von mir haben noch von deinem Vater. Ich weiß, dass du nicht glücklich bist, aber musst du das an mir auslassen und an Daddy? Warum versteifst du dich nur so darauf, dir selbst und anderen das Leben so schwer zu machen? Warum?« Sie blickte auf ihre Hände und hob dann wieder den Kopf und sah ihn an. »Was ich jetzt sage, sage ich nicht gern, aber ich glaube, ich muss es sagen. Es wird Zeit, dass du dir ein Mädchen suchst, Liam. Und dass du heiratest und eine eigene Familie gründest. Auf Valopo ist genügend Platz. Bei den anderen Jungs habe ich mir in dieser Hinsicht nie Sorgen gemacht, sie scheinen da von ganz anderer Art als du. Du, Liam, brauchst jedenfalls eine Frau. Wenn

du verheiratet wärst, hättest du keine Zeit mehr, so ... so viel an mich zu denken.« Er saß mit abgewandtem Gesicht, und so blieb er auch sitzen. Sie wartete. Ruhig wartete sie darauf, dass er sprach. Doch er schwieg. Nach etwa fünf Minuten erhob sie sich und ging hinaus.

\*\*\*

Nach beendeter Schafschur, wenn der ganze Distrikt in halbe Untätigkeit fiel angesichts des hereingebrochenen Winters, war in Yellingbone ein Ereignis fällig, das für die Leute hier alljährlich den Höhepunkt des Gemeinschaftslebens bildete. Es nannte sich: Yellingbone Show and Picnic Races und dauerte zwei Tage. Da sich Brigit den damit verknüpften Anstrengungen nicht gewachsen fühlte, musste Angus seine Schwester zur Stadt chauffieren, ohne dass ihm die Anwesenheit seiner Frau geholfen hätte, Jennifers Zunge in Schach zu halten. Denn eben dies war ihm längst aufgefallen: Aus irgendeinem rätselhaften Grund genügte Brighits Gegenwart, um seiner Schwester gleichsam das Wasser abzugraben, sie irgendwie in Verlegenheit zu setzen. Außer Brigit fuhren alle. Die Jungs schwangen sich zu Beerbarrel Steve und Jim und Tom und Mrs. Miller und den Dienstmädchen auf den Laster. Zu diesem Zeitpunkt war Liam bereits eine Weile unterwegs. Er

hatte sich, allein, in aller Frühe mit dem Modell-T-Ford aufgemacht. Die Erwachsenen wollten bis zum zweiten Tag in Yelli bleiben, weil dann die eigentlichen Rennen an der Reihe waren. Aus Gründen, die wohl nur sie selber kannte, lehnte Jennyfer Ryan Pater Cedrics Angebot ab, sich im Pfarrhaus einzuquartieren. Statt dessen drängte sie Angus, das für sich und für Liam zu akzeptieren. Mrs. Miller sowie Feena und Daisy hatten in der Stadt Bekannte, wo sie übernachten konnten. Die beiden Viehtreiber und Tom, der Gartenarbeiter, hatten versichert, sie würden schon eine Bleibe finden – wo genau, war ihr Geheimnis. Angus brachte seine Schwester auf das beste Zimmer, welches das Hotel Imperial zu bieten hatte. Inzwischen war es zehn Uhr früh. Er ging hinab in die Bar. An der Theke sah er Liam stehen, einen mächtigen Humpen mit Bier in der Hand.

»Den nächsten spendiere ich dir, Alter«, sagte Angus freundschaftlich zu seinem Sohn. »Ich muss mit Tante Jennyfer zum Picnic-Races-Luncheon, und wenn ich das ohne Mums Hilfe durchstehen soll, muss ich mir schon ein bisschen Mut antrinken.« Die Macht der Gewohnheit, bestimmte tiefverwurzelte Ängste und manches mehr – es wirkt in uns viel stärker, als wir gemeinhin glauben. Will man eine seit Jahren eingefleischte Verhaltensweise plötzlich ändern, so findet man, dass es da Sperren gibt, Barrieren – dass man einfach

nicht tun kann, was man doch tun will. Genauso erging es jetzt Liam. Er wollte seinem Vater den Inhalt des Humpens ins Gesicht schütten, aber er konnte es einfach nicht. Zumindest nicht vor den Gästen hier in der Bar. Und so leerte er seinen Krug, kippte alles in sich hinein und sagte dann mit einem schiefen Lächeln:

»Tut mir leid, Dad, aber ich habe mich mit ein paar Jungs auf dem Showground verabredet.«

»Na gut, dann geh. Aber hier, steck dir das ein und gib's für dich selber aus. Amüsier' dich gut, und wenn du einen über den Durst trinkst, dann sieh zu, dass deine Mutter nichts davon erfährt.« Liam starrte auf die knisternde blaue Fünfpfundnote in seiner Hand. Am liebsten hätte er sie zerfetzt und Angus ins Gesicht geschleudert, doch wieder behielt die Macht der Gewohnheit die Oberhand. Er faltete den Geldschein zusammen, steckte ihn ein und bedankte sich bei seinem Vater. Dann verließ er so schnell wie möglich die Bar. Angus, noch an der Theke, blickte sich neugierig im Raum um. Er hatte einen blauen Anzug an, seinen besten. Die Weste war sorgfältig zugeknöpft. Auch die goldene Uhr samt goldener Uhrkette – sowie einem »Nugget« von den Lawrence-Goldfeldern, das als eine Art »Beschwerer« diente – fehlte nicht. Ein wenig nervös an seinem Zelluloidkragen zerrend, suchte Angus nach einem bekannten Gesicht. In dem Dreivierteljahr seit seiner

Ankunft auf Valopo war er nur selten in Yelli gewesen, doch man hatte ihn stets freundlich und gastlich behandelt, was Wunder: Schließlich wusste man, dass er Jennyfer Ryans Bruder und möglicher Erbe war. Also erinnerte man sich an ihn, auch jetzt – mehrere Männer grinsten ihm freundschaftlich zu, und bald saß er in gemütlicher kleiner Runde. Liam war vergessen.

Anders als früher, trug Enya ihr Haar jetzt in Flechten. Auch für die Nichte der reichen Jennyfer Ryan mochte keine der Nonnen die Mühe auf sich nehmen, sich allabendlich und allmorgendlich mit den vielen Locken zu placken. Und so hingen Enya zwei dicke Zöpfe mit marineblauen Schleifen über die Schulter herab. Marineblau war auch die Einheitstracht der Klosterschüler, und in dieser Tracht steckte sie jetzt, als sie aus dem Kloster über die Rasenfläche zum Pfarrhaus geleitet und dort Annie, Pater Cedrics Haushälterin, zu getreuen Händen übergeben wurde. In ihr hatte Enya eine schier rückhaltlose Bewunderin.

»Och, des sieße Kleinchen hat doch so wunnerscheenes Hoor«, hatte sie einmal erwidert, als der Priester, amüsiert, von ihr wissen wollte, weshalb sie an Enya denn einen solchen Narren gefressen habe. Sonst konnte sie kleine Mädchen nämlich nicht ausstehen, und die Nähe der Schule war ihr ein Gräuel.

»Aber, Annie«, tadelte er, um sie zu provozieren, »Haar und Haarfarbe, das sind doch Äußerlichkeiten. So etwas kann doch nicht der Grund dafür sein, dass man jemanden gern hat.«

»Och, nu, sie is doch so'n ormes, litted Ding – skeggy und meynya, wissen Sie.« Er wusste es nicht und unterließ es auch, sie zu fragen, was »skeggy« und »meynja« bedeutete. Schottisch war ohnehin schon oft genug ein Buch mit sieben Siegeln, nicht nur für ihn. »Meynya« reimte sich mit »Enya«, das war alles, was er im Augenblick wusste. Halt, nicht ganz: »Ormes, litted Ding« hatte Annie das Mädchen genannt – weshalb? Meinte sie Enyas Vergangenheit? Meinte sie ihre – Zukunft? Manchmal schien es ratsam, Annie nicht genauer nach ihrer Meinung zu befragen.

Enya war an diesem Tag noch nicht sehr lange im Pfarrhaus, als Liam auftauchte. Sein Gesicht wirkte blass. Er kam gerade von der Bar, wo er seinen Vater getroffen hatte.

»Komm, Enya«, sagte er und streckte die Hand aus. »Ich gehe mit dir zum Showground.«

»Wie wär's, wenn ich mit euch beiden zum Showground ginge?« meinte Pater Cedric und streckte seine Hand aus. Enya fühlte sich wie im siebten Himmel, hier zwischen diesen Männern, die sie beide liebte und bewunderte und an deren Händen sie sich nun festklammerte. Der sogenannte »Showground« befand sich am Barwon

River, gleich neben der Rennbahn. Obwohl die Überschwemmung inzwischen ein halbes Jahr zurücklag, war der Boden immer noch nicht völlig trocken, und die Füße frühzeitiger Besucher hatten ihn bereits weitgehend in Morast verwandelt. Hinter den Pferchen, Verschlagen und Boxen für das Vieh – Schafe, Rinder, Schweine, Ziegen: alles, was vielleicht für einen Zuchtpreis in Frage kam – waren die Stände mit Handarbeiten, Esswaren, anderem mehr. Neugierig betrachteten sie alles, das Vieh, das Gebäck, die gehäkelten Schals und die gestrickten Babysachen, die bestickten Tischtücher, die Katzen und die Hunde und die Kanarienvögel. Ganz auf der anderen Seite des Geländes befand sich der Reitring, wo junge Reiter und Reiterinnen auf stutzschwänzigen Rössern ihr Können zu beweisen suchten: vor einer Jury, deren Mitglieder, wie es der leise kichernden Enya vorkam, selbst etwas von Pferden an sich hatten. Besonders erstaunlich schien, was Ladies in wunderschönen Reitkostümen und mit zylinderartigen Hüten an reiterlichen Künsten vorführten. Seitlich saßen sie auf dem Pferd, im sogenannten Damensitz, und es schien Enya, dass sie schon bei leichtem Trab, geschweige denn beim Galopp zu Boden purzeln mussten, bis sie dann beobachten konnte, wie eines dieser so erhaben wirkenden Geschöpfe mit ihrem Tier mehrere schwierige Hindernisse nahm und am Ende noch

genauso souverän im Sattel saß wie zu Anfang. Sodann gab die Lady dem Pferd ungeduldig die Sporen, galoppierte in mittlerem Tempo über den morastigen Boden und brachte das Tier unmittelbar vor Enya, Liam und Pater Cedric zum Halten. Ein Fuß in blankgeputztem, schwarzem Stiefel streckte sich vor, eine behandschuhte Hand reckte sich gebieterisch herab.

»Pater! Seien Sie doch so freundlich, mir beim Absitzen zu helfen!« Er tat es. Seine Hände faßten sie um die Taille, ihre Hände stützten sich auf seine Schultern. Mühelos hob er sie herab, ließ sie sofort wieder los, kaum dass ihre Füße den Boden berührten. Dann griff er nach den Zügeln des Pferdes und schritt neben der jungen Dame her.

»Werden Sie das Jagdspringen gewinnen, Miss Crawford?« fragte er in einem Ton, der seine völlige Gleichgültigkeit verriet. Sie wirkte gekränkt. Sie war jung und sehr schön, und seine so desinteressiert klingende Frage hatte für sie etwas Beleidigendes.

»Ich hoffe zu gewinnen, bin mir meiner Sache jedoch nicht ganz sicher. Auch Miss Hopeton und Mrs. Anthony Caddock beteiligen sich ja an der Konkurrenz. Sollte ich nicht gewinnen, werde ich mich dafür in der Dressur schadlos halten. Da komme ich bestimmt auf den ersten Platz.« Sie sprach mit wunderschön vollen Vokalen und jener recht gestelzten Ausdrucksweise, die für wohler-

zogene junge Damen so charakteristisch war. Doch von individueller Eigenart oder gar von Wärme fand sich in ihrer Stimme kaum noch eine Spur. Pater Cedric schien sich dem gleichsam automatisch anzupassen. Die sonst bei ihm gewohnte mundartliche Färbung, der liebenswürdige, leicht irische Tonfall verlor sich aus seiner Stimme. Seine Sprache wurde fast ebenso makellos – und ebenso steril – wie die der jungen Dame. Im einzelnen begriff Enya zwar ganz und gar nicht, was da vor sich ging, sie verstand auch kaum etwas von den Wörtern und Sätzen. Doch sehr genau wusste sie, dass Pater Cedric jetzt anders sprach als sonst und dass ihr seine augenblickliche Sprech- und Redeweise wenig gefiel. Noch immer hielt der Priester sie an der einen und Liam sie an der anderen Hand. Doch da es immer schwieriger wurde, auf gleicher Höhe zu gehen, ließ sie die Hand ihres Bruders jetzt los, während Pater Cedric ihre Hand weiter in der seinen hielt. Als sie zu der großen Pfütze kamen, war Liam bereits ein Stück hinter die anderen zurückgefallen. Es war eine wahrhaft riesige Lache, fast schon ein kleiner, flacher Teich. Pater Cedric ließ seinen Blick über das Wasser gleiten, dann wandte er seine Augen Enya zu. Und als er sich zu ihr hinabbeugte und zu sprechen begann, konnte es für die junge Dame im Reitkostüm, mit der er nur Floskeln gewechselt hatte, gar keinen Zweifel geben, dass aus

seiner Stimme jetzt eine besondere Zärtlichkeit klang.

»Einen Mantel oder einen Umhang trage ich nicht, Enyalein, also kann ich auch nicht dein Sir Walter Raleigh sein. Sie werden gewiss entschuldigen, meine liebe Miss Crawford« – ohne weitere Umstände drückte er der jungen Dame die Zügel in die Hand –, »aber ich kann natürlich nicht zulassen, dass mein Lieblingsmädchen ihre Schuhe voll Schlamm hat, nicht wahr?« Er hob Enya hoch und trug sie, ihren Körper mit einer Hand haltend und gegen seine Hüfte stützend, zur anderen Seite hinüber, während er Miss Crawford sich selber überließ: In der einen Hand hielt sie die Zügel, mit der anderen raffte sie ihren langen Reitrock hoch – und hatte dann das fragliche Vergnügen, ohne jedwede Hilfe durch das aufspritzende Wasser hinüber zu stampfen. Liam, jetzt fast hinter ihr, fand den Anblick so komisch, dass er laut auflachte, was ihre Stimmung nicht gerade hob. Auf der gegenüberliegenden Seite der Lache sonderte sie sich abrupt von den anderen ab.

»Die würde Sie wohl ermorden, wenn sie nur könnte«, sagte Liam. Die Szene hatte ihn fasziniert. Miss Crawford war ein so wunderschönes und hochvornehmes weibliches Geschöpf, dass es schien, als ob jeder Mann ihr gleichsam willenlos zu Diensten sein müsse, selbst ein Priester. Doch Pater Cedric hatte sehr bewusst – und geradezu

grausam – darauf abgezielt, ihr übergroßes Selbstvertrauen nachhaltig zu erschüttern, ihr brutal jene Waffe aus der Hand zu schlagen, die sie so souverän zu handhaben glaubte – Weiblichkeit und Schönheit, im Hochmut vereint. Nur zu gern hätte Liam, dem die Worte seiner Mutter noch in den Ohren hallten, wenigstens für Sekunden Miss Crawford's Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Doch sie hatte nicht einen einzigen Blick auf ihn verschwendet, sondern nur Augen für den Priester gehabt. Der im Grunde doch gar kein richtiger Mann war, mochte er auch noch so groß und stattlich sein. Immerhin; Pater Cedric schien diese Miss Crawford zu verabscheuen: sie – oder das, was sie in seinen Augen vielleicht symbolisierte.

»Keine Sorge«, sagte Pater Cedric, »sie wird bald wieder da sein, um sich den nächsten Denkkzettel verpassen zu lassen. Sie ist reich, und nächsten Sonntag wird sie sehr ostentativ eine Zehnpfundnote in den Klingelbeutel – oder eher wohl auf den Sammelteller – tun.« Seine Stimme klang zynisch. Er lachte, als er Liams Gesichtsausdruck sah. »Soviel älter als du bin ich gar nicht, mein Sohn, und trotz meines geistlichen Standes ist sehr viel Weltliches an mir. Kreide mir das nicht an. Buche es lieber als Lebenserfahrung ab.«

Sie hatten den Reitring hinter sich gelassen. Jetzt kamen sie zu jenem Teil, den man Vergnügungs-

park nannte, und Enya, aber auch Liam gerieten vor freudiger Erregung schier aus dem Häuschen. Enya hatte von Pater Cedric fünf Shilling bekommen, Liam hatte von seinem Vater die fünf Pfund. Es war ganz einfach herrlich, genügend Geld zu besitzen, um praktisch zu allen diesen verlockenden Buden Zugang zu haben. Hier drängten sich die Menschen, hier liefen die Kinder aufgeregt durcheinander und starrten aus großen Augen auf jene faszinierenden, wenn auch oft eher linkisch gepinselten Schilder an ausgefransten Zelten, auf denen beispielsweise zu lesen stand: »Die dickste Frau der Welt«; »Prinzessin Houri, die Schlangentänzerin – schaut, wie sie den Zorn einer Kobra bezähmt!«; »Der Indische Gummimensch«; »Goliath, stärkster Mann der Welt«; »Thetis, die Meerjungfrau«. Und überall zahlten sie die paar Pennies Eintritt. Und bemerkten es nicht, das zahnlose Lächeln der Kobra, und auch nicht Thetis' schlampig lackierte Schuppen.

Am Ende des Vergnügungsparks stand ein Zelt, das so groß war, dass es ganz enorm viel Platz beanspruchte. An der Vorderseite gab es eine Art erhöhten Laufsteg, und auf dem Zelttuch – oder Vorhang dahinter sah man eine Reihe aufgemalter Figuren, die gegen die Zuschauermenge eine drohende Haltung eingenommen zu haben schienen. Sie wirkten in der Tat sehr gefährlich. Ein Mann

mit einem Megaphon am Mund brüllte auf die immer stärker anwachsende Menge ein.

»Hier ist sie, Gents, Tim Farmers berühmte Boxertruppe! Acht der größten Preisboxer, welche die Welt je gesehen hat. Und jedem, der beherzt genug ist, gegen einen von ihnen anzutreten, winkt im Siegesfall ein Lohn!« Sehr schnell waren fast alle Frauen und Mädchen aus der Menge verschwunden. Doch noch schneller strömten immer mehr Männer und Jungs herbei. Und jetzt paradierten, wie Gladiatoren im Circus maximus, acht Männer aus dem Zeltinneren auf den hölzernen Steg und standen dann, bandagierte Hände auf die Hüften gestützt, die Beine gespreizt und die Brustkörbe blühend unter den bewundernden Ohs und Ahs der Menge. Enya schien es, dass sie nur Unterkleidung anhatten, denn sie trugen so enganliegende Sachen, ganz lange Strümpfe, außerdem Trikots und dann noch Unterhosen, die vom Bauchnabel bis etwa zur Mitte der Oberschenkel reichten. Die Strümpfe und die Hosen waren schwarz, die Trikots grau. Auf der Brust stand jeweils in großen lateinischen Buchstaben: TIM FARMERS TRUPPE. In der Größe unterschieden sie sich alle voneinander, es gab sehr große und ziemlich kleine, und die meisten irgendwo dazwischen. Doch in einem glichen sie sich ganz auffällig: in der enorm kraftvollen Statur. Sie unterhielten sich miteinander, lässig, la-

chend, bewiesen somit, dass dies für sie eine alltägliche Angelegenheit war, beugten den Bizeps, ließen überhaupt die Muskeln spielen und taten dennoch so, als ließe sie die eigene Gladiatorenparade völlig kalt.

»Na, los, Burschen, wird sich doch einer finden, der sich Boxhandschuhe anzieht!« brüllte der Ausrufer der Zuschauermenge zu. »Wer wagt eine Runde? Wer Mut hat, gewinnt einen Fünfer!« Seine Worte wurden von den dröhnenden Schlägen einer Pauke begleitet.

»Ich!« rief Liam. »Ich – ja, ich will!« Pater Cedric versuchte, ihn zurückzuhalten, doch er schüttelte die Hände des Geistlichen von sich ab. Die Zuschauer in unmittelbarer Nähe begannen zu lachen. Liams geringe Körpergröße reizte zum Spott. Man schob ihn nach vorn, eher gutmütig, fast nachsichtig. Einer der acht von der »Truppe« streckte Liam freundlich die Hand entgegen und zog ihn die Stufen hinauf zu sich und den anderen auf dem Laufsteg. Der Ausrufer gab sich sehr ernst.

»Lachen Sie nicht, Gents. Er ist zwar nicht gerade groß, doch er hatte als erster den Mut, sich zu melden! Bei einem Kampf entscheidet nicht unbedingt die Größe des Kämpfers, sondern die Größe des Kämpferherzens! Also – wo sind die nächsten Freiwilligen? Was ist mit euch großen, strammen Kerlen dort? Nehmt euch diesen kleinen Burschen

als Beispiel! Nun, wie wär's – sagen wir doch: Wer mit einem von Tim Farmer's Truppe über die ganze Distanz geht, bekommt einen Fünfer!« Nach und nach meldeten sich weitere Freiwillige. Recht beklommen standen sie, diese jungen Männer, die Hüte in den verkrampften Händen, den Blick zögernd auf die Professionals richtend, auf jene Elitewesen, neben denen sie sich jetzt oben auf den Brettern befanden. Was Pater Cedric betraf, so erfüllte ihn eine brennende Neugier, eine prickelnde Erwartung. Was würde sich da jetzt wohl abspielen? Doch er besann sich, rief sich zur Ordnung. Es wurde wirklich allerhöchste Zeit, Enya aus dieser Umgebung fortzubringen. Und so hob er sie hoch und machte rasch auf dem Absatz kehrt, um mit ihr davonzugehen. Doch Enya begann ein Protestgeschrei, das immer lauter und schriller wurde, je weiter er sie schleppte, und natürlich erregte das Aufsehen. Die Leute drehten sich zu ihnen um und starrten. Da jeder hier ihn kannte, war die Situation peinlich und würdelos dazu.

»Schau, Enya, ich kann mit dir dort nicht hineingehen. Dein Vater würde mir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen, und recht hätte er!«

»Ich will bei Liam bleiben, ich will bei Liam bleiben!« schrie, nein, schrillte sie und stieß ihn mit den Füßen und versuchte, ihn zu beißen.

»Oh, Scheiße!« sagte Pater Cedric. Sich ins Unvermeidliche schickend, kehrte er mit ihr um und trat auf den jetzt offenen Zelteingang zu, das nötige Eintrittsgeld nach kurzem Suchen bereits in der Hand. Instinktiv spähte er um sich her, forschte überall, ob sich nicht irgendwo ein Kelly-Gesicht fand. Doch die Jungs versuchten ihr Glück wohl beim Hufeisenspiel oder stopften sich mit Fleischpasteten und Eiscreme voll. Jedenfalls war hier keiner von ihnen zu sehen.

»Aber mit der Kleinen können Sie doch hier nicht rein, Pater!« sagte der Einlasser schockiert. Pater Cedric hob die Augen himmelwärts.

»Wenn Sie mir nur verraten können, wie wir sie von hier fortbringen, ohne dass wir die ganze Polizei von Yelli wegen Belästigung eines Kindes auf dem Hals haben, so will ich mich gern entfernen! Aber ihr Bruder ist einer von den Freiwilligen, die sich hier gemeldet haben, und natürlich will sie sich das nicht entgehen lassen – wenn er euren Leuten einen Kampf liefert, dass die wie Amateure aussehen!« Der Einlasser hob die Schultern.

»Na ja, Pater, kann mich ja nicht mit Ihnen herumbestreiten, nicht? Gehen Sie also rein, aber halten Sie sich mit ihr möglichst abseits, Himmelkreuz ... um Himmels willen, wollte ich sagen. Nein, nein, Pater, stecken Sie Ihr Geld nur wieder ein, Jimmy würde das nicht passen.« Das Zelt war

voller Männer und Jungs, die meist so dicht wie nur möglich zum Ring in der Mitte drängten. Pater Cedric fand einen freien Platz ganz hinten an der Zeltwand, wo er mit Enya bequem stehen konnte. In der Luft hingen Wolken von Tabakrauch, aber auch der aufgewirbelte Staub von Sägemehl, das man wegen des schlammigen Bodens ausgestreut hatte. Liam, der erste Herausforderer des Tages, trug bereits Boxhandschuhe. Es ist zwar ungewöhnlich, dass ein Mann aus der Menge mit einem der Profis über die ganze Distanz ging, doch es kam vor. Zweifellos waren diese Gladiatoren nicht die besten Boxer der Welt, doch befanden sich unter ihnen immerhin einige, die zu den besten von Australien gehörten. Wegen seiner geringen Größe hatte man Liam zunächst mit einem Fliegengewichtler gepaart. Diesen knockte er mit dem dritten Schlag aus. Dann bat er darum, gegen einen anderen Mann gestellt zu werden. Als er seinen dritten Professional vor die Fäuste bekam, war das Zelt so zum Bersten gefüllt, dass kein weiterer Zuschauer mehr hineinpasste. Die Neuigkeit hatte sich draußen wie ein Lauffeuer verbreitet. Bis jetzt war Liam nur von wenigen Schlägen getroffen worden, und jeder dieser Schläge hatte den stets in ihm schwelenden Zorn erst richtig entfacht. Mit wilden Augen stürzte er sich jeweils auf seinen Gegner, denn jeder von ihnen besaß für ihn Angus' Gesicht, und die Schreie

und die Anfeuerungsrufe der Menge hallten in seinen Ohren wie eine einzige ungeheure dröhnende Stimme: Los! Los! Los! Oh, wie sehr hatte er sich doch gesehnt nach einem Kampf zwischen Mann und Mann, und wie sehr hatte er das entbehren müssen, seit er nach Valopo gekommen war! Denn ein solcher Kampf bildete für ihn die einzige Möglichkeit, sich von Zorn und Schmerz zu befreien, und als er jetzt den entscheidenden Schlag landete, schien es ihm, dass die mächtige, dröhnende Stimme in seinen Ohren ihren hallenden Ruf plötzlich änderte zu: Töte! Töte! Töte! Danach stellte man ihn gegen einen wirklichen Champion, einen Leichtgewichtler, der die Anweisung hatte, Liam auf Distanz zu halten, um herauszufinden, ob er nicht nur über eine enorme Schlagkraft verfügte, sondern auch etwas vom Boxen verstand. Tim Farmer s Augen glänzten. Er hielt stets Ausschau nach Talenten, und bei diesen kleinen Country-Shows hatte er schon so manches entdeckt. Der Leichtgewichtler tat, was man ihm gesagt hatte. Trotz seiner überlegenen Reichweite fiel es ihm gar nicht leicht, sich Liam vom Leibe zu halten. Dieser stürmte wild auf ihn los, in seiner Kampfeswut immer stärker und immer mächtiger angestachelt durch den irrwischgleich vor ihm tanzenden Körper, der selbst seinen schnellsten und härtesten Schlägen auswich. Doch Liam lernte. Noch während des Kampfes gegen diesen

ihm überlegenen Widersacher lernte er. Trotz seines wilden Ungestüms gehörte er zu jenem sehr selten zu findenden Kämpfertyp, der selbst im härtesten Kampfgetümmel noch denken kann. Jeder Schlag, den sein Gegner bei ihm landete, jeder Clinch, mit dem er Liams Angriffsversuche erstickte, war für diesen ganz buchstäblich Teil einer ersten Boxlektion. Und er stand die Distanz durch, stand sie durch trotz der präzisen Schläge, die er hatte hinnehmen müssen und unter denen sein Auge und seine Augenbraue angeschwollen und seine Lippe aufgeplatzt waren. Aber er hatte zwanzig Pfund gewonnen und die Achtung aller Männer hier um den Ring. Enya, hinten an der Zeltwand, löste sich plötzlich von der Seite des Priesters. Bevor er recht wusste, was geschah, drängte sie sich zwischen den Zuschauern hindurch und verließ das Zelt. Pater Cedric folgte ihr sofort, kam jedoch langsamer voran. Als er dann draußen war, sah er, dass sie sich erbrochen hatte. Mit einem winzigen Taschentuch wischte sie Spritzer von ihren Schuhen. Er gab ihr sein Taschentuch, strich ihr wie tröstend über den Kopf. Auch ihm war die Luft im Zelt nicht bekommen, auch sein Magen drohte jetzt zu rebellieren. Aber natürlich war, wegen der Würde seines Amtes, nicht im Traum daran zu denken, dass er sich hier auf die gleiche Weise erleichterte wie Enya.

»Möchtest du auf Liam warten, oder wollen wir jetzt gleich gehen?«

»Ich möchte auf Liam warten«, sagte sie leise und lehnte sich gegen ihn, für seine Ruhe und sein Mitgefühl zutiefst dankbar.

»Ich wüsste doch zu gern, wie es kommt, dass ich dich so sehr in mein nicht existentes Herz geschlossen habe«, sagte er grübelnd in halblautem Selbstgespräch. Wie so vielen Menschen, die allein lebten, war es ihm ein Bedürfnis, seine Gedanken hörbar zu äußern. In ihrem augenblicklichen Zustand, so glaubte er, würde Enya auf seine Worte wohl kaum achten. »An meine Mutter erinnerst du mich nicht, und eine Schwester habe ich nie gehabt. Was ist das nur mit dir und auch mit deiner Familie ... Hast du, habt ihr ein schweres Leben gehabt, meine kleine Enya?«

Liam kam aus dem Zelt. Auf seiner Augenbraue klebte ein Pflaster, er tupfte gegen seine aufgesprungene Lippe. Zum ersten Mal, seit Pater Cedric ihn kannte, sah er glücklich aus: Wie man es sonst bei Männern findet, bei denen man annehmen kann, dass sie mit einer Frau eine gute Nacht im Bett verbracht haben, dachte der Priester.

»Was hat Enya hier zu suchen?« fauchte Liam plötzlich, und in seinen Augen schien wieder – oder noch – etwas von dem Kampfgeist zu glimmen, der ihn im Ring erfüllt hatte.

»Ohne sie an Händen und Füßen zu fesseln und außerdem auch noch zu knebeln, war es mir unmöglich, sie vom Zelt fernzuhalten«, erwiderte Pater Cedric scharf. Er war verärgert, sich rechtfertigen zu müssen. Doch Liam sah aus, als würde er nicht davor zurückscheuen, auch auf den Priester loszugehen. Zwar fürchtete sich der Pater nicht im mindesten vor dem jungen Mann, aber das Aufsehen, das eine etwaige Szene erregen würde, wollte er denn doch lieber vermeiden. »Sie hat um Sie gebangt, Liam. Sie wollte nahe genug sein, um mit eigenen Augen sehen zu können, dass Ihnen nichts weiter passierte. Seien Sie also nicht böse auf sie. Sie ist so schon aufgereggt genug.«

»Wehe, du erzählst Daddy, dass du auch nur in der Nähe von diesem Zelt warst«, sagte Liam zu Enya.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn wir unseren Rundgang jetzt beenden?« fragte der Priester. »Ich glaube, ein wenig Ruhe und eine Tasse Tee im Pfarrhaus würden jetzt uns allen guttun.« Sacht nahm er Enyas Nasenspitze zwischen seine Finger, zwickte leicht. »Und du, junge Dame, könntest jetzt wohl so etwas wie ein Bad vertragen.« Der Tag, den Angus an der Seite seiner Schwester verbringen musste, war wirklich das Härteste an Nerven- und Geduldsprobe, was er seit langem durchgemacht hatte. Da galt es, für sie in einer Weise verfügbar zu sein, wie er das von seiner

Frau einfach nicht kannte. In sogenannten Guipurespitzenstiefeln (Importware) stöckelte sie kreuz und quer über den schlammigen Boden des Showground, eine Königin, die bald hier, bald dort huldvoll einen Gruß erwiderte, auch lächelnd ein paar Worte wechselte. Und Angus hatte ihr zu Diensten zu sein, musste ihr im wenig wegsamen Gelände gleichsam den Weg erst bahnen; sie stützen, ihr die Hand reichen; oder doch zumindest immer und überall an ihrer Seite sein, so zum Beispiel auch, als sie dem Sieger des Hauptrennens die Yellingbone-Trophäe überreichte, ein smaragdverziertes Damenarmband. Weshalb so etwas der Siegerpreis war, begriff Angus einfach nicht. Statt solchem Schmuckkram für Weiber hätte er sich da ganz was anderes vorstellen können, einen Pokal aus massivem Silber, vielleicht sogar vergoldet, oder auch ganz einfach ein Bündelchen Geldscheine. Er verstand nicht und konnte aus seinem Blickwinkel auch nicht verstehen, dass man nur zu gern das Amateurhafte dieser Wettbewerbe unterstrich, die Tatsache, dass man nicht Professional war, sondern Liebhaber dieses Sports, dass jeder, der sich an einem solchen Rennen beteiligte, eine vulgäre Gewinnsumme nun wirklich nicht nötig hatte. Eine Trophäe in Form eines Schmuckarmbands konnte man der lieben Gattin als kleine Aufmerksamkeit überreichen. Horry Hopeton, der auf Caddock Edward, seinem

Fuchswallach, den Sieg im Hauptrennen errungen hatte, war bereits in früheren Jahren zu einigen Armbändern gekommen, eines mit Rubinen, eines mit Diamanten, eines mit Saphiren. Er hatte eine Frau und fünf Töchter, weshalb er, wie er betonte, mit dem Siegen in diesem Wettbewerb erst aufhören könne, wenn er insgesamt sechs Armbänder gewonnen habe. Angus, im gestärkten Hemd mit scheuerndem Zelluloidkragen und im blauen Anzug, fühlte sich beengt, und außerdem war ihm scheußlich heiß. Das Essen, das es beim festlichen Luncheon gegeben hatte – sogenanntes Seafood aus Sydney: allerlei exotisches Meeresgetier –, war seinem hammelgewohnten Magen nicht bekommen. Er fühlte sich wie ein Narr und fürchtete, dass er auch genauso aussah, jedenfalls in den Augen dieser Leute. Sein feiner Anzug mochte soweit ja ganz in Ordnung sein, aber wenn man etwas genauer hinblickte, dann konnte einem kaum entgehen, wie schlecht er geschnitten war und wie miserabel er saß, verglich man's mit dem, was die anderen hier anhatten. Allerdings, diese Leute hier, Menschen von Angus' Schlag, waren das wirklich nicht. Die in braunen Tweed gekleideten Viehzüchter, die hochnäsigen Matronen, die meist ziemlich plump wirkenden jüngeren Frauen – die Creme dessen, was das »Bulletin« die »Squattokratie« nannte. Nur zu gern wollten diese Menschen vergessen, wie ihre Familien eigentlich in

den Besitz so ungeheuer großer Ländereien gekommen waren. Squatter, so hatte man ursprünglich jene freien Siedler genannt, die ihnen geeignet erscheinendes, noch nicht in Privatbesitz befindliches Land ganz einfach besetzten, um dort dann Schaf- und Rinderherden zu unterhalten. Im Laufe der Zeit war es dann, als die Home rule, die Selbstverwaltung, kam, gleichsam stillschweigend in ihren vom Bund offiziell anerkannten Besitz übergegangen. Und niemand auf dem ganzen Kontinent wurde glühender beneidet als sie. Sie hatten ihre eigene politische Partei, sie schickten ihre Kinder auf die exklusivsten Schulen in Sydney, und wenn der britische Kronprinz zu Besuch kam, so tauschten sie mit ihm Trinksprüche aus. Nein, ein schlichter Angus Kelly hatte mit dieser kolonialen Aristokratie, die ihn unbehaglich an die Familie seiner Frau erinnerte, nichts weiter gemein. Er war ein einfacher Arbeiter. So konnte es kaum verwundern, dass er sich irritiert fühlte, als er später ins Pfarrhaus kam und dort Liam, Enya und Pater Cedric in entspannter Runde beim Feuer beisammen sitzen sah. Allem Anschein nach hatten die drei einen herrlich sorgenfreien Tag verlebt. Er hingegen war gezwungen gewesen, sich Stunde um Stunde mit seiner Schwester abzumühen, die er schon in Irland, als Kind, nicht hatte leiden können. Und plötzlich bemerkte er das Pflaster auf Liams Augenbraue, sah sein ver-

schwollenes Gesicht. Hier hatte ihm der Himmel einen höchst willkommenen Blitzableiter geschickt.

»Ja, willst du deiner Mutter etwa so vor die Augen treten?« schrie er. »Kaum bin ich mal ein paar Stunden nicht da, schon prügelst du dich mit jedem, der dich auch nur ein bisschen schief ansieht!« Pater Cedric war sofort aufgesprungen, verdutzt, ein paar beschwichtigende Worte drängten sich als halbes Gemurmel über seine Lippen. Doch Liam war schneller als er.

»Damit habe ich mir ein Stück Geld verdient!« sagte er sehr ruhig und deutete auf das Pflaster. »Zwanzig Pfund für ein paar Minuten Arbeit, mehr als Tante Jennyfer dir und mir zusammen in einem ganzen Monat zahlt! Ich habe drei gute Boxer k. o. geschlagen und bin mit einem Leichtgewicht-Champion über die ganze Distanz gegangen, heute Nachmittag in Tim Farmer s Zelt. Und ich habe zwanzig Pfund verdient. Kann schon sein, dass du meinst, ich sollte mir mein Geld auf andere Weise verdienen, aber alle Männer, die mich kämpfen sahen, waren voll Anerkennung!«

»So ein paar Wracks mit weichgeklopfter Birne, und du bildest dir ein, ein großer Boxheld zu sein? Liam, werde erwachsen! Ich weiß zwar, dass du körperlich nicht mehr wachsen kannst, aber gib dir, deiner Mutter zuliebe, doch wenigstens Mühe, deinen Grips noch ein bisschen zu entwickeln!«

Liam war kalkweiß. Keine Beleidigung hätte ihn tiefer treffen können, und der Mann, der sie ihm ins Gesicht schleuderte, war sein eigener Vater. Ihm konnte er es nicht heimzahlen, wie er es anderen heimgezahlt hätte. Er atmete beengt. Mit Anstrengung brachte er es fertig, seine Hände unter Kontrolle zu behalten.

»Keine Wracks, Daddy. Wer Tim Farmer ist, weißt du genauso gut wie ich. Und Tim Farmer hat mir gesagt, dass ich als Boxer eine ganz große Zukunft hätte. Er will mich in seine Truppe aufnehmen und trainieren. Und er will mich bezahlen. Kann schon sein, dass ich nicht mehr wachse. Aber ich bin groß genug, um jeden schlagen zu können – auch dich, du stinkender alter Ziegenbock!« Angus zuckte zusammen, begriff die Anspielung. Sein Gesicht war genauso weiß wie das seines Sohnes.

»Wage nicht, mich so zu nennen!«

»Was bist du denn sonst? Du bist widerlich, schlimmer als ein Rammler! Konntest du sie nicht in Ruhe lassen, konntest du deine Hände nicht von ihr weghalten?«

»Nein, nein, nein!« schrie Enya. Pater Cedric packte sie fest bei den Schultern, hielt sie mit Gewalt zurück. Verzweifelt versuchte sie, sich von seinem Griff freizumachen. Tränen strömten über ihr Gesicht. »Nein, Daddy, nein! Oh, Liam, bitte! Bitte!« schrie sie. Doch nur Pater Cedric hörte

ihre Stimme. Liam und Angus starrten einander an, Hass und Furcht in den Augen. Jetzt gab es keine Beschönigung mehr, keine Tarnung, keine Täuschung. An die Stelle einer scheinbar vereinigenden Liebe für Brigit war jetzt offen die Rivalität um Brigit getreten.

»Ich bin ihr Mann«, sagte Angus, sich mit aller Anstrengung zur Ruhe zwingend. »Unsere Kinder verdanken wir der Gnade Gottes.«

»Du bist nicht besser als ein dreckiger alter Köter, der hinter jeder Hündin herläuft, in die er sein Ding reinstecken kann!«

»Und du bist nicht besser als der dreckige alte Köter, der dich gezeugt hat, wer immer er gewesen sein mag! Gott sei Dank, dass ich nichts damit zu schaffen hatte!« schrie Angus und brach ab. »Oh, allmächtiger Himmel!« Sein Zorn entwich wie Luft aus einem aufgestochenen Schlauch. Er schien buchstäblich zu schrumpfen. Seine Hände tasteten nach seinem Mund, als wollten sie die Zunge heraus fetzen, die Unsagbares gesagt hatte. »Ich habe es nicht so gemeint, ich habe es nicht so gemeint! Ich habe es nicht so gemeint!« Kaum waren die Worte heraus, so ließ Pater Cedric Enya los und packte Liam. Er drehte ihm den rechten Arm auf den Rücken, schlang seinen eigenen linken Arm dann um Liams Hals, im angesetzten Würgegriff. Und er war stark. Verzweifelt versuchte Liam, sich aus dem harten Griff zu befrei-

en, doch sein Widerstand wurde immer schwächer, schließlich gab er es auf.

Enya war hin gestürzt und kniete jetzt weinend auf dem Fußboden. Ihr Blick glitt zwischen Vater und Bruder hin und her. In ihren Augen war ein Flehen und der Ausdruck völliger Hilflosigkeit. Was eigentlich geschehen war, begriff sie nicht. Sie wusste nur instinktiv, dass sie beide nicht würde behalten können, nicht Vater und Bruder.

»Du hast es so gemeint«, krächzte Liam. »Und ich habe es wohl schon immer gewusst! Ja, ich habe es wohl schon immer gewusst!« Er versuchte, seinen Kopf zu Pater Cedric herumzudrehen. »Lassen Sie mich los, Pater. Ich fasse ihn nicht an. So wahr mir Gott helfe, ich tu's nicht.«

»So wahr dir Gott helfe? Gott verdamme euch, euch beide!« schrie, nein, brüllte der Priester. »Falls das Kind Schaden genommen hat, bringe ich euch um! Weil zu befürchten stand, dass ihr euch gegenseitig an die Gurgel springen würdet, konnte ich ja nicht einfach mit Enya hinausgehen. Ich musste ja hierbleiben, um bei euch dazwischenfahren zu können! Dabei wäre es wohl das beste gewesen, wenn ihr unglaublichen Kretins euch gegenseitig umgebracht hättet!«

»Ist schon gut«, sagte Liam mit sonderbar fremder, leer klingender Stimme. »Ich gehe. Ich gehe zu Tim Farmer s Truppe und komme nicht mehr zurück.«

»Aber du musst mit mir zurückkommen!« sagte Angus leise, fast flüsternd. »Was soll ich deiner Mutter erzählen? Du bedeutest ihr mehr als wir anderen alle zusammen. Sie wird mir nie verzeihen.«

»Erzähle ihr, dass ich zu Tim Farmer gegangen bin, weil ich wer sein will. Es ist die Wahrheit.«

»Was ich gesagt habe – das stimmt nicht. Nein, es ist überhaupt nicht wahr.« In Liams so fremdartigen schwarzen Augen blitzte es nur verächtlich auf, in jenen schwarzen Augen, die seinerzeit den Priester sofort hatten stutzen lassen. Wie kamen die grauäugige Brigit und der blauäugige Angus zu einem schwarzäugigen Sohn? Liam nahm seinen Hut und seine Finne.

»O doch, es ist wahr! Und ich muss es schon immer gewusst haben. Diese Erinnerungen an Mum, wie sie ihr Spinett spielt – in einem Raum, der dir nie gehört haben könnte! Das Gefühl, dass du nicht schon immer da gewesen warst, dass du nach mir gekommen bist. dass sie zuerst mein war.« Er lachte lautlos. »Und wenn ich daran denke, dass ich all die Jahre dich dafür verantwortlich gemacht habe, dass sie so hinuntergezogen worden ist, wo es in Wirklichkeit doch meine Schuld ist, meine!«

»Hören Sie auf damit, Liam!« rief der Priester. »Was soll das, was soll's? Keiner ist dafür verantwortlich! Es war Gottes unerforschlicher Rat-

schluss – so müssen Sie das sehen!« Liam schüttelte die Hand ab, die ihn zurückhalten wollte. Er ging zur Tür, in jener leichtfüßigen, wie schwerelosen Art, die so charakteristisch für ihn war. Der Gang eines Boxers, dachte Pater Cedric in irgendeinem Winkel seines Gehirns. Ja, er ist der geborene Boxer.

»Gottes unerforschlicher Ratschluss!« höhnte der junge Mann jetzt von der Tür her. »Wenn Sie den Priester machen, Pater Stuart, sind Sie nicht besser als ein Papagei! Mag Gott Ihnen helfen, denn Sie sind hier der einzige von uns, der keine Ahnung hat, wer er wirklich ist!« Angus saß jetzt mit aschfahlem Gesicht auf einem Stuhl. Sein wie betäubter Blick war auf Enya gerichtet, die weinend vor dem Kamin kniete, mit eigentümlich vor und zurück wippendem Oberkörper. Angus wollte sich hoch rafften, wollte zu ihr, um ihr aufzuhelfen. Pater Cedric stieß ihn forsch zurück.

»Lassen Sie sie! Sie haben schon genug angeordnet. Im Sideboard ist Whisky, bedienen Sie sich. Ich bringe das Kind zu Bett. Dann komme ich zurück, um mit Ihnen zu reden. Bleiben Sie also hier. Haben Sie gehört, Mann?«

»Ja, Pater. Ich werde hier sein. Bringen Sie Enya ins Bett.« Oben im hübschen apfelgrünen Schlafzimmer knöpfte der Priester dem Mädchen das Kleid und das Hemdchen auf. Dann ließ er sie auf dem Bettrand Platz nehmen, damit er ihr Schuhe

und Strümpfe ausziehen konnte. Ihr Nachthemd lag auf dem Kopfkissen, wo Annie es hingelegt hatte. Er nahm es und zog es Enya sacht über den Kopf und ganz hinab, bevor er ihre Schlüpfen abstreifte. Währenddessen redete er unaufhörlich, redete, plauderte, schwatzte fast, erzählte ihr alle möglichen närrischen Geschichten, um sie von ihren dumpfen, dunklen Gedanken abzubringen. Ob sie ihm zuhörte, ob sie ihn überhaupt hörte, konnte er nicht sagen. Müde, wie völlig erschöpft und gleichsam ausgehöhlt starrten ihre Augen über seine Schultern hinweg.

»Lege dich jetzt hin, mein Lieblingsmädchen, und versuche zu schlafen. Nach einer Weile werde ich wiederkommen, um nach dir zu sehen. Du brauchst dir also keine Sorgen zu machen, hörst du? Wir werden dann darüber sprechen.«

»Ist mit ihr alles in Ordnung?« fragte Angus, als der Priester wieder zu ihm ins Zimmer trat. Pater Cedric griff nach der Whiskyflasche, die auf dem Sideboard stand, und schenkte sich ein Glas halb voll.

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte er, »aber bei Gott, ich wünschte, ich wüsste es – was für einen Iren nämlich der größere Fluch ist, die Trunksucht oder der Jähzorn. Was war nur in Sie gefahren, das zu sagen? Nein, versuchen Sie gar nicht erst, mir darauf eine Antwort zu geben! Es liegt am Jähzorn. Natürlich ist es wahr. Gleich als ich ihn

das erste Mal sah, wusste ich, dass Sie nicht sein Vater sein konnten.«

»Entgeht Ihnen wohl nicht viel, wie?«

»Schon möglich. Allerdings braucht man gar keine besonderen Kräfte, sondern nur eine durchaus normale Beobachtungsgabe, um zu erkennen, dass eine Reihe von Mitgliedern meiner Gemeinde tief, sehr tief in Sorgen und auch in Seelenqualen steckt. Da ich das erkannt habe, ist es meine Pflicht, ihnen nach Kräften zu helfen.«

»Sie sind in Yelli sehr beliebt, Pater.«

»Wofür ich wohl meinem Gesicht und meiner Figur danken kann«, sagte der Priester, und die Bemerkung klang bitter und keineswegs so beiläufig, wie er das eigentlich beabsichtigt hatte.

»Glauben Sie das wirklich? Da bin ich aber anderer Meinung, Pater. Wir haben Sie gern, weil Sie ein guter Pfarrer sind.«

»Wie dem auch sei«, sagte Pater Cedric unbehaglich, »ich stecke jetzt gewissermaßen in Ihren Problemen mit drin. Wälzen Sie sich also schon den Stein von der Seele, Mann.« Angus starrte in das Feuer, in das er, als der Priester nicht im Zimmer gewesen war, Scheit auf Scheit geschichtet hatte, nur um irgend etwas zu tun, während er wartete, nur um seine unruhigen Hände irgendwie zu beschäftigen. Jetzt hielt er sein Whiskyglas in der Hand, das inzwischen leer war. Seine Finger zuckten nervös. Pater Cedric stand auf, holte die

Whiskyflasche, goss nach. Angus tat einen langen Zug, seufzte dann und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, wischte vergessene Tränen fort.

»Ich weiß nicht, wer Liams Vater ist. Es ist passiert, bevor ich Brigit kennenlernte. Ihre Familie – also praktisch sind sie gesellschaftlich Neuseelands erste Familie, und ihr Vater hatten einen großen Weizen- und Schafe-Besitz bei Ashburton auf der Südinsel. Geld war kein Thema, und Brigit war seine einzige Tochter. So wie ich das sehe, hatte er schon ihr ganzes Leben im voraus für sie geplant – eine Reise in die alte Heimat, Einführung bei Hofe, der richtige Ehemann. Natürlich hatte sie im Haus nie auch nur einen Finger krumm zu machen brauchen. Da waren ja Dienstmädchen und Zofen und Butler, und sie lebten wie Fürsten. Ich war so eine Art Hilfsmelker, und manchmal sah ich Brigit aus einiger Entfernung, mit einem kleinen Jungen, ungefähr anderthalb Jahre alt, und ... Ja, also eines Tages kommt dann plötzlich der alte James Armstrong zu mir. Seine Tochter, sagt er, hat über die Familie Schande gebracht. Verheiratet ist sie nicht, aber ein Kind hat sie. Natürlich sei das vertuscht worden. Sie hätten auch versucht, sie aus dem Haus zu schaffen, bloß – na ja, also die Großmutter hatte einen solchen Lärm darüber gemacht, dass sie gezwungen gewesen waren, Brigit bei sich zu behalten. Aber jetzt lag die Großmutter im Sterben, und da konnten sie

nun Bright und das Kind endlich loswerden. Was nun mich beträfe, sagte James, ich sei doch ledig: Wenn ich sie heiraten würde, mit der Garantie, mit ihr die Südinsel zu verlassen also er würde die Reisekosten für uns übernehmen und noch extra fünfhundert Pfund geben. Nun, Pater, für mich war das ein Vermögen. Und dann hatte ich auch das Alleinsein satt. Aber ich war immer so schüchtern gewesen, dass ich bei Mädchen nie viel ausrichtete. Also fand ich den Vorschlag gar nicht schlecht, und dass da ein Kind war, machte mir eigentlich nichts weiter aus. Na, irgendwie kriegte die Großmutter Wind davon, und sie ließ mich zu sich rufen, obwohl sie sehr krank war. Die hatte mal ein ganz wildes Temperament gehabt, glaube ich, aber eine wirkliche Lady war sie. Sie erzählte mir so verschiedenes über Bright, aber wer der Vater des Kindes war, sagte sie nicht, und ich wollte sie auch nicht danach fragen. Jedenfalls musste ich ihr versprechen, zu Bright gut zu sein – es war ihr klar, dass die Familie Bright sofort verstoßen würde, kaum dass sie tot war. Übrigens hatte sie selbst vorgeschlagen, dass James für Bright einen Mann finden sollte. Mir tat die arme, alte Frau leid. Sie hatte Bright schrecklich gern. Ist vielleicht kaum zu glauben, Pater, aber das erste Mal, dass ich Bright nahe genug war, um Guten Tag zu ihr zu sagen, das war am Tag unserer Hochzeit.«

»Oh, das glaube ich schon«, sagte der Priester fast unhörbar. Er starrte in sein Glas, leerte es auf einen Zug, griff nach der Flasche und goss in beide Gläser nach. »Sie haben also eine Lady geheiratet, die gesellschaftlich weit über Ihnen stand, Angus.«

»Ja. Zuerst hatte ich direkt Angst vor ihr, ganz mächtige Angst sogar. Sie war so wunderschön damals, Pater, und so ... wie nicht von dieser Welt, falls Sie verstehen, was ich meine. Als ob sie ganz buchstäblich nicht auf der Erde wäre, als ob das alles einer ganz anderen passierte.«

»Sie ist noch immer schön, Angus«, sagte Pater Cedric mit eigentümlich sanft klingender Stimme. »Ich kann an Enya sehen, wie sie einmal gewesen sein muss, bevor sie zu altern begann.«

»Es ist für sie kein leichtes Leben gewesen, Pater, aber ich weiß nicht, was ich sonst hätte tun können. Bei mir war sie doch wenigstens sicher und wurde nicht behandelt wie – wie eine Aussätzige. Es dauerte zwei Jahre, bis ich den Mut aufbrachte, ihr ein, nun ja, ein richtiger Ehemann zu sein. Ich musste ihr das Kochen beibringen, auch das Saubermachen, das Wäschewaschen und Bügeln, praktisch alles. Sie hatte davon einfach keine Ahnung. Und nie in all den Jahren, die wir nun schon verheiratet sind, Pater, hat sie sich auch nur ein einziges Mal beklagt; oder gelacht oder geweint. Gefühle zeigt sie eigentlich nur beim aller-

privatesten Teil unseres Ehelebens, aber auch dann spricht sie nie über etwas. Ich hoffe, dass sie's irgendwann mal tut, aber wollen – nein, richtig wollen tu ich's nicht. Denn ich habe so eine Ahnung, wenn sie mal dabei etwas sagen sollte, dann seinen Namen. Oh, ich meine durchaus nicht, dass sie mich oder unsere Kinder nicht gern hat. Aber ich liebe sie so sehr, doch sie – in ihr scheint von so einem Gefühl nichts mehr übriggeblieben zu sein. Außer für Liam. Ich habe immer gewusst, dass sie ihn mehr liebte als uns andere alle zusammen. Sie muss seinen Vater geliebt haben. Aber ich weiß nichts über den Mann – wer er war, weshalb sie ihn nicht heiraten konnte.«

Pater Cedric starrte auf seine Hände. Seine Augenlider zuckten.

»Oh, Angus, was für eine Hölle kann dieses Leben doch sein! Ich danke Gott, dass ich nicht den Mut habe, mehr als nur einen Zipfel davon zu packen.« Angus raffte sich hoch, stand auf unsicheren Beinen.

»Nun, Pater, jetzt hab' ich's geschafft, nicht? Ich habe Liam fort getrieben, und das wird Brigit mir nie verzeihen.«

»Sie können ihr das nicht sagen, Angus. Nein, Sie dürfen es ihr nicht sagen, nie. Erzählen Sie ihr nur, Liam sei mit den Boxern auf und davon, und lassen Sie's dabei. Sie weiß, wie rastlos Liam gewesen ist, sie wird's Ihnen glauben.«

»Das könnte ich nicht tun, Pater!« erklärte Angus wie fassungslos.

»Sie müssen, Angus. Hat sie nicht schon genug Kummer und Leid erlebt? Muten Sie ihr also nicht noch mehr zu.« Und für sich dachte der Priester: Wer weiß? Vielleicht lernt sie es jetzt, die Liebe, die sie für Liam hatte, endlich Angus zu geben und dem armen kleinen Ding oben im Schlafzimmer.

»Meinen Sie das im Ernst, Pater?«

»Ja, das meine ich im Ernst. Was heute Abend passiert ist, sollte niemand weiter erfahren.«

»Aber was ist mit Enya? Sie hat doch alles mit angehört.«

»Machen Sie sich Enyas wegen keine Sorgen, darum kümmere ich mich schon. Ich glaube nicht, dass sie von der ganzen Sache mehr begriffen hat, als dass Sie und Liam Streit miteinander hatten. Ich werde ihr klarmachen, dass sie jetzt, wo Liam fort ist, ihrer Mutter nur unnötig das Herz schwermachen würde, wenn sie ihr von dem Streit erzählte. Außerdem habe ich so das Gefühl, dass Enya bei ihrer Mutter ohnehin nicht viel plaudert.« Er erhob sich. »Gehen Sie schlafen, Angus. Vergessen Sie nicht, dass Sie morgen völlig normal wirken und Jennyfer dauernd zu Diensten sein müssen.«

Enya schlief noch nicht. Mit weit geöffneten Augen lag sie im trüben Schein der kleinen Lampe

neben ihrem Bett. Der Priester setzte sich zu ihr. Er sah, dass ihr Haar noch zu Zöpfen geflochten war. Sorgfältig löste er die marineblauen Schleifen und zog und strich dann sacht, bis das Haar, breit und wellig, wie geschmolzenes Metall zu beiden Seiten ihres Kopfes auf dem Kissen lag.

»Liam ist fort, Enya«, sagte er.

»Ich weiß, Pater.«

»Weißt du auch, weshalb, Liebling?«

»Er hatte Streit mit Daddy.«

»Was wirst du tun?«

»Ich will zu Liam. Er braucht mich.«

»Das kannst du nicht, Enya.«

»Doch, ich kann. Ich wollte ihn schon heute Abend suchen, aber die Beine waren mir so schwach, und wenn's draußen dunkel ist, das mag ich nicht. Aber gleich morgen früh suche ich nach ihm.«

»Nein, Enya, das darfst du nicht. Sieh mal, Liam muss sein eigenes Leben leben, und es ist Zeit, dass er fortgeht. Ich weiß, dass du ihn nicht fortlassen möchtest, aber er hat das schon lange gewollt. Du darfst nicht selbstsüchtig sein. Du musst ihn sein eigenes Leben leben lassen.« Das dauernde Wiederholen, dachte er, das wirkt. Bleib also dabei, hämmere es ihr ein. »Wenn wir erwachsen werden, ist es nur richtig und natürlich, wenn wir uns ein Leben außerhalb des Elternhauses wünschen, wenn wir unser eigenes Leben wollen. Und

Liam ist jetzt erwachsen. Er muss sein eigenes Heim und eine Frau und eine Familie haben. Verstehst du das, Enya? Der Streit zwischen deinem Daddy und Liam war nur ein Zeichen dafür, dass Liam fort wollte. Zu dem Streit ist es nicht gekommen, weil sie einander nicht mögen. Es ist dazu gekommen, weil sich das so ergibt, wenn junge Männer von zu Hause fortwollen. Es ist so eine Art Ausrede. Auch für Liam war der Streit nur eine Ausrede, um das zu tun, was er schon so lange hatte tun wollen. Das war für ihn nur ein Vorwand, um fortzugehen. Verstehst du das, meine Enya?« Ihr Blick glitt zu seinem Gesicht und schien dort fest zu haften. Ihre Augen wirkten erschöpft, so voller Schmerz, so alt.

»Ich weiß«, sagte sie, »ich weiß. Als ich noch ein ganz kleines Mädchen war, wollte Liam schon fort, und er ging auch. Aber Daddy ließ ihn zurückbringen, und dann hat er ihn gezwungen, bei uns zu bleiben.«

»Aber diesmal wird dein Daddy ihn nicht zurückbringen, weil er ihn nicht mehr zum Bleiben zwingen kann. Liam ist endgültig fort. Er kommt nicht zurück.«

»Werde ich ihn nie wiedersehen?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte er aufrichtig. »Natürlich würde ich gern sagen, dass du ihn wiedersehen wirst, aber in die Zukunft kann ich nicht blicken, das können auch Priester nicht.« Er holte

tief Luft. »Du darfst Mum nicht erzählen, dass es einen Streit gegeben hat, Enya, hörst du? Es würde sie sehr aufregen, und sie – sie ist nicht ganz auf dem Posten.«

»Weil sie wieder ein Baby bekommt?«

»Was weißt du denn davon?«

»Mum lässt gern Babys in sich wachsen, hat sie ja schon oft getan. Und sie lässt so hübsche Babys wachsen, Pater, auch wenn sie nicht ganz richtig auf dem Posten ist. Ich werde mir selbst auch eins wachsen lassen, so eins wie Roy, dann vermisse ich Liam nicht so sehr, nicht?«

»Viel Glück, Enya. Aber wenn's dir nun nicht gelingt, eins in dir wachsen zu lassen?«

»Dann habe ich ja immer noch Roy«, erwiderte sie schläfrig und kuschelte sich tiefer ins Bett.

»Pater, wirst du auch weggehen? Gehst du fort?«

»Eines Tages schon, Enya. Aber noch nicht bald, glaube ich, mach dir also keine Sorgen. Ich habe das Gefühl, dass ich noch lange, sehr lange in Yelli festsitzen werde«, sagte der Priester, einen Ausdruck der Verbitterung in den Augen.

– KAPITEL SIEBEN –

## *Babysitterin Enya*

Es ging nicht anders, Enya musste wieder nach Hause kommen, Brigit brauchte ihre Hilfe. Als Kev dann allein im Kloster zurückblieb, trat er in den Hungerstreik. Also holte man auch ihn wieder nach Valopo. Es war August und bitter kalt. Seit einem Jahr befanden sie sich nun in Australien, und ihr zweiter Winter hier war doch viel kälter, als es der erste gewesen war. Regen fiel nicht, und die Luft hatte etwas so Raues, dass einem beim Atmen die Lunge weh tat. Auf den Gipfeln des Great Divide, rund 500 Kilometer weiter östlich, lag der Schnee dicker als in vielen Jahren zuvor, doch westlich von Burren Junction war seit den Monsungüssen im vergangenen Sommer kein Regen gefallen. In Yelli sprachen die Leute davon, dass eine Dürre längst schon überfällig sei. Vielleicht war dies der Anfang einer solchen Periode.

Als Enya ihre Mutter sah, überkam sie ein eigenartliches, ein bestürzendes Gefühl, als wäre da eine furchtbare Last, von der sie, das Mädchen, niedergedrückt werde. Vielleicht war dies eine Art Abschied von ihrer Kindheit, zumindest eine Ah-

nung dessen, was es bedeutete, eine Frau zu sein. Von ihrem jetzt mächtigen Leib abgesehen, wirkte Brigit äußerlich zwar unverändert, doch in ihr schien eine tiefgreifende Veränderung vor sich gegangen zu sein. Sie glich einem alten Uhrwerk, das, früher einmal recht präzise arbeitend, mehr und mehr ausgeleiert war, bis es nur mit allerletzter Mühe überhaupt noch in Gang blieb. Jene behände Art, sich zu bewegen, die Enya an ihrer Mutter als so selbstverständlich empfunden hatte, schien endgültig vergangenen Zeiten anzugehören. Mühsam hob Brigit beim Gehen die Füße, und man hätte meinen können, dass die Bewegungen sie nicht nur anstregten, sondern dass sie sich ihren Ablauf jedes Mal von neuem erst wieder bewusst machen müsse. Nichts war ihr anzu merken von Vorfreude auf das Baby. Sie wirkte gleichgültig, manchmal fast apathisch. Mühsam durchmaß sie den ewig gleichen Kreis zwischen Herd, Arbeitstisch und Spülstein. Was sie noch an Kraft besaß, wurde hiervon so vollständig aufgesogen, dass nichts davon übrigblieb, um sich eingehender um den kleinen Roy zu kümmern. Nicht nur, dass sie nichts für seine Erziehung tat, sie ließ ihn praktisch völlig unbeaufsichtigt. Und so stolperte das rothaarige Kerlchen im ganzen Haus umher, und es fiel automatisch Enya zu, bei ihm die Mutter zu vertreten. Ein Opfer war das für sie allerdings ganz und gar nicht. Sie liebte ihn sehr,

und es zeigte sich, dass er, hilfloses Geschöpf, nur zu bereit war, all jene Liebe entgegenzunehmen, die zu geben es sie jetzt drängte. Und so war es dann Enya, nach der er immer rief. Ihren Namen nannte er vor allen anderen, zu ihr streckte er die Arme empor, um von ihr hochgehoben zu werden. Und sie war glücklich, von tiefer Freude erfüllt. Trotz aller Plackerei – Nähen und Stricken und Stopfen, Wäschewaschen und Bügeln, Hühner füttern und noch ein Dutzend Dinge mehr – empfand Enya ihr Leben als sehr angenehm. Nie sprach jemand von Liam. Doch alle sechs Wochen, wenn die Post ausgerufen wurde, hob Brigit den Kopf und wirkte eine Weile wie neu belebt. Etwas später erschien dann Mrs. Miller mit dem, was für die Kellys dabei gewesen war, und wenn sich wieder kein Brief von Liam darunter befand, erlosch Brighits Interesse, ihre schmerzlich gespannte Erwartung. Als sie entbunden wurde, zeigte sich, dass es diesmal gleich zwei Babys waren, Zwillingenbrüder. Sie erhielten die Namen James und Patrick und schienen ganz ihrem Vater nachschlagen zu wollen, nicht nur im Aussehen, sondern auch im Wesen. Es gab zwei Rotschöpfe mehr im Haus, und alle schlossen sie sogleich ins Herz. Nur ihre Mutter zeigte für sie kaum Interesse. Sie nährte sie zwar, gab ihre Milch, aber das war auch alles. Sehr bald gebrauchte man nur noch die Kurzformen der Namen: Jims und Patsy.

Zu ganz besonderen Lieblingen wurden die Zwillinge für die Frauen im Herrenhaus, für die beiden ledigen Dienstmädchen und die verwitwete, kinderlose Haushälterin; sie waren ausgehungert nach jenem Zierlich-Kostbaren, das sich in Babys verkörperte, und Brighit wurde es auf diese eigentümliche Weise leicht gemacht, das Zwillingespärchen fast zu vergessen – es hatte ja drei eifrige Mütter. Als die Jungen ein wenig älter waren, ergab es sich daher gleichsam von selbst, dass sie tagsüber hauptsächlich im Herrenhaus blieben. Unter den Umständen war das praktisch auch das beste, wenn nicht gar die einzige Lösung. Unmöglich hätte sich Enya noch um die beiden kümmern können. Was von ihrer Zeit übrigblieb, gehörte Roy. Er nahm sie ohnehin in Anspruch, wo er nur konnte. In seiner Welt bildete sie den Mittelpunkt. Er wollte niemanden außer Enya, und er hatte niemanden außer Enya.

\*\*\*

Joey Baxter tauschte seine prachtvollen Zugpferde und seinen mächtigen Karren gegen einen Lastwagen ein, und jetzt kam die Post alle vier Wochen, statt alle sechs, doch von Liam war nie etwas dabei, und allmählich verblichen die Erinnerungen an ihn ein wenig, so teuer sie denen, die ihn geliebt hatten und noch liebten, auch sein

mochten. Bei wohl jedem von uns scheint, in einem solchen Fall, ein unbewusster seelischer Heilungsprozess einzusetzen, auch wenn wir uns noch so sehr anstrengen, die Erinnerung an einen Menschen ungeschmälert zu bewahren. Nach und nach verblassten Liams vertraute Züge vor Enyas innerem Auge. Was sie beim Gedanken an ihn vor sich sah, glich dem wirklichen Liam auf ähnliche Weise wie ein zwar erhabenes, doch verschwommenes Christusbild dem wirklichen Jesus. Und was Brigit betraf, so fand sie jetzt, aus der eigentümlichen Entrücktheit ihres Wesens heraus, mehr und mehr zu einem anderen Menschen, dem fortan in besonderem Maße ihre Liebe galt. Das geschah so allmählich und so unauffällig, dass es niemand merkte, ausgenommen jener, auf den sich ihre Liebe jetzt richtete. Verwundern konnte das kaum, war Brigit doch noch nie eine Frau gewesen, die ihre Gefühle demonstrativ bekundete. Dass kein anderer als Kev jetzt gleichsam an Liams Stelle trat, war wohl nur folgerichtig, wenn nicht gar unausweichlich. Von all ihren Kindern ließ sich eigentlich nur von ihm behaupten, dass er ihr nachschlug. Für seinen Vater und seine Brüder bildete er, inzwischen vierzehn, ein genauso großes Rätsel wie früher Liam, doch anders als dieser rief er keine Gereiztheit, keine Feindseligkeit hervor. Ohne sich über irgend etwas zu beklagen, tat er, was man ihm sagte, und arbeitete ge-

nauso hart wie jeder sonst. Sein Haar war zwar rot, seine Haut jedoch dunkler schattiert als die seiner Brüder, mehr zum Mahagonibraun hin. Seine Augen wirkten so klar wie helles, durchsichtiges Wasser, und sie schienen tiefer blicken zu können als andere, bis ganz auf den Grund. Auch war er der einzige von Angus' Söhnen, der ein wirklich stattlicher Mann zu werden versprach. Enya allerdings meinte, »ihr« Roy werde ihn da sicher einmal übertreffen. Im übrigen wusste niemand, was Kevyn eigentlich dachte. Genau wie seine Mutter sprach er nur wenig und behielt seine Gedanken für sich. Er besaß die eigentümliche Fähigkeit, sich gleichsam ganz in sich zurückziehen, so dass ihm schließlich niemand mehr folgen konnte, wie Enya das für sich umschrieb. Pater Cedric drückte das anders aus.

»Das ist ja nicht mehr menschlich mit dem Burschen!« hatte er voll Nachdruck erklärt, als er Kevyn nach dessen Hungerstreik nach Valopo brachte. »Hat er etwa gesagt, dass er wieder nach Hause wollte? Oder dass ihm Enya fehlte? Kein Gedanke! Er hörte ganz einfach auf zu essen und wartete dann, bis es uns zu dämmern begann. Kein einziges Mal hat er den Mund aufgetan, um sich zu beklagen. Und als ich ihn mir schließlich vornahm und ansah, ob er vielleicht nach Hause wollte, da lächelte er nur und nickte!« Irgendwie erschien es allen selbstverständlich, dass Kevyn nicht mit

Angus und mit seinen Brüdern zu den Koppeln hinausreiten würde, obwohl er für eine solche Arbeit jetzt eigentlich alt genug war. Und so blieb er zu Hause, um sich dort nützlich zu machen. Bei drei Babys hatten die Frauen für viele Arbeiten, Holz hacken, melken, den Gemüsegarten in Ordnung halten, einfach nicht die Zeit, und außerdem war er dort als Beschützer von Nutzen. Es konnte nicht schaden, einen Mann zur Hand zu haben, auch wenn es nur ein heranwachsender war. Seine Anwesenheit ließ darauf schließen, dass sich in der Nähe womöglich noch weitere Männer befanden. Mitunter erschienen nämlich unangemeldete Besucher. Derbe Schuhe polterten die Holzterrasse zur Hinterveranda herauf, und eine fremde Stimme fragte: »Hallo! Missus, hätten Sie für 'n Mann vielleicht 'n bisschen was zu futtern?« Hier im Outback gab es erstaunlich viele von ihnen: Tramps mit ihren Wanderbündeln, von Norden kommend, von Queensland, oder vom Süden, von Victoria; Männer, die ihren Job verloren hatten oder denen eine regelmäßige Arbeit zuwider war. Sie zogen es vor, Tausende von Kilometern zu Fuß zurückzulegen auf der Suche nach irgend etwas, von dem nur sie selbst wussten, was es sein mochte. Meist handelte es sich um anständige Kerle, die plötzlich auftauchten, sich den Bauch vollschlugen und das bisschen Tee und Zucker und Mehl in ihr Wanderbündel steckten, den ge-

ringfügigen Proviant, den sie sich erbettelt hatten. Dann verschwanden sie wieder, um weiterzuziehen von Station zu Station, vielleicht in Richtung Barcoola oder auch nach Narrengang. Ihre verbeulten Essgeschirre klapperten, ausgemergelte Hunde liefen geduckt hinter ihnen her. Solche Wanderer zwischen den Welten sah man in Australien fast ausschließlich zu Fuß. Natürlich gab es unter ihnen auch gemeine Kerle, nicht allzu viele allerdings. Sie hielten Ausschau nach Frauen, deren Männer fort waren – auf Raub gingen sie aus, nicht auf Vergewaltigung. Und so hielt Brigit in einer Ecke der Küche, wo die Babys nicht heran gelangen konnten, eine geladene Flinte bereit. Tauchte ein unvermuteter Besucher auf, so blieb sie in der Nähe der Waffe, bis sie sicher war, den Unbekannten richtig eingeschätzt zu haben. Als Kevyn dann sein Wächteramt im Haus antrat, war sie froh, die Flinte ihm überlassen zu können. Nicht bei allen Besuchern handelte es sich um Tramps. Da war zum Beispiel auch der Watkins-Mann in seinem alten Ford, Modell T, der so gut wie alles mit sich führte, was irgendwer brauchen konnte, angefangen bei Pferde-Liniment bis hin zu zart duftender Seife, die denn doch ganz anders war als das hausgemachte Zeug, das Brigit selbst herstellte. Auch Lavendelwasser hatte er und Eau de Cologne und alle möglichen Puder und Cremes für von der Sonne ausgedörrte Gesichter. Es gab

Dinge, die man von keinem anderen gekauft hätte als von dem Watkins-Mann. Ganz überragend war seine Heilsalbe, besser als alles, was man sonst in dieser Art bekam, selbst auf das Rezept eines Arztes. Sie heilte den blutigen Riss im Fell eines Arbeitshundes ebenso sicher wie etwa ein Geschwür am Schienbein eines Menschen. Wann immer der Watkins-Mann irgendwo in einer Küche auftauchte, scharten sich die Frauen um ihn und warteten begierig darauf, dass er seinen Warenkorb öffnete. Aber es gab noch andere Händler. Sie kamen zwar weniger regelmäßig in die Behausungen der Stationsarbeiter, waren jedoch genauso willkommen. Von ihnen konnte man, statt der sonst gewohnten selbstgedrehten, richtige Zigaretten kaufen und auch ganz feudale Tabakpfeifen, komplette Stoffballen und sogar furchtbar verführerische Unterwäsche sowie üppig bebänderte Korsetts. Sie waren nach allem so ausgehungert, die Frauen vom Outback. Das ganze Jahr fuhren sie vielleicht ein- oder zweimal zum Einkauf in die nächste Stadt, und auch dort gab es nichts, was sich irgendwie mit den verlockenden Geschäften in Sydney vergleichen ließ, keine Spur von der neuesten Mode, keine Musterexemplare von weiblichem »Putz«. Das Leben hier, es schien fast nur aus Staub und aus Fliegen zu bestehen. Seit langem hatte es nicht mehr geregnet, nicht einmal ein kurzer Schauer war niedergegangen, der den Staub

gebändigt und die Fliegen ersäuft hätte. Denn je weniger Regen, desto mehr Fliegen, desto mehr Staub. Von jeder Zimmerdecke hingen spiralenförmig sacht sich drehende Fliegenfänger herab, klebriges Papier, das noch am selben Tag, da man es aufhängte, schwarz war von winzigen Insektenkörpern. Nahrungsmittel jeglicher Art mussten jeden Augenblick zugedeckt sein, weil sie sonst sofort zu einem Tummelplatz für wahre Fliegenmassen wurden. Keine Rettung gab es vor dem Fliegendreck, zahllose winzige Pünktchen, die, Mehltau gleich, alles befallen zu haben schienen, die Möbel, die Wände, den Kalender aus dem Yellingbone General Store. Und dann – o Gott, der Staub! Ihm konnte man einfach nicht entkommen, nicht diesem feinkörnigen braunen Puder, das in alles drang, selbst in fest verschlossene Behälter. Alles machte er trüb, alles machte er rau, frisch gewaschenes Haar, frisch gesäuberte Haut. In den Falten der Vorhänge und auch der Kleider setzte er sich fest. Auf Tischplatten bildete er eine Schicht, und wischte man ihn fort, so ließ er sich praktisch im Handumdrehen wieder darauf nieder. Auf den Fußböden lag er mehr oder minder fingerdick – an Schuhen und Stiefeln haftend und achtlos hereingeschleppt, vom heißen, trockenen Wind durch offene Türen und Fenster herein geweht. Es blieb Bright gar nichts anderes übrig: Sie musste ihre Perser wieder zusammenrollen,

und Kevyn nagelte statt dessen das Linoleum fest, das seine Mutter in Yelli gekauft hatte. In der Küche, wo naturgemäß immer der größte Betrieb herrschte, war der Fußboden aus Teakbrettern geradezu knochenbleich gescheuert von Drahtbürste und Schmierseife. Bright und Enya bestreuten ihn regelmäßig mit Sägemehl, das Kevyn vom Holzplatz holte, sprenkelten dann möglichst wenige Tropfen des kostbaren Wassers darauf und fegten die feuchte, scharf riechende Masse durch die Tür hinaus und über die Veranda zum Gemüsegarten hinab, wo sie dann, sich zersetzend, mitwirken konnte, Kompost zu bilden. Doch man wurde ihn nicht los, den Staub, nicht für lange. Schließlich trocknete der Creek so weit aus, dass er nur noch eine Reihe von Wasserlöchern bildete, und jetzt konnte man von dort kein Wasser mehr hoch pumpen für die Küche oder das Bad. Kevyn fuhr mit dem Tanklaster hinaus zum artesischen Brunnen und kehrte mit einer vollen Wasserladung zurück, die er in einen der leeren Regentanks füllte. Die Frauen mussten sich an diese scheußliche Flüssigkeit auf Geschirr und Wäsche und Körper erst gewöhnen; im Vergleich dazu war das schlammige Wasser des Creek geradezu eine Offenbarung. Sorgfältig musste das nach Schwefel und sonstwas riechende Zeug aus dem artesischen Brunnen vom Geschirr wieder abgewischt werden, und wenn man sich das Haar damit wusch, wurde es

stumpf und rau wie Stroh. Das wenige Regenwasser, das sie noch hatten, wurde ausschließlich zum Trinken und Kochen verwendet.

Pater Cedric beobachtete Enya mit liebevollen Blicken. Sie bürstete Patsy den roten Lockenkopf, während Jims brav danebenstand und wartete, bis die Reihe an ihn kam. Beide Augenpaare, helles, leuchtendes Blau, waren bewundernd auf die Schwester gerichtet, die sie umsorgte wie eine kleine Mutter. Das musste so ein angeborener Instinkt sein, überlegte der Priester, etwas, das untrennbar zur weiblichen Natur gehörte und bereits im kleinen Mädchen wirksam wurde und nicht erst in der erwachsenen Frau. Denn sonst hätte Enya das Bürsten und Kämmen zweifellos als leidige Pflicht, als Arbeit angesehen, doch es machte ihr offenkundig viel Vergnügen. Eine Weile sah er ihr aufmerksam zu, doch dann schienen sich seine Gedanken auf etwas anderes zu richten. Er klatschte mit der Reitpeitsche gegen seine staubigen Stiefel und blickte über die Veranda hinweg in Richtung Herrenhaus, das praktisch hinter seinen Eukalyptusbäumen und Klettergewächsen verborgen lag. Eine Frage stellte sich ihm, wieder und wieder, bohrend: Was führte sie im Schilde, die alte Spinne dort drüben, die in der Mitte ihres Netzes lauerte.

»Pater, du guckst ja gar nicht!« sagte Enya vorwurfsvoll.

»Tut mir leid, Enya. Ich war gerade in Gedanken.« Er wandte sich wieder ihr zu. Sie hatte jetzt auch Jims' Haare gebürstet, und alle drei standen sie nun nebeneinander und sahen ihn erwartungsvoll an. Er hob die beiden Zwillinge hoch und setzte sie sich, den einen links, den anderen rechts, auf die Hüften. »Gehen wir doch eure Tante Jennyfer besuchen, was meint ihr?« Enya trug seine Reitpeitsche und führte am Zügel seine Stute hinter ihm her, während er mühelos und offenbar mit Vergnügen die beiden Zwillinge hielt, über die ganze, ein bis zwei Kilometer lange Strecke. Am Kochhaus übergab er sie dann der freudestrahlenden Mrs. Miller und ging, mit Enya an seiner Seite, den Weg zum Herrenhaus hinauf. Jennyfer Ryan saß in ihrem Ohrensessel, von dem sie sich jetzt kaum noch weg rührte. Angus hatte sich als tüchtig genug erwiesen, alles zu beaufsichtigen, sie konnte sich diese Mühe also ersparen. Als der Pater mit Enya eintrat, ihre Hand in der seinen, starrte Jennyfer Ryan das Mädchen mit einem so scharfen und funkelnden Blick an, dass dieses die Augen zu Boden schlug. Der Priester fühlte, wie sich Enyas Pulsschlag beschleunigte, und suchte sie durch einen sachten Druck seiner Finger zu beschwichtigen. Sie knickte kurz vor ihrer Tante, murmelte etwas Unverständliches zur Begrüßung.

»Geh in die Küche, Mädchen, und trinke mit Mrs. Miller deinen Tee«, sagte Jennyfer Ryan schroff.

»Warum mögen Sie sie nicht?« fragte Pater Cedric, als Enya verschwunden war und er sich in seinem alt angestammten Sessel niederließ.

»Weil Sie sie mögen«, erwiderte sie.

»Na, nun hören Sie aber auf!« Doch sie hatte es tatsächlich fertiggebracht, ihn für Sekunden um Worte verlegen zu machen.

»Sie ist nur so eine Art Mündel.«

»Das ist es nicht, was Sie in ihr sehen, das wissen Sie so gut wie ich.« Aus seinen schönen blauen Augen traf sie ein sardonischer Blick. Jetzt fühlte er sich wieder selbstsicher. »Glauben Sie, dass ich mich an kleinen Kindern vergreife? Ich bin schließlich ein Priester.«

»Zuallererst einmal sind Sie ein Mann, Cedric Stuart! Dass Sie ein Priester sind, gibt Ihnen nur das Gefühl, Sie seien gegen gewisse Versuchungen gefeit, das ist alles.« Er lachte, verduzt. Heute schien sie gegen ihn die Oberhand zu behalten, als hätte sie in seinem Panzer eine Blöße entdeckt, durch die sie eindringen könne mit ihrem Spinnengift. Außerdem: War er noch der, der er vor einem Jahr, oder auch nur einem halben, gewesen war? Hatte er sich nicht geändert? Abgefunden mit dem Schicksal, das ihn nach Yellingbone ver-

bannte? War das Feuer in ihm nicht inzwischen erloschen? Oder brannte es jetzt für anderes?

»Ich bin kein Mann«, sagte er. »Ich bin ein Priester ... Vielleicht ist es die Hitze, der Staub und die Fliegen ... Aber ich bin kein Mann, Jennyfer, ich bin ein Priester.«

»Oh, Cedric, wie haben Sie sich doch verändert!« spottete sie. »Das kann doch nicht Kardinal Stuart sein, dessen Stimme ich da höre!«

»Erstens«, sagte er, »glaube ich nicht, dass es möglich wäre. Und zweitens glaube ich nicht, dass ich es noch will.« Sie begann zu lachen und beobachtete ihn aufmerksam, während sie auf ihrem Sessel mit dem Oberkörper nach vorn wippte und wieder zurück.

»Wirklich nicht, Cedric? Wirklich nicht? Nun, ich, und eine mich stärkende Kraft, von der sie nicht den leisesten Schimmer haben, werden Sie noch ein bisschen schmoren lassen, aber keine Sorge, Ihr Tag kommt schon noch. Nicht gleich, gewiss nicht. Das kann noch zwei oder auch drei Jahre dauern. Aber kommen wird er, Ihr Tag. Ich werde wie der Teufel sein und Ihnen anbieten ... Genug gesagt! Aber zweifeln Sie nicht daran, dass ich dafür sorgen werde, dass Sie sich krümmen und winden. Sie sind der faszinierendste Mann, dem ich je begegnet bin. Sie schleudern uns Ihre Schönheit ins Gesicht, und Sie verachten uns dabei wegen unserer Narrheit. Aber ich werde Sie

mit Hilfe Ihrer eigenen Schwächen an die Wand nageln und dafür sorgen, dass Sie sich fühlen wie eine angemalte Hure. Zweifelnd Sie daran?« Lächelnd lehnte er sich zurück.

»Ich bezweifle nicht, dass Sie es versuchen werden. Allerdings glaube ich nicht, dass Sie mich so gut kennen, wie Sie meinen.«

»Nein? Nun, die Zeit wird es weisen, Cedric, und nur die Zeit. Ich werde alt, mir ist nichts geblieben als eben dies – Zeit.«

»Und was glauben Sie, was ich im Überfluss habe?« fragte er. »Zeit, Jennyfer, nichts als Zeit. Zeit und Staub und Fliegen.«

\*\*\*

Am Himmel häuften sich die Wolken, und Angus begann auf Regen zu hoffen.

»Trockene Stürme«, sagte Jennyfer Ryan. »Das bringt uns keinen Regen. Wir werden noch lange, noch sehr lange auf Regen warten müssen.« Wenn die Kellys geglaubt hatten, das australische Klima längst von seiner härtesten Seite zu kennen, so sahen sie sich jetzt eines Besseren, nein, eines Schlimmeren belehrt. Eine Dürre, vor allem eine Dürre dieses Ausmaßes, und dazu die sogenannten »trockenen Stürme«, das kannten sie bisher nicht. Die weiten Ebenen und der weite Himmel, jeglicher besänftigenden Feuchtigkeit beraubt, schie-

nen sich trocken aneinander zu reiben, die mürbe Erde und die wie ausgelaugte Luft jedenfalls, und mehr und mehr staute sich auf, was sich wohl nur noch in einer ungeheuren gewaltsamen Entladung von Energie lösen konnte. Der Himmel sackte gleichsam tiefer, und es wurde so dunkel, dass Bright im Haus die Lampen anmachen musste. Die Pferde in ihren Einzäunungen zitterten und zuckten beim leisesten Geräusch. Die Hühner hockten sich auf ihre Stange und duckten den Kopf auf die Brust. Die Hunde knurrten, kläfften, bissen einander. Die Schweine, die auf dem Abfallplatz herumschnüffelten, wühlten sich mit ihren Schnauzen in den Staub und schienen aus verdrehten Augen zu spähen. Was dort herauf dräute, erfüllte jede lebende Kreatur mit Furcht: Ungeheure Wolken verschluckten die Sonne, saugten sie völlig in sich auf, und jetzt schien dort oben alles bereit, vernichtenden Gluthauch gegen die Erde zu speien. Donner rollte, fern noch. Am Horizont zuckte es auf. Weiße Ballen blähten sich, mit harten Rändern, scharf kontrastierend zum Mitternachtsblau dahinter. Ein brüllender Sturm schaufelte Sand auf und schleuderte ihn wieder von sich fort. Wie ätzend drangen Staubkörner in Augen und Ohren und Mund. Jetzt dachte man nicht mehr daran, dies mit dem Zorn des alttestamentarischen Gottes zu vergleichen. Dies war der Zorn Jehovas, den man durchlebte. Der Donner,

immer näher nun, dröhnte mit einer so ungeheuren Gewalt, dass man glauben konnte, die Erde werde zerspalten. Und doch, nach einer Weile gewöhnten sich die Kellys, alle im Haus versammelt, ein wenig daran, zumindest fassten sie genügend Mut, sich auf die Veranda zu wagen und, über den Creek hinweg, zu den fernen Koppeln zu spähen. Vielfach gezackt zuckten Blitze herab, standen als mannigfaltig verästeltes Aderwerk für Sekundenbruchteile am Himmel, oder eher: schienen auf eine absurde und phantastische Weise Verstecken zu spielen, vor, über, hinter und zwischen Wolken und Wolkenballen. Ein unheimliches, nicht irdisches Glühen breitete sich in der Luft aus, und diese Luft war nicht länger unsichtbar. Sie brannte, brannte von innen her in einem Feuer, das ein liches Rot und Lila und ein schwefliges Gelb war und einen eigentümlichen Duft zu verströmen schien, eine Art flüchtiges, nicht näher zu definierendes Parfüm. Die Bäume flimmerten, das rote Haar der Kellys war umkränzt von Feuerzungen, und auf ihren Armen standen überall steif die Härchen hoch. Den ganzen Nachmittag über hielt das Schauspiel an, und erst gegen Sonnenuntergang verblich alles mehr und mehr, und zwar zunächst in östlicher Richtung. Sie waren gleichsam entlassen aus dem furchtbaren Bann, doch sie blieben erregt, gereizt, und keinesfalls beschwichtigt. Kein einziger Tropfen Regen war gefallen.

Dennoch erfüllte sie das Gefühl, gestorben zu sein, um wiedergeboren zu werden. Sie lebten, ja, sie lebten. Sie hatten diesen sonderbaren Koller der Atmosphäre, des Klimas heil überstanden. Die ganze folgende Woche sprachen sie von nichts anderem.

»Wir werden noch viel mehr bekommen«, sagte Jennyfer Ryan gelangweilt. Sie bekamen noch viel mehr. Der trockene Winter brachte eine Kälte, wie man sie, ohne Schnee, nie und nimmer erwartet hätte. Nachts froh der Boden mehrere Zentimeter tief, und die Hunde kauerten zitternd in ihren Zwingern. Sie bekamen Kängurufleisch und Fettbatzen von geschlachtetem Vieh. Das war für sie bei dieser Kälte das beste Fressen. Bei den Kellys gab es jetzt, statt des ewigen Hammel und nochmal Hammel, endlich Rind und Schweinefleisch, und im Haus wurde geheizt: prasselnde Feuer in Ofen und Herd. Die Männer konnten nun nachts nicht mehr so einfach auf den Koppeln bleiben, denn dort froren sie. Und so kamen sie also, wenn irgend möglich, abends nach Hause. Zu den wenigen, die Grund hatten, sich über die niedrigeren Temperaturen zu freuen, gehörten die Schafscherer, als sie diesmal zur Schur anrückten. Sie wurden mit der Arbeit schneller fertig und schwitzten nicht so fürchterlich. Um jeden der Schurstände in der großen Halle war der Fußboden in einem bestimmten Umkreis deutlich heller als im übrigen

Teil. Dort hatte der Arbeitsschweiß der Scherer über einen Zeitraum von fünfzig Jahren hinweg die Bodenbretter ausgebleicht. Die Überschwemmung schien inzwischen eine Ewigkeit her zu sein. Dennoch war es ihr zu verdanken, dass es noch Gras gab. Allerdings: Es wurde immer spärlicher, auf wahrhaft bedrohliche Weise spärlicher. Tag für Tag blieb der Himmel bewölkt, und das Licht war trüb. Traurig heulte der Wind über die Koppeln hinweg und wirbelte braune Staubschleier vor sich her, und aus einiger Entfernung sah dieses Schauspiel so aus, dass man immer und immer wieder meinte, jetzt endlich sei der langersehnte Regen da, dort regne es sich ab. Durch das zerfetzte, wie aufgefaserte Staubgewölk konnte man sich tatsächlich leicht täuschen lassen. Die Kinder bekamen Frostbeulen an den Fingern. Ihre Lippen wirkten schorfig, platzten auf, wenn sie lachten oder auch nur lächelten. Besonders an den Füßen scheuerte sich die ausgetrocknete Haut leicht blutig, und mit äußerster Behutsamkeit musste man sich die Strümpfe ausziehen. So scharf und kalt blies der Wind, dass man draußen zu spüren meinte, wie er einem geradezu das Gesicht zerschnitt. Aber auch im Haus war man nicht wirklich geschützt, denn nach ihrer Bauweise sollten die Häuser hier möglichst jeden Hauch hindurch lassen – bei unerträglicher Hitze gewiss eine gute und notwendige Idee. Doch jetzt führte

das dazu, dass man in eiskalten Zimmern schlafen musste. Wenn sie sich zu waschen hatten, warteten die Kinder geduldig, ob Mum nicht ein wenig heißes Wasser aus dem großen Kessel für sie erübrigte, denn sonst froren sie dabei so sehr, dass sie mit den Zähnen klapperten.

Eines Tages begann der kleine Roy zu husten. Keuchend ging sein Atem. Sein Zustand verschlimmerte sich rasch. Brigit machte um seine Brust einen heißen Breiumschlag, doch das schien ihm kaum Erleichterung zu bringen. Im Laufe des Tages ging es ihm immer schlechter, und Brigit saß bei ihm und betete sogar stumm »Vater unser, der du bist ...« und »Gegrüßet seist du, Maria«, unaufhörlich. Als dann abends um sechs Angus kam, konnte er den keuchenden Atem des kranken Kindes schon auf der Veranda hören. Die Lippen des kleinen Roy waren blau verfärbt. Sofort machte Angus sich zum Herrenhaus auf, um von dort zu telefonieren. Doch der Arzt war weit entfernt, über sechzig Kilometer, und gerade auf Krankenbesuch. So erhitzen sie Schwefel und ließen den kleinen Roy die aufsteigenden Dünste vorsichtig einatmen, damit sich der Schleim löse, der ihn fast zu ersticken drohte. Doch er hatte einfach nicht die Kraft, das ihn so sehr Störende und Quälende richtig abzuhusten. Immer blauer wurde sein Gesicht, immer krampfartiger sein Atem. Enya saß bei ihm, hielt seinen von unbarmherzi-

gen Stößen gefolterten Körper, betete ebenfalls, doch auf ihre ganz eigene Weise. War sie nicht seine Mutter? Wenn sie nur eine erwachsene Mutter wäre, eine richtige Frau wie Brigit, dann würde sie auch irgendwie die Kraft und die Macht besitzen, ihn zu heilen. Brigit konnte ihn nicht heilen, weil sie nicht seine Mutter war. Verwirrt und verängstigt hielt sie den von Stößen gequälten kleinen Körper mit ihren Armen umschlungen, versuchte, dem Kleinen auf diese Weise beim Atmen zu helfen. Der Gedanke, dass er sterben könne, kam ihr nicht, nicht einmal als Brigit und Angus beim Bett niederknieten und zu beten begannen, weil dies das einzige war, was sie noch tun konnten. Gegen Mitternacht löste Angus dann Enyas Arm vom Körper des kleinen Roy, der jetzt sehr still lag. Enya öffnete hastig die Augen. Da das Kind nicht mehr keuchend und mit stoßender, krampfender Brust um Atem rang, war sie vor Erschöpfung eingeschlafen.

»Daddy«, sagte sie, »es geht ihm besser!« Doch der Vater schüttelte den Kopf. Wie eingeschrumpft wirkte er, alles an Angus erschien auf einmal alt. Im Schein der Lampe erkannte man deutlich die weißen Strähnen in seinem Haar und im wochenalten Bart.

»Nein, Enya, es geht ihm nicht besser, nicht so, wie du meinst. Aber er hat jetzt seinen Frieden. Er

ist zu Gott gegangen und spürt keine Schmerzen mehr.«

»Daddy meint, dass er tot ist«, sagte Brighit mit tonloser Stimme.

»Oh, Daddy, nein! Er kann doch nicht tot sein!« Doch er war tot. Jetzt erkannte Enya es sofort, obwohl der kleine Roy der erste Tote war, den sie in ihrem Leben sah. Nicht wie ein Kind wirkte er auf einmal, eher wie eine Puppe. Sie erhob sich und ging in die Küche, wo die Jungs, in einer Art nächtlicher Wache, um das Herdfeuer saßen. Auch Mrs. Miller war da. Auf einem harten Stuhl sitzend, behielt sie sorgfältig die winzigen Zwillinge im Auge, deren Bettchen, der Wärme halber, in die Küche gestellt worden war.

»Roy ist tot«, sagte Enya. Kevyn hob den Kopf. Sein Blick schien zurückzukehren wie aus weiter Ferne.

»Es ist besser so«, sagte er. »Denke an den Frieden.« Als Brighit in der Diele erschien, ging er sofort zu ihr. »Mum, du musst müde sein. Komm und leg‘ dich hin. Ich mach‘ in deinem Zimmer den Ofen an. Komm jetzt nur, leg‘ dich hin.« Brighit folgte ihm ohne ein Wort. Colin stand auf und trat auf die Veranda hinaus. Nach einer Weile schlossen sich ihm die anderen Jungen an. Angus blieb unsichtbar. Wo mochte er sein? Noch bei dem toten Kind? Mrs. Miller holte den Kinderwagen von seinem Platz auf der Veranda und legte

behutsam die schlafenden Zwillinge hinein. Sie blickte zu Enya, Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Enya, ich gehe zum großen Haus zurück und nehme Jims und Patsy mit. Am Morgen bin ich wieder hier, aber es ist das beste, wenn die Babys fürs erste bei Feena und Daisy und mir bleiben. Sag das deiner Mutter.« Enya setzte sich auf einen Stuhl, faltete die Hände auf dem Schoß. Roy, den sie so geliebt und umsorgt hatte, war tot. Ihr Roy war tot. Noch konnte sie die Wärme und den Druck des kleinen Körpers an ihrer Brust spüren, so unmittelbar wirkte jetzt die Erinnerung. Und es war furchtbar, zu wissen, dass das nie wieder so sein würde. Wenige, aber magisch glückliche Jahre hatte sie ihn umhegt, hatte ihn zahllose Male in ihren Armen gehalten, und jetzt ... Sie weinte nicht. Sie war nicht mehr das Kind, das in Tränen so ohne weiteres Befreiung und Erlösung finden konnte, das sich ausweinte bei irgendeinem Kummer, um Daphne, oder wegen einer Wunde in der so leicht verletzlichen Kinderseele. Hiermit musste sie anders fertig werden, und wirklich loswerden würde sie es nie. Hier half ihr nur jener Wille, der bei manchen sehr stark ist und bei anderen weniger. Enyas Überlebenswille war wie eine Stahltrosse, gleichermaßen biegsam und belastbar.

Als Pater Cedric zusammen mit dem Arzt eintraf, sah er sie so sitzen: sehr still, die Hände auf

dem Schoß gefaltet. Sie deutete auf die Tür des Zimmers, in dem das tote Kind lag, machte jedoch keine Anstalten, den beiden Männern zu folgen. Es dauerte lange, bis der Priester Zeit fand, das zu tun, was er am liebsten sofort getan hätte, als Jennyfer Ryans Anruf ihn im Pfarrhaus erreichte: zu Enya zu eilen und ganz einfach für sie da zu sein. Wie viel der kleine Roy ihr bedeutet hatte, ahnte außer ihm wohl kaum jemand. Doch zunächst blieb ihm manches andere zu tun: das Spenden der Sterbesakramente, für den Fall, dass die Seele den Körper noch nicht verlassen hatte; die Spende von Trost und die Erteilung praktischer Ratschläge für Bright und für Angus. Der Arzt war inzwischen wieder verschwunden, bedrückt zwar, aber doch seit langem daran gewöhnt, dass es in dem riesigen Gebiet, wo er Menschen zu betreuen hatte, häufiger zu Tragödien kam als anderswo. Allzu groß waren die Entfernungen, allzu weit entfernt waren die Patienten oft nicht nur vom Arzt, sondern auch vom Krankenhaus und vom geschulten Pflegepersonal. Es war ein Teil des Schicksals, das diese Menschen hier auf sich genommen hatten. Auf dem Totenschein hatte er vermerkt, das Kind sei an »Krupp« gestorben, an Kehlkopf-Diphtherie. Als amtlicher Befund bewies diese Krankheit öfter ihren Nutzen.

Pater Cedric war jetzt soweit mit allem fertig. Angus hatte sich inzwischen ins Schlafzimmer zu-

rückgezogen und lag neben Brigit, ihre Hand in der seinen. Keine Lampe brannte, doch unverwandt blieb ihr Bück auf die Gestalt gerichtet, die trotz der Kälte auf dem Fußboden ausgestreckt war: Kevyn, der nicht von ihrer Seite wich. Im trüben Licht des nächtlichen Himmels konnte sie das Profil ihres Sohnes erkennen, das überaus klare Profil, das so sehr ihrem eigenen glich. Colin und die anderen Jungs waren zur Tischlerwerkstatt gegangen, wo sie damit begonnen hatten, einen kleinen Sarg zu zimmern. Fünf Uhr früh: Verschlafen räkelte sich hier und dort ein Hahn, doch bis es hell wurde, brauchte es noch eine Weile. Der Priester trat in die Küche. Noch hing um seinen Hals die purpurne Stola, er hatte ganz einfach vergessen, sie wieder abzunehmen. Er ging zum Herd, schürte das Feuer auf, legte neue Scheite hinzu. Die Lampe auf dem Tisch verbreitete einen grellen Schein, er drehte sie ein wenig herunter. Dann setzte er sich auf eine Holzbank, Enya unmittelbar gegenüber. Er betrachtete sie. Wie sehr sie doch gewachsen zu sein schien, nicht nur körperlich. Es war, als wäre sie in Siebenmeilenstiefel geschlüpft und drohe, ihn weit hinter sich zu lassen. Stärker denn je empfand er seine eigene Unzulänglichkeit, spürte noch tiefer jenen ewig nagenden Zweifel an seinem Mut. Nur: Wovor hatte er eigentlich Angst? Welche Gefahr oder Probe fürchtete er, nicht bestehen zu können? An-

dere Menschen flößten ihm keinen Schrecken ein, doch in ihm selbst, da war manchmal so etwas wie ein Zusammen-Schauern, eine Furcht vor dem, was unversehens in ihm emportauchen zu wollen schien, Namenloses bis jetzt, noch nicht ins Bewusstsein gehoben. Enya hingegen, acht-Jahre jünger als er, wirkte weit weniger anfällig, sie erschien ihm trotz ihrer Jugend gereifter als er selbst. Nicht dass sie eine Heilige gewesen wäre, wirklich nicht. Sie war nicht einmal anders als die meisten Menschen, außer in einem Punkt: Sie besaß eine besondere Gabe – oder war es ein Fluch? Vielleicht so etwas wie mystisch keltische Magie? –, als unabänderlich hinzunehmen, was immer auch geschehen mochte, dadurch eher noch stärker zu werden, zumindest nicht daran zugrunde zu gehen. Wie und wodurch hatte sie das gelernt? War so etwas überhaupt erlernbar? Doch halt! Sah er das alles nicht nur in sie hinein? War dieses Bild, das er sich von ihr machte, vielleicht ausschließlich ein Produkt seiner Phantasie?

»Oh, Enya«, sagte er hilflos. Sie sah ihn an, und etwas Eigentümliches geschah. Sie lächelte, und dieses Lächeln wuchs gleichsam aus ihrem Schmerz heraus und war so voll überflutender, voll wirklich rückhaltloser Liebe, wie es wohl nur sein konnte, weil sie, in ihrer Welt, noch nichts wusste von den Beengungen und Beschränkungen, denen eine erwachsene Frau unterlag. Plötz-

lich würgte es ihn in der Kehle. Das Bewusstsein, so geliebt zu werden, erschütterte ihn tief, mehr noch, es verzehrte ihn fast und stachelte ihn auf zu einem Wunsch an jenen Gott, dessen Existenz er mitunter anzweifelte, dass der Schöpfer ihn, Cedric Stuart, einen anderen sein lassen möge als eben Cedric Stuart. War es vielleicht dies, das Namenlose, Unbekannte? O Gott, warum liebte er sie nur so sehr? Doch wie immer gab niemand ihm Antwort, und Enya saß sehr still und lächelte ihn an.

\*\*\*

Im Morgengrauen stand Brigit auf und machte Frühstück, wobei Kevyn ihr half. Dann kam Mrs. Miller mit Feena und Daisy, und die vier Frauen standen am Herd zusammen und sprachen miteinander in monotonem Flüsterton, durch gemeinsame Trauer vereint, was weder Enya noch der Priester begriffen. Nach dem Frühstück machte sich Enya daran, den kleinen Sarg, den die Jungs gezimmert hatten, mit Satin auszukleiden – weißer Satin, der von einem längst aus der Mode gekommenen Abendkleid stammte. Brigit hatte ihrer Tochter den Stoff wortlos in die Hände gedrückt. Während Pater Cedric eine Art polsterndes Unterfutter im Sarg befestigte, schnitt Enya aus dem Satinkleid die passenden Stücke zurecht und

nähte sie auf der Nähmaschine zusammen. So dann brachten beide gemeinsam mit Hilfe von Reißzwecken den weißen Satin im Sarg an. Brigit zog ihrem toten Kind seinen besten Samtanzug an, kämmte ihm das Haar und legte den Körper in das weiche, nestartige Innere des Sarges, wo es nach ihr roch und nicht nach Enya, die doch die Mutter gewesen war. Angus schloss den Sargdeckel, weinend. Roy war das erste seiner Kinder, das er verlor. Seit Jahren schon diente der Empfangsraum auf Valopo als Kapelle. Am einen Ende hatte man einen Altar errichtet. Mit goldenem Stoff war er drapiert, für die Summe von eintausend Pfund von den Nonnen von St. Maria d'Urso für Jennyfer Ryan bestickt und jetzt von Mrs. Miller mit Blumen geschmückt wie überhaupt der ganze Raum: mit Winterblumen aus den Gärten von Valopo, auch späten Rosen und Wallflowers und anderem mehr. In makellos weißer Albe und schwarzer, völlig schmuckloser Kasel hielt Pater Cedric die Totenmesse. Wie die meisten großen Outback-Stationen begrub auch Valopo seine Toten auf eigenem Land. Der Friedhof befand sich jenseits der Gärten an den von Weiden gesäumten Ufern des Creek. Weiß gestrichenes, gusseisernes Geländer umgab ihn und zudem ein Rasenstreifen, der selbst jetzt noch grün war, denn er wurde aus den Tanks der Homestead bewässert. Hier auf diesem Friedhof lagen auch Donovan Ryan und sein

kleiner, früh verstorbener Sohn, lagen in einem imposanten Grabgewölbe aus Marmor, das gleichsam gekrönt war von einem lebensgroßen Engel, der mit gezücktem Schwert ihre Ruhe bewachte. Doch rings um das Mausoleum gab es etwa ein Dutzend einfacher Grabstellen. Markiert wurden sie von glatten weißen Kreuzen mit den Namen derer, die dort bestattet waren. Manche trugen nicht einmal einen Namen: Ein Schafscherer war bei einer blutigen Prügelei ums Leben gekommen, ob er Verwandte hatte, wusste man nicht; für zwei oder drei Tramps war die Viehstation zur letzten Station auf dieser Erde geworden; im Erdboden einer Koppel hatte man menschliche Gebeine gefunden und hier zur Ruhe gebettet: Mann, Frau? – niemand wusste es; aber auch Donovan Ryans chinesischer Koch lag hier, und über seinen irdischen Überresten stand ein zierlicher, scharlachroter Schirm mit winzigen Glöckchen, die unaufhörlich voll Trauer seinen Namen zu bimmeln schienen, Hee Sing, Hee Sing, Hee Sing; und dann ruhte dort auch der Viehtreiber, auf dessen Kreuz nur stand: TANKSTAND-CHARLIE, ER WAR EIN GUTER KERL, und noch mehr lagen da. Doch für Roy, der immerhin ein Neffe der Besitzerin gewesen war, schickte sich eine solche Einfachheit nicht so ganz; und so wurde der Sarg hinaus aus der Kapelle über den Rasen, vorbei am Geister-Eukalyptus, den Rosen, den Pfefferbäumen,

zum Friedhof getragen, und im Grabgewölbe auf eine Art Seitensockel gestellt, bevor man wieder fest die schön gearbeiteten Bronzetüren schloss. Schlafe, kleiner Roy, schlafe. Nur die Guten nimmt Gott so früh zu sich. Warum trauern wir? Ist es nicht ein Glück, dieser Welt so bald schon zu entkommen? Vielleicht ist eben das die Hölle: bis in alle Ewigkeit so leiden zu müssen wie auf Erden. Vielleicht erleiden wir in unserem irdischen Leben schon die Hölle? Fragen über Fragen konnten sich einem stellen – vor allem beim Tod eines so jungen Menschen.

Die Totenmesse hatte Pater Cedric gehalten, und dennoch fühlte sich Enya, während seine Worte in ihre Ohren drangen, die ganze Zeit, als wäre sie besinnungslos. Pater Cedric breitete seine Hände segnend aus und sagte, was in Gottes Namen zu sagen war bis es »In Nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti ...« hieß. Und vorn, in einem schlichten kleinen Sarg, der nicht mit Bleiplatten, aber mit viel Liebe ausgekleidet worden war, lag der kleine Roy, und Rosen häuften sich über ihm. »Sanctus ... Sanctus ... Sanctus ... Nicht du bist es, kleiner Roy, der unglücklich ist, sondern wir hier, wir Hinterbliebenen. Habe Mitleid mit uns, und wenn unsere Zeit kommt, dann hilf. »Ite, Missa est... Requiescat in pace ...«

\*\*\*

Eine Zeitlang sprachen alle viel von Roy, dann erwähnten sie seinen Namen nur noch nebenbei. Enya verschloss ihren Schmerz in sich. Vieles daran war noch von jener Verzweiflung, wie Kinder sie erleben, rätselhaft, geheimnisvoll, ins Ungeheure vergrößert. Gleichzeitig jedoch half ihr eben ihre Jugend, den Schmerz unter Alltagsereignissen gleichsam zu verschütten, ihn zumindest in seinen grenzenlos scheinenden Dimensionen zu verringern. Was die anderen betraf ... Von ihren Brüdern war einzig Colin wohl alt genug, um den Tod des kleinen Roy wirklich als Verlust zu empfinden. Angus trauerte sehr um seinen dahingegangenen Sohn, doch niemand wusste, ob Brigit nun Gram empfand oder nicht. Sie schien sich innerlich immer mehr von Mann und Kindern zu entfernen, schien überhaupt kaum noch irgendwelcher Gefühle fähig zu sein. Um so dankbarer war Angus dafür, dass Kev sich so um seine Mutter kümmerte und es mit einer so überaus ernsten, fast feierlichen Zärtlichkeit tat. Nur Angus wusste, wie Brigit ihn angeblickt hatte an jenem Tag, an dem er ohne Liam aus Yelli zurückgekommen war. Dabei war in ihren sanften grauen Augen kein bestimmtes Gefühl abzulesen gewesen, keine Klage und keine Anklage, kein Hass und auch kein Gram. Es war, als hätte sie wie eine zum Tode Verurteilte

darauf gewartet, auf das Fallen des Fallbeils, das sich ja doch nicht abwenden ließ.

»Ich wusste, dass er nicht zurückkommen würde«, sagte sie.

»Vielleicht kommt er zurück, wenn du ihn ausfindig machst und darum bittest«, meinte Angus. Sie schüttelte den Kopf, gab jedoch, wie es nun einmal ihre Art war, keine weitere Erklärung. Sie kannte ihren Sohn gut genug, um zu wissen, dass er auf ein einziges Wort von ihr sofort zurückkehren würde. Doch dieses Wort durfte sie nicht aussprechen, nie. Es war besser, wenn er sich, fern von Valopo, ein eigenes Leben aufbaute. Und wenn ihr die Tage lang und bitter erschienen, weil sie ihr das Gefühl des Versagens brachten, so musste sie das ertragen. Angus war nicht der Mann ihrer Wahl gewesen, und doch hätte sie sich keinen besseren Mann wünschen oder auch nur denken können. Seit fast fünfundzwanzig Jahren hatte sie alles daran gesetzt, Emotionen aus ihrem Leben zu verbannen, und sie war davon überzeugt, dass am Ende ihre Beharrlichkeit siegen würde. In seinem ewig endlosen Rhythmus ging das Leben weiter, und es mündete, dem Gebot und den Gesetzen dieses Landes gehorchend, gleichsam immer wieder kreisförmig in sich selbst.

\*\*\*

Im folgenden Sommer gab es Regen, keine peitschenden Monsungüsse, sondern Ausläufer davon. Und der Creek und die Tanks füllten sich auf, die durstigen Graswurzeln saugten sich voll, und der Staub schien wie weggewischt, allerdings nur für kurze Zeit. Die Männer weinten fast vor Freude. Jetzt, das wussten sie, blieb ihnen bei ihrer ohnehin harten Arbeit wenigstens das Füttern vieler Schafe erspart, die Tiere konnten wieder für sich selbst sorgen. Insgesamt hatte das Gras gerade lange genug gereicht, aber das war längst nicht auf allen Stationen im Yellingbone-Distrikt so. Es kam immer darauf an, wie viel Vieh auf wie viel Koppelgelände weidete, und das hing naturgemäß von dem jeweiligen Viehzüchter ab. Im Verhältnis zu seiner Riesengröße gab es auf Valopo wenig Vieh, was nichts anderes bedeutete, als dass das vorhandene Gras entsprechend länger reichte. Die hektischste Zeit im »Schafskalender« bildete das Lammen mit allem, was sich daraus ergab. Wochenlang hielt es die Leute in Atem. Jedes neugeborene Lamm musste eingefangen werden. Sein Schwanz wurde »geringt«, sein Ohr »markiert«. Handelte es sich zudem um ein männliches Tier, das nicht zur Zucht gebraucht wurde, so kastrierte man es. Eine schmutzige, wirklich widerliche Arbeit war das. Bis auf die Haut durchweichte das Blut ihre Kleider, denn um in der kurzen verfügbaren Zeit mit Tausenden und aber Tausenden

männlicher Lämmer fertig zu werden, mussten sie sich einer bestimmten Methode bedienen. Die Hoden wurden mit den Fingern hoch gequetscht, so dass sie abgebissen und auf den Boden gespuckt werden konnten. Was die Schwänze betraf, so wurden sie bei männlichen wie weiblichen Tieren mit Blechbändern beringt, genauer: abgebunden. Da der abgebundene – untere – Teil des Schwanzes nicht mehr ausreichend mit Blut versorgt wurde, fiel er nach einer Weile ab, nachdem er zuerst anschwell und dann gleichsam vertrocknete. Bei den Schafen handelte es sich um die besten Wollschafe der Welt, gezüchtet in solchen Mengen, wie man das in keinem anderen Land kannte, und das bei einem Mindestaufgebot menschlicher Arbeitskraft – man hätte viel mehr Leute gebrauchen können. Alles, was man tat, zielte darauf ab, die höchstmögliche, ja die perfekte Wollqualität zu gewährleisten. Die Hinterseite der Schafe beispielsweise, wo die Wolle durch Exkreme und anderes verdorben war, musste rasiert, das heißt kurzgeschoren werden. Die Wollklunkern, wie sie genannt wurden, hatte man gründlich zu beseitigen. Es handelte sich um eine relativ einfache Schurarbeit, allerdings um eine recht wenig angenehme, um einen buchstäblich sehr stinkenden Job, mit einer Fliegenplage ohnegleichen. Deshalb wurde er auch besser bezahlt. Dann gab es das, was man »dippen« nannte: das Besprühen der Tie-

re mit einer desinfizierenden und Insekten tötenden Lösung. Tausende und aber Tausende blöckender, hüpfender Schafe wurden durch Laufgänge gejagt, hindurch durch sprühendes Phenyl, das sie von Zecken, Ungeziefer, Krankheitskeimen befreite. Dann das »Drenching« : Mit einer Art Riesenspritze, die den Tieren gewaltsam in die Kehle gerammt werden musste, applizierte man ihnen Medizin, mit deren Hilfe man ihre Eingeweideparasiten bekämpfte. Nein, die Arbeit mit den Schafen hörte niemals, niemals auf. Sie wurden geprüft und klassifiziert, von einer Koppel zur anderen getrieben, geschoren und »rasiert«, gedippt und gedrencht, geschlachtet und zum Verkauf abtransportiert. Außer seinen Schafen hatte Valopo auch noch rund tausend erstklassige Rinder, doch Schafe waren bei weitem profitabler. Daher kam in Valopo in guten Zeiten auf jeweils ein Hektar etwas mehr als ein Schaf, was nun summa summarum 125000 Stück machte. Da es sich um Merinos handelte, wurden sie nie ihres Fleisches wegen verkauft. Waren ihre guten »Wolljahre« zu Ende, so transportierte man sie ab, und sie verwandelten sich gleichsam zum Schluss noch in Felle, Lanolin, Talg und Leim, von Nutzen nur noch für Gerbereien und Abdeckereien. Kein Wunder daher, dass die Klassiker der sogenannten Buschliteratur für die Menschen hier viel Bedeutung besaßen. Die Kellys jedenfalls, immer schon Leseratten

sondergleichen, isolierten sich geradezu von ihrer Umwelt, um sich ganz der Magie des geschriebenen Wortes hinzugeben. Allerdings: Anders als in Kihe gab es hier keine Leihbücherei in der Nähe, man konnte nicht allwöchentlich einen Abstecher zur Stadt machen, um Post und Zeitungen und einen frischen Stapel Bibliotheksbücher zu holen. Zum Glück war da Pater Cedric, der in die Bresche sprang. Er plünderte die Bibliothek von Yellingbone, seine eigene und auch die Regale im Kloster. Bevor er sich recht versah, hatte er zu seiner eigenen Verwunderung so etwas wie eine Wanderbücherei in Bewegung gesetzt, die via Joey Baxter und seinen Postlaster zirkulierte – rundum durch den Busch. Joeys Wagen war stets mit Büchern beladen, zerlesenen, wenn nicht gar zerfledderten Bänden, welche die Strecke zwischen Valopo und Bugala, Dibban-Dibban und Braich y Pwll, Cunna mutta und Each-Uisge zurücklegten, dankbar willkommen geheißen von Gemütern, die ausgehungert waren nach Abwechslung, nach Nahrung für Geist und Phantasie. Bücher mit heißgeliebten Geschichten wurden nur mit allergrößtem Widerstreben zurückgegeben, doch Pater Cedric und die Nonnen führten sorgfältig darüber Buch, welche Bände wo am längsten blieben, und dann bestellte Pater Cedric über das Nachrichtenbüro von Yellingbone jeweils weitere Exemplare, wobei sich die Kostenfrage

insofern regelte, als er die jeweiligen Summen von Jennyfer Ryan übernehmen ließ: Schenkungen für die »Heilig Kreuz Busch Bücher Gesellschaft«. Es waren jene Zeiten, in denen ein keuscher Kuss in einem Buch gleichsam das höchste der Gefühle war, in denen keinerlei erotische Passagen die Sinne kitzelten, so dass die Demarkationslinie zwischen jenen Büchern für Erwachsene und solchen für ältere Kinder weniger scharf gezogen war. Daher brauchte es ein Mann in Angus' Alter keineswegs für unter seiner Würde zu halten, wenn ihm eben jene Bücher am besten gefielen, die auch seine Kinder am heißesten liebten: »Dot und das Känguru«, die »Billabong«-Serie über Jim und Norah und Wally, Mrs. Aeneas Gunns unsterbliches »Wir vom Niemals-Niemals«. Abends in der Küche lösten sie einander ab beim Vorlesen der Gedichte von Banjo Paterson und C. J. Dennis. Gespannt verfolgten sie den abenteuerlichen Ritt, den »Der Mann vom Snowy River« bestehen musste; oder »Der sentimentale Bursche« und seine Sheila brachten sie zum Lachen; oder sie wischten sich eine verstohlene Träne fort, die John O'Haras »Lachender Jennyfer« galt. Ganz besonders liebten alle »Clancy von der Überschwemmung«, und ihr Lieblingspoet war »der Banjo« – Holterdiepolter-Knittelverse vielleicht, allerdings waren sie für akademische Gemüter auch nie gedacht gewesen. Aus dem Volk

kommend, gingen sie wieder zum Volk, und damals gab es mehr Australier, die diese Gedichte auswendig kannten und hersagen konnten, als solche, die jene kannten, welche zum offiziellen Unterrichtsstoff gehörten: von Tennyson etwa oder von Wordsworth. Für ihre Verse hatte England als Inspiration gedient, doch was sollten, beispielsweise, »Himmlisch viele Narzissen« den Kellys bedeuten, die in einem Klima lebten, wo diese wie auch manche andere Blumen gar nicht gediehen? Die Kellys verstanden die Busch-Poeten besser als andere Leute, denn die »Überschwemmung« ereignete sich gleichsam auf ihrem Hinterhof, und auch die »Wandernden Schafe« waren für sie Wirklichkeit, und zwar auf den sogenannten TSRs, den Traveling Stock Routes. Das bezeichnete Strecken, eigens für Vieh, die über weite Entfernungen hinweg führten. Eine solche offizielle TSR schlängelte sich auch nahe dem Barwon-River entlang, über freies Kronenland, wie es genannt wurde, und der wichtige Sinn des Ganzen bestand darin, dass man, über viele miteinander verbundene Stockroutes hinweg, lebendiges Vieh etwa vom einen Ende der östlichen Hälfte des Kontinents zum anderen Ende schaffen konnte, ohne auf Transportmittel angewiesen zu sein. In früheren Zeiten waren die Viehtreiber und ihre fast buchstäblich alles kahl fressenden Herden gefürchtet und verhasst gewesen, zumal bei jenen

Squat tern, durch deren bestes Weideland sie zogen. Jetzt, wo es die offiziellen Stockroutes gab, war das Verhältnis zwischen Umherziehenden und Ansässigen denn doch wesentlich friedlicher, und die alten Geschichten von Viehtreibern und ihren Herden, die wie Heuschreckenschwärme über das Land herfielen, wurden immer mehr zu Legenden – waren Legenden. Kamen die Treiber heutzutage herbei geritten, was nicht allzu häufig geschah, so waren sie durchaus willkommen, auf ein Bier vielleicht und einen Plausch, auch eine richtige »hausgekochte« Mahlzeit. Manchmal hatten sie Frauen bei sich, die Sulkies fuhren mit bockigen alten Gäulen zwischen den sogenannten Gabeln. Schwer ramponierte Fahrzeuge waren es, und rundum baumelten daran Töpfe und Feldkessel und Flaschen, und es klapperte und rasselte, dass es nur so eine Art hatte. Diese Frauen waren entweder die vergnügtesten, die es im ganzen Outback gab, oder aber die verdrossensten. Von Kynuna zogen sie zum Paroo, von Goondiwindi nach Gundagai, von der Katherine zum Curry. Sonderbare Frauen waren das. Nie hatten sie ein Dach über dem Kopf gekannt oder eine Kapok-Matratze unter ihren eisenharten Wirbelsäulen, und kein Mann hatte ihnen je wirklich geholfen. Sie waren so zäh und so widerstandsfähig wie das Land, das unter ihren rastlosen Füßen davonglitt. Ihre Kinder, wild wie Vögel in verdorrten Bäumen, drück-

ten sich scheu hinter Sulky-Rädern herum oder stoben davon, um hinter Holzhaufen Deckung zu suchen, während ihre Eltern bei einer Tasse Tee ebenso gern plauschten wie Bücher tauschten und dann versprachen, Hoopiron Collins oder Brumby Waters dieses und jenes auszurichten oder auch die phantastische Geschichte von dem Einwanderer und Neuling auf Gnarlunga erzählten. Und irgendwie konnte man sicher sein, dass diese wurzellosen Wanderer irgendwo auf einer Stockroute ein Grab gegraben hatten, um einen Kumpel oder ein Kind, oder den Mann oder die Frau zur letzten Ruhe zu betten, unter einem unvergessenen Coolibah, der nur für jene ununterscheidbar blieb als Baum inmitten einer Wildnis von Bäumen, die nicht wussten, wie genau Herzen das Besondere und Einmalige erkennen.

– KAPITEL ACHT –

*Enya wird erwachsen*

Enya kannte nicht einmal die Bedeutung eines so abgedroschenen Ausdrucks wie »aufgeklärt werden«, geschweige denn, dass sie über die damit umschriebenen Dinge auch nur im entferntesten im Bilde gewesen wäre. Die Umstände hatten sich gleichsam verschworen, ihr jeden Zugang zu den sogenannten »Tatsachen des Lebens« zu versperren. Ihr Vater zog zwischen den weiblichen und den männlichen Mitgliedern der Familie eine strikte Linie. Über Zucht oder Paarung wurde in Gegenwart der Frauen nie gesprochen, auch hatte man vor ihren Augen nur voll bekleidet zu erscheinen. Bücher, die Enya irgendeinen Hinweis hätten geben können, kamen nie nach Valopo. Gleichaltrige Freundinnen, von denen vielleicht etwas zu erfahren gewesen wäre, besaß sie nicht. Durch die Arbeiten, die sie zu verrichten hatte, ohnehin weitgehend ans Haus gefesselt, gelangte sie nur in einen recht begrenzten Umkreis darüber hinaus. Und das, was man mit »sexuelle Aktivitäten« zu bezeichnen hätte, fand sich – erstaunlicherweise sicherlich – hier eigentlich nirgends.

Die Tiere auf der Home Paddock waren fast buchstäblich steril. Pferde züchtete Jennyfer Ryan nicht, sie kaufte sie von Ethan Caddock von Bugala, der ein Gestüt unterhielt. Falls man Hengste nicht gerade zu Zuchtzwecken brauchte, war es eine wahre Plage mit ihnen. Also gab es auf Valopo keine. Einen Bullen hingegen gab es zwar, doch war es ein so wildes, ungebändigtes Tier, dass sein Pferch praktisch eine Verbotzone bildete, und Enya hätte sich vor lauter Angst ohnehin nie näher herangewagt. Die Hunde wurden in Zwingern gehalten, blieben angekettet, und wenn sie sich paarten, so wurde das zur geradezu wissenschaftlich überwachten Prozedur: Angus und Colin passten haarscharf auf, und zufällige Zuschauer konnte es daher kaum geben. Was die Schweine betraf, so verabscheute Enya diese Tiere so sehr, dass sie sie nicht einmal füttern mochte. Sie zu beobachten, hätte sie sowieso nicht die Zeit gehabt. Das einzige, was ihr, wenn man es so nennen wollte, vor Augen kam, waren ihre winzigen Zwillingsbrüder. Doch Unschuld zeugt Unschuld, und Dinge und Vorgänge, die das wache Auge ganz automatisch registriert, sind für den noch unerweckten Körper und Geist ohne jegliche Bedeutung.

\*\*\*

Kurz vor ihrem dreizehnten Geburtstag, die Sommerhitze stieg gerade ihrem alljährlichen Gipfelpunkt entgegen, entdeckte Enya in ihrem Höschen bräunliche Streifen. Nach ein oder zwei Tagen hörte das zwar auf, aber sechs Wochen später waren wieder Flecken da, und diesmal verwandelte sich Enyas Scham in Schrecken. Zunächst hatte sie gemeint, es handle sich um, nun ja, um Schmutz von ihrem Hinterteil, daher ihre Beschämung. Doch jetzt, beim zweiten Mal, erwiesen sich die Flecken ganz eindeutig als Blut. Woher dieses Blut kam, wusste sie nicht, doch sie nahm an, dass es irgendwie von ihrem Hinterteil stammte. Drei Tage später hörte die leichte Blutung auf, und zwei Monate lang blieb Enya davon verschont. Dass sie ihre Höschen wusch, fiel niemandem auf, da sie ohnehin immer den Großteil der Wäsche erledigte. Die dritte Blutung war viel stärker als die beiden ersten, und sie brachte auch Schmerzen mit sich. Heimlich nahm Enya ein paar alte Windeln, die nicht mehr für die Zwillinge verwendet wurden, und versuchte, sie sich umzubinden, unter ihrem Höschen. Sie hatte Angst, das Blut würde sonst durchdringen. Ganz von selbst verband sich mit dem, was sie an sich erlebte, der Gedanke an den Tod. Der Tod hatte ihr Roy genommen – wie ein gespenstischer Sturm, der vernichtend hinweg fährt über das Land. Dies jetzt war anders, und es war grauenvoll, ein all-

mähliches, lang hinausgezogenes Verbluten, Verenden. Wie hätte sie zu Brigit oder Angus gehen können, um ihnen zu sagen, dass sie an einer widerwärtigen, unnennbaren Krankheit litt, an einer unheilbaren Krankheit? Liam wäre der einzige gewesen, dem sie ihr gequältes Herz ausgeschüttet hätte, aber er war weit, weit fort. Beim Tee hatten sich die Frauen so manches Mal über Krebs und Tumore unterhalten, über furchtbare, lang dauernde Krankheiten, die bei irgendwelchen Freunden oder Verwandten zum Tode geführt hatten, und Enya, die sich an diese Geschichten nur zu genau erinnerte, war fest davon überzeugt, dass es ein bösartiges Geschwür sein musste, das in ihr immer weiter wucherte und sie gleichsam von innen her auffraß ... und sie wollte doch nicht sterben! Ihre Vorstellungen vom Tod und allem, was damit zusammenhing, waren recht verschwommen. Sie wusste nicht einmal, wie man es sich eigentlich zu denken hatte, jenes Leben im Jenseits. Für Enya war die christliche Religion eher eine Ansammlung von Gesetzen oder Geboten als etwa eine spirituelle Erfahrung. Also konnte ihr diese Religion auch nicht helfen. In ihrem tief verängstigten Gemüt bildeten all die Worte, die sie darüber gehört hatte, einen wilden Wirrwarr: was ihre Eltern sagten und die Bekannten, was Nonnen und Priester sprachen, was aus Gebeten klang. Sie wusste nicht, wie sie ihn sich zu denken hatte, den Tod

und das, was danach kommen sollte. Nachts lag sie voll Schrecken wach und versuchte sich vorzustellen, was er wohl war. Ein ewiges Dunkel, oder ein Abgrund voller Flammen, über den sie hinwegspringen musste, um zu den goldenen Gefilden auf der anderen Seite zu gelangen, oder eine Art Gewölbe, ähnlich dem Inneren einer gigantischen Kugel, wo jubelnde Chöre ertönten und durch farbige Fenster wundersames Licht einfiel. Sehr still war sie jetzt meist, doch war diese Stille grundverschieden von Kevyns verträumter, friedvoll-ruhiger Art. Ihre Stille war eher eine Starre: das Erstarrt sein der in die Enge gejagten Kreatur vor dem grausamen, alles durchbohrenden Basiliskenblick. Sprach jemand sie überraschend an, so fuhr sie entsetzt zusammen. Hörte sie die klagenden Stimmen der Zwillinge, so wusste sie sich vor lauter Zerknirschung kaum zu lassen, weil sie sich selbst vorwarf, die Kleinen schändlich vernachlässigt zu haben. Und wann immer ihre Zeit das zuließ, lief sie zum Friedhof, zu ihrem toten Roy. Dass in ihr eine Veränderung vor sich gegangen war, entging keinem, aber man nahm es als das, was es zu sein schien – ein Teil ihrer Entwicklung, ihres Erwachsenwerdens. Ihre innere Not verstand sie gut zu verbergen. Sie hatte ihre Lektionen beizeiten gelernt und inzwischen auch nicht wieder vergessen. Ihre Selbstbeherrschung war phänomenal, ihr Stolz kaum zu übertreffen.

Niemand durfte je wissen, was in ihr vorging. Gleichgültig, was geschah, die Fassade musste makellos bleiben. Hatte sie nicht genügend Beispiele vor Augen gehabt und hatte sie zum Teil noch? Brigit und Liam und Kevyn. Und sie war vom gleichen Fleisch und Blut, also war es doch Teil ihrer ererbten Natur, oder nicht?

Kevin war es, der ihr neuartiges Verhalten aufgrund seiner feinen Antenne offen bekrittelte.

»Enya! Was hast du denn?!«

»Nichts! Mir geht's gut!«

»Doch! Du hast was! Warum sagst du's mir nicht?!«

»Ich habe nichts! Lass mich in Ruhe!« Sie lief einfach davon. Ein paar große Schritte, und weg war sie, obwohl sie sich sogar im Laufen den Bauch gehalten hatte.

»Enya!« brüllte ihr Bruder vergeblich hinterher.

Bei seinen häufigen Besuchen auf Valopo gewahrte auch Pater Cedric sehr wohl die Veränderung, die in Enya vor sich ging, und in seinen Augen handelte es sich keineswegs um etwas, das als normale Entwicklung zu akzeptieren oder gar zu wünschen war. All ihre Vitalität schien erstickt, und seine Sorge um sie wuchs und schlug um in Angst. Sollte aus ihr etwa eine zweite Brigit werden? Würde es sich auch hier vollziehen, die sinnlose Vergeudung von Kostbarem? Ihr kleines, jetzt fast spitzes Gesicht schien nur noch aus Augen zu

bestehen, und diese Augen waren gleichsam starr fixiert auf einen wie unabwendbaren, namenlosen Schrecken. Immer durchsichtiger wirkte die helle Haut, die völlig ohne Sommersprossen und wohl auch ohne Pigmente war, denn sie nahm so gut wie keine Sonnenbräune an. Wenn das so weiterging mit den immer größer werdenden Augen, dachte der Pater, dann würde Enya eines Tages noch, gleich einer Schlange, die ihren Schwanz verschluckt, in ihren eigenen Augen verschwinden, ein kaum noch wahrnehmbares glasgraues Glänzen, das durch das Universum trieb. Jedenfalls, so schwor er sich, muss ich herausfinden, was sie so verändert hat, was ihr so zusetzt. Ja, ich muss es herausfinden, koste es, was es wolle.

»Was ist denn mit Enya?« wollte er von Kevin aufgrund einer guten Gelegenheit wissen.

»Keine Ahnung, Pater. So ist sie in letzter Zeit öfter. So benimmt sie sich, seit der kleine Roy tot ist.«

»Ich weiß. Sie will auch mit mir nicht sprechen, aber so kann das nicht weitergeh'n.«

Auch Jennyfer Ryan war in diesen Tagen schwieriger und vor allem fordernder denn je. Auf jede Minute, ja, jede Sekunde, die er im Haus der Kellys zubrachte, schien sie eifersüchtig zu sein, und es brauchte schon die unendliche Geduld eines Mannes, der sein Ziel, und sei es über noch so viele Umwege, unbeirrbar im Auge hat, um nichts

spürbar werden zu lassen von jenem Aufbegehren, das manchmal denn doch recht nachdrücklich Platz greifen wollte. Allerdings besaß, von seiner Sorge um Enyas Wohlergehen einmal ganz abgesehen, das eigentümliche Spiel mit Jennyfer Ryan einen ganz besonderen Reiz für ihn. Er genoss es, die unverkennbare Wirkung zu beobachten, die er auf eine so giftige und gallige alte Frau ausübte. Auch an diesem Tag war das nicht anders. Mit der kalten Grausamkeit einer Katze trieb er sein verschlagenes Spiel mit dieser eingebildeten, herrischen Frau, machte sie zum Narren, ohne dass sie es richtig merkte, behielt die Oberhand über sie. Oh, wie sehr er das liebte! Und nie, nie würde die alte Spinne über ihn triumphieren! Endlich gelang es ihm, auf leidlich diplomatische Weise von Jennyfer Ryan loszukommen. Er hielt nach Enya Ausschau und fand sie schließlich, zu seiner leisen Verwunderung, auf dem Friedhof. Vor jenem Grabmal stand sie, das von einem bleichen, friedfertigen Racheengel gekrönt wurde. Sie starrte empor zu dem rührselig friedvollen Gesicht, dessen Ausdruck in krassem Gegensatz stand zu der nackten Furcht in ihren eigenen Zügen. Der mit Händen zu greifende Kontrast zwischen einem fühlenden Wesen und unbelebter Materie, dachte er. Aber was suchte er, Cedric Stuart, eigentlich hier? Rannte aufgeregt wie eine Glucke umher, um ein verlorenes Küken wiederzufinden. Nun ja.

War das wirklich seine Sache? War das nicht zunächst einmal Aufgabe der Eltern? Und hatten nicht auch sie als erste die Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehen, herauszufinden, was ihre Tochter bedrückte, und dann möglichst Abhilfe zu schaffen? Doch offenbar war ihnen an ihr nichts Besonderes aufgefallen. Wieso eigentlich nicht? Die Antwort darauf ergab sich fast von selbst. Weil Enya ihnen nicht in dem Maße wichtig war wie ihm. Bei weitem nicht! Er konnte es nicht ertragen, sie unglücklich zu sehen. Dennoch schrak er zurück. Er war zwar ein Priester, und so kam es ihm zu, jedem zu helfen, der seine Hilfe brauchte. Doch ihm war nur allzu sehr bewusst, dass er sich ihr von Mal zu Mal enger und untrennbarer verband. Eben dies lag in ihm im Widerstreit: der ganz natürliche Drang des Priesters, einem Menschen in Not zu helfen, und die Furcht, für einen anderen Menschen ebenso unentbehrlich zu werden wie dieser andere Mensch für ihn.

Gefühlt hatte er diese Zwiespältigkeit schon lange, aber in der letzten Zeit hatte sich seine Besorgnis um seine kleine Keltenprinzessin wirklich zur Besessenheit gesteigert.

Als sie in ihrer geliebten Scheune seine Schritte hinter sich hörte, drehte sie sich zu ihm um. Sie wartete, wortlos, und dann saßen beide nebeneinander, noch immer schweigend. Aber, dachte er, ich muss sofort zur Sache kommen, denn wenn

ich ihr dafür Zeit lasse, wird sie versuchen, mir auszuweichen.

»Was ist los, Enya?«

»Nichts, Pater.«

»Das nehme ich dir nicht ab. Enya ... Enya ... hör mir zu; du musst damit aufhör'n. Ich weiß, wie lieb du Roy hattest, aber du darfst dich nicht weiter so grämen. Enya ... bitte. Du gehst doch zugrunde vor meinen Augen. Das kann ich nicht ertragen.«

»Bitte, Pater, bitte! Es ist nicht wegen Roy. Natürlich traure ich um ihn, aber ... «

»Aber was? Was ist es dann? Bist du krank?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Oh, Enya! Hast du denn so wenig Vertrauen? Du kannst mir alles sagen. Ich bin ein Priester, wenn auch kein keltischer ... vergiss das nicht. Ich bin dazu da, dass man mir alles sagen kann. Hier, an diesem Ort und an dieser Stelle, vertrete ich jetzt auf Erden unseren Herrgott. Das ist mein Amt und meine Aufgabe als Priester. In seinem Namen höre ich, was mir gesagt wird, und in seinem Namen vergebe ich auch. Und, Enya, glaube mir, es gibt nichts in Gottes Welt, das er – und in seinem Namen ich – nicht vergeben kann. Du musst mir sagen, was los ist, mein Liebes, denn wenn es jemanden gibt, der dir helfen kann, dann bin ich das. Solange ich lebe, werde ich versuchen, dir zu helfen, über dich zu wachen. Als so

eine Art Schutzengel, wenn du willst – jedenfalls nützlicher als der dort oben aus Marmor.« Er atmete tief, beugte sich dann vor. »Enya, wenn du mich liebhabst, dann sag's mir! Sag, was dir so zusetzt!« Ihre Hände verkrampften sich ineinander.

»Pater, ich sterbe! Genau wie Roy!«

»Du stirbst?« fragte Cedric - nahe am Rande der Fassungslosigkeit. Ich wusste doch, dass irgendetwas nicht stimmte, dachte er, um sich zugleich auf etwas vorzubereiten, das wie die Faust aufs Auge zu seinen Pflichten gehörte.

»Ja! Ich habe Krebs oder irgendein anderes Geschwür ...«

Zuerst überkam ihn der wilde Drang, laut aufzulachen, vor Erleichterung, vor Erlösung. Aber dann betrachtete er ihre blasse, leicht bläuliche Haut, das überaus spitze Gesicht, die dünnen Arme, und ... Nein, aus dem Nichts heraus würde Enya so etwas kaum behaupten. Sie musste irgendeinen triftigen Grund für ihre Ängste haben. Und plötzlich spürte er, wie ihn Furcht anfiel.

»Woher willst du das wissen, teures Herz?« Lange blieb sie stumm, und als sie dann zu sprechen begann, klang ihre Stimme so leise, dass er sich vorbeugen musste, dicht zu Enyas Kopf, um alles zu verstehen. In unbewusster Parodie nahm er dabei die Beichtvaterhaltung ein: mit einer Hand sein Gesicht gegen ihre Augen abschirmend, das

Ohr dem bekenntnisbereiten Mund des Beichtkin-  
des zugewandt.

»Ein halbes Jahr ist es jetzt her, Pater, seit es an-  
gefangen hat. Ich habe dann solche Schmerzen im  
Bauch, aber nicht wie bei einem Gallenanfall, und  
dann – oh, Pater! – da läuft auch soviel Blut  
raus ... aus meinem Hintern!« Er reagierte, wie er  
im Beichtstuhl noch nie reagiert hatte: Er zuckte  
unwillkürlich zurück. Dann starrte er auf ihren in  
Scham gesenkten Kopf, und die Empfindungen,  
die ihn ganz buchstäblich durchjagten, bildeten  
ein so wirres Gemisch, dass er seine Fassung nicht  
so rasch wiedergewann. Da war eine unendliche  
Erleichterung, die ihn erfüllte, und ein so riesen-  
großer Zorn auf Brigit, er hätte sie töten können,  
und eine tiefe Bewunderung für dieses Mädchen,  
das eine solche Last so tapfer getragen hatte. Und  
schließlich und endlich das alles durchdringende  
Gefühl von Peinlichkeit. Denn er war genauso ein  
Kind und ein Gefangener seiner Zeit wie sie. In  
allen Städten, die er als Priester kennengelernt  
hatte – von Dublin bis Yellingbone – , waren  
Frauen von jenem billigen Schlag gewesen, die  
zur Beichte kamen, um ihm, dem Priester, ihre  
wilden Phantasien zuzuflüstern, die sie als tat-  
sächliche Ereignisse ausgaben. Diesen Frauen  
ging es nur darum, ihn als Mann zu erregen. Und  
sie wussten doch, dass eben dies nicht in ihrer  
Macht stand. Was sie ihm erzählten, spottete oft

jeder Beschreibung. Da waren Geschichten von Männern, von denen sie angeblich missbraucht worden waren, nicht nur als Frauen schlechthin, sondern sozusagen in jedem Winkel ihres Körpers. Da gab es Schilderungen von verbotenen Spielen mit anderen Frauen, von wilder Wollust und von Ehebruch, und ein- oder zweimal auch zu höchster Raffinesse gesteigerte, sehr detaillierte Beschreibungen von sexuellen Verhältnissen mit Priestern, gleichsam der Gipfelpunkt dieser Art von erotischen Phantasien. Ungerührt hatte er zugehört, und wenn er überhaupt etwas dabei empfand, so einen Hauch von Verachtung, gemischt mit Übelkeit. Schließlich war er im Seminar auf dergleichen vorbereitet worden, und Lektionen solcher Art brauchte man einem Mann wie ihm nicht erst lange einzubläuen. Doch keine einzige dieser Frauen und kein einziges dieser Mädchen hatte jemals jenen Vorgang in ihrem Körper erwähnt, der sie vom anderen Geschlecht so unverkennbar unterschied – und wohl auch irgendwie erniedrigte. So konnte es kaum wundernehmen, dass sein Gesicht zu glühen begonnen hatte. Er drehte den Kopf zur Seite, von Enya fort – Pater Stuart durchlebte die Peinlichkeit seines ersten, und dabei sozusagen schrankenlosen Errötens, und musste damit erst einmal fertig werden. Enya half er damit allerdings nicht, das war ihm nur zu klar. Und als die brennende Röte abgeklungen zu

sein schien, stand er auf, hob Enya hoch und setzte sie auf einen flachen Marmorsockel, so dass ihr und sein Gesicht sich in gleicher Höhe befanden.

»Enya, sieh mich an. Nein – sieh mich an!« Sie hob den gehetzten Blick und sah, dass er lächelte. Sofort spürte sie eine ungeheure Erleichterung. So würde er niemals lächeln, wenn er fürchtete, dass sie sterben musste. Wie viel sie ihm bedeutete, wusste sie ja. Er hatte es ihr oft gezeigt. »Enya, du stirbst nicht, und du hast keinen Krebs. Eigentlich ist es wohl nicht meine Sache, dir zu erklären, was es damit auf sich hat, aber es ist wohl besser, wenn ich es tue. Deine Mutter hätte es dir schon vor Jahren sagen und dich vorbereiten müssen. Warum sie es nicht getan hat, begreife ich einfach nicht.« Er blickte zu dem Marmorengel und lachte leise. »Lieber Heiland! Was du mir nicht so alles aufträgst!« Dann, wieder Enya zugewandt: »Wenn du einmal älter sein wirst und mehr Lebenserfahrung besitzt, wird dir die Erinnerung an den heutigen Tag vielleicht einen Augenblick peinlich sein. Doch ein solches Gefühl – etwa gar Scham – solltest du nie damit verbinden. Es gibt nichts, überhaupt nichts, was für dich peinlich oder beschämend sein müsste. Hierbei – wie bei allem, was ich tue – bin ich nur ein Werkzeug unseres Herrgotts. Das ist meine einzige Funktion auf dieser Erde, und eine andere kann es für mich auch nicht geben. Du warst sehr verängstigt, du brauchtest

Hilfe, und diese Hilfe hat dir der Herrgott in meiner Person geschickt. Einzig daran erinnere dich, Enya. Ich bin ein Priester unseres Herrn, und ich spreche in seinem Namen. Mein gutes Mädchen, was dich beschäftigt, betrifft alle Frauen. Einmal im Monat scheidest du für mehrere Tage Blut aus. Das beginnt meist, wenn ein Mädchen so zwölf oder dreizehn Jahre alt ist. Wie alt bist du denn – bist du überhaupt schon so alt?«

»Ich werde dreizehn, Pater.«

»Dreizehn?« Er schüttelte den Kopf, schien ihr nicht recht zu glauben, denn zu schnell war die Zeit, seit er sie vor vier Jahren auf dem Bahnsteig erblickte, verflogen. »Nun ja, wenn du's sagst, muss es ja so sein, und wie bereits erwähnt, betrifft es die meisten Mädchen ab diesem Alter. Und das geht so weiter, jeden Monat, bis du ungefähr fünfzig Jahre alt bist. Bei manchen Frauen kommt es mit der gleichen Regelmäßigkeit, mit der der Mond zu und abnimmt, bei anderen ist es ziemlich unregelmäßig. Für einige Frauen ist es überhaupt nicht mit Schmerzen verbunden, andere leiden sehr stark darunter. Wie es kommt, dass es da solche Unterschiede gibt, weiß niemand. Jedenfalls ist es ein Zeichen dafür, dass du reif bist, wenn du jeden Monat Blut ausscheidest. Weißt du, was ›reif‹ bedeutet?«

»Natürlich, Pater! Es bedeutet, dass ich erwachsen bin.«

»Gut, Enya, gut. Und solange du Blutungen bekommst, kannst du auch Kinder haben. Die Blutungen gehören mit zu dem, was man den Kreis der Zeugung nennen kann. Es heißt, dass Eva in den Tagen vor dem Sündenfall nicht menstruierte. Das richtige Wort dafür ist Menstruation, das Zeitwort ist menstruiieren. Aber als Adam und Eva das Paradies verlassen mussten, strafte der Herr das Weib mehr als den Mann, weil eigentlich sie die Schuld daran trug, dass beide sündig geworden waren. Sie hatte den Mann in Versuchung geführt. Erinnerst du dich noch an die Worte aus der Bibelstunde? ›Unter Schmerzen sollst du Kinder gebären.« Damit meinte Gott, dass alles, was mit Kindern zu tun hat, für eine Frau mit Schmerzen verbunden ist. Große Freude, aber auch großer Schmerz. Das ist dein Los, Enya, und du musst es akzeptieren.« Enya wusste es nicht und konnte es nicht wissen: Auf genau die gleiche Weise hätte er auch anderen seiner Pfarrkinder versucht zu helfen und ihnen Trost und Zuspruch zu gewähren, wenn auch gewiss in geringerem Maße persönlich beteiligt. Stets zeigte er sich dabei überaus freundlich, doch nie identifizierte er sich mit den Problemen und Nöten, und das war wohl nur gut so, denn umso wirksamer konnten der Trost und die Hilfe sein, die er zu geben versuchte. Es handelte sich um eine Haltung, die er ganz unbewusst einnahm, und nie hatte einer der Hilfesuchenden bei

ihm das Gefühl, von oben herab angesehen und wegen seiner Schwäche verurteilt zu werden. Bei vielen Priestern war das anders. Bei ihnen kamen sich die Gläubigen unwürdig und wertlos, wenn nicht gar viehisch vor. Er hingegen vermittelte den Menschen das Gefühl, dass auch ihm Probleme und innere Kämpfe nicht fremd waren. Und mochten solche Probleme und solche Kämpfe oft auch sonderbar und rätselhaft erscheinen, so empfand sie doch jeder, der sie durchlebte, als nur allzu wirklich. Was Enya betraf, so sprach er mit ihr, wie Liam früher mit ihr gesprochen hatte: wie zu seinesgleichen. Doch er war älter, erfahrener und weitaus gebildeter als Liam, als Vertrauter daher noch besser geeignet. Wie schön seine Stimme doch klang, makellooses Englisch, durch das dennoch ein Hauch irischer Mundart gleichsam hindurch schimmerte. Alle Ängste und alle Beklemmungen wischte sie fort. Enya war jung, und so konnte es nicht verwundern, dass sie jetzt ganz ihrer Wissbegier nachgab, dass sie jetzt viele, wenn nicht alle ungeklärten Fragen beantwortet haben wollte. Er war ihr Freund, ihr angebetetes Idol, die neue Sonne an ihrem Firmament.

»Warum, Pater, hast du gesagt, dass nicht du, sondern Mum mir das eigentlich hätte erzählen müssen!«

»Nun, es ist eine Sache, die Frauen im allgemeinen unter sich besprechen. Von Menstruation oder

Periode spricht eine Frau nun einmal nicht in Gegenwart von Männern oder Jungs.«

»Warum nicht?« Er schüttelte den Kopf und lachte.

»Um aufrichtig zu sein, ich weiß es wirklich nicht. Ich wünschte sogar, es wäre anders. Aber es ist nun einmal so, glaub mir. Nie darfst du zu jemandem davon sprechen, außer zu deiner Mutter. Und ihr solltest du nicht sagen, dass du mit mir darüber gesprochen hast.«

»Gut, Pater, ich sag' ihr nichts davon.« Verflixt schwierig, diese Rolle, die er da hatte übernehmen müssen. So vieles wollte genau bedacht sein!

»Enya, du musst nach Hause gehen und deiner Mutter sagen, dass bei dir Blut gekommen ist, und sie bitten, dir zu zeigen, was man dann macht.«

»Bei Mum ist es auch so?«

»Ja. Gewiss. Bei allen gesunden Frauen ist das so. Nur wenn sie ein Baby erwarten, hört es auf. Bis sie das Baby dann zur Welt gebracht haben. Weil es aufhört, wissen sie, wann sie ein Baby erwarten.«

»Und warum hört es auf, wenn sie ein Baby erwarten?«

»Ich weiß es nicht, Enya, wirklich nicht. Tut mir leid.«

»Und warum kommt das Blut aus meinem Hintern, Pater?« Er sandte einen Blick zum Marmorengel empor, den dieser jedoch recht gelassen er-

widerte. Frauenprobleme fielen nicht in sein Ressort. Was Pater Cedric betraf, so schien ihm sein Kragen jetzt ein wenig eng zu werden. Wie hartnäckig Enya sein konnte, sie, die sonst doch immer so zurückhaltend war! Allerdings begriff er durchaus, dass er für sie gleichsam den Fundus all jenen Wissens darstellte, für das sie sonst niemanden und nichts hatte, keinen Menschen und kein Buch. Kein Gefühl der Peinlichkeit oder der Verlegenheit durfte jetzt aufkommen, sonst würde sie sich in sich selbst zurückziehen und ihn nie wieder etwas fragen. So antwortete er geduldig:

»Es kommt nicht aus deinem Hinterteil, Enya. Es gibt da, vor deinem Hinterteil, so etwas wie einen verborgenen Korridor, der mit Kindern zu tun hat.«

»Oh – wo sie rauskommen, ja? Das habe ich schon immer wissen wollen.« Er lächelte breit und hob sie vom Marmorsockel herab.

»Nun weißt du's. Und weißt du auch, wie Babys zustande kommen?«

»O ja«, sagte sie mit Nachdruck und voll Stolz, weil auch sie endlich etwas wusste. »Sie wachsen einem.«

»Und wie kommt es dazu?«

»Weil man sie sich wünscht.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Niemand. Das habe ich mir selbst überlegt.« Pater Cedric schloss die Augen. Niemand, dachte

er, würde ihn wohl einen Feigling nennen können, wenn er die Sache von diesem Punkt an auf sich beruhen ließ. Er konnte mit Enya zwar Mitleid haben, aber weiterhelfen, nein, weiterhelfen konnte er ihr nicht. Genug war genug. Oder gab es auch hierbei einen kleinen Dreh? Mal überlegen.

»Ähm. Sagt dir vielleicht das Wort ›Paarung‹ etwas?«

»Du meinst, wie bei den Widdern und Schafen?«

»Ja! Ganz genau!«

»Ach herrje. Ich wollte mal dabei zuseh'n, aber Daddy hat's mir verboten ... aber Colin, Finn und Glenn haben's mir dann erzählt. Stimmt das wirklich, Pater? Bekommen wir Frauen auch nur dann Babys, wenn wir uns mit einem männlichen ..., ich meine mit einem Mann paaren?«

Nun war es soweit. Cedric zog sein Taschentuch, denn er schwitzte, als hätte *er* sich soeben gepaart. Er begann sogar ein wenig zu stammeln.

»Ähm ... Ja, Enya. Aber ... weißt du ... Bei den Menschen ist das etwas anderes. Sollte es jedenfalls sein, denn Gott dachte sich das so. Wenn ein Mann und eine Frau sich zusammenfinden, dann, um sich gegenseitig ihre Liebe zu zeigen, sodass sich nicht nur ihre Leiber paaren, sondern auch ihre ... ihre Seelen. Im Keltentum gibt es sogar eine eigene Fruchtbarkeitsgöttin mit Namen Belisama, die sich, außer um unser Essen, um diese

spezielle Sache sorgt und bemüht. Egal, ob Gott oder Belisama – göttlicher Natur ist es in jedem Fall, wenn zwei Seelen ineinander verschmelzen.«

»Das muss wunderschön sein« lautete Enyas wohlüberlegter Schluss.

»Ja. So heißt es.«

»Wird es auch so sein, wenn wir beide heiraten?«

Cedric horchte auf und schob staunend die Brauen hoch.

»Was?«

»Ich meine; wenn ich erwachsen bin und wir beide heiraten« untermauerte sie ihr langfristiges Vorhaben mit verstörend fester Stimme.

»Aber Enya. Du weißt doch; Priester dürfen nicht heiraten.«

»Du kannst ja damit aufhör'n, Priester zu sein.«

»Ähm ... Oh nein, meine kleine Enya. Ich kann nicht aufhör'n, Priester zu sein. Niemals.«

Das reichte. Cedric Stuart war fix, fertig, streichfähig in Bezug auf sein Schamgefühl, und auch allgemein am Rande der Überfordert-Seins, weshalb er abrupt das Thema wechselte.

»Ähm ... Was ist mit dem Kuchen, den du mir letztens versprochen hast?! Häh?!«

»Den hat, Belisama sei's gedankt, Mum an meiner Stelle gebacken.«

»Auch gut. Komm! Lass ihn uns versuchen!«

Er nahm sie an der Hand und sie hüpfte fröhlich neben ihm einher, denn ...

»Ja! Komm! Mal seh'n, ob noch zwei Stücke für uns übrig geblieben sind! Ach, Pater! Ich bin ja so froh, dass ich nicht sterben muss! Dann hätt' ich dich nicht mehr!«

»Du wirst mich immer haben, du kleines keltisches Schreckgespenst.«

## *Das Testament*

Jennyfer Ryans verräterischer sechzigster Geburtstag stand bevor, und sie gedachte, die größte Party zu geben, die Valopo seit fünfzig Jahren gesehen hatte. Ihr Geburtstag (diesmal kein subtrahiertes »Beschönigungsjahr« inkludierend, das jedem Jungbrunnen konkurrierte) fiel in die erste Novemberwoche, in der es zwar heiß war, jedoch noch erträglich heiß – zumindest für die Einheimischen von Yellingbone.

»Bedenken Sie nur, Mrs. Miller!« flüsterte Feena. »Bedenken Sie nur! Am dritten November ist sie geboren!«

»Worauf wollen Sie denn diesmal hinaus, Fee?« fragte die Haushälterin. Feenas keltische Geheimnistuerei ging ihr denn doch auf die guten und stabilen englischen Nerven.

»Nun, sie ist also eine Skorpion-Frau, oder etwa nicht? Eine Skorpion-Frau – na!«

»Ich habe nicht die leiseste Idee, wovon Sie reden!«

»Das schlechteste, das allerschlechtesten Tierkreiszeichen, in dem eine Frau geboren sein kann, liebe Mrs. Miller. Oh, sie sind die Kinder des Teu-

fels, ja, das sind sie!« sagte Daisy im Hintergrund mit fast Teller-großen Augen und bekreuzigte sich hastig. »Also wirklich, Feena und Daisy, das ist ja wohl die Höhe mit euch!« meinte die Haushälterin, von irischem Aberglauben offenbar wenig beeindruckt. Doch die prickelnde Erregung stieg; und stieg immer höher. Die alte Spinne in ihrem Ohrenstuhl saß genau in der Mitte ihres Netzes und erteilte Befehle, einen endlosen Strom. Dies musste getan werden, und jenes musste getan werden; das und das war aus Lagerräumen zu holen oder in Lagerräume zu bringen. Die beiden irischen Mädchen polierten das Silber auf Hochglanz und spülten das beste Haviland-Porzellan. Und sie verwandelten die Kapelle wieder in einen Empfangsraum zurück und bereiteten auch die benachbarten Speisezimmer vor. Kevyn und eine Gruppe von Hilfsarbeitern mähten den Rasen, jäteten die Blumenbeete, streuten feuchtes Sägemehl auf die Verandas (um den Staub zwischen den spanischen Fliesen zu entfernen) und Kreide auf den Fußboden des Empfangsraums, damit man dort tanzen konnte. Aus Sydney, dem fernen Sydney, sollte eigens die Band von Clarence O'Toole kommen, um bei der Party aufzuspielen. Außerdem wurden von dort angeliefert: Garnelen und Austern, Krebse und Hummer. Als Aushilfskräfte engagierte man eine Reihe von Frauen aus Yelli. Der gesamte Distrikt, von Rubhasfield bis

Raheen, bis Bugala, bis Narrengang, war wie in Gärung. In den marmornen Gängen hallte es wider von sonst unbekanntem Geräuschen und Lauten. Alle möglichen Dinge wurden umher transportiert, und man rief einander Anweisungen zu. Währenddessen setzte sich Jennyfer Ryan von ihrem Ohrensessel an ihren Schreibtisch. Sie zog ein Blatt Pergamentpapier hervor, tauchte ihren Federhalter ins Tintenfass und begann zu schreiben. Es gab nicht das geringste Zögern oder Innehalten, nicht einmal, wenn sie ein Komma setzen musste. In den vergangenen fünf Jahren hatte sie in ihrem Kopf jede, auch die komplizierteste, Formulierung so weit ausgearbeitet, bis sie mit ihr Wort für Wort zufrieden war. Jetzt dauerte es nicht sehr lange, bis sie alles niedergeschrieben hatte: auf insgesamt zwei Bogen Papier, davon der eine nur zu drei Vierteln voll. Als sie fertig war, blieb sie noch am Schreibtisch sitzen, der bei einem der großen Fenster stand, so dass sie nur den Kopf zu wenden brauchte, um hinauszublicken über den Rasen. Und eben das tat sie jetzt, weil sie ein Lachen hörte. Müßig drehte sie den Kopf und erstarrte dann vor Zorn. Gott verdamme ihn und seine Leidenschaft! Pater Cedric hatte Enya Reitunterricht gegeben: Bis er sie dazu aufforderte, hatte sie noch nie auf einem Pferd gesessen. Das war bei armen Landfamilien in der Regel so. Die Töchter konnten zwar mit Fuhrwerken und Pfer-

degespannen umgehen, auch Traktoren und manchmal sogar Autos fahren, aber dass sie ritten, kam nur selten vor. Das war ein Zeitvertreib für reiche junge Frauen, die sich dergleichen leisten konnten. Als Pater Cedric die halbhohen Zugstiefel und die Twill-Reithose, die er aus Yelli mitgebracht hatte, bei den Kellys auf den Küchentisch legte, blickte Angus von dem Buch hoch, in dem er (es war nach dem Abendessen) gerade las.

»Nanu, was haben Sie denn da, Pater?« fragte er mit leiser Verwunderung.

»Reitkleidung für Enya.«

»Was!?« rief Angus mit dröhnender Stimme.

»Was!?« sagte auch Enya mit einem Quiekser.

»Reitkleider für Enya, ja. In aller Aufrichtigkeit, Angus – Sie sind ein ausgemachter Idiot! Eines Tages werden Sie die größte und reichste Station in ganz Neusüdwales erben, aber daran, Ihre Tochter mal auf ein Pferd zu setzen, denken Sie nicht! Wie, glauben Sie, soll Enya ihren Platz an der Seite einer Miss Crawford, einer Miss Hopton und einer Mrs. Anthony Caddock einnehmen, die doch alle ausgesprochene Reiterinnen sind? Enya muss reiten lernen, und zwar sowohl auf einem Damen- als auch auf einem ganz normalen Herrensattel, hören Sie? Da Sie sicher keine Zeit dafür haben, werde ich ihr Unterricht geben, jede Woche ein paar Stunden. Für die wenigen Augenblicke kann Bright schon mal ohne Enyas Hilfe

im Haus auskommen. Keine Widerrede, es ist beschlossene Sache.« Angus dachte gar nicht an Widerrede. Sich mit einem Priester zu streiten war ihm unmöglich. Also lernte Enya reiten. Seit Jahren hatte sie sich nach einer solchen Gelegenheit gesehnt, hatte deshalb sogar einmal ihren Vater gefragt. Doch Angus vergaß das sofort, und sie fragte ihn nie wieder. Seine Reaktion war für sie gleichbedeutend mit einem Nein. Dass dann Pater Cedric ihr das Reiten beibrachte, erfüllte sie mit einer tiefen Freude, von der sie sich jedoch nichts anmerken ließ. Denn inzwischen war er für sie zu einem ganz besonderen Idol geworden, zum Objekt einer backfischhaften Schwärmerei. Sie himmelte ihn an; träumte davon, in seinen Armen zu liegen und von ihm geküsst zu werden. Doch weiter gingen ihre Träume nicht, weil sie nicht wusste, was danach kam, ja, dass überhaupt etwas danach kam. Natürlich, soviel begriff sie wohl, war es nicht recht von ihr, so etwas von einem Priester zu träumen. Aber diese Träume, sie kamen und ließen sich nicht vertreiben. Und so konnte sie nur eines tun: sich um nichts auf der Welt etwas von ihren so ungehorsamen Gefühlen anmerken lassen.

Durch das hohe Fenster, an dem ihr Schreibtisch stand, beobachtete Jennyfer Ryan aufmerksam den Priester und das Mädchen, die jetzt in Richtung des Stalls gingen, wo die beiden Vollblüter

untergebracht waren, die Jennyfer Ryan als Reitpferde hielt; nicht für sich, sondern – ursprünglich jedenfalls – ausschließlich für Pater Cedric. Nur dass er ihr dann eines Tages mit der Frage gekommen war, ob er nicht auch Enya auf den Tieren reiten lassen könne. Abschlagen konnte sie ihm diese Bitte ja nicht gut. Das Mädchen war ihre Nichte, und außerdem hatte er recht: Leidlich reiten sollte sie schon können. Doch die Sache war Jennyfer Ryan zuwider, tief zuwider. Nur zu gern hätte sie den Pater mit seiner Bitte abblitzen lassen; oder hätte doch wenigstens dabei sein mögen, wenn die beiden ausritten. Aber ihre alten Knochen taugten nicht mehr für einen Sattel, da war einfach nichts zu wollen. Es erbitterte sie, die beiden so zu sehen: Dort drüben gingen sie jetzt, in Reitkleidung; er in hohen Stiefeln, Breeches und weißem Hemd - elegant und anmutig wie ein Tänzer; sie in halbhohen Stiefeln und sogenannten Jodhpurs – schlank, von knabenhafter Schönheit. Was zwischen ihnen bestand, war – allem Anschein nach – ein völlig unbeschwertes Freundschaftsverhältnis. Wie, dachte Jennyfer Ryan zum millionsten Mal, kam es nur, dass außer ihr niemand etwas gegen die engen, fast schon intimen Beziehungen zwischen den beiden einzuwenden hatte? Angus fand's wundervoll, Brigit (Stück Holz, das sie war) schwieg, wie gewöhnlich, und die Jungen sahen in den beiden offenbar so etwas

wie ein Geschwisterpaar. Niemand schien zu erkennen, was sie, Jennyfer Ryan, geradezu überdeutlich zu sehen meinte. Wie kam das nur? Lag es daran, dass sie ja selbst Cedric Stuart liebte? Oder bildete sie sich das Ganze vielleicht nur ein, und es gab da nichts weiter als eine schlichte Freundschaft zwischen einem Mann Mitte dreißig und einem jungen Mädchen, das erst im Begriff stand, eine Frau zu werden? Unsinn! Wohl kein Mann in diesem Alter würde blind sein für die erblühende Rose, nicht einmal Cedric Stuart. Nicht einmal Cedric Stuart? Hah! Vor allem nicht Cedric Stuart! Dem Mann entging doch nie etwas. Ihre Hände zitterten. Vom Federhalter klecksten dunkelblaue Tropfen auf das beschriebene Papier. Sie zog einen frischen Bogen hervor, dann einen zweiten, schrieb das Ganze noch einmal – genauso sicher und genauso ohne Zögern wie zuvor. Dann stand sie auf und bewegte sich schwerfällig zur Tür.

»Feena! Feena!« rief sie.

»Allmächtiger, sie ist's!« klang die Stimme des Dienstmädchens vom Empfangsraum her. Sekunden später schob sich das alterslose, sommer-sprossige Gesicht um die Tür herum.

»Und was kann ich wohl für Sie tun, liebe Mrs. Ryan?« fragte sie, insgeheim darüber verwundert, dass die alte Frau nicht nach Mrs. Miller geläutet hatte, denn das pflegte sie sonst zu tun.

»Suchen Sie den Zaunmacher und Tom. Und schicken Sie beide sofort zu mir.«

»Sollte ich's nicht lieber erst Mrs. Miller melden?«

»Nein! Tu, was ich dir sage, Mädchen!« Tom, der Gartenarbeiter, war schon ein ziemlich alter, verschrumpft wirkender Mann. Ursprünglich mit Wanderbündel und Essgeschirr unentwegt auf Walze, hatte er vor nunmehr siebzehn Jahren auf Valopo »schnell mal« einen Job angenommen – und sich dann nicht mehr von den Gärten trennen können. Der Zaunmacher, wie alle seines Schlags ein ruheloser Typ, war normalerweise damit beschäftigt, auf den Koppeln den Draht zwischen den Pfählen straffzuziehen, eine wahre Sisyphusarbeit. Jetzt hatte man ihn zurückbeordert, damit er, der großen Party wegen, die weißen Zäune überall um das Haus und auf der Home Paddock gründlich instand setze. Die beiden Männer erschienen, in Arbeitshosen, Flanellunterhemden, Hosenträger darüber. Beklommen drehten sie ihre Hüte in den Händen.

»Könnt ihr beide schreiben?« fragte Jennyfer Ryan. Sie nickten, schluckten dann.

»Gut. Ich möchte, dass ihr dabei seid, wenn ich dieses Papier hier unterzeichne. Direkt unter meine Unterschrift müsst ihr dann eure Namen und eure Adressen schreiben. Habt ihr verstanden?« Sie nickten. »Schreibt eure Namen so, wie ihr das

immer tut. Eure ständige Adresse bitte möglichst deutlich, am besten in Druckschrift. Mir genügt auch, wenn's irgendein Postamt mit dem Vermerk ›postlagernd‹ ist. Hauptsache, man kann euch auf diese Weise erreichen.« Aufmerksam beobachteten die Männer, wie sie ihre Unterschrift auf das Papier setzte. Dann trat Tom vor und begann, mühsam zu schreiben. Ihm folgte der Zaunmacher. »Chas Hawkins«, schrieb er in großen, runden Buchstaben und nannte dann eine Adresse in Sydney. Jennyfer Ryan ließ die beiden Männer nicht aus den Augen. Als sie fertig waren, gab sie jedem eine abgegriffene rote Zehnpfundnote und entließ sie dann – nicht ohne die scharfe Ermahnung, über die Angelegenheit ja den Mund zu halten. Enya und der Priester waren inzwischen natürlich längst verschwunden. Jennyfer Ryan setzte sich schwerfällig wieder an den Schreibtisch, nahm einen frischen Bogen Papier und begann abermals zu schreiben. Doch diesmal flossen ihr die Worte bei weitem nicht so leicht aus der Feder wie zuvor. Immer wieder hielt sie inne und überlegte, die Lippen gespreizt wie in einem lautlosen Lachen. Offenbar hatte sie viel mitzuteilen, sehr viel, denn sie schrieb engzeilig, und die Worte drängten dicht nacheinander. Als sie fertig war, las sie sich das zuletzt Geschriebene noch einmal durch, schob alle Blätter zusammen, faltete sie

und steckte sie in einen Umschlag, den sie mit rotem Wachs siegelte.

»Nun denn; jetzt hast du deinen teuflischen Willen, Rhona« murmelte sie leise und geheimnisvoll.

\*\*\*

Nur Angus, Bright, Colin, Finn und Enya gingen zur Party. Glenn und Kevyn sollten zu Hause bleiben, um auf die beiden Kleinen aufzupassen (und waren darüber recht erleichtert, wovon sie sich jedoch nichts anmerken ließen).

Da Jennyfer Ryan aus Anlass der Party ausnahmsweise ihre Geldbörse ein wenig geöffnet hatte, war auch für die Familie etwas abgefallen. Alle trugen neue Kleider – das Beste, was Yelli zu bieten hatte. Angus, Colin und Finn fühlten sich wie eingezwängt in eine Rüstung. Sie trugen Hemden mit gestärkter Brust und gestärktem Kragen, dazu eine Frackschleife und außerdem – natürlich – einen Frack mit solch langen Frackschößen, eine entsprechende Hose, beides schwarz, und zudem eine weiße Weste. Enya und ihre Mutter trugen lange Abendkleider. Brights Kleid, aus Krepp, war von auffallend tiefem, sattem Blaugrau. Es stand ihr ausgezeichnet. Wie in sanften Wellen fiel es bis zum Boden hinab. Der Ausschnitt war großzügig. Die Ärmel, sehr eng anlie-

gend, reichten bis zu den Handgelenken und waren üppig mit Perlen besetzt, ähnlich dem Stil, wie man ihn von Queen Mary her kannte. Auch ihr Haar trug Brighit ähnlich wie die Königin, hohe Frisur mit zurückgekämmten weichen Haarrollen. Im Geschäft in Yelli hatte man auch eine enge Perlenkette und entsprechende Ohrringe aufgetrieben. dass es sich um unechten Schmuck handelte, sah man nur, wenn man ihn aus nächster Entfernung sehr genau betrachtete. Vervollständig wurde die Ausstattung durch einen Fächer aus prachtvollen Straußenfedern, die genauso gefärbt waren wie das Kleid. Als Brighit und Angus aus ihrem Zimmer kamen, starrten die Jungs fassungslos. Noch nie hatten sie ihre Eltern so stattlich gesehen, aber auch noch nie so fremdartig. Angus wirkte zwar keineswegs jünger, als er war, nämlich achtundfünfzig, doch bot er eine ausgezeichnete, überaus würdevolle Erscheinung, etwa wie ein Diplomat. Brighit hingegen sah man ihre achtundvierzig Jahre auf gar keinen Fall an, sie wirkte mindestens zehn Jahre jünger: schön, voller Leben, mit einem bezaubernden Lächeln. Jims und Patsy heulten vor lauter Verzweiflung los. Das sollten Mum und Daddy sein? Aber die waren ja so ganz anders als sonst, zum Fürchten! Also gab es erst einmal eine gehörige Verwirrung, und alle fremdartige Würde schwand dahin. Mum und Daddy benahmen sich wie immer, und bald strahl-

ten die Zwillinge vor Bewunderung. Doch das größte Aufsehen rief Enya hervor. Sie wurde von allen am längsten angestarrt. Die Schneiderin in Yelli schien in ihr Kleid gewissermaßen ihre ganze Seele gelegt zu haben, aus welchem Grund auch immer. Vielleicht hatte sie sich an ihre eigene Jugend erinnert, vielleicht auch war sie darüber erzürnt, dass die anderen zur Party eingeladenen jungen Damen sich ihre Kleider aus Sydney kommen ließen. Jedenfalls hatte die Schneiderin so etwas wie ihr Meisterwerk geschaffen. Es war ein ärmelloses Kleid mit einem ganz erstaunlich tiefen Ausschnitt, vor allem, wenn man bedachte, dass man sich hier ja nicht in Sydney befand und Enya gerade mal vierzehn war. Was bei Brigit, innerhalb strikter Grenzen, großzügig *wirkte* als Dekollete, bei Enya *war* es großzügig, nein sogar ein wenig unzüchtig – je nach Betrachtungsweise eben. Die Geister schieden sich, und genau das war es, was Enya spannend fand. Und so hatte Brigit denn zunächst auch ihre Zweifel gehabt. Doch sie, wie auch Enya, waren von der Schneiderin beschwichtigt worden: Ja, auch die anderen jungen Damen trugen dergleichen, und Brigit würde doch sicher nicht wollen, dass ihre Tochter grauenvoll provinziell wirkte? Brigit hatte nur kurz gezögert und dann eingewilligt. Und das Kleid schien alle Bemühungen wirklich wert zu sein. Aus Georgette war es, in der Taille nur sacht

gerafft und um die Hüften gleichsam gebauscht. Den Farbton konnte man als fahles rötliches Grau beschreiben: das, was damals Asche der Rose genannt wurde. Überdies war das Kleid (Enya hatte der Schneiderin dabei geholfen) üppig bestickt, lauter winzige, zartrosa Rosenknospen. Ein Letztes kam hinzu: die Frisur. Der allgemeinen Mode entsprechend, trugen inzwischen auch in Yelli die jungen Damen meist Herrenschnitt, und Enya hatte sich dem angepasst. Zwar war ihr Haar zu lockig, um ganz den Forderungen der Mode zu entsprechen, doch kurz wirkte es jetzt jedenfalls besser als lang. Angus öffnete den Mund zum lauten Protest. Das war doch nicht mehr sein kleines Mädchen. Doch er schloss ihn wieder, ohne auch nur ein einziges Wort gesagt zu haben. Allzu deutlich stand ihm noch jene Szene im Pfarrhaus in Erinnerung, der Streit zwischen Liam und ihm selbst. Lange war das inzwischen her, doch er hatte daraus gelernt. Nein, Enya konnte nicht für immer sein kleines Mädchen bleiben. Sie war jetzt, ihres rasanten Wachstums wegen, eine junge Frau und sicherlich selbst verwundert – und womöglich gar ein bisschen verschreckt – über ihre Verwandlung, die ihr der Spiegel ja gezeigt hatte. Warum es ihr also noch schwerer machen, dachte er. Er streckte ihr seine Hand hin und lächelte zärtlich.

»Oh, Enya, du siehst ja so reizend aus! Komm, Kleines ..., ich werde selbst dein Begleiter sein,

und Colin und Finn werden sich um deine Mutter kümmern.« Sie war jetzt fast vierzehn, nur ein knapper Monat fehlte ihr noch daran, und zum ersten Mal fühlte Angus sich wirklich alt. Doch sie war sein Herzblatt, sein Augapfel, und nichts sollte ihr Vergnügen an ihrer ersten Erwachsenen-Party trüben. Sehr langsam schritten sie in Richtung Herrenhaus, bei weitem zu früh für die ersten Gäste. Doch sie sollten zunächst mit Jennyfer speisen, um sodann an ihrer Seite die Eintreffenden zu empfangen. So vorsichtig sie die Füße auch setzten, fast zwei Kilometer durch den Staub von Valopo waren ein weiter Weg, und so machten sie im Kochhaus Zwischenstation, um sich die Schuhe abzubürsten und auch Kleidersäume und Hosenaufschläge zu säubern. Pater Cedric trug seine Soutane, wie gewöhnlich; kein Abendanzug hätte ihm auch nur halb so gut stehen können wie dieses streng geschnittene, sich nach unten zu leicht weitende Gewand, mit der langen Leiste winziger Knöpfe, die vom Kragen hinabreichte bis zum tiefen Saum; hinzu kam noch der um die Taille geschlungene Gürtel, das Zingulum.

Jennyfer Ryan hatte ein weißes Satinkleid mit weißen Spitzen und weißen Straußenfedern an, und Brigit schrak geradezu auf aus ihrer gewohnten Gleichgültigkeit und betrachtete Jennyfer fassungslos: Warum, um alles auf der Welt, hatte sie sich so bräutlich gekleidet, so ganz und

gar unpassend – aufgetakelt wie eine alte Jungfer, die alles daran setzte, vor anderen – und vielleicht auch vor sich selbst – so etwas wie eine verheiratete Frau zu spielen. Im übrigen schien sie in letzter Zeit ziemlich zugenommen zu haben, wodurch ihre Erscheinung nicht gerade gewann. Angus jedoch fand offenbar alles in bester Ordnung. Strahlend und mit vorgestreckten Händen trat er auf seine Schwester zu.

»Jennyfer, wie reizend du aussiehst! Wie ein junges Mädchen!« In Wirklichkeit ähnelte sie sehr stark der längst verstorbenen Queen Victoria: so wie diese ausgesehen hatte auf jenem berühmten Foto, das kurz vor ihrem Tode gemacht worden war. Die gleichsam herrische Nase, die Furchen an den Nasenflügeln, der eigensinnige Mund, die leicht vorstehenden, so kalt wirkenden Augen – alles fand sich auch hier. Und Jennyfer Ryans eisiger Blick lag jetzt starr auf Enya. Der Priester beobachtete es sehr aufmerksam. Seine Augen glitten zwischen Tante und Nichte hin und her. Jennyfer Ryan lächelte ihrem Bruder zu, legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Du darfst mich zum Dinner führen, Angus. Pater Stuart wird Brigit geleiten, und deine Söhne werden sich sozusagen Enya teilen.« Über die Schulter blickte sie zu dem Mädchen zurück. »Wirst du heute Abend tanzen, Enya?«

»Ihre adrette Erscheinung täuscht, Jennyfer. Sie ist noch zu jung, noch nicht einmal vierzehn«, erklärte Angus hastig. Brennend heiß fiel ihm plötzlich auf die Seele, dass es auch in diesem Punkt mit der Erziehung sehr im argen lag – von seinen Kindern konnte kein einziges tanzen.

»Wie schade«, sagte Jennyfer Ryan. Es war eine prachtvolle, eine glänzende, eine gloriose Party – zumindest waren dies die Adjektive, die man am häufigsten vernahm. Und schien es übertrieben? Allein schon die Gäste ... Roy O'Mara vom über dreihundert Kilometer entfernten Raheen war da. Er hatte mit seiner Frau, seinen Söhnen und seiner einzigen Tochter den weitesten Weg gehabt, wenn auch nicht einen um sehr viel weiteren als andere. Die Menschen hier fanden nichts weiter dabei, dreihundert Kilometer weit zu einem Cricket-Match zu reisen, geschweige denn zu einer Party. Auch Duncan Gordon von Each-Uisge war da (nichts hatte ihn je dazu bewegen können, ein Geheimnis preiszugeben: weshalb er nämlich seine so weit vom Meer entfernte Station mit jenem Wort benannt hatte, das im Schottisch-Gälischen Seepferd bedeutete). Und Jason Caddock mit seiner Frau, seinem Sohn Anthony und Mrs. Anthony; er war Yellis Senior-Squatter, denn Jennyfer Ryan, als Frau, konnte ja nicht so genannt werden. Und Evan Pugh von Braich y Pwll (was man überall im Distrikt wie Brakeypull aussprach);

und Gabriel O'Mally von Dibban-Dibban; und Horry Hopeton von Beel-Beel; und Dutzende mehr. Fast ausnahmslos waren es katholische Familien, und nur verhältnismäßig wenige trugen angelsächsische Namen; es gab etwa gleichviel Iren, Schotten und Waliser. Nein, in der alten Heimat hatten sie auf die Home Rule, die Selbstregierung, nicht hoffen können, und – sofern sie als Katholiken in Schottland oder Wales lebten – ebenso wenig auf Sympathie von Seiten der protestantischen Mehrheit. Doch hier auf den Tausenden von Quadratkilometern waren sie die Herren, die ihre britischen Herren getrost belächeln konnten: Valopo, der größte Besitz, umfasste ein Gebiet von einer solchen Ausdehnung, dass mehrere europäische Fürstentümer hineingepasst hätten. Zu den Klängen der Band aus Sydney drehten sie sich im Walzertakt, und dann räumten sie das Feld und schauten nachsichtig zu, wie ihre Kinder den Charleston tanzten. Sie aßen Hummerpastetchen und gekühlte rohe Austern, sie tranken fünfzehn Jahre alten französischen Champagner und zwölf Jahre alten Single-Malt-Scotch. Insgeheim allerdings hätten sie anderem den Vorzug gegeben: gerösteter Lammkeule beispielsweise oder auch Corned Beef und, soweit es Getränke betraf, dem billigen, doch hochwirksamen Bundaberg-Rum oder dem Grafton-Bitter direkt vom Fass. Immerhin war es recht angenehm zu wissen, dass sie

sich die besseren Dinge des Lebens jetzt leisten konnten. Ja, es gab auch magere Jahre, sehr viele sogar. Also galt es, die ansehnlichen »Woll-Schecks«, die man in den guten, in den fetten Jahren hatte vereinnahmen können, sorgsam zu horten als notwendiges Polster für die unausbleiblichen schlechten Jahre: Nie konnte man voraussagen, wann es wieder Regen geben würde. Doch befand man sich augenblicklich in einer guten Phase, seit einer ganzen Weile schon, und schließlich gab es in Yelli wenig Möglichkeiten, das Geld auszugeben. Oh, wenn einem die Schwarzerdebenen des Großen Nordwesten erst einmal Heimat waren, so gab es auf der ganzen Welt nichts, was sich damit vergleichen ließ. Sie machten nostalgische Pilgerreisen in die alte Heimat, doch die hatte ihnen nichts anderes eingetragen als Diskriminierungen ihres religiösen Glaubens wegen. Australien andererseits war ein viel zu katholisches Land, als dass Diskriminierungen zu befürchten gewesen wären. Und der Große Nordwesten war die Heimat, die wirkliche Heimat. Was im übrigen das Geld betraf: An diesem Tag kam ja Jennyfer Ryan für alles auf. Und sie konnte es sich wirklich leisten. Manche behaupteten sogar, in puncto Reichtum könne sie den König von England ausstechen. Sie hatte, wie man es nannte, Geld in Stahl, Geld in Silber und Blei und Zink, Geld in Kupfer und Gold, Geld in noch hundert anderen

Sachen, meist in solchen, wo – buchstäblich wie metaphorisch – Geld Geld machte. Valopo hatte schon vor langem aufgehört, die Hauptquelle ihres Einkommens zu sein; es war nicht mehr als ein profitables Hobby. Weder während des Dinners noch danach sprach Pater Cedric direkt zu Enya. Den ganzen Abend über ignorierte er sie betont. Sie fühlte sich verletzt, suchte ihn immer wieder mit den Augen. Er spürte ihre Blicke, und am liebsten hätte er sich bei der allernächsten Gelegenheit zu ihrem Stuhl gebeugt und ihr erklärt, dass es weder ihrem noch seinem Ruf nützen könne, wenn er ihr inmitten dieser ratschenden Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit widmete als, beispielsweise, Miss Crawford, Miss Gordon oder Miss O'Mara. Genau wie Enya tanzte er nicht, und genau wie auf Enya ruhten auch auf ihm viele Blicke; denn beide waren zweifellos die schönsten Menschen hier. Im übrigen glich er in einem Punkt an diesem Abend fast einer gespaltenen Persönlichkeit. Die eine Seite seines Wesens verabscheute nämlich die Erscheinung, die Enya jetzt bot: das kurze Haar, das reizende Kleid, die zierlichen seidenen Schuhe im Asche-der-Rosen-Farbtönen mit den fünf Zentimeter hohen Absätzen – aber Enya wirkte nicht nur größer als früher, sie war es auch und entwickelte zudem eine sehr weibliche Figur. Doch die andere Seite seines Wesens empfand einen ungeheuren Stolz darüber,

dass sie all die anderen jungen Damen hier trotz oder wegen ihres jugendlichen Alters eindeutig überstrahlte. Miss Crawford besaß zwar gleichfalls ein fein gemeißeltes, aristokratisch wirkendes Gesicht, doch fehlte es ihr an jenem Besonderen, das durch das rot-goldene Haar gleichsam gekrönt wurde; Miss Caddock hatte zwar wunderschöne blonde Locken, doch ihr Körper, nein, grazil konnte man ihn kaum nennen; Miss Mackailhin wiederum besaß zwar einen prachtvollen Körper, doch ihr Gesicht ähnelte sehr dem Gesicht eines Pferdes, das durch einen Drahtzaun hindurch an einen verlockenden Apfelbaum heran zu gelangen versucht. Dennoch blieb der Grundtenor seiner Reaktion Enttäuschung: die Enttäuschung eines Mannes, der nur zu gern den Kalender zurückblättern, die Uhr zurückdrehen würde. Er wollte nicht, dass Enya erwachsen wurde. Sie sollte das kleine Mädchen bleiben, das er weiterhin als seinen Herzensliebbling, als sein Goldkind behandeln konnte. Auf Angus' Gesicht entdeckte er einen Ausdruck, der seine eigenen Gedanken widerzuspiegeln schien, und er lächelte schwach. Was für eine Wohltat wäre es doch, wenn er auch nur einmal im Leben seine Gefühle zeigen könnte! Doch Gewohnheit, Erziehung und wohl auch angeborene Reserviertheit ließen das nicht zu.

Je später es wurde, desto weniger förmlich behahten sich die Gäste. Schwungvoller und ver-

gnügter tanzte man jetzt, und man trank auch nicht mehr Champagner und Whisky, sondern hielt sich an Rum und Bier. Das Ganze glich nun eher einem der sogenannten Schurhüttenbälle: Im allgemeinen waren, im Yelli-Distrikt, Vergnügungen dieser Art gewissermaßen demokratisch geprägt, und vom Stationsarbeiter bis zum Dienstmädchen nahm alles daran teil. Der größte Fehler, den Jennyfer Ryan an diesem vergnüglichen Abend beging, war wohl der, zu viele hochgeistige Getränke zu konsumieren, noch und noch das Tanzbein zu schwingen, dabei sämtliche Kraftreserven zu mobilisieren, und irgendwelche Pillen zu schlucken, die daraus resultierende schädliche Wirkungen potenzierten. Kurzum; sie vergaß sich in Bezug auf eine gewisse Zurückhaltung als Gastgeberin, sie schlug über die Stränge, und Schuld daran war möglicherweise ein völlig unschuldiges und heimlich ineinander verliebtes Pärchen. Jennyfer Ryans schwaches Herz schlug quasi im Takt der Musik, doch der wechselte des öfteren, und so kam es, dass sich in dieser schicksalhaften Nacht ein Paukenschlag anbahnte, der halb Australien einen Schock versetzte. Doch noch war es nicht soweit, denn Doktor Wallice hatte Jennyfer Ryan bereits vor Jahren darauf hingewiesen, dass ihr Herz nicht gerade das war, was man im allgemeinen als »unzerstörbares Wunderwerk« bezeichnete. So setzte sie sich hin und gewährte

ihrem Körper eine kurze Pause, doch selbst bei dieser Gelegenheit ertränkte sie ihr Gemisch aus Zorn, Stress und Liebeskummer in harten Spirituosen.

Pünktlich um Mitternacht verließen Colin und Finn mit Enya die Party. Brigit und Angus blieben noch. Sie vergnügten sich so prachtvoll, dass sie auf ihre Kinder gar nicht mehr weiter geachtet hatten. Mochten diese auch nicht tanzen können, sie selbst konnten es, und sie taten es, meist miteinander. Pater Cedric beobachtete das Ehepaar. Noch nie, so schien ihm, hatte er Angus und Brigit in so augenfälliger Harmonie erlebt, so vollkommen aufeinander abgestimmt. Verwundern konnte das allerdings kaum. Sonst sah man sie ja nie, ohne dass nicht wenigstens eines ihrer Kinder irgendwo in der Nähe gewesen wäre – charakteristisch für das Zusammenleben in großen Familien, aber für die Eltern gewiss nicht immer ganz leicht. Die einzigen Augenblicke wirklicher Gemeinsamkeit blieben ihnen im Schlafzimmer, und dabei war ihnen zweifellos weniger nach traulichen Gesprächen zumute. Um so mehr genossen jetzt Brigit und Angus ganz unverkennbar diese Stunden hier. Er war ja eigentlich immer fröhlich und vergnügt, doch sie – nun, man konnte nur staunen, in welchem Maße sie geradezu buchstäblich zu strahlen schien. Als Angus die Frau irgendeines Squatters zu einem Pflichttanz aufforderte,

fehlte es Brigit wahrlich nicht an eifrigen Partnern, während so manche wesentlich jüngere Frau einsames Mauerblümchen blieb. Doch diese Beobachtungen machte Pater Cedric gleichsam nur zwischendurch. Kaum hatte Enya die Party verlassen, so fühlte er sich auf einmal zehn Jahre jünger – und erfüllt von dem kaum bezähmbaren Wunsch, selbst das Tanzbein zu schwingen. Und das tat er denn auch. Zur Verblüffung von Miss Hopeton, Miss Mackail, Miss Gordon und Miss O'Mara tanzte er mit Miss Crawford einen Black Bottom, und er tanzte ihn ausgezeichnet. Anschließend kamen dann alle ledigen jungen Damen an die Reihe, selbst die so unansehnliche Miss Pugh; und da die Stimmung inzwischen jenen Höhepunkt erklommen hatte, wo allgemeines Wohlwollen sich verströmt und Seelen zur Verschwisterung neigen, fand niemand etwas dabei, dass der Priester so emsig über das Parkett fegte. Im Gegenteil. Man bewunderte seine Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit ebenso wie seinen Eifer und sprach untereinander auch angeregt darüber. Schließlich tanzte er ja mit allen jungen Damen, vernachlässigte keine (so dass sich auch kein Elternpaar zurückgesetzt zu fühlen brauchte), und es machte Freude, mit ansehen zu können, dass ein so prachtvoller Mensch wie der Pater sich einmal so richtig vergnügte. Allerdings: Wäre dies keine private Party gewesen, so hätte er natürlich

keinen einzigen Schritt in Richtung Tanzboden machen können. Es wurde eins, es wurde zwei. Um drei Uhr erhob sich Jennyfer Ryan und gähnte bei widersprüchlich pochendem Herzen.

»Nein, nein, macht nur weiter!« schnaubte sie unnatürlich anmutend. »Wenn ich vor Müdigkeit sterben könnte, – und ich bin’s –,so kann ich doch zu Bett gehen, und genau das werde ich jetzt tun. Doch es ist noch reichlich zu essen und zu trinken da, und die Band ist dazu engagiert, so lange zu spielen, wie noch jemand tanzen möchte. Mich stört die Musik nicht, im Gegenteil. Sie wird mit-helfen, mich in Träume zu wiegen. Pater, würden Sie mir bitte die Treppe hinaufhelfen?«

Wie sie es fertig gebracht hatte, die Sätze her-vorzubringen, ohne dabei ins Lallen zu geraten, wussten die alten keltischen Götter.

Doch als sie mit Cedric Stuart dann wankenden Schrittes den Empfangsraum verlassen hatte, strebte sie nicht der majestätisch aus-schwingen-den, breiten Treppe entgegen, sondern wandte sich, schwer auf den Arm des Priesters gestützt, in Richtung Salon. Die Tür war abgeschlossen. Jen-nyfer Ryan gab dem Pater den Schlüssel, wartete, bis er geöffnet hatte, ließ ein kleines »Hicks« ver-nehmen, und trat dann vor ihm ein.

»Es war eine gute Party, Jennyfer«, sagte er.

»Meine letzte. Ich spür’s.« keuchte sie abermals ein wenig unnatürlich verspannt, aber gerade noch

so, dass man deswegen als aufmerksamer Beobachter nicht in Panik geraten musste.

»Sagen Sie das nicht, meine Teure.«

»Warum nicht? Ich bin es leid zu leben, und so werde ich damit aufhören.« Sie musterte ihn spöttisch. »Sie glauben mir nicht? Nun, seit über siebenzig Jahren habe ich immer genau das getan, was ich tun wollte, wann ich es tun wollte. Falls der Tod also meint, dass er es ist, der den Zeitpunkt für meinen Abgang bestimmt, so irrt er sich ganz gewaltig. Ich werde sterben, wann es mir passt, und an Selbstmord denke ich dabei nicht, weshalb auch. Denn einzig unser Wille ist es ja, der uns am Leben hält. Wenn dieser Lebenswille schwindet, ist es gar nicht schwer, schließlich aufzuhören, wenn man's nur wirklich will. Und ich bin es leid. Ich bin der ermüdenden Spiele des Lebens überdrüssig, ebenso den seltsamen Regeln, die eine Liebe auf gegenseitiger Basis zulassen, und in Summe möchte ich mit all dem aufhören. Sehr einfach.« Auch er war es leid. Nicht das Leben als solches, aber doch – nun ja – so manchen seiner Aspekte. Das endlose Spiel der Masken zum Beispiel; und das Klima; und die Tatsache, dass er keine Freunde besaß, mit denen er seine Interessen teilen konnte; und – ja, auch sich selbst war er leid. Der Raum wurde nur von einer Petroleumlampe erhellt. Durch kostbares rubinrotes Glas fiel ein schwacher rötlicher Schein, der fast wie ein

Schatten war, auf Jennyfer Ryans Gesicht und verwandelte es gleichsam in eine diabolische Maske. Der Pater spürte die Müdigkeit in seinem Körper. Seine Füße und sein Rücken schmerzten. Es war lange her, seit er so ausgiebig getanzt hatte, auch wenn er seinen Stolz darein setzte, über den jeweils letzten Modetanz »auf dem laufenden« zu sein. Nun ja: zweiundzwanzig, nein fast schon dreiundzwanzig, sportlich, aber gefühlte fünfzig Jahre alt, ein Landpriester, ohne jedwede Zukunftsaussichten ... ein Mann, dessen hoffnungsvolle Zukunft im Schoß der Kirche zu Ende gewesen war, noch bevor sie beginnen konnte. Oh, die Träume der Jugend! Und die nicht im Zaum gehaltene Zunge in den letzten paar Jahren! Ihm war, als hätte der Streit mit seiner Mutter zugleich die Büchse der Pandora geöffnet und daraus entschwebte immer noch Heil und Unheil – beides zu unbestimmbaren, aber gruseligen Teilen.

Der Mangel an Selbstkontrolle, die überschießende Hitzköpfigkeit. Nein, er war nicht stark genug gewesen, die Prüfung zu bestehen. Aber nie wieder würde er den Fehler machen. Nein, nie, niemals ... Er bewegte sich unruhig, seufzte; was half's? Die Gelegenheit würde nicht wiederkommen. Es war an der Zeit, es war wirklich an der Zeit, dass er ein für allemal aufhörte, zu hoffen und zu träumen.

»Erinnern Sie sich, Cedric, dass ich zu Ihnen gesagt habe, ich würde Sie mit Hilfe Ihrer eigenen Schwächen an die Wand nageln?« Die mürbe, raspelnde alte Stimme riss ihn aus der Grübelelei, in die er in seiner Müdigkeit versunken war. Er blickte zu Jennyfer Ryan und lächelte.

»Teure Jennyfer, ich vergesse nie etwas, das Sie sagen. Was ich in den vergangenen sieben Jahren ohne Sie hätte anfangen sollen, weiß ich einfach nicht. Ihr Witz, Ihre Boshaftigkeit, Ihre Einfühlungsgabe ...«

»Wäre ich jünger gewesen, so hätte ich Sie auf andere Art an mich gezogen. Sie werden nie wissen, wie sehr ich mir gewünscht habe, dreißig Jahre meines Lebens aus dem Fenster werfen zu können. Wäre der Teufel gekommen und hätte mir für meine Seele die Chance geboten, wieder jung zu sein, ich hätte keine Sekunde gezögert ... und den Handel auch nie wieder bereut wie dieser alte Idiot namens Faust. Es hat sich aber kein Teufel blicken lassen. Ich kann mich nicht dazu bringen, an die Existenz von Gott oder Teufel zu glauben. Bisher habe ich auch nicht den Fetzen eines Beweises dafür gesehen. Sie etwa?«

»Nein. Aber der Glaube, beruht auch nicht auf irgendwelchen Existenzbeweisen. Der Glaube beruht auf der inneren Gewissheit, auf dem Fürwahrhalten dessen, was in der Heiligen Kirche als Inhalt der göttlichen Offenbarung festgestellt ist.

Und dieser Glaube ist das Grundfundament der Kirche. Ohne den Glauben gibt es nichts.«

»Ein sehr ephemeres Dogma.«

»Vielleicht. Mir scheint, dass der Glaube im Menschen geboren wird. Für mich ist er ein ständiger Kampf, eine immer wieder neue Auseinandersetzung, ich gestehe es. Doch ich werde den Kampf nie aufgeben.«

»Ich würde Sie gern vernichten.« Aus seinen blauen Augen schien ein Lachen zu blitzen.

»Oh, meine teure Jennyfer, das weiß ich.«

»Aber wissen Sie auch, warum?« Etwas Grauenvolles schien da wach zu werden, eine Art schreckenserregende Zärtlichkeit. Er kämpfte hart dagegen an. »Ich weiß, Jennyfer, ja, ich weiß. Und glauben Sie mir, es tut mir leid.«

»Von wie vielen Frauen, außer Ihrer hochintelligenten Mutter, sind Sie geliebt worden?«

»Hat meine Mutter mich überhaupt geliebt, frage ich mich? Zum Schluss hat sie mich jedenfalls gehasst. Wie die meisten Frauen. Man hätte mir den Namen Hippolytos geben sollen.«

»Oooh! Das verrät mir viel!«

»Was andere Frauen betrifft, so glaube ich, dass nur Enya es bisher geschafft hat, ähnlich wie Gott, an mein Herz zu rühren. Doch sie ist ein kleines Mädchen. Wahrscheinlich lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass mich Hunderte von Frauen

begehrt haben – aber mich geliebt? Das bezweifle ich sehr.«

»Ich habe Sie geliebt«, sagte sie leidenschaftlich.

»Nein, das haben Sie nicht. Ich bin nur so etwas wie ein provozierender Reiz für Sie in Ihrem Alter. Wenn Sie mich ansehen, wird Ihnen bewusst, was Sie nicht tun können – wegen Ihres Alters.«

»Sie irren sich. Ich habe Sie geliebt. Gott, wie sehr! Glauben Sie, dass meine Jahre das automatisch ausschließen? Nun, Pater Stuart, dann möchte ich Ihnen etwas sagen. In diesem lächerlichen Körper bin ich noch jung – ich fühle, ich träume, ich habe meine Sehnsüchte und Wünsche, und ich bin voll Trotz und Zorn über die Beschränkungen, die mir auferlegt sind durch meinen Körper. Das Alter ist die bitterste Rache, die unser Gott an uns übt, unser rachsüchtiger Gott. Warum lässt er Geist und Gemüt nicht genauso altern wie den Körper?« Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und schloss die Augen. »Ich werde natürlich in die Hölle kommen. Aber bevor es soweit ist, hoffe ich, die Chance zu bekommen, Gott zu sagen, was für ein gemeines, tückisches und jämmerliches Surrogat für einen Gott er doch ist!«

»Sie sind vor langen Jahren Witwe geworden, Jennyfer. Gott hat Ihnen die Freiheit der Entscheidung gegeben. Sie hätten sich wiederverheiraten können. Wenn Sie das nicht getan haben und deshalb unerträglich unter Einsamkeit litten, so liegt

der Fehler bei Ihnen und nicht bei Gott.« Sekundenlang blieb sie stumm. Mit hartem Griff spannten sich ihre Hände um die Lehnen des Sessels. Dann schien sich die eigentümliche Verkrampfung zu lösen. Der Priester sah, wie sie die Augen wieder öffnete, sah das Glitzern im rötlichen Lampenschein; doch es waren keine Tränen, es war etwas anderes, etwas, das viel härter war, schärfer, greller. Unwillkürlich hielt er den Atem an, spürte die aufsteigende Furcht. Sie sah aus wie eine Spinne.

»Cedric, auf meinem Schreibtisch liegt ein Umschlag. Würden Sie ihn mir bitte bringen?« Beklommen erhob er sich, ging zum Schreibtisch, nahm das Kuvert, betrachtete es neugierig. Die Vorderseite war leer, kein Name, keine Adresse, nichts. Doch die Rückseite war mit rotem Wachs versiegelt, und der Siegelabdruck zeigte das große V für Valopo und den Kopf eines Schafbocks. Er trat zu ihr, hielt ihr den Umschlag hin. Aber sie nahm ihn nicht. »Er gehört dir, Cedric«, sagte sie; abermals begleitet von einem kleinen »Hicks«, wobei sich diesmal ein irr anmutendes Kichern hinzugesellt hatte. »Er ist das Werkzeug deines Schicksals. Ja, Cedric, das ist er. Mein letzter und wirksamster Hieb in unserem langen Kampf. Was für ein Jammer, dass ich nicht mehr da sein werde, um zu erleben, was geschieht. Aber ich weiß ja, was geschehen wird, denn ich kenne dich. Ich

kenne dich viel besser, als du glaubst. Unerträglicher Hochmut und unerträglicher Ehrgeiz! In diesem Umschlag befindet sich das, was die Weichen für dein Schicksal stellt – für das, was aus deinem Leben und deiner Seele werden wird. Ich muss dich an Enya verlieren. Aber ich habe, dank dem Rat einer grauen keltischen Eminenz, dafür gesorgt, dass auch sie dich nur dann bekommt, wenn du deine Lehren aus dir selbst gezogen hast.«

»Warum hassen Sie Enya so?«

»Das habe ich dir schon einmal gesagt. Weil du sie so liebst.«

»Aber doch nicht auf diese Weise! Sie ist das Kind, das ich nie haben kann, die Rose meines Lebens. Enya ist für mich so etwas wie eine Idee, Jennyfer, eine Idee!« Sie maß ihn mit einem höhnischen Blick.

»Über deine unvergleichliche Enya möchte ich jetzt wirklich nicht mit dir sprechen! Ich werde dich nie wiedersehen, lass uns also nicht unsere Zeit verschwenden. Der Brief. Ich möchte, dass du es auf deine Gelübde als Priester nimmst, den Brief nicht zu öffnen, bevor du meine Leiche nicht mit eigenen Augen gesehen hast. Dann allerdings öffne ihn, ehe ich begraben werde. Schwöre mir das!«

»Schwören? Aber das ist doch überflüssig, Jennyfer. Ich tu's auch so.«

»Schwöre. Oder ich verlange den Brief zurück.«  
Er hob die Schultern.

»Nun gut. Ich schwöre es bei meinen Gelübden als Priester. Ich werde den Brief nicht öffnen, bevor ich nicht Ihre Leiche gesehen habe. Und dann werde ich ihn öffnen, ehe Sie bestattet werden.«

»Gut, gut!«

»Jennyfer, beunruhigen Sie sich nicht. Dies ist nur so eine Einbildung von Ihnen. Morgen früh werden Sie darüber lachen – heute morgen, meine ich.«

»Ich werde den Morgen nicht erleben. Ich sterbe heute Nacht. Das kann ich fühlen, was auch der Grund war, warum ich versuchte, den Abend aus vollen Zügen zu genießen. Ich bin nicht schwach genug, um auf das Vergnügen zu warten, dich wiederzusehen. Was für ein Umschwung! Ich gehe jetzt zu Bett. Würdest du mich bitte die Treppe hinaufbringen?« Er glaubte es ihr nicht, natürlich nicht. Doch er schwieg. Es wäre sinnlos gewesen, ihr diese Hirngespinnste jetzt ausreden zu wollen. Einzig Gott entschied darüber, wann jemand starb, es sei denn, ein Mensch nahm sich selbst das Leben, was er nur konnte, weil er von seinem Schöpfer den freien Willen erhalten hatte, selbst das zu tun. Aber sie hatte ja gesagt, dass Selbstmord für sie nicht in Frage kam. Also half er ihr die Treppe hinauf, hörte ihr angestrengtes

Keuchen, nahm dann oben ihre Hände und beugte sich darüber, zum Kuss. Sie entzog sie ihm.

»Nein, nicht heute Nacht. Auf meinen Mund, Cedric! Küss mich auf den Mund, als ob wir ein Liebespaar wären!« Im strahlenden Schein des riesigen Kerzenhalters, in dem - jetzt zur Party – nicht weniger als vierhundert Wachskerzen brannten, sah sie den Widerwillen auf seinem Gesicht, den tiefen Abscheu: Und in diesem Augenblick empfand sie den Wunsch zu sterben, spürte ihn so stark, dass sie nicht mehr warten konnte.

»Jennyfer, ich bin Priester! Ich kann nicht!« Sie lachte schrill, gespenstisch.

»Oh, Cedric, was für Talmi bist du doch! Talmi-Mann, Talmi-Priester! Und du hattest einmal die Tollkühnheit, mir deine Liebe anzubieten? Mit mir ins Bett gehen zu wollen!? Warst du denn so sicher, dass ich ablehnen würde? Wie sehr wünsche ich jetzt, ich hätte es getan! Meine Seele würde ich dafür geben, wenn sich dieser Abend zurückrufen ließe – nur um zu sehen, wie du es anstellen würdest, dich aus dieser Sache herauszuwinden! Talmi, Talmi, Talmi! Das ist alles, was du bist, Cedric! Eine Imitation, ein Schwindel, glatter Betrug! Nutzlos und impotent! Ja, impotent! Als Mann genauso impotent wie als Priester! Talmi!«

Draußen war es noch nicht hell. Tiefe Dunkelheit herrschte, wie eine watteweiche, klebrig-dicke und sehr heiße Schicht schien sie auf Valopo zu

liegen. Die Feiernden wurden immer lauter, hier und dort klang es wie ein Krakeelen. Auf der Veranda erbrach sich jemand, langgezogene, widerwärtige Geräusche. Unter einem sogenannten Lampenputzerbaum konnte man undeutlich zwei Gestalten erkennen, wie ineinander verschränkt. Vorsichtig wich Pater Cedric ihnen aus und ging mit lautlosen Schritten über den kurzen, federnden Rasen. In welche Richtung er ging, wusste er nicht, und er achtete auch nicht darauf. Es trieb ihn ganz einfach fort. Wie in unerträglichem Schmerz flüchtete er davon, flüchtete vor jener furchtbaren alten Spinne, die so fest davon überzeugt schien, dass sie in dieser Nacht ihren Todeskokon spann. Graue keltische Eminenz ... Was zum Henker hatte das eigentlich zu bedeuten? Diese Nacht, eine wunderschöne Nacht eigentlich! Heiß war es zwar auch um diese Stunde, aber längst nicht so heiß wie sonst zumeist. Ein leiser, träger Lufthauch regte sich, schwacher Duft von Rosen und von Boronia wurde spürbar, und jene eigentümliche himmlische Ruhe herrschte ringsum in der Natur, wie man sie wohl nur in tropischen und subtropischen Breitengraden kennt. O Gott, leben, wirklich zu leben! Die Nacht umarmen und leben und frei sein!

Am anderen Ende der Rasenfläche blieb er stehen und blickte empor zum Himmel. Wie ein instinktives Suchen nach Gott war es, ein buchstäb-

liches Ausspähen nach ihm dort im Raum. Ja, irgendwo dort oben zwischen den funkelnden Lichtpunkten, die so rein und so überirdisch wirkten. Was war eigentlich Besonderes mit dem nächtlichen Himmel? Dass, wie von einer sonst verschlossenen Truhe, der blaue Deckel des Tages hochgeklappt worden war und der Mensch nun gleichsam einen Blick werfen konnte in die Ewigkeit? Nichts jedenfalls schien Menschen stärker von der Existenz der Zeitlosigkeit und der Existenz Gottes überzeugen zu können als der Anblick eines funkelnden Sternenhimmels. Sie hat recht, dachte er abrupt. Natürlich hat sie recht. Talmi bin ich, Lug und Betrug. Kein Priester, kein Mann. Nur jemand, der gern wüsste, wie er beides sein könnte. Nein! Nicht beides! Priester und Mann, sie können nicht miteinander existieren – des Zölibats wegen, das meine Mutter lautstark verdamnte. Mann sein heißt: nicht Priester sein. Wie konnte ich mich nur in ihrem Netz verfangen? Welch ein Leichtsinne von mir! Jennyfers Gift ist stark, vielleicht stärker, als ich glaube. Was steht in dem Brief? Wie sehr sieht es Jennyfer doch ähnlich, mir einen solchen Köder zuzuwerfen! Wie viel weiß sie, wie viel vermutet sie nur? Was gibt es zu wissen oder zu vermuten? Nichts als Einsamkeit; fruchtloses Sich-Mühen; und Zweifel und Schmerz. Immer und immer wieder Schmerz. Doch du irrst dich, Jennyfer. Ich kann mich als

Mann beweisen. Aber ich will es nicht. Über viele Jahre hinweg habe ich mir bewiesen, dass es kontrolliert, beherrscht, unterdrückt werden kann. Vom Friedhof her, jetzt hörte er es, kam ein Weinen. Wer konnte das sein? Nur Enya natürlich. Er raffte seine Soutane hoch, schwang erst den einen, dann den anderen Fuß über das Eisengeländer hinweg. Irgendwie erschien es ihm nur natürlich, ja, unausweichlich, dass er Enya in dieser Nacht noch einmal traf. Da es eine Konfrontation mit Jennyfer, dem einen weiblichen Pol in seinem Dasein, gegeben hatte, musste es unvermeidlich wohl auch zu einer Begegnung mit Enya kommen, dem anderen weiblichen Pol. Ja, er schien seine Selbstironie zurückzugewinnen, die amüsierte Distanziertheit zum eigenen Ich; das konnte sie nicht lange zerstören, die alte Spinne, das nicht. Die heimtückische alte Spinne. Gott verdamme sie, Gott verdamme sie!

»Enya, Liebling, weine doch nicht«, sagte er und setzte sich neben sie auf das taufrische Gras. »gewiss hast du nicht einmal ein ordentliches Taschentuch bei dir, das ist bei Frauen ja meistens so. Hier, nimm meines und trockne dir die Augen; sei ein braves Mädchen.« Sie tat es. »Du hast ja immer noch dasselbe Kleid an wie auf der Party. Sitzt du denn schon seit Mitternacht hier?«

»Ja.«

»Wissen Colin und Finn, wo du bist?«

»Ich habe ihnen gesagt, dass ich schlafen gehe.«

»Was ist denn mit dir, Enya? Was hast du?«

»Pater«, sagte sie, ganz nach ihrer alten Gewohnheit, »Pater, du hast auf der Party überhaupt nicht mit mir gesprochen!«

»Ah! Dachte ich's mir doch fast! Komm, Enya, sieh mich an!« Weit im Osten schimmerte jetzt perlgraue Helle; die tiefe, die totale Dunkelheit zerfaserte gleichsam, und die Hähne von Valopo schrillten der Morgendämmerung einen frühen Willkommensgruß entgegen. Cedric Stuart dachte: Ihre Augen sind schön, wirklich schön. Obwohl sie doch lange geweint haben muss, nimmt das den Augen nichts von ihrer Schönheit. Sie wirken gar nicht... verheult. »Enya, du warst auf der Party das bei weitem hübscheste Mädchen, und es ist auch bekannt, dass ich viel häufiger nach Valopo komme, als ich eigentlich müsste. Ich bin ein Priester und sollte daher über jeden Verdacht erhaben sein – ähnlich wie Cäsars Weib, wie man so sagt. Allerdings fürchte ich, dass die Leute dazu neigen, nicht ganz reine Gedanken zu haben. Für einen Priester bin ich viel zu jung, und ich sehe ja auch nicht schlecht aus.«

Er hielt einen Augenblick inne und dachte daran, wie wohl Jennyfer Ryan eine solche Untertreibung aufgenommen hätte; er lachte lautlos. »Nun, was würde wohl geschehen, wenn ich auch nur ein bisschen aufmerksam zu dir gewesen wäre?

Im Nu würde sich das in ganz Yelli herumsprechen. Überall im Distrikt würde das über die Telefondrähte schwirren. Verstehst du, was ich meine?« Sie schüttelte den Kopf; im anwachsenden Licht schimmerten ihre kurzgeschnittenen Locken jetzt heller. »Nun, du bist so jung, dass es dir noch an eigener Lebenserfahrung fehlt. Aber du musst ja lernen, und es scheint irgendwie immer mir zuzufallen, dein Lehrer zu sein, nicht wahr? Ich meine, die Leute würden sagen, ich sei an dir als Mann interessiert, nicht als Priester.«

»Pater!«

»Schrecklich, nicht?« Er lächelte. »Aber das würden die Leute sagen, das versichere ich dir. Siehst du, Enya, du bist kein kleines Mädchen mehr, du bist eine junge Dame. Allerdings hast du es noch nicht gelernt, deine Zuneigung zu mir zu verbergen, und deshalb durfte ich auf der Party nicht mit dir sprechen – denn du würdest mich auf eine Weise angesehen haben, die man womöglich missverstanden hätte.« Sie betrachtete ihn mit einem eigentümlichen Blick. Plötzlich wirkten ihre Augen undurchdringlich. Sie drehte ihren Kopf zur Seite.

»Ja, ich verstehe. Dumm von mir, dass ich das nicht schon früher begriffen habe.«

»Nun, Enya«, sagte er, »es wird wohl das beste sein, wenn du jetzt nach Hause gehst. Wahrscheinlich schlafen ja noch alle. Aber falls einer

wach ist, sitzt du in der Tinte. Dass du mit mir zusammen warst, kannst du nicht sagen, nicht einmal zu deiner eigenen Familie.« Sie stand auf, sah ihn dann an.

»Also gut. Ich gehe, Pater. Aber ich wünschte, man würde Sie besser kennen. Dann würde man von Ihnen so etwas nie denken. Denn das ... das ist doch nicht in Ihnen, nicht wahr?« Aus irgendeinem Grunde tat das sehr weh: schmerzte viel tiefer, als Jennyfer Ryans grausame Sticheleien das vermocht hatten.

»Nein, Enya, du hast recht. Das ist nicht in mir.« Er sprang auf, lächelte ein wenig verzerrt. »Würde es dir sonderbar vorkommen, wenn ich sagte, ich wünschte, dass das in mir wäre?« Er presste eine Hand gegen seinen Kopf. »Nein, ich wünsche überhaupt nicht, dass das in mir wäre! Geh nach Hause, Enya, geh nach Hause!« Ihr Gesicht wirkte wie überschattet.

»Gute Nacht, Pater.« Er nahm ihre Hände, beugte sich darüber, küsste die eine, die andere.

»Gute Nacht, liebste Enya.« Sie ging davon, und er sah ihr nach: wie sie den Rasen überquerte, wie sie erst den einen, dann den anderen Fuß hinweghob über das niedrige Geländer, wie sie davon schritt. So anmutig wirkte sie in ihrem von Rosenknospen übersäten Kleid und schon so sehr weiblich; irgendwie auch ein wenig unwirklich. Asche der Rosen. »Wie passend«, sagte er zu dem Mar-

morengel. Während er zurückging über die große Rasenfläche, konnte er hören, wie beim Herrenhaus Autos davon dröhnten. Im Empfangsraum packten die Mitglieder der Band ihre Instrumente ein, Männer, die leicht taumelten, vom Alkohol und vor Erschöpfung. Müde Dienstmädchen versuchten, Ordnung zu schaffen. Pater Cedric blickte zu Mrs. Miller, schüttelte den Kopf.

»Schicken Sie alle zu Bett, meine Liebe. Diese Arbeit erledigt sich viel leichter, wenn man frisch ist. Ich werde dafür sorgen, dass Mrs. Ryan nichts dagegen hat.«

»Möchten Sie vielleicht etwas zu essen haben, Pater?«

»Guter Gott, nein! Ich gehe zu Bett.«

\*\*\*

Am späten Nachmittag berührte eine Hand seine Schulter. Er griff danach, blind, noch ohne die Kraft, die Augen zu öffnen; wollte seine Wange dagegen schmiegen.

»Enya«, murmelte er.

»Pater, Pater! Oh, bitte, wachen Sie doch auf!« Es war Mrs. Miller. Beim Klang ihrer Stimme wurde er sofort hellwach, riss die Augen auf. Es entging ihm nicht, dass sie tief verstört war.

»Was ist, Mrs. Miller?«

»Es handelt sich um Mrs. Ryan, Pater. Sie ist tot.« Ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihm, dass es schon sehr später Nachmittag war, praktisch Abend: sechs Uhr. Noch benommen von der Trägheit, ja, Stumpfheit, in die ihn die Hitze des Tages versetzt hatte, schlüpfte er mit Mühe aus seinem Pyjama und dann in seine Priesterkleidung. Er legte sich eine schmale Purpurstola um den Hals, nahm das Öl für die Letzte Ölung, das Weihwasser, sein großes Silberkreuz und den Rosenkranz aus Ebenholzperlen. Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, dass Mrs. Miller etwa nicht recht haben könnte; er wusste, dass die Spinne tot war. Hatte sie vielleicht doch Selbstmord begangen – Tabletten geschluckt? Oder war es ein unspektakulärer Cocktail aus Alkohol, Anstrengung und Medikamenten? Nun, dann mochte Gott geben, dass man das nicht entdeckte; dass weder von den Tabletten noch welche übrig waren, noch dass ein Arzt sonst wie Verdacht schöpfen konnte.

Als er die Treppe hinaufging, wahrte er leise Stimmen, die er den weiblichen Bediensteten zuordnete, die sich normalerweise um die Reinigung und das Essen zu kümmern hatten.

»Macht sich das alte Ungeheuer doch einfach aus dem Staub. Wischt Gott und allen noch eins aus.«

»Vermutlich hat sie's selbst getan.«

»Es sei denn, der Teufel hat uns von ihr befreit. Die Gäste haben übrigens letzte Nacht ein wahres Schlachtfeld hinterlassen, wie es noch nie da war.«

»Weißt du zufällig, wann die Testamentseröffnung ist?«

»Nein, aber ich nehme an, nach der Beerdigung.«

Welchen Sinn das Spenden der Letzten Ölung haben sollte, wusste Pater Cedric nicht, als er vor der gruseligen und zugleich Ekel erregenden Leiche stand. Aber es musste getan werden. Wenn er es unterließ, konnte es womöglich zu einer Obduktion oder dergleichen kommen, jedenfalls Komplikationen geben. Und doch hatte das nichts mit seinem plötzlichen Selbstmordverdacht zu tun: Die Vorstellung, Jennyfer Ryans Körper mit dem heiligen Öl zu salben, war ihm zutiefst zuwider. Ja, sie war tot, gar kein Zweifel: Innerhalb weniger Minuten nach dem Zubettgehen musste sie gestorben sein, vor nunmehr gut fünfzehn Stunden. Bei fest verschlossenen Fenstern wirkte die Luft im Zimmer ungemein feucht, was Wunder – Jennyfer Ryan hatte stets darauf bestanden, dass in alle möglichen Winkel ihres Schlafzimmers große, flache Schalen mit Wasser gestellt wurden, weil die verdunstende Flüssigkeit ihre Haut angeblich jung erhielt. Ein eigenartiges Geräusch war in der Luft, und nach einigen Sekun-

den begriffslosen Sich-Wunderns wurde ihm bewusst, dass da Fliegen summten. Schwärme von Fliegen, lärmendes Volk, das sich auf der Leiche tummelte.

»Um Himmels willen, Mrs. Miller, machen Sie die Fenster auf!« keuchte er und trat mit bleichem Gesicht näher zum Bett. Die Totenstarre war längst vorbei. Sie lag wieder schlaff, widerlich schlaff. Die blicklosen Augen wirkten gesprenkelt, die dünnen Lippen fast schwarz; und überall auf dem toten Körper waren Fliegen, Massen von Fliegen. Wieder und wieder musste Mrs. Miller sie fortscheuchen, während der Priester Jennyfer die Augen schloss, »*In nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti ... Amen*«. murmelnd, die Letzte Ölung spendete, und je eine Münze auf die Augen der Toten legte. Was für eine Farce! War sie nicht verdammt? Und dieser Geruch! Sie roch schlimmer als ein Pferdekadaver draußen in der frischen Luft auf einer Koppel. Auch jetzt, da sie tot war, schrak er vor einer Berührung mit ihr genauso zurück wie zuvor, als sie noch gelebt hatte. Vor allem ihre Lippen, von Fliegenstichen übersät, widerlich – innerhalb weniger Stunden würde ihr Mund, ihr ganzer Körper eine Masse wimmelnder Maden sein. Endlich war er fertig. Er richtete sich auf.

»Gehen Sie sofort zu Mr. Kelly, Mrs. Miller. Er soll die Jungs umgehend einen Sarg zimmern las-

sen. Es ist einfach nicht Zeit genug, um von Yelli einen herzuschicken – sie verfault uns ja vor den Augen. Allmächtiger Gott! Mir ist übel. Ich werde ein Bad nehmen und meine Kleider draußen vor meiner Tür lassen. Verbrennen Sie sie. Ich würde diesen – diesen Geruch nie wieder aus ihnen herausbekommen.« Wieder in seinem Zimmer, in Reithose und Hemd (denn eine zweite Soutane hatte er nicht nach Valopo mitgebracht), erinnerte er sich an den Brief und an sein Versprechen. Inzwischen hatte es sieben Uhr geschlagen, und er hörte einen wilden, wenn auch gedämpften Wirrwarr vom Eingangsraum her: Die Dienstmädchen und die Aushilfskräfte waren dabei, diesen Raum in aller Hast wieder in eine Kapelle zu verwandeln. Nun, es half alles nichts: Noch heute Abend musste er nach Yelli zurück, um eine andere Soutane zu holen sowie Gewänder für die Totenmesse. Bestimmte Dinge hatte er stets bei sich, wenn er das Pfarrhaus verließ, um zu einer entlegenen Station zu fahren. In einem kleinen schwarzen Koffer war mit großer Sorgfalt untergebracht, was er für das Spenden verschiedener Sakramente brauchte: für Taufe und Eucharistie, für Buße und Krankensalbung. Auch die Messgewänder hatte er bei sich, die jeweils, nach den Erfordernissen im Kirchenjahr, nötig wurden. Doch er war Ire, und so widerstrebte es ihm, die dunkle Gewandung für die Totenmesse bei sich zu haben: Das hieß das

Schicksal herausfordern. In einiger Entfernung erklang plötzlich Angus' Stimme. Nein, dachte der Priester, jetzt möchte ich ihn nicht sehen, nicht mit ihm sprechen. Mrs. Miller wird sich schon um alles kümmern. Durch das Fenster in seinem Zimmer sah er Valopo im dahinschwindenden Licht der Abendsonne. Golden schimmerten die Eukalyptusbäume, die Unmassen von Rosen im Garten – weiß und rosa und rot – waren wie von Purpur überhaucht. Er holte Jennyfer Ryans Brief hervor, hielt ihn zwischen den Händen. Sie hatte gesagt, er solle ihn lesen, bevor sie bestattet würde, und eine leise Stimme in ihm schien ihm zuzuflüstern, er müsse das jetzt tun, ja, jetzt. Nicht erst in einigen Stunden, nachdem er mit Angus und Enya gesprochen hatte, sondern jetzt, wo die Erinnerung an Jennyfer Ryan noch ganz nah war. Der Umschlag enthielt vier Bogen Papier. Er faltete sie auseinander. Die beiden unteren enthielten das Testament, das ließ sich auf den ersten Blick erkennen. Die beiden anderen bildeten einen Brief, ein persönliches Schreiben, an ihn gerichtet.

*»Mein teuerster Cedric, Sie werden inzwischen gesehen haben, dass dieser Umschlag außer meinem Brief noch mein Testament enthält. In William Scotts Büro, in Yelli, befindet sich bereits ein von mir ordnungsgemäß unterschriebenes Testament; doch das hier beigefügte ist wesentlich jüngeren Datums, was jenes bei William natürlich*

ungültig werden lässt. Ich habe es erst ganz vor kurzem aufgesetzt. Tom und der Zaunmacher waren die Zeugen, von denen ich es unterschreiben ließ. Soweit ich weiß, wäre es rechtlich unzulässig, jemanden als Zeugen zu nehmen, der im Testament bedacht ist. Sie können sicher sein, dass kein Gericht im Land es für ungültig erklären würde. Aber warum habe ich dieses Testament nicht von William aufsetzen lassen, wenn mir daran lag, über meine Hinterlassenschaften anders zu verfügen als zuvor? Aus einem sehr einfachen Grund, mein teurer Cedric. Außer Ihnen und mir soll niemand etwas von der Existenz des Testaments erfahren. Das beigelegte Exemplar ist das einzige, das es gibt, und Sie behalten es. Niemand weiß, dass Sie es haben. Ein sehr wichtiger Teil meines Plans. Sie kennen doch jenes Kapitel des Evangeliums, in dem erzählt wird, dass der Satan unseren Herrn Jesus Christus auf einen Berg führte, um ihn damit zu versuchen, dass er ihm die ganze Welt versprach. Wie angenehm ist es zu wissen, dass ich ein wenig von Satans Macht besitze und so in der Lage bin, jenen mit der ganzen Welt zu versuchen, den ich liebe (bezweifeln Sie, dass der Satan Christus geliebt hat? Ich nicht). Die Betrachtung Ihres Dilemmas hat meine Gedanken in den letzten Jahren beträchtlich belebt, und je näher ich dem Sterben bin, desto verlockender werden meine Visionen. Was ich meine,

werden Sie verstehen, wenn Sie das Testament gelesen haben. Während ich in der jenseitigen Hölle brenne, werden Sie in einer diesseitigen Hölle brennen, und die Flammen dieser Hölle werden, sofern Sie sich nicht besinnen, entsetzlicher sein als irgendeine Höllenfeuer, das Gott geschaffen haben kann. Oh, mein Cedric, ich habe Sie ja so wunderbar in der Folter! Mag ich nichts sonst gekonnt haben, auf eines habe ich mich seit jeher ausgezeichnet verstanden – jene, die ich liebe, leiden zu lassen. Und Sie sind ein bei weitem lohnenswerteres Opfer, als es mein teurer dahingeschiedener Donovan je gewesen ist. Als Sie hierherkamen, waren Sie schon sehr bald auf Valopo und mein Geld aus, Cedric, nicht wahr? In meinem Reichtum sahen Sie ein sehr brauchbares Mittel für Ihren Zweck – um sich damit gleichsam in Ihr natürliches Metier katapultieren zu können. Aber dann kam Enya, und Sie gaben Ihre ursprüngliche Absicht auf, meine Freundschaft zu hegen und zu pflegen. Ich war nur noch ein Vorwand für Ihre Besuche auf Valopo, damit Sie mit Enya zusammen sein konnten. Da Ihnen dieser Frontwechsel so leichtgefallen zu sein scheint, frage ich mich unwillkürlich, ob Sie wohl wussten und wissen, wie groß mein Vermögen tatsächlich ist. Wissen Sie es, Cedric? Ich glaube, Sie haben nicht die geringste Vorstellung davon. Es dürfte zwar kaum sehr ladylike sein, die genaue Summe

zu nennen, auf die sich die im Testament angeführten Werte belaufen, doch um sicherzugehen, dass Sie von vornherein über Wesentliches im Bilde sind, wenn Sie dann eine Entscheidung treffen müssen, will ich schon an dieser Stelle sagen, dass mein Vermögen einen Wert von dreizehn Millionen Pfund darstellt. Wie ich sehe, ist auf dem zweiten Bogen nicht mehr allzu viel Platz, und – nun, eine Abhandlung will ich ohnehin nicht schreiben. Lesen Sie also mein Testament, Cedric, und entscheiden Sie dann, was Sie damit tun. Werden Sie es zu William Scott bringen, damit es als gültig anerkannt werden kann, oder werden Sie es verbrennen und nie einer Menschenseele sagen, dass es überhaupt existiert hat? Das ist die Entscheidung, die Sie zu treffen haben. Ich sollte noch hinzufügen, dass es sich bei dem Testament in Williams Büro um jenes handelt, das ich vor Angus' Ankunft machte. In ihm habe ich meinen Bruder als Gesamterben eingesetzt. Das macht schon recht deutlich, was auf dem Spiel steht, nicht wahr? Cedric, ich liebe Sie, und ich hätte Sie ermorden können, weil Sie mich nicht gewollt haben; aber diese Form der Vergeltung ist bei weitem besser. Ich gehöre nicht zu den Edelmütigen, doch habe ich Ihnen ein faires Hintertürchen offen gelassen. Ich liebe Sie, doch ich will, dass Sie zuerst vor Qualen schreien, bevor Sie einsehen, dass Sie von der Institution, der Sie mit Haut

*und Haaren verfallen sind, nicht als Mensch, sondern als weltliches Mittel zum weltlichen Zweck angesehen werden. Dennoch; Ihre Chance auf Ihr privates Glück lebt, denn ich weiß, wie Sie sich entscheiden werden, und ich weiß ebenso, wie die römisch katholische Kirche in welcher Lage reagiert! Ich weiß es, dank der Hilfe einer Frau, die man beinahe als Hexe oder Zauberin bezeichnen könnte, so genau, als ob ich hier sein könnte, um alles zu beobachten. Sie werden schreien, Cedric, Sie werden wissen, was wirkliche Qualen sind, bevor Sie erkennen, was wirkliches Glück und wirkliche Liebe ist. Lesen Sie also weiter, mein schöner, ehrgeiziger Priester! Lesen Sie mein Testament und entscheiden Sie über Ihr Schicksal und Liebesglück, denn eines ist gewiss: dass Ihre Beteuerung, Sie könnten Gott überall dienen, eine handfeste Lüge war«*

Es fand sich keine Unterschrift, nicht einmal die Initialen. Er spürte den Schweiß auf seiner Stirn, fühlte die rinnenden Tropfen im Nacken. Und er wollte aufstehen, noch in derselben Sekunde, um den Brief zu verbrennen und auch das Testament: bevor er es lesen konnte. Aber sie hatte es nur zu gut verstanden, das Opfer in ihr Netz zu ziehen, die alte Spinne. Natürlich würde er weiterlesen. Die Neugier brannte viel zu sehr, als dass er hätte widerstehen können. Gott! Was hatte er denn nur jemals verbrochen, um in ihr eine solche Rach-

sucht zu schüren? Weshalb ließen Frauen ihn so leiden? Warum war er nicht als hässlicher Mensch auf die Welt gekommen, fratzenhaft, Missgestaltet? Dann würde er jetzt vielleicht glücklich sein. Das Testament war in derselben präzisen, ja pedantischen Handschrift niedergeschrieben wie der Brief. Die harten Buchstaben verrieten viel über die Schreiberin. Aus ihnen sprach Erbarmungslosigkeit und Grausamkeit, und Cedric Stuart machte sich beim Überfliegen seinen eigenen Reim darauf. Jennyfer Ryan hat die römisch katholische Kirche bereits zu Lebzeiten zu einer Hure degradiert, und jetzt, nach ihrem Ableben, treibt sie es anscheinend sogar auf die Spitze, indem sie in ihrem Testament Bedingungen stellt, die der Teufel höchstpersönlich ihr zugeflüstert haben muss.

Cedric Stuart hatte Recht, denn es las sich wie folgt:

»Ich, Jennyfer Elizabeth Ryan, körperlich und geistig gesund, erkläre hiermit, dass dies mein Letzter Wille und mein Testament ist, wodurch alle zuvor von mir gemachten Testamente ungültig werden. Mit Ausnahme der unten gesondert aufgeführten Legate hinterlasse ich mein gesamtes Vermögen bis auf weiteres (siehe nachfolgenden Punkt 2 der Bedingungen) der römisch-katholischen Kirche unter der Voraussetzung, dass folgende Bedingungen erfüllt werden: 1. Dass besagte römisch-katholische Kirche – im weiteren nur

noch Kirche genannt – wisse, in welchem hohem Maße ich ihren Priester, Pater Cedric Stuart, achte und schätze. Die Gründe für die von mir getroffene Entscheidung über meine Hinterlassenschaften liegen ausschließlich in der von ihm bewiesenen Güte sowie seinem geistlichen Rat und unermüdeten Beistand. 2. Dass der Kirche das von mir hinterlassene Vermögen nur so lange verfügbar bleibe, wie sie besagten Pater Cedric Stuart als würdigen und fähigen Priester schätzt, und dass mein Vermögen, unabhängig davon, einer von mir notariell bestimmten Person (hinterlegt bei William Scott) zufällt, wenn es Pater Cedric Stuart unter seiner ständigen und persönlichen Aufsicht nicht gelingt, meiner Nichte, Enya Kelly, bis zu ihrer Rechtsfähigkeit den Status und die Fähigkeiten einer Gutsverwalterin von Valopo zu vermitteln. Gewährleistet muss dabei werden, dass meine Nichte, Enya Kelly, ab Eintreten ihrer Rechtsfähigkeit in der Lage ist, Valopo zu führen, wobei Pater Cedric Stuart als Enyas alleinige männliche Educatrix zu fungieren hat. Wird bis zur Vollendung von Enyas achtzehntem Lebensjahr von meinem Notar und Rechtsanwalt die Feststellung getroffen, Enyas Erziehung, ihre Ausbildung, oder beides wären, aus welchem Grund auch immer, unzureichend, geht der gesamte Besitz an die von mir per notariell gesichertem Dekret bestimmte Person, deren Name und Identität anonym bleiben

muss. Die Verwaltung meines Anwesens wäre in diesem Fall der im Zusatzdokument angeführten Institution zu überantworten. Stirbt Enya im Zuge ihrer Ausbildung, fällt mein ganzer Besitz dem Staat Australien zu. 3. Dass besagter Pater Cedric Stuart verantwortlich sei für die Verwaltung meines gesamten Vermögens und ihm die letzte Entscheidungsgewalt vorbehalten bleibe über meinen Grundbesitz, sofern meine Nichte, Enya Kelly, durch ihre Entscheidung, die Ausbildung auszuschießen oder frühzeitig abzubrechen, nicht das Im-Kraft-Treten von Punkt 2 (die Übertragung des Vermögens an die von mir notariell bestimmte, und der Familie Kelly unbekanntene Person) verschuldet 4. Dass nach dem Ableben von besagtem Pater Cedric Stuart durch seine eigene testamentarische Verfügung rechtsverbindlich die weitere Verwaltung meines Vermögens geregelt wird, d. h., der Kirche bleibt zwar der alleinige Besitz, doch steht es ausschließlich in der Verantwortung von Pater Cedric Stuart, seinen Nachfolger als Vermögensverwalter zu benennen, wobei er nicht gehalten ist, seine Wahl unter den geistlichen oder den Laienmitgliedern der Kirche zu treffen. 5. Dass die Station Valopo nie verkauft oder aufgeteilt wird. 6. Dass mein Bruder, Angus Kelly, bis zum Abschluss von Enya Kellys Ausbildung sowie Eintreten ihrer Rechtsfähigkeit Verwalter der Station Valopo bleibt, mit dem Recht, in meinem

Hause zu wohnen; und dass ihm ein Gehalt gezahlt wird, über dessen Höhe Pater Cedric Stuart entscheidet und niemand sonst. 7. Dass im Fall des Ablebens meines Bruders, des besagten Angus Kelly, seine Witwe und seine Kinder weiterhin das Recht haben, auf der Station Valopo zu bleiben; und dass die Stellung des Verwalters, im Falle eines Verzichts meiner Nichte – Enya Kelly – in Abfolge, seinen Söhnen Colin, Finn, Glenn, Kevyn, James und Patrick zufällt unter alleinigem Ausschluss von Liam. 8. dass nach dem Ableben des letzten der Söhne, unter Nichteinbeziehung von Liam, die gleichen Rechte den Enkelkindern des besagten Angus Kelly gewährt werden. Legate: Für Angus Kelly: alles, was meine Häuser auf der Station Valopo enthalten. Für Eunice Miller, meine Haushälterin: dass sie, bei entsprechendem Lohn, ihre Stellung behält, solange sie das wünscht; dass ihr einmalig die Summe von fünftausend Pfund ausgezahlt wird; dass sie später im Ruhestand angemessene Bezüge erhält. Für Feena O'Brien und Daisy Donnelly: dass sie, bei entsprechendem Lohn, in ihren Stellungen bleiben, solange sie das wünschen; dass jeder von ihnen einmalig die Summe von eintausend Pfund ausgezahlt wird; dass beide später im Ruhestand angemessene Bezüge erhalten. Für Pater Cedric Stuart: dass ihm auf Lebenszeit jährlich die Summe von zehntausend Pfund ausgezahlt wird, welche er für

private Zwecke und völlig nach Belieben verwenden mag.«

Das Testament war ordnungsgemäß unterzeichnet, datiert und durch Zeugenunterschriften bestätigt. Cedric Stuarts Gäste-Zimmer ging nach Westen hinaus. Wie stets im Sommer hing ein Staubschleier in der stillen Luft, und die untergehende Sonne sandte ihre Strahlen zwischen den winzigen Partikeln hindurch, so dass die ganze Welt in Gold und Purpur verwandelt schien. Vor dem großen, blutroten Sonnenball, der unmittelbar über den Bäumen der fernen Koppeln stand, schwebten streifenförmige Silberwolken, die wie umsäumt waren von strahlenden Feuerbündeln.

»Bravo!« sagte er. »Ich muss mich geschlagen bekennen, Jennyfer. Ein Meisterstreich. Ich war der Narr, nicht du.« Er spürte die Tränen in seinen Augen, konnte das beschriebene Papier in seiner Hand nicht mehr erkennen. Rasch hielt er es so, dass keine Tropfen darauf fallen und die Schrift verschmieren konnten. Dreizehn Millionen Pfund. Dreizehn Millionen Pfund! Ja, Jennyfer hatte recht gehabt: Er war anfangs an ihrem Geld interessiert gewesen. Ehe dann Enya kam. Da konnte er den Versuch nicht mehr fortsetzen: konnte nicht kalten Blutes eine Kampagne weiterführen, die sie um ihr Erbe bringen würde. Aber wie wäre das wohl gewesen, wenn er gewusst hätte, wie reich die alte Spinne in Wirklichkeit war? Dreizehn

Millionen! Er hätte sich nicht träumen lassen, dass sie auch nur ein Zehntel davon besaß. Seit sieben Jahren lebten Angus und seine Familie jetzt hier. Sieben Jahre lang hatten sie sich für Jennyfer Ryan abgerackert. Wofür? Für die miserablen Löhne, die sie zahlte? Nie hatte Pater Cedric gehört, dass Angus sich über die schäbige Behandlung beklagte. Zweifellos war er stets überzeugt gewesen, nach dem Tod seiner Schwester für alles reichlich entschädigt zu werden: dafür, dass er, der Verwalter, den Lohn eines einfachen Viehtreibers erhielt, während seine Söhne, die als Viehtreiber arbeiteten, so entlohnt wurden wie Hilfsarbeiter. Nun, Angus hatte sich durchgebissen. Valopo war ihm ans Herz gewachsen, als wäre es sein Eigentum – was es, wie er zu Recht annahm, eines Tages ja auch sein sollte. Der einzige Wermutstropfen war die Sache mit dem nicht minder teuflischen Hintertürchen. Es lag quasi in Enyas Hand, ob das Vermögen nicht einer unbekanntenen Person zufiel, deren Name nicht einmal im Fall des besagten Falles bekannt wurde.

»Bravo, Jennyfer!« sagte Pater Cedric wieder, und diese ersten Tränen seit seiner Knabenzeit fielen auf seine Handgelenke und die Rücken seiner Hände, aber nicht auf das Papier. Dreizehn Millionen Pfund; und also doch noch die Chance, einmal Kardinal Stuart zu werden. Gegen Angus Kelly, seine Frau, seine Söhne – und gegen Enya. Mit

welch diabolischer Schärfe hatte sie ihn durchschaut, die alte Spinne! Und mit welcher diabolischen Präzision hatte sie alles kalkuliert! Hätte sie Angus alles genommen, so wäre der Weg für Cedric Stuart klar vorgezeichnet gewesen: zum nächsten Herd, und hinein mit dem verfluchten Papier ins brennende Feuer, ohne das geringste Zögern, ohne irgendein Bedauern. Aber nein, dazu war sie viel zu raffiniert gewesen. Sie hatte dafür gesorgt, dass Angus und Enya nie Not leiden würde; dass es ihnen hier jetzt besser gehen musste, als es ihnen je zu ihren Lebzeiten gegangen war; dass sie Valopo nie ganz verlieren konnten. Gewiss, der Besitztitel würde wahrscheinlich nicht auf sie übergehen, auch Gewinne würden sie möglicherweise nie einstreichen, doch das Land als solches blieb praktisch ihrer. Der Verwalter oder die Verwalterin von Valopo: ein geachteter, angesehener Mann oder dessen angesehene Tochter, denen es an nichts mangelte, die insgesamt mit ihrem Leben recht zufrieden sein konnten. Und Enya? Was für ihren Vater und die Familie galt, galt, mal abgesehen von der erzwungenen Ausbildung, auch bei Verzicht auf die Verpflichtung für sie: Wie alle Kellys würde sie soweit wohlversorgt sein, würde nie Not leiden müssen, würde jedoch – hier im Yelli-Distrikt – nur dann Miss Kelly sein können, nämlich einer Miss Crawford und ihresgleichen gesellschaftlich ebenbürtig, wenn sie die Ausbil-

derung absolvierte. Recht geachtet, gewiss, gesellschaftlich auch leidlich akzeptabel, jedoch nur vom gleichen obersten Rang, wenn er und Enya es schafften, wie »normale« Freunde an die haarige Sache mit der Ausbildung heranzugehen. Dreizehn Millionen Pfund. Die Chance, herauszukommen aus Yellingbone, das Kümmerdasein hier abzustreifen, einen Platz zu erlangen in der Hierarchie der Kirchenadministration, sich das Wohlwollen Gleich- und Höherrangiger zu sichern. Und all das, solange er noch jung genug war, verlorenen Boden wieder aufzuholen. Wie hatte er damals zu Jennyfer Ryan gesagt? »Yellingbone gehört kaum zu jenen Gefilden, aus denen der Erzbischof Kandidaten für eine etwaige apostolische Legatschaft rekrutiert.« Nun, das war jetzt mit einem Schlag anders: mit jenem Meisterstreich, den Jennyfer Ryan geführt hatte, um Vergeltung zu üben. Jetzt konnte – und würde – Yellingbone sehr wohl in den Mittelpunkt gewisser erzbischöflicher Überlegungen und Erwägungen rücken, und die Ausläufer dieser Flutwelle mochten, trotz der Bedingungen, sogar den Vatikan erreichen – würden es sogar mit Sicherheit tun. Denn auch wenn die Kirche reich war: Dreizehn Millionen Pfund blieben dreizehn Millionen Pfund. So etwas wischte man nicht einfach vom Tisch, auch die Kirche nicht. Und nur durch ihn und über ihn, Cedric Stuart, und sein platonisches

Verhältnis zu Enya konnte sie in den Besitz dieses Vermögens gelangen, das hatte Jennyfer Ryan sozusagen schwarz auf weiß festgehalten, ein für allemal. Er wusste, dass Angus das Testament nie anfechten würde, und das hatte auch Jennyfer Ryan gewusst, Gott verdamme sie. gewiss, Angus würde vor Zorn außer sich sein, würde nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Aber dabei würde es auch bleiben. Nie würde er sich dazu hinreißen lassen, mit einer Klage vor Gericht zu ziehen. Welche Entscheidungen galt es zu treffen? Aber wusste er es nicht? Hatte er, als er das Testament las, nicht sofort gewusst, was er tun würde? Die Tränen waren getrocknet. Der Priester erhob sich, stand einen Augenblick; vergewisserte sich, dass sein Hemd ordentlich saß; ging dann zur Tür. Ja, er musste nach Yelli, um eine Soutane und die anderen unerlässlichen Gewänder zu holen. Aber zuvor wollte er noch einmal Jennyfer Ryan sehen. Trotz der geöffneten Fenster war der üble, der widerliche Geruch inzwischen zum durchdringenden Gestank geworden. Mit festen Schritten trat der Pater auf das Bett zu und stand und blickte hinab auf die Tote. Ihre ohnehin fetten Arme und Hände wirkten geschwollen, ja, ganz buchstäblich gebläht, grünliche Flecken schimmerten, die Haut ging offenbar zum Teil in Verwesung über. O Gott. Du widerliche alte Spinne. Du hast gesiegt, aber was für ein Sieg ist das. Der Triumph einer

zerfallenden menschlichen Karikatur über eine andere. Doch über meine Enya kannst du nicht triumphieren, und du kannst ihr auch nicht fortnehmen, was dir ja nie gehört hat. Mag sein, dass ich in der Hölle an deiner Seite brennen werde, doch ich weiß, welche innere Hölle dir zugedacht ist: meine Gleichgültigkeit dir gegenüber ertragen zu müssen, während wir beide im ewigen Feuer brennen ... Und wer, zum Teufel, war die mysteriöse Person, die auf leichte Weise an das Vermögen herankommen konnte, wenn Enya im Zuge ihre Ausbildung verrückt spielte?

Angus wartete unten in der Diele auf ihn. Er wirkte tief verstört.

»Oh, Pater!« sagte er, näher kommend. »Ist das nicht furchtbar?«

»Sie sagen es, Angus. Mein Beileid. Es ist fürwahr schrecklich, aber versuchen Sie bitte dennoch, sich zu fassen.«

»Das ist leichter gesagt, als getan, Pater. Ach herrje. Was für ein Schock! Ich hätte nie gedacht, dass sie so plötzlich sterben würde. Gestern Nacht ging es ihr doch noch so gut! Allmächtiger, was soll ich tun? Ich weiß wirklich nicht, was ich; was wir jetzt tun soll'n.«

»Haben Sie sie schon gesehen?«

»Himmel hilf – ja!«

»Dann wissen Sie ja, was zu tun ist. Noch nie habe ich eine Leiche gesehen, bei der so schnell

die Verwesung eingesetzt hat. Wenn Sie sie nicht innerhalb der nächsten Stunden richtig in irgendeiner Art Behälter unterbringen, werden Sie sie mehr oder minder buchstäblich zusammenkratzen müssen. Sie muss gleich morgen früh begraben werden. Verschwenden Sie keine Zeit darauf, ihren Sarg zu verschönern; bedecken Sie ihn mit Gartenrosen oder dergleichen. Und machen Sie schnell, Mann! Ich muss nach Yelli, um Gewänder zu holen.«

»Kommen Sie zurück, so schnell Sie können, Pater!« bat Angus. Doch Pater Cedric brauchte für seine Fahrt mehr Zeit, als durch ein kurzes Aufsuchen des Pfarrhauses zu erklären gewesen wäre. In der Tat: Bevor er überhaupt zum Pfarrhaus fuhr, lenkte er sein Auto in eine der etwas vornehmer wirkenden Seitenstraßen von Yellingbone, und das Gebäude, vor dem er hielt, nahm sich mit seinem sehr gepflegten Garten recht imposant aus. William Scott hatte sich gerade zum Dinner niedergelassen, doch als ihm das Dienstmädchen den Besucher meldete, kam er sofort in den Salon.

»Pater, möchten Sie vielleicht mit uns speisen? Corned Beef und Kohl, und dazu gekochte Kartoffeln und Petersilien-Soße. Das Fleisch ist ausnahmsweise einmal nicht zu salzig.«

»Nein, William, ich kann nicht bleiben. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, dass heute morgen Jennyfer Ryan gestorben ist.«

»Guter Gott! Ich war doch gestern Nacht dort! Und sie wirkte so beschwingt und wohlauf, Pater!«

»Ich weiß. Als ich sie so gegen drei Uhr die Treppe hinaufbegleitete, fehlte ihr auch nichts. Mal abgesehen von einem kaum erwähnenswerten Schwächeanfall und einem kurz anhaltenden Krampf in den Beinen, zeigten sie keine besorgniserregenden Symptome. Doch sie muss fast im gleichen Augenblick verschieden sein, als sie sich ins Bett legte. Mrs. Miller entdeckte sie heute Abend um sechs. Doch inzwischen war Jennyfer Ryan schon so lange tot, dass sie grauenvoll aussah. Wegen der geschlossenen Fenster hatte ihr Zimmer, bei der Tageshitze, wie ein Brutkasten gewirkt. Allmächtiger Gott, ich kann nur darum beten, dass die Erinnerung an ihren Anblick wieder aus meinem Gedächtnis getilgt wird! Unbeschreiblich, William, entsetzlich!«

»Sie wird morgen bestattet werden?«

»Das lässt sich kaum umgehen.«

»Wie spät ist es? Zehn? Bei dieser Hitze müssen wir so spät zu Abend essen wie die Spanier, aber jedenfalls brauchen wir uns nicht zu sorgen, dass es zu spät sein könnte, um noch Leute anzurufen. Möchten Sie, dass ich das für Sie übernehme, Pater?«

»Danke, William, das wäre sehr freundlich. Ich bin nur nach Yelli gekommen, um Messgewänder

zu holen. Als ich zu der Party fuhr, habe ich wirklich nicht geglaubt, dass ich eine Totenmesse würde lesen müssen. Ich muss so schnell wie möglich nach Valopo zurück, man braucht mich dort. Die Totenmesse wird morgen früh um neun gehalten werden.«

»Sagen Sie Angus, dass ich das Testament gleich mitbringen werde, so dass ich mich unmittelbar nach der Bestattung damit befassen kann. Auch Sie sind darin bedacht, Pater, und es wäre mir lieb, wenn Sie bei der Testamentseröffnung anwesend wären.«

»Ich fürchte, da gibt es ein gewisses Problem, William. Sehen Sie, Jennyfer hat noch ein Testament gemacht. In der Nacht, nachdem sie die Party verlassen hatte, gab sie mir einen versiegelten Umschlag, und ich musste ihr versprechen, das Kuvert zu öffnen, sobald ich mich mit eigenen Augen davon überzeugen konnte, dass sie tot war. Als ich es dann öffnete, entdeckte ich, dass es ein neu aufgesetztes Testament enthielt.«

»Jennyfer hat ein anderes Testament gemacht? Ohne mich?«

»Es scheint so. Ich glaube, das war eine Sache, die sie sich sehr lange hatte durch den Kopf gehen lassen. Weshalb sie allerdings ein solches Geheimnis daraus machte, weiß ich nicht.«

»Haben Sie es jetzt bei sich, Pater?«

»Ja.« Der Priester holte die zusammengefalteten Papierblätter hervor. Der Anwalt zögerte keinen Augenblick, das Testament zu lesen. Als er damit fertig war, hob er den Kopf, und in seinen Augen zeigte sich vieles, was Pater Cedric dort lieber nicht gesehen hätte. Bewunderung zwar, doch auch Zorn und eine gewisse, unverkennbare Verachtung.

»Nun, Pater, meine Gratulation! Da haben Sie den Batzen also doch bekommen, sofern es nicht wegen Enya eine lachende dritte Person gibt, die Ihnen in letzter Sekunde eine lange Nase dreht. Sie und Enya könnten Ihnen, ich meine der Kirche, in jedem Fall aus reiner Boshaftigkeit einen dicken Strick durch die Rechnung machen, denn tatsächlich ist es so, dass Jennyfer Ryan bei mir ein weiteres Dokument hinterlegt hat.«

Er konnte es sich erlauben, so etwas zu sagen: Er war kein Katholik.

»Glauben Sie mir, William, für mich war die Überraschung größer, als sie für Sie ist.«

»Ist dies das einzige Exemplar?«

»Soweit ich weiß, ja.«

»Und sie hat es Ihnen erst in der vergangenen Nacht gegeben?«

»Ja.«

»Und weshalb haben Sie es dann nicht vernichtet, um sicherzugehen, dass der alte Angus bekommt, was ihm von Rechts wegen zusteht? Die

Kirche jedenfalls hat nicht das geringste Recht auf Jennyfer Ryans Besitztümer – selbst wenn man diese seltsame Bedingung in Betracht zieht, die übrigens alles offen lässt. Typisch Jennyfer. Nahezu abenteuerliche Gedanken drängen sich einem auf, wenn man bloß an diese Klausel denkt. Ich, für meine Begriffe, wage es sogar, unter uns eine kleine Drohung darauf resultieren zu lassen. Sollten Sie nicht aus freien Stücken auf die rote Robe und die Mitra verzichten, werde ich Enya nötigenfalls nahe legen, das Konstrukt infolge eines Abbruchs der Ausbildung zusammenkrachen zu lassen, denn wie Sie wissen, bin ich kein Katholik. Ich ließe mich nur allzu gerne auf die dritte, die noch gewagtere Variante ein« Der Blick aus den schönen Augen des Priesters wirkte sehr mild.

»Oh, weder die Sache mit dem Vernichten, noch das wäre doch wirklich nicht zu vertreten, William, nicht wahr? Schließlich handelte es sich um Jennifers Besitz, und sie konnte in jeder ihr richtig erscheinenden Weise darüber verfügen.«

»Ich werde Angus dennoch raten, das Testament anzufechten.«

»Das sollten Sie auch, meine ich.« Und damit trennten sie sich. Als dann am Morgen die Trauergäste zu Jennyfer Ryans Begräbnis eintrafen, wusste man überall in Yellingbone, ja, praktisch überall auf dem Erdball, an wen das riesige Vermögen fallen würde. Und gefallen waren somit

auch die Würfel, ein Zurück gab es nicht mehr. Als Pater Cedric, das letzte Tor hinter sich lassend, wieder auf die Home Paddock gelangte, war es bereits vier Uhr früh. Er hatte sich bei der Rückfahrt Zeit gelassen, sehr viel Zeit, hatte sein Gehirn zu fast völliger Gedankenleere geradezu gezwungen. Nicht an Angus dachte er und nicht an Bright und nicht an Enya; und schon gar nicht an jenen widerlich stinkenden und inzwischen wohl breiig zerflossenen Kadaver, der, wie er aus tiefster Seele hoffte, jetzt im Sarg lag. Nein, daran verschwendete er so gut wie keinen Gedanken. Statt dessen öffnete er seine Augen und sein Gemüt der Nacht: den gespenstigen Silberkonturen toter Bäume, die einsam im schimmernden Gras standen, hier und da und dort, den Schatten bei dieser und bei jener Baumgruppe, deutlich nach Kern- und nach Halbschatten zu unterscheiden, der voll gerundeten Mondscheibe, die, einer Seifenblase gleich, in fernen Himmelsregionen schwebte. Einmal stieg er aus, um – während er an einen Zaun gelehnt stand – tief den Duft der Eukalyptusbäume und der Wildblumen einzuatmen. Dieses Land war so wunderschön und so rein, und die Schicksale derer, die es zu beherrschen glaubten, kümmerte es wenig. Was immer die Menschen auch taten, um ihre vermeintliche Herrschaft über das Land zu festigen, am Ende blieb das Land Herrscher über sie. Er parkte sein

Auto in einiger Entfernung hinter dem Haus und ging dann langsam darauf zu. Alle Fenster waren erleuchtet. Vom Quartier der Haushälterin her hörte er Stimmen. Mrs. Miller und die beiden irischen Dienstmädchen beteten gemeinsam den Rosenkranz. Dann sah er, unmittelbar bei den Wisterienranken, ein sich bewegendes Etwas, einen undefinierbaren Schatten, und er spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten. Die Erinnerung an diese alte Spinne konnte einen wahrhaftig Gespenster sehen lassen. Doch es war Enya, die offenbar geduldig auf ihn gewartet hatte. Sie trug ihre Jodhpurs und die Halbstiefel – nein, wirklich kein Gespenst, ein sehr lebendiger Mensch.

»Du hast mich erschreckt«, sagte er abrupt.

»Tut mir leid, Pater, das wollte ich wirklich nicht. Aber ich wollte auch nicht drin bei Daddy und den Jungs bleiben. Mum ist mit den Kleinen noch in unserem Haus. Eigentlich sollte ich wohl mit Mrs. Miller und Feena und Daisy beten, aber mir ist nicht danach zumute, für sie zu beten. Das ist eine Sünde, nicht wahr?« Es war ihm zuwider, die Erinnerung an Jennyfer Ryan auch nur durch ein zufälliges Wort zu beschwören.

»Nein, Enya«, sagte er, »ich glaube nicht, dass das eine Sünde ist. Heuchelei hingegen wäre eine. Auch mir ist nicht danach zumute, für sie zu beten. Sie war keine ... kein sehr guter Mensch.« Er lächelte. »Solltest du also gesündigt haben, indem

du deine Gefühle offen bekannt hast, um wie viel mehr dann ich, der ich doch alle Menschen lieben soll, eine Last, die dir nicht auferlegt ist.«

»Pater«, fragte sie, »Pater, was ist mit dir?«

»Nichts, gar nichts. Was sollte mit mir sein?« Er blickte zum Haus und seufzte. »Ich möchte nicht dort drinnen sein, das ist alles. Ich möchte nicht dort sein, wo sie ist, bis es hell wird und die Dämonen der Finsternis vertrieben sind. Wenn ich die Pferde saddle, würdest du bis zum Morgen grauen mit mir reiten?« Ihre Hand berührte seinen schwarzen Ärmel.

»Ich möchte auch nicht ins Haus gehen.«

»Dann warte einige Sekunden, während ich meine Soutane ins Auto lege.«

»Ich gehe schon zu den Stallungen voraus.« Zum ersten Mal versuchte sie, ihm gewissermaßen auf gleicher Ebene zu begegnen: nicht mehr als Kind oder als die Heranwachsende, sondern als die Erwachsene. Der Kontrast zu ihrem früheren Verhalten war für ihn genauso deutlich spürbar wie – ja, wie der Geruch der Rosen in Jennyfer Ryans wunderschönen Gärten. Rosen. Asche der Rosen. Rosen, Rosen, überall. Blütenblätter im Gras. Sommerrosen, rot und weiß und gelb. Rosenduft, so süß und von betäubender Schwere in der Nacht. Rosarote Rosen, vom Mond zu Asche gebleicht. Asche der Rosen, Asche der Rosen. Meine Enya, ich habe dich im Stich gelassen. Aber kannst du

nicht verstehen, dass du zu einer Bedrohung geworden bist? Deshalb habe ich dich opfern müssen, meinem Ehrgeiz opfern. Unter meinem Absatz habe ich dich zertreten, und jetzt besitzt du für mich nicht mehr Bedeutung – mehr Wesenhaftigkeit – als eine zerquetschte Rose unten im Gras. Der Geruch der Rosen. Der Geruch von Jennyfer Ryan. Rosen und Asche. Asche der Rosen. »Asche der Rosen«, sagte er, während er sich in den Sattel schwang. »Sehen wir zu, dass wir so weit wie möglich von ihrem Geruch fortkommen. Morgen wird das Haus von ihnen voll sein.« Er gab der braunen Stute die Sporen und galoppierte los, Enya ein Stück voraus. In seiner Kehle würgte es. Erst jetzt wurde ihm so richtig bewusst, was Jennyfer Ryans Testament ganz konkret für ihn bedeuten würde, schon sehr bald bedeuten würde: dass er Yellingbone und diese Ecke Australiens verließ und Enya ebenso. Denn eines stand mit Sicherheit fest: Sobald man amtlicherseits von den kaum glaublichen Bedingungen in Jennyfer Ryans Testament erfuhr, würde man ihn nach Sydney rufen, ganz buchstäblich auf der Stelle. Nein, in Yelli würde man ihn keinen Tag länger lassen als unbedingt nötig, und wenn die Bedingungen erfüllt werden sollten, musste er Enya überreden, mitzukommen, weshalb das Dilemma und die Gefahr in Sydney weitergingen. Und plötzlich spürte er einen tiefen Schmerz, der völlig unerträglich schien

und den er dennoch ertrug – wohl weil er ihn ertragen musste. Dies war nichts in einem vagen, vielleicht nur gedachten Irgendwo, Nirgendwo. Dies war tatsächliche, erbarmungslose Wirklichkeit. Und fast schien es ihm, als könnte er jetzt Angus' Gesicht vor sich sehen, den Zug von Ekel und Widerwillen darin, das Sich-Abwenden. Zweifellos würde er auf Valopo nicht mehr willkommen sein. Und er würde Enya, wenn sie es ihm ebenfalls ankreidete, nie wiedersehen. Sogar das Vermögen wäre in diesem Fall weg – und zwar möglicherweise für alle. Jetzt, auf dem Rücken der braunen Stute, irgendwie half das, dieses flotte Galoppieren, das Gefühl des Schwebens, ja des Fliegens. So ließ es sich leichter ertragen, viel leichter. Bald schon würde er in irgendeinem Raum, in irgendeiner Zelle des Bischofspalastes sein Zuhause haben, würde in Sicherheit sein vor anklagenden Blicken, denn Enya konnte ja schlecht bei ihm wohnen. Ja, immer mehr ließ der Schmerz nach, verschwand schließlich ganz. So war es besser, viel besser war es so, besser jedenfalls, als in Yelli zu bleiben, nur um mit ansehen zu müssen, wie sich Enya im Falle eine Fehlentscheidung in ein Wesen verwandelte, das er gar nicht mehr wollte und das er irgendwann mit irgend so einem unbekanntem Kerl trauen würde. Wie hieß es doch? Aus den Augen, aus dem Sinn. Gar kein Zweifel, das würde das beste sein. Aber

was suchte er dann hier? Hier auf seiner Stute am Ufer des Creek, Enya auf ihrem Pferd fast unmittelbar hinter sich? Es schien, als könnte er nicht mehr klar denken, als wäre er außerstande, eine Antwort zu finden auf das Warum. Das einzige, was er fühlte, war Schmerz. Aber nicht der Schmerz über seinen Verrat. Nur der Schmerz darüber, sie vor die Entscheidung stellen zu müssen, ihn oder ihre Familie in beiden Fällen halbherzig zu verlassen.

»Pater, Pater! Ich kann nicht mithalten! Bitte, reite doch langsamer, Pater!« Er verlangsamte das Tempo, zügelte die Stute. Wie in Zeitlupe wendete er das Pferd, wartete auf Enya. Sie waren jetzt ganz in der Nähe des artesischen Brunnens. Brodelnd kochte es hervor aus dem Rohr, ringsum hatte sich ein Teich gebildet, eher schon ein kleiner See, von dem es schweflig herbei dampfte. Ähnlich wie bei einem Rad die Speichen von der Nabe nahmen hier die Verteilerröhren beim Hauptrohr ihren Anfang, und sie führten das Wasser über beträchtliche Strecken. Doch der Teich rundum schien sich immer weiter auszubreiten, unaufhörlich rieselte und plätscherte es. Die Ränder bildete grauer Schlamm, sehr schlüpfrig, sehr schleimig. In diesem Schlamm lebten jene Süßwasserkrebse, die man Yabbies nannte. Pater Cedric begann zu lachen.

»Riecht wie die Hölle, Enya, nicht wahr? Riecht wirklich nach Schwefel! Und dieser Gestank müsste ihr doch eigentlich in die Nase stechen, wenn sie so liegt in ihrem Sarg, umkränzt von Rosen, meinst du nicht? Oh, Enya ...« Sie saßen beide ab. Auf der anderen Seite des Teiches, ein Stück vom Hauptrohr entfernt, war das Wasser kühler, und dort befand sich am Rand ein Baumstamm, wo vor allem im Winter die Leute zu sitzen pflegten, wenn sie sich die Füße und die Beine wieder trocknen wollten. Der Priester setzte sich, und auch Enya nahm Platz, ein Stück von Pater Cedric entfernt. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, sah ihn an.

»Was ist, Pater?« Irgendwie klang die Frage in seinen Ohren sonderbar. Eigentlich war es die verstörend natürliche Art, wie sie zu fragen pflegte. Fürwahr; in ihr steckte immer noch ein keltische Königstochter. Er lächelte unwillkürlich.

»Ich bin mir noch nicht sicher, aber ich schätze, ich habe dich verkauft, Enya. Ich habe dich für dreizehn Millionen Silberlinge verkauft.«

»Mich *verkauft*?«

»Eine Redewendung. Nicht so wichtig. Komm, setz dich näher zu mir. Vielleicht werden wir keine Gelegenheit mehr haben, miteinander zu sprechen.«

»Während der Trauerzeit für Tante Jennyfer, meinst du?« Auf dem Baumstamm rutschte sie nä-

her, saß dann unmittelbar neben ihm. »Aber wieso sollte das dadurch eigentlich anders sein?«

»Das meine ich nicht, Enya.«

»Ach, du meinst, weil ich jetzt doch schon ziemlich erwachsen bin, könnten die Leute über uns reden?«

»Nein, nicht ganz. Ich meine, dass ich fortgehe; schon bald ... und dass du mitkommen könntest, oder sogar müsstest, was jedoch nicht heißt, das wir deswegen zusammenkommen könnten, so wie du dir das möglicherweise ausmalst. Kommst du nicht mit, könnte alles mögliche passieren. Es ist einfach zu teuflisch, um es dir in Kürze erklären zu können, noch bevor deine Familie, ich und William Scott an einem Tisch versammelt waren.« Und da war es, bei ihr, ja, da war es wieder: Sie staunte wie eine Weltmeisterin, doch sie beehrte nicht dagegen auf, sie nahm es hin, eine weitere Last, mit der sie im Augenblick wenig anzufangen wusste. Keine Tränenflut, kein Ausbruch der Gefühle, nicht der geringste Protest. Nicht einmal ein Seufzen, nur ein kurzes Anhalten des Atems.

»Fest steht im Prinzip nur eines; dass ich fortgehen muss – so oder so.«

»Oh, Pater. Warum?«

»Verstehst du denn nicht? Das gehört zu ihrem Plan. Ich habe dreizehn Millionen eingebracht. Und einen solchen Priester, der dreizehn Millionen einbringt, den lässt man nicht hier, am Ende

der Welt, verdorren. Die Kirche weiß, wie man die Ihnen belohnt.«

»Oh nein. Nein.«

»Meine Enya. Es ist besser, Glaub' mir.«

»Wie kann es besser sein? Das liebste, das ich auf der Welt habe, wird mir genommen.«

»Nicht ganz, meine Liebe, nicht ganz, doch dazu später. Wie es auch kommt; besser ist es in jedem Fall für mich. Besser, als mit ansehen zu müssen, wie du einen anderen heiratest. Besser, als mit ansehen zu müssen, wie du dich in eine Frau verwandelst, die ich nie haben kann, Enya. Als ich dich gestern ansah, da hab' ich dich fast gehasst.«

»Gehasst? Mich? Weil ich beinahe erwachsen bin?«

»Ja! Ja! Als du noch klein warst, warst du wie ein kleine liebenswerte Schwester für mich. Du warst die Freude meines Lebens. Damals durfte ich dich haben.«

»Du kannst mich auch jetzt haben. Du liebst mich, Du kannst mich heiraten.«

»Aber ich liebe Gott mehr. Ja; ich liebe dich, Enya. Ich werde dich immer lieben, aber ich kann nicht dein Mann werden. Wenn ich dir klar machen könnte, was Priester zu sein für mich bedeutet. Wie das ein Verlangen in mir stillt, das ein Mensch nie stillen könnte.«

»Nicht einmal ich?«

Sie umschlang ihn mit den Armen und küsste ihn mit einer Leidenschaft, die ihr Belisama in verstärkender Weise in den Körper gelegt haben musste, denn nie und nimmer ließe sich so etwas ansonsten bei einer Vierzehnjährigen finden. Doch er drängte sie rasch und sichtlich erschrocken weg.

»Es darf nicht sein. Es darf nicht sein. Ich sah das kommen, und demzufolge habe ich mich entschlossen, fort zu geh'n.«

»Wann?« fragte sie abermals ganz natürlich, als hätte sie sich blitzartig in das unschuldigste Mädchen, das die Welt je gesehen hatte, zurückverwandelt.

»In wenigen Tagen.«

»Oh, Pater! Das wird schwerer sein als damals bei Liam.«

»Und für mich wird es schwerer sein als irgend etwas sonst in meinem Leben. Mir bleibt kein Trost. Du hast wenigstens deine Familie, die dir mit Rat und Tat zur Seite stehen wird, wenn du dich für oder gegen mich entscheiden musst. Was, dank deiner findigen Tante, niemand weiß, ist das, was man im Allgemeinen die Große Unbekannte nennt.«

»Ich habe meine Familie und du hast Gott, Pater.«

»Gut gesagt, Enya! Ja, du wirst erwachsen!« Doch in ihr bohrte eine Frage, eine Frage, die un-

bedingt heraus musste. Was, zum Henker, quälte ihn wirklich? Oder wusste er das am Ende selber nicht. Fünf Kilometer waren sie nun schon geritten, ohne dass Enya diese Frage hatte stellen können.

»Pater, im Stall hast du etwas von ›Asche der Rosen‹ gesagt. Hast du damit die Farbe meines Kleides gemeint?«

»In gewisser Weise, vielleicht. Doch im Grunde habe ich wohl etwas anderes gemeint.«

»Was?«

»Nichts, das du verstehen könntest, meine Enya. Das Absterben einer Idee, die kein Recht hatte, geboren zu werden, geschweige denn, genährt.«

»Aber es gibt nichts, das kein Recht hätte, geboren zu werden – also auch keine Idee oder Vorstellung.« Er sah sie an.

»Du weißt, wovon ich spreche?«

»Ich glaube, ja.«

»Nicht alles, was geboren wird, ist gut, Enya.«

»Nein. Aber alles, was geboren worden ist, sollte ursprünglich gut sein.«

»Du argumentierst wie ein Jesuit. Wie alt bist du?«

»Kommenden Monat werde ich vierzehn, Pater.«

Ach herrje. Sie war sogar noch jünger, als er es in aller Eile errechnet hatte. Um ein ganzes Jahr hatte er sich wegen ihrer natürlichen Art, die eher an eine Erwachsene erinnerte, verschätzt.

»Meine Güte. Vierzehn Jahre, in denen du dich hart placken musstest. Nun, harte Arbeit lässt uns frühzeitig reifen – oder altern. Worüber denkst du nach, Enya, wenn du Zeit zum Nachdenken hast?«

»Oh, über Jims und Patsy und die anderen Jungs, über Daddy und Mum, über Roy, Belisama, und Tante Jennyfer. Manchmal auch darüber, mir ein Baby wachsen zu lassen. Das würde mir sehr gefallen. Und über Reiten und Schafe. Über all das, worüber Männer reden, das Wetter, den Regen, auch über den Gemüsegarten und die Hühner und über das, was ich am nächsten Tag tun werde.«

»Träumst du manchmal auch von einem – Ehemann.«

»Nein. Außer dass ich wohl einen haben muss, wenn ich ein Baby wachsen lassen will, denn es braucht ja einen Vater, nicht?« Er lächelte, allem Schmerz gleichsam zum Trotz. Was aus ihr sprach, war schon eine eigentümliche Mischung aus Naivität und Moralität. Er wandte sich zu ihr herum, nahm ihr Kinn in seine Hand, blickte sie an. Wie tun, was nun einmal getan werden musste?

»Enya«, sagte er, »als du mir eben erzählt hast, woran du so alles denkst, warst du da ganz aufrichtig?«

»Ich ...« begann sie und verstummte sofort wieder.

»Meinen Namen hast du nicht genannt. Weshalb nicht? Wenn du nichts weiter dabei finden würdest, hättest du mich doch wenigstens erwähnt, neben deinem Vater und deinen Brüdern und den anderen. Es ist vielleicht ganz gut, dass ich fortgehe, meinst du nicht? Mit deinen fast Vierzehn bist du ein wenig zu alt, um noch – nun ja, um noch so einer ganz simplen Schulmädchenschwärmerei nachzuhängen. Ich finde dich zwar ganz reizend in deiner Naivität, in deinem Mangel an Lebenserfahrung, aber ich weiß auch, wie schmerzlich solche Schwärmereien sein können, nicht zuletzt deshalb, weil ich selbst zur Genüge darunter habe leiden müssen.« Sie schien sprechen zu wollen, doch dann senkte sie die Lider. In ihren Augen schimmerten Tränen. Sie schüttelte den Kopf, wie um sich davon zu befreien.

»Schau, Enya«, fuhr er fort, »das ist nur so eine Phase, ein – wenn man so will – Markstein auf deinem Weg, eine Frau zu werden. Und wenn du diese Frau geworden bist, wirst du dem Mann begegnen, der dazu bestimmt ist, dein Ehemann zu werden. Und dein Leben wird dich so sehr in Anspruch nehmen, dass du keine Zeit mehr haben wirst, an mich zu denken, außer dass ich dir vielleicht ein guter Freund war oder bin, der dir beim Erwachsenwerden über einige scheußliche Klippen hinweggeholfen hat. Auf gar keinen Fall darfst du es bei dir zur Gewohnheit werden lassen,

mich sozusagen in den Mittelpunkt gewisser romantischer Träume zu stellen. Selbst wenn du dich dafür entscheidest, mit mir zu kommen; ich kann in dir nie das sehen, was ein Ehemann in dir sehen würde. In dieser Weise denke ich nie an dich, Enya, verstehst du? Es könnte und sollte, laut deiner Tante, sein, dass du mitkommst, aber zusammenkommen sollen wir dennoch nicht, und das ist das teuflische daran. Wenn ich sage, dass ich dich liebe, so meine ich nicht, dass ich dich als Mann liebe. Ich bin ein Priester, nicht ein Mann. Wovon du auch immer träumen magst, träume nicht von mir. Ich gehe, egal wie du dich entscheidest, fort, und ich bezweifle sehr, dass ich die Zeit haben werde, irgendwann zurückzukommen, und sei es auch nur auf einen Besuch.«

»Und was wäre, wenn Mum und Dad mir, entgegen deiner Vermutung, erlauben würden, mitzukommen?«

»Das kann ich mir, obwohl es vorteilhaft für uns beide wäre, wirklich schwer vorstellen. Es wird wohl eher dazu kommen, dass wir abwarten, und Mr. Scott die Große Unbekannte ins Spiel bringen müssen, wenn du auf Valopo bleibst. Diese extrem schwierige Entscheidung bezeichnete deine spitzfindige Tante als Hintertürchen.«

Enyas Schultern waren gebeugt, wie unter einer sehr schweren Last. Doch sie hob den Kopf und sah ihm direkt in die Augen.

»Ich werde nicht von dir träumen, falls ich hierbleiben muss. Keine Sorge. Ich weiß ja, dass du ein Priester bist.«

»Ja, das bin ich. Und das bin ich auch, wenn du mitkommst nach Sydney. Und genau das ist der springende Punkt. Und ich glaube nicht, dass ich es bin, der bereits eine erste falsche Wahl getroffen hat, denn dieses Priester-Sein befriedigt ein Bedürfnis in mir, das kein Mensch je befriedigen könnte, auch du nicht.«

»Ich weiß. Ich kann es seh'n, wenn du eine Messe hältst. Von dir geht so etwas aus, so eine Kraft. Ich glaube fast, dass du dich fühlen musst wie unser Herrgott, Pater Cedric.«

»Ich will dir sagen, was ich fühle, Enya. In der Kirche fühle ich jeden angehaltenen Atemzug, und im Laufe des Tages vergehe ich, um am nächsten Morgen bei der Messe wiedergeboren zu werden. Doch weshalb das so ist, weiß ich nicht. Wenn ich es doch nur wüsste! Ist es, weil ich des Herrn erwählter Priester bin, oder weil ich sie höre, diese angehaltenen Atemzüge, dieses wie erschrockene Stocken des Atems, so dass ich also weiß, dass ich Macht besitze über die Seelen all jener, die anwesend sind?«

»Kommt es darauf an? Es ist eben so.«

»Nun, vielleicht erscheint es dir nicht weiter wichtig. Aber für mich ist es wichtig, sehr sogar. Denn ich zweifle, ich zweifle.« Sie wechselte das

Thema, lenkte das Gespräch auf das, was für sie im Mittelpunkt stand.

»Ich weiß nicht, wie ich ohne dich auskommen soll, Pater. Zuerst Liam und nun du. Mit Roy ist das irgendwie anders. Ich weiß, dass er tot ist und nie zurückkommen kann. Aber du und Liam – ihr beide lebt doch! Ich werde mich immer fragen, wie es dir geht und ob es dir gut geht, was du gerade tust und ob ich dir nicht irgendwie helfen könnte oder sollte. Ich werde mich sogar fragen, und wohl auch fragen müssen, ob du überhaupt noch am Leben bist.«

»Mir wird es nicht anders gehen, Enya. Und ich bin sicher, auch bei Liam ist das so.«

»Nein. Liam hat uns vergessen ... wie du uns vergessen wirst.«

»Ich könnte dich nie vergessen, Enya, solange ich auch lebe. Und ich werde wohl sehr lange leben, schon zur Strafe.« Er stand auf und reichte ihr die Hand, um sie vom Baumstamm hochzuziehen. Dann nahm er, freundlich und liebevoll, mit lockerem Griff ihre Schultern zwischen seine Hände. »Ich glaube, dies ist unser Adieu, Enya. Wir können nie wieder miteinander allein sein, denn mit vierzehn werden dich deine Eltern unter meiner Obhut nicht nach Sydney gehen lassen – zumindest nicht in dieser für sie enttäuschenden Situation.«

»Wenn du kein Priester wärst, Pater, hättest du mich dann geheiratet?« Plötzlich störte ihn die Anrede.

»Nenn mich nicht immer Pater! Ich heiße Cedric.« Eine Antwort auf ihre Frage war das allerdings kaum. Wenn er sie auch in einer Art Umarmung hielt, die Absicht, sie zu küssen, hatte er keineswegs. Ihr Gesicht, zu ihm emporgehoben, lag jetzt im Dunkeln, fast völlig unkenntlich. Der Mond schien nicht mehr. Irgendwie standen sie auf einmal näher beieinander, und der Priester spürte an seinem Brustkorb einen eigentümlichen Druck, den Druck von Enyas kleinen, spitzen Brüsten, ein fremdartiges, ein verstörendes Gefühl. Noch tiefer jedoch beunruhigte ihn etwas anderes. Enya hatte ihre Arme abermals um seinen Hals geschlungen, und diese Geste wirkte so selbstverständlich, fast schon, als wäre Enya männliche Umarmungen gewohnt. Noch nie hatte er eine Frau als Liebhaber geküsst, und er dachte auch jetzt nicht daran, das zu tun. Erwartete Enya wirklich einen solchen Kuss von ihm? Nein. Nein, wohl nicht. Schon weil es sie tief verletzt haben musste, als er ihr gesagt hatte, sie solle ihn aus dieser Art von romantischen Träumen ein für allemal streichen. Also was? Nun, ein flüchtiger Hauch auf ihre Wange – so wie zweifellos ihr Vater es bei einem Abschied von ihr halten würde. Er beugte den Kopf tiefer. Im selben Augenblick

reckte sie sich - wie vorhin beim Baumstamm - zu ihm empor. Und so fügte es diesmal eher der Zufall, dass beider Lippen einander berührten. Für eine Sekunde zuckte er zurück, als habe er vom Gift der Spinne gekostet. Doch sofort beugte er sich wieder zu Enya, flüsterte etwas dicht an ihrem süßen geschlossenen Mund, und um zu antworten, öffnete sie die Lippen. Plötzlich wirkte ihr Körper wie knochenlos. Er schien zu zerfließen: etwas, das gleichsam dahinschmolz, warm und dunkel. Der eine Arm des Priesters war jetzt um ihre Taille geschlungen. Der andere schob sich über ihren Rücken, zwischen die Schulterblätter, und die gewölbte Hand schmiegte sich um Enyas Hinterkopf, die Finger tief im weichen Haar. So hielt er sie, hielt sie, als fürchte er, sie zu verlieren, noch bevor er ihre Nähe richtig in sich aufgenommen hatte, diese so unmittelbare Gegenwart, die Enya war. Enya, ja – und doch: Enya nicht. Zu fremdartig, völlig unvertraut. Denn seine Enya war keine Frau, seine Enya besaß für ihn nicht den Körper eines Weibes, seine Enya konnte ihm ebenso wenig je ein Weib sein wie er für sie ein Mann. Dieser Gedanke ließ ihn wieder zu sich kommen. Rasch löste er sich aus Enyas Umarmung, schob sie ein Stück zurück, versuchte in der Dunkelheit ihr Gesicht zu erkennen. Doch sie hielt ihren Kopf jetzt gesenkt, sah ihn nicht an.

»Es wird Zeit, dass wir zurückreiten, Enya«, sagte er. Ohne ein Wort ging sie zu ihrem Pferd, saß auf und wartete dann auf ihn. Sonst war immer er es gewesen, der auf sie wartete.

Pater Cedric hatte recht gehabt. Das ganze Haus war von Rosen wie überschwemmt. Um diese Jahreszeit blühten sie auf Valopo besonders üppig, und man hatte die Gärten geradezu geplündert. Soweit war alles für den Empfang der Trauergäste vorbereitet, die – etwa um acht Uhr – denn auch einzutreffen begannen. Im kleinen Speisezimmer konnte jeder ein leichtes Frühstück einnehmen, Kaffee und frische Brötchen mit Butter. Nach der Bestattung würde es etwas Herzhaftes als Wegzehrung geben, und einen weiten, zum Teil sehr weiten Weg hatten sie ja alle. Gar kein Zweifel: inzwischen war man »im Bilde«, inzwischen wusste man »Bescheid«, inzwischen hatte man sich »einweihen« lassen. Während von geübten Lippen konventionelle Floskeln tropften, spähten zudringliche Augen, spekulierten wache, wie lauernde Gehirne. Was mochte es wohl auf sich haben mit dieser sonderbaren Geschichte von dem Testament, die einem da zu Ohren gekommen war?

»Wie ich höre, werden wir Sie verlieren, Pater«, sagte Miss Crawford spitz. Wohl noch nie hatte er so distanziert gewirkt, so über allen menschlichen – allzu menschlichen – Gefühlen stehend, wie an

diesem Morgen. Er trug die spitzenlose Albe und die stumpf-schwarze Kasel mit Silberkreuz. Nur körperlich schien er anwesend zu sein, während sein Geist in völlig anderen Regionen weilte. Und so war es dann geradezu wortwörtlich zu nehmen: dass der Priester Miss Crawford abwesend anblickte. Doch die Heiterkeit, mit der er die junge Dame musterte, war echt, war zweifellos tatsächlich empfunden.

»Gott geht seltsame Wege, Miss Crawford«, sagte er und ließ sie stehen, um zu anderen Trauergästen zu treten. Woran er dachte, was ihn jetzt innerlich beschäftigte, konnte niemand ahnen. Es war die bevorstehende Konfrontation mit Angus, wegen des Testaments. Mit eigentümlich widersprüchlichen Gefühlen sah er ihr entgegen. Einerseits fürchtete er sich davor, Angus' Gefühlsausbruch miterleben zu müssen, andererseits brauchte er eben dies: Angus' Zorn und Verachtung.

Bevor er die Totenmesse begann, wandte er sich der Trauergemeinde zu. Die Anwesenden füllten den Raum bis auf den letzten Platz, und es roch so stark nach Rosen, dass ihr schwerer Duft trotz der geöffneten Fenster kaum noch frische Atemluft übrigzulassen schien. Die formellen Kleider standen allen Anwesenden ganz ausgezeichnet, doch nicht weniger gut kleidete den Pater seine Soutane, und sie tat es, wenn man so wollte, auf sehr eigene Weise: Irgendwie erinnerte der Mann, der sie

trug, jetzt an einen Soldaten – ein ganz und gar nicht verweichlichter Körper und das Gesicht eines Engels. Ein Gesicht, wie man es sich für den Erzengel Michael denken konnte; nicht die glatte Larve eines Renaissance-Jünglings, sondern die fein geprägten Züge eines jungen Mannes, der Luzifer liebte und dann gegen ihn kämpfte, der Adam und Eva aus dem Paradies vertrieb, der die Schlange erschlug, der zur Rechten Gottes stand. Enya stand aufgrund ihrer Größe vorne und starrte ihm geradewegs und furchtlos, da verliebt, in die Augen. Wusste Cedrick Stuart, wie er aussah? Jedenfalls war er ein Mann, den man nicht vergaß.

»Ich möchte mich auf wenige Worte beschränken«, sagte er mit klarer Stimme und in fast reinem Oxford-Englisch, mit dem schwachen Anklang irischer Dialektfärbung. »Sie alle haben Jennyfer Ryan gekannt. Eine Stütze der Gesellschaft und eine Stütze der Kirche, die sie mehr liebte als irgendeinen Menschen.« An dieser Stelle, so behaupteten einige der Anwesenden später, habe sich in seinen Augen unverhohlener Hohn gezeigt. Andere hingegen versicherten mit dem gleichen Nachdruck, aus seinen Blicken habe nichts gesprochen als aufrichtige Trauer.

»Eine Stütze der Kirche, die sie mehr liebte als irgendeinen Menschen«, wiederholte er, und seine Stimme klang womöglich noch deutlicher, noch klarer. »In ihrer letzten Stunde war sie allein und

war dennoch nicht allein. Denn in der Stunde unseres Todes ist unser Herr Jesus Christus bei uns, ist in uns, trägt die Last unserer Schmerzen. Kein Wesen, ob hoch oder niedrig, stirbt allein, und der Tod ist süß. Wir sind hier versammelt, um für ihre unsterbliche Seele zu beten, damit ihr, die wir im Leben liebten, der gerechte und ewige Lohn zuteil werde. Lasset uns beten.«

Der rasch zusammengezimmerte Sarg war so mit Rosen bedeckt, dass man das raue Holz nicht sehen konnte. Er stand auf einem niedrigen Untersatz, einer Art Karren, den die Kelly-Söhne gleichfalls in aller Eile aus den verschiedensten Einzelteilen zusammengebaut hatten. Trotz der weit geöffneten Fenster und trotz des Rosendufts roch man es, roch es ganz deutlich und unverkennbar, roch man sie. Auch der Arzt hatte den Mund nicht halten können, nicht halten wollen.

»Als ich auf Valopo eintraf«, hatte er am Telefon zu Jason Caddock gesagt, »war sie schon so stark verwest, dass mir buchstäblich übel wurde. Noch nie im Leben hat mir jemand so leid getan wie Angus Kelly. Nicht nur, weil er um seine Erbschaft – um Valopo – gekommen ist, sondern weil er zu allem auch noch diesen stinkenden Brei in den Sarg tun musste.«

»Dann denke ich nicht daran, mich als Sargträger zur Verfügung zu stellen«, war Jason Caddocks Antwort gewesen. Daher der Karren, auf

dem der Sarg stand. Niemand zeigte sich bereit, das Behältnis mit Jennyfer Ryans sterblichen Überresten zu schultern, um es über die Rasenfläche hinweg zum Friedhof zu tragen. Und als sich die Tür des Grabgewölbes endlich schloss, waren alle froh, wieder frische, gleichsam unbesudelte Luft atmen zu können.

Diesen Umstand einkalkulierend, war die Kapelle bereits lange, bevor die Feierlichkeit begann voll. Alle waren da, die da sein konnten. Die Cadocks, die O'Mallys, die Marshs, die Pughs, die MacNamaras, die Gordons, die Crawfords, die Harrises. Und die Kellys, die Leute von Valopo. Alle Hoffnung erloschen, alles Licht erloschen, doch voller Hoffnung auf einen neuen, noch besseren Lebensabschnitt.

»Wir haben uns hier versammelt. Betroffen und betrübt durch den plötzlichen Tod unserer lieben Freundin, Jennyfer Ryan. Doch wir finden Trost in der Gewissheit, dass sie in ihrer letzten Stunde nicht allein war. Ob der größte, ob der geringste der Menschen; keiner stirbt allein, denn in der Stunde unseres Todes ist unser Herr, Jesus Christus, mit uns, in uns, und der Tod ist süß. Wir alle wissen, wer Jennyfer war. Ein Pfeiler der Gemeinde, ein Pfeiler der Kirche. Und sie liebte die Kirche über alle Maßen. Sie lebte nach dem Wort des Heiligen Matthäus; wo unser Schatz ist, da wird auch unser Herz sein. Lasset uns beten für ihre

unsterbliche Seele, damit sie, die wir sie im Leben liebten, sich ihrer erfreuen – jetzt und bis zum jüngsten Tag. Und wir wollen im Gebet nicht vergessen, dass Gott barmherzig ist, und auch nicht vergessen, dass wir aus Staub sind und wieder zu Staub werden.«

Während die übrigen Trauergäste sich im großen Speisezimmer mit ein paar Bissen stärkten, oder zumindest so taten, ging William Scott mit Angus und dessen Familie, mit Pater Cedric, Mrs. Miller und den beiden Dienstmädchen in den Salon. Und eben deshalb dachten die anderen Trauergäste keineswegs daran, schon jetzt aufzubrechen. Sie wollten Angus' Gesicht sehen, wenn er, nach der Testamentseröffnung, wieder aus dem Salon kam. Noch wusste er ganz unverkennbar nichts, und alle waren darauf bedacht gewesen, sich nicht das mindeste anmerken zu lassen. Seiner gutherzigen Art entsprechend, hatte er um seine Schwester geweint, während Brigit so war, wie man sie kannte: ungerührt, als ginge sie das alles nichts an.

»Angus, ich möchte, dass Sie's anfechten«, sagte William Scott, nachdem er das Testament mit harter, empörter Stimme verlesen hatte.

»Diese gemeine alte Hexe!« murmelte Mrs. Miller. Sie mochte den Priester zwar, doch waren ihr die Kellys ganz entschieden lieber. Ihnen verdankte sie, dass es in ihrem Leben gab, wonach sie

sich so gesehnt hatte – Kinder. Angus schüttelte den Kopf.

»Nein, William! Das könnte ich nicht. Es war doch ihr Besitz, ihr Vermögen, nicht wahr? Also hatte sie auch das Recht, damit zu tun, was sie wollte. Wenn es ihr Wille war, dass es an die Kirche oder eine vorerst anonyme Person fällt, so gibt es daran nichts zu deuteln. Natürlich fühle ich mich ein bisschen enttäuscht, das gebe ich zu. Aber ich bin nur ein ganz einfacher Mensch, und vielleicht ist es deshalb so das beste. Im Grunde liegt es doch nun in unserer Hand, ob die Kirche Jennys Vermögen bekommt oder nicht. Wenn wir Enya verbieten, mit Pater Cedric zu kommen, erfahren wir möglicherweise von der nächsten Teufelei. Und was mich betrifft; wäre mir gar nicht so recht, für einen Besitz von der Größe von Valopo die Verantwortung tragen zu müssen.«

»Sie verstehen nicht ganz, Angus!« sagte der Rechtsanwalt so langsam und deutlich, als spräche er zu einem Kind. »Es geht doch nicht nur um Valopo. Die Station bildet im Gesamtvermögen, das Ihre Schwester hinterlassen hat, nur einen Teil, und zwar einen relativ kleinen Teil, glauben Sie mir. Sie ist Hauptaktionärin bei hundert überaus profitablen Unternehmen, ihr gehören Stahlwerke und Goldminen, sie ist Inhaberin von Michara Limited, mit einem zehnstöckigen Bürogebäude in Sydney. Ich meine natürlich, sie war's. Sie war

reicher als irgendwer sonst in ganz Australien, weshalb dutzende von Experten damit beschäftigt sind, dieses Vermögen zu verwalten. Sonderbar, dass sie mir erst vor vier Wochen den Auftrag gab, mich mit den Direktoren von Michara Limited in Sydney in Verbindung zu setzen, weil sie präzise über ihren Vermögensstand informiert werden wollte. Nun, ihr Gesamtvermögen belief sich bei ihrem Tode auf etwas mehr als dreizehn Millionen Pfund.«

»Dreizehn Millionen Pfund!« sagte Angus in jenem Ton, in dem man astronomische Zahlen zu nennen pflegt, Entfernungen in Millionen Lichtjahren etwa; sie bleiben einem ohnehin unvorstellbar.

»Damit ist die Sache endgültig entschieden, William. Es anzufechten, wäre nicht recht. Es war ja, wie ich schon sagte, ihr Vermögen. Wenn sie's der Kirche hinterlassen will. Und dann; dreizehn Millionen Pfund ... Ich ... Wie soll ich da den Überblick behalten? Die Verantwortung über soviel Geld will ich nicht.«

»Das ist doch keine Verantwortung, Angus! Verstehen Sie denn immer noch nicht? Geld in dieser Größenordnung sorgt gewissermaßen für sich selbst! Mit der Arbeit, die es machen könnte, haben Sie gar nichts weiter zu tun. Wie ich schon sagte; da sind hunderte von Leuten, die man eigens dafür angestellt hat, dass sie sich um alles

kümmern. Fechten Sie das Testament an, Angus, bitte! Ich werde dafür sorgen, dass Sie die besten Anwälte im ganzen Land bekommen, und falls nötig, wird die Sache bis zur letzten Instanz, bis zum Privy Council, durchgepeitscht.« Plötzlich schien Angus zu begreifen, dass die Angelegenheit ja nicht nur ihn betraf, sondern seine ganze Familie. Er blickte zu Colin und Finn, die verwirrt nebeneinander auf einer florentinischen Marmorbank saßen.

»Jungs, was meint ihr dazu? Sollen wir versuchen, Tante Jennifers dreizehn Millionen Pfund für uns zu bekommen? Wenn ihr ja sagt, bin ich bereit, das Testament anzufechten, sonst nicht.«

»Aber wir können doch so und so auf Valopo leben, nicht?« fragte Colin. »So steht's doch wohl im Testament.« Die Antwort gab William.

»Weder eurem Vater noch euch, noch euren Kindern kann irgend jemand das Recht nehmen, auf Valopo zu leben.«

»Und wir werden hier im großen Haus wohnen, und Mrs. Miller und die Dienstmädchen werden sich für einen anständigen Lohn um uns kümmern«, sagte Angus, der über dieses Glück, das die Kellys erwartete, fassungsloser zu sein schien als darüber, dass ihnen dreizehn Millionen Pfund entgingen.

»Was wollen wir mehr, Finn?« fragte Colin seinen Bruder. »Findest du nicht auch?«

»Mir recht«, erwiderte Finn. Pater Cedric bewegte sich unruhig. Er hatte sich nicht die Zeit genommen, die Messgewänder abzulegen, trug also noch Albe und Kasel. Ein wenig abseits der anderen stand er in einer schattigen Ecke des Salons, irgendwie einem Zauberer ähnlich, einem verführerisch schönen, gleichsam umflorten Hexenmeister. Sein Gesicht wirkte völlig ausdruckslos, oder eher: vollkommen beherrscht. Doch in der Tiefe seiner blauen Augen zeigte sich ein eigentümliches Entsetzen, auch eine Art Benommenheit, und fast so etwas wie Groll. Nein, Angus dachte offenbar nicht daran, ihm die so ersehnte Sühne in Form wilder Wut und abgrundtiefer Verachtung zuteil werden zu lassen. Angus reichte ihm alles auf dem goldenen Teller seiner Freundlichkeit und Gutwilligkeit und dankte ihm sogar noch dafür, dass er die Kellys von einer Bürde erlöste.

»Was ist mit Brigit und Enya?« fragte der Priester schroff. Er fixierte Angus scharf. »Meinen Sie nicht, dass auch die Frauen mitzuentcheiden haben?«

»Brigit?« fragte Angus eifrig, zu seiner Gemahlin gewandt. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Was wollte ich nicht alles für dich.«

»Ich will sie nicht; Jennyfers dreizehn Millionen Silberlinge ... Nicht auf diese Art.«

»Wie immer Sie sich auch entscheiden, Angus«, sagte der Priester, »mir ist es recht, denn der

springende Punkt ist immer noch der, ob Sie es Enya gestatten, mit mir zu kommen – nach Sydney, damit sie dort eine hervorragende Ausbildung genießen kann.«

»Enya?« Nun war die Spannung zum Zerreißen, denn Enyas Wille war das so genannte Zünglein an der Waage.

»Ich will Tante Jennyfers dreizehn Millionen Silberlinge auch nicht, aber nach Sydney würde ich gerne mitkommen«, sagte sie, die Augen erneut starr auf Pater Cedric gerichtet. Angus wandte sich dem Notar und Bürgermeister zu.

»Dann ist es entschieden, William. Wir wollen das Testament nicht anfechten und wenn Bright damit ebenfalls einverstanden ist, werden wir Enyas Wunsch stattgeben. Soll die Kirche Jennyfers Geld haben, sofern Enya die Sache mit der Ausbildung durchzieht. Uns ist es recht.« William hieb seine Hände gegeneinander.

»Gott verdammt, es ist mir zuwider, mit ansehen zu müssen, wie ihr um euer Erbe gebracht werdet ..., dass ihr euch so hintergeh'n lasst.« Angus' Stimme klang eigentümlich leise.

»Was mich betrifft; ich danke meinen Sternen für Jennyfer. Wenn sie nicht gewesen wäre, würde ich noch immer in Neuseeland sitzen und mich ablagen, um mit meiner Familie irgendwie durchzukommen. Ich frage mich bloß, ob wir je-

mals erfahren werden, um wen es sich bei der rätselhaften dritten Person handelt.«««

»Das herauszufinden, liegt in Enyas Hand, denn als Notar steht es mir nicht zu, das Siegel des besagten Dokuments vorzeitig zu brechen.«

Als sie den Salon verließen, blieb Angus plötzlich stehen und streckte dem Priester die Hand hin, eine sehr bewusste und demonstrative Geste, denn schließlich musste oder durfte sich Cedric Stuart in Sydney persönlich als Enyas Hüter und Beschützer engagieren. Da Bright sich nicht gegen Angus' Entscheidung stellen würde, war das nun so gut wie gewiss, und dass Enya sich darüber freute, konnte man ihr gut ansehen. Ob sie insgeheim damit spekulierte, Cedric im Lauf der Zeit in Sydney um den Finger wickeln zu können, war schwer zu sagen, doch alle Zeichen sprachen dafür.

Beim Eingang zum Speisezimmer drängten sich die Neugierigen, die faszinierten Trauergäste, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollten.

»Pater«, sagte Angus, »denken Sie bitte nicht, dass von uns irgendeiner irgendwem was nachträgt. Jennyfer hat sich ihr Leben lang nie nach einem anderen Menschen gerichtet, ob das nun ein Priester, ein Bruder oder ein Ehemann war. Sie hat immer nur getan, was sie tun wollte, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte. Sie sind zu ihr mächtig gut gewesen, und Sie sind zu uns mächtig gut ge-

wesen. Das werden wir nie vergessen.« Die Schuld. Die Bürde. Es fiel Pater Cedric schwer, seine Hand zu heben und die andere, die schwielige, knorrige, zu schütteln. Doch das Kardinalsgehirn siegte. Er ergriff Angus' Hand, schüttelte sie heftig, fast fieberhaft, lächelte eigentümlich verzerrt.

»Danke, Angus. Sie können sicher sein, dass ich dafür sorgen werde, dass es Ihnen, Ihrer Familie, und vor allem Enya nie an etwas fehlt.«

Der Tag verging, die Trauergäste verließen Valopo nach und nach. Die Menschen im großen Haus bewegten sich eigentümlich langsam, und sie mieden einander.

Im Laufe der Woche reiste Pater Cedric ab, wobei festgelegt wurde, dass er spätestens zu Schulbeginn zurückkam, um Enya zu sich zu holen. Mehrere Tage verbrachte er damit, seine geringe Habe zu packen und all jene Stationen im Distrikt zu besuchen, wo es katholische Familien gab, alle Stationen mit Ausnahme von Valopo. Sein Nachfolger in Yellingbone war Pater Jeremy Watson aus Wales. Während dieser sein Amt hier im Distrikt antrat, wurde Cedric Stuart Privatsekretär bei Bischof Gregory White. Doch seine Arbeit war leicht, er hatte zwei Untersekretäre. In der Hauptsache beschäftigte er sich damit, einen genauen Überblick über das von Jennyfer Ryan hinterlassene Vermögen zu gewinnen und die Zügel

in die Hand zu bekommen, um es verwalten zu können - zum Nutzen der Kirche. Was er ebenfalls regeln musste, war Enyas Anmeldung zum Besuch einer guten Landwirtschaftsschule, sowie die Beschaffung einer heimeligen Unterkunft, samt einem vertrauenswürdigen Ehepaar, das sich, gleich wie er, um sie sorgte.

\*\*\*

»Du bist so still, Enya«, sagte Colin. »Woran denkst du? An unser neues Valopo?«

»Nein«, erwiderte Enya schläfrig. »Ich denke daran, dass ich erwachsen werde. Heute morgen habe ich Haare an einer Stelle entdeckt, die ich dir leider nicht nennen kann.« Colin lachte.

»Du wirst nie erwachsen sein, Schwesterchen«, sagte er schelmisch.

»Ich wünschte, das wäre wahr, denn es gibt jemanden, der mich nur so liebt wie ich jetzt bin. Außerdem will ich den Artesischen Brunnen nicht irgendwann dringend nötig haben – wie Mum und Dad, denn das ist ein sicheres Anzeichen fürs Altwerden.« Auf Tüchern, die sie über dem Valopo-Gras ausgebreitet hatten, lagen sie in der warmen Wintersonne, und zwar in unmittelbarer Nähe jenes Teichs, der sich seit eh und je um das sprudelnde Hauptrohr des Artesischen Brunnens gebildet hatte. Ein Stück entfernt stürzten in breitem,

brodelndem Schwall unentwegt weitere Wassermassen aus dem Rohr in den Teich herab, während gleichzeitig wie in Schwaden der Geruch von Schwefel herüberzog. Hier zu schwimmen gehörte zu den ganz besonderen Vergnügungen, die man sich im Winter auf Valopo leistete. Wie im Handumdrehen wurde man dabei alle Schmerzen und Wehwehchen des voranschreitenden Alters los. Das jedenfalls waren Enyas Gedanken, als sie sich jetzt auf den Rücken drehte und ihren Kopf in den Schatten jenes liegenden Baumstamms schob, auf dem sie und Pater Cedric gesessen hatten. Enya wäre am liebsten ewig sitzen geblieben. Es erschien ihr einfach unmöglich, das Echo jener Gefühle zum Verschwinden zu bewegen, von denen sie erfüllt war, als Cedric sie küsste. Sie hörte, dass Colin aufstand, und öffnete die Augen. Stets war er ihr fürsorglicher Bruder gewesen, zumindest ab dem Alter, in dem die Vernunft seinen Sinn für Schabernack besiegte. Sein Heranwachsen hatte sie mit Neugier verfolgt, doch vor allem die Veränderungen in seinem Gesicht hatte sie unbewusst vor sich selbst verheimlicht, indem sie ihm, auch wenn sie ihn noch so genau betrachtete, in ihrer Vorstellung gleichsam die Maske des lächelnden Beschützers überstülpte. Bis jetzt hatte sie noch gar nicht begriffen, dass ihr Bruder in keiner Beziehung mehr Kind genannt werden konnte. Doch die Erkenntnis kam in diesem Au-

genblick. Als sie ihn in seiner knapp geschnittenen Badehose stehen sah, eine scharf gegen den blauen Himmel sich abhebende Gestalt. Mein Gott, die Zeit unserer Kindheit ist vorüber! Meine Kindheit und seine Knabenzeit. Er ist ein Mann. Ein Wirrwarr der Gefühle erfüllte Enya, Stolz, Bedauern, Bewunderung, Traurigkeit, Zorn – und die eigentümliche Empfindung, dies müsse so etwas wie ein bevorstehendes Unheil bedeuten. Und war es nicht, auf seine Weise, auch furchtbar? Furchtbar, dass alle Geschöpfe erwachsen wurden und alterten? Sie und Pater Cedric inbegriffen? Ihn nie wieder aus der Sicht des jungen Körpers, über den sie verfügte, zu sehen, und ihn nie wieder in dem Körper jenes Mannes wiederzusehen, der sie hier geküsst hatte, das war etwas, das in ihr an die tiefsten Tiefen rührte. Sie schloss die Augen, verlegen und voll Hass gegen den Gedanken, ihr Spiegelbild bald als Frau sehen zu müssen. Und wie war das von seiner Seite? Sah er sie inzwischen als Frau, oder war sie für ihn noch immer jene wundervolle Chiffre: Gottverdammte, gottverdammte! Wie konnte ich es wagen, erwachsen zu werden?

»Weißt du schon irgend etwas von Frauen, Colin?« fragte sie plötzlich. Er lächelte.

»Die Vögel und die Bienen, meinst du das, neugieriges Schwesterchen?«

»Nun, das weißt du natürlich. Mit Liam, Finn und Glenn als Brüder blieb dir da ja auch gar nichts anderes übrig. Als Liam herausfand, was es da zwischen den Deckeln seines Physiologie-Buches zu entdecken gab, hat er's ja wahrscheinlich allen laut genug in die Ohren geplärrt. Nein, ich meine, hast du davon schon mal etwas in die Praxis umgesetzt?«

Er schüttelte kurz, doch nachdrücklich den Kopf, ließ sich dann neben seiner Schwester ins Gras gleiten und blickte ihr ins Gesicht.

»Komisch, dass du mich das fragst, Enya. Ich meine, bereden Mädchen deines Alters so etwas normalerweise nicht mit ihrer Mutter?«

»Großartig. Wirklich großartig, Colin. Danke vielmals für die gruselige Hilfe.«

»Ich weiß, was du damit sagen willst, Enya. Also gut. Meinetwegen. Raus damit. Was bewegt dich sonst noch?«

»Ich, ähm. Liam war immer derjenige, mit dem ich über alles reden wollte und konnte, und du bist sozusagen sein Nachfolger. Ich habe deshalb schon lange mit dir darüber sprechen wollen, aber ich wusste nicht, wie anfangen.«

»Du bist erst vierzehn, Schwesterchen. Da ist es wohl doch noch ein wenig früh, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, wie es mit dem Umsetzen der Theorie in die Praxis steht.« Erst vierzehn. Erst? Er war doch ein Mann, nicht wahr?

»Genau darüber möchte ich mit dir reden: über Männer, die es überhaupt nicht in die Praxis umsetzen wollen.« Wie kalt vom Great Divide her der Wind doch blies. Sonderbar, dass ihr das erst jetzt auffiel. Wo war ihr Bademantel? »Es als Mann überhaupt nicht in die Praxis umsetzen zu wollen, ist völlig verrückt«, sagte sie dumpf, und es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

»Ja, ganz recht. Manche, wie zum Beispiel Pater Cedric, möchten es nicht tun, nie. Ich wette, auch sie machen sich Gedanken darüber, wie es denn wohl wäre, Frau und Kinder zu haben, doch für sie gibt es anscheinend wichtigere Dinge« sagte Colin, womit er es schaffte, den kurzzeitigen Vertrauensverlust wettzumachen.

## *Kummer ohne Ende*

Das neue Jahr kam, und eingeleitet wurde es mit Barry MacNamaras alljährlicher Silvester-Party auf Rubhasfield. Doch auf Valopo waren die Kellys noch immer nicht in das große Haus umgezogen. Im Handumdrehen ließ sich so etwas denn doch nicht bewerkstelligen. Über sieben lange Jahre hinweg hatten sich im Haus am Creek doch erstaunlich viele Dinge angesammelt – häuslicher Kram sozusagen –, die erst einmal sorgfältig gesichtet und gepackt sein wollten. Außerdem meinte Brigit, vor dem Umzug sollte wenigstens der große Salon fertig sein. Besonders eilig hatte es eigentlich keiner, obwohl sich doch alle darauf freuten. In mancher Hinsicht würde es im großen Haus nicht anders sein als im Haus am Creek. Elektrizität gab es auch dort nicht, und die Fliegenplage war genauso schlimm. Doch im Sommer betrug die Innentemperatur rund zehn Grad weniger, wofür die dicken Mauern sorgten und auch die riesigen Eukalyptusbäume, die ihre Schatten über das Haus warfen. Ein echter Luxus war das Badehaus. Den ganzen Winter über hatte man dort

heißes Wasser, das vom benachbarten Kochhaus herbeigeleitet wurde. Hinter dem riesigen Herd liefen Rohre entlang, und das Wasser darin – eine ans Wunderbare grenzende Vorstellung – war reines Regenwasser. Zehn verschiedene Räume, zum Teil kabinenartig, gab es, wo man baden oder duschen konnte. Aber damit hatte der Luxus noch kein Ende. Das große Haus wie auch sämtliche kleinen Häuser in unmittelbarer Nähe waren geradezu verschwenderisch mit Innentoiletten ausgestattet, richtigen Wasserklosetts, was einige Neider im Yellingbone-Distrikt zu der Bemerkung veranlasst hatte, hier schieße die Verschwendungssucht denn doch allzusehr ins Kraut. Verwundern konnte eine solche Reaktion kaum. Außer im Hotel Imperial sowie in zwei Wirtshäusern, im katholischen Pfarrhaus und im Kloster gab es überall nur Außentoiletten. Den Luxus von Innentoiletten mit Wasserspülung konnte sich ansonsten lediglich Valopo leisten: dank seiner großen Anzahl von Tanks und Dächern, die eine enorme Kapazität besaßen, Regenwasser aufzufangen. Doch galten strenge Vorschriften. Die Spülung auf den Toiletten durfte nur sparsam betätigt werden, auch tat man Desinfektionsmittel ins Wasser. Aber im Vergleich zu Aborten, die nichts weiter waren als ein Loch im Boden, erschien das geradezu himmlisch. In der ersten Hälfte des vergangenen Dezember hatte Pater Cedric einen Scheck über fünf-

tausend Pfund an Angus geschickt, damit dieser sein Auskommen habe, wie es im Brief des Priesters hieß. Angus reichte Brigit den Scheck. Auf seinem Gesicht malte sich Verblüffung.

»So viel habe ich in meinem ganzen Arbeitsleben noch nicht verdient«, sagte er. »All die Jahre zusammengenommen.«

»Was soll ich damit?« fragte Brigit und blickte dann genauer hin. Sie hob den Kopf, ihre Augen leuchteten. »Geld, Angus! Guter Gott, endlich Geld! Oh, Tante Jennyfers dreizehn Millionen sind mir gleichgültig – eine so ungeheure Summe ist irgendwie gar nicht wirklich. Aber dies ist wirklich! Was soll ich damit tun?«

»Ausgeben«, sagte Angus prompt. »Etwas zum Anziehen für die Kinder und für dich? Und vielleicht gibt's auch Sachen, die du für das große Haus kaufen möchtest? Ich wüsste nicht, was wir sonst noch brauchen.«

»Mir fällt auch nichts weiter ein, eigentlich komisch«, meinte Brigit und stand auf. »Komm, Enya, gehen wir einmal hinüber zum großen Haus und sehen uns dort um.«

In den rund drei Wochen seit Jennyfer Ryans Tod und der Hektik danach war keiner der Kellys in der Nähe des Herrenhauses gewesen. Jetzt holte Brigit das Versäumte gleichsam in einem Aufwaschen nach. Zusammen mit Enya sowie Mrs. Miller und Feena und Daisy als einer Art Gefolge

ging sie von Raum zu Raum und wirkte in einem solchen Maße belebt, dass die verwirrte Enya ihre Mutter kaum noch wiederzuerkennen glaubte. Unaufhörlich führte sie leise Selbstgespräche: Dies hier sei scheußlich, jenes dort schrecklich, Jennyfer müsse ja farbenblind gewesen sein, habe sie denn überhaupt keinen Geschmack gehabt? Im Salon hielt Brigit sich am längsten auf. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete sie alles. In seiner Größe wurde der Salon wohl nur vom Empfangsraum übertroffen. Grob geschätzt, maß er etwa zehn mal zehn Meter, war allerdings eher rechteckig als quadratisch, und er hatte eine sehr hohe Zimmerdecke. Die Ausstattung bildete ein sonderbares Gemisch aus Schönem und hässlichem. Die Wände waren einheitlich cremefarben, allerdings längst schon mit einem nur zu deutlichen Stich ins Vergilbte, so dass weder die prachtvoll verzierte Decke noch die schön geschnitzte Täfelung richtig zur Geltung kamen. Auf der Verandaseite gab es eine nicht unterbrochene Reihe von Fenstern, die vom Fußboden bis zur Decke reichten. Doch die schweren, braunen Samtvorhänge sorgten dafür, dass das Licht im großen Raum nur düster war. Es fiel auf Stühle von eigentümlich trübem Braun, auf zwei prachtvolle Sitzbänke aus Malachit, auf zwei weitere – ebenso schöne – Sitzbänke aus florentinischem Marmor und auf einen Kamin, der dadurch hervorstach,

dass die cremefarbenen Marmorplatten rosarot geädert waren. Auf dem sorgfältig gewachsenen Teakfußboden lagen, mit mathematischer Präzision ausgerichtet, drei Aubussoneteppiche, und gleichsam gekrönt wurde der Raum von einem Waterford-Kronleuchter von enormen Ausmaßen.

»Meine Anerkennung für Sie, Mrs. Miller«, sagte Brigit. »In seinem jetzigen Zustand ist der Raum zwar scheußlich, aber doch makellos sauber. Ich werde dafür sorgen, dass Sie hier etwas haben, das all die Pflege lohnt. Diese wunderschönen, so überaus kostbaren Sitzbänke, dafür fehlt doch einfach der richtige Rahmen – es ist wirklich ein Jammer! Seit ich diesen Raum zum ersten Mal gesehen habe, habe ich den Wunsch, ihn so auszugestalten, dass er von jedem bewundert wird und dass sich auch jeder darin wohl fühlt.« Jennyfer Ryans Schreibtisch war eine viktorianische Scheußlichkeit. Brigit trat darauf zu und schnippte mit den Fingern verächtlich gegen die Platte, auf der das Telefon stand.

»Das ist gerade der richtige Platz für meinen Eschreitoire«, sagte sie. »Mit diesem Raum werde ich anfangen, und erst wenn er fertig ist, ziehe ich vom Creek fort, eher nicht. Dann haben wir hier doch wenigstens einen Ort, wo wir uns aufhalten können, ohne Depressionen zu bekommen.« Sie setzte sich und nahm den Hörer vom Haken. Während Enya, die Haushälterin und die beiden

Dienstmädchen mit wachsender Verwunderung zuhörten, sprach Brigit mit William Scott. Sie setzte ihn gewissermaßen in Marsch. Er würde dafür sorgen, dass aus Sydney sofort alles an Mustern geschickt wurde, was sie brauchte: Stoffmuster von Mark Foys, Farbmuster von Nock & Kirbys, Tapetenmuster von Grace Brothers; außerdem speziell zusammengestellte Kataloge von anderen Geschäften in Sydney, mit deren Hilfe Brigit sich über Mobiliar und sonstige Einrichtungsgegenstände informieren konnte. Mit einem Lachen, das verdächtig einem Glucksen glich, versicherte Harry, er werde auch einen Polsterer und ein paar Maler besorgen, die natürlich so sorgfältig und zuverlässig arbeiten müssten, wie Brigit das erwarte. Mrs. Kelly, daran konnte es kaum einen Zweifel geben, würde gleichsam die letzten Reste von Jennyfer Ryan aus dem Haus fegen! Kaum war sie mit dem Telefonieren fertig, setzte Brigit sozusagen auf dieser Seite der Leitung ihre Hilfstruppen in Marsch. Im Nu waren die scheußlichen braunen Samtvorhänge von den Fenstern verschwunden und lagen draußen auf dem Abfallhaufen. Brigit ließ es sich nicht nehmen, sie mit einem Holzspan in Brand zu stecken.

»Wir brauchen sie nicht«, sagte sie, »und den Armen von Yellingbone will ich so etwas wirklich nicht zumuten.«

»Ja, Mum«, murmelte Enya, die aus dem Stauen nicht herauskam.

»Wir werden überhaupt keine Vorhänge mehr anbringen«, fuhr Brigit fort. Dass sie damit gegen ungeschriebene Gesetze verstoßen würde, ließ sie offenbar kalt. »Die Veranda ist so tief, da kann direktes Sonnenlicht kaum hereinfallen, wozu also Vorhänge? Ich möchte, dass man diesen Raum sieht.« Die Muster trafen ein, dann das Material, und schon waren auch die Maler und der Polsterer zur Stelle. Die Fenster wurden geputzt, wobei sich Enya und Daisy auf Leitern an die oberen Scheiben machen mussten, während für Mrs. Miller und Feena die unteren blieben. Brigit ihrerseits überwachte alles mit Adlerblicken. In der zweiten Januarwoche war man schließlich fertig, und inzwischen hatte es sich, ganz natürlich und völlig unvermeidlich, in Yellingbone und weiterer Umgebung herumgesprochen: Mrs. Kelly hat aus dem alten Salon Valopo einen Saal gemacht. Da war es ja wohl nur ein Gebot der Höflichkeit, wenn Mrs. Harris beim Einstandsbesuch ebenso mit von der Partie war wie etwa Mrs. Caddock und Mrs. O'Mally, nicht wahr? Und alle fanden den Saal geradezu einmalig schön. Die cremefarbenen Aubussonteppeiche mit ihren leicht verblichenen Mustern hell- und dunkelroter Rosen und grüner Blätter lagen nicht mehr mit mathematischer Präzision, sondern wie nachlässig »hingestreut« auf

dem spiegelblanken Fußboden. Die Wände waren in einem hellen, warmen Farbton gehalten, in zartem Gold hoben sich die Verzierungen hervor, und in die großen, ovalen Aussparungen in der Täfelung war mattschwarze Seide gespannt, auf welcher man fast genau die gleichen Rosenmuster sah wie auf den drei Aubussontepptichen. Der Waterford-Kronleuchter schwebte längst nicht mehr in so ferner und gleichsam fremdartiger Höhe wie früher. Viel tiefer hing er jetzt, befand sich höchstens noch zwei bis zweieinhalb Meter über dem Boden, und so kamen seine zahllosen lichthellen Kristalle viel besser zur Geltung. Auf Tischen mit dünnen, geschwungenen Beinen standen Waterford-Lampen, und man sah auch Waterford-Aschenbecher und Waterford-Vasen: Vasen, in denen eine Fülle – doch keinesfalls eine Überfülle – von gelben und rosaroten Rosen prunkte und prangte. Große, bequeme Sessel, mit cremefarbener Seide frisch überzogen, standen in legerer Gruppierung beieinander, und zu jeder Gruppe gehörte auch eine Ottomane. In einer besonders hell wirkenden Ecke des Raums stand das kostbare alte Spinett. Über dem Kamin hing das Porträt von Brighits Großmutter, und an der gegenüberliegenden Wand sah man ein noch größeres Gemälde. Es zeigte eine rothaarige Jennyfer Ryan, die der Königin Victoria – und zwar der jüngeren und nicht etwa der alten – wie aus dem Gesicht

geschnitten war und ein nach früherer Mode hoch-elegantes schwarzes und steifes Kleid mit sogenannten Tournüren trug.

»Gut«, sagte Bright, »jetzt können wir hier einziehen. Die anderen Räume nehme ich mir in aller Ruhe vor. Ach, ist es nicht herrlich, Geld zu haben und ein schönes Haus, für das man es ausgeben kann?« Drei oder vier Tage vor dem Umzug waren sie schon in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, noch vor Sonnenaufgang. Vom Hühnerhof klang triumphierend das Kikeriki der Hähne herüber.

»Elende Viecher«, sagte Bright, während sie ihr Porzellan in alte Zeitungen einwickelte. »Ich möchte nur mal wissen, was es zu krähen gibt. Kein einziges Ei haben wir zum Frühstück im Haus, und bis zum Umzug sind ja die Männer hier. Enya, du musst für mich zum Hühnerhof gehen, ich bin zu beschäftigt.« Sie betrachtete eine vergilbte Seite des »Sydney Morning Herald« und schüttelte kaum merklich den Kopf über eine Annonce für Wespentailenkorsetts. »Ich weiß wirklich nicht, weshalb Angus sich all diese Zeitungen schicken lässt. Es kommt ja doch nie jemand dazu, sie zu lesen. Sie sammeln sich so rasch an, dass man sie gar nicht alle im Herd verbrennen kann. Sieh mal diese hier zum Beispiel – uralt. Fürs Packen kommen sie uns allerdings gerade recht.« Es war schön, Mum so vergnügt zu sehen,

dachte Enya, während sie eilig die hintere Treppe hinunterstieg. Natürlich freuten sich alle auf den Umzug ins große Haus, doch Mutter schien es jetzt kaum mehr erwarten zu können, ganz als wüsste sie, wie es war, in einem solchen Herrenhaus zu wohnen. Geschmack besaß sie jedenfalls, geradezu unglaublich viel Geschmack, das hatte sie im Salon bewiesen. Doch wer hätte das früher auch nur ahnen können? Während Enya in Richtung Hühnerhof ging, spürte sie eine prickelnde Erregung. Daddy hatte – mit einem Teil der fünftausend Pfund natürlich – beim Juwelier in Yelli für Mum eine echte Perlenkette und echte Perlenohrringe, mit kleinen Diamanten darin, gekauft. Das sollte, beim ersten Dinner im großen Haus, sein Geschenk für sie sein, und alle Kelly-Kinder, von Colin bis zu den Zwillingen, warteten voll Spannung darauf, Mums überraschtes Gesicht zu sehen. Der Hühnerhof war groß. Es gab dort vier Hähne und rund vierzig Hennen. Nachts fanden sie Unterschlupf in einem recht baufälligen Stall mit strohgefüllten Kisten – zum Eierlegen – und Hockstangen in unterschiedlicher Höhe. Tagsüber hatten sie Auslauf im drahtumzäunten Hof. Als Enya die Pforte öffnete und rasch hineinschlüpfte, scharte sich das Hühnervolk sofort um sie. Offensichtlich hofften die Tiere auf Futter. Aber da Enya sie immer abends fütterte, lachte sie nur und

ging zum Stall. Diese dummen Viecher lernten es wohl nie.

»Also wirklich«, schimpfte sie mit ihnen, während sie in den Legenestern nachsah, »das ist ja einfach hoffnungslos mit euch! Vierzig Hennen und nur fünfzehn Eier! Das reicht ja nicht einmal fürs Frühstück, von einem Kuchen ganz zu schweigen. Aber ich warne euch. Wenn sich das nicht sehr bald ändert, werdet ihr vorzeitig mit dem Kochtopf Bekanntschaft machen, und das gilt nicht nur für die Damen, sondern auch für die Herren vom Hühnerhof! « Die Eier sorgfältig in der hoch-gerafften Schürze, lief Enya singend zur Küche zurück. Bright saß in Angus' Lehnstuhl und starrte auf eine Seite einer alten Ausgabe von »Smith's Weekly«. Ihr Gesicht war leichenblass, lautlos bewegten sich ihre Lippen. Aus den anderen Räumen kamen Geräusche. Die Männer gingen hin und her, machten sich fertig. Kichern erklang: Jims und Patsy, inzwischen sechs, lagen noch in ihrem Bett, waren jedoch schon wach. Sie durften immer erst etwas später aufstehen.

»Was ist, Mum?« fragte Enya. Bright gab keine Antwort. Sie starrte vor sich hin, auf ihrer Oberlippe standen winzige Tröpfchen Schweiß, und die Verzweiflung, die abgrundtiefe Verzweiflung in ihren Augen war von eigentümlicher Art, Bright schien sich mit letzter Kraft in sich selbst festzukrallen, um nicht laut zu schreien.

»Daddy, Daddy!« rief Enya erschrocken. Ihre Stimme klang so alarmierend, dass ihr Vater sofort in die Küche gestürzt kam. In Hose und Flanellunterhemd. Hinter ihm drängten sich Colin, Finn, Glenn und Kev. Enya deutete stumm auf Brigit. Sofort beugte Angus sich zu seiner Frau, nahm ihre schlaffe Hand. Einen Augenblick schien er nicht sprechen zu können. Er schluckte, fragte dann:

»Was ist, Liebes?« Seine Stimme klang so zärtlich, wie die Kinder sie noch nie gehört hatten. Doch instinktiv wussten sie, dass dieser Ton ihrer Mutter gewiss nicht unvertraut war. In der Tat schien es eben das so Besondere dieses Tons zu sein, das Brigit aus ihrem schockartigen Zustand löste. Sie hob den Kopf, und der Blick aus ihren großen grauen Augen richtete sich auf sein freundliches, zerfurchtes Gesicht.

»Hier«, sagte sie und deutete auf die Zeitung, auf eine kleingedruckte Meldung ganz unten auf der Seite. Kevyn stand jetzt hinter seiner Mutter. Leicht ruhte seine Hand auf ihrer Schulter. Angus blickte zu seinem Sohn, und er nickte kurz. Mochte er auf Liam eifersüchtig gewesen sein, Kevyn gegenüber war ein solches Gefühl unmöglich, die Liebe zu Brigit trennte sie nicht, sondern verband sie nur enger. Angus begann laut zu lesen. Er las langsam. Von Satz zu Satz klang seine Stimme bedrückter. Die Überschrift lautete: BOXER ZU

## LEBENSLANGEM KERKER VERURTEILT.

Und dies war der Text, der folgte: »Liam Armstrong Kelly, 26, Berufsboxer, wurde heute im Goulburner Bezirksgericht des Mordes für schuldig befunden, begangen an dem 32jährigen Arbeiter Ronald Albert Cumming im letzten Juli. Die Geschworenen fällten ihren Schuldspruch nach nur zehnminütiger Beratung und legten dem Gericht nahe, die gesetzliche Höchststrafe auszusprechen. Wie Richter FitzHugh-Cunneally sagte, handelte es sich um einen völlig eindeutigen Fall. Cumming und Kelly hatten sich am 23. Juli in der öffentlichen Bar des Harbor Hotel heftig gestritten. Noch in derselben Nacht rief Mr. James Ogilvie, der Hotelbesitzer, Sergeant Tom Beardsmore von der Goulburner Polizei. Dieser kam mit zwei Konstablern. Auf der Straße hinter dem Hotel fanden die Beamten Kelly, der dem bewusstlos auf dem Boden liegenden Cumming mit den Füßen gegen den Kopf trat. Seine Fäuste waren mit Blut befleckt und hielten noch Büschel von Cummings Haar. Bei seiner Festnahme war Kelly zwar ange-trunken, jedoch vernehmungsfähig. Cumming starb am nächsten Tag im Goulburner Bezirks-krankenhaus an den erlittenen Gehirnverletzun-gen, und Kelly wurde wegen Mordes angeklagt. Beim Prozess machte Mr. Arthur Whyte, der Ver-teidiger, zunächst geltend, auf Grund von Unzu-rechnungsfähigkeit könne der Angeklagte für sei-

ne Tat nicht verantwortlich gemacht werden. Doch vier medizinische Sachverständige, von der Krone in den Zeugenstand gerufen, stellten übereinstimmend fest, nach der Definition der sogenannten McNaughton-Gesetze könne Kelly nicht als unzurechnungsfähig oder geistesgestört gelten. Richter Fitz Hugh-Cunneally wandte sich sodann an die Geschworenen und erklärte, einen Zweifel an der Schuld des Angeklagten könne es nicht geben, doch solle die Jury sorgfältig darüber befinden, ob sie Milde oder Strenge für angezeigt halte, da er sich bei der Strafzumessung davon leiten lassen werde. Bei der Urteilsverkündung nannte Richter FitzHugh-Cunneally die Tat des Angeklagten einen Akt entmenschter Bestialität«. Er bedauerte, dass die Umstände – der angetrunkene Zustand des Angeklagten zur Tatzeit, die fehlende Vorsätzlichkeit – die Todesstrafe ausschlossen. Nach seinem Dafürhalten seien Kellys Hände als Waffe ebenso tödlich wie eine Pistole oder ein Messer. Kelly wurde zu lebenslangem Kerker bei Schwerarbeit verurteilt und wird die Strafe im Goulburner Gefängnis verbüßen, da diese Anstalt eigens für zu Gewalttätigkeiten neigende Häftlinge eingerichtet ist. Gefragt, ob er noch etwas sagen wolle, erwiderte Kelly: »dass nur meine Mutter nichts davon erfährt.« Angus' Blick glitt zum Datum. 6. Dezember 1925 stand dort. »Es ist über drei Jahre her«, sagte er hilflos. Niemand sprach.

Sekundenlang war alles sehr still. Dann klang vom andern Raum das fröhliche Lachen der Zwillinge herein.

»Dass nur – meine Mutter – nichts erfährt«, sagte Brigit wie betäubt. »Und bis jetzt habe ich auch nichts erfahren. Von niemandem. O Gott! Mein armer, armer Liam!« Mit dem Rücken seiner freien Hand wischte Angus sich die Tränen vom Gesicht. Dann hockte er sich vor Brigit nieder und klopfte mit der flachen Hand sacht auf ihre Knie.

»Liebes, lass uns packen. Wir fahren zu ihm.« Sie erhob sich, halb nur, setzte sich wieder. Die Augen in dem kleinen, weißen Gesicht wirkten bewegungslos, geweitete Pupillen, eigentümlich starres Glänzen, wie tot.

»Ich kann nicht zu ihm fahren«, sagte sie, und obwohl aus ihrer Stimme nicht die leiseste Qual zu klingen schien, war diese Qual dennoch deutlich spürbar. »Es würde ihn töten, mich zu sehen. Oh, Angus, es würde ihn töten! Ich kenne ihn so gut – seinen Stolz, seinen Ehrgeiz, seine Entschlossenheit, etwas Besonderes zu werden. lass ihn mit seiner Scham allein fertig werden. Es ist das, was er will. Du hast es ja vorgelesen. ›dass nur meine Mutter nichts davon erfährt.‹ Wir müssen mithelfen, dass er sein Geheimnis bewahren kann. Was würde es ihm oder uns nützen, wenn wir ihn besuchten?« Angus weinte noch immer,

doch er weinte nicht um Liam. Er weinte, weil in Brights Gesicht kein Leben mehr war und in ihren Augen ein Sterben. Der Junge hatte noch nie etwas anderes gebracht als Unglück. Stets hatte er zwischen Brigit und ihm gestanden, hatte von Anfang an dafür gesorgt, dass ihre Liebe nicht ihm, Angus, und seinen Kindern gehörte. Und immer wenn es so aussah, als könnte Brigit in diesem Leben doch noch glücklich werden, machte Liam ihr Glück zunichte. Doch Anguss Liebe für sie war so tief und so unauslöschlich wie ihre Liebe für Liam. Plötzlich tauchte die Erinnerung an jenen weit zurückliegenden Abend im Pfarrhaus in Yellingbone in ihm auf, an den heftigen Streit mit Liam. Nein, nie wieder würde er es fertigbringen, den Jungen zum Sündenbock zu stempeln. Er sagte: »Wenn du meinst, es ist besser, dass wir keine Verbindung zu ihm aufnehmen, Brigit, dann tun wir das natürlich auch nicht. Aber es wäre doch gut zu wissen, wie es ihm geht und ob man vielleicht irgend etwas für ihn tun kann. Ich könnte doch Pater Stuart einen Brief schreiben und ihn bitten, sich um Liam zu kümmern, meinst du nicht auch?« Ihre Augen blieben ausdruckslos, doch auf ihren Wangen zeigte sich ein Hauch von Röte.

»Ja, Angus, tue das. Vergiss nur nicht, Pater Stuart zu schreiben, dass Liam nicht einmal ahnen darf, dass wir etwas wissen.«

Innerhalb weniger Tage gewann Brigit ihre Energie zum größten Teil zurück, und die Neueinrichtung des Hauses nahm sie weiterhin in Anspruch. Doch ihre stille Art gewann wieder die Oberhand, und wenn sie auch nicht so verdrossen oder verbissen wirkte wie früher einmal, so war sie doch gleichsam eingesponnen in einem Kokon aus Stille, durch innere Trennwände von den anderen geschieden. In der Tat schien ihr Interesse für die Einrichtung des Herrenhauses größer zu sein als ihre Sorge um das Wohlergehen der Familie. Dabei war es gerade jetzt so, dass die Familie an Brigit's Gefühlen und an ihrem Kummer in einer Weise Anteil nahm, wie das früher kaum denkbar gewesen wäre. Die Zeitungsmeldung über Liams Schicksal hatte alle tief getroffen, doch was vor allem den älteren Söhnen schreckensvoll im Gedächtnis haftenblieb, war die Erinnerung an das Gesicht ihrer Mutter, an die schroffe Veränderung darin. Gerade in den zurückliegenden Wochen hatten sie Brigit als einen gänzlich umgewandelten, nämlich glücklichen Menschen kennengelernt. Die Jungen liebten ihre Mutter, und sie wünschten, wünschten geradezu leidenschaftlich, dass in Brigit's Augen jener zufriedene, von innen her belebte Ausdruck zurückkehren möge. Früher war für die Kelly-Jungen Angus der Mittelpunkt gewesen, um den sich ihr Leben herumbewegte. Jetzt rückte Brigit gleich-

sam unmittelbar daneben. Sie behandelten ihre Mutter mit einer Zartheit und Rücksichtnahme, die sich auch durch Brighits Gleichgültigkeit nicht beirren ließ. Und diese Einstellung, diese sozusagen bedingungslose ständige Bereitschaft für Brighit erwarteten die Kelly-Söhne – ausgenommen nur Patsy und Jims, die ganz einfach noch zu jung waren – auch von jedem anderen. Als Angus ihr den Perlenschmuck gab, bedankte sie sich kurz dafür. Flüchtig streifte ihr Blick über die Halskette und die Ohrringe, in ihren Augen zeigte sich nicht die leiseste Freude, und alle dachten, wie anders sie zweifellos reagiert hätte, wäre nicht die Geschichte mit Liam gewesen. Für Enya erwies sich der Umzug ins große Haus als wahres Glück. Die männlichen Kellys setzten jetzt nämlich als völlig selbstverständlich voraus, dass Enya ihrer Mutter jede Arbeit abnahm, die dieser zuwider war. Im Haus am Creek hätte sich das keinesfalls auch nur annähernd bewerkstelligen lassen, im großen Haus gab es zum Glück die Haushälterin und die beiden Dienstmädchen. Im übrigen nahm Mrs. Miller die Zwillinge jetzt völlig in ihre Obhut. Brighit schienen ihre beiden jüngsten Söhne ganz buchstäblich »zu viel« zu sein. Mrs. Miller ihrerseits ging so bereitwillig in ihrer Rolle als Ersatzmutter auf, dass man sie wegen ihrer zusätzlichen Pflichten gewiss nicht zu bedauern brauchte. Auch Enya sorgte sich um ihre Mutter, doch gewiss

nicht im gleichen Maße wie die Männer. Der Grund dafür war einfach: Anders als bei ihrem Vater und bei ihren Brüdern wurde bei ihr die gutwillige Ergebenheit ständig auf eine sehr harte Probe gestellt. Noch etwas kam hinzu, dass Brigit den Zwillingen gegenüber eine so unglaubliche Gleichgültigkeit zeigte, verletzte zutiefst Enyas mütterlichen Instinkt. Wenn ich einmal Kinder habe, dachte sie oft, werde ich niemals eines von ihnen mehr lieben als die übrigen. Das Leben in einem so großen Haus war doch in vielem ganz anders. Zunächst einmal schien es sonderbar, ein Schlafzimmer für sich zu haben. Und irgendwie kam es einem auch merkwürdig vor, dass die schier zahllosen Alltagspflichten jetzt von Feena und Daisy und Mrs. Miller übernommen wurden, die sich geradezu entsetzt zeigten, wenn man ihnen seine Hilfe anbot beim Säubern oder Kochen, Wäschewaschen oder Bügeln. Für das Füttern der Hühner und der Schweine und ähnliches mehr hatte man immer irgendwelche Hilfsarbeiter, die daneben dem alten Tom auch halfen, die wunderschönen Gärten zu pflegen. Angus stand inzwischen mit Pater Cedric in brieflicher Verbindung.

»Der Gesamtgewinn aus dem, was Jennyfer hinterlassen hat, beträgt jährlich rund vier Millionen Pfund«, schrieb der Priester, »und das dank der Tatsache, dass es sich bei Michar Limited um eine

Privatgesellschaft handelt, deren Beteiligungen sich hauptsächlich auf die Gebiete Bergbau, Stahlproduktion und auf Reedereien erstrecken. Die Summe, die ich Ihnen habe zukommen lassen, ist wirklich nicht mehr als ein Tropfen und beläuft sich nicht einmal auf ein Zehntel dessen, was Valopo in einem einzigen Jahr abwirft. Machen Sie sich auch keine Sorgen wegen etwaiger schlechter Jahre. Auf Valopo sind so ausgezeichnete Gewinne erwirtschaftet worden, dass ich Sie allein von den Zinsen auf unabsehbare Zeit bezahlen kann. Das Geld, das Sie bekommen, ist also nicht etwa aus dem großen Topf von Michar Limited abzweigt. Es stammt von der Station, und Sie haben es im doppelten Sinn verdient. Ich möchte Sie lediglich bitten, die Bücher in Ordnung zu halten, schon wegen einer möglichen Bücherrevision.« Nachdem er diesen Brief erhalten hatte, versammelte Angus eines Abends im Salon seine Familie um sich. Die Brille auf der leicht gebogenen Nase, lehnte er sich in seinem Sessel behaglich zurück, legte die Füße auf eine Ottomane und sah sich zufrieden im großen Raum um.

»Wie hübsch ist es hier doch«, sagte er lächelnd. »Ich meine, wir sollten Mum noch einmal ausdrücklich dafür danken, findet ihr nicht auch, Jungens?« Die Jungens murmelten zustimmend, was von Bright mit einem kurzen Nicken quittiert wurde. Sie saß in dem jetzt mit cremefarbener

Seide überzogenen Ohrensessel, der früher Jennifer Ryans Stammplatz gewesen war. Enya hatte sich eine Ottomane ausgesucht, auf der sie – Socken stopfend – in einer Art Schneidersitz thronte.

»Also«, fuhr Angus fort, »Pater Stuart hat alles geregelt und ist sehr großzügig gewesen. Er hat auf meinen Namen bei der Bank siebentausend Pfund eingezahlt und für jeden ein Sparkonto in Höhe von zweitausend Pfund eingerichtet. Ich bekomme als Manager von Valopo jährlich viertausend Pfund und Colin, als mein Assistent, dreitausend. Für Finn, Glenn und Kev sind's pro Jahr zweitausend, und sogar die beiden Kleinen sollen was bekommen – je eintausend Pfund im Jahr, bis sie groß genug sind, um selbst zu entscheiden, was sie eigentlich anfangen wollen. Später werden sie gleichfalls wenigstens zweitausend Pfund erhalten, ganz gleich, ob sie sich entschließen, auf Valopo zu arbeiten oder nicht. Auch für ihre Schulbildung wird gesorgt. Wenn sie zwölf sind, kommen sie nach Sydney aufs Riverview College, und alle Kosten werden aus den Gewinnen von Valopo bezahlt. Mum und Enya erhalten pro Jahr je zweitausend Pfund, für ihren eigenen Bedarf. Dazu kommen dann noch fünftausend Pfund für den Haushalt. Ich verstehe zwar nicht ganz, wieso der Pater meint, wir könnten allein für den Haushalt soviel Geld verbrauchen, aber er schreibt, vielleicht sei es unsere Absicht, größere Verände-

rungen vorzunehmen. Er hat auch genau festgelegt, wie viel Lohn Mrs. Miller und Feena und Daisy und Tom erhalten sollen, und ich muss sagen, dass er wirklich großzügig ist. Bei den Löhnen für andere kann und soll ich selbst entscheiden. Aber meine erste Aufgabe als Manager wird es sein, wenigstens noch sechs Viehtreiber einzustellen. Für eine solche Handvoll Leute wie bisher ist das ganz einfach zu viel.« Es war die erste andeutungsweise geübte Kritik von Angus am Management seiner toten Schwester. Alle saßen sehr stumm, dass sie auf einmal soviel Geld für sich haben sollten, schien ihnen unfassbar.

»Nicht einmal die Hälfte davon können wir ausgeben, Angus«, sagte Brighit schließlich. »Wofür auch?« Angus betrachtete sie mit einem zärtlichen Blick.

»Ich weiß, Mum. Aber ist es nicht ein schönes Gefühl, dass wir keine Geldsorgen mehr haben?« Er räusperte sich.

»Nun, ich fürchte, für Mum und Enya kommt das dicke Ende sozusagen erst noch. Ich habe mit Zahlen ja nie sehr gut umgehen können, während Mum sich darauf versteht wie keine zweite – addieren und subtrahieren und multiplizieren und dividieren. Da ist es sicher das beste, wenn sie hier auf Valopo die Buchführung macht. Bisher hat das ja William Scotts Büro besorgt. Ich wusste gar nicht, dass da ein Mann saß, der sich ausschließ-

lich mit Valopo zu beschäftigen hatte. Jedenfalls fehlt's William jetzt an Leuten, und er ist froh, wenn wir die Sache selbst übernehmen. Er war's sogar, der vorgeschlagen hat, dass Mum das macht, und er will auch jemanden aus Yelli schicken, der dir alles Nötige zeigt und erklärt, Mum. Ist ziemlich kompliziert, wie's scheint, und wird dich ganz schön in Atem halten, aber jedenfalls ist es keine Knochenarbeit, nicht so was wie das Säubern und Wäschewaschen und all das – nicht wahr?« Und ich? wollte Enya schon rufen. Habe ich mich mit dieser Knochenarbeit nicht genauso schinden müssen wie Mum? Doch sie besann sich rechtzeitig. Zum ersten Mal, seit sie die Meldung über Liam gelesen hatte, lächelte Brigit.

»Oh, das wird mir Spaß machen, Angus, ganz bestimmt wird es das. Es gibt mir das Gefühl, zu Valopo zu gehören.«

»Von Colin wirst du lernen, mit dem neuen Rolls umzugehen, denn natürlich bist du es, die nach Yelli zur Bank oder auch zu William fahren muss. Es ist überhaupt gut, wenn du Autofahren kannst. Dann bist du auf keinen von uns angewiesen, und wir leben hier draußen sowieso viel zu isoliert. Ich wollt's dir und Enya schon immer beibringen, aber es hat ja an der Zeit dafür gefehlt. – Einverstanden, Brigit?«

»Einverstanden, Angus«, sagte sie glücklich.

»Und jetzt, Enya, komme ich zu dir.« Enya legte Socke und Stopfnadel aus der Hand und musterte Vater verdrossen. Als ob sich nicht denken ließ, was sie erwartete. Da ihre Mutter jetzt vollauf mit Buchführung und solchen Sachen beschäftigt sein würde, blieb für sie selbst – na, was schon? Natürlich die Aufsicht über das Haus.

»Es wäre mir gar nicht lieb, mit ansehen zu müssen, wie aus dir ein ebenso versnobtes Wesen wird wie aus manchen dieser Viehzüchtertöchter«, sagte er mit einem Lächeln, das seiner Bemerkung jeden Stachel nahm. »Und so habe ich auch für dich einen Job, einen richtigen Job. Du wirst dich um die Innenkoppeln zu kümmern haben – Borehead, Creek, Ryan, Winnemurra und North Tank. Und auch um die Home Paddock. Du bist für die Treiberpferde verantwortlich und musst dir merken, welche arbeiten und welche pausieren. Beim Lammen und solchen Sachen helfen wir dir natürlich alle, doch im übrigen wirst du schon allein zurechtkommen, nicht? Finn kann dir zeigen, wie man mit Hunden arbeitet und eine Viehpeitsche gebraucht. Du bist ja immer noch ein ziemlicher Wildfang, und da habe ich mir gedacht, dass es dir mehr Spaß machen wird, auf den Koppeln zu arbeiten, als im Haus herum zu glücken.« Er lächelte breit. Während er sprach, waren Groll und Verdrossenheit von Enya abgefallen wie welke Blätter. Er war wieder der Daddy, der sie liebte und an

sie dachte. Wie hatte sie nur je daran zweifeln können? Sie strahlte.

»Oh, Daddy, das macht mir ganz bestimmt einen Riesenspaß.«

»Und was ist mit mir, Daddy?« fragte Kevyn.

»Im Haus wirst du ja nicht mehr gebraucht, also geht's wieder hinaus auf die Koppeln, Kev.«

»Gut, Daddy«, sagte Kevyn. Er warf Brigit einen sehnsüchtigen Blick zu, schwieg jedoch. Brigit und Enya lernten, den neuen Rolls-Royce zu fahren, den Jennyfer Ryan gar nicht lange vor ihrem Tode noch bestellt hatte. Dann beschäftigte Brigit sich mit der Buchführung und Enya mit Viehpeitsche und Hunden. Eben dies war immer ihr Traum gewesen: hinauszureiten auf die Koppeln und die Arbeit eines Viehtreibers zu tun. Und sie hätte sich glücklich fühlen können, ganz und gar glücklich, wäre da nicht die Sehnsucht gewesen, dieses schmerzliche Gefühl, das sie nie ganz loswurde – diese Erinnerung an ihn, an seinen Kuss. Immer wieder träumte sie davon, immer wieder versuchte sie, seine Gegenwart als unmittelbar herbei zu beschwören. Doch es wollte nicht gelingen, und natürlich konnte es auch nicht gelingen. Erinnerung war nicht Wirklichkeit. Aber sie dachte viel an Pater Cedric. Er fehlte ihr, und immer wieder versuchte sie, sich damit zu trösten, dass sie ihn bestimmt wiedersehen würde. Als er der Familie wegen Liam schrieb, ging für Enya

die Hoffnung in Scherben, dass Pater Cedric die Angelegenheit als Vorwand nehmen würde, um Valopo einen Besuch abzustatten. In sorgfältigen Formulierungen beschrieb er, wie er zum Goulburner Gefängnis gefahren war, um Liam zu sehen. Bei seiner Schilderung vermied er es, des näheren auf Liams sich ständig verschlechternden psychischen Zustand einzugehen. Vergeblich hatte er versucht, den Verantwortlichen klarzumachen, dass Liam nicht ins Gefängnis gehöre, sondern in eine Heilanstalt. In seinem Brief zeichnete er das Bild eines jungen Menschen, der bereit war, seine Schuld abzubüßen, und ganz besonders betonte der Pater, dass Liam nicht wisse, dass seine Familie über alles im Bilde sei. Was den Pater selbst betraf, so hatte er Liam für seinen überraschenden Besuch einen plausiblen Grund genannt: In verschiedenen Zeitungen in Sydney habe er zufällig von dem Fall gelesen, und er werde die Sache für sich behalten und der Familie auf gar keinen Fall etwas sagen. Sie lasen den Brief, mehrmals natürlich, und der Gedanke an Pater Cedric brachte Angus darauf, dass da ja noch die braune Stute war, die der Priester immer geritten hatte. Ob er sie nicht verkaufen solle? Nein, auf gar keinen Fall, meinte Enya. Sie könne ja die Stute reiten, außer dem Treiberpferd, das sie früher schon zum Ausreiten benutzt hätte. Es handelte sich um einen Wallach, einen Rappen.

»Bitte, Daddy«, sagte sie, »behalten wir die Stute doch. Stell dir nur vor, er kommt zu Besuch und muss feststellen, dass sein Pferd nicht mehr für ihn bereitsteht. Das wäre doch sehr peinlich, nachdem er sich uns gegenüber so freundlich gezeigt hat.« Angus betrachtete seine Tochter nachdenklich. »Enya, ich glaube nicht, dass der Pater noch einmal nach Valopo kommen wird.«

»Aber man kann nie wissen, Daddy. Es könnte doch sein.« Er schwieg. Armes kleines Ding! Er brachte es nicht über sich, ihr weh zu tun.

»Also gut, Enya«, sagte er schließlich. »Aber sieh zu, dass du auch wirklich beide reitest, die Stute und den Wallach. Ein verfettetes Pferd kann ich auf Valopo nicht brauchen, hörst du?« Bis dahin hatte sie sich irgendwie gescheut, auf Pater Cedrics Stute zu reiten. Jetzt ritt sie die beiden Tiere abwechselnd, damit sie den nötigen Auslauf hatten. Es war ein trockener Winter gewesen, und der Sommerregen wollte und wollte nicht kommen. Das Gras, zuvor kniehoch und üppig, welkte unter der glutenden Sonne immer mehr dahin, bis jeder Halm bis ins Innerste brüchig zu sein schien. Blickte man über eine Koppel hinweg, so verengte man, unter der tief in die Stirn gezogenen Hutkrempe, die Augen zu schmalen Schlitzen. Wie Glimmersilber war das Gras, und kleine, strudlige Winde hasteten emsig durch das gaukelnde Blau und schleppten bald hier und dort Haufen aus to-

tem Laub und abgerissenen Halmen zusammen. Herrgott, war das trocken! Selbst die Bäume waren trocken. Wie in borkigen Schwarten schälte sich die Rinde von den Stämmen. Was die Schafe betraf, die hatten noch genug zu fressen. Mindestens ein Jahr würde das Gras noch reichen, wahrscheinlich sogar länger – aber keiner konnte es leiden, wenn alles so fürchterlich trocken war. Und außerdem: Es mochte durchaus sein, dass es weder im nächsten noch im übernächsten Jahr regnete. In einem guten Jahr betrug die Niederschlagsmenge 25 bis 45 cm, in einem schlechten Jahr waren es höchstens so um 10 cm, manchmal auch so gut wie gar nichts. Trotz der Hitze und der Fliegen liebte Enya das Leben draußen auf den Koppeln. An diesem Tag war sie eine Zeitlang hinter der Herde einher geritten, in ganz gemächlichem Schrittempo, während die Schafe fraßen und blökten, und oft mehr blökten als fraßen. Doch jetzt ritt sie – heute hatte sie die braune Stute – vor der Herde, um das Koppeltor zu öffnen, und war recht froh, endlich einmal aus dem hochgewirbelten Staub herauszukommen. Die Schafe drängten durch das geöffnete Tor, und die Hunde zeigten sich begierig, ihre Fähigkeiten zu beweisen. Sie hielten die Herde so in Schach, dass die Tiere gleichsam in geballter Ordnung durch die Öffnung preschten. Ihr wahres Können bewiesen die Hunde jedoch am besten, wenn es sich um ei-

nen sogenannten »Trieb« handelte: Herden von enormer Größe, die über weite Strecken getrieben werden mussten. Es war eine Arbeit, die die Hunde liebten, obwohl – oder vielleicht weil – sie alles andere als ungefährlich war. Eine durchgehende Herde rannte einen unvorsichtigen Hund glatt über den Haufen und trampelte ihn tot. Allerdings: Solche Aufgaben überließ Angus nicht seiner Tochter, die übernahm er selbst. Die Hunde faszinierten Enya immer aufs neue. Ihre Intelligenz schien phänomenal. Die meisten waren Kelpies, bräunliches Fell, an Pfoten, Brust und über den Augen heller getönt. Aber es gab auch Queensland-Blues, größer als die Kelpies, mit blaugrauer Färbung, schwärzlich gesprenkelt, und außerdem sah man, in allen möglichen Varianten, Kreuzungen zwischen den Kelpies und den Blues. Waren die Hündinnen häufig, so ließ man sie jeweils von jenen Rüden bespringen, die für die Zucht am besten geeignet schienen. Später probierte man die Welpen recht früh auf den Koppeln aus. Die guten verkaufte man, falls man sie nicht für den Eigenbedarf behielt. Jene, die nichts taugten, wurden erschossen. Jetzt pfiiff Enya ihren Hunden, schloss dann hinter der Herde das Tor und lenkte die braune Stute in Richtung Homestead. In der Nähe erhob sich eine große Gruppe von Bäumen, Eukalyptusbäume zumeist, darunter Ironbark und Stringybark. Dankbar ritt Enya eine Weile im

Schatten der Baumriesen und ließ in Muße ihren Blick durch das Geäst schweifen. Überall sah sie Wellensittiche, die Singvögel nachahmten oder, wenn man so wollte, parodierten. Finken huschten von Zweig zu Zweig. Zwei Gelbhaubenkakadus beobachteten das Treiben sehr aufmerksam mit zur Seite geneigten Köpfen. Zwei WillyWagtails-Wippsterze durchstöberten den Sand nach Ameisen und machten dabei ihrem Namen alle Ehre. Ihre Sterze wippten unaufhörlich, ein lustiger Anblick. Und dann waren da natürlich auch die Krähen, und ihr Krächzen, ihr unablässiges, ihr gleichsam ewiges Krächzen schien das schlimmste Geräusch zu sein, das es im ganzen Busch gab, so ohne jede Freude, so buchstäblich trostlos, dass es einen bis in die Seele frösteln konnte und man unwillkürlich an verwesendes Fleisch dachte, an Aas und an Schmeißfliegen. Die Fliegen, sie waren überall. Enya trug einen Schleier über ihrem Hut, doch ihre bloßen Arme bildeten ein Angriffsziel. Unaufhörlich wippte und wischte und peitschte die Stute mit dem Schwanz, und das braune Fell zitterte und zuckte ebenso unablässig, um die lästigen Fliegen zu verscheuchen. Enya wunderte sich immer wieder, dass die Pferde durch ihr Fell, also durch dicke Haut und dichtes Haar, etwas so Winziges und Leichtes wie Fliegen überhaupt spüren konnten. Diese Insekten waren auf den Schweiß aus, den sie begierig aufsaugten,

und deshalb plagten sie Pferde und Menschen. Und bei Schafen legten sie besonders gern ihre Eier ab, und zwar überall, wo die Wolle feucht und schmutzig war, vor allem natürlich am Steiß. Bienen summten, Libellen zuckten hin und her, und wunderbar bunte Schmetterlinge flatterten. Enyas Stute stieß mit dem Huf ein faulendes Stück Holz beiseite. Darunter waren Käfer und Gewürm, riesige Tausendfüßler, auch Spinnen, ein Anblick, dass man die Gänsehaut bekommen konnte. Kaninchen tauchten auf, von irgendwoher, und jagten los und flitzten davon und verschwanden in ihren Löchern, winzige Staubwölkchen hinter sich lassend, und schoben neugierig sofort wieder die Köpfe hoch und äugten, mit zuckenden Nasenlöchern. Ein Stück entfernt gab ein Ameisenigel in aller Hast seine Jagd auf Ameisen auf und grub sich, über das Auftauchen der braunen Stute erschrocken, mit erstaunlicher Geschwindigkeit ein. Fast im Handumdrehen war er unter einem großen Baumstamm verschwunden, ein erheiternder Anblick, während er noch grub. Die leicht schaufelartig geformten Pfoten ließen den Sand gleichsam in Häufchen zur Seite fliegen, und die sonst so widerborstig gereckten Stacheln legten sich jetzt stromlinienförmig an den Leib an. Aus dem Schatten der Bäume gelangte Enya auf den Hauptweg zur Homestead. In einiger Entfernung hockte eine Schar grauer, gefleckter Vögel

auf dem Boden. Sogenannte Galahs pickten nach Würmern oder Käfern. Als sie die Hufschläge des Pferdes hörten, hoben sie in Masse ab, und Enya hatte fast das Gefühl, von einer rosaroten Woge überspült zu werden. Wie durch Magie schienen die soeben noch grauen Vögel ihre Färbung gewechselt zu haben, ihre Brüste und die Unterseiten der Schwingen schimmerten nun rötlich. Wenn ich Valopo jetzt verlassen müsste und nie zurückkehren könnte, dachte Enya, so wäre dies in meinen Erinnerungsträumen vielleicht das Bild, das am tiefsten haftenbliebe: das Rosarot der Galahs. Die Vögel scheuchten eine riesige Herde von Kängurus auf, die gerade friedlich geäst hatte. Etwa zweitausend Tiere mochten es sein, die jetzt mit weiten, anmutigen Sprüngen davonjagten und, mit Ausnahme des Emu, schneller waren als jedes andere Landtier. Pferde konnten mit ihnen nicht mithalten. Weiter draußen, überlegte Enya, scheint es sehr trocken zu werden, sonst würde es kaum so viele Kängurus in die Nähe der Homestead und der inneren Koppeln ziehen. Sie liebte es, die Natur zu beobachten, doch wie stets, so wandten sich ihre Gedanken auch jetzt immer wieder Cedric zu. Noch nie war es ihr auch nur von fern eingefallen, ihre Gefühle für ihn als Schulmädchenschwärmerei zu betrachten. Sie nannte ihre Empfindungen ganz einfach: Liebe. So stand es in den Büchern, und nach den Schilderungen, wie man sie etwa in

den Romanen einer Ethel M. Dell finden konnte, unterschied sie, Enya, sich in ihren Gefühlen wie auch sonstigen Symptomen überhaupt nicht von den Heldinnen, die dort vorkamen. Allerdings schien es alles andere als fair, dass zwischen ihr und dem, was sie sich von Cedric ersehnte, eine so künstliche Barriere wie sein Priestertum stand. Sie wollte mit ihm leben, wie Daddy mit Mum lebte: in Harmonie mit ihm und in Bewunderung und Verehrung durch ihn. Im übrigen schien es Enya, dass Mum nie sehr viel dafür getan hatte, dass Daddy sie liebte und verehrte. Dennoch tat er es. Nun, Cedric würde jedenfalls sehr bald erkennen, dass es für ihn viel schöner war, mit ihr zusammenzuleben, als weiterhin so ganz für sich. dass sein Priestertum nichts war, was er so einfach ablegen konnte wie ein x-beliebiges Amt, eine x-beliebige Würde, dass es sich um etwas handelte, das ihn zutiefst band, begriff sie nicht, konnte sie wohl auch nicht begreifen. Gewiss, sie wusste, dass ein Priester weder Ehemann noch Liebhaber sein durfte, doch diese Klippe umging sie, indem sie Cedric in ihren Gedanken seines geistlichen Amtes entkleidete. Über den Sinn und das Wesen priesterlicher Gelübde hatte sie nie etwas Genaueres erfahren, und da für sie persönlich die Religion kein Bedürfnis war, sann sie nicht weiter darüber nach. Gebeten konnte sie nichts abgewinnen, und wenn sie den Geboten der Kirche gehorchte,

so einfach deshalb, weil die Nichtbefolgung ewiges Höllenfeuer bedeutete. In dem Tagtraum, den sie gerade träumte, genoss sie tief das Zusammenleben mit Cedric, und sie schlief auch mit ihm, so wie Mum und Dad beieinander schliefen. Der Gedanke an seine Nähe ließ sie unruhig auf ihrem Sattel rutschen, und das Gefühl der Zärtlichkeit fand seinen Ausdruck in einer wahren Flut von Küssen, von erträumten, in der Phantasie sehr intensiv durchlebten Küssen, denn Küsse waren für sie der einzig vorstellbare Ausdruck für dieses so eigentümlich starke Bedürfnis nach Zärtlichkeit. Was die sogenannte »geschlechtliche Aufklärung« betraf, hatte auch die Arbeit auf den Koppeln sie keinen Schritt vorangebracht. Der Geruch der Hunde genügte völlig, um bei den Schafen diesen Trieb praktisch völlig lahmzulegen, solange sie ihre gefürchteten Bewacher auch nur von fern witterten. Zur Paarungszeit wurden die Schafböcke mit den weiblichen Schafen sehr methodisch auf einer ganz bestimmten Koppel zusammengebracht, und Angus sorgte stets dafür, dass seine Tochter dann »anderweitig« beschäftigt war. Und wenn ein Hund einen anderen besprang, so war das für Enya eben ein Springen und Herumtollen, das bei ihr als Reaktion sofort ein Knallen der Peitsche auslöste, damit die Hunde wachsam bei ihrer Arbeit blieben, statt sich durch »Spielereien« ablenken zu lassen. Schwer zu sagen, was einem

Menschen schlimmer zusetzen kann: ein unerklärliches und ungeklärtes Verlangen mit all jener Rastlosigkeit und Gereiztheit, von der es begleitet wird; oder eine bewusste Begierde, die zielstrebig auf Befriedigung und Erfüllung drängt. Das Verlangen in Enya war vorhanden, zweifellos, doch wusste sie nicht, wonach genau. Sie spürte nur, dass die Sehnsucht sie unausweichlich in die Richtung von Cedric Stuart zog. Und so träumte sie von ihm, hungerte und dürstete gleichsam nach ihm und empfand tiefe Niedergeschlagenheit, weil sie – obwohl er ihr doch versichert hatte, dass er sie liebe – ihm so wenig bedeutete, dass er sie nie besuchen kam. Während sie noch grübelte, tauchte hinter ihr Angus auf, der auf seinem alten Rotschimmel gleichfalls der Homestead entgegenstrebte. Enya zügelte ihre Stute und wartete auf ihren Vater.

»Was für eine nette Überraschung«, sagte er.  
»Schön, dass wir uns treffen.«

»Ja, Dad. Weiter draußen ist es wohl sehr trocken, nicht?«

»Jedenfalls noch etwas mehr als hier. Guter Gott, noch nie habe ich so viele Kängurus gesehen! Draußen nach Milparinka zu muss es ja knochentrocken sein. Jason Caddock hat zwar davon gesprochen, dass eine große Anzahl Tiere geschossen werden sollen, aber bei diesen Riesenmassen würde es wohl kaum einen Unterschied machen,

wenn man mit einer ganzen Batterie von Maschinengewehren dazwischen hält.« Es geschah sehr selten, dass Enya mit ihrem Vater ganz allein war, denn für gewöhnlich hatte er wenigstens einen der Jungen bei sich. Stets zeigte er sich liebe und rücksichtsvoll. Bevor sie sich recht besann, stellte sie jene Frage, die sie so bedrückte und quälte:

»Daddy, warum kommt Pater Stuart uns nie besuchen?«

»Er ist sehr beschäftigt, Enya«, erwiderte Angus, und der leicht angespannte Klang seiner Stimme verriet, dass er die Frage keinesfalls als zufällig nahm.

»Aber auch Priester haben doch irgendwann einmal Urlaub, nicht wahr? Er hat Valopo so sehr geliebt, dass ich sicher bin, er würde seinen Urlaub hier verbringen wollen.«

»In gewisser Weise haben auch Priester Urlaub, Enya. Andererseits bleiben sie sozusagen immer in ihrem Amt. So müssen sie zum Beispiel jeden Tag die Messe lesen, auch wenn sie ganz allein sind. Ich glaube, Pater Stuart ist ein sehr kluger Mann. Er weiß, dass sein früheres Leben ein für allemal vorbei ist. Für ihn, Enyalein, bildet Valopo ein Stück Vergangenheit. Wenn er zu Besuch käme, würde er längst nicht mehr die Freude empfinden wie früher.«

»Du meinst, er hat uns vergessen«, sagte sie bedrückt.

»Nein, nicht eigentlich vergessen. Wenn das der Fall wäre, würde er uns nicht so oft schreiben und sich erkundigen, wie es jedem von uns geht. Was mich betrifft; ich persönlich täte mir ohnehin schwer, mich von Angesicht zu Angesicht mit ihm zu unterhalten, als wäre nichts gescheh'n. Valopo ist für ihn als Ort des Lebens Vergangenheit. Es existiert nun für ihn in erster Linie auf dem Papier – in Form eines Wirtschaftsberichts.« Er musterte sie mitleidig. »Ich glaube, es ist das beste, wenn er nie wieder herkommt. Deshalb habe ich ihn auch nicht durch eine Einladung dazu ermuntert.«

»Daddy!« Er ließ sich nicht beirren. Sehr direkt ging er jetzt auf sein Ziel zu.

»Schau, Enya, es ist nicht recht von dir, dass du von einem Priester träumst, und es wird Zeit, dass du das begreifst. Du hast dein Geheimnis bisher ziemlich gut behütet, und ich glaube nicht, dass außer mir irgend jemand etwas von deinen Gefühlen ahnt. Aber du hast Fragen – Fragen, die du an mich richtest, nicht? Sind vielleicht nicht viele, aber doch ein paar, auf die du unbedingt eine Antwort haben möchtest. Na gut. Dann will ich dir auch sagen, dass das aufhören muss, hörst du? Pater Stuart hat heilige Gelübde abgelegt, und ich weiß genau, dass er überhaupt nicht daran denkt, sie zu brechen. Er hat dich sicher sehr gern, aber auf ganz andere Art, als du glaubst. Als er dich kennenlernte, war er ein erwachsener Mann, und

du warst ein kleines Mädchen. Und so wie damals sieht er dich noch immer, bis auf den heutigen Tag.« Sie schwieg, ihr Gesicht blieb ausdruckslos. Ja, dachte er, sie ist Brighits Tochter. Nach einer Weile sagte sie schroff: »Er müsste ja nicht Priester bleiben. Ich habe nur noch nie eine Gelegenheit gehabt, mit ihm darüber zu sprechen.« Der Schock, das Entsetzen, das sich auf seinem Gesicht widerspiegelte, war so unverkennbar echt, dass dies auf Enya tiefer und nachhaltiger wirkte als seine heftig hervor gestoßenen Worte.

»Enya! Allmächtiger Gott, das kommt doch alles nur von diesem Leben hier draußen im Busch! Eigentlich gehörst du doch auf die Schule, und wäre Tante Jennyfer eher gestorben, so hätte ich dich nach Sydney geschickt, wenigstens noch für zwei Jahre. In meinen Augen bist du nun zu alt, um nochmal die Schulbank zu drücken; noch dazu so lange. Ich kann nur hoffen, dass deine Mitschüler und Mitschülerinnen dich nicht, deines Alters wegen, auslachen, meine arme, kleine Enya« sagte er in sich widersprechender Art und Weise. Er sprach jetzt langsamer und setzte seine Worte sehr sorgfältig und mit besonderer Betonung, um allergrößte Klarheit und Eindringlichkeit bemüht.

»Pater Stuart ist Priester, Enya. Er kann niemals aufhören, ein Priester zu sein, begreife das – denn wenn du in Sydney bist, musst du mit derlei Dingen allein zurande kommen. Die Gelübde, die er

abgelegt hat, sind heilig. Wenn ein Mann einmal Priester geworden ist, gibt es für ihn keine Umkehr, und seine Oberen im Seminar sorgen dafür, dass er ganz genau weiß, was die Gelübde bedeuten. Erst dann, wenn er sich über alles im klaren ist, darf er sie leisten. Und jeder, der diese Gelübde abgelegt hat, weiß ohne auch nur einen Schatten von Zweifel, dass sie niemals gebrochen werden dürfen. Nun – Pater Stuart hat sie abgelegt, und er wird sie niemals brechen.« Er schweig einen Augenblick, seufzte. »Jetzt weißt du's also, Enya, nicht wahr? Von nun an hast du keine Ausrede mehr vor dir selbst, wenn du von Pater Stuart träumst.« Sie befanden sich jetzt unmittelbar bei der Homestead, und zwar auf jener Seite, wo die Stallungen lagen. Wortlos lenkte Enya ihre Stute in Richtung Stalltür, während Angus weiter ritt, um seinen Rotschimmel, der ja ein reines Treiberpferd war, zu einem eingezäunten Platz unter offenem Himmel zu bringen. Zwei- oder dreimal drehte Angus sich zu seiner Tochter um. Doch dann war sie verschwunden, und er gab seinem Tier die Sporen. Verdammt, dachte er, verdammt. Und er hasste sich, weil er gesagt hatte, was er doch hatte sagen müssen. Ja, diese urewige Geschichte zwischen Mann und Frau, verdammt, wirklich verdammt! Für alles sonst gab's Regeln, wonach man sich einigermaßen richten konnte, bloß dafür offenbar nicht.

## *Belisamas Rat*

Während der Fahrt durch die sonnenüberglänzten Straßen hätte Cedric lieber die Nase wie ein Kind gegen die Fensterscheibe seines Autos gepresst, doch er trank auch so alles in sich ein, was ihn an Sydney besonders faszinierte – die großzügig angelegten Parks, die eine und die andere Renaissancepracht einer Kirche, diverse Amtsgebäude, aber auch die Menschen.

Und dann stand Bischof White vor ihm. Die Hand streckte sich ihm entgegen, der Ring daran schien zu glühen. Cedric ließ sich auf beide Knie sinken, beugte den Kopf zum Kuss.

»Steh'n Sie auf, Pater Cedric und lassen Sie sich nach ihrem grandiosen Erfolg ansehen.« Er erhob sich und blickte lächelnd den Mann an, der fast genauso groß war wie er. Für Cedric besaß Bischof Gregory White eine so starke Aura geistiger und geistlicher Kraft, ja Macht, dass sie sich eher mit seiner Vorstellung von einem Papst als von einem Heiligen verband. Doch die Augen mit ihrem eigentümlich intensiven Ausdruck von Trauer waren nicht die Augen eines Papstes. Wie viel musste er durchlitten haben, um so zu erscheinen. Aber

mit welchem Adel hatte er sich über sein Leid erhoben und war zu einem so absolut vollkommenen Priester geworden? Der Bischof wiederum betrachtete ihn als einen hoffnungsvollen Emporkömmling, den es im Auftrag seines Vorgesetzten in den sprichwörtlichen Himmel zu heben galt.

\*\*\*

Enya machte sich indessen Sorgen um Pater Cedrics Rückkehr. Wie wird Cedric reagieren, wenn er mich zu Gesicht bekommt? Ob er sich überhaupt noch an mich erinnert? fragte sie sich mit einem leisen Seufzen. Gewiss. Schließlich fand er bis jetzt immer noch Zeit, sich persönlich um die Angelegenheiten von Valopo zu kümmern. Natürlich erinnert er sich an mich. Wie könnte er mich auch vergessen? Nun, da Valopo eine Menge Gewinn bringt. Das wird ihm sicher sehr gefallen. Es müssen ja nicht unbedingt Goldminen sein. Das Goldene Vlies tut's gegebenenfalls auch. Über vier Millionen Pfund, nur durch das Scheren unserer Lämmer. Wenn das nichts ist, dachte sie beinahe ein wenig zynisch, was überhaupt nicht zu ihr passte.

Brighits Verhältnis zu ihrer Tochter schien sich seit Tante Jennifers Tod gemildert zu haben. Sie bewies Enya gegenüber immer wieder Achtung und auch Zuneigung. Allerdings änderte das nichts daran, dass Enya stinksauer auf Cedric war,

da seine Rückkehr seit zwei Monaten überfällig war.

»Pater Cedric hat mich vergessen! Ich hasse ihn!«

»Was fällt dir ein? Wie kannst du so etwas sagen? Es geht uns ja wirklich nicht schlecht, nicht wahr? Vergiss nicht, dass wir, ganz gleich, ob die Zeiten gut sind oder schlecht, Jahr für Jahr unser Geld bekommen werden. Colin hat als Prämie hunderttausend bekommen und wir übrigen pro Kopf fünfzigtausend. Wenn Pater Cedric sich's einfallen ließe, uns morgen von Valopo zu verjagen, könnten wir's uns leisten, Bugela zu kaufen, selbst bei den jetzigen inflationären Bodenpreisen. Nach dem Dürrejahr scheint es jetzt so etwas wie einen gerechten Ausgleich gegeben zu haben. Die Gewinne, die wir machten, übersteigen alle Vorstellungen: Millionen Pfund!«

Bright, an ihrem Schreibtisch, strahlte fürwahr Zufriedenheit aus. »Colin stellt weitere zwei Viehtreiber ein. Wären die Kaninchen nicht gewesen, so hätte man die Weideverhältnisse ideal nennen müssen. Doch mit den Kaninchen ist es die gleiche Plage wie eh und je.«

Wo Bright Recht hatte, hatte sie Recht. In der Homestead war das Leben auf einmal überaus angenehm. Die engmaschigen Drahtnetze schützten das Innere der Häuser vor der urewigen Fliegenpest, und man begann sich zu fragen, wie Angus'

Schwester es denn nur so lange ohne diese Netze ausgehalten hatte. Mochten die Fassaden auch in gewisser Weise »verschandelt« sein, es gab so manches, was einen darüber hinwegtröstete: zum Beispiel, dass man jetzt bei großer Hitze auf der Veranda unter den rankenden Wistarien essen konnte, al fresco, wie man es nannte – nun, zumindest quasi im Freien. Bei diesen Mahlzeiten hatte man dann regelmäßig, wenn man so wollte, die Frösche zu Gast. Klein waren sie, geradezu winzig, glitzergrüne Leiber mit einem zarten Goldschimmer. Und sie hockten da, einfach so, unendlich träge. Bis dann urplötzlich Bewegung in sie kam. Sie schnappten zu, hatten jetzt irgend ein Insekt im Maul, so eine Art Nachtfalter, fast größer als sie selbst, und dann saßen sie, wieder so träge wie zuvor, während zwei Drittel ihrer Beute ihnen wie besessen zum Maul heraus flappeten. Es war ein Schauspiel, das den einen oder anderen immer wieder fesselte. Wie lange würde es dauern, bis so ein Frosch sein Opfer ganz verschlungen hatte? Sehr ernst und sehr würdig hockten sie da, die Herren oder auch Damen Frösche, und etwa alle zehn Minuten rutschte ihnen ihre Beute ein Stückchen tiefer in den Schlund. Bis das Insekt ganz verschwunden war, verging meist sehr viel Zeit, und noch bis zum allerletzten Augenblick sah man in der Regel die zuckende Flügelspitze eines Falters.

»Hast du gewusst, dass sein zweiter Vorname Raoul ist, Mum?«

»Ja. Sehr normannisch, nicht wahr? Was wirst du tun, wenn er kommt, Enya?« fragte Brigit unvermittelt.

»Ach was!« erwiderte Enya ein wenig trotzig, um ihren Ärger über seine Verspätung auszudrücken. »Wahrscheinlich hat er es sich ohnehin anders überlegt!«

»Wer weiß?«, sagte Brigit.

\*\*\*

Drei Monate waren es nur her, seit die Kirche Jennifer Ryans Vermögen mit Vorbehalt geerbt hatte, und Cedric Stuart hatte bereits seinen ersten Traum verwirklicht – er hatte im Rekordtempo eine ansehnliche Armenküche eingerichtet und in organisatorischer Hinsicht auf die Beine gestellt.

»Und du hast das alles ins Leben gerufen. Ausgezeichnet« lobte Bischof White.

»Danke, Eminenz. Wir können jeden Tag dreihundert Arme speisen, aber in Anbetracht der Zeiten wenig genug. Von Tag zu Tag verlieren mehr Leute ihre Arbeit.«

»Dennoch; das hat du sehr gut gemacht, das hier einzurichten. Ich muss sagen; ich bin zufrieden mit dir. Drei Monate bist du nun hier. Nicht wahr? Und der Erzbischof teilt meine Meinung. Er hat dich mir nun tatsächlich als Sekretär abspenstig

gemacht, was bedeutet, dass noch weitere und größere Aufgaben auf dich warten, wenn es an der Zeit ist, und wenn du dich wohl verhältst. Und ich denke, das wirst du.«

»Ähm ... Ich fühle mich sehr geehrt, Eminenz. Ich ... ich hatte das nie zu hoffen gewagt.«

»Ach ... du bist zu bescheiden, Pater Cedric. Aber deine Bescheidenheit kann dir noch einmal zugute kommen, denn je höher du aufsteigst, desto mehr wirst du dich in der Situation befinden, die gewaltige Macht der Kirche richtig handhaben zu müssen, wenn du auch auf manche Weise geprüft wirst. Die größte Prüfung wird darin bestehen, wie du diese Macht gebrauchen musst und wirst. Und nur die Bescheidenheit wird dir helfen, sie *richtig* zu gebrauchen.

»Allerdings frage ich mich manchmal, wenn Sie beten, was wohl der Grund sein mag für diese Traurigkeit in einem Gesicht, das so voller geistiger Schönheit ist.«

»Mich bestürzt der Gedanke, dass ich traurig aussehe, wenn ich bete, Eminenz.«

»Nicht doch. Aber es ist so. Und auch zu anderer Zeit, wenn Sie sich unbeobachtet glauben. Und diese Traurigkeit scheint sich mehr und mehr zu vertiefen, mein lieber scheidender Sekretär.«

»Hmm ... Vielleicht ist es mein schottisches Erbe. Ein Volk voller Tragik, wie Sie wissen. Je-

denfalls freut es mich, dass Sie so offen mit mir reden.«

»Wie dem auch sei. Der Dienst unter Francescos Fittichen wird eine ausgezeichnete Gelegenheit für Sie sein, Ihre beginnende Karriere einzuleiten. Abgesehen davon wissen Sie sehr gut, dass Sie sich für uns beide beinahe unentbehrlich gemacht haben, mein lieber Cedric. Und wenn Sie Francescos Angebot ablehnen würden; wie könnte er dann seine ihn sehr interessierenden Beobachtungen fortsetzen, um herauszufinden; was macht Sie brennen?«

»Ist das als Plauderei aus dem Nähkästchen zu werten, die unter uns bleiben muss, Eminenz?«

»Bezeichnen Sie es, wie Sie möchten, mein Lieber, denn Francesco und ich sind uns darin einig, dass es, außer Ihren Verpflichtungen, Ihren Gelübden, und Ihrer Liebe zu Gott, noch etwas gibt, das Sie zutiefst beschäftigt. Zu versuchen, es Gott, unserem Herrn gleichzutun, schön und gut, Cedric, aber wir Gottesdiener sind auch nur Menschen mit angeborenen Stärken und Schwächen. Also wäre es gut, wenn Sie die letzte Gelegenheit nutzen, um sich etwas von der Seele zu reden, ohne es einem Beichtgespräch anstatt einem Freundschaftsdienst gleichzusetzen.«

»Nun denn; danke für die freundliche Geste, die ich gerne bereit bin, anzunehmen. Es geht um meine Berufung an sich. Sicher bewirken wir das

eine oder andere, aber manchmal scheint mir das Opfer größer als der Lohn. Und geben nicht jedem Priester, gleich welchen Ranges, die Opfer, die er bringen muss, zu denken?«

»Immer, wenn er ehrlich gegen sich selbst ist; Sind wir jung, ist es das Gelübde der Keuschheit, das am schwersten zu halten ist. Nicht wahr? Sich niemals ergreifen zu lassen von der Flutwelle der Leidenschaft und zu wissen, dass es da nie eine Frau geben wird. Kein wärmender Trost in der Nacht, kein Kind, keiner der dein Leben weiter trägt. Niemals. Ich persönlich empfinde auch noch eine andere Art der Isolation. Das ganz einfache Bedürfnis des Inneren. Mein inneres Leben mit jemandem zu teilen – wie jeder Mensch« gestand Bischof White in seltener Vertrautheit.

»Und doch sind wir nicht wie jeder Mensch. Wir sind Priester. Unser inneres Leben teilen wir nur mit Gott« lautete Cedrics philosophisch anmutender Schluss.

»Hmmm. Wie so oft eine perfekte Antwort. Sie ... Sie meinen, ich prüfe Sie – gleich wie Francesco es mit Ihnen machen wird. Nicht wahr? Prüfe Sie, um der Kirche Willen. Fürchten Sie nichts. Trotz aller Prüfungen, die noch kommen werden, wird es, so wie ich das zu erkennen glaube, in ihrem tiefsten Inneren etwas geben, das von niemandem gefunden werden kann und wird, sofern Sie das nicht selbst aus freien Stücken anstoßen.

Doch tun Sie es, wird es umso mehr einer Schicksalswende ungeahnten Ausmaßes gleichen. Merken Sie sich meine Worte, Cedric, denn ich meinte und meine es gut mit Ihnen, auch wenn es nicht immer danach aussah. Wissen Sie; mit dem Ehrgeiz ist es so eine Sache. Einerseits ist er gut, doch andererseits sollte man sich immer dessen bewusst sein, dass kein Ehrgeiz dieser Welt ein leichtfertig gebrochenes Herz rechtfertigt.«

\*\*\*

Bright Kelly saß spät am Abend noch andächtig in ihrer Schreibecke und blätterte und wendete ein paar lose Seiten, während sich Enya leise hinter ihrem Rücken näherte, als wolle sie sich anpirschen.

»Was machst du da, Mum?«

»Ich wollte den Zwischenbericht noch zu Ende bringen für Pater Cedric«, sagte Enyas Mutter, ohne vor Schreck zusammenzuzucken. »Wie ich schon sagte; wir steh'n trotz Tante Jennyfers Tod recht gut da. Vielleicht besser denn je. Pater Cedric wird überrascht sein.«

»So? Ist er wieder aus Sidney zurück?«

»Nein. er hat angerufen und nebenbei mit einer Neuigkeit aufgewartet. Ein Erzbischof, namens Francesco De Rosa hat ihn zu seiner rechten Hand gemacht. Pater Cedric hat einige soziale Projekte

auf die Beine gestellt und hörte sich deswegen ziemlich glücklich an. Wer weiß, ob er jemals wieder nach Valopo zurückkommen wird, nachdem er dich abgeholt hat.«

»Rechte Hand eines Erzbischofs ... Hmmm ... wie schön.«

»Schön? Freust du dich nicht mehr für ihn?«

»Natürlich freu' ich mich. Das war doch immer sein Wunsch; Karriere machen. Nicht?« feixte Enya mehr zweideutig als locker.

Danach stand fest, das sie ihren Lieblingsplatz aufsuchen musste; den großen Wollschuppen, wo das Licht durch ein großes Fenster von oben direkt auf jedes kleine menschliche Haupt herein flutete. Hier konnte man sich besinnen, zur Ruhe kommen, Gespräche mit sich selbst führen und und und ... Doch heute stand scheinbar die Welt auf dem Kopf.

Erstmals führte sie Zwiegespräch mit einer keltischen Gottheit, doch um welche es sich handelte, wusste sie nicht.

»Ach, Enya, du liebeshungrigste aller liebeshungrigen Keltengören. Du hast immer gewusst, dass du nicht das Lieblingskind deiner Mutter warst. Selbst ich wollte es nie hören, wenn du sagtest, deine Mum würde dich nicht lieben. Ich hab' dir immer im Stillen zugeflüstert; alles würde gut werden, denn ich konnte den Gedanken nicht ertragen, deine Mutter, für deren Fruchtbarkeit ich

sorgte, könnte lieblos zu dir sein, und dass dir deine Brüder einen großen Teil ihrer Liebe weggenommen hätten. Doch die Wahrheit ist; deine Mutter hat dich nicht so geliebt, wie sie's hätte sollen. Sie hat dir nicht die Liebe gegeben, die du gebraucht hättest, aber sie leidet sicher sehr darunter. Hab' noch ein wenig Kraft und Geduld – und alles wird sich zum Guten wenden.«

»Belisama? Bist du es, die zu mir spricht, oder ist es der strenge Gott der Christen, zu dem Cedric betet?« murmelte Enya so leise wie möglich, damit niemand sie hörte und für verrückt erklärte.

»Weder noch, Keltenmädchen. Du selbst bist es, die versucht, Verworrenes zu entflechten, und Trost, Frieden mit dir selbst, und Geborgenheit hervorzulocken, doch Gegenliebe bedingt manchmal, dass man Geheimnisse nicht zu gut für sich behält. Ich weiß, dass zu wenige Menschen von deinen Gefühlen für Pater Cedric wissen. Doch höre; es ist nicht gut für dich, immer noch von ihm zu träumen, ohne mit jemandem zu reden, dem du voll und ganz vertraut. Du weißt; er ist ein katholischer Priester, und ...«

»Aber er muss es nicht für ewig sein, Belisama ...« wagte es Enya, eine von Cedric erwähnte keltische Gottheit zu unterbrechen. »... und eines Tages wird er es nicht mehr sein. Das weiß ich ganz sicher« flüsterte sie erregt vor sich hin; gen Deckenfenster starrend. Dass Belisama sich in Enyas

Gehirn eingenistet hatte, war nun amtlich, denn wie sonst konnte es sein, dass kein Widerspruch bezüglich der Anrede gekommen war?

»Er wird immer Priester bleiben, Enya, kleine Keltenprinzessin. Warum machst du dir da etwas vor? Die Gelübde, die er abgelegt hat, sind ihm heilig – ähnlich wie meine unumstößlichen Naturgesetze. Man darf sie nicht brechen, wie man auch keltisch begründete Gelübde nicht brechen darf. Niemals. Und er wird sie auch niemals brechen. Nicht einmal für dich, wenn du es verabsäumst, ihn dazu zu bringen, dass er sein wahres Ich vor seinem eigenen Spiegelbild vollends entblößt. Er muss die Kette, die ihn an seinen Gott fesselt, aus eigener Kraft zerreißen.« Enya hatte den kryptischen Hinweis verstanden.

»Ich soll dafür sorgen, dass er sein vom Schicksal erzwungenes Wesen erkennt und die Hülle, die es wie eine schützende Schale umschließt, von innen zerbricht? Wie ein Küken, das ...?«

»Ja, kleine Enya.«

»Und wie sollte das vonstatten geh'n?«

»Mach' es in Schritten und finde zuerst eine Freundin, wie damals in Neuseeland in der Schule, als Schwester Alexa es auf dich abgesehen hatte. Verbünde dich mit ihr und vertraue dich ihr an, und vertraue vor allem auf Fortuna, die Göttin des Glücks, denn die ist eine meiner besten Freundinnen ...«

Enya war richtig benommen, als das innere Zwiegespräch, so schnell, wie es entstanden war, abgebrochen wurde, und sie sich umdrehte und Richtung Tor stiefelte. Sie taumelte sogar ein wenig, und sie war sich sicher, noch nie zuvor so etwas Seltsames erlebt zu haben. Kein Glücksgefühl war es, das sich nun ihrer bemächtigte; vielmehr konnte man es als »wundersame Erfahrung« oder als »göttlich ein-gehauchten Wissensschub« bezeichnen. Nein; eine Eingebung in dem Sinn war es nicht. Dessen war sich Enya sicher. Ihr Bauch war angespannt, als hätte sie ein paar spezielle, kraftraubende Turnübungen vollführt, doch seltsamerweise fühlte sie sich rundum wohl. Was war hier los? War es wirklich ein Kampf, den Belisama und Fortuna mit vereinten Kräften in ihrem Körper oder in ihrer Seele, oder in beidem gegen den Gott der Christen ausfochten?

\*\*\*

Cedric Stuart hatte zur selben Zeit andere Sorgen, die allerdings mit demselben Thema zu tun hatten, was darauf hindeutete, dass Belisama die Wahrheit gesprochen hatte. Er sprach, und seine Stimme klang sehr kalt. Dennoch war sie wärmer als der Blick, mit dem er den jungen Priester maß, der mit blutleerem Gesicht vor seinem Schreibtisch

stand. Stuarts Worte klangen steif und präzise bemessen.

»Ihr Verhalten war nicht von jener Art, wie unser Herr Jesus Christus es von seinen Priestern verlangt. Ich glaube, Sie selbst wissen das besser als wir, die wir Sie tadeln, es jemals wissen können. Dennoch bleibt mir die Aufgabe, im Namen Ihres Erzbischofs den Verweis auszusprechen. Sie schulden ihm absoluten Gehorsam, und es steht Ihnen nicht zu, seine Entscheidungen in Frage zu stellen. Begreifen Sie eigentlich, wie viel Schande Sie über sich selbst, über Ihre Gemeinde und über die Kirche gebracht haben – vor allem über die Kirche, die Sie angeblich doch mehr lieben als irgendeinen Menschen? Ihr Keuschheitsgelübde war genauso bindend wie Ihre anderen Gelübde, und dass Sie es gebrochen haben, ist eine ganz besonders schwere Sünde. Natürlich werden Sie jene Frau nie wiedersehen, doch bleibt uns die Pflicht, Ihnen Beistand zu leisten bei Ihrem Kampf, der Versuchung zu widerstehen. Deshalb haben wir es so geregelt, dass Sie sofort aufbrechen, um Ihr neues Amt in der Gemeinde Darwin im Northern Territory anzutreten. Noch heute Abend werden Sie mit dem Nachtexpress nach Brisbane fahren. Von dort geht es mit einem anderen Zug weiter nach Longreach, wo Sie in eine QANTAS Maschine steigen werden, um nach Darwin zu fliegen. Was Ihre Habseligkeiten betrifft, so werden

diese im Augenblick gepackt. Man wird sie rechtzeitig zum Express bringen. Also haben Sie keinen Grund, noch einmal zu Ihrer alten Gemeinde zurückzukehren. Gehen Sie jetzt mit Pater John in die Kapelle und beten Sie. In der Kapelle werden Sie bleiben, bis man Ihnen sagt, dass es Zeit ist, zum Bahnhof zu fahren. Pater John wird Sie bis Darwin begleiten, um Ihnen Trost und Beistand zu gewähren.« Sie waren klug und umsichtig, die Priester in der Administration; sie gaben dem Sünder keine Gelegenheit, noch einmal Kontakt aufzunehmen zu dem jungen Mädchen, das seine Geliebte gewesen war. Die Sache hatte sich in seiner Gemeinde doch zu einem recht peinlichen Skandal ausgeweitet. Jetzt würde ihn der zuverlässige Pater John bis nach Darwin begleiten und natürlich sorgfältig im Auge behalten, er hatte da seine genauen Anweisungen. Auch für später war vorgesorgt. Man würde jeden Brief öffnen, den er aus Darwin schickte, und Ferngespräche durfte er nicht führen. Das junge Mädchen ihrerseits würde nie erfahren, wo er sich jetzt befand. Auch alles andere war sorgfältig überlegt: rigoros schien jede Möglichkeit für eine neue Versuchung beschnitten. Das Northern Territory nannte man das »tote Herz« Australiens, und Darwin war eine »Pionierstadt«. Frauen gab es dort so gut wie gar nicht. Die Gelübde des jungen Priesters waren absolut, er konnte von ihnen niemals befreit werden; und

wenn er zu schwach war, um von sich aus Disziplin zu halten, so musste die Kirche das für ihn tun. Cedric Stuart wartete, bis der junge Priester und sein Bewacher den Raum verlassen hatten. Dann erhob er sich und gelangte durch einen Korridor zu einem anderen Zimmer, in dem zwei Männer saßen. Der eine, von mächtiger Gestalt, mit prachtvollem weißen Haar und Augen von sehr intensivem Blau, war Bischof Gregory White. Von sehr vitaler Art, besaß er einen ausgeprägten Sinn für Humor und hatte eine große Schwäche für Tafelfreuden. Der andere Mann bildete zu ihm einen sehr starken Kontrast. Er war klein und dünn, und das eher spärliche Haar rund um das Käppchen schimmerte dunkel, ja schwarz. Das Gesicht wirkte eckig, mit bleicher Haut und auffallend starkem Bartschatten, und die Augen waren groß und dunkel. Sein Alter ließ sich schwer schätzen – nicht jünger als dreißig, nicht älter als fünfzig, mehr konnte man mit Sicherheit kaum sagen. In Wirklichkeit war er neununddreißig, drei Jahre älter als Cedric Stuart.

»Aber so setzen Sie sich doch, setzen Sie sich doch«, sagte Bischof Gregory White herzlich. »Eine Tasse Tee haben wir bestimmt noch für Sie. Kann allerdings sein, dass wir erst eine frische Kanne kommen lassen müssen. Nun, haben Sie den jungen Mann mit den rechten Ermahnungen auf den Weg geschickt?«

»Ja, Euer Exzellenz«, erwiderte Cedric Stuart und setzte sich auf den dritten Stuhl am Teetisch, der mit allerlei Leckerbissen beladen war: waffeldünne Gurken-Sandwiches, sogenannte Fairy-Cakes, rötlich und weiß gemustert, zudem geest, gebutterte Teekuchen, Schälchen mit Marmelade und Schlagsahne. Das Teeservice war aus kostbarem Aynsley-Porzellan, ganz zart von Blattgold überhaucht.

»Solche Vorkommnisse sind bedauerlich, mein lieber Bischof«, sagte der Besucher, »aber auch wir geweihten Priester unseres Lieben Herrn sind schwache, nur allzu menschliche Wesen. Ich finde in meinem Herzen tiefes Mitgefühl für ihn, und ich werde heute Abend darum beten, dass er in Zukunft mehr Kraft besitzen möge.« Aus seiner sehr weich artikulierenden Stimme klang deutlich der ausländische Akzent. Er war Italiener: Erzbischof Francesco Savaria De Rosa, Apostolischer Legat bei der katholischen Kirche Australiens. Er bildete das Bindeglied zwischen der klerikalen Hierarchie in Australien und dem Nervenzentrum im Vatikan, war somit also der wichtigste katholische Würdenträger in diesem Teil der Welt. Ursprünglich hatte er gehofft, in die Vereinigten Staaten von Amerika entsandt zu werden. Doch bei eingehender Überlegung kam er zu dem Schluss, dass Australien für ihn recht geeignet war. Wenn auch ein weit kleineres Land als die

USA – zwar nicht an Ausdehnung, aber doch an Bevölkerungszahl – , so konnte es doch in viel stärkerem Maße als katholisch gelten. Anders als überall sonst in der Englisch-sprechenden Welt, war es in Australien keineswegs ein Handikap, Katholik zu sein, nicht für den Geschäftsmann oder den Juristen, auch nicht für einen aufstrebenden Politiker. Und Australien war ein reiches Land, schon rein materiell für die Kirche von beträchtlichem Nutzen. Solange er sich hier befand, brauchte er wirklich nicht zu fürchten, von Rom vergessen zu werden. Jetzt betrachtete er, über den Rand seiner Tasse hinweg, unauffällig Cedric Stuart, der schon bald sein Sekretär werden sollte. dass Bischof Gregory auf diesen Priester große, ja sehr große Stücke hielt, wusste man allgemein. Blieb die Frage: Würde er auch ihm, dem Apostolischen Legaten, wirklich gut gefallen? Sie waren alle so groß, diese Iren, viele überragten ihn um Haupteslänge, wenn nicht mehr, und als angenehm empfand er es wahrlich nicht, zu ihnen empor starren zu müssen. Was Stuart betraf: Sein persönliches Verhältnis zu Bischof Gregory war zweifellos ganz ausgezeichnet, das sah man auf den ersten Blick. Der jüngere Mann verhielt sich respektvoll, blieb dennoch unverkrampft, bewies eine heiter-humorvolle Art. Wie aber würde er sich unter einem anderen, so gänzlich verschiedenen Herrn bewähren? Normalerweise wäre ein

Italiener Sekretär des Apostolischen Legaten geworden. In diesem Fall lag die Sache anders. Cedric Stuart war für den Vatikan von großem Interesse. Immerhin musste es als sein Verdienst gelten, dass der Kirche ein riesiges Vermögen zugefallen war. Und auch er persönlich durfte durchaus wohlhabend genannt werden; seine Oberen besaßen nicht das Recht, ihm sein Privatvermögen abzufordern, und er seinerseits dachte offenbar nicht daran, es der Kirche zu überschreiben. Deshalb hatte der Vatikan beschlossen, dass der Apostolische Legat diesen Cedric Stuart als Sekretär in seinen Dienst nehmen sollte, um sich ein möglichst genaues Bild von ihm machen zu können – um ihm, wie man so sagte, ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Eines Tages, wenn gewiss auch noch nicht in ganz naher Zukunft, würde der Heilige Vater die katholische Kirche Australiens belohnen, indem er einem der Ihren die Kardinalswürde verlieh. Die Altersgruppe, die dafür am ehesten in Frage kam, war zwar nicht jene, zu der auch Cedric Stuart gehörte, doch kein Zweifel: Stuart selbst war ein führender Kandidat auf das Amt eines Bischofs. Nun, mochte er also getrost die Chance bekommen, sich erst einmal auf seinem neuen Sekretärsposten zu beweisen, dachte Erzbischof de Rosa. Die Sache konnte womöglich recht interessant werden. Nur: musste er unbedingt so entsetzlich langwüchsig sein? Jetzt, am

Teetisch, verhielt Cedric Stuart sich sehr still. Er aß nur ein kleines, dreieckiges Sandwich, verschmähte die anderen Leckerbissen, trank jedoch durstig vier Tassen Tee, ohne allerdings Zucker oder Milch hinzuzufügen. Nun, das entsprach genau dem, was im Bericht über ihn stand: in seinen persönlichen Lebensgewohnheiten bemerkenswert genügsam, mit nur einer Schwäche, der für ein gutes – und sehr schnelles – Auto.

»Ich hatte nie die Gelegenheit, Ihnen eine persönliche Frage zu stellen, die mich beschäftigt, seit ich Sie kennen gelernt habe. Es geht um Ihren Namen. Er ist französischen Ursprungs«, sagte der italienische Erzbischof. »aber soweit ich weiß, sind Sie jedoch Ire. Wie passt das zusammen? War Ihre Familie französischer Herkunft?« Cedric Stuart schüttelte lächelnd den Kopf.

»Es ist ein normannischer Name, Euer Exzellenz, sehr alt und sehr ehrenwert. Ich bin ein direkter Nachfahre eines gewissen Ranulf Stuart, der zu den Edelleuten am Hofe Wilhelms des Eroberers gehörte. Im Jahr 1066 kam er mit Wilhelm nach England, und einer seiner Söhne nahm englisches Land. Unter den normannischen Königen von England erlebte die Familie eine Blütezeit, doch später, während der Regierung von Heinrich IV., überquerten einige Stuarts die Irische See und ließen sich in jenem Teil nieder, der Pale genannt wurde. Als Heinrich VIII. sich vom Papst lossagte

und die anglikanische Kirche entstand, behielten wir den Glauben Wilhelms, was nichts anderes bedeutete, als dass wir meinten, unser Treueverhältnis zu Rom habe Vorrang vor dem zu London. Als dann jedoch Cromwell das Commonwealth begründete, verloren wir unsere Ländereien und unsere Titel, die wir auch nie wieder zurückerhielten. Karl II. hatte englische Günstlinge, die er mit irischem Land belohnte. So ganz ohne Grund ist er nicht, der Hass der Iren gegen die Engländer, wissen Sie. Jedenfalls bewegte sich das Leben der Familie von da an, wenn man so will, in relativer Mittelmäßigkeit. Der Kirche und Rom hielten die Stuarts nach wie vor die Treue. Mein älterer Bruder besitzt ein Gestüt in County Meath und ist damit recht erfolgreich. Er hofft, dass aus seiner Zucht einmal der Sieger beim Derby oder beim Grand National hervorgehen wird. Ich bin der Zweitälteste Sohn, und es war seit alters her in der Familie Tradition, den Zweitältesten Priester werden zu lassen, falls er selbst den Wunsch hegte. Ich bin sehr stolz auf meinen Namen und meine lange Ahnenreihe, wissen Sie. Stuarts gibt es immerhin seit fünfzehnhundert Jahren.«

Ah, wie gut, das zu hören! Ein alter adeliger Name und eine Familiengeschichte, die gleichsam ihren Kern darin hatte, dass man durch alle Verfolgungen hindurch fest zum alten Glauben hielt.

»Und wie erklärt sich der Name Cedric?«

»Lediglich als Kurzform von Cederick, Euer Exzellenz.«

»Ah, verstehe.«

Bischof Gregory White warf Cedric Stuart einen Blick zu.

»Sie werden mir sehr fehlen«, sagte er, häufte Marmelade und Schlagsahne auf ein Stück Teekuchen und schob sich dann alles auf einmal in den Mund. Cedric Stuart lachte.

»Euer Exzellenz bringen mich in ein Dilemma! Hier sitze ich, zwischen meinem alten Herrn und meinem neuen, und wenn ich dem einen eine Antwort gebe, die ihm gefällt, so wird sie dem anderen missfallen. Aber darf ich vielleicht sagen, dass Euer Exzellenz auch mir persönlich sehr fehlen werden, während ich mich darauf freue, Euer Exzellenz dienen zu können?« Ausgezeichnet formuliert, die Antwort eines Diplomaten. Es wollte Erzbischof Savaria De Rosa scheinen, dass es wahrlich nicht schaden könne, einen solchen Sekretär zu haben. Allerdings: Er sah bei weitem zu gut aus – die fein geprägten Züge, die hohe Gestalt, die ganze Erscheinung. Cedric Stuart versank wieder in Schweigen. Er starrte auf den Teetisch, ohne ihn jedoch zu sehen. Was er sah, war etwas ganz anderes. Es war das Gesicht des jungen Priesters, den er gerade gemäßregelt hatte: der bestürzte, verzweifelte Ausdruck in den Augen des jungen Mannes, als er begriff, dass man ihm

keine Gelegenheit geben würde, mit seinem Mädchen noch ein letztes Mal zusammenzukommen. Lieber Gott, dachte er, wenn ich das nun gewesen wäre, wenn es mich und Enya betreffen würde!?

War man sehr umsichtig und verschwiegen, so konnte man gewisse Dinge vor den Oberen eine Zeitlang verheimlichen. Unter bestimmten Umständen erfuhren sie mit ziemlicher Sicherheit sogar nie etwas davon: Frauen nur während des alljährlichen Urlaubs fern von der Gemeinde. Entstand jedoch eine ernstere, tiefere Bindung, so mussten das die Oberen ganz unvermeidlich entdecken. Manchmal, manchmal flüchtete er sich geradezu in die Kapelle des Bischofspalais und kniete dann auf dem harten Marmorfußboden, bis seine Kniegelenke, seine Beine vor Schmerz so steif waren, dass er sich kaum noch erheben konnte. Nur dies hielt ihn dann gleichsam davon ab, zum nächsten Zug zu eilen, der nach Yelli und Valopo fuhr. Immer und immer wieder hatte er sich gesagt, er sei nichts weiter als ein Opfer der Einsamkeit, ihm fehle nur die warme, herzliche Zuneigung, die ihm auf Valopo entgegengebracht worden war. Er versuchte sich weiszumachen, dass sich nichts geändert hatte, als er einer augenblicklichen Schwäche erlag und Enyas Kuss erwiderte. Er glaubte, sich selbst versichern zu können, dass seine Liebe zu Enya sich nach wie vor auf das Reich einer keltisch anmutenden Phanta-

sie beschränkte, die zwar voller Entzücken war, gleichzeitig jedoch auch wie purifiziert und abstrahiert, und dass seine Gefühle für Enya keinesfalls über gegliedert waren in eine andere Welt, die nicht mehr einen bewusst beschränkten Ausschnitt darstellte, sondern ein beunruhigendes und verstörendes Ganzes, das in seinen früheren Träumen einfach nicht dagewesen war. Doch er konnte sich nicht eingestehen, dass sich etwas geändert hatte, und so behielt er Enya in seiner Vorstellung als kleines Mädchen und schirmte dieses Bild – diese Vision, wenn man so wollte – sorgsam ab gegen alles, was das Gegenteil bezeugen mochte. Der Schmerz aber, der Schmerz ließ nicht nach; selbst wenn sie bald bei ihm sein würde – hier in Sydney. Oh Gott. Vielmehr schien es damit schlimmer zu werden. Zuvor war seine Einsamkeit gewissermaßen eine unpersönliche Angelegenheit gewesen. Nie hatte er sagen können, dass da Abhilfe geschaffen werden konnte, weil es in seinem Leben diesen oder jenen Menschen gab oder geben mochte. Jetzt jedoch hatte seine Einsamkeit einen Namen: Enya, Enya, Enya, Enya ... Er schrak auf aus seinen Grübeleien und entdeckte, dass der Blick des Erzbischofs de Rosa sehr direkt und zweifellos scharf beobachtend auf ihm lag. Ohne Frage besaßen diese großen, dunklen Augen in weit gefährlicherem Maße die Fähigkeit, in das Objekt ihrer Beobachtung einzudringen, es gleich-

sam auszuforschen, als die so munteren und lebhaften Augen des Bischofs Gregory White. Cedric Stuart erwiderte den Blick seines zukünftigen Herrn mit einem Blick von gleicher Klarheit und Direktheit und ließ dann ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht gleiten. Viel zu intelligent, um abzuleugnen, dass er gerade dunklen Gedanken nachgehungen hatte, zuckte er mit den Achseln, als wollte er sagen: In jedem Menschen steckt ein Stück Traurigkeit, und es ist ja keine Sünde, sich an einen Kummer zu erinnern.

»Sagen Sie doch«, fragte der italienische Erzbischof, »inwieweit hat sich eigentlich der vor kurzem eingetretene wirtschaftliche Rückgang auf das von Ihnen verwaltete Vermögen ausgewirkt?« Die Frage klang so natürlich, als habe ihn in den letzten Minuten ausschließlich dies beschäftigt.

»Bislang brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, Euer Exzellenz«, lautete die Antwort. »Michar Limited ist den Fluktuationen des Marktes in relativ geringem Maße ausgesetzt. Das verdanken wir der Tatsache, dass Mrs. Ryan mit ganz besonderer Umsicht investiert hat. Die Station Valopo allerdings wird nicht ganz so glimpflich davonkommen; der Wollpreis fällt. Mrs. Ryan war jedoch zu klug, um ihr Geld im landwirtschaftlichen Bereich anzulegen. Sie gab der Metallgewinnung entschieden den Vorzug. Allerdings glaube ich, dass dies eine ganz ausgezeichnete Zeit ist, Land

zu kaufen, nicht nur Viehstationen irgendwo weit draußen, sondern auch Grundstücke mit Häusern und Gebäuden in den wichtigsten Städten. Die Preise sind lächerlich niedrig, werden jedoch nicht ewig auf ihrem jetzigen Stand bleiben. Immobilien bieten sich als Anlage im Augenblick gleichsam von selbst an. Ich wüsste wirklich nicht, wie wir, wenn wir jetzt kaufen, in den kommenden Jahren daran verlieren sollten. Eines Tages ist die Depression mit Sicherheit vorüber.«

»Richtig«, sagte Erzbischof Savaria De Rosa. Cedric Stuart, so schien es, hatte offenbar nicht nur das Zeug zu einem Diplomaten, sondern auch eine beachtliche kaufmännische Begabung! Und so war es in der Tat überaus ratsam, dass Rom ihn sorgsam im Auge behielt.

\*\*\*

Enya ertappte den grauhaarigen maskierten Mann auf frischer Tat – mitten in der Nacht. Er hatte sich anscheinend von der ungeschützten Ostseite an das Haus herangeschlichen, und nachdem er durch ein offen stehendes Fenster in das Haupthaus gestiegen war, eröffnete sich ihm die freie Bahn. Einzig und allein Enyas Schlaflosigkeit war es geschuldet, dass es zu einem Abbruch der erschreckenden Begebenheit kam, die, so unglaublich es sich auch anhörte, eine Menge Glück bein-

haltete. Den großen Leinensack hatte der Maskierte voll gestopft, so gut er konnte, sodass er ihn kaum zu tragen vermochte, weshalb Enya trotz aller Furcht sagte:

»Sie seh'n zwar, trotz Ihres Alters, kräftig aus, Mister, aber mit der schweren Last auf der Schulter wird man Sie auf der Flucht schnappen.«

»Pah! Von wegen! Enya Kelly! Was bist du doch für eine einfältige Keltengöre! Wenn es mir vor Jahren gelang, bei einem einzigen Raubzug dreizehn Goldbarren wegzuschleppen, ist das, was ich hier gefunden habe, im Vergleich ein Federkissen!«

Danach verschwand der Maskierte, ein wenig tollpatschig in seiner Art, durch das Fenster auf Nimmerwiedersehen.

Knapp eine Stunde dauerte es, bis Enya festgestellt und aufgeschrieben hatte, was fehlte, ohne das ganze Haus in Panik zu versetzen, und noch schneller ging die unvollendete Stunde vorüber, die ein Vertreter des Gesetzes benötigte, um zwei Tage später das Diebesgut und den Ablauf akribisch zu hinterfragen und zu notieren. Warum Enya bei der Angabe der gestohlenen Sachen in tagelanger Abwesenheit ihrer Eltern hinzufügte; »... ein Ring meiner Mutter, ein paar Silberlöffel, und dreizehn Barren Gold« wusste sie nicht, doch aufgrund ihres Hinweises »Es muss jemand aus

meinem Bekanntenkreis gewesen sein« konnte die Polizei den Dieb dingfest machen.

»Seltsam« sagte der damit beauftragte Gesetzesdiener, als er drei weitere Tage später den schweren Sack und die Goldbarren auf den Tisch wuchtete. »Das einzige, was er aus dem Sack genommen und an einem anderen Ort aufbewahrt hat, war das Gold. Der Rest ist, wie Sie seh'n, noch drin. Aber nun, da er nicht mehr lebt, werden wir wohl nie erfahren, was in seinem Kopf vorging.«

»Der ... der alte Mann ist tot?«

»Ja, Miss. Henry McDougle war sein Name, und weil er bei der Verhaftung wie wild um sich balgte, mussten wir dasselbe tun. Alles ging blitzschnell, sodass er nicht mal mehr in der Lage war, seine Verbrechen zu bereuen, bevor ihn das Zeitliche segnete. Gut möglich, dass er sich in dem Tumult auch selbst erschossen hat.«

»Henry McDougle?«

»Ja, Miss. Er war ein mürrischer Herumtreiber, der, laut meinem Kollegen, eine vollgeramschte Bude in Yelli hatte und im vergangenen Jahr auf Valopo arbeitete. Daher wusste er wohl, dass es hier was zu holen gab. Aber nun ist ja alles wieder da. Bitte überprüfen Sie es dennoch zur Sicherheit. Und danach bitte ich Sie, Ihre Eltern, oder einen Ihrer Brüdern um eine Unterschrift, die bestätigt, dass Sie das gestohlene Gut zurückbekommen haben.«

»Meine Eltern und meine Brüder sind leider nicht hier. Meine Brüder sind irgendwo, weit draußen bei den nördlichen Koppeln, und meine Eltern sind vor zwei Tagen nach Yelli gefahren, um einzukaufen und ein paar geschäftliche Dinge zu erledigen.«

»Kein Problem, Miss. Unterschreiben Sie einfach hier unten.«

Enya überprüfte es, unterschrieb, und wie sich schnell herausstellte, hatte der Beamte Recht. Alles war da, nahezu unbeschadet, und die Goldbarren, die in einer Kiste auf dem Tisch lagen, glänzten, als wären sie vor wenigen Minuten in einer nationalen Münz- und Prägeanstalt in Form gegossen worden. Nun wurde Enya auch klar, warum es hieß »Wo Geld ist, kommt automatisch Geld hinzu«.

»Ähm ... Alles in Ordnung« sagte sie, in der sicheren Gewissheit, dass Fortuna es so wollte. Es hatte im Zuge der Eingebung genügt, sich das, was Liam vor Jahren gesagt hatte, in Erinnerung zu rufen: »Schimpft dich jemand voller Zorn, Missgunst oder Häme Keltengöre, hast du deswegen ein sattes Guthaben bei Fortuna.«

\*\*\*

»Mir wurde von Bischof White aufgetragen, mich sofort nach der Rückkehr seiner Gäste bei

Erzbischof Francesco Savaria De Rosa einzufinden, und hier bin ich, Exzellenz« sagte Cedric im Ehre-gebietenden Angesicht des Erzbischofs.

»Ausgezeichnet. Wie beglückend, nebenbei bemerkt, denn nur wenige außerhalb des Vatikans vermögen meinen Namen richtig auszusprechen. Möchten Sie Tee, Pater?«

»Ja, bitte.«

»Ich muss gesteh'n; ich habe mich an diesen Brauch gewöhnt.«

»Ich darf wohl annehmen, dass sich der beschwerlichere Teil Ihres Aufenthalt in Australien langsam seinem Ende entgegen neigt, Exzellenz« wollte Cedric wissen, da er sich seit Wochen Gedanken machte, wie es denn nun weiterging. Wie Enya es von der göttlichen Gegenseite in Form der keltischen »Konkurrenz« zugeflüstert bekommen hatte, war er nach wie vor von Ehrgeiz durchdrungen und beseelt.

»Ja. Sie wissen; als päpstlicher Legat ist es meine Aufgabe, zwischen der Kirchenführung Australiens und dem Heiligen Stuhl die Verbindung zu wahren. Ich persönlich finde Australien im selben Maße faszinierend und fortschrittlich wie Amerika. Und da ich nicht der einzige bin, der dieser Ansicht ist, wird es wohl früher als angenommen, dazu kommen, dass der Heilige Vater alles bisherige durch Einsetzung eines australischen Kardinals entgelten wird.«

»Hmm ... ich dachte, das würde zweifellos noch Jahre dauern.«

Francescos Katze, meldete sich mit einem lauten »Miau«, da ihr nun auf Francescos Schoß weniger Aufmerksamkeit zuteil wurde, als zuvor.

»Falsch gedacht, Cedric, denn es gehört zu meinen Aufgaben, dafür in Frage kommende Kandidaten aufzustöbern, aufzuzeigen und im Auge zu behalten. Und um ehrlich zu sein; das ist der Hauptgrund meiner derzeitigen und hoffentlich uncharakteristischen Aufdringlichkeit.«

Francescos Katze schien sich nun wirklich unbehaglich zu fühlen, denn sie miaute abermals und fuhr sogar die Krallen halb aus.

»Oh, Shiba. Mein armes Bein. ›Stuart‹ ... Dass dieser Name mit Wilhelm, dem Eroberer, und Heinrich, dem Achten, der dafür sorgte, dass Ihre Familie um ihre Macht kam, in Verbindung zu bringen ist, erklärten Sie mir bereits mit Engelsgeduld und ohne Gram und Groll. Doch umso mehr scheint mir; sind die Stuarts nun in Begriff, ihre Macht auf andere Weise wiederzuerlangen.«

»Verzeihung?«

»Das war nur eine kleine Anspielung, da Sie es geschafft haben, die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich zu zieh'n. Um mich dem Papst und Bischof White anzuschließen; die Ryan Erbschaft war trotz der vorsichtigen Formulierung eine beachtliche Leistung.«

»Nun; Mrs. Ryan war der Kirche treu ergeben.«

»Ja. Aua! Shiba! Musst du denn immer deine Krallen einsetzen, wenn du dich wohl fühlst? Böses böses weibliches Wesen.«

»Ha, ha!« hörte man zwei Geistliche im Duett lachen.

»Was meinen Sie in Bezug auf den Besitz der Kellys, Cedric? Werden wir, in Anbetracht der Wirtschaftslage, nicht doch einige Verluste hinnehmen müssen?«

»Nein. Im Gegenteil, Exzellenz. Wie ich bei unserer letzten Begegnung schon sagte. Ich bin mit dem Buchprüfer alles durchgegangen und halte die Investition für wertbeständig. Ich bin mir sicher; die Kellys werden Valopo so verwalten, als wäre es ihr Eigentum.«

## *Feuer auf Valopo*

Es war 1926, und auf Valopo wusste man, was es mit der Depression auf sich hatte. In ganz Australien herrschte Arbeitslosigkeit. Es schien so sinnlos, irgendwo nach einem Job zu suchen, dass viele es gar nicht mehr versuchten. Und da das Geld für die Miete in irgendwelchen Wohnhäusern kaum noch aufzubringen war, wohnten die Frauen und Kinder in primitiven Hütten auf Kommunalgelände und reihten sich ein in die langen Schlangen der Unterstützungsempfänger, denn durchschlagen mussten sie sich allein: Väter und Ehemänner waren unterwegs auf Tramp tour. Die wenigen Dinge, die ein Mann unbedingt zum Leben brauchte, wickelte er in eine Schlafdecke, um die er ein paar Riemen schlang. Dieses Bündel warf er sich über den Rücken und ging dann auf Walze. Wenn er – das war seine Hoffnung – auf den Viehstationen, die er bei seiner Route berührte, schon keinen Job bekam, so doch wenigstens ein paar Fressalien. Die Lebensmittelpreise waren niedrig, und Angus sorgte dafür, dass in den Vorratslagern kein Mangel herrschte. Jeder Mann, der

nach Valopo kam, konnte sicher sein, dass sein Fressbeutel gut gefüllt werden würde. Sonderbar war, dass nur selten einer dieser Tramps das Bedürfnis zu haben schien, wenigstens für einige Zeit am selben Ort zu bleiben. Kaum hatten sie eine warme Mahlzeit im Bauch und genügend Proviant für die Walze im Beutel, so brachen sie meist auch schon wieder auf. Was immer sie suchen mochten, konnten einzig sie selbst wissen. Auf vielen anderen Stationen zeigte man sich bei weitem nicht so gastfreundlich und großzügig wie auf Valopo, was das Rätsel nur noch rätselhafter machte, weshalb es die Männer, die auf Walze waren, meist auch von Valopo gleich wieder weitertrieb. Woran mochte es liegen? An ihrer Heimatlosigkeit, an ihrer Ziellosigkeit, an der Sinnlosigkeit ihres Lebens? Irgendwie schafften es die meisten, sich am Leben zu halten, aber manche kamen auch um. Und wenn man sie fand, so wurden sie begraben, bevor die Krähen und die Schweine sie bis auf die Knochen abfressen konnten. Das Outback war riesengroß, und es war einsam. Kevyn blieb jetzt für alle Fälle wieder zu Hause, und nahe bei der Tür zum Kochhaus war die Flinte stets griffbereit. In diesen Zeiten bekam man mühelos ausgezeichnete Viehtreiber, und Angus hatte inzwischen neun Mann eingestellt, die in der alten Baracke hausten, also brauchte er Kevyn nicht unbedingt auf den Koppeln. Brigit ließ jetzt kein

Geld mehr offen herumliegen, und Kevyn musste hinter dem Kapellenaltar eine Art getarntes Schränkchen einbauen, wohingegen Enya ihren Schatz (die dreizehn Goldbarren) heimlich an einer Stelle, unweit ihres Lieblingsplatzes, vergraben hatte. Niemand wusste davon, denn die Hüter des Gesetzes hüteten sich wohlweislich, Dinge auszuplaudern, die ihnen den eigenen Job kosten konnten. Doch unter den Tramps befanden sich nur wenige gemeine Kerle. Solche Typen blieben lieber in den Großstädten oder den größeren Landstädten, wo für sie eher was zu holen war als bei den langen, einsamen Wanderungen fern im Outback. Dennoch fand es jeder nur zu verständlich, wenn Angus, schon Brighits und Enyas wegen, von vornherein jedes Risiko ausschalten wollte. Valopo war ein sehr berühmter Name, und es konnte durchaus sein, dass er die wenigen, aber halt doch existenten Kriminellen unter den Tramps anlockte. Den Beweis hatte der ebenso ungeschickte wie dumme McDougale auf eindrucksvolle Weise erbracht.

Der Winter brachte böse Stürme, einige trockene, einige nasse, und im darauffolgenden Frühjahr und Sommer fiel so reichlich, ja überreichlich Regen, dass auf Valopo das Gras höher und üppiger wuchs als je zu vor. Jims und Patsy lernten an Mrs. Millers Küchentisch fleißig die Lektionen, die sie per Fernunterricht zu erledigen hatten, und

sie schwatzten davon, wie es wohl auf dem River-view College werden würde, jenem Internat, auf das sie kommen sollten. Aber Mrs. Miller wurde dann immer so mürrisch und verdrossen, wenn sie das hörte, dass die Zwillinge in ihrer Gegenwart bald nicht mehr davon sprachen, auch nicht davon, dass sie überhaupt je Valopo verlassen würden. Wie sich in der Vergangenheit gezeigt hatte, kam nach dem ergiebigen Regen meist trockenes Wetter. Das schenkelhohe Gras wurde so dürr wie stets während eines regenlosen Sommers. Brüchig und morsch wirkten dann die silbrig schimmernden Halme. Doch über die vielen Jahre hinweg waren die Männer so abgestumpft gegen das ewige Auf und Ab und Auf und Ab von knallharter Dürre und schwappenden Überschwemmungen, dass sie nur mit den Achseln zuckten und ihrer Alltagsarbeit nachgingen, als gäbe es ansonsten nichts von Wichtigkeit. Und sie hatten recht, denn eben hierauf kam es an: alles zu tun, um vom einen guten Jahr bis zum nächsten zu überleben, wann immer dieses nächste gute Jahr auch kommen mochte. Niemand konnte den Regen voraussagen. In Brisbane gab es zwar einen Mann namens Inigo Jones, der sich bei längerfristigen Wettervorhersagen bewährt haben sollte und dessen Methode auf einer neuartigen Bewertung der Sonnenfleckenaktivität basierte, doch draußen auf den Schwarzerdebeneen maß dem, was er zu sagen

wusste, niemand viel Glaubwürdigkeit bei. Mochten ihm in Sydney und Melbourne die Leute seine Prognosen auch abkaufen, die Männer der Schwarzerdebenen verließen sich lieber auf jenes alte Gespür in ihren Knochen. Im Winter 1926 kamen die trockenen Stürme, zusammen mit bitterer Kälte, aber durch das üppige Gras wurde es mit dem Staub längst nicht so schlimm wie sonst, und es gab auch nicht so viele Fliegen. Für die frisch geschorenen Schafe war das allerdings ein geringer Trost, die zitterten erbärmlich in der Kälte. Eine gewisse Mrs. Gabriel O'Mally, die in einem Holzhaus wohnte, genoss es unendlich, Besucher aus Sydney zu empfangen, und zu der üblichen »SightseeingTour« gehörte dann auch eine Stippvisite auf Valopo. Mrs. O'Mally ging es darum, ihren Gästen zu beweisen, dass auch auf den Schwarzerdebenen manche Menschen durchaus stilvoll zu leben verstanden. Bei der Besichtigung der Homestead kam die Rede stets unvermeidlich auf jene frisch geschorenen Schafe. Erbärmlich dünn wirkten sie, ähnelten irgendwie abgesehen Ratten, und jetzt waren sie dem Winter also ohne Schutz ihrer zwölf bis fünfzehn Zentimeter dicken Wollhülle ausgesetzt. Doch – wie Angus ernst zu einem dieser Besucher sagte – ergab das bessere Wolle. Auf die Wolle kam es an, nicht auf die Schafe. Bald darauf druckte der »Sydney Morning Herald« einen Brief ab, in dem vom Parla-

ment einschneidende Gesetze gefordert wurden, um ein für allemal »der Grausamkeit der Viehzüchter« einen Riegel vorzuschieben. Die arme Mrs. O'Mally war entsetzt, doch Angus lachte, bis ihm der Bauch weh tat.

»Nur gut, dass dieser Dummkopf nie gesehen hat, wie so ein Scherer einem Schaf den Bauch aufschlitzt und dann mit einer Ballennadel wieder zunäht«, sagte er beschwichtigend zu Mrs. O'Mally. »Lohnt nicht, sich darüber aufzuregen, Mrs. Gabriel. In der Stadt weiß doch keiner, wie man auf dem Land lebt, und die Leute dort können sich den Luxus leisten, ihre Tiere so zu verhätscheln, als ob's Kinder wären. Hier draußen ist das anders. Hier werden Sie nie erleben, dass ein Mann, eine Frau oder ein Kind, die in Not sind, ohne Hilfe bleiben. Aber in den Städten sind's dieselben Leute, die sich wegen ihrer Tiere reinweg umbringen, denen das Schicksal ihrer Mitmenschen völlig gleichgültig ist. Die hören auf keinen Hilferuf, und wenn jemand noch so laut schreit.« Bright hob den Kopf.

»Er hat recht, Mrs. Gabriel«, sagte sie. »Wir verachten immer das, wovon es zu viel gibt. Hier draußen sind das Schafe, aber in der Stadt sind es Menschen.«

An jenem Tag im August, als der große Sturm losbrach, war nur Angus weit von der Homestead entfernt. Er saß ab, band sein Pferd sorgfältig an

einen Baum, und setzte sich unter eine Wilga, um hier alles abzuwarten. Ganz in seiner Nähe kauerten, vor Furcht zitternd, seine fünf Hunde dicht beisammen. Die Schafe, die er in eine andere Koppel hatte treiben wollen, zerstreuten sich mehr und mehr in verängstigte kleine Gruppen, die in allen Richtungen auseinanderstrebten, ziellos. Und es war ein furchtbarer, ein wirklich grauenvoller Sturm. Noch spielte er seine volle Kraft, seine wirklich vernichtende Wucht nicht aus. Aber auch so war es schon schlimm genug, und Angus steckte die Finger in die Ohren, machte die Augen zu und betete. Nicht weit von seinem Platz unter der Wilga mit den ruhelos hin und her peitschenden Ästen und Zweigen ragte ein etwa fünfzehn Meter hoher toter Eukalyptusbaum empor und schien mit seiner scharfen, wie zerrissenen Spitze einzutauchen in die tiefhängenden, nachtschwarzen Wolken. Unten um den Stamm wirbelte der Sturm abgestorbene Stümpfe und Stämme, rings umgeben von hohem Gras. Ein blaues Feuer, so grell und so scharf, dass es Angus durch die geschlossenen Lider in den Augen schmerzte, ließ ihn aufspringen aus seiner kauernenden Stellung. Doch sofort wurde er, einem Spielzeug gleich, wie von einem ungeheuren Explosionsdruck zu Boden geschleudert. Er hob den Kopf, ein kleines Stück nur, und sah noch, wie der Blitz in vernichtender Wunderpracht gleißende blaue und purpur-

rote Feuer am toten Stamm des Eukalyptusbaums hinauf und herunterlaufen ließ. Und dann, noch ehe Angus recht begreifen konnte, was überhaupt geschah, begann alles zu brennen. Längst war aus dem toten Eukalyptusbaum und dem toten Holz drumherum der letzte Tropfen Feuchtigkeit verdunstet, und das hohe Gras glich knochentrockenem Zunder. Wie eine trotzig Antwort der Erde an den Himmel schoss von dem gigantischen Baum eine Feuersäule hoch, die weit emporstieg über die scharfe, gezackte Spitze. Im selben Augenblick ging auch der Haufen aus toten Stämmen und Stümpfen in Flammen auf, und der Wind wirbelte das Feuer wie ein kreiselndes Rad in unablässig sich weitendem Bogen herum, und herum und herum. Angus blieb nicht einmal Zeit, um bis zu seinem Pferd zu kommen. Sofort geriet der ausgedorrte Wilga-Baum in Brand. Die Gummiresina im Holz, das Harz also, explodierte, schleuderte auswärts, und wohin Angus jetzt auch blickte, überall sah er undurchdringliche Flammenwände. Die Bäume brannten wie besessen, und das Gras zu seinen Füßen verwandelte sich in fauchendes Feuer. Er hörte die schrillen Entsetzenslaute seines Pferdes, und es gab ihm einen tiefen Stich. Wie konnte er die hilflose Kreatur, dort angebunden, sich selbst überlassen? Ein Hund heulte, und das Heulen verwandelte sich in einen fast menschlichen Schmerzens-, ja Todesschrei. Für

Sekunden sprang und tanzte das Tier, eine lebende Fackel, dann brach es im lodernden Gras zusammen. Genauso war es auch mit den anderen Hunden, obwohl sie den Flammen noch zu entkommen suchten. Doch der Sturm, der das Feuer voran peitschte, war schneller als alles, das sich auf Beinen oder mit Flügeln voranbewegte. Ein sausender Meteor schien Angus das Haar zu versengen, während er für den Bruchteil einer Sekunde stillstand und überlegte, wie er am besten zu seinem Pferd kommen könnte. Doch dann sah er unmittelbar zu seinen Füßen einen großen Kakadu, der buchstäblich geröstet wurde. Plötzlich wusste Angus, dass dies das Ende war. Weder für ihn selbst noch für sein Pferd gab es aus diesem Inferno einen Ausweg. Und noch während er dies begriff, schoss hinter ihm ein Baum, ein Stringybark, nach allen Seiten Flammen. Die Gummiresina war explodiert. Die Haut auf Angus' Arm schien zu schrumpfen, sie wurde schwarz, während sein noch immer rötlicher Schopf plötzlich trüber wirkte, überglutet von der übermächtigen Kraft der Flammen. Ein solcher Tod ist etwas, das sich nicht beschreiben lässt. Denn das Feuer frisst sich von außen nach innen, und das Letzte, das von den Flammen so geschmort wird, dass es zu funktionieren aufhört, sind das Hirn und das Herz. Mit brennenden Kleidern rannte Angus schreiend durch diese Hölle, und jeder Schrei, den er auss-

tieß, war der Name seiner Frau. Alle anderen Männer schafften es noch, vor Ausbruch des Sturms zur Homestead zurückzukehren. Sie ließen ihre Gäule auf dem umzäunten Platz frei und machten, dass sie in das große Haus oder aber in die Baracke kamen. In dem hellerleuchteten Salon, wo im creme und rosafarbenen Kamin ein Holzfeuer prasselte, saßen die Kelly-Söhne und lauschten dem Sturm. Hinauszugehen, um ihn zu beobachten, fühlten sie sich jetzt kaum noch versucht. Allzu anheimelnd und verlockend war der würzige Geruch der brennenden Eukalyptusscheite und der zarte Duft des Gebäcks und der Sandwiches auf dem Teewagen. Damit, dass Angus es noch schaffen konnte, rechnete niemand. Gegen vier Uhr trieb das dunkle Gewölk in östlicher Richtung davon, und unwillkürlich atmeten alle erleichtert auf. Für die Dauer des Sturms blieb man immer irgendwie verkrampft, obwohl auf Valopo doch jedes Gebäude einen Blitzableiter hatte. Finn und Colin standen auf, um, wie sie sagten, draußen ein wenig frische Luft zu schöpfen, in Wirklichkeit jedoch, um draußen die in ihren Lungen aufgestaute Luft unauffällig abzulassen.

»Sieh doch!« sagte Colin und deutete nach Westen. Über den Bäumen, welche die Home Paddock umgrenzten, wuchs es hoch wie ein bronzefarbener Pilz aus Rauch, dessen Ränder zu Fetzen zerrissen wurden vom peitschenden Wind.

»Allmächtiger Gott!« rief Finn und lief ins Haus, zum Telefon.

»Feuer, Feuer!« rief er in den Hörer, während jene im Salon ihre Köpfe zu ihm herum ruckten und ihn anstarrten, dann aufsprangen und hinausrannten, um selbst zu sehen. »Feuer auf Valopo, und ein großes!« Er legte auf. Mehr brauchte er nach Yelli nicht durchzugeben. Erstens wusste man in der Vermittlung dort sogleich Bescheid, was zu tun war. Außerdem hingen an der Leitung noch andere, die es gewohnt waren, beim ersten Klingeln abzuheben. Zwar hatte es, seit die Kellys nach Valopo gekommen waren, im Yelli-Distrikt kein großes Feuer gegeben, doch alle kannten sich mit der Prozedur der Feuerbekämpfung aus. Die Kelly-Jungen stoben davon, um Pferde zu holen, und die Viehtreiber kamen aus der Baracke gestürzt, während Mrs. Miller ein Lagerhaus aufschloss und zu Dutzenden sogenannte hessische Säcke ausgab. Da der Rauch im Osten war und der Wind aus dieser Richtung blies, hieß das nichts anderes, als dass das Feuer sich immer näher an die Homestead heran fressen würde. Rasch zog Brigit sich um, schlüpfte aus ihrem Kleid und in eine von Angus' Hosen, rannte dann zusammen mit Enya zu den Ställen. Jetzt wurde jede Hand gebraucht, die irgend helfen konnte. Im Kochhaus schürte Mrs. Miller das Feuer im Herd,

während die Dienstmädchen riesige Töpfe von ihren Haken an der Decke nahmen.

»Nur gut, dass gestern ein Stier geschlachtet worden ist«, sagte die Haushälterin. »Feena, hier ist der Schlüssel für das Lagerhaus, wo Bier und Rum sind. Holen Sie zusammen mit Daisy alles, was wir davon haben, und fangen Sie dann an, Damper-Brote zu machen, während ich mich weiter um das Stew kümmere. Und beeilt euch, beeilt euch!« Die Pferde, schon durch den Sturm unruhig, hatten jetzt auch den Rauch gewittert und ließen sich nur mit Mühe satteln. Bright und Enya führten die beiden widerspenstigen Vollblüter aus dem Stall ins Freie, um ihnen dort besser beizukommen. Während Enya sich mit der braunen Stute mühte, kamen mit stampfenden Schritten zwei Tramps von jenem Weg herbei, der nach Yellingbone führte.

»Feuer, Missus, Feuer! Haben Sie Pferde für uns? Geben Sie uns ein paar Säcke und Beutel!«

»Da drüben bekommt ihr's!« rief Enya. »Guter Gott, ich hoffe nur, dass es keinen von euch dort draußen erwischt.« Wo sich ihr Vater befand, wusste sie nicht, ahnte sie nicht einmal. Die beiden Männer ließen sich von Mrs. Miller Säcke und Wasserbeutel geben. Colin und die anderen Männer waren bereits seit fünf Minuten verschwunden. Die beiden Tramps folgten, und als letzte ritten dann im Galopp Bright und Enya den

Creek entlang, durchquerten ihn und strebten in Richtung Rauchgewölk. Tom, der alte Gartenarbeiter, bildete sozusagen die Nachhut. Am großen Rohr mit der Pumpe füllte er den Tanklaster und ließ dann den Motor an. Als Löschwasser war die schwappende Masse allerdings nicht gedacht. Bei einem Feuer von diesem Ausmaß tat es höchstens ein Wolkenbruch. Das Wasser sollte dazu dienen, die Säcke feucht zu halten und auch die Menschen, die sie schwangen. Während er den Creek an der Furt durchquerte und den Laster dann an der anderen Uferseite empor kriechen ließ, wandte er noch einmal den Kopf und blickte zurück. Was er sah, war sozusagen die verletzliche Bauchseite der Homestead: das Haus des Oberviehtreibers – das ehemalige Kelly-Haus – und die beiden leerstehenden Häuser dahinter. Nur an dieser Stelle befand sich etwas, das in Brand geraten konnte, den Bäumen am Creek nahe genug, um eventuell Feuer zu fangen. Der alte Tom blickte nach Westen, schüttelte mit plötzlichem Entschluss den Kopf und schaffte es, den Tankwagen im Rückwärtsgang wieder an das Ufer auf der Homestead-Seite zu manövrieren. Dort draußen auf den Koppeln würden sie das Feuer nie zum Stoppen bringen können, sie würden umkehren müssen. Und so hielt er nacheinander bei den drei Häusern, richtete den Schlauch auf sie und bespritzte sie kräftig mit Wasser. Auf diese Weise konnte er am

meisten von Nutzen sein: indem er die drei Häuser so feucht hielt, dass sie, auch wenn der Brand näher kam, kein Feuer fangen konnten. Während Enya und Brigit nebeneinander her ritten, wurde die unheildrohende Wolke im Westen immer größer, und von Minute zu Minute führte der Wind stärkeren Brandgeruch herbei. Dunkel begann es zu werden. Von Westen her flüchteten mehr und mehr Tiere über das Koppelgelände. Kängurus waren es und Wildschweine, verängstigte Schafe und Rinder, und Emus und Goannas und Kaninchen zu Tausenden. Colin hatte dafür gesorgt, dass die Tore offen blieben, wie Enya sah, als sie jetzt mit ihrer Mutter von der Borehead in die Billa-Billa ritt. Jede Koppel hatte ihren Namen. Aber Schafe waren so dumm, dass sie wie blind gegen einen Zaun rannten, oft nur ein bis zwei Meter von einem offenen Tor entfernt, das sie einfach nicht sahen. Je näher sie zum Feuer kamen, desto hoffnungsloser sah die Sache aus, und schließlich zügelten sie ihre Pferde. Von seinem ursprünglichen Ausgangspunkt war das Feuer inzwischen eine Strecke von nicht weniger als fünfzehn Kilometer vorgedrungen, und natürlich dehnte es sich auch seitlich aus, wenn auch nicht ganz im gleichen Maße. Immerhin erstreckte es sich jetzt über eine Front von rund acht Kilometern. Nein, hier draußen war das Feuer nicht zu stoppen, nicht durch eine ganze Armee. Sie mussten zurück, um

die Homestead zu verteidigen. Und sie mussten sofort zurück, bevor ihre ermüdeten Pferde vom Feuer eingeholt werden konnten. Die Schafe waren nicht zu retten, aber das half nun mal nichts. Als sie durch die Furt ritten, besprengte der alte Tom noch immer die Häuser.

»Guter Kerl, Tom!« rief Colin. »Mach so weiter, bis die Hitze zu groß wird, aber warte nicht zu lange, hörst du? Sieh zu, dass du dich rechtzeitig in Sicherheit bringst. Bloß kein falsches Heldentum. Du bist wichtiger als so ein bisschen Holz und Glas.« Überall auf dem Gelände der Homestead sah man Autos, und aus Richtung Yelli näherten sich in der Dunkelheit weitere Scheinwerfer, gleißend und hüpfend. Als Colin absaß, sah er, dass schon eine große Gruppe von Männern auf ihn und die anderen wartete.

»Wie groß ist es, Colin?« fragte Jason Caddock.

»Zu groß, um es bekämpfen zu können, glaube ich«, sagte Colin verzweifelt. »Ich schätze, dass die Front etwa acht Kilometer breit ist, und bei diesem Wind frisst es sich ungefähr genauso schnell vorwärts, wie ein Pferd galoppieren kann. Ich weiß nicht, ob wir die Homestead retten können, aber ich meine, Horry sollte sich bereitmachen, seinen Besitz zu verteidigen. Er wird als nächster an die Reihe kommen, denn ich wüsste nicht, wie wir's je stoppen sollten.«

»Nun, ein großes Feuer war bei uns seit langem überfällig. Das letzte große hatten wir 1919. Ich werde dafür sorgen, dass sich eine Gruppe von uns nach Beel-Beel aufmacht. Aber wir sind hier schon ein ganzer Haufen, und es kommen noch mehr. Yelli kann zur Feuerbekämpfung fast fünfhundert Mann aufbieten. Einige von uns werden hierbleiben, um zu helfen. Gott sei gedankt, dass ich westlich von Valopo liege, kann ich nur sagen.« Colin grinste.

»Sie sind ja ein mächtiger Seelentrost, Martin.« Martin blickte um sich.

»Wo ist Ihr Vater, Colin?«

»Westlich vom Feuer, genau wie Bugala. Er war draußen in Wilga, um sich ein paar Mutterschafe wegen des Lammens anzusehen, und Wilga liegt wenigstens acht Kilometer westlich von der Stelle, wo das Feuer ausgebrochen ist, schätze ich.«

»Sonst keine Männer, um die Sie sich Sorgen machen?«

»Nein, heute nicht, dem Himmel sei Dank.« In gewisser Weise, dachte Enya, als sie das Haus betrat, war dies wie ein Krieg. Nichts durfte überhastet werden, jede Aktion sollte unter Kontrolle bleiben und mit Umsicht durchgeführt werden, und dazu gehörte auch, dass in der richtigen Weise für Essen und Trinken gesorgt wurde, damit Kraft und auch Mut erhalten blieben. Es bedeutete aber auch die Gefahr einer unmittelbar eintreten-

den Katastrophe. Neuankömmlinge stießen zu jenen Männern, die jetzt die wenigen direkt am Creek-Ufer stehenden Bäume fällten. Auch das überlange Gras an der Peripherie wurde beseitigt. Enya erinnerte sich, wie sehr sie es seinerzeit bei der Ankunft auf Valopo bedauert hatte, dass die Home Paddock im Vergleich zum ringsum liegenden bewaldeten Gelände geradezu kahl war. Jetzt begriff sie, weshalb das so sein musste. Die Home Paddock war im Grunde nichts anderes als eine gewaltige kreisförmige Feuerschneise. Alle sprachen von den Feuern, die Yelli im Verlauf seiner rund siebenzigjährigen Geschichte erlebt hatte. Seltsamerweise bildeten solche während einer ausgedehnten Dürreperiode nie die Hauptgefahr, weil es einfach nicht genügend Gras gab, von dem sich die Flammen lange nähren konnten. In Zeiten wie dieser – ein oder zwei Jahre nach besonders schweren Regenfällen, wenn das Gras lang und üppig wuchs und dann zundertrocken wurde – geschah es, dass Yelli seine großen Feuer erlebte, von denen sich manche, die nicht unter Kontrolle gebracht werden konnten, über Hunderte von Kilometern hinweg fraßen. Jason Caddock hatte den Befehl über die dreihundert Männer übernommen, die Valopo verteidigen sollten. Er war der Senior unter den Viehzüchtern im Distrikt und hatte seit fünfzig Jahren Feuer bekämpft.

»Bugala umfasst 60000 Hektar«, sagte er, »und 1905 habe ich dort jedes Schaf und jeden Baum verloren. Fünfzehn Jahre brauchte ich, um wieder auf die Beine zu kommen, und eine Zeitlang glaubte ich schon, ich würde es nicht schaffen.« Der Sturm heulte noch immer, und Brandgeruch verpestete die Luft. Die Dunkelheit, die über dem Land lag, wurde am westlichen Himmel aufgerissen durch eine wie giftige Helle, und der Rauch, jetzt in Bodennähe herbei treibend, löste bei so manchem Hustenanfälle aus. Bald darauf sahen sie die ersten Flammen, riesige Feuerzungen, die dreißig Meter und mehr in den Rauch emporlodernten. Und jetzt konnte man das Fauchen hören, oder eher ein Brüllen, wie von einer hoch gepeitschten Zuschauermasse in einem Fußballstadion. Die Bäume am westlichen Rand des bewaldeten Ringes rund um die Home Paddock fingten Feuer, und undurchdringliche Flammenwälle schossen in die Höhe. Von der Veranda aus beobachtete Enya wie erstarrt die winzigen Silhouetten der Männer vor der grellen Lohe. Unablässig schienen sie hin und her zu springen, ja zu zucken, wie gefolterte Seelen in der Höllenglut.

»Enya, komm endlich herein und stell diese Teller dort auf das Sideboard, Mädchen! Wir sind hier nicht beim Picknick, hörst du!« erklang die Stimme ihrer Mutter, und widerstrebend verließ sie die Veranda. Zwei Stunden später kam die ers-

te Gruppe erschöpfter Männer herein geschwankt, um sich zu stärken und frische Kräfte zu schöpfen, bevor sie den Kampf draußen fortsetzten. Und hierfür hatten die Stationsfrauen sich abgeplagt: hatten Stew und Damper-Brot – eine ungesäuerte Brotart – gemacht, hatten Tee und Bier und auch harten Alkohol bereitgestellt, und zwar in solchen Mengen, dass es selbst für dreihundert Männer reichte. Bei einem Feuer tat jeder, was er oder sie am besten konnte, und das hieß, dass es Aufgabe der Frauen war, für die Verpflegung zu sorgen, damit die überlegenen Kräfte der Männer möglichst erhalten blieben. Rasch leerten sich die Kisten voller Bier- und Schnapsflaschen und wurden sofort durch neue ersetzt. Rußgeschwärzt und vor Erschöpfung schwankend, standen die Männer, kippten Getränke in sich hinein, stopften gewaltige Stücke Damper-Brot hinterher und löffelten auch einen Teller voll Stew, sobald es nur abgekühlt war. Jetzt noch ein letztes Glas Schnaps, und schon liefen sie wieder hinaus zum Feuer. Wenn Enya zwischendurch aus dem Kochhaus Nachschub holte, starrte sie immer wieder zu den Flammen, und was sie empfand, war eine eigentümliche Mischung aus Entsetzen und Erschauern. Auf seine Weise besaß das Feuer eine Schönheit jenseits alles Irdischen, denn es war etwas, das von den Himmeln kam, von unendlich weit entfernten Sonnen, deren Licht kalt zur Erde kam,

von Gott und vom Teufel. Die Front des Feuers hatte sich inzwischen längst weitergeschoben. Sie war gleichsam in Richtung Osten vorüber galoppiert, so dass das Feuer die Homestead nun von allen Seiten umschloss. Vieles ließ sich jetzt deutlicher erkennen, während zuvor, als die Front mit rasender Geschwindigkeit näherrückte, alles nur eine einzige Lohe gewesen war. Rot und gelb und weiß flackerte und flammte es, in vielen Abstufungen, in vielerlei verschiedenfarbigen Tönen. Ein hoher Baum, die schwarze Silhouette wie umrandet von einer Orangenschale, glühend, glösend. Hoch oben in der Luft schwebende Glutstücke, wie irre Phantome durcheinanderwirbelnd. Pirouetten tanzende Fabelwesen. Gelbes Pulsieren aus den erschöpften Herzen ausgebrannter Bäume. Ein sprühender Schauer blutroter Funken, als jetzt die Gummiresina eines Baumes explodierte. Urplötzlich empor leckende Flammenzungen an einer Stelle, wo das Feuer, nach erbarmungslosem Kampf, nun doch noch Fuß fasste. O ja, in irgendeiner Weise war es eine wunderschöne, eine einzigartige Nacht, und Enya sollte die Erinnerung daran ihr ganzes Leben behalten. Plötzlich nahm die Wucht des Windes so zu, dass es die Glutstücke bis zum Haus herübertrieb, und da sich alle Männer draußen auf der Home Paddock befanden, kletterten die Frauen in aller Hast hinauf aufs Dach, mit feuchten Beuteln bewaffnet, während

sie selbst in schützendem Sacktuch steckten, das sie sich über die Kleider gezogen hatten. Wie wild schlugen sie mit ihren Beuteln auf die herabfallende Glutasche ein, um sie zu ersticken, dabei fürchtend, das Metaldach könnte einbrechen. Denn nicht nur feine Flugasche senkte sich aufs Haus, es schleuderte auch glühende und brennende Kloben herbei, die krachend aufs Dach schlugen und die man sofort mit von nassem Tuch geschützten Händen hinunterwerfen musste, in der Hoffnung, dass sie auch wirklich auf der Erde landeten und nicht irgendwo in hölzernen Verstrebenungen. Doch am schlimmsten hauste das Feuer jetzt rund fünfzehn Kilometer weiter östlich auf Beel-Beel. Die Valopo-Homestead lag nur fünf Kilometer von der östlichen Begrenzung des Besitzes. Dann kam Beel-Beel, und dahinter, noch weiter östlich, befand sich Narrengang. Als sich die Windgeschwindigkeit von rund sechzig auf nahezu hundert Stundenkilometer erhöhte, wusste man überall im Distrikt, dass das Feuer noch wochenlang brennen und Hunderte von Quadratkilometern verwüsten würde – es sei denn, es fiel Regen. Die ganze Zeit hindurch, während der schlimmsten Feuersbrunst, hatte der alte Tom unentwegt um die drei Häuser am Creek gekämpft. Einem Besessenen ähnlich, besprengte er die Häuser, füllte den Tankwagen an der Pumpe, besprengte und füllte und besprengte und füllte. Doch im selben Augenblick, da die

Windgeschwindigkeit zunahm, gingen die Häuser in Flammen auf, und Tom zog sich in den Laster zurück und weinte.

»Wir haben allen Grund, Gott auf den Knien zu danken, dass der Wind nicht zugenommen hat, als sich die Feuerfront westlich von uns befand«, sagte Jason Caddock. »Wäre das passiert, dann wäre nicht nur die Homestead hin gewesen, sondern auch wir. Allmächtiger, ich hoffe nur, dass die auf Beel-Beel nicht wirklich in Gefahr sind!« Brigit gab ihm ein großes Glas voll Schnaps. Er war kein junger Mann mehr, aber er hatte gekämpft, solange sein Einsatz nötig war, hatte die Aktionen mit großer Umsicht und wahrer Meisterschaft geleitet. »Es ist wirklich albern«, sagte sie zu ihm, »aber als es so aussah, als ob alles verloren wäre, dachte ich an die sonderbarsten Sachen. Ans Sterben dachte ich nicht, auch nicht an die Kinder oder daran, dass dieses schöne Haus wohl bald in Schutt und Asche liegen würde. Das einzige, woran ich denken konnte, waren mein Nähkorb, meine halbfertige Strickarbeit, die Schachtel mit den seit vielen Jahren gesammelten Knöpfen und die herzförmigen Kuchenformen, die Liam vor langer Zeit für mich gemacht hat. Wie könnte ich ohne sie weiterleben? All die kleinen Dinge, die sich nicht ersetzen, nicht im Laden kaufen lassen.«

»So scheint es den meisten Frauen zu gehen. Sonderbar, diese instinktive Reaktion, nicht wahr?

Ich erinnere mich, wie meine Frau 1905 ins Haus zurückrannte, während ich wie ein Verrückter hinter ihr her brüllte. Und was wollte sie? Eine Sticktrommel mit einer angefangenen Arbeit holen.« Er grinste.

»Wir kamen beide heil davon, aber das Haus war nicht mehr zu retten. Als ich dann ein neues gebaut hatte, führte sie als erstes die angefangene Stickerei zu Ende. War so einer von diesen alten Sprüchen, wissen Sie: ›Eigener Herd ist Goldes wert‹.« Er stellte das leere Glas zurück, schüttelte den Kopf. War manchmal wirklich kurios mit den Frauen.

»Ich muss los«, sagte er dann. »Keegan Marsh wird uns auf Narrengang brauchen und, wenn ich mich nicht sehr irre, auch Angus auf Rubhasfield.« Brigit war blass.

»Oh, Martin! So weit entfernt?«

»Man weiß überall Bescheid, Brigit. Auch Booroo und Bourke haben Alarm.« Noch drei Tage raste das Feuer weiter in östlicher Richtung mit einer sich unablässig verbreiternden Front. Dann kamen plötzlich schwere Regenfälle, die vier Tage anhielten und auch den letzten Feuerfunken verlöschen ließen. Über eine Strecke von mehr als hundertfünfzig Kilometer hatte sich der Brand hinweggefressen, in einer Breite von gut dreißig Kilometern: Wie eine Todesschneise zog sich dieses Stück verbrannter Erde von der Mitte des Valopo-

Gebietes dahin und strebte, verkohlt, bis zum letzten Besitz auf der Ostseite des Yellingbone-Distrikts, Rubhasfield. Bis der Regen zu fallen begann, hatte niemand erwartet, von Angus zu hören. Man glaubte ihn auf der anderen Seite der verbrannten Zone in Sicherheit. Zweifellos würde er auf Bugala Unterschlupf suchen, und wenn Jason Caddock Angus' Ankunft nicht telefonisch nach Valopo meldete, so aus einem einfachen Grund: Wie so vieles andere war auch die Telefonleitung ein Opfer des Feuers geworden. Als es dann jedoch etwa sechs Stunden geregnet hatte und von Angus immer noch nichts zu sehen war, begann man, sich um ihn Sorgen zu machen. Fast vier Tage lang hatten die Kellys alle aufsteigende Unruhe mit Beschwichtigungen verdrängt: Angus sei eben abgeschnitten und versuche womöglich gar nicht, nach Bugala zu gelangen, sondern warte ab, um sogleich nach Valopo zu reiten.

»Inzwischen müsste er hier sein«, sagte Colin, im Salon auf und ab gehend, während die anderen ihn anstarrten. Die Ironie wollte es, dass, nach der Höllenhitze des Brandes, der Regen eine fröstelnde Kühle mit sich gebracht hatte, so dass jetzt im Kamin ein Feuer prasselte.

»Und wie denkst du über die Sache, Colin?« fragte Finn.

»Ich denke, es wird allerhöchste Zeit, dass wir nach ihm suchen. Er könnte verletzt sein. Oder

vielleicht ist er zu Fuß und hat einen langen Marsch nach Valopo vor sich, weil sein Pferd womöglich In Panik geraten ist und ihn abgeworfen hat. Kann auch sein, dass er irgendwo liegt, weil er nicht mehr richtig gehen kann. Was er an Proviant bei sich hatte, war nur bis zum nächsten Tag gedacht. Für vier Tage war es auf keinen Fall genug, wenn er sicher inzwischen auch noch nicht verhungert ist. Im Augenblick halte ich's fürs beste, wenn wir noch keinen großen Alarm schlagen, also werde ich die Männer auch noch nicht von Narrengang zurückrufen. Aber wenn wir ihn bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht gefunden haben, reite ich zu Gabriel, und wir mobilisieren morgen den ganzen Distrikt. Herrgott, wenn diese Kerle von der Post doch bloß mit den Telefonleitungen schneller vorankommen wollten!«

Brigit zitterte. In ihren Augen war ein fiebriges, fast wildes Glänzen.

»Ich ziehe mir rasch Hosen an und komme mit«, sagte sie. »Hier warten? Nein, das könnte ich nicht aushalten.«

»Mum, bleib bitte hier!« bat Colin.

»Wenn er verletzt ist, wird es noch schwerer, ihn zu finden, Colin. Wer weiß, wo er liegt und in welchem Zustand. Da du die Viehtreiber nach Narrengang geschickt hast, bleiben hier ohnehin nur sehr wenige für einen Suchtrupp. Wenn ich mich mit Enya zusammentue, werden wir beide

schon mit jeder denkbaren Situation draußen fertig. Bleibe ich zu Hause und nur Enya geht mit, so muss sie sich an einen von euch anschließen, und das heißt nichts anderes, als dass ihre Möglichkeiten ebenso wenig genutzt werden wie meine.« Colin gab nach.

»Also gut. Du kannst Enyas Wallach haben. Bist mit ihm ja auch schon zum Feuer geritten. Und dass jeder ein Gewehr mitnimmt. Und genügend Patronen.« Sie durchquerten die Creek-Furt und ritten hinein ins Herz der verwüsteten Landschaft. Nirgendwo war etwas zu sehen, das grün oder wenigstens braun gewesen wäre. Nichts gab es als eine riesige Fläche voll verkohlter und jetzt auch durchnässter Überreste, aus denen es, unglaublicherweise, nach stundenlangem Regen noch immer schwelte. Blatt für Blatt war das Laub der Bäume in schlaffe, geschrumpfte und strähnige Gebilde verwandelt, und wo einmal Gras gewesen war, konnte man hier und dort kleine schwarze Haufen sehen. Es waren Schafe, vom Feuer gefällt, oder auch, wenn der Haufen etwas größer war, ein Ochse oder ein Schwein, an dieser Stelle verendet, verbrannt. Einer Trauerprozession glich der kleine Reiterzug, und manchmal wussten sie nicht, ob es Regentropfen oder Tränen waren, die ihnen über die Wangen liefen. Vorn ritten Colin und Enya, dann kamen Finn und Glenn, und den Schluss bildeten Brigit und Kevyn. Inzwischen

hatte sich der Boden in Schlamm verwandelt, und man kam nur langsam und mühevoll voran. Zum Glück bildeten die Reste des verkohlten Grases mit ihrem Gewirr eine Unterlage, die einem Kokosfaserteppich glich. Dort fanden die Hufe der Pferde leidlich Halt. Alle Augenblicke hofften sie aufs neue, am fernen Horizont Angus' Gestalt erscheinen zu sehen, doch sie hofften vergeblich. Mit sinkendem Mut begriffen sie, dass das Feuer viel weiter draußen begonnen hatte, als bisher angenommen worden war: auf der Wilga-Koppel. Wie ließ sich eine solche Täuschung, eine solche Fehleinschätzung nur erklären? Offenbar hatten die Sturmwolken den Rauch gleichsam getarnt, so dass man ihn erst erkannte, als das Feuer schon eine weite Strecke vorangeschritten war. Wirklich unglaublich erschien der Kontrast zwischen verwüstetem und nicht verwüstetem Land. Auf der einen Seite der Grenzlinie zwischen beiden Bereichen bedeckte eine schwarze, glänzende, teerartige Masse den Boden, während auf der anderen Seite das Land so war, wie sie es schon immer gekannt hatten: bräunlich und blau und, jetzt im Regen, ziemlich trostlos, aber doch lebendig. Colin zügelte sein Pferd und drehte sich zu den anderen herum, die hinter ihm hielten.

»Also, hier fangen wir an. Ich reite direkt westlich. Das ist die Richtung, die am meisten verspricht, und ich bin der Stärkste. Hat jeder genü-

gend Munition? Gut. Wenn ihr irgend etwas findet, feuert ihr drei Schüsse in die Luft, und wer das hört, reagiert darauf mit jeweils einem Schuss. Dann wartet. Wer die drei Schüsse abgefeuert hat, feuert nach fünf Minuten noch dreimal, und immer so weiter ... alle fünf Minuten drei Schüsse. Wer das hört, schießt einmal als Antwort. Finn, du reitest südlich an der Brandgrenze entlang. Du, Glenn, reitest südwestlich. Ich, wie schon gesagt, halte mich direkt in westlicher Richtung. Mum und Enya, ihr reitet nach Nordwesten. Und du, Kev, folgst der Brandgrenze in nördlicher Richtung. Vergesst nicht, ihr alle – immer wieder rufen, laut nach ihm rufen. Vielleicht kann er euch nicht sehen, wohl aber hören. Allerdings: Feuern dürft ihr nur, wenn ihr irgend etwas findet. Er hat ja kein Gewehr mitgenommen, und wenn er einen Schuss hören würde, selbst jedoch außer Rufweite wäre, so wäre das für ihn einfach furchtbar.«

»Viel Glück, und möge Gott uns helfen.« Wie Pilger, die sich am letzten Kreuzweg voneinander trennen, strebten sie im grauen Regen in alle Richtungen fort, von Sekunde zu Sekunde gleichsam weiter schrumpfend, bis sie einander nicht mehr sahen. Kevyn hatte etwa anderthalb Kilometer zurückgelegt, als ihm, dicht an der Baumgrenze, eine Gruppe verkohlter Bäume auffiel. Da war eine kleine Wilga, ein schwärzlich verkrümmtes Gebilde, und die Überreste eines mächtigen

Baumstumpfes ganz in der Nähe. Und das, worauf Kevyn jetzt starrte, war nichts anderes als der verkohlte Kadaver von Angus' Pferd, wie festgeschweißt an den Stamm des mächtigen Eukalyptus. Auch zwei von Angus' Hunden lagen da: schwarze, auf den Rücken gekippte Formen, die vier Läufe wie Stöcke in die Höhe gestreckt. Nein, er brauchte nicht darauf zu hoffen, dass es nicht Angus war, den das Feuer hier erwischt haben musste. Tramps hatten kein Pferd und bestenfalls einen Hund. Er schwang sich aus dem Sattel und trat durch den Schlamm langsam näher. Aber konnte es nicht vielleicht ein Viehtreiber von Bugala sein, der hier dem Feuer zum Opfer gefallen war? Nein, diese Stelle befand sich zu weit innerhalb des Gebietes von Valopo, und außerdem ... da waren die Überreste von weiteren drei Hunden, fünf also zusammen, und er war sicher, dass er keinen sechsten finden würde. Er fand ihn auch nicht. Und nicht weit von dem Pferd, erst jetzt zu erkennen, weil ein Baumstamm davor lag, war das, was einmal ein Mensch gewesen war. Da konnte es keinen Irrtum geben. Von Regen überspült, lag das Ding da. Es glänzte, schien vor Nässe fast zu glitzern, auf dem Rücken liegend, und der Rücken war bogenförmig hoch gekrümmt, nur auf den Knochen von Schultern und Hintern ruhte der verkohlte Körper, und die ausgebreiteten Arme knickten in den Ellbogen himmelwärts, wie

in einer verzweifelten Gebärde des Flehens. Die Finger, verkohlt, nur noch Knochen, kein Fleisch, krümmten sich hoch, krallten sich ins Nichts. Die Beine waren auseinandergespreizt, mit halb angezogenen Knien, und die verkohlte, kaum unterscheidbare Masse des Schädels blickte blicklos, augenlos zum Himmel. Zwei oder drei Sekunden betrachtete Kevyn das schwarze, verkrümmte Etwas, und er betrachtete es mit jenem eigentümlich durchdringenden Blick, der so vieles, wenn nicht alles umfassen konnte: Was er sah, waren nicht die kläglichen Überreste eines Menschen, sondern der Mensch selbst, ganz wie er gewesen war. Dann hob er sein Gewehr, den Lauf nach oben gerichtet, und feuerte. Und lud durch und feuerte wieder. Und lud noch einmal durch und feuerte zum dritten Mal. Aus der Ferne kam schwach das Geräusch eines einzigen Schusses als Antwort, und ein wenig später klang, noch leiser, ein zweiter Schuss. Er überlegte, dass der erste Schuss, der nähere, von seiner Mutter und seiner Schwester gekommen sein musste. Sie waren im Nordwesten, er befand sich im Norden. Ohne die vereinbarten fünf Minuten abzuwarten, schob er neue Patronen in sein Gewehr und feuerte wieder, diesmal eher in südliche Richtung zielend, und er feuerte auch ein zweites und ein drittes Mal. Dann stand er lauschend. Jetzt kam die erste Antwort vom Westen her, der Schuss von Colin, der zweite

musste von Finn oder Glenn stammen, und der dritte schließlich von seiner Mutter. Er atmete erleichtert auf. Nach Möglichkeit sollte es nicht geschehen, dass die Frauen zuerst hier waren. Und während er noch so stand, den Blick nach Süden gerichtet, sah er nicht, wie zwischen den Bäumen im Norden ein mächtiger Keiler auftauchte. Kevyn sah ihn noch nicht, er roch ihn. Groß wie eine Kuh war das Tier. Auf stämmigen Beinen bewegte es den massigen Körper voran und hielt den Schädel tief gesenkt, wühlte den verbrannten und nasen Boden auf. Die Schüsse hatten es hochgeschreckt, und es wurde von Schmerzen gequält. Das borstige schwarze Haar war auf der einen Körperseite abgesengt, und die schwartige Haut wirkte rötlich-roh. Was Kevyn roch, während er noch in Richtung Süden blickte, war jener verlockende Geruch, den frisch geröstetes Schweinefleisch haben kann, vor allem wenn die Schwarte gleichsam ganz zart angebrutzelt worden ist. Aufgestört aus jener eigentümlichen Gemütslage, die sonst für ihn kennzeichnend war, drehte Kevyn den Kopf, und ihm wollte scheinen, dass er diesen Flecken hier längst kannte, schon seit seiner Geburt: dass dieses Stückchen verkohlter Landschaft in sein Gehirn seit jeher wie eingemeißelt war. Als er das Gewehr heben wollte, fiel ihm ein, dass er es nicht wieder geladen hatte. Er verharrte sehr still. Und still stand auch der Keiler, die kleinen,

geröteten Augen vor Schmerzen wie tollwütig, die mächtigen gelben und scharfen Hauer halbkreisförmig nach oben gebogen. Kevyns Pferd wieherte ängstlich, und der Keiler schob den massigen Schädel ein Stück herum und duckte ihn dann zum Angriff. Und jetzt, während die Aufmerksamkeit des Wildschweins auf das Pferd gerichtet war, sah Kevyn seine einzige Chance. Er öffnete mit einem Ruck das Schloss seines Gewehrs, zog dann in aller Hast eine Patrone aus seiner Finttasche. Doch der Keiler hatte das metallene Geräusch beim Aufreißen des Schlosses gehört, und er wechselte im letzten Augenblick seine Angriffsrichtung: vom Pferd zu Kevyn. Das Wildschwein war nur noch ein ganz kurzes Stück von Kevyn entfernt, als es ihm gelang, das neu geladene Gewehr noch abzufeuern und der Bestie einen Schuss direkt in die Brust zu jagen. Doch die Angriffswucht des Keilers verminderte sich dadurch nicht im geringsten. Und so stießen die scharfen, krummen Hauer hoch, und sie schwenkten auch seitwärts. Sie trafen Kevyn in die Lenden. Er stürzte, Blut quoll, sprühte dann wie aus einem voll aufgedrehten Wasserhahn, durchnässte die Kleidung, spritzte durch zerfetztes Tuch über den Boden. Der Keiler begann die Wirkung der Kugel zu spüren. Er schwankte leicht. Doch noch einmal wuchtete er auf sein Opfer los, durchbohrte es. Das Schwanken verstärkte sich, wurde zum Tau-

meln. Das Tier verlor alle Kraft, und der massige Körper mit seinem Gewicht von rund achthundert Kilo brach über Kevyn zusammen und stauchte sein Gesicht in den teerähnlichen Schlamm. In einem wilden, vergeblichen Versuch, sich zu befreien, krallte er für einen Augenblick seine Hände zu beiden Seiten in den Boden. Dies also war es, was er schon immer gewusst hatte, weshalb er nie hoffte, nie träumte, nie plante, sondern nur saß und die lebende Welt so tief in sich ein-saugte, dass keine Zeit dafür geblieben war, Trauer zu empfinden über das Schicksal, das ihn erwartete. Er dachte: Mum, Mum! Ich kann nicht bei dir bleiben, Mum! – und im selben Augenblick hörte sein Herz auf zu schlagen.

»Ich möchte nur wissen, weshalb Kev nicht wieder geschossen hat«, sagte Enya, während sie mit ihrer Mutter mühselig durch den Schlamm ritt in jene Richtung, aus der zweimal drei Schüsse gefallen waren. Sie wollten schneller vorankommen, konnten es nicht und waren beide in großer Unruhe.

»Er wird sich sagen, dass wir die Schüsse bestimmt gehört haben«, erwiderte Brigit, doch in ihrer Erinnerung zuckte ein Bild auf. Kevyns Lächeln, als sie sich vorhin getrennt hatten, um in verschiedene Richtungen zu reiten, seine plötzlich vorgestreckte Hand, die gleichsam nach seiner Mutter tastete. »Wir können nicht mehr weit von

der Stelle entfernt sein«, sagte sie und versuchte, ihr Pferd zu einer schnelleren Gangart zu treiben. Doch Colin und auch Finn waren vor ihnen angekommen, und als sie die beiden Frauen sahen, kamen sie ihnen hastig ein Stück entgegen.

»Geh nicht hin, Mum«, sagte Colin, als Brigit absaß. Finn half Enya aus dem Sattel.

»Geh nicht hin, Enya«, sagte auch er. Die grauen Augenpaare der beiden Frauen richteten sich auf die Männer, und weniger Verwirrung oder Bestürzung zeichnete sich darin ab als vielmehr Gewissheit.

»Angus?« fragte Brigit mit einer Stimme, die nicht die ihre zu sein schien.

»Ja. Und Kev.« Keiner der beiden Söhne vermochte es, Brigit in die Augen zu sehen.

»Kev? Kev! Was soll das heißen – Kev? Oh, mein Gott, was ist passiert? Doch nicht beide – nein!«

»Daddy geriet in das Feuer, er ist tot. Kev muss ein Wildschwein aufgeschreckt haben, und es griff ihn an. Er feuerte einen Schuss auf das Tier ab, doch es stürzte schließlich mit seinem ganzen Gewicht auf ihn und begrub ihn unter sich, so dass er erstickte. Ja, auch er ist tot, Mum.«

Enya schrie auf und versuchte, sich aus Finns festem Griff zu befreien. Doch Brigit stand wie zu Stein erstarrt, und ihre Augen glichen Glaskugeln.

»Es ist zu viel«, sagte sie schließlich und hob den Kopf, um Colin anzublicken. Der Regen lief ihr über das Gesicht, das Haar hing in wilden Strähnen um ihren Hals. »Lass mich zu ihnen, Colin. Der eine ist mein Mann, der andere ist mein Sohn. Du kannst mich nicht von ihnen fernhalten, du hast kein Recht dazu. lass mich zu ihnen.« Enya war ruhiger geworden. Sie stand sehr still, den Kopf gegen Finns Schulter gelehnt. Als Brigit, von Colin mit einem Arm halb gestützt, durch das verkohlte und verschlammte Gelände zu stapfen begann, blickte Enya ihrer Mutter nach, doch sie folgte ihr nicht. Glenn tauchte plötzlich auf aus dem trüben, grauen Regen, und Finn deutete mit dem Kopf zu seiner Mutter und zu Colin.

»Folge ihnen, Glenn, und bleibe bei ihnen. Enya und ich reiten nach Valopo, um den Wagen zu holen.« Er half Enya auf die braune Stute. »Komm«, sagte er zu ihr, »es ist fast schon dunkel. Wir müssen uns beeilen, denn wir können die anderen nicht die ganze Nacht hier draußen lassen – sie gehen ja nicht, ehe wir nicht wieder hier sind.« Wie sich zeigte, gab es bei dem tiefen Schlamm nichts auf Rädern, mit dem man sehr weit vorankam, keinen Wagen, keinen Karren, nichts. Schließlich spannten Finn und Tom zwei Zugpferde vor ein mehrere Quadratmeter großes Stück Wellblech, das die Tiere über den Schlamm zogen. Tom, auf einem Treiberpferd sitzend, führte

das Gespann, während Finn schon voraus ritt, und zwar mit der größten Laterne, die es auf ganz Valopo gab. Enya blieb im großen Haus. Sie saß im Salon vor dem Kamin, unbeweglich, ohne irgendeine Reaktion, während Mrs. Miller mit tränenüberströmtem Gesicht auf sie einsprach und sie fast flehentlich bat, doch einen Bissen zu essen. Irgendwann hörte die Haushälterin die harten, rhythmischen Geräusche des Türklopfers, und sie ging zur Eingangstür, um nachzusehen, wer das wohl sein könne. Wer hatte es geschafft, durch den Schlamm nach Valopo zu gelangen, und wie um alles auf der Welt verbreiteten sich Nachrichten immer so schnell zwischen den weit auseinanderliegenden Stationen? Auf der Veranda stand Cedric Stuart, nass und schmutzig, in Reitkleidung und Ölhaut.

»Oh, Pater, Pater!« rief sie und schleuderte sich geradezu in seine Arme. Er ließ ihren unerwarteten Gefühlsausbruch mit Fassung über sich ergehen. »Woher haben Sie es nur gewusst?« fragte sie erstaunt.

»Mrs. Kelly hat mir ein Telegramm geschickt, der Stationsverwalter an den Gesamtverwalter sozusagen, was ich sehr liebenswürdig von ihr finde. Erzbischof de Rosa gab mir Urlaub. Ich nahm ein Flugzeug, das dann bei der Landung im Schlamm steckenblieb und einen Kopfstand machte. Wie der Boden hier aussah, wusste ich also schon, be-

vor ich ausgestiegen war. Geliebtes, einzigartiges Yelli! Ich ließ meinen Koffer im Pfarrhaus bei Pater Watty und beschwatzte den Wirt vom Imperial, mir ein Pferd zu geben. Der hielt mich natürlich für verrückt, und er wettete eine Flasche Johnnie Walker Black Label darauf, dass ich es durch den Schlamm nie schaffen würde. Aber, Mrs. Miller, weinen Sie doch nicht so! Meine Liebe, auch wenn es ein ganz fürchterliches großes Feuer war, so schnell geht die Welt denn doch nicht unter!« Er lächelte und strich ihr tröstend über die zuckenden Schultern. »Hier stehe ich und versuche mein Bestes, Ihnen das Herz ein wenig leichter zu machen, aber Sie reagieren gar nicht darauf. Weinen Sie doch nicht mehr!«

»Dann wissen Sie's also nicht«, schluchzte sie.

»Wissen? Was denn wissen? Was ist gescheh'n?«

»Mr. Kelly und Kevyn sind tot.« Sein Gesicht war plötzlich blutleer. Er schob die Haushälterin zurück.

»Wo ist Enya?« fragte er, brüllend fast.

»Im Salon. Mrs. Kelly ist noch draußen auf der Koppel bei den Leichen. Finn und Tom werden die Toten zur Homestead bringen. Oh, Pater, manchmal denke ich, all meinem Glauben zum Trotz, dass Gott zu grausam ist! Warum musste er sie beide nehmen?« Doch Cedric Stuart hörte die Worte kaum. Eine Spur aus schlammigem Wasser hinter sich zurücklassend, trat er in den Salon.

»Enya!« sagte er und kniete neben ihrem Sessel nieder. Mit festem Griff nahm er ihre Hände in seine, die vom Regen noch feucht waren. Sie glitt vom Sessel herab und schmiegte sich in seine Arme, lehnte ihren Kopf gegen seine nasse Kleidung und schloss die Augen, war trotz aller Trauer und allem Schmerz so glücklich, dass sie wünschte, der Augenblick möge nie enden. Er, ja, er war gekommen. Also konnte sie ihm nicht gleichgültig sein, also besaß sie so etwas wie Macht über ihn, also hatte sie nicht versagt.

»Ich bin ganz nass, Enya, Liebling«, flüsterte er, eine Wange sacht gegen ihr Haar gelehnt. »Du wirst auch ganz nass werden.«

»Das macht nichts. Du bist gekommen.«

»Ja, ich bin gekommen. Ich wollte mich vergewissern, dass du in Sicherheit bist. Ich hatte das Gefühl, dass ich gebraucht würde. Oh, Enya, dein Vater und Kev! Wie ist es geschehen?«

»Daddy konnte dem Feuer nicht entkommen. Später fand ihn Kev und wurde von einem Keiler getötet. Finn und Tom sind mit einem Gespann hinaus, um sie zur Homestead zu holen.« Er stellte keine weiteren Fragen, sondern schwieg. Wie ein kleines Kind wiegte er Enya hin und her, bis die wohlige Wärme des Kaminfeuers sein Haar und seine Kleidung ein wenig getrocknet hatte und etwas von der Erstarrung aus Enyas Körper gewichen war. Dann schob er seine Hand unter ihr

Kinn, hob ihren Kopf zu sich hoch, bis sie ihn anblickte, und küsste sie ohne einen weiteren Gedanken. Es war ein verworrener Impuls, dem nichts von Begehrlichkeit anhaftete, eine instinktive Reaktion, als er den Ausdruck in der Tiefe der grauen Augen sah. Ihre Arme glitten unter seinen Armen empor, schlangen sich fest um ihn. Er zuckte unwillkürlich zusammen und stöhnte leise. Sie bog Kopf und Oberkörper ein Stück zurück.

»Was ist?« »Ich muss mir bei der Landung die Rippen geprellt haben. Wir versackten im guten alten Yelli-Schlamm und standen schließlich kopf. Ich hing am Ende auf der Rückenlehne des Sitzes vor mir.«

»Lass mich mal sehen.« Mit ruhigen Fingern knöpfte sie ihm das noch immer recht feuchte Hemd auf, ließ es über seine Schultern und Arme herabgleiten, zog und zupfte es aus seiner Reithose. Unter der glatten, braunen Haut zog sich, tief am Brustkorb, ein rötlicher Streifen von der einen Seite zur anderen. »Oh, Cedric!« sagte Enya erschrocken. »Und trotzdem bist du von Yelli hierher geritten? Du musst ja fürchterliche Schmerzen gehabt haben! Hast sie natürlich noch! Ist dir davon nicht übel, schwindlig? Da muss irgend etwas gebrochen oder gerissen sein, und ...«

»Nein, nein, es ist sicher nichts weiter. Ich fühle mich soweit gut. Beim Reiten habe ich nichts gespürt, habe nicht weiter darauf geachtet, es wohl

einfach aus meinem Bewusstsein verdrängt. Aber wenn es etwas Ernstes wäre, eine innere Blutung etwa, dann wäre mir das bestimmt ... Gott, Enya, nein, nicht!« Sie hatte ihren Kopf vorgebeugt, sacht berührten ihre Lippen die verletzte Stelle, ihre Hände schoben sich höher, über seine Brust zu seinen Schultern, eine Berührung so voller Zärtlichkeit und Sinnlichkeit, dass der Priester für Augenblicke völlig zu erstarren schien, im gleichen Maße entsetzt und gebannt. Dann jedoch, im verzweifelten Versuch, sich von ihr zu befreien, schob und zog er heftig ihren Kopf von sich fort, wollte es tun, tat es wohl auch, wenn auch längst nicht so heftig, so hart, wie er meinte. Und irgendwie kam es, dass er sie wieder in den Armen hielt, nur dass sie jetzt enger und fester an ihn geschmiegt war, eine Schlange, die alle Willenskraft von ihm zu nehmen schien. Vergessen waren seine Schmerzen, vergessen war die Kirche, vergessen war Gott. Er fand ihren Mund, zwang ihn hungrig auf, wollte mehr von ihr, immer mehr, schien ihn einfach nicht beschwichtigen, nicht absättigen zu können, jenen so grauenvollen Trieb in sich. Sie bot ihm ihren Hals, entblößte ihre Schultern. Kühl und glatt war ihre Haut und samtweich. Er hatte das Gefühl, tiefer und tiefer zu sinken, einem Ertrinkenden gleich. Der dunkle, bittere Wein seiner Sinne berauschte und beengte ihn, lieferte ihn hilflos aus. Und vielleicht war es dies, das Gefühl

völligen Verlorenenseins, das ihn im letzten Augenblick zu sich kommen und sich selbst wiederfinden ließ. Mit einem Ruck löste er sich von ihr, verharrte dann in seiner knienden Stellung, den Kopf gebeugt, wie tief in sich versunken, und seine Augen starrten auf seine Hände, die zitternd auf seinen Schenkeln lagen. Enya, Enya, was hast du nur mit mir gemacht? Was wäre noch geschehen, wenn ... wenn nicht ...

»Enya, ich liebe dich, und ich werde dich immer lieben. Aber ich bin ein Priester. Ich kann nicht ... ich kann einfach nicht!« Sie erhob sich rasch, zog ihre Bluse glatt und blickte ihn dann mit einem eigentümlichen, wie schmerzverzerrten Lächeln an.

»Es ist schon gut, Cedric. Ich werde jetzt zu Mrs. Miller gehen und ihr sagen, dass sie dir etwas zu essen machen soll. Und dann bringe ich dir das Pferdeliniment. Das ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Prellungen und ähnliches. Auf jeden Fall wirkt es viel besser, als Küsse das je könnten.« Er schwieg einen Augenblick.

»Funktioniert das Telefon?« fragte er stockend.

»Ja. Man hat eine Behelfsleitung gelegt, über die Bäume. Seit einigen Stunden sind wir wieder angeschlossen.« Sie verließ den Salon. Er brauchte noch mehrere Minuten, bis er sich genügend gesammelt hatte, um an Brights Escritoire zu treten und den Telefonhörer abzuheben.

»Hallo, Vermittlung ... Stuart ... ich spreche von Valopo aus ... Oh, Sie sind's, Sheila ... arbeiten also noch immer als Fräulein vom Amt? Schön, Ihre Stimme zu hören. In Sydney ist das immer so anonym, da weiß man nie, mit wem man spricht. Ich möchte ein dringendes Ferngespräch mit Seiner Exzellenz, dem Erzbischof de Rosa in Sydney anmelden. Seine Nummer ist XX-2324. Und während ich auf Sydney warte, verbinden Sie mich doch bitte mit Bugala, Sheila.« Ihm blieb kaum Zeit, Jason Caddock in aller Kürze zu umreißen, was geschehen war. Doch hier genügten wenige Worte. Caddock würde alle verständigen, die dafür in Frage kamen. Zudem hatten, wie stets, mit Sicherheit einige Leute über die Gemeinschaftsleitung bereits mitgehört. Wer, dem tiefen Schlamm zum Trotz, zum Begräbnis kommen wollte, würde es tun oder zumindest versuchen. Die Verbindung mit Sydney war da.

»Euer Exzellenz? Ich bin's, Stuart ... Ja, danke. Bei mir persönlich ist soweit alles in Ordnung. Bei der Landung sackte das Flugzeug allerdings tief in den Schlamm ein, und ich werde per Bahn zurückkommen müssen ... Schlamm, Euer Exzellenz, ja, ich sagte Schlamm! Nein, Euer Exzellenz, wenn es hier richtig regnet, werden Straßen und Wege praktisch für alles, was Räder hat, unpassierbar. Daher bin ich zu Pferd von Yellingbone nach Valopo, unter diesen Umständen die ein-

zige Möglichkeit ... Nur gut, dass ich es geschafft habe. Ich hatte wohl so etwas wie eine Vorahnung. Leider hat sich dieses Gefühl nur allzu sehr bestätigt. Deshalb rufe ich Sie auch an, Exzellenz. Ja, etwas Furchtbares ist geschehen, etwas ganz Furchtbares. Angus Kelly und sein Sohn Kevyn sind tot. Der eine ist im Feuer umgekommen, den anderen hat ein Keiler getötet. Ja, ganz recht, Euer Exzellenz, ich sagte Keiler, K-e-i el-e-r – ein Wildschwein ... Ja, es stimmt schon, hier draußen hat man bisweilen eine etwas sonderbare Ausdrucksweise.« Deutlich vernahm er, wie die heimlichen Mithörer an der Gemeinschaftsleitung voll Empörung tief Luft holten, und er musste unwillkürlich lächeln. Ihnen zu sagen, sie sollten doch, um Himmels willen, endlich rausgehen aus der Leitung, wäre geradezu herzlos gewesen. Dies war die einzige Art Massenunterhaltung, die Yelli seinen kontakthungrigen Bürgern zu bieten hatte. »Mit Ihrer Erlaubnis, Exzellenz, möchte ich gern noch bleiben, schon der Begräbnisfeierlichkeiten, der Totenmesse wegen, und natürlich auch, um mich der Witwe und der anderen Hinterbliebenen anzunehmen ... Ja, Euer Exzellenz, vielen Dank. Ich werde so bald wie möglich nach Sydney zurückkehren.«

Wenig später sagte er zu der Telefonistin: »Sheila, verbinden Sie mich bitte noch einmal mit Bugala.« Mehrere Minuten lang sprach er mit Jason

Caddock. Da es August war und winterlich kalt, beschloss er, das Doppelbegräbnis um einen Tag zu verschieben. Trotz des Schlamms würden viele dem Begräbnis beiwohnen wollen, würden bereit sein, hierher nach Valopo zu reiten. Doch es war ein überaus mühsamer und beschwerlicher Weg und brauchte seine Zeit. Enya kam mit dem Pferdeliniment. Schweigend reichte sie ihm die Flasche, erbot sich jedoch nicht, ihm das Mittel einzureiben. Dann sagte sie abrupt, in einer Stunde werde Mrs. Miller im kleinen Speisezimmer für ihn eine warme Mahlzeit bereithalten. So bleibe ihm noch Zeit, in Ruhe ein Bad zu nehmen. Voller Unbehagen war er sich bewusst, dass Enya dachte, er habe an ihr versagt, oder eher wohl: er habe sich ihr versagt. Er begriff ihre Enttäuschung nicht, und noch weniger verstand er ihren Unmut, ihren Zorn. Sie wusste doch, wer und was er war. Was hatte sie erwartet? Wie konnte sie etwas anderes erwarten?

Im frühen Morgengrauen erreichten die Reiter mit den beiden Leichen den Creek. Noch war das Wasser nicht über die Ufer getreten, doch der Gillan glich jetzt eher einem breiten Fluss mit rasch dahinjagender Strömung bei einer Tiefe von nicht weniger als zehn Metern. Cedric Stuart trieb seine braune Stute in das Wasser und ließ sich zum anderen Ufer tragen, um den Hals eine Stola und in der Satteltasche all jene Dinge, die er in seiner Ei-

genschaft als Priester jetzt brauchte. Während Brigit, Colin, Finn, Glenn und Tom sich um ihn versammelten, zog er die schützende Leinwand von den beiden Toten und bereitete alles zu ihrer Salbung vor. Nach der Letzten Ölung bei Jennyfer Ryan, davon war er überzeugt, konnte es nichts, gar nichts mehr geben, was bei ihm Übelkeit hervorrief. Und irgendwie fand er nichts Abstoßendes an den Leichen von Angus und von Kev, obschon beide furchtbar entstellt wirkten, die verkohlten Überreste des Vaters, die schwarz verfärbte Haut des Sohnes. Der Priester küsste beide in Liebe und Achtung. Über eine Strecke von zwanzig, fast fünfundzwanzig Kilometern hatte das Pferdegespann die holpernde Wellblechplatte durch den Schlamm gezogen. Die breite Furche, die sie hinterlassen hatte, war so tief, dass man die Spur dann noch viel später sehen sollte, in kommenden Jahren, als frisches Gras auf den Koppeln wuchs. Jetzt aber, so schien es, konnten sie nicht mehr weiter vorankommen. Das dahinjagende, strudelnde Wasser des Creek bildete eine wohl unüberwindliche Barriere. Nur knapp zwei Kilometer waren es noch bis zur Homestead, und doch ... Grübelnd standen sie, starrten zu den riesigen Eukalypten beim großen Haus. Selbst jetzt im Regen konnte man die mächtigen Bäume erkennen.

»Ich habe eine Idee«, sagte Colin. Er blickte den Priester an. »Pater, Sie sind der einzige von uns,

der ein frisches Pferd hat, und so werden Sie es wohl tun müssen. Nach dem langen Weg durch den Schlamm reicht bei unseren Tieren die Kraft höchstens noch, um einmal durch den Creek zu schwimmen. Suchen Sie bitte drüben in den Schuppen leere Tonnen zusammen. Solche mit einem Fassungsvermögen von rund hundertfünfzig Litern. Achten Sie darauf, dass die Deckel richtig festsitzen. Falls nötig, müssen sie angeschweißt werden. Wir brauchen zwölf von diesen Tonnen – keinesfalls weniger als zehn. Binden Sie sie aneinander, und bringen Sie sie über den Creek zu uns. Wir werden die Tonnen dann unter der Wellblechplatte befestigen und das ganze wie eine Art Floß hinüber manövrieren.« Ohne auch nur ein überflüssiges Wort zu verlieren, tat Cedric Stuart, was Colin ihm gesagt hatte. Eine bessere Idee hatte er auch nicht. Inzwischen war, von Dibban-Dibban her, Gabriel O'Mally mit zwei seiner Söhne eingetroffen, ein geradezu naher Nachbar bei den Entfernungsverhältnissen, wie sie hier gegeben waren. Kaum, dass die O'Mallys hörten, worum es ging, machten sie sich an die Arbeit, suchten in den Schuppen Tonnen zusammen, vergewisserten sich, dass sie wirklich leer waren, schweißten, wo irgend möglich, die Deckel fest, überzeugten sich abschließend noch einmal, dass die Tonnen für die Anforderungen auch wirklich

geeignet schienen. Noch immer fiel Regen. Er sollte noch zwei Tage lang fallen.

»Gabriel«, sagte Cedric Stuart, »ich bitte Sie nicht gerne darum, aber – die Toten müssen morgen bestattet werden, und bis dahin können die Särge, selbst wenn sie rechtzeitig fertig werden sollten, nicht von Yellingbone nach Valopo gebracht werden – nicht bei diesem Regen und diesem Schlamm. Könnten Sie oder Ihre Söhne vielleicht versuchen, zwei Behelfssärge zu machen? Ich brauche nur einen Mann, der mich zur anderen Seite des Creek begleitet.« Gabriel O'Mally warf seinen Söhnen einen fragenden Blick zu. Sie nickten. Offenbar waren sie ganz froh, dass ihnen der Anblick der entstellten Leichen erspart blieb.

»In Ordnung, Dad«, sagte Liam, »wir machen das schon.« Die leeren Tonnen hinter ihren Pferden her schleppend, ritten der Priester und der Viehzüchter zum Creek.

»Also eins muss ich schon sagen!« rief Gabriel O'Mally. »Wenigstens bleibt es uns erspart, in diesem Schlamm Gräber ausheben zu müssen, und das verdanken wir der alten Jennyfer. Ich fand's zwar immer ziemlich verrückt, dass sie für Donovan ein Marmormausoleum hatte bauen lassen, aber jetzt könnte ich sie für diese Idee küssen.«

»Ja, da können wir von Glück sagen«, lautete die Antwort. Ohne allzu große Schwierigkeiten ge-

langten sie zur anderen Seite des Creek. Und jetzt wurde alles genau so gehandhabt, wie Colin es sich gedacht hatte. Man befestigte die Tonnen unter der Wellblechplatte, je sechs auf einer Seite. Die Plane wurde auf allen Seiten festgezurt, so dass die Toten nicht vom Metall herabgleiten konnten. Auf den mächtigen, doch schon sehr erschöpften Zugpferden schwammen Gabriel und Tom zur Homestead-Seite des Creek hinüber, hinter sich das Seil, an dem das Behelfsfloß nachgeschleppt werden sollte. Als die Hufe der Zugpferde am Homestead-Ufer Grund fassten, schob man auf der anderen Seite das Ponton-Floß ins Wasser. Es schwankte, hüpfte, tanzte wild auf den Wellen, doch es kippte nicht. Mit schrillen Rufen trieben Gabriel und Tom die Zugpferde an. Mächtig stemmten sich die Tiere ein, zogen das Floß sicher ans Homestead-Ufer, und die beiden Männer ließen die Pferde die Last gleich weiter schleppen, über den Schlamm – was mit den Tonnen besser ging als ohne – in Richtung des Gebäudekomplexes. An jenem Ende des großen Schurschuppens, wo man die Wollballen zu verladen pflegte, gab es eine Rampe. Dort ließen sie das Floß mit seiner Fracht von den Pferden hinauf und in die weite Halle hineinschleppen. Und hier lag nun die Wellblechplatte mit den Tonnen, inmitten einer Vielzahl deutlich wahrnehmbarer Gerüche – Teer, Schweiß, Wollfett, Schafmist. Doch schon waren,

in Ölhaut eingehüllt, Feena und Daisy herbeigeeilt und übernahmen als erste die Totenwache. Rosenkränze in der Hand, knieten sie zu beiden Seiten der aufgebahrten Leichen nieder, und unablässig bewegten sich die Lippen im Gebet, klickten leise die Rosenkranzperlen. Im großen Haus trafen immer mehr Gäste ein. Duncan Gordon kam von Each-Uisge, Keegan Marsh von Narrengang, Horry Hopeton von Beel-Beel, Eden Carmichael von Barcoola. Der alte Barry MacNamara hatte auf freier Strecke einen der lokalen Güterzüge angehalten und war mit dem Lokführer bis Yelli gefahren, wo er sich dann von William Scott ein Pferd lieh, um zusammen mit ihm nach Valopo zu reiten. Insgesamt hatte er, auf welche Weise auch immer, über dreihundert Kilometer Schlammstrecke überwunden.

»Mich hat es hart erwischt«, sagte Horry später zu dem Priester, als sie mit den anderen fünf Männern im kleinen Speisezimmer bei einer Steak- und-Nieren-Pastete saßen. »Das Feuer ist direkt durch Beel-Beel gerast, vom einen Ende zum anderen, und es hat kaum ein lebendes Schaf oder einen grünen Baum übriggelassen. Was für ein Glück, dass die letzten Jahre gute Jahre waren, kann ich nur sagen. So kann ich's mir wenigstens leisten, neue Tiere anzuschaffen, und wenn der Regen so anhält, ist auch bald wieder gutes Gras da. Aber der Himmel möge uns während der

nächsten zehn Jahre vor einer Katastrophe schützen, denn so lange kann ich bestimmt nichts als Notreserve auf die hohe Kante legen.«

»Nun, Horry«, sagte Keegan Marsh, während er sich mit unverkennbarem Behagen die Pastete schmecken ließ. Einen Mann der Schwarzerdebenen konnte keine Katastrophe allzu lange um seinen Appetit bringen, im Gegenteil, er brauchte gute, kräftige Nahrung, um solche Schläge auszuhalten. »Nun, Horry – dein Beel-Beel ist zwar kleiner als mein Narrengang, aber ich schätze, dass ich durch das Feuer etwa die Hälfte meiner Weideflächen und rund zwei Drittel meiner Schafe verloren habe.« Er blickte zu dem Priester. »Sollte es noch schlimmer kommen, so werden wir Ihre Gebete brauchen.«

»Oh, ja, ja«, sagte der alte Mann, der denselben Namen wie Angus trug. »so hart wie Horry und Garry hat's mich zwar nicht erwischt, aber ich habe doch fünfundzwanzigtausend Hektar verloren und so ungefähr die Hälfte meiner Schafe. muss schon ehrlich sagen, in solchen Zeiten wünsche ich, ich wär' als junger Bursche daheim in Skye geblieben.« Cedric Stuart lächelte. »Das geht vorüber, Angus, und das wissen Sie ja auch. Sie sind aus Skye aus demselben Grunde fort wie ich aus Clunamara – es war Ihnen dort zu eng.«

»Ja, ja, mag schon sein. Und dann, so schön die Heide auch blüht, Eukalyptus blüht noch schöner,

nicht?« Der Priester nickte, doch er war mit den Gedanken nicht mehr bei der Sache. Er musste an Brigit denken. Mrs. Miller hatte sich um sie gekümmert, hatte sie entkleidet, gesäubert und ins Bett gesteckt. Dann war er gekommen, mit einer Dosis Laudanum. Doch Brigit weigerte sich, das Beruhigungsmittel einzunehmen. Sie schluchzte, weinte hysterisch. Mit schierer Gewalt brachte er sie dazu, das Zeug zu schlucken. Komisch, irgendwie hatte er es nicht für möglich gehalten, dass Brigit je zusammenbrechen werde. Das Mittel wirkte rasch, sie hatte seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen. Bald schlief sie tief und fest. Was Enya betraf, so konnte er damit rechnen, auf dem laufenden zu bleiben. Sie war im Kochhaus bei Mrs. Miller und half dort mit. Die Kelly-Söhne lagen alle im Bett. Sie waren so erschöpft gewesen, dass sie sich kaum selbst aus ihren nasen Sachen schälen konnten. Feena und Daisy würden in ihrer Totenwache – die der Sitte nach erforderlich war, weil die Leichen in einem öden, ungesegneten Raum lagen – von Keegan Marsh und seinem Sohn Enoch abgelöst werden. Später folgten dann andere. Das war inzwischen alles abgesprochen. Von den jüngeren Männern fand sich keiner im Speisezimmer. Unwiderstehlich zog es sie alle zum Kochhaus – angeblich, um Mrs. Miller zu helfen, in Wirklichkeit, um Enya zu beäugen. Als Cedric Stuart das begriff, fühlte er sich

ebenso befremdet wie erleichtert, ja erlöst. So ist es richtig, dachte er, natürlich ist es so richtig. Unter ihnen wird Enya sich, nach ihrer Ausbildung, ihren zukünftigen Ehemann aussuchen, das kann und soll gar nicht anders sein. Da war Enoch Davies, neunundzwanzig, ein sogenannter »schwarzer Waliser«, was nichts anderes hieß, als dass er sehr dunkles Haar und sehr dunkle Augen hatte, ein gutaussehender Mann. Da war Liam O'Mally, sechsundzwanzig, und genauso strohblond und blauäugig wie sein fünfundzwanzigjähriger Bruder Rory. Da war Connor Carmichael, bereits zweiunddreißig und seiner Schwester wie aus dem Gesicht geschnitten, von geradezu blendendem Aussehen, allerdings ziemlich arrogant. Doch für den geeignetsten Kandidaten hielt Cedric Stuart des alten Angus' Enkelsohn Sullivan. Mit seinen vierundzwanzig Jahren stand er Enya dem Alter nach am nächsten, und er war ein ganz reizender junger Mensch, besaß die schönen blauen schottischen Augen seines Großvaters und hatte bereits graues Haar, ein Familienerbe. Mochte sie sich doch in einen dieser jungen Männer verlieben und ihn heiraten und mit ihm die Kinder haben, die sie sich so wünschte. O Gott, mein Gott, wenn Du das für mich tun willst, dann will ich mit Freuden den Schmerz meiner Liebe zu ihr tragen, mit Freuden ...

Die Särge hier waren nicht unter Blumen begraben wie damals der Sarg von Jennyfer Ryan. Im Gegenteil, in der Kapelle waren sämtliche Vasen leer. Was die furchtbare Hitze des Feuers zwei Nächte zuvor noch übriggelassen haben mochte, war anschließend dem Regen zum Opfer gefallen. Keine einzige frühe Rose sah man, nicht einmal einen Stiel vom Lampenputzerbaum. Alle waren so müde, so entsetzlich müde. Jene, die endlose Kilometer durch den Schlamm geritten waren, um Angus und Kev die letzte Ehre zu erweisen – nur Männer, denn für Frauen wäre die Strapaz einfach zu groß gewesen –, fühlten sich erschöpft. Nicht anders erging es jenen, welche die Toten nach Hause gebracht hatten. Und erschöpft waren auch alle, die sich so lange abplagen mussten mit Kochen und Saubermachen und anderem mehr. Cedric Stuart war so todmüde, dass er das Gefühl hatte, im Traum umher zu wandeln. Sein Blick glitt über die Gesichter der Kellys. Da war Bright, Trauer und Trostlosigkeit in den Zügen. Da war Enya, gleichfalls Trauer, aber ein Ausdruck von – Zorn? Da waren ihre Brüder, tief niedergeschlagen, sie alle ... Er überließ es mit voller Absicht Jason Caddock, eine Gedenkrede zu halten.

Caddock fasste sich sehr kurz, fand jedoch bewegende Worte. Danach begann der Geistliche sofort mit der Totenmesse. Er hatte, ganz selbstverständlich, all das bei sich gehabt, ohne das ein

Priester nie reiste, darunter auch Kelch und Stola, doch wäre er ohne die entsprechenden Messgewänder gewesen, hätte der alte Angus nicht daran gedacht, sie aus dem Pfarrhaus in Yelli mitzubringen. Und so stand er also, richtig gewandet, während der Regen gegen die Fenster peitschte. Und dann ging es hinaus, hinaus in den Regen, der mitzutrauern schien, und über den Rasen, den die Hitze braun-gesengt hatte. Die Sargträger drohten im Schlamm auszugleiten und hinzuschlagen; bei dem prasselnden Regen sahen sie kaum, wohin sie traten. Doch dann war man auf dem Friedhof, wo die Glöckchen auf dem Grab des chinesischen Kochs traurig bimmelten: Hee Sing, Hee Sing. Es endete. Es war vorbei. Die Trauergäste schlangen sich auf ihre Pferde, den Rücken tief unter die schützenden Ölhäute geduckt, sie ritten davon, durch den Schlamm, über das verwüstete Land.

Cedric Stuart packte seine wenigen Sachen, und er wusste, was er zu tun hatte, bevor er aufbrach. Er ging in den Salon, wo Brigit an ihrem Eschri-taire saß und stumm auf ihre Hände starrte.

»Brigit«, fragte er und setzte sich, nur ein kurzes Stück von ihr entfernt. »Brigit – wird es gehen?« Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Was sich in ihren Zügen widerspiegelte, die Stille, die keine Stille war, sondern eine lautlose Qual, prallte so unvermittelt auf ihn, dass er erschrak und unwillkürlich die Augen schloss.

»Ja, Pater«, sagte sie, »es wird gehen. Da ist die Buchführung, die ich erledigen muss, und fünf Söhne habe ich noch – sechs, wenn Sie Liam mitrechnen. Er ist zwar nicht hier, aber – aber ich bin Ihnen so dankbar, dass Sie sich um ihn kümmern und ihm das Leben ein wenig leichter machen, das ist doch ein großer Trost. Ach, wenn ich ihn doch sehen könnte, wenigstens ein einziges Mal!«

»Brighit, ich möchte, dass Sie über etwas nachdenken.«

»Worüber?« Sie wirkte abwesend.

»Brighit – hören Sie mir überhaupt zu?« Wieder fühlte er das Erschrecken, eine tiefe Besorgnis. Sie schien sich ganz in sich zurückgezogen zu haben, wie in eine Kruste, in die seine Stimme nicht dringen konnte. Doch dann klang, wie aus einer Dunkelheit, abermals der Schmerz schrill aus ihr hervor.

»Mein armer Angus! Mein armer Kevyn! Mein armer Liam!« Aber sofort hatte sie sich wieder unter Kontrolle, zeigte jene eiserne Selbstbeherrschung, die für sie so kennzeichnend war. Nur dass es diesmal schien, als versuche sie, sich selbst mit einer Faust zu umklammern, die so lange würgte, bis kein Schrei mehr nach draußen dringen konnte. Ihre Augen glitten durch den Raum, ohne irgend etwas zu sehen. »Ja«, sagte sie ruhig, »ich höre.«

»Bright, was ist mit Ihrer Tochter? Denken Sie je daran, dass Sie auch eine Tochter haben?« Der Blick aus ihren grauen Augen hob sich zu seinem Gesicht, ruhte fast mitleidig darauf.

»Tut das irgendeine Mutter? Was ist eine Tochter? Sie erinnert einen nur an die Schmerzen, ist ein jüngerer Abbild. Und man weiß, sie wird all das tun, was man selbst getan hat, wird die gleichen Tränen weinen. Nein, Pater. Ich versuche zu vergessen, dass ich eine Tochter habe, und wenn ich an sie denke, dann denke ich an sie als einen meiner Söhne. Es sind die Söhne, an die sich eine Mutter erinnert.«

»Sie weinen Tränen, Bright? Ich habe es nur ein einziges Mal gesehen.«

»Und Sie werden es nie wieder sehen, denn Tränen ... Tränen gibt es bei mir nicht mehr.« Sie zitterte am ganzen Körper. »Wissen Sie, was, Pater? Vor zwei Tagen habe ich entdeckt, wie sehr ich Angus liebe. Doch es war wie alles in meinem Leben – zu spät. Zu spät für ihn, zu spät für mich. Wie gern würde ich ihn jetzt in den Armen halten und ihm sagen, dass ich ihn liebe! O Gott, ich hoffe, dass kein anderer Mensch je meinen Schmerz fühlen muss!« Er wandte den Blick von ihr ab, um ihr Zeit zu geben, sich wieder zu fassen, um sich selbst Zeit zu geben, jenes Rätsel, das Bright war, etwas besser zu verstehen. Er sagte:

»Niemand sonst kann Ihren Schmerz fühlen.«  
Sie hob einen Mundwinkel zu einem gleichsam verkrümmten und harten Lächeln.

»Ja. Das ist ein Trost, nicht wahr? Ich mag darum nicht zu beneiden sein, doch der Schmerz gehört mir.«

»Werden Sie mir etwas versprechen, Bright?«

»Wenn Sie wollen.«

»Kümmern Sie sich um Enya, wenn sie von Sidney zurückkehrt. Vergessen Sie sie nicht. Sorgen Sie nach ihrer Ausbildung dafür, dass sie zu den hiesigen Tanzveranstaltungen geht und dass sie Gelegenheit hat, ein paar junge Männer kennenzulernen. Ermutigen sie Enya nach ihrer Zeit in Sidney, an Heirat zu denken und an ein eigenes Heim. Ich konnte heute beobachten, wie alle jungen Männer sie aufmerksam beäugten, obwohl sie erst fünfzehn wird. Sorgen Sie dafür, dass sie sie nach ihrer Rückkehr wiedertreffen kann, unter glücklicheren Umständen.«

»Ganz wie Sie wollen, Pater.« Seufzend ließ er sie allein, sah, wie sie auf ihre mageren, weißen Hände starrte. Enya begleitete ihn zum Stall, wo der Wallach vom Besitzer des »Imperial« die vergangenen zwei Tage genutzt hatte, um sich an allen verfügbaren Pferdeleckerbissen gütlich zu tun. Er warf dem Tier den Sattel auf den Rücken und begann dann den Gurt festzuzschnallen. Enya stand

gegen einen Strohhallen gelehnt und beobachtete ihn.

»Cedric«, sagte sie, »ich weiß mittlerweile, dass Mum und Dad mit dir vereinbart haben, mich erst ein paar Monate später mitzunehmen. Siehst du, was ich hier habe.« Sie streckte eine Hand vor, hielt darin eine rötlich-graue Rose. »Es ist die einzige, die zu finden war. Ich entdeckte sie in einem Busch unter einem Wassertankgestell, und zwar auf der Rückseite. Dort war sie offenbar vor der Hitze einigermaßen geschützt, genauso wie später vor dem Regen. Ich hab' sie für dich gepflückt. Als Erinnerung an mich, bis du mich abholst.« Mit leicht unsicherer Hand nahm er die halbgeöffnete Blüte entgegen, blickte darauf.

»Enya, es ist nicht so, dass ich etwas brauche, um mich an dich zu erinnern. Jetzt nicht und auch später nicht. Ich trage dich in mir, das weißt du. Ich habe es vor dir ja nicht verbergen können, nicht wahr?«

»So ein Andenken«, beharrte sie, »ist manchmal ein ganz besonderes Stück Wirklichkeit. Man kann es in der Hand halten, man kann es ansehen. Und wenn man es ansieht, erinnert man sich an all die Dinge, die man sonst vielleicht vergisst. Bitte, nimm es, Pater.«

»Mein Name ist Cedric«, murmelte er unwillkürlich. Und dann nahm er aus dem kofferartigen Behältnis das große Messbuch, sein Eigentum, kost-

bar eingebunden und mit Perlmutter verziert. Es handelte sich um ein Geschenk seines inzwischen verstorbenen Vaters zur Priesterweihe, vor nunmehr dreizehn Jahren, da er sich damals mit Rhona, seiner Mutter, heillos überworfen hatte. Die Seiten öffneten sich an einer Stelle, wo zur Kennzeichnung ein dickes weißes Band lag. Er blätterte einige Seiten weiter, legte die Rose hinein, klappte das Buch zu.

»Du möchtest bis zu unserer gemeinsam Abreise auch ein Andenken von mir, Enya, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun, ich werde dir keines geben, aber ich verspreche dir, dass ich dich spätestens zu deinem Geburtstag, im Dezember, in Sydney in meiner Nähe einquartiert habe. Und noch etwas: Ich kann die Kirche nie verlassen, und ich werde – um deinetwillen – rückhaltlos aufrichtig zu dir sein. Ich will die Kirche nicht verlassen, weil ich dich nicht so liebe, wie dich ein Ehemann lieben wird, verstehst du? Ich will, dass du dir die Sache mit dem Heiraten aus dem Kopf schlägst und dich - nach deiner Ausbildung - in deiner Welt umsiehst. Obendrein will ich, dass du dabei einen guten Mann findest und ihn heiratest und so viele Kinder hast, wie du nur möchtest. Du bist die geborene Mutter. Du darfst dich nicht an mich klammern, das wäre nicht recht. Vergiss mich, was meine Männlichkeit angeht, Enya.«

»Bekomme ich – bekomme ich keinen Abschiedskuss?« Er gab keine Antwort. Er sagte lediglich:

»Ich muss fort.«

»Ja. Alles wieder in Ordnung. Alles geregelt. Kevin ist beweint und begraben, und du und Mum habt mein weiteres Leben bis ins kleinste Detail verplant.«

»Enya! Wir müssen ein Ende machen. Mein Leben gehört Gott. Das hast du immer gewusst.«

»Diesem gerechten und gütigen Gott, der mir Kevin genommen hat ... und Dad ... und deine Liebe nicht zu vergessen ... immer und immer wieder. Aber Gott ist barmherzig. Er hat mir, bis du wiederkommst, niemanden gelassen, um den ich noch weinen könnte.«

»Gott ist barmherzig. Ich weiß; du verstehst es noch nicht, aber er ist es. Er hat diese Rose verschont. Er hat den Regen geschickt, der viele vor dem Tod im Feuer bewahrte.«

»Oh, Cedric. Und wer schickte das Feuer?«

Enya wollte am liebsten wortlos davonrennen, um zu bewirken, dass er ihr beklommen hinterher starrte, doch ihre Neugier siegte. So blieb sie stehen, um zu seh'n, wie er auf ihre ketzerisch anmutenden Worte reagierte.

Er wandte sich wortlos ab, schwang er sich in den Sattel, ließ den Wallach im Schritt zum Ausgang gehen und verharrte dort kurz, um sich den

Filzhut aufzustülpen, den er sich gleichfalls im »Imperial« geliehen hatte. Für den Bruchteil einer Sekunde schien es in seinen blauen Augen aufzuleuchten.

»Mach's gut, Enya! Wir seh' uns Anfang Dezember!« Dann trieb er sein Pferd hinaus in den Regen und strebte dem Weg zu, der nach Yelli führte. Enya folgte ihm nicht. Im trüben Licht des feuchten Stalls blieb sie stehen und roch das Heu und den Pferdemist. Es erinnerte sie an den Schuppen in Neuseeland und an Liam. Dreißig Stunden später betrat Cedric Stuart das Zimmer des Apostolischen Legaten. Zum Kuss beugte er sich über den Ring des Erzbischofs, ließ sich dann müde in einen Sessel fallen. Und erst jetzt, als er den Blick aus den dunklen, wie allwissenden Augen des Italieners auf sich fühlte, begriff er, wie sonderbar er wohl aussah und weshalb ihn am Zentralbahnhof so viele Leute angestarrt hatten. Nun, verwundern konnte das kaum. Ohne an sein Gepäck zu denken, das im Pfarrhaus von Yelli doch auf ihn wartete, war er in aller Hast in den Nachtpostzug gestiegen, nur zwei Minuten vor der Abfahrt. Und dann hatte er in dem kalten Zug rund tausend Kilometer zurückgelegt, lediglich mit Hemd, Reithose und Reitstiefeln bekleidet, vom Regen während des Ritts nach Yellingbone noch durchgeweicht. Doch die Kälte, die Nässe, er hatte nichts davon gespürt. Mit einem wie

bedauernden Lächeln blickte er an sich hinab, sah dann zum Erzbischof.

»Ich bitte um Entschuldigung, Euer Exzellenz. Aber es ist so vieles geschehen, dass ich einfach nicht daran dachte, wie eigenartig ich wirken musste.«

»Entschuldigen Sie sich nicht, Cedric.« Anders als Erzbischof Gregory White, zog er es vor, seinen Sekretär vorzugsweise mit dem Vornamen anzureden. »Ich finde, Sie sehen sehr romantisch aus und zudem – wie soll ich sagen? – sportlich-flott. Allerdings wohl auch recht weltlich.«

»Sehr weltlich, Euer Exzellenz, fürchte ich. Was das Romantische und Sportlich-Flotte betrifft, so kommt Ihnen das wohl nur so vor, weil Sie nie gesehen haben, dass eine solche Kleidung in Yelli durchaus das Übliche ist.«

»Mein lieber Cedric, selbst wenn Sie es sich in den Kopf setzten, in Sack und Asche zu gehen – Sie würden es auch dann noch fertigbringen, romantisch und elegant auszusehen! Dieser Reitdress kleidet Sie ausnehmend gut, gar kein Zweifel. Fast so gut wie eine Soutane. Und ersparen Sie sich die Mühe, mir erklären zu wollen, Sie seien sich dessen nicht bewusst. Könnte sogar durchaus sein, dass Ihnen die flotte Reitkluft besser stünde als das schwarze Gewand eines Priesters. Sie haben eine unverwechselbare und sehr attraktive Art, sich zu bewegen, und Sie besitzen eine

ausgezeichnete Figur, die Sie sich zu bewahren gewusst haben und wahrscheinlich immer bewahren werden. Wenn man mich nach Rom zurückruft, dann, so glaube ich, werde ich Sie für eine Weile mitnehmen. Es wird mich in höchstem Maße amüsieren, Ihre Wirkung auf unsere kleinen, dicken italienischen Prälaten zu beobachten. Die schöne geschmeidige Katze zwischen den plumpen und verdutzten Tauben.« Rom! Cedric Stuart richtete sich mit einem Ruck in seinem Sessel auf, saß sehr gerade. »War es sehr schlimm, mein Cedric?« fuhr der Erzbischof fort und strich mit seiner beringten, milchweißen Hand rhythmisch über den seidigen Rücken der schnurrenden Abessinier-Katze.

»Furchtbar, Euer Exzellenz.«

»Diese Leute – diese Kellys. Sie haben sie gern?«

»Oh Ja. Sehr, denn sie sind durch und durch liebenswerte Menschen.«

»Und lieben Sie alle in gleichem Maße, oder lieben Sie einige von ihnen mehr als andere?«

Cedric zögerte, zu antworten, woraus der Erzbischof viel herauszulesen verstand. Sein scharfer Blick und sein nicht minder scharfer Verstand zwangen Cedric, einen Teil der Wahrheit zu offenbaren. Aber Cedric Stuart war keinesfalls weniger listig als sein Herr und Meister, und er kannte den Erzbischof inzwischen lange genug, um gewisse

Eigenarten recht präzise einzukalkulieren. Und so griff er jetzt auf jenen Trick zurück, von dem er aus Erfahrung wusste, dass er ein etwaiges Misstrauen des Legaten sofort einzuschläfern pflegte. Er demonstrierte eine – scheinbar rückhaltlose – Aufrichtigkeit. Dem so klugen, durchdringenden und listigen Verstand des Italieners kam offenbar nie der Verdacht, dass eine solche recht ostentative Offenheit trügerischer sein könne als ein behändes Ausweichen.

»Um ehrlich zu sein; eines der einnehmenden Geschöpfe steht mir näher, als die anderen. Am meisten liebe ich das Mädchen – Enya. Für sie habe ich immer eine besondere Verantwortung gefühlt. Ich möchte sie weiterhin aufwachsen seh'n, da ich das Gefühl habe, dass sie ganz besonders meiner Obhut bedarf. Sie ist die einzige Tochter, und ihre Familie beachtet sie seltsamerweise kaum; als würde sie gar nicht existieren.«

»Wollen Sie damit sagen, in der Familie konzentriert sich alles so ausschließlich auf die Söhne, dass man die Tochter darüber völlig vergisst?«

»Ja. So könnte man es wohl am treffendsten beschreiben, denn so in etwa formulierten es auch ein paar Leute in Yellingbone. Also habe ich weiterhin ein Auge auf das Mädchen, wobei ich Sie bitte, diese Redewendung nicht misszuverstehen, denn hinzu kommt, dass ich einer Verpflichtung nachzukommen habe, die besagt, dass sie unter

meiner Obhut eine Ausbildung in Sydney absolvieren darf oder muss. Das wiederum ist nötig, damit sie nach Eintritt ihrer Rechtsfähigkeit – da ihr Vater verunglückte und ihre Mutter nicht mehr die jüngste ist, die Verwaltung des Anwesens übernehmen kann. Es handelt sich, um es präzise auf den Punkt zu bringen, um eine der verbindlichen Klauseln, die Mrs. Ryan in das umfangreiche Testament eingebunden hat, und nun, da sich das besagte Unglück ereignete, erkenne ich erst, wie klug und weitsichtig Jennyfer Ryan war.«

»Hmmm ... verstehe« sagte der Erzbischof, als wüsste er nicht haargenau, dass die ganze lukrative Angelegenheit, samt deren weiterer Entwicklung, einzig und allein von Enyas Gutdünken sowie ihrer Gelehrigkeit abhing.

»Wie alt ist diese Enya?«

»Genau weiß ich es nicht. So um die fünfzehn, glaube ich. Jedenfalls habe ich mir von ihrer Mutter ausdrücklich versprechen lassen, dass sie sich nach Enyas Zeit in Sydney ein wenig mehr um das Mädchen kümmert. Sie soll dafür sorgen, dass ihre Tochter ab und zu zum Tanz geht und ein paar junge Männer kennenlernt. Es wäre ein wahrer Jammer, wenn sie, nach ihrer Ausbildung, auf Valopo - von allem isoliert - in dieser Weise ihr ganzes Leben vergeuden würde.« Cedric sprach die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, das spürte der Erzbischof mit seinem ausgeprägten In-

stinkt sofort. Etliche Jahre älter als sein Sekretär, hatte er glanzvoll Karriere gemacht, unbeeinträchtigt durch Hindernisse, wie Stuart sie auf seinem Weg gefunden hatte. In so mancher Hinsicht fühlte Francesco de Rosa sich um unermesslich vieles älter als sein Sekretär. Aufmerksam fuhr der Erzbischof fort, seinen Sekretär zu beobachten, auch wenn sich die angespannte Schärfe seines Blicks jetzt wohl ein wenig minderte. Wieder spielte er jenes so unterhaltsame Spiel, das er häufig durchexerzierte: das Spekulieren darüber, welche Triebfeder Cedric Stuart im Innersten bewegte. Zunächst hatte er geglaubt, es könnten fleischliche Gelüste sein – wenn nicht in der einen Richtung, so in der anderen. Ein Mann von solchem Aussehen und mit einem solchen Körper musste ganz unvermeidlich bei vielen zum Objekt der Begehrlichkeit geworden sein, und zwar in einem solchen Maße, dass er sich seine Unschuld oder seine Arglosigkeit kaum würde haben bewahren können. Im Laufe der Zeit hatte Francesco de Rosa dann festgestellt, inwieweit seine Vermutung zutraf – zur Hälfte nämlich. Präzise gesagt: Arglos war Cedric Stuart gewiss nicht, er wusste durchaus, welche Wirkung er auf viele Menschen ausübte. Andererseits glaubte der Erzbischof, immer sicherer sein zu können, dass die Unschuld absolut echt war. Was immer bei Cedric die Triebfeder sein mochte, um fleischliche Begierden handelte

es sich offenbar nicht. Der Erzbischof hatte da verschiedentlich recht eingehend die Probe aufs Exempel gemacht. Er hatte Cedric mit erfahrenen Homosexuellen zusammengebracht, die, wäre er selbst homosexuell gewesen, auf ihn zweifellos unwiderstehlich gewirkt hätten. Er war ein überaus aufmerksamer Beobachter gewesen, um festzustellen, wie Cedric auf schöne Frauen reagierte. Die Gelegenheit zu gesellschaftlicher Begegnung ergab sich zwanglos und zwangsläufig. Nun, er reagierte, wenn man so wollte, überhaupt nicht auf die Schönsten des Landes; nicht der leiseste Hauch von Begehrlichkeit oder auch nur von Interesse, selbst wenn er nicht im entferntesten ahnen konnte, dass er unter Beobachtung stand. Natürlich gab es für den Erzbischof Mittel und Wege, diese Aufgabe anderen zu übertragen, ohne dass Cedric davon erfuhr. Nach und nach war der Legat zu der Überzeugung gelangt, dass die Triebfeder, die seinen Sekretär im Innersten bewegte, Stolz sein müsse, der Stolz darauf, Priester zu sein, und zudem Ehrgeiz. Beides verstand er sehr gut, denn beides erfüllte ihn selbst. Wie alle großen und gefestigten Institutionen ihrer Art wusste die Kirche guten Gebrauch zu machen von ehrgeizigen Männern. Im übrigen erzählte man sich, Cedric Stuart habe diese Kellys, die er angeblich doch so sehr liebte, um ihr rechtmäßiges Erbe gebracht. Traf das wirklich zu, so lohnte es sich ge-

wiss, mit ihm enge Fühlung zu halten. Wie die blauen Augen doch geleuchtet hatten, als er Rom erwähnte! Vielleicht war es an der Zeit, dass er ein neues Manöver versuchte – ein Gambit, um es in der Sprache der Schachspieler auszudrücken. Und so rückte er, beiläufig scheinbar und sozusagen nur Gesprächs halber, einen Bauern ein Stück vor; doch der Blick unter seinen halb gesenkten Lidern war voll schärfster Aufmerksamkeit.

»Während Ihrer Abwesenheit habe ich aus dem Vatikan Neues erfahren, Cedric«, sagte er und schob die Abessinier-Katze Sheba auf seinem Schoß ein winziges Stück zur Seite.

»Oh?« Cedric sank in seinem Sessel zurück. Offenbar fiel es ihm schwer, die Augen aufzubehalten. »Ja, Sie können zu Bett gehen. Aber erst, nachdem Sie meine Neuigkeiten gehört haben. Vor kurzem setzte ich mich ganz persönlich und privat mit dem Heiligen Vater in Verbindung, und heute erhielt ich eine Antwort von meinem Freund Kardinal Gonzaga. Oh, Sheba, musst du dich denn mit den Pfoten immer so festhalten, wenn du zufrieden bist?«

»Ich höre zu, Euer Exzellenz, ich bin nicht eingeschlafen«, sagte Cedric Stuart mit einem Lächeln. »Kein Wunder, dass Sie Katzen so sehr mögen. Sie sind ja selbst eine, spielen zu Ihrem Vergnügen mit Ihrem Opfer.« Er schnippte mit den Fingern.

»Sheba, lass ihn und komm zu mir! Er ist unfreundlich.« Sofort sprang die Katze vom purpurfarbenen Schoß, lief über den Teppich auf Cedric zu und war dann mit einem kraftvollen Satz auf seinen Knien. Und dort stand sie, wie verzaubert, schwenkte den Schwanz hin und her und nahm all die sonderbaren Gerüche in sich auf, von Pferden, von Schlamm, von manchem mehr. Cedric Stuarts blaue Augen lächelten in die braunen des Erzbischofs. Beide Männer hielten ihre Augen halb geschlossen, beide waren voll angespannter Wachsamkeit.

»Wie, um alles in der Welt, bringen Sie das nur fertig?« wollte Francesco de Rosa wissen. »Eine Katze kommt doch nie auf Befehl zu einem Menschen. Sheba jedoch tut es. Sie kommt zu Ihnen, als hätten Sie ihr Baldrian gegeben. Undankbares Tier.«

»Ich warte, Euer Exzellenz.«

»Und dafür, dass ich Sie warten lasse, bestrafen Sie mich, indem Sie mir meine Katze wegnehmen. Nun gut, Sie haben gewonnen, ich gebe mich geschlagen. Verlieren Sie eigentlich nie? Eine interessante Frage, finde ich. Jedenfalls, mein lieber Cedric, kann man Ihnen nur gratulieren. Sie sind extrem jung, aber in kürzest möglicher Zukunft können und werden Sie nämlich Mitra, Tunicella, Dalmatika und Pontifikalring tra-

gen, und die Anrede für Sie wird lauten: ›Hochwürdigste Exzellenz, Bischof Stuart.««

Der Apostolische Legat stellte mit Genugtuung und Vergnügen fest, dass dies denn doch gehörig Wirkung zeitigte. Weit riss Cedric Stuart die blauen Augen auf. Nichts blieb mehr von einem vorsichtig herabgelassenen Visier. Diesmal versuchte er nicht, seine Gefühle zu tarnen, über wahre Empfindungen hinwegzutäuschen. Er strahlte ganz einfach.

– KAPITEL DREIZEHN –

*Cody O'Connor*

Es schien kaum glaublich, wie schnell sich das Land wieder erholte. Schon nach einer Woche spross das erste Grün des Grases aus dem klebrigen Morast, und innerhalb von zwei Monaten begannen sich die Bäume zu belauben, die vom Feuer gerösteten Bäume, in denen dennoch nach wie vor Leben war. Allerdings längst nicht in allen. Wenn die Menschen hier immer wieder Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit bewiesen, so lag das zweifellos daran, dass ihnen das Land gar keine Chance gab, anders zu sein. Denn wer diese Eigenschaften nicht besaß, blieb nicht lange im Großen Nordwesten. Allerdings würde es Jahre brauchen, bis die Narben einigermaßen schwanden. Viele Male würden die Eukalypten neue Rinde ansetzen und wieder abwerfen müssen, ehe die Stämme die gleiche Färbung zeigten wie früher, weiß oder rot oder grau, und ein bestimmter Prozentsatz der Bäume würde sich nie wieder erholen, sondern tot bleiben, tot und dunkel. Sperrig aufragende Skelette, würden sie noch viele Jahre lang aufrecht stehen, erst ganz allmählich zerfal-

lend und sich vermischend mit dem Staub der Zeit. Quer durch das westliche Gebiet von Valopo zog sich jene Furche, welche die scharfen Kanten der Wellblechplatte, der Behelfstotenbahre, hinterlassen hatten, und wer auf die Spur stieß und wusste, wie sie entstanden war, erzählte die Geschichte anderen, die sie noch nicht kannten, und mit der Zeit wurde sie zum festen Teil der legendenartigen Überlieferung der Schwarzerdebene. Valopo hatte durch das Feuer vielleicht ein Fünftel seiner Weidefläche verloren und zudem 25000 Schafe: kaum mehr als eine Bagatelle für eine Station, deren Gesamtbestand an Schafen in den vergangenen guten Jahren ungefähr 125000 betragen hatte. Es gab absolut keinen Grund, über die Bösartigkeit des Schicksals oder den Zorn Gottes zu jammern – oder wie immer jene, die von einer Naturkatastrophe getroffen werden, dies benennen mögen. Die einzige Devise konnte sein: Verluste abschreiben und versuchen sie wettzumachen. Es war ja nicht das erste Mal, dass so etwas geschehen war, und niemand nahm an, dass es das letzte Mal bleiben würde. Dennoch tat es weh, im Frühjahr die Gärten der Valopo-Homestead zu sehen: braun und kahl. Gegen die Dürre konnten sie dank Donovan Ryans Wassertanks bestehen. Während des Feuers hatte es nichts gegeben, um den Blumen und anderen Gartenpflanzen beim Überleben zu helfen. Nicht einmal die Wistarien wollten jetzt

blühen. Unter der grausamen Hitze waren die vielen zarten Knospen, die sich damals gerade bildeten, sofort verwelkt. Ähnlich verhielt es sich mit allem anderen. Entweder es blühte überhaupt nicht, oder es zeigte nur karge Ansätze dazu, ganz gleich ob Rosen, ob Fuchsien, ob Stiefmütterchen oder was immer sonst. Aber natürlich wollte jeder, dass die Gärten wieder so würden wie früher, und so halfen alle, wenn's ihre Zeit zuließ, dem alten Tom. Was die Arbeitskräfte betraf, so beschloss Colin, es so zu halten, wie sein Vater es – ganz im Gegensatz zu Jennyfer Ryan – gehalten hatte: immer ein paar Leute extra bereit zu haben, sie nicht erst einzustellen, wenn Not am Mann war, beim Lammen etwa oder zur Schurzeit. Auf diese Weise geriet man nie in die Klemme, und die Leute arbeiteten besser, wenn sie wussten, dass sie einen festen Job hatten. Zudem kam das auf weite Sicht ziemlich aufs selbe hinaus: Die meisten Viehtreiber hatten sozusagen Juckpulver unter den Fußsohlen, es hielt sie nie lange an einem Ort. Die neuen Häuser, die weiter vom Creek entfernt standen als die alten, wurden von verheirateten Männern bewohnt. Für Tom, den Gärtner, gab es hinter dem Pferdehof unter einem Pfefferbaum eine nagelneue Hütte mit drei Räumen, und jedes mal, wenn er sein Heim betrat, strahlte er vor Besitzerstolz. Enya kümmerte sich bis Dezember weiter um die Innenkoppeln, ihre Mutter weiter um die

Bücher. Brigit fiel es auch zu, mit Cedric Stuart zu korrespondieren, doch ihrer Art entsprechend, beschränkte sie sich dabei – anders als Angus früher – sozusagen auf die geschäftlichen Dinge: auf das, was den Betrieb auf der Station betraf. Enya brannte darauf, seine Briefe zu lesen, denn sie fieberte auf ihren Geburtstag hin wie noch nie zuvor. Gierig hätte sie jeden Satz, jedes Wort in sich eingesaugt. Aber Brigit gab ihr keine Gelegenheit dazu. Sie ließ die Briefe nicht aus der Hand, verschloss sie fest in einem Stahlkasten. Jetzt, wo Angus und Kev tot waren, schien es überhaupt keine Möglichkeit mehr zu geben, an Brigit heran zu gelangen. Was das Versprechen anging, das sie im Hinblick auf ihre Tochter Cedric Stuart gegeben hatte, so vergaß sie es sofort wieder.

Und so kam es, dass Enya alle Einladungen zu Tanzveranstaltungen und Partys höflich ablehnte, ohne dass ihre Mutter, die durchaus darum wusste, einen Einwand erhoben oder Enya gar gedrängt hätte anzunehmen. Liam O'Mally nahm jede Gelegenheit wahr, um nach Valopo zu fahren. Enoch Davies rief sehr häufig an. Und nicht anders war es mit Connor Carmichael und Sullivan MacNamara. Doch Enya verhielt sich allen gegenüber so reserviert, dass schließlich keiner mehr hoffte, ihr Interesse für sich erwecken zu können. Das Wetter war sehr nass, wenn auch nicht in einem solchen Maße, dass es zu einer Überschwem-

mung gekommen wäre. Doch der Boden blieb ewig verschlammt, und die rund zweitausend Kilometer Barwon-Darling strömten tief, breit und stark. Als sich der Winter näherte, fiel weiterhin sporadisch Regen, und die stiebenden bräunlichen Schleier waren jetzt aus Wasser und nicht aus Staub. So kam es, dass die große Zahl von Männern, welche die Depression im Outback auf Tramptour getrieben hatte, immer mehr zusammenschmolz. Es war schon teuflisch, in einer nassen Saison in den Schwarzerdebeneben auf Walze zu gehen. Jetzt, wo zur Feuchtigkeit auch noch die Kälte hinzukam, wurde so mancher von denen, die kein warmes Obdach hatten, von einer Lungenentzündung heimgesucht. Colin machte sich Sorgen wegen der Schafe, sprach von der Möglichkeit der Fußfaule. Starke Bodennässe vertruhen Merinos nicht lange, sie reagierten darauf mit kranken Hufen. Die Schur war so gut wie unmöglich gewesen, denn die Scherer rührten nasse Wolle nicht an, und falls der Boden nicht einigermaßen abtrocknete, bevor die Zeit zum Lammen kam, würden viele neugeborene Schafe an der Nässe und der Kälte eingehen. Das Telefon klingelte, zweimal lang, einmal kurz, das Zeichen für Valopo. Brigit hob ab, drehte dann den Kopf.

»Colin, für dich – die Stellenvermittlung.«

»Hallo, Jimmy. Colin am Apparat ... Jaah, klar doch ... Oh, guut! Zeugnisse alle in Ordnung? ...

Naa, dann schicken Sie ihn doch zu mir raus ... Natürlich, wenn er so gut ist, wie Sie sagen, wird er den Job schon kriegen ... aber ich möcht' ihm doch erst mal selber auf den Zahn fühlen ... Die Katze im Sack kauf ich nicht, und Zeugnissen trau' ich nicht ... In Ordnung, danke. Bis zum nächsten Mal.« Colin nahm wieder Platz.

»Da kommt ein neuer Viehtreiber. Brauchbarer Kerl, sagt Jimmy. Hat draußen in den westlichen Queenslandebenen gearbeitet, in der Nähe von Longreach und Charleville. Soll auch Erfahrung mit weiten Viehtrieben haben. Gute Zeugnisse, alles in bester Ordnung. Hat früher Pferde zugeritten. War davor Scherer, sogar Gun-Scherer, sagt Jimmy, mit über zwofünzig pro Tag. Und das macht mich ein bisschen misstrauisch. Weshalb sollte ein Gun-Scherer für den Lohn eines Viehtreibers arbeiten wollen? Kommt nicht oft vor, dass ein Gun-Scherer seine einträgliche Arbeit für einen Satteljob aufgibt. Könnte aber ganz praktisch sein, so einen Mann zur Hand zu haben, nicht?« Im Laufe der Jahre hatte Colin sich eine immer breitere, gedehntere Sprechweise angewöhnt, und natürlich sprach er jetzt überhaupt mit stark australischem Einschlag. Er ging inzwischen auf die Zweiundzwanzig zu, schien sich jedoch – zu Enyas großer Enttäuschung – für keines der Mädchen im heiratsfähigen Alter zu interessieren, mit denen er zusammenkam, wenn sich das aus

den üblichen gesellschaftlichen Anlässen ergab. Zum einen zeigte er sich immer wieder entsetzlich schüchtern, zum anderen war seine Liebe zum Land so groß, dass er sie – so musste man es wohl nennen – ungeteilt lassen wollte. Und irgendwie wurden Finn und Glenn ihm immer ähnlicher. Ja, man hätte sie für Drillinge halten können, wenn man sie jetzt so sah, nebeneinander auf einer der harten Marmorbänke sitzend – übrigens so ziemlich das äußerste, was sie sich im Haus an »Luxus« leisteten. Sie schienen tatsächlich lieber draußen auf den Koppeln zu kampieren, und wenn sie schon daheim schliefen, so streckten sie sich in ihren Schlafzimmern auf dem Fußboden aus, weil sie Angst hatten, in ihren Betten zu verweichlichen. Sonne, Wind und Trockenheit hatten ihre helle, sommersprossige Haut zu fleckigem Mahagoni gegerbt, aus dem sehr ruhig und fast fahl ihre blauen Augen hervorblickten, rundum von einem Netz tiefer Fältchen umgeben, den unverkennbaren Spuren ständigen Spähens in weite Fernen, bei Sonnengleiss und dem Silberglanz bräunlicher Gräser. Ihr Alter ließ sich kaum annähernd genau schätzen. Auch hätte man nicht sagen können, wer von ihnen der älteste und wer der jüngste war. Alle hatten sie Angus' Römernase und sein freundliches, biederes Gesicht. Allerdings zeigte keiner von ihnen körperlich jene Spuren, die sich bei Angus schon recht frühzeitig bemerkbar ge-

macht hatten, als Folge seiner vieljährigen Schurarbeit: krummer Rücken und gleichsam verlängerte Arme. Statt dessen sah man bei ihnen die knappen und präzisen, doch sehr lockeren Bewegungen, wie man sie bei Männern findet, die im Sattel zu Hause sind.

»Ist der neue Mann verheiratet?« fragte Brigit, während sie mit Lineal und Federhalter säuberlich rote Linien zog.

»Keine Ahnung, hab' nicht gefragt. Werden's morgen wissen, wenn er kommt.«

»Und wie kommt er her?«

»Jimmy fährt ihn zu uns raus. Will sowieso nach diesen alten Schöpsen in Tankstand sehen.«

»Dann wollen wir nur hoffen, dass er eine Weile bleibt. Wenn er ledig ist, zieht er bestimmt schon in ein paar Wochen wieder weiter«, sagte Brigit.

»Ruhelose, wurzellose Leute, diese Viehtreiber.« Jims und Patsy waren inzwischen auf ihrer Boarding-School, dem Riverview College, unendlich weit von Valopo also, und sie schworen Stein und Bein, dass sie keinen Tag länger auf der Schule bleiben würden, als es ihnen sozusagen von Gesetzes wegen aufgezwungen war, nämlich bis sie vierzehn wurden. Die Knirpse fieberten dem Tag entgegen, an dem sie mit Colin, Finn und Glenn auf die Koppeln hinausreiten konnten. Dann endlich würde Valopo wieder so etwas werden können wie ein Familienbetrieb. Was übrigens die Fa-

milienleidenschaft fürs Lesen anging, so wurde ihnen Riverview auch der Bücher wegen um nicht einen Deut lieber. Ein Buch, das war etwas, das sich bequem in einer Sattel- oder Finntasche mitnehmen und dann im mittäglichen Schatten eines Wilga-Baumes mit weit größerem Vergnügen lesen ließ als in einem Klassenraum der Jesuiten. Es war schon eine gewaltige Umstellung für sie gewesen, dieses Übersiedeln in ein Internat. Was kümmerte es sie da, dass die Klassenzimmer geräumig waren und große Fenster besaßen, durch die man hinausblicken konnte auf herrliches Grün; dass weite Spiel- und Sportplätze ebenso verfügbar waren wie üppige Gärten und anderes mehr; dass es hier in Sydney wunderbare Museen und Konzertsäle und Kunstgalerien gab? Sie schlossen sich mit den Söhnen anderer Viehzüchter zusammen und verbrachten ihre Freizeit dann in gemeinschaftlichem Heimweh, wobei sie natürlich nicht vergaßen, den Glanz und die Größe Valopos gebührend herauszustellen. Ihre Worte wurden ebenso achtungsvoll wie gläubig aufgenommen, denn westlich von Burren Junction hatte jeder vom mächtigen Valopo gehört. Zudem war es ihnen völlig egal, dass Enya in wenigen Wochen ebenfalls in Sydney landete, was umso seltsamer war, da sie sich mit ihr blendend verstanden.

Enya bekam den neuen Viehtreiber erst nach mehreren Tagen zu Gesicht. Cody O'Connor hieß

er, und im großen Haus sprach man bereits viel häufiger von ihm, als man das sonst bei Viehtreibern zu halten pflegte. Zum einen hatte er sich geweigert, in der Baracke Quartier zu nehmen, und war statt dessen in das letzte leere Haus beim Creek gezogen, und zum andern überraschte er Mrs. Miller damit, dass er sich ihr vorstellte, wodurch er bei dieser Lady, die Viehtreiber sonst durchaus nicht mochte, einen Stein im Brett hatte, und zwar einen von nicht geringem Kaliber. Und so war Enya bereits, Tage bevor sie seine Bekanntschaft machte, neugierig auf ihn. Da sie die braune Stute und den schwarzen Wallach im Stall unterbrachte, statt sie, wie die übrigen Treiberpferde, im Freien zu lassen, ergab es sich ganz automatisch, dass sie morgens immer etwas später aufbrach als die Männer. Daher kam es vor, dass sie, außer ihren Brüdern, manchmal längere Zeit keinen von ihnen sah. Nach einer Woche begegnete sie Cody O'Connor dann doch. An einem späten Nachmittag war es, als die Sonne schon tief über den Bäumen flammte, deren Schatten immer weiter fortkrochen und eintauchen wollten ins sanfte Vergessen der Nacht. Enya kam von Borehead und strebte der Furtstelle im Creek zu, und Cody O'Connor kam von Südosten und ritt gleichfalls in Richtung Furt. Da die tiefstehende Sonne gegen ihn stand, sah sie ihn, bevor er sie sehen konnte. Er ritt einen großen, böartigen,

schwarz gefleckten Braunen mit schwarzer Mähne und schwarzem Schwanz. Da es zu ihren Aufgaben gehörte, sich auch um die pausierenden Arbeitspferde zu kümmern, kannte sie das Tier gut, und sie hatte sich bereits gewundert, wie es kam, dass es in letzter Zeit längst nicht so häufig auf den Rastplätzen zu finden war wie früher. Keiner der Männer hatte sich je um dieses Pferd gerissen, wenn irgend möglich, vermieden sie es, darauf zu reiten.

Dem neuen Viehtreiber machte die Bösartigkeit des Braunen offenbar wenig aus, was mit Sicherheit besagte, dass er wirklich reiten konnte. Der Braune war unter anderem dafür bekannt, dass er besonders gern frühmorgens bockte, und im übrigen gehörte es zu seinen ganz persönlichen Eigenarten, nach dem Kopf des Reiters zu schnappen, kaum dass dieser absaß. Solange ein Mann zu Pferde war, ließ sich seine Körpergröße schwer schätzen. Australische Viehtreiber benutzten kleine englische Sättel, ohne den hohen Hinterzwiesel und das sogenannte Horn, wie man sie bei amerikanischen Sätteln fand, und sie saßen sehr aufrecht mit stark hochgezogenen Knien. Der neue Mann wirkte zwar recht groß, aber der Typ des Sitzriesen, bei dem alle Länge im Rumpf lag, war gar nicht so überaus selten, und dieser erste Eindruck mochte also trügen. In manchem unterschied er sich allerdings auf den ersten Blick von

den meisten Viehtreibern. Er trug ein weißes Hemd und weiße Moleskins, Hosen aus sogenanntem Englischleder, das in Wirklichkeit ein sehr festes Baumwollgewebe war. Das übrige schien aus grauem Flanell und grauem Twill zu sein. Aha, ein Dandy, dachte Enya amüsiert. Nun, dann alles Gute, solange ihm das viele Waschen und Bügeln nicht über wird.

»N'Tag, Missus!« rief er mehr als freundlich, als sie nicht mehr weit voneinander entfernt waren. Er zog seinen zerbeulten grauen alten Filzhut und setzte ihn sich dann so auf, dass er verwegen auf seinem Hinterkopf balancierte. Lachende blaue Augen musterten Enya mit unverhohlener Bewunderung. »Nun, Sie sind mit Sicherheit nicht die Missus, also müssen Sie die Tochter sein«, sagte er. »Ich bin Cody O'Connor.« Enya murmelte irgend etwas und vermied es, ihn anzusehen. So verwirrt und so ärgerlich war sie, dass es ihr unmöglich schien, mit diesem Mann dort ein paar Alltagsfloskeln zu tauschen. Aber es war auch nicht fair, nein, ganz und gar nicht! Wie konnte sich jemand unterstehen, solche Augen und ein solches Gesicht zu haben wie Pater Cedric! Aber die Ähnlichkeit lag nur im Was, nicht im Wie. Denn wie er blickte, wie er sie ansah, das war ganz seine eigene Art und hatte mit Pater Cedric nichts zu tun. Es fehlte jener Ausdruck von Liebe, mit dem Cedric Stuart sie immer ansah – auch da-

mals schon angesehen hatte, als er sich, im Staub des Bahnplatzes von Yellingbone, zu dem kleinen, wie verloren dastehenden Mädchen gebeugt hatte. In seine Augen blicken und nicht ihn sehen, das war ein grausamer Scherz, eine grausame Strafe. Ohne Enyas Gedanken auch nur im entferntesten zu ahnen oder auch nur ahnen zu können, ritt Cody O'Connor auf seinem böartigen Braunen neben ihrer handfrommen Stute durch die Furt des Creek, dessen Wasser nach so viel Regen noch immer ziemlich hoch stand. O ja, sie war bildhübsch, vielleicht sogar schön! Dieses Haar! Was bei den männlichen Kellys nichts war als ein Karottenrot, das war bei ihr – na, jedenfalls etwas ganz anderes. Wenn sie ihm nur eine Chance geben wollte, ihr Gesicht besser zu sehen – und im selben Moment tat sie's. Sah ihn auf eine solche Weise an, dass er, verwirrt, unwillkürlich seine Augenbrauen zusammenzog, sah ihn an ... nein, nicht so, als ob sie ihn hasste, aber als ob sie versuchte, etwas zu sehen, was sie nicht sehen konnte, oder als ob sie etwas gesehen hatte, was sie nicht hatte sehen wollen, oder irgend so was. Die unbestimmbare Ähnlichkeit machte ihr jedenfalls zu schaffen, soviel war klar. Nun ließ sich allerdings nicht gerade behaupten, dass Cody O'Connor es gewohnt war, von weiblichen Augen gleichsam gewogen und für zu leicht befunden zu werden. Sie jedoch, tat sie nicht eben dies? Den-

noch wandte sie, allem vermutlichen Missvergnügen und aller Enttäuschung zum Trotz, den Blick nicht von ihm ab. Sie betrachtete, mehr noch, sie beobachtete ihn. Ihr Mund, ein zartes Rot, war leicht geöffnet, auf der Oberlippe und auf der Stirn stand wie in winzigen Tautropfen Schweiß, absolut normal bei dieser Hitze, und ihre rötlich-goldenen Augenbrauen waren gleichsam hochgehoben zu Bögen verkörperter Verwunderung. Lächelnd entblößte er Pater Cedrics große weiße Zähne. Doch das Lächeln, nein, das war nicht das von Pater Cedric.

»Sie sehen genauso aus wie ein zu groß geratenes Baby«, sagte er. »Lauter Ohs und Ahs.« Sie blickte zur Seite.

»Tut mir leid, ich wollte Sie nicht anstarren. Sie haben mich an jemanden erinnert, das ist alles.«

»Starren Sie nur, soviel Sie wollen. Dann sehe ich Ihren Kopf wenigstens nicht nur von oben oder von hinten, so hübsch er gewiss auch aus dieser Sicht ist. An wen erinnere ich Sie?«

»An niemanden, der wichtig wäre. Es ist nur seltsam, jemanden zu sehen, der einem so vertraut vorkommt und dennoch so schrecklich unvertraut ist.«

»Wie heißen Sie mit Vornamen, kleine Miss Kelly?«

»Enya.«

»Enya ... klingt mir, wie soll ich sagen, nicht angemessen genug, passt gar nicht zu Ihnen. Sie sollten eher Belinda heißen oder Madeline, aber wenn Enya das Beste ist, was Sie zu bieten haben, dann soll's mir recht sein. Wofür steht Enya – Margaret?«

»Nein, Enya.«

»Aber das passt doch viel besser! Ich werde Sie Margaret nennen.«

»Nein, das werden Sie nicht!« fauchte sie. »Ich verabscheue den Namen!« Aber er lachte nur.

»Sie setzen wohl meist Ihren Kopf durch, kleine Miss Enya, wie? Wenn ich Sie Eustacia Sophronia Augusta nennen will, dann tu' ich das auch, wissen Sie.« Sie hatten die Viehhöfe erreicht. Er glitt von seinem Braunen herunter, brachte das bissige Biest, das sofort nach ihm schnappte, mit einem kurzen Fausthieb zur Räson und stand dann, wartend. Offenbar nahm er an, sie werde ihm ihre Hände entgegenstrecken, so dass er ihr von der Stute herunterhelfen konnte. Doch sie trieb das Pferd mit einem Schenkeldruck weiter den Weg entlang.

»Stellen Sie Ihre feine Pferdedame nicht zu den gewöhnlichen alten Treibergäulen?« rief er hinter ihr her.

»Allerdings nicht!« antwortete sie, ohne sich umzublicken. Oh, es war nicht fair, wirklich nicht! Denn wenn man ihn so stehen sah, diesen Cody

O'Connor, so glich er Pater Cedric noch mehr als zuvor: war so hochgewachsen, war gleichfalls in den Schultern sehr breit und in den Hüften sehr schmal, bewegte sich mit unverkennbarer Geschmeidigkeit, mit dem einzigen Unterschied, dass es bei Pater Cedric die Geschmeidigkeit des Tänzers war, bei Cody O'Connor hingegen die eines Athleten. Und sonst? Das gleiche dichte und wellige schwarze Haar, die gleichen blauen Augen, die Nase genauso fein geformt und gerade, der Mund genauso gut geschnitten. Und dennoch, ja, dennoch war er Pater Cedric im Grunde nicht ähnlicher als einer der sogenannten Geisterbäume, so hoch und fahl und prachtvoll, einem Blauen Gummibaum, gleichfalls hoch und fahl und prachtvoll.

Nach dieser zufälligen Begegnung hielt Enya die Ohren offen, um sich nichts von dem entgehen zu lassen, was über Cody O'Connor gesprochen wurde. Colin, Finn und Glenn waren mit seiner Arbeit zufrieden und schienen gut mit ihm auszukommen. Von einem Faulpelz, so Colin, habe er nun wirklich nichts an sich. Sogar Brigit kam eines Abends auf ihn zu sprechen. Er sei ein sehr stattlicher Mann, meinte sie. »Erinnert er dich an jemanden?« fragte Enya. Lang auf dem Bauch ausgestreckt, lag sie auf dem Teppich und las in einem Buch. Brigit überlegte einen Augenblick.

»Nun, vielleicht ein bisschen an Pater Stuart – der gleiche Körperbau, die gleiche Haar- und auch Augenfarbe. Aber besonders auffällig ist die Ähnlichkeit nicht, dazu sind sie als Männer zu verschieden.« Sie schwieg einen Augenblick.

»Enya«, sagte sie dann, »ich wünschte wirklich, du würdest dich zum Lesen in einen Sessel setzen, wie sich das für eine Lady gehört! Nur weil du Jodhpurs anhast, brauchst du noch lange nicht allen Anstand zu vergessen.«

»Pah!« sagte Enya. »Als ob das jemandem auffällt!« So war es also: Es bestand zwar eine Ähnlichkeit, doch die Männer hinter den Gesichtern glichen einander wenig, eine für Enya quälende, wenn nicht verstörende Gewissheit. Denn sie liebte den einen und verübelte es dem anderen, dass sie ihn attraktiv fand. Im übrigen stellte sich heraus, in welchem Maße er in der Küche erkorener Liebling war und wieso er es sich leisten konnte, weiße Hemden und weiße Breeches zu tragen. Keine andere als Mrs. Miller wusch und bügelte für ihn, war also ein Opfer seines offenbar unwiderstehlichen Charmes, und keinesfalls das einzige.

»Aach, was für ein prachtvoller Ire ist er doch!!« seufzte Feena verzückt.

»Er ist ein Australier«, sagte Enya provozierend.

»Vielleicht hier geboren, Miss Enya, Liebling, aber mit einem Namen wie O'Connor ist er ge-

nauso Ire, wie Ihr Daddy Ire war, Miss Enya – was nicht disrespektierlich gemeint ist, wirklich nicht. Möge der gute Angus Kelly oben im Himmel mit den Engeln singen, Friede seiner Seele. Aber Cody O'Connor kein Ire, mit seinem schwarzen Haar und seinen blauen Augen? Ich sage Ihnen, Miss Enya, Liebling, in alten, längst vergangenen Zeiten waren die O'Connors die Könige von Irland.«

»Ich dachte, das seien die Conchobairs gewesen«, feixte Enya belustigt. Feenas kleine, runde Augen zwinkerten heftig. »Na ja, nun, Miss Enya, war doch ein großes Land und alles.«

»Aber, Feena! Es ist ungefähr so groß wie Valopo! Und was dieses O'Connor angeht, da können Sie mir nichts vormachen. Das ist ein Oranier-Name.«

»Das ist es. Aber es ist ein großer irischer Name, und es gab ihn schon lange, bevor man je etwas von Orangisten hörte. Es ist ein Name aus den Ulster-Provinzen, und da konnte es wohl gar nicht anders sein, dass es später auch ein paar Orangisten mit diesem Namen gab, nicht? Aber da war früher der O'Connor von äh ... Dings ... und der ... äh ... O'Connor ... na Sie wissen schon, Miss Enya, Liebling.« Enya gab den Kampf auf. Was hinter diesem etwas verschlungenen Wortgefecht stand, war dies: Orangisten hatte man die Anhänger des politischen Protestantismus in Nordirland

genannt, jene also, die mit den Engländern sympathisierten und deshalb den übrigen Iren verhasst waren. Auf der Gegenseite bildeten sich nicht selten Geheimbünde, welche sich den Sturz der englischen Herrschaft zum Ziel setzten, etwa jener der »Fenier«, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber wie immer dem auch sein mochte, in Feena pulsierte offenbar längst kein Fenier-Blut mehr, kein kämpferisches zumindest, sie konnte das Wort »Orangisten« aussprechen, ohne gleich auf die Barrikaden zu gehen.

Etwa eine Woche später begegnete Enya unten am Creek abermals Cody O'Connor. Sie nahm an, dass er es eigens so eingerichtet hatte. Doch was half's? Sie konnte es ja nicht verhindern.

»Guten Tag, Enya.«

»Guten Tag«, erwiderte sie, den Blick krampfhaft auf eine Stelle zwischen den Ohren ihrer Stute gerichtet.

»Nächsten Samstagabend gibt's auf Braich y Pwll einen Schurhüttenball. Kommen Sie mit mir mit?«

»Danke, aber ich kann nicht tanzen, es hätte also keinen Sinn.«

»Na, wie man das Tanzbein schwingt, das bringe ich Ihnen im Handumdrehen bei, das ist kein Hindernis. Was meinen Sie, wo ich nun mit der Schwester vom Squatter hinfahre, wird Colin mir

da den alten Rolls leihen, vielleicht sogar den neuen?«

»Ich habe doch gesagt, dass ich nicht mitkomme!« erklärte sie aufgebracht.

»Sie haben gesagt, dass Sie nicht tanzen können, und ich habe gesagt, dass ich's Ihnen beibringen werde. Davon, dass Sie nicht mit mir mitkommen würden, wenn Sie tanzen könnten, haben Sie nichts gesagt. Daher nahm ich an, Sie hätten nur was gegen das Nicht-Tanzen-Können, nicht aber gegen mich. Wollen Sie jetzt kneifen?« Sie funkelte ihn böse an, doch er lachte nur. »Sie sind verhätschelt, völlig verzogen, kleine Enya. Es wird Zeit, dass Sie nicht immer Ihren Kopf durchsetzen können.«

»Ich bin nicht verhätschelt!«

»Wem wollen Sie das erzählen!? Das einzige Mädchen, lauter Brüder, die Schwesterchen sicher nichts abschlagen können, all dieses Land und Geld, ein tolles Haus, Personal – nicht? Ich weiß, es gehört der katholischen Kirche, aber den Kellys fehlt's ja auch nicht gerade an Kleingeld, oder?« Das war der große Unterschied, dachte sie plötzlich triumphierend, der Unterschied zwischen den beiden Männern, den sie bisher nicht hatte genauer umreißen können. Cedric Stuart hätte sich nie mit dem äußeren Anschein zufriedengegeben, dieser Cody O'Connor hingegen begnügte sich mit der Fassade, konnte sich offenbar einfach nicht

vorstellen, dass es dahinter ganz anders aussehen mochte. Ja, es fehlte ihm nun einmal an Vorstellungskraft und Einfühlungsvermögen. Er ritt durchs Leben, ohne sich auch nur im mindesten Gedanken zu machen über eben dieses Leben, über Verwicklungen, Verkettungen, über Schmerzen. Als Cody O'Connor wegen des Rolls fragte, gab Colin ihm wortlos und offenkundig verwirrt die Schlüssel für den neuen. Einen Augenblick musterte er Cody sehr aufmerksam, dann grinste er. Dass Enya noch nicht mal fünfzehn war, störte weder den einen noch den anderen, und Enyas Mutter am allerwenigsten. Gut möglich, dass es daran lag, dass Enya älter aussah, als sie war, doch das war noch lange kein Grund, ihr reales Alter, das mit »blutjung« zu betiteln war, hintan zu stellen oder schlicht und ergreifend zu ignorieren.

»Hab' nie daran gedacht, dass Enya mal zum Tanzen gehen könnte. Aber führ' sie nur aus, Cody, bin sehr dafür. Wird ihr gefallen, dem armen kleinen Spatz. Sie kommt ja so selten mal raus. Wir hätten uns schon selber drum kümmern sollen, aber irgendwie denken wir nie dran.«

»Warum kommt ihr andern nicht auch mit, ihr Kelly-Brüder, meine ich?« fragte Cody, der gegen ihre Gesellschaft offenbar nichts einzuwenden hatte. Colin schüttelte den Kopf. Der bloße Gedanke schien ihn zu entsetzen.

»Nein, danke, wir sind aufs Tanzen nicht wild.«  
Enya – von purer Neugier auf das Festgeschehen überwältigt, zog ihr Asche-der-Rosen-Kleid an, weil sie nichts anderes besaß. Obwohl es an Geld dafür wirklich nicht fehlte, hatte sie ganz einfach nicht daran gedacht, sich für die Partys und Bälle Kleider machen zu lassen. Und ausgeführt worden war sie bisher ja noch nie, denn Männer wie Enoch Davies und Sullivan MacNamara ließen sich durch ein entschiedenes Nein oder einen geflüsterten Hinweis auf ihr Alter schnell entmutigen. Ihnen fehlte die Unverfrorenheit eines Cody O'Connor. Als sie sich im Spiegel betrachtete, dachte sie: Vielleicht fahre ich nächste Woche mit, wenn Mum ihren üblichen Abstecher nach Yelli macht. Muss dort mal mit der alten Gert reden, ob die mir nicht bald ein paar neue Sachen schneiden kann. Denn es widerstrebte ihr, dieses Kleid zu einer solchen Gelegenheit zu tragen. Hätte sie noch eines besessen, das auch nur annähernd brauchbar war, so wäre sie mit Sicherheit nie in dieses hier geschlüpft. Es gehörte zu einer anderen Zeit und zu einem anderen schwarzhaarigen Mann. Und all das, was sich mit diesem Kleid verband, Liebe und Träume, Einsamkeit und Tränen, ließ es wie eine Entweihung erscheinen, das Kleid für so einen wie Cody O'Connor zu tragen. Sie war es inzwischen gewohnt, ihre Gefühle zu verbergen und äußerlich stets ruhig und zufrieden

zu erscheinen. Selbstkontrolle, ja, ohne die ging es sicher nicht. Doch dieses eiserne Sichselbstbezwingen glich einer Hülle, die immer dichter und dicker um sie herum wuchs wie die Rinde an einem Baum, und manchmal dachte sie, spätabends in ihrem Bett, an ihre Mutter und schauderte unwillkürlich zusammen. Würde es bei ihr irgendwann auch so sein wie bei Mum: abgeschnitten von allen Gefühlen? Hatte es bei Mum damit begonnen, als, vor langer Zeit, noch Liams Vater in ihrem Leben gewesen war? Ja, Enya wusste. Im Grunde wusste sie es seit jenem furchtbaren Streit zwischen Daddy und Liam im Pfarrhaus von Yellingbone. Sie hatte die Szene nie vergessen. Inzwischen war sie alt genug geworden, um zu begreifen, dass es sich mit dem Wachsenlassen von Babys nicht ganz so verhielt, wie sie lange geglaubt hatte. Es gab da irgendeinen körperlichen Kontakt zwischen Mann und Frau, der aber nur bei Ehepaaren erlaubt war. Was hatte die arme Mum, Liams wegen, wohl nicht alles an Demütigungen und Erniedrigungen ertragen müssen!? Kein Wunder, dass sie so war, wie sie war. Wenn ihr, Enya, je so etwas zustieße, würde sie lieber sterben wollen. In den Büchern bekamen immer nur die niedrigsten, billigsten Mädchen uneheliche Kinder. Aber an Mum war nichts Niedriges, Billiges, konnte auch nie gewesen sein. Noch vor dem Spiegel stehend, dachte Enya mit einem

Seufzen: Wenn man doch nur irgendwie an sie herankönnte, vielleicht könnte ich ihr ja irgendwie helfen. Aber man kommt nicht an sie heran, und sie von sich aus versucht's schon gar nicht. Hoffentlich passiert mir das nur nie, was ihr passiert ist. Das wäre furchtbar. Wieder betrachtete sie sich in ihrem Asche-der-Rosen-Kleid, und sie sah es, sie spürte es, dass sie jung war, so herrlich jung. Und was sie jetzt erfüllte, das waren keine irgendwie formulierten Gedanken, das war ein Drängen, ein Sehnen, ein Verlangen, fast unwiderstehlich, der Wunsch, von Gefühlen mitgerissen, ja umgerissen zu werden wie von einem starken heißen Wind. Nein, sie wollte kein Automat sein, der das Leben absolvierte wie ein Pflichtprogramm. Nur nicht dieses grauenvolle ewige Einerlei. Vitalität wollte sie spüren. Und Liebe. Ja, Liebe. Einen Ehemann haben und Kinder. Was für einen Sinn hatte es, sich nach jemandem zu sehnen, den man nie, nein, niemals haben konnte? Er wollte sie nicht und würde sie niemals wollen. Zwar hatte er gesagt, dass er sie liebte, aber nicht so, wie ein Ehemann sie lieben würde. Weil er mit der Kirche verheiratet war. Hielten andere Männer das auch so? Liebten ein unbelebtes Etwas mehr, als sie eine Frau lieben konnten? Nun, bestimmt nicht alle Männer. Hauptsächlich wohl die schwierigen, die komplexen und komplizierten, jene, die von Fragen und Zweifeln gequält wur-

den, die darin umhertrieben wie in einem uferlosen Meer. Aber es musste auch andere Männer geben, Männer, die eine Frau liebten vor allem anderen. Männer wie Cody O'Connor zum Beispiel.

»Ich glaube, Sie sind das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe«, sagte Cody, als er den Rolls anließ. Komplimente waren nicht eben das, was zu Enyas Alltagskost gehörte. Sie warf ihm einen verblüfften Blick zu und schwieg. Cody schien über ihre ausbleibende Reaktion nicht im mindesten beunruhigt. »Ist das nicht großartig?« fragte er. »Man braucht nur einen Schlüssel zu drehen und auf dem Armaturenbrett auf einen Knopf zu drücken, und schon läuft der Motor. Nicht mehr dieses verdammte Hantieren mit der Kurbel, wobei man immer hofft, dass die Kiste anspringt, bevor man total ausgepumpt ist. Also, Enya, dies ist das echte Leben, alles, was recht ist.«

»In Ruhe lassen können Sie mich wohl nicht, wie?« fragte sie.

»Guter Gott, warum denn auch? Sie kommen doch mit mir mit, oder? Das heißt, dass Sie den ganzen Abend für mich da sind, und ich habe nicht die leiseste Absicht, einem andern auch nur die Spur einer Chance zu geben.«

»Wie alt sind Sie, Cody?«

»Dreißig. Wie alt sind Sie?«

»Fünfzehn.«

»Ach herrje! Kein Wunder, dass Sie aussehen wie ein Baby.«

»Ich bin kein Baby.«

»Oho! Waren Sie denn schon mal verliebt?«

»Einmal.«

»Ist das alles? Allmächtiger! Ich Blödmann! In Ihrem Alter hatte ich mich mindestens schon ein dutzendmal ver und auch wieder entliebt, aber das hätte bei mir sicher auch so sein können. Im Grunde sind Sie ja wirklich noch ein Kind, obwohl Sie, um ehrlich zu sein, älter als fünfzehn ausseh'n.«

»Ach ja? Wie schön. Und wie alt in etwa?«

»Achtzehn ... siebzehn, was weiß ich. Jedenfalls aber so, als wären Sie schon mal mit einem Freund zusammen gewesen.«

»Ihr Gedanke in Ehren, Cody. Nur gibt es hier auf Valopo wenig Gelegenheit dazu. Sie sind der erste Viehtreiber, der zu mir mehr gesagt hat als nur mal schüchtern: ›Hallo!‹«

»Nun ja, wenn Sie nicht tanzen können, dann kommen Sie sich bei Tanzvergnügungen auch total verloren vor, nicht? Aber lassen Sie nur, das werden wir bald haben. Bis zum Ende des Abends können sie garantiert tanzen, und in ein paar Wochen haben wir eine neue Meisterin.« Er warf ihr einen kurzen, prüfenden Blick zu. »Sie werden mir doch nicht erzählen wollen, dass von den Squatters von den anderen Stationen Sie keiner je-

mals zum Tanzen eingeladen hätte. Bei Viehtreibern, das kapier' ich schon. Für einen gewöhnlichen Viehtreiber sind Sie ein paar Nummern zu groß. Aber was ist mit den Herren der Schafe? Da werden doch so manche ganz kräftig nach Ihnen geschickt haben.«

»Wenn ich, wie Sie meinen, für Viehtreiber ein paar Nummern zu groß bin, wie kommt's dann, dass Sie mich eingeladen haben?« parierte sie seine Frage. Er grinste.

»Ach, ich bin ganz einfach rotzfrech.« Sein Grinsen vertiefte sich. »Aber bleiben wir beim Thema. muss in Yelli doch welche gegeben haben, die Sie einladen wollten.«

»Ein paar«, gab sie zu. »Aber ich hatte nie Lust dazu. Sie haben mich ja sozusagen hinein geschubst.«

»Na, dann waren das wohl alles noch größere Blödmänner wie ich«, feixte er. »Wenn mir was so Gutes über den Weg läuft, dann weiß ich's und lass jedenfalls nicht so einfach locker.« Sie wusste nicht recht, ob ihr der Ton gefiel, in dem er von ihr sprach. Doch diesem Cody nahm nichts so leicht den Wind aus den Segeln. Zu einem Schurhüttentanz kamen alle, die Söhne und die Töchter der Squatters, die Viehtreiber, mit ihren Frauen, falls sie welche hatten, die Dienstmädchen, die Gouvernanten, auch Städter und Städterinnen jeglichen Alters. Dies war, um nur ein oder zwei Bei-

spiele zu nennen, für Lehrerinnen etwa die Gelegenheit, Bankangestellte kennenzulernen oder auch diesen oder jenen Vieh- und Stations-Agenten – so nannten sie sich wirklich –, und überhaupt Kontakte herzustellen zwischen Menschen, die zwar im selben Distrikt, aber doch unendlich weit auseinander lebten. Es war die Chance für die sogenannten Bushies, die Leute aus dem Busch, einmal aus ihrer Abgeschlossenheit herauszukommen. Anders als bei anderen, mehr offiziellen Anlässen, wurde hierbei ganz und gar nicht auf Förmlichkeit gehalten. Aus Yelli kam der alte Mickey O'Brien, um auf seiner Fiedel zu spielen, und es fand sich immer jemand, der ihn dabei auf dem Klavier oder der Ziehharmonika begleitete, oder eigentlich waren es stets mehrere, die einander als Begleiter des alten Mickey ablösten, während er selbst, der alte Fiedler, auf einem Fass oder auf einem Wollballen saß, Stunde um Stunde, ohne auch nur eine einzige Ruhepause einzulegen. An seiner herabhängenden Unterlippe sammelte sich regelmäßig Speichel, richtig-gehender Sabber, wenn man so wollte, und der Grund dafür war, dass der alte Mickey sich nicht die Zeit zum Schlucken nahm, weil ihn das aus dem Takt brachte. Aber das Tanzen hier war ganz anders, als Enya es damals bei Jennyfer Ryans Geburtstagsparty gesehen hatte. Ein kraftvolles, vitales Sichaustanzen, sogenannte Round-Dances: Jigs,

Polkas, Mazurkas, Reels und ähnliches mehr, wobei die Partner einander höchstens flüchtig bei den Händen berührten oder der Mann das Mädchen wild und forsch herumschwenkte. Eine verträumte oder gar intime Atmosphäre entstand dabei nicht. Solche Dinge reservierte man besser für irgendein stilles Plätzchen draußen, weit abseits von Lärm und Gedränge. Das Tanzen war dazu da, sich auszutoben, aufgestaute Emotionen loszuwerden. Schon bald entdeckte Enya, wie sehr sie um ihren großen, gutaussehenden Begleiter beneidet wurde. Viele schmachtende und verführerische Blicke trafen ihn, fast genauso viele wie seinerzeit Pater Cedric. Seinerzeit. Seinerzeit. O Gott, wie furchtbar klang das doch. Wie entsetzlich schmeckte das nach ferner, nach fernster Vergangenheit.

Cody hielt Wort. Er ließ irgendwelchen Konkurrenten nicht die leiseste Chance. musste er mal »für kleine Jungs«, so passte er dafür einen günstigen Zeitpunkt ab. Enoch Davies war da, auch Liam O'Mally, und beide zeigten sich durchaus darauf erpicht, bei Enya endlich einmal einen Tanz zu ergattern. Doch Cody legte gleichsam einen Sperrgürtel um sie, und Enya schien zu verwirrt zu sein, um zu begreifen, dass sie sich auch mal von einem anderen auffordern lassen konnte und nicht nur mit ihrem Begleiter tanzen musste. Sie waren wütend, die anderen. Sie fanden es unglaublich, dass ein einfacher Viehtreiber die

Frechheit besaß, ihnen Enya unter der Nase wegzuschnappen. Ihm war ihr Zorn gleichgültig. Sie hatten ihre Chance gehabt, sie jedoch nicht wahrzunehmen verstanden. Ihr Pech, bestimmt nicht sein's. Der letzte Tanz war ein Walzer. Cody nahm Enyas Hand, schlang seinen Arm um ihre Taille, zog sie an sich. Er war ein ausgezeichnete Tänzer. Zu ihrer Überraschung entdeckte Enya, dass sie nichts weiter zu tun brauchte, als sich von ihm führen zu lassen, gleichsam der Sprache seines Körpers zu folgen. Ein eigentümliches Gefühl, so dicht an einen Mann geschmiegt, so eng von ihm herangezogen. Seine Brustmuskeln konnte sie spüren und die Muskeln seiner Schenkel. Seine Wärme schien buchstäblich auf sie über zu strömen. Ihre Kontakte mit Pater Cedric waren so voller Anspannung gewesen, dass sie etwas Genaueres, gar Intimeres überhaupt nicht hatte wahrnehmen können. Wie fest war sie doch davon überzeugt gewesen, in den Armen eines anderen nie etwas von dem fühlen zu können, was sie bei ihm empfunden hatte. Nun, das hier war auch anders, doch es war erregend. Ihr Pulsschlag hatte sich beschleunigt, und Cody spürte das offenbar. Er zog sie noch enger an sich, wirbelte sie noch schneller herum, und dann lehnte er eine Wange gegen ihr Haar. Als sie später nach Hause fuhren, sprachen sie nur wenig miteinander. Es war ein weiter Weg von Braich y Pwll nach Valopo, rund

hundertzwanzig Kilometer, und die ganze Zeit über ging es von einer Koppel zur anderen, oft kaum eine richtige Fahrstrecke, sondern unwegsames Gelände mit vielen Löchern und Hülpern, nur gut, dass der Rolls eine so ausgezeichnete Federung besaß. Nirgends gab es ein Haus oder ein Licht oder irgend etwas, das von der Anwesenheit von Menschen zeugte. Nur Stille, Leere, nichts sonst. Sie kamen zu jener Bodenwelle, die sich quer durch das Gebiet von Valopo zog. Ihr höchster Punkt mochte sich vielleicht zwanzig oder dreißig Meter oberhalb des übrigen Geländes befinden. Von einer Anhöhe im eigentlichen Sinn konnte man da kaum sprechen, doch hier auf den Schwarzerdebeneben kam eine solche Bodenerhebung fast den Schweizer Alpen gleich. Cody hielt mit dem Rolls mitten im Irgendwo. Er stieg aus, ging um das Auto herum, öffnete für Enya die Tür. Wenige Sekunden später stand sie neben ihm, kaum merklich zitternd. Würde er den Abend verderben, indem er versuchte, sie zu küssen? Er griff nach ihrem Ellbogen, doch nur um sie zu stützen, wie es schien. In ihren hochhackigen Tanzschuhen konnte sie hier tatsächlich sehr leicht fallen. Cody führte sie vorsichtig über den unebenen Boden hinweg, passte sehr sorgsam auf, dass sie nicht in Kaninchenlöcher trat. Auf der rechten Seite stand ein alter, halbverfallener Holzzaun. An dem hielt sie sich mit ihrer freien Hand fest. Und während

ihre Angst wich, Cody werde die Gelegenheit nutzen, sich ihr zu »näher« – es hatte nicht den Anschein: Gott sei Dank! –, stieg etwas anderes in ihr auf, ein Gefühl der Verzückung. Ganz oben auf der Bodenwelle standen sie jetzt, und das stille, fahle Licht des Mondes ließ alles fast genauso deutlich vor das Auge treten wie heller Sonnenschein. Endlos weit dehnte sich das Land, silbrig und weiß und grau schimmerte das Gras, sacht wogend unter leisem Windhauch, wie ein ruheloser Seufzer. Hier und da und dort funkelten an den Blättern der Bäume plötzlich flammenartig Lichtreflexe auf, wenn nämlich der Wind ihre glänzenden Oberseiten aufwärts drehte. Unter Baumgruppen schienen wie gähnende Schlünde Schatten aufzuklaffen, geheimnisvolle Eingänge zur Unterwelt. Enya hob den Kopf, sie versuchte die Sterne zu zählen und konnte es nicht. Wie winzige Tautropfen auf einem Spinnennetz erschienen sie, nur stecknadelkopfgroß, und sie flammten auf, flackernd, irrlichternd, erloschen wieder, und flammten auf und erloschen, an und aus, an und aus, in einem Rhythmus, der so zeitlos war wie Gott. So schön und so überaus still und stumm schwebten sie hoch über ihr, wirklich ein Sternenzelt. Die einzigen Geräusche waren der Wind im Gras und in den Bäumen, saches Rascheln und Rauschen, ab und zu eine Art metallenes Klicken, vom Rolls, dessen Motor abkühlte,

und das Klagen und Zanken schläfriger Vögel, die sie in ihrer Ruhe gestört hatten. Und Gerüche? Sie ließen sich nicht genauer definieren, es war der leise, oft wie verhauchende Geruch des Buschs. Cody holte Tabakbeutel und Zigarettenpapier hervor und begann, sich eine Zigarette zu drehen.

»Sind Sie hier im Outback geboren, Enya?« fragte er, während er mit nachlässigen, altgewohnten Bewegungen Zigarettenpapier und Tabak in der Hand hin und her rollte.

»Nein, ich bin in Neuseeland geboren. Wir sind vor elf Jahren nach Valopo gekommen.« Er war mit dem Drehen fertig, feuchtete das Papier sacht mit der Zunge an, stopfte noch ein paar Tabakfäden mit einem Streichholz fest, riss das Streichholz dann an und sog den Zigarettenrauch ein.

»Hat Ihnen Spaß gemacht heute Abend, nicht?«

»O ja!«

»Ich würde Sie gern zu all den Tänzen ausführen.«

»Danke.« Er verstummte wieder, rauchte seine Selbstgedrehte und blickte zum Rolls und zu der Baumgruppe, wo die Vögel noch immer fragten und klagten, schimpften und zankten. Als er die Zigarette zu Ende geraucht hatte, ließ er sie aus seinen tabakfleckigen Fingern zu Boden fallen und drehte seinen Stiefelabsatz darauf hin und her und hin und her, scheinbar fast wütend, bis er sicher war, dass da nicht das winzigste Stückchen

Glut mehr sein konnte. Niemand drückt oder tritt eine Zigarette sorgfältiger aus als ein australischer Buschmann. Mit einem Seufzer löste Enya sich von der mondüberhauchten Landschaft, und zusammen gingen sie zum Rolls zurück. Cody war viel zu gescheit, als dass er versucht hätte, sie zu küssen. Schließlich hatte er ja die feste Absicht, sie zu heiraten, und ... nun, auf jeden Fall war es besser, mit dem Küssen noch zu warten, bis sie von sich aus eben das herbeiwünschte. Es gab andere Tänze, zu denen er wieder mit ihr fuhr, während der Sommer voranschritt und dann ausklang in blutiger, staubiger Pracht. Auf der Homestead würde man sich schon nach und nach daran gewöhnen, dass Enya jetzt einen Freund hatte und einen sehr gutaussehenden noch dazu. Ihre Brüder würden sich wahrscheinlich sogar gutmütige Witze verkneifen, weil sie Enya zu sehr liebten, und außerdem mochten sie alle Cody O'Connor. Er war der fleißigste und härteste Arbeiter, den sie je eingestellt hatten, und eine bessere Empfehlung konnte es nicht geben. Was seinen Mangel an Besitz betraf, so fiel das bei ihnen nicht weiter ins Gewicht. Sie waren von Haus aus viel eher Arbeiter als Squattersöhne. Brigit hätte in manchem vielleicht kritischere Maßstäbe angelegt, doch sie stand all dem viel zu gleichgültig gegenüber, um das auch zu tun.

Und ja. Codys unerschütterliche Meinung von sich selbst, auf jeden Fall mehr zu sein als ein gewöhnlicher Viehtreiber, trug sozusagen Früchte; die Kellys behandelten ihn praktisch als ihresgleichen. Es wurde zur Gewohnheit, dass er, wenn er nicht gerade draußen auf den Koppeln war, abends ins große Haus kam. Nach einer Weile erklärte Colin, es sei doch wirklich albern, dass Cody für sich allein esse, wo bei den Kellys auf dem Tisch es wahrlich übergenug gebe. Schließlich erschien es unsinnig, dass Cody, wenn er sich mit Enya noch bis spät so nett unterhalten hatte, zum Schlafen fast zwei Kilometer bis zu seinem Quartier marschieren musste. Also stellte man ihm frei, in eines der kleinen Gästehäuser hinter dem großen Haus zu ziehen. Enya dachte jetzt viel über ihn nach, und ihr Urteil war, wie nicht anders zu erwarten, längst nicht mehr so geringschätzig oder doch abwertend wie zu Anfang. Und sie verglich ihn auch nicht unentwegt mit Pater Cedric. Die alte Wunde begann scheinbar zu heilen, während ihr Geburtstag näher rückte. Nach einer Weile vergaß sie, dass Pater Cedric mit dem gleichen Mund so gelächelt hatte, während Cody so lächelte; dass in Pater Cedrics intensiv blauen Augen eine ferne Stille war, während in Codys Augen ratlose Leidenschaftlichkeit glitzerte. Sie war jung und hatte die Liebe noch nie richtig geschmeckt, wenn sie denn überhaupt schon, für ein oder zwei

kurze Augenblicke, davon gekostet hatte. Aber sie wollte mehr. Sie wollte den vollen Geschmack, wollte das Labsal, den Genuss, oder wie immer man es nennen mochte. Sie sehnte sich nach der Fülle, der Überfülle, wollte eintauchen darin, ganz tief, bis ihr schwindlig wurde, bis ihr buchstäblich die Sinne schwanden. Pater Cedric war jetzt Sekretär eines Bischofs – nein, Erzbischofs. Und nie würde er zu ihr zurückkommen. Für dreizehn Millionen Silberlinge hatte er sie verkauft, und das brannte, das schmerzte tief. Hätte nicht in jener Nacht beim artesischen Brunnen er selbst diesen Ausdruck gebraucht, es wäre ihr nie eingefallen, Fragen zu stellen, in-Frage zu stellen. Aber er hatte ihn gebraucht, und fast zahllos waren die Nächte inzwischen, in denen dieser Gedanke sie verfolgte, in denen sie grübelte und grübelte. Tanzte sie mit Cody und spürte sie, bei einem Walzer etwa, unter ihrer Hand seinen Rücken, so fühlte sie sich durch diese Berührung und seine eigentümliche, wie knisternde Vitalität unleugbar erregt. Nicht, dass sie je in ihrem Körper jenes dunkle, gleichsam flüssige Feuer gespürt hätte, das nach ihm verlangte, nur nach ihm. Auch dachte sie nie, sie werde vor Schmerz und Sehnsucht umkommen, falls sie ihn vielleicht nicht wieder sah. Sein Blick löste bei ihr durchaus nicht unwiderstehlich ein Kribbeln, Zittern und Zucken aus. Immerhin hatte sie bei dem Tanzabend auch eine

ganze Reihe anderer Männer etwas besser kennengelernt. Es waren Männer wie Enoch Davies, Liam O'Mally, Sullivan MacNamara. Und keiner von ihnen, so stellte sie fest, wirkte auf sie so wie Cody O'Connor. Besaßen sie seine Größe, so fehlten ihnen seine Augen. Hatten sie die gleichen Augen, so bestimmt nicht sein Haar. Da war etwas, das ihnen fehlte, immer war das so, bei allen. Cody jedoch besaß es, ohne dass Enya hätte sagen können, was es denn eigentlich war, außer seiner Ähnlichkeit mit Cedric Stuart, und das war nicht das einzige, konnte einfach nicht das einzige sein. Sie unterhielten sich viel miteinander, doch stets über sehr allgemeine Dinge: über das Land, die Schafe, die Schur; über das, was er sich vom Leben erhoffte; vielleicht auch über Städte und Landschaften, die er gesehen hatte, oder über irgendein politisches Ereignis. Ab und zu las er auch ein Buch, doch dass er leidenschaftlich gern las, wie Enya, ließ sich nicht behaupten, und es gelang ihr eigentlich nie, ihn zum Lesen dieses oder jenes Buches zu überreden, das sie gerade besonders interessant gefunden hatte. Auch irgendwelche intellektuellen Höhenflüge gab es bei Gesprächen mit ihm nicht. Was sie jedoch wirklich störte, war dies: Nie zeigte er Interesse an ihrem Leben oder fragte, was sie sich vom Leben erhoffte. Manchmal verlangte es sie sehr danach, über Dinge zu sprechen, die ihrem Herzen weit

näher waren als Schafe oder Regen. Doch wenn sie dazu auch nur ansetzte, so bog er das regelmäßig geschickt ab. Cody O'Connor war ebenso gescheit wie eingebildet. Außerdem war er ein Mann, der ungewöhnlich hart arbeitete und danach hungerte, reich zu werden. Er stammte aus Western Queensland, wo seine Familie bei Longreach in einer Art Lehmhütte gewohnt hatte, die genau auf dem Wendekreis des Steinbocks lag. Sein Vater, aus einer wohlhabenden irischen Familie, galt dort als das schwarze Schaf, und was immer er im einzelnen auf dem Kerbholz haben mochte, seine Angehörigen verziehen es ihm jedenfalls nicht. Seine Mutter war die Tochter des deutschen Metzgers in Winton, und als sie es sich nicht ausreden ließ, Cody senior zu heiraten, wollte ihre Familie dann genauso wenig von ihr wissen, wie seine Familie von ihm. Zehn Kinder wuchsen in der Lehmhütte auf, und keines von ihnen besaß ein Paar Schuhe, was bei dem Klima dort allerdings kaum ins Gewicht fiel. Cody senior verdiente als Schafscherer sein Geld, sofern er sich dazu aufgelegt fühlte. Viel lieber allerdings beschränkte er seine Aktivitäten auf das Konsumieren von hochprozentigem Schnaps. Er kam bei einem Brand in der Blackall Pub um, als Cody junior gerade zwölf Jahre alt war. Sobald er nur konnte, schloss sich der Junge einer jener »wandernden« Schurkolonnen an, die von Station zu

Station zogen. Er begann als Tar-Boy. Rutschte einer der Scherer mit seinem Schurgerät ab und riss einem Schaf eine hässliche Wunde, so klatschte der Junge flüssigen Teer darauf. Vor harter Arbeit fürchtete Cody sich nicht, und sie bekam ihm augenscheinlich genauso gut wie so manchem anderen Menschen ihr präzises Gegenteil, die absolute Faulenzerei. Ob dies seine Ursache darin hatte, dass sein Vater ein berüchtigter Kneipenhocker gewesen war, oder ob es sich um ein Erbteil seiner Mutter handelte, die ihrem Sohn gleichsam ihren deutschen Fleiß auf den Weg mitgab – wer hätte es sagen können? Er avancierte vom Tar-Boy zum Shed-Hand, zum Schurhüttenhelfer. Als solcher musste er die frisch abgeschorenen Schaffelle, die sogenannten Vliese, bei den Schurständen einsammeln und zum Wollrolltisch zum Skirten bringen. Dieses Skirten war ein Teil des Arbeitsprozesses, den er dann alsbald selbst verrichtete. Es kam darauf an, die schmutzverkrusteten Ränder von den Vliesen zu entfernen, bevor diese in Behälter kamen, wo sie für den Classer, den Klassifizierer, bereitlagen. Dieser war sozusagen der Schurhütten-Aristokrat, ein Mann, der gleich einem Wein- oder einem Parfümprüfer die für seinen Beruf unerlässliche Begabung mitbringen muss. Ohne den schier untrüglichen Instinkt wäre er für seine Arbeit ungeeignet gewesen. Cody besaß diesen besonderen Instinkt nicht, und wenn er

mehr verdienen wollte – und das wollte er ganz unbedingt –, dann blieben für ihn noch zwei Jobs: Scheren oder Pressen. Nun besaß er zwar die Kraft, um eine Presse zu bedienen – die klassifizierten Vliese wurden zu mächtigen Ballen zusammengedrückt –, doch der Job eines Gun-Scherers erschien ihm verlockender, denn er brachte mehr Geld. Da er inzwischen in Western Queensland als guter Arbeiter bekannt war, gab man ihm bereitwillig die Chance, mit dem Prozess der eigentlichen Schur vertraut zu werden. Ein Gun-Scherer musste schon einiges an Voraussetzungen mitbringen, Kraft, Ausdauer, manuelle Geschicklichkeit, Bewegungskoordination. Über all dies verfügte Cody zum Glück. Bald schor er pro Tag seine rund zweihundert Schafe, und das an jeweils sechs Tagen in der Woche. Sein Lohn betrug pro Hundert ein Pfund Sterling, dass sich solche Stückzahlen überhaupt erreichen ließen, war schon erstaunlich, denn Cody wie auch die anderen arbeitete mit einem ziemlich kleinen Handgerät. Die großen Handgeräte, wie man sie auf Neuseeland kannte, mit ihren breiten und groben Zähnen und Schneiden, waren hier in Australien verboten, ob schon ein Scherer seine Leistung mit ihrer Hilfe verdoppeln konnte. Es war harte Arbeit, echte Schwerstarbeit. Ein Schaf zwischen die Knie geklemmt, musste Cody seinen langen Körper vorbeugen, um sodann sein Schurgerät – Boggie ge-

nannt, weil es irgendwie dem Boggi-Lizard ähnlich sah – in möglichst geraden und langen »Strichen« über den Körper des Tieres hinweg zu führen, so dass das sich ablösende Vlies, dicht über der Haut geschoren, ein zusammenhängendes Ganzes blieb, denn wenn man keine hochwertige Arbeit leistete, hatte man im Nu den Shed-Boss, den Schurhüttenchef, auf dem Hals. Die Hitze war schlimm, sehr schlimm sogar. Man schwitzte fürchterlich und wurde so sehr von Durst gequält, dass man Wasser in wahren Unmengen in sich hineinschüttete; bei Cody wurden es pro Tag meist so um die fünfzehn Liter. Doch das machte ihm wenig aus, und ebenso wenig verdrossen ihn die Fliegen. Mit ihnen war er sozusagen groß geworden. Nicht einmal die Schafe, für viele Scherer ein wahrer Alptraum, waren ihm ein Gräuel. Erstens handelte es sich ausnahmslos um Merinos, bei denen die Wolle bis zu den Hufen und bis zur Nase wuchs, was die Schur besonders schwierig machte. Zweitens bewegte sich ihre knubblige Haut wie schlüpfriges Papier, was das Scheren zusätzlich erschwerte. Und drittens, viertens, fünftens und sechstens, ja fast ad infinitum gab es weitere Komplikationen durch die gefürchteten Klunkern, durch Verfilzungen und Verfilzungen, durch feuchte oder nasse Stellen, durch Geschwüre, die von Fliegenstichen stammten, und so weiter und so fort. Nein, die Arbeit als solche machte

Cody nichts aus, denn je härter er arbeitete, desto besser fühlte er sich. Was ihn störte, waren der Lärm, der Gestank, das Eingepferchtsein. Nichts sonst auf Erden kam wohl so sehr der Hölle gleich wie ein Schurschuppen. Wenn schon, dann wollte er hier zumindest der Boss sein, der Mann, der an diesen krummen Hunden von Schafscherern lässig vorbei patrouillierte und ihnen auf die emsigen Finger sah, dass die Vliese auch ja ordentlich geschoren wurden. Am Ende der Hütte, auf seinem fetten Arsch, sitzt der Boss und bläst den anderen den Marsch. So hieß es in einem alten Schafscherer-Lied, und ein Boss, ja, ein Boss wollte Cody O'Connor unbedingt sein. Sich ein Leben lang bei der Schur abplagen, den Rücken so krumm, dass er fast wie ein Buckel aussah, die Arme so lang, dass die Hände dicht bei den Knien pendelten? Nein, das kam für ihn nicht in Frage, es sei denn, er hätte die Chance gehabt, ein Dreadnought-Scherer zu werden, was entschieden noch über dem Gun-Scherer stand. Dreadnought-Scherer nannte man jene wenigen, gleichsam Auserwählten, die es schafften, pro Tag über dreihundert Schafe zu scheren, eine kaum glaubliche Zahl. Leider war Cody da seine Körpergröße im Wege. Er besaß, wie manche das wohl nennen würden, ungünstige Hebelverhältnisse. Anders gesagt: Er brauchte für viele Bewegungen etwas mehr Zeit, Bruchteile von Sekunden in der Regel nur, was

sich jedoch, auf die Dauer gesehen, entsprechend summierte und dann eben den Unterschied ausmachte zwischen ihm und einem Dreadnought-Scherer. So sann er auf eine andere Methode, um an sein Ziel zu gelangen. Es fügte sich, dass er um diese Zeit gerade entdeckte, wie anziehend er auf Frauen wirkte. Er tauschte seinen Job als Schafscherer gegen den eines Viehtreibers ein und unternahm dann in der angedeuteten Richtung seinen ersten Versuch: auf der Station Gnarlunga, denn dort gab es eine Erbin, die zudem auch noch ziemlich jung und ziemlich hübsch war. Am Ende hatte es allerdings sein Pech gewollt, dass sie einem anderen den Vorzug gab, einem Einwanderer, dessen ausgefallene Abenteuer ihn schon bald zur Busch-Legende hatten werden lassen. Von Gnarlunga zog Cody O'Connor zur Station Bingelly, wo er einen Job als Zureiter bekam. Aus den Augenwinkeln sozusagen beobachtete er stets und ständig die Homestead, wo die alternde und absolut unattraktive Erbtochter mit ihrem verwitweten Vater lebte. Arme Claire, ums Haar hätte er sie für sich gewonnen. Aber am Ende entsprach sie dann doch dem Wunsch ihres Vaters und heiratete den rüstigen Sechziger, dem der benachbarte Besitz gehörte. Immerhin hatte er für diese zwei Versuche drei Jahre seines Lebens dran gegeben, und er fand, dass zwanzig Monate pro Erbin ganz einfach zu lang und zu langweilig waren. Um richtig

auf seine Kosten zu kommen, beschloss er, sich im Land um zu tun. Dabei konnte er seiner Wanderlust frönen und womöglich gleichzeitig nach »lohnenswerten Projekten« Ausschau halten. So wurde er denn ein Drover, jener Typ von Viehtreiber, dessen Aufgabe es ist, sogenannte Ferntriebe zu leiten und zu überwachen, die ausgedehnten Viehwanderungen entlang der Stockroutes, altgewohnte Methode des Vieh-»Transports«. Im westlichen Queensland war ihm bald jede Stockroute bestens vertraut, den Cooper und die Diamantina entlang, den Barcoo und den Bulloo Overflow hinab, bis zur nordwestlichen Ecke von Neusüdwales. Inzwischen jedoch war er dreißig geworden, und es wurde allmählich Zeit, dass er die Gans fand, die ihm wenigstens einen Teil der erträumten goldenen Eier legte. Von Valopo hatte jeder schon gehört, doch Cody begann die Ohren zu spitzen, als es hieß, dort gäbe es nur eine einzige Tochter. Erben würde sie zwar nicht, soviel stand offenbar fest, aber vielleicht gab man ihr, als Mitgift sozusagen, bei Kynuna oder Winton wenigstens bescheidene 50000 Hektar. War zwar gar nicht so übel, das Land dort um Yelli, aber doch nicht ganz so nach Codys Geschmack, zu viele Waldungen, viel zu viel Bäume. Cody liebte die Endlosigkeit von Western Queensland, wo das Gras sich bis zum Horizont erstreckte und Bäume in der Hauptsache etwas waren, wovon man ge-

hört hatte, dass es sie irgendwo weiter östlich gab. Ja, das Gras, nur das Gras, gleichsam ohne Anfang und ohne Ende. Hatte man Glück, so konnte man auf je vier Hektar Land, die man besaß, ein Schaf rechnen, mehr nicht. Oft war der Boden nämlich ohne Gras, völlig kahl, nur harte, rissige Schwarzerde, Wüstenebene. Das Gras, die Sonne, die Hitze und die Fliegen! Jedem Menschen sein eigenes Himmelreich, und dies also war der Himmel für Cody O'Connor. Was es sonst noch über Valopo zu wissen gab, hatte er aus Jimmy Strong herausgeholt, dem Vieh-und-Stations-Agenten von der AM L & F, der ihn an jenem Tag hinausfuhr. Ein harter Schlag für Cody, als er erfuhr, dass Valopo der Katholischen Kirche gehörte. Doch wusste er inzwischen ja aus bitterer Erfahrung, wie spärlich die Erbsinnen größerer oder selbst kleinerer Besitze gesät waren, und als Jimmy Strong ihm noch erzählte, die bewusste einzige Tochter verfüge zweifellos über ein stattliches Sümmchen und habe zudem eine ganze Reihe ihr liebevoll ergebener Brüder, da beschloss er, das Unternehmen wie geplant durchzuführen. Nun ließ sich zwar sagen, dass Cody von den 50000 Hektar bei Kynuna oder Winton geträumt hatte und noch träumte, in noch stärkerem Maße behagte ihm die Vorstellung, in einem Kontobuch, das auf seinen Namen ausgestellt war, in knallharten Ziffern Summen angegeben zu finden, die wirk-

lich ein Stück Vermögen darstellten: nicht der Dinge wegen, die er sich für das Geld hätte kaufen können, sondern weil – nun, in den Zahlen verkörperte sich etwas, das sich kaum näher beschreiben ließ. Schon auf Gnarlunga und auf Binglely war Cody weniger hinter dem Besitz selbst her gewesen als vielmehr hinter dem, was er als Geldwert ausmachte. Ein Mann, dem es darum ging, auf eigenem Land den großen Boss zu spielen, hätte sich mit einer landlosen Enya Kelly kaum zufriedengegeben. Und noch etwas: Ein solcher Mann wäre auch kaum darauf versessen gewesen, harte körperliche Arbeit zu verrichten. Was Cody O'Connor tat. Und mit Genuss. Der Tanz im Heilig-Kreuz-Saal war der nächste Tanz, zu dem Cody Enya ausführte. Woher er erfuhr, wo und wann ein Tanz stattfand, und wie es ihm gelang, Einladungen zu ergattern, wusste Enya nicht. Doch am besagten Samstag bat er Colin um die Schlüssel für den Rolls und kutschte Enya dann in einem Umkreis von zweihundertfünfzig Kilometern umher. Auf der Rückfahrt hielt er wieder einmal bei dem alten Zaun in der Nähe der Bodenwelle, und sie stiegen aus und blickten über eine Landschaft, auf der diesmal kein helles Mondlicht lag. Unter ihren Füßen hörte Enya ein Knirschen und Knistern. Frost. Der Winter kündigte sich recht nachdrücklich an. Cody legte den Arm um sie, hielt sie seitlich von sich, schützend.

»Dir ist kalt«, sagte er. »Ich bringe dich besser nach Hause.«

»Nein, nein, ist schon gut«, erwiderte sie ein wenig atemlos, »mir wird schon wärmer.« Sie spürte, dass in ihm eine Veränderung vorging, als Reaktion auf ihre Bemerkung vielleicht. Sein Arm, so eben noch locker und gleichsam unpersönlich um ihre Schultern liegend, straffte sich deutlich. Aber es war angenehm, so an Cody gelehnt zu stehen und die Wärme zu spüren, die von seinem Körper ausstrahlte. Durch ihre Woll-Finne hindurch spürte sie das Kreisen seiner Hand, ein zärtliches Streicheln, ein wie fragendes Sich-Vortasten. Was sollte sie tun? Sagte sie, ihr sei nun doch ziemlich kalt, so würde er sicher aufhören. Sagte sie nichts, so nahm er das zweifellos als ihr stillschweigendes Einverständnis. Nun, sie war jung, sie wollte endlich etwas von der Liebe schmecken. Und dieser Mann hier, war er nicht der einzige, der sie außer Cedric je interessiert hatte? Warum also sollte sie sich nicht von ihm küssen lassen, sehen, wie seine Küsse waren? Nur eines wünschte sie sich dabei: dass seine Küsse anders waren, dass sie nicht so waren wie die Küsse von Cedric! Cody nahm ihr Schweigen als das, was es in der Tat war. Und er nahm sie in beide Arme, drehte sie sacht herum, beugte sich zu ihr. So also, dachte sie, fühlt sich ein Mund wirklich an? Und ein Kuss ist nicht mehr als eine Art Druck, Lippe auf

Lippe? Aber wie, wie sollte sie ihre Zuneigung ausdrücken? Sie bewegte ihre Lippen unter seinen Lippen, und wünschte sofort, sie hätte es nicht getan. Denn er öffnete den Mund, öffnete ihn weit, zwang mit seinen Zähnen und seiner Zunge ihre Lippen auseinander, und dann, dann fühlte sie, wie seine Zunge in ihrem Mund herum glitt. Widerlich. Warum war es so anders gewesen, als Cedric sie geküsst hatte? Nie, nein, nie wäre ihr eingefallen, dass dies so feucht und ekelhaft sein könne. Aber warum, wenn es ihr doch zutiefst widerstrebte, drängte ihr Körper dennoch zu ihm? Warum tat das Fleisch, was der Verstand so nachdrücklich verwarf? Cody war sich ihrer zwiespältigen Reaktion durchaus bewusst. Was immer es bei ihr auch sein mochte, es schien ratsam, die Taktik ein wenig abzuändern. Und so ließ er seinen Mund von ihren Lippen zu ihrem Hals gleiten, was bei ihr besser zu wirken schien, denn sie atmete beengter, und ihre Hand schob sich zu seinem Nacken. Aber als seine Finger dann oben an ihrem Kleid zu nesteln begannen, stieß sie ihn zurück und löste sich hastig von ihm.

»Das ist genug, Cody!« Die Episode hatte sie enttäuscht, teilweise sogar abgestoßen. Dessen war Cody sich deutlich bewusst, als er ihr ins Auto half und sich dann eine dringend benötigte Zigarette drehte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sich eigentlich als ausgezeichneter Liebhaber ein-

geschätzt, keines der Mädchen hatte sich je beklagt. Allerdings waren sie auch keine Ladys gewesen wie Enya. Selbst Claire MacPherson, die Erbin von Bingelly, weit reicher als Enya, war eher ein raues Reibeisen gewesen denn eine Dame, glatt wie Seide und hochgebildet und all so Zeug dazu. Cody mochte auf seine Weise zwar blendend aussehen, aber in puncto sexuelle Erfahrungen unterschieden sich seine Erlebnisse nicht von denen anderer Arbeiter auf dem Lande. Von keinerlei Theorie belastet, übte er die Praxis in einer Weise, von der er meinte, dass sie jeweils auch dem Mädchen behagen müsse, da sie ja ihm behagte. In der Tat hatten die zahllosen Mädchen, die er geliebt hatte, nicht gezögert, ihm nachdrücklich zu versichern, wie gut es ihnen doch gefiele, und nicht zuletzt davon nährte sich sein Selbstwertgefühl. Allerdings bleibt ergänzend festzustellen, dass die Komplimente, die ihm wie auch anderen Männern gemacht wurden, nicht immer ganz selbstlosen Motiven entsprangen. Die Mädchen, die sich auf eine Liebschaft einließen, hofften ganz einfach, geheiratet zu werden, sofern der Mann einigermaßen »nach was« aussah und ein harter Arbeiter war. Und so logen sie gegebenenfalls das Blaue vom Himmel herunter, um ihn für sich zu gewinnen. Was hätte einem Mann schon besser gefallen als die Beteuerung des Mädchens, er sei der Beste, der je ... Cody ließ sich nie träu-

men, wie viele Männer außer ihm dadurch genarrt worden waren. Jetzt, am Steuer des Wagens, die qualmende Selbstgedrehte in der Hand, dachte er kurz an die alte Claire, die sich dem Wunsch ihres Vaters hatte beugen müssen, ganz buchstäblich. Eine Woche lang hatte der Alte sie zusammen mit einem fliegenverseuchten Kadaver in der Scherer-Baracke eingesperrt, dann war ihr Widerstand gebrochen gewesen. Nun ja, lange vorbei. Hatte keinen Sinn, noch darüber nachzudenken. Aber was dieses Mädchen hier anging, das würde wohl eine ganz harte Nuss werden. Er konnte sich's ganz einfach nicht leisten, sie zu verschrecken oder abzustößen. Spaß und Spielchen, nun, das musste halt noch warten. Sie wünschte sich offenbar erst einen Haufen Gewese und Getue, mit Blumen und allerlei Artigkeiten und so was. Nun gut. Eine Weile herrschte zwischen beiden ein unbehagliches Schweigen. Schließlich lehnte Enya sich mit einem Seufzen zurück.

»Tut mir leid, Cody.«

»Tut mir auch leid. Wollte dich nicht – kränken oder so.«

»O nein, hast du doch auch nicht, wirklich nicht. Nur, ich bin das sicher nicht so gewöhnt ... ich war verschreckt, aber nicht gekränkt.«

»Oh, Enya!« Er nahm eine Hand vom Steuerrad und schob sie über Enyas wie ineinander verkrampte Hände. »Hör mal, das hat nichts zu sa-

gen. Du bist eben noch ... na ja, ich hab's eben überhastet. Vergessen wir's.«

»Ja, gut«, sagte sie.

»Hat er dich nicht geküsst?« fragte Cody neugierig.

»Wer?« Klang da Angst aus ihrer Stimme? Aber Angst, warum Angst?

»Du hast mir doch erzählt, du wärst mal verliebt gewesen, und da dachte ich, du hättest da schon deine Erfahrungen. Tut mir leid, Enya. Ich habe mir das nicht richtig überlegt. Ich meine, wo du hier mit deiner Familie so weit von allem weg bist, da konnte es wohl kaum mehr sein als so eine Schulmädchenschwärmerei für irgend so einen Dummkopf, der das überhaupt nicht bemerkt hat.«  
Ja, ja, ja! Soll er das doch nur glauben!

»Du hast ganz recht, Cody. Es war nur eine Schulmädchenschwärmerei.« Als sie dann auf der Homestead vor dem Haus hielten, zog er sie wieder an sich und gab ihr einen sehr zarten und behutsamen Kuss mit geschlossenem Mund und nicht etwa mit geöffneten Lippen und tastender Zunge. Auch wenn sie keine besondere Reaktion darauf zeigte, so gefiel es ihr doch ganz unverkennbar. Als Cody zu seinem Gästehaus ging, war er jedenfalls froh, sich nicht die Chance verpfuscht zu haben. Zwanzig oder dreißig Minuten später lag Enya im Bett und blickte grübelnd zur Zimmerdecke empor. Nun, eines stand jedenfalls

fest: An Codys Küssen war nichts, das sie an Cedrics Küsse erinnerte. Als Cody sie auf den Hals geküsst und dann so an ihr herum gefingert hatte, da war eine Art widerstrebender – und entsetzter – Erregung in ihr gewesen. Aber Cody mit Cedric gleichzusetzen, das hatte wirklich keinen Sinn, und das beste wär's, sie dachte nicht mehr an Cedric. Er konnte nicht ihr Mann werden, Cody konnte es.

Als er sie das nächste Mal küsste, reagierte sie ganz anders. Sie waren auf einer wundervollen Party auf Rubhasfield gewesen, so ziemlich das äußerste an Entfernung, was Colin den beiden zugestand, und Cody hatte schon während der Hin-fahrt so vor guter Laune und lustigen Einfällen gesprüht, dass Enya aus dem Lachen kaum herauskam. Auf der Party war er ihr gegenüber dann voll zärtlicher Herzlichkeit und Aufmerksamkeit. Und Miss Crawford zeigte sich so fest entschlossen, ihn Enya auszuspannen! Ganz ungeniert flirtete sie mit ihm, und wenn er keinen gesellschaftlichen Missklang aufkommen lassen wollte, so blieb ihm gar nichts anderes übrig, als sie, der Form halber, zum Tanz aufzufordern. Nun, er tat es, tanzte mit ihr einen Langsamen Walzer. Anschließend kam er sofort zu Enya zurück, sagte weiter kein Wort, rollte jedoch die Augen himmelwärts. Zu Tode hatte sie ihn gelangweilt, diese Miss Crawford, sollte das unverkennbar heißen.

Und Enya liebte ihn dafür, denn sie konnte diese Lady nun einmal nicht ausstehen, seit jenem Tage nicht, an dem Miss Crawford auf dem Showground in Yelli Pater Cedric und der kleinen Enya so unversehens in die Quere gekommen war. Und nie hatte sie vergessen, wie Pater Cedric die Lady schlicht ignorierte, um ein kleines Mädchen über eine Pfütze hinwegzutragen. An diesem Abend nun bewies Cody, dass er offenbar aus dem gleichen, oder doch einem ganz ähnlichen Holz geschnitzt war. Oh, bravo! Cody, du bist großartig! Es war ein sehr langer Rückweg, und es war kalt. Dem alten Barry MacNamara hatte Cody noch Proviant abgeschwatzt: ein Paket Sandwiches und eine Flasche Champagner. Sie mochten etwa zwei Drittel der Strecke zurückgelegt haben, als Cody den Rolls zum Stehen brachte. Damals wie heute gehörten Autos mit Heizung zu den Ausnahmen, und der Rolls war zum Glück eine solche Ausnahme, besonders willkommen in dieser Nacht, wo der Boden fünf Zentimeter tief gefroren war.

»Oh, ist es nicht schön, in einer solchen Nacht ohne Mantel sitzen zu können?« fragte Enya mit einem Lächeln, während sie den kleinen Becher voll Champagner entgegennahm. Sie biss in ein Sandwich.

»Ja, das ist es. Du siehst heute Nacht so hübsch aus, Enya.« Was war das nur mit ihrer Augenfarbe? Grau gefiel ihm sonst nicht besonders, irgend-

wie zu ausgebleicht, zu blutleer, hätte man fast sagen können. Aber diesmal wirkte das bei ihr ganz anders als sonst. Da schien ein Blau zu sein, in verschiedenen Abstufungen, auch ein tiefes Grün, selbst ein bräunliches Gelb. Wie sanfte einfarbige Opale oder andere Edelsteine schimmerten ihre Augen, und die langen, gebogenen Wimpern glitzerten wie goldüberkrustet. Er streckte die Hand aus, fuhr mit der Kuppe eines Fingers sacht über die Wimperhärchen, betrachtete seine Fingerspitze sodann aufmerksam.

»Aber Cody! Was ist denn?«

»Ich wollte nur mal sehen, ob das etwa Goldpulver ist oder so was, das du dir da auf die Wimpern gemacht hast. Aber du bist das einzige Mädchen von allen, die ich je gekannt habe, das echtes Gold auf den Wimpern hat, weißt du?«

»Oh!« Unwillkürlich tastete sie selbst nach ihren Wimpern, blickte dann auf ihren Finger, lachte.

»Tatsächlich! Geht auch nicht ab.« Der Champagner prickelte ihr in der Nase, machte ihren Kopf wunderbar leicht. Sie fühlte sich herrlich.

»Und echt goldene Augenbrauen, die so gewölbt sind wie Kirchendächer, und das schönste echt goldene Haar. Ich habe immer gemeint, es würde sich so hart anfühlen wie Metall, aber es ist so sanft und so fein wie bei einem Baby. Und sogar deine Haut schimmert so, als ob du Goldpulver

drauf tun würdest. Und den schönsten Mund hast du, direkt zum Küssen gemacht ...«

Sie starrte ihn nur an, die zart-roten oder eher zart-rötlichen Lippen leicht geöffnet. Er nahm ihr den leeren Becher aus der Hand. »Ich glaube, du brauchst noch ein bisschen Champagner«, sagte er und füllte nach.

»So eine kleine Pause unterwegs, das ist wirklich hübsch, Cody. Und wie gut, dass du dir von Mr. MacNamara die Sandwiches und den Wein hast geben lassen.« Vom großen Motor des Rolls klangen leise, tickende Geräusche, fast lautlos strömte die Warmluft ins Wageninnere. So friedlich, so einlullend wirkte alles. Cody band seine Krawatte ab, öffnete seinen Hemdkragen. Sein Finnett hatte er schon zuvor ausgezogen, ebenso Enya ihre Finne. »Ist das ein herrliches Gefühl«, sagte er. »Möcht' nur mal wissen, wer die Krawatten erfunden und dann uns Männern aufgezwungen hat, den würde ich mit seiner eigenen Erfindung erdrosseln.« Abrupt wandte er sich ganz zu ihr herum, beugte seinen Kopf vor, und diesmal geschah etwas Eigenartiges. Seine und ihre Lippen schmiegten sich wunderbar aneinander, nein, mehr noch, sie schmiegten sich vollkommen ineinander, die einen die perfekte Ergänzung für die anderen. Er berührte Enya nicht, außer mit seinen Lippen. Dennoch folgte sie ihm ganz selbstverständlich, als er sich jetzt zurücklehnte, so dass sie

gegen oder eher noch auf seinen Brustkorb gestützt war. Seine Hände wölbten sich mit sacht gefächerten Fingern um ihren Kopf, und er hielt ihn so, dass die süßen, sanften Babylippen, dieser so kindlich geformte Mund, nach dem er von Anfang an verrückt gewesen war, sich ganz ihm überließ und er sich ihm ganz überlassen konnte, nichts fühlend als das Zarte, Weiche, so unendlich Samtartig-Seidige. Doch sie blieb nicht passiv, o nein, ganz und gar nicht. Diesmal erwiderte sie seine Küsse, und ihr rechter Arm schlang sich um seinen Hals, die Fingerkuppen tauchten wie zitternd in sein Haar, und die linke Hand schmiegte sich ein kleines Stück unter seinem Kehlkopf auf die glatte, braune Haut. Diesmal überhastete er nichts, obwohl er längst steif war, schon vor dem ersten Kuss, als er ihr Champagner in den Becher nachgefüllt hatte, es war vom bloßen Ansehen gekommen, nur davon, dass er sie mit plötzlich erwachter Aufmerksamkeit richtig ansah. Von ihrem Mund glitten seine Lippen zu ihrem Hals, zur kleinen Mulde unten an ihrer Kehle, zum Ansatz ihrer Schultern, wunderbar zarte, kühle, trockene, samtartige Haut überall ... überall! Außerstande, sich noch länger zurückzuhalten, und voll Besorgnis, sie werde ihn vielleicht doch wieder schroff zurückweisen, tastete er mit einer Hand nach der langen Knopfreihe auf dem Rücken ihres Kleides und knöpfte mit leicht zitternden Fingern. Und ge-

duldig hielt sie still, ließ sich das Kleid und auch die Träger ihres Unterrocks von den Schultern streifen und dann die Arme herab. Noch war sein Gesicht gegen ihren Hals geschmiegt, seine Fingerkuppen strichen über ihren bloßen Rücken. Er spürte das leise Erschauern, das wie in Wellen über sie hinwegzugleiten schien, und fühlte, wie ihre Brustwarzen steif wurden. Wie blind, nur seinem Tastsinn folgend, beugte er den Kopf tiefer. Sein Mund glitt über zarte Haut, strich über strafes, vorgewölbtes Fleisch. Seine halbgeöffneten Lippen suchten und fanden, schlossen sich um eine der steifen Warzen. Sekundenlang verhielt er ganz still, dann begann seine Zunge, die Brustwarze kosend zu umspielen. Er küsste sie, er saugte daran, sacht presste er sie mit den Lippen zusammen, küsste und saugte wieder. Der alte, ewige Impuls, seine besondere Vorliebe. Und nie, nie versagte es. Es war so gut, gut, gut, guuuuut! Tief in seiner Kehle saß ein eigentümliches Schluchzen, doch er ließ es nicht heraus, er zwang es zurück, und schluckte hart, während er kurz zusammen schauderte. Jetzt gaben seine Lippen ihre Brustwarze frei, mit schier grenzenloser Liebe und Dankbarkeit küsste er die Brust noch einmal seitlich, und dann lag er sehr still, zufrieden, wie gesättigt, einem Säugling ähnlich. Er spürte ihr Gesicht, ihren Mund auf seinem Haar, und er fühlte ihre Hand, die sich unter seinem Hemd auf sei-

ne Haut geschoben hatte. Plötzlich schien er sich seiner selbst wieder ganz bewusst zu werden. Er öffnete die Augen, richtete sich auf und half ihr, Unterrock und Kleid wieder in Ordnung zu bringen. Mit geschickten Fingern schloss er die Knöpfe.

»Du heiratest mich besser, Enya«, sagte er, in den Augen ein leises Lachen. »Ich glaube nicht, dass es deinen Brüdern recht wäre, wenn sie wüssten, was wir gerade getan haben.«

Enya horchte auf und konnte sich nicht genug über das rasante Tempo wundern.

»Ja, du hast richtig gehört. Ich glaube, wir sollten wirklich heiraten«, bestätigte er seine Worte laut und klar. Enya, die Augenlider gesenkt, eine leichte Röte auf den Wangen, fragte:

»Ist das dein Ernst?«

»Aber klar. Sagen wir's ihnen doch morgen früh. Je eher, desto besser. Und am nächsten Samstag fahre ich mit dir nach Yelli. Wir gehen zu Pater Thomas – du willst doch sicher eine kirchliche Trauung – und bestellen das Aufgebot. Und an Verlobungsringe müssen wir denken.«

»Danke für das tolle Angebot, Cody. Ich werd' die Sache überschlafen.« Nun, das war's vorerst. Sie hatte weder ein Jawort gegeben, noch eine Abfuhr erteilt, denn sie war klug genug, um zu wissen, das im ersteren Fall ein Zurück undenkbar gewesen wäre. In einigen Wochen – nach einem

oder mehreren Aufgeboten – hätte sie Cody O’Connor heiraten und also Mrs. Cody O’Connor werden müssen. Wie sonderbar. Weshalb habe ich eigentlich gezaudert, obwohl er, der andere, gesagt hat, ich müsste das tun? Obwohl er, der andere, gesagt hat, es sei richtig, wenn ich einen Mann finde, der mich wie ein Ehemann lieben kann. Aber warum hat mich Cedric dazu gedrängt? Damit er selbst außer aller Gefahr ist? Cedric Stuart, manchmal glaube ich, ich hasse dich ... Das Erlebnis im Auto war schön und verstörend zugleich. Und ganz, ganz anders als beim ersten Mal. So viele wunderbare, doch verschreckende Gefühle. Oh, die Berührung seiner Hände! Und jenes Liebkosen ihrer Brustwarze, das sanfte und dann immer intensivere Drücken und Pressen und Saugen, das wahre Stromstöße durch ihren Körper zu schicken schien, immer stärker, immer weiter. Und genau im richtigen Augenblick hatte er es getan, als ihr bewusst zu werden begann, was eigentlich geschah, dass sie so ... so halb entblößt dasaß, dass sie ja eigentlich schreien müsse, sich gegen ihn wehren, davonlaufen. Nicht mehr eingelullt von der Wärme, von den sanften Geräuschen, vom Champagner, entdeckte sie plötzlich, wie wunderbar es war, geküsst zu werden, wenn es auf die richtige Weise geschah. Als er ihre Brustwarze zwischen seine Lippen genommen und dann daran gesaugt hatte, war sie für Augenblicke wie erstarrt

gewesen. Noch lag der Verstand gleichsam auf der Lauer, spielte den Wachhund, die Gouvernante. Das sei doch nicht recht, oh, nein, ganz und gar nicht, das könne und dürfe sie nicht geschehen lassen. Doch sie ließ es geschehen, obwohl sie ständig das Gefühl hatte, es müsse doch irgendetwas flau an der Sache sein. War sie gerade noch im Begriff gewesen, sich von ihm zu lösen, ihn energisch zurückzuschieben, so erschlaffte sie jetzt gleichsam, und irgendwie schien jener unnennbare Bereich zwischen ihren Schenkeln ganz von selbst gegen ihn zu drängen, gegen seinen stützenden Arm oder die Hand oder was immer. So wunderbar spürte sie ihn an ihrer Brust, fühlte seinen ganzen Körper. Und am liebsten hätte sie sich nie wieder gelöst aus diesem Zustand des ... ja, was? Des Sehns, des Verlangens, des Erlöstwerdenwollens? Aber Verlangen wonach? Sie wusste es nicht. Nur: Als er sich seinerseits so unvermittelt von ihr löste, als er sie plötzlich gleichsam allein ließ ..., da hätte sie ihm in ihrer Enttäuschung fast an die Kehle gehen können.

»Gute Nacht, Enya! Und vergiss nicht! Wir werden heiraten, arbeiten, eine Menge Geld machen und uns eine eigene Farm kaufen, wenn du mich morgen mit deinem ›Ja‹ beglückst!«

»Gute Nacht!« entgegnete Enya nur – mehr nicht.

Arbeiten ..., eine Menge Geld machen ..., eine eigene Farm kaufen; das alles hört sich gar nicht mal so übel an, dachte sie, nachdem sie ins Haus zurückgekehrt war. Denk nur, Enya; Du hättest eines Tages ein eigenes Heim und Kinder. Du brauchst etwas für dich, worum du dich sorgen kannst. Etwas, das nur dir gehört. Und du brauchst Cody. Er ist keiner von den komplizierten Männern, die immer etwas anderes wollen. Cody will dich, Cody liebt dich, Enya ... ganz sicher.

Solche Dinge waren es, die ihr ein kleiner gemeiner Dämon einzuhämmern versuchte, doch irgendetwas in Enyas Kopf verhinderte das Umliegen des berühmten Kippschalters. Richtig zornig wurde sie, als sie die Haustür hinter sich schloss und resolut den Schlüssel im Schloss drehte.

Daisy hatte ihr einen Brief auf die Kommode gelegt, die einen Teil des Flurs säumte, und sowie Enya ihn mit zittrigen Fingern geöffnet hatte, sah sie, dass es sich bei der Nachricht, die keinen Absender aufwies, im Grunde nur um einen Hinweis in Großbuchstaben handelte.

»Cedric liebt dich – erwarte und erobere ihn, wie es sich für eine echte Keltengöre geziemt. Geh‘ mit ihm und befreie ihn mit allen Mitteln, die dir zur Verfügung stehen, von der Fessel, die sein Herz zusammenschnürt.«

Ach herrje. »Von wem, zum Henker, ist dieser verdammte Brief, Daisy!« hätte sie am liebsten

aus voller Kehle durch das Haus gebrüllt, doch zu Nacht schlafender Zeit wäre das wohl so ziemlich das unhöflichste gewesen, was man auf Valopoton konnte.

Enya warf nochmals einen Blick auf den halb herausgezogenen Brief. Sie zog ihn ganz heraus, wobei sie »... und was ist mit dem Fluch der Keltengören«, dachte, doch als hätte die Person, welche die mysteriöse Aufforderung verfasst hatte, Enyas Reaktion vorhergesehen, stand in der nächsten Zeile »Straf den Fluch der Keltengören Lügen oder untermauere ihn, indem du dir eine schicksalhafte Begebenheit der Vergangenheit in Erinnerung rufst.«

Enya hatte aufgrund ihrer überwältigenden Müdigkeit in dieser restlichen Nacht einen Traum, von dem sie selbst Jahre danach nicht sagen konnte, ob er schön oder gruselig war, denn wie bisher, spielte Cody O'Connor den perfekten Liebhaber. Sie schwamm, gemeinsam mit ihm, im Teich, und die Szene, die sich auf freier Weide abgespielt hatte, wiederholte sich in erschreckendem Maß.

»Oh ... das tut gut« sagte sie wegen der wohltuenden Wirkung des kühlenden Wassers.

»Du schwimmst wie ein Fisch!« stellte Cody glasklar und wahrheitsgemäß fest.

»Ja! Und darum kannst du dir nicht denken, wie lächerlich du mir vorkamst, als du sagtest, ich könnte ertrinken.«

»Du hättest wenigstens so tun können, als würdest du's.«

»Und mich damit ebenso lächerlich machen wie du?«

»*Du* hättest *mich* herausholen können.«

»... oder tun, was ich vom ersten Augenblick habe tun wollen?« Sie meinte, ihn im tiefen Wasser ersäufen, doch er verband es fälschlicherweise mit der Absicht, sie würde es genießen, wenn er sie küsste. Also versuchte er, sie zu küssen.

»Oh nein ... jetzt ist es genug« lautete Enyas kategorischer Einwand, wobei sie vor ihm zurückwich.

»Tut mir leid, Enya ... ich wollte dir nicht zu nahe treten.«

»Ist schon gut. Wirklich. Es ist nur ... Ich bin ... Ich kenn das nicht so.«

»Macht nichts weiter. Du hast gesagt, du warst schon mal verliebt und da hab' ich gedacht, er hätte ... War aber nicht so.«

»Nein. War nicht so. *Er* war nicht so.«

»Geh'n wir rein« schlug er alternativ vor, als wäre er der perfekte Kavalier. Sie stiegen aus dem Wasser, trockneten sich mit einem Handtuch ab, und gingen Seite an Seite bis zur Veranda.

»Cody!«

Enya zog die Träger des Badeanzugs von ihrer Schulter, er zog sie jedoch wieder hoch.

»Heirate mich, Enya. Heirate mich ... heirate mich ... h e i r a t e m i c h ...!«

Dann schrak Enya aus dem Schlaf. Sie schwitzte am ganzen Körper, obwohl die Nächte um diese Zeit kühl und angenehm waren.

Die anonyme Botschaft tat tatsächlich ihre schicksalhafte Wirkung, denn Enya beschloss nach einem fast schlaflosen, aber gottlob einsam verbrachten Morgenrauen im Bett, Cody O'Connor in den Wind zu schießen. Dank Belisamas Einmischung hatte sich das Schicksalsblatt wie im Sturm gewendet. Von wem auch immer die Nachricht stammte; Belisama, die unbekannte Person, und Enya hatten, wie bei einer gut funktionierenden Verschwörung, über einen hinterlistigen irischen Mitgiftjäger triumphiert.

Cedric Stuart sollte seine allerletzte Chance bekommen – und mehr war dazu nicht zu sagen.

»Gut, Cedric ... du bist zwar einmal mehr zu deinem Gott gegangen, anstatt zu mir, aber du wirst zu mir in jeder Hinsicht zurückkehren, denn ich bin die, die dich liebt. Und solltest du das Versprechen, mich zu dir zu holen, nochmals brechen und unser gemeinsames Glück abermals hinauschieben wollen, weil Mum sich in mein Leben gemischt hat, ohne William einzuweihen, kann ich mir immer noch - wie du sagtest - einen der Jungs anlachen, die mir – wie Cody sagte - »gewachsen« sind. Warte nur, mein Lieber«, murmelte sie, wäh-

rend sie in den Spiegel starrte, »ich werde dafür sorgen, dass Enya Kelly, noch vor deinem egoistischen Gott, zu deiner wichtigsten Angelegenheit wird.«

## *Das erste Mal!*

»Waren sie schon wieder zusammen draußen?« fragte Bright an diesem Nachmittag, da sie gestern Abend gesehen hatte, dass Enya zu Cody in den Wagen gestiegen war.

»Was ist schon dabei?« meinte Colin. »Cody tut trotzdem seine Arbeit, aber jetzt wird mir langsam klar, warum es ihm hier so gut gefällt.«

»Mich freut's sogar. Der erste Mann, für den Enya sich zu interessieren scheint. Und einer muss ja dafür sorgen, dass die Kellys nicht aussterben« meinte Glenn, der sich, gleich wie seine verschwitzten Brüder, zwischendurch mit einem Lammeintopf stärkte.

»Ich hoffe nur, dass es ihm wirklich nur um Enya geht. Ich habe neulich Mrs. Carmichael getroffen. Sie meinte, Cody könnte ein Mitgiftjäger sein« äußerte Bright ihre bis jetzt gut gehütete Befürchtung.

»Ach. Ein Mitgiftjäger? Cody? Natürlich hat Pater Cedric ihr eine gewisse Summe zugesprochen, aber man kann's nicht gerade ein Vermögen nennen« wandte Colin ein.

»Für manchen ist es schon eins. Ich glaube dennoch, er ist der Mann, den wir kennen. Ein hart arbeitender Mann mit gesundem Ehrgeiz« lautete Finns Ansicht der Dinge.

»Möglich, dass du Recht hast. Wie auch immer. Enya ist bald eine erwachsene Frau. Was sie mit ihrem Leben machen will, oder mit ihrem Geld, ist allein ihre Sache« sagte Bright mit starrer Haltung und Miene.

Enya betrat raschen und gezielten Schrittes den Raum. Sie hatte auf der Treppe gestanden, alles scheinbar mitangehört, und nun wollte sie die Gelegenheit, dass alle beisammen saßen, in selten an den Tag gelegter Manier nutzen. Sie baute sich breitbeinig wie ein Cowgirl vor ihrer Mutter und ihren Brüdern auf, stemmte die Arme in die Hüften und sagte laut, klar, und selbstbewusster denn je:

»Hallo, ihr Lieben. Ich habe gehört, worüber ihr gesprochen habt, und gerade deshalb hab' ich euch eine Neuigkeit mitzuteilen. Ich werde Cody O'Connor keinesfalls heiraten. Ich werde keine lieblose Ehe mit einem Mann eingehen, bloß weil er sich perfekt zu verstellen weiß.« Vier Augenbrauenpaare hoben sich zur selben Zeit.

»Du glaubst, er hat dir die ganze Zeit etwas vorgemacht?« fragte Colin verdutzt.

»Ja. Er ist ein talentierter Gaukler und ein Mitgiftjäger, wie er im Buche steht. Jedenfalls aber ist

er bei weitem nicht der liebevolle und besorgte Mann, als den er sich mit viel Hingabe hinzustellen versucht. Er ist ein primitiver, mit allen Wassern gewaschener Klotz, der es beinahe geschafft hätte, mich um den Finger zu wickeln. Ich habe es nicht nötig, nach romantischen Motiven zu suchen, und mich mit einem anderen zu verträsten. Zugegeben; er sieht Cedric entfernt ähnlich, und er ist nicht katholisch, was an und für sich als positiv zu werten ist, weil ich mit dieser Religion ohnehin nichts zu tun haben wollte und will, aber wie gesagt; ich habe es nicht nötig, auf diese groteske Art zurück an Cedric zu kommen.«

»Es ist der Pater, richtig? Dein mittlerweile offenes Geheimnis hinter diesen vier Wänden. Du hast den Gedanken, ihn den Fängen der Kirche zu entreißen, immer noch nicht losgelassen, obwohl er auf dem besten Weg ist, Bischof zu werden und Karriere zu machen.«

»Ganz genau.«

»Daß du dir ja keine Schwachheiten einbildest, Schwesterchen« meinte Glenn.

»Nun, ich bilde mir keine Schwachheiten ein, ich bilde mir überhaupt nichts ein, nur hoffen will ich doch wenigstens noch dürfen. Er kommt, dank Mums Einsicht, spätestens in drei Tagen, um mich abzuholen. Ich will und ich werde gewinnen – zu seinem und meinem Glück.«

Damit war aus Enyas Sicht alles gesagt, zumal sie in drei Tagen Geburtstag hatte, was bedeutete, dass Cedric sein Versprechen einlösen musste. Allein sein guter Charakter und seine Grundsätze geboten ihm, sie nicht nochmals vor den Kopf zu stoßen.

»Zugegeben; ich hab‘ mich diesmal rausgehalten, obwohl ich den Gedanken, dass du im zarten Alter von fünfzehn Jahren in Sydney allein zurecht kommen musst, hasse, aber ich frage mich dennoch, warum du dir so sicher bist, dass er kommt?« fragte Brighit mit besorgtem Gesichtsausdruck.

»Du hast die Frage bereits selbst beantwortet, Mum. Du hast es ihm nicht verboten, also wird er diesmal kommen. Ganz ohne Zweifel. Ich kann es fühlen und mit Tante Jennifers Klausel hat es nicht das geringste zu tun.«

»Hast du es Cody schon gesagt?«

»Nein, Mum. Ich wollte gerade zu ihm geh’n, doch dann hörte ich eure Stimmen.«

»Nun denn; viel Glück, meine kleine Enya. Colin!«

»Ja, Mum?«

»Ich möchte, dass du und einer deiner Brüder, oder alle, wie ihr hier am Tisch sitzt, in Enyas Nähe seid, wenn sie ihm den Laufpass gibt - damit ihr tun könnt, was zu tun ist, falls er es wagt,

eurer Schwester wegen der Abfuhr Beleidigungen um die Ohren zu schmettern.«

»Alles klar, Mum. Wir werden auf unser zartes kleines Schwesterchen Acht geben.«

Die drei Kelly-Brüder erhoben sich, teils amüsiert, teils ernst dreinblickend, die Stühle ruckten und polterten, und in Summe war ihre Reaktion ein sicheres Zeichen für ihren unbändigen Tatendrang.

»Cody ist drüben, bei seinem störrischen Pferd, Enya. Er sprach vorhin davon, ihm zur Strafe für ein Zschnappen ein paar auf die Schnauze zu geben.«

Aha. Dass Cody O'Connor aus nichtigem Anlass ein Tier quälte, war typisch für den hinterlistigen Verführer. So begab sich Enya mutigen Schrittes nach draußen, und in weiterer Folge zu der Pferde-Koppel, während ihre drei Brüder in Enyas Schlepptau wie zufällig ausscherten und die Koppel umzingelten. Cody musste es wohl gewahrt haben, denn urplötzlich war es so, dass Enya in jeder Hinsicht die Hosen anhatte.

»Hallo, Enya!« rief er freudig. »Es ist mir heute wegen deiner zögerlichen Reaktion schwer gefallen, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren, aber irgendwie ist es mir gelungen!«

Enya versuchte, auf intellektuelle oder ironische Art, auf Distanz zu gehen.

»Hallo, Cody! Um ehrlich zu sein; ich bin nicht zu dir gekommen, um mit dir über deine Arbeit zu reden!«

»Du bist gekommen, um mir dein Jawort zu geben! Richtig?!«

»Immer langsam mit den jungen Pferden! Beantworte mir zuerst eine Frage. Was fesselt dich so an mir? Wie es aussieht, hast du jahrelang, zäh und verbissen darauf gewartet, die Richtige zu finden! Warum ausgerechnet ich?! Oder anders ausgedrückt; hat sich das Warten gelohnt?!«

Man konnte ihn beinahe denken sehen, doch um eine Antwort war er nicht verlegen. Sie bestand allerdings darin, dass er eine Gegenfrage stellte.

»Was soll diese Frage, Enya Kelly?! Hab' ich mich gestern etwa zu wenig ins Zeug gelegt, um dir meine Zuneigung zu beweisen?!«

»Nein! Keineswegs! Ich würde vielmehr sagen; du hast dich ein wenig zu weit aus dem Fenster gelehnt!«

»Aber ich sagte dir doch, dass es mir leidtut! Aaah! Ich verstehe! Du willst dich zum ersten Mal mit mir verkrachen, damit wir uns danach umso intensiver zum ersten Mal versöhnen können! Richtig?!««

Hätte Cody O'Connor gehaut, wie falsch er lag, hätte er gewiss die Klappe gehalten, denn seine Maskierung fiel nach und nach ab wie die Schalen und das Fruchtfleisch einer faulen Zwiebel. Nein;

für Cody O'Connor besaß sie keine Faszination, wie sie eine andere Frau wohl nie würde besitzen können.

»Falsch gedacht, Cody. Ich bin hier, um in aller Eindeutigkeit einen Schlusstrich unter unsere Freundschaft zu zieh'n!«

»Unsere Freundschaft?! Was soll das heißen?!«

»Das heißt, dass ich es zu keiner Minute, nein, zu keiner Sekunde als etwas anderes gesehen habe!«

»Hast du deshalb deine drei Brüder als Bodyguard mitgebracht?! Habt ihr das etwa haarklein heute Vormittag am runden Tisch ausgeheckt?! Willst du mir etwa nachdrücklich klar machen, dass du von meiner Liebe nichts wissen willst?!«

»Erraten! Und ich hatte eigentlich gehofft, dass du genügend Taktgefühl hättest, keine großes Geschrei darum zu machen! Hahnengeschrei sozusagen, denn in meinen Augen bist du nichts weiter als ein hinterhältiger Gockel, der es blendend versteht, sich zur rechten Zeit aufzuplustern und sich zu präsentieren!«

»Bravo, Enya ... gut gemacht« flüsterte ihr Belisama ins Ohr. »Du hast es in überragender Art und Weise geschafft, den Spieß umzudreh'n.«

»Hör mal, du verzogenes Ding!«, ließ er sich nun vollends in seiner typisch angeberischen und selbstgefälligen Art gehen, »wer von uns beiden hat denn am Status Quo gerüttelt, als wir zuletzt

aus dem Auto gestiegen sind? Du warst doch diejenige, deren Augen sagten, los, Cody, besorg's mir tüchtig, während ich lediglich die Landschaft genoss und eine Zigarette rauchte!«

»Das ist eine infame Lüge – das weißt du genau! Nie und nimmer hätte ich dich näher als bei einem Tanz an mich ran gelassen, weil ich ahnte, dass dich die Gefühle eines Mädchens in Wahrheit einen Dreck scheren! Experimentiere in Zukunft gefälligst mit deinen eigenen Gefühlen, du lügnerischer Bastard!«

»Jetzt ist es amtlich, Enya Kelly! Du bist nichts weiter, als eine verhätschelte und gottlose Keltengöre, die irgendwann mal wegen ihrer zickigen Art als verschrumpelte und verdorrte Jungfrau enden wird!«

Da Enya Hilfe suchend zu ihren Brüdern blickte, mischte sich Colin ins Geschehen.

»Nun aber mal halb lang, Cody. Du sprichst immerhin mit der wohlerzogenen und gottesfürchtigen Tochter deines Arbeitgebers! Noch so eine saudumme Bemerkung, die man sogar als frech bezeichnen könnte, und wir verpassen dir eine unvergessliche Abreibung, die dich zudem daran erinnert, dass wir es nicht dulden, dass du Enyas Ruf gefährdest! Verstanden?!«

Cody blickte nach allen Seiten, um seine Chancen, heil aus der Sache herauszukommen, abzuwägen. Nachdem er die Lage richtig eingeschätzt

hatte, machte er einen Rückzieher, doch sicher war, dass er, wenn Brigit nicht so schlaue gewesen wäre, Enya wie den letzten Dreck behandelt hätte.

»Meinetwegen! Lasst stecken, ihr Idioten, denn das seid ihr! Jawohl! Idioten, denn Jungs in eurem Alter, sollten eigentlich wissen, dass in einer Beziehung immer das Weib der Part ist, von dem alles Verquere und Hinderliche ausgeht!«

»Sieh es, wie du willst, Cody, aber wenn du es wagen solltest, Enya oder jemand anderen aus unserer Familie durch den Dreck zu zieh'n, nachdem du deine Sachen gepackt und dich vom Acker gemacht hast, lernst du uns erst richtig kennen!«

»Keine Angst! Ich werd' mich hüten, der feinen jungen Lady noch mal ein paar Komplimente zu streuen, obwohl es sich dabei, im Gegensatz zu den bisherigen, um die nackte Wahrheit handeln würde!«

»Das reicht! Los! Pack deine Sachen und sieh zu, dass du Land gewinnst, bevor wir dir Beine machen!« herrschte Finn ihn mutig an, und Glenn machte eine Drohgebärde, indem er sich aufrichtete. Er schloss sich Colin und Finn brüderlich an, da auch er erkannt hatte, wer und wie Colin O'Connor wirklich war.

»Ja! Mach', dass du uns aus den Augen kommst, du hinterhältiger Mitgiftjäger!«

Cody spuckte in Colins Richtung aus. Dann nahm er ein zusammengerolltes Seil, das er bei seiner Ankunft bei sich hatte, vom Sattelknauf, ebenso löste er die Satteltaschen, und zu guter Letzt gab er dem temperamentvollen Pferd einen letzten mittelharten Kinnhaken.

»Das Lasso und die Satteltaschen gehören mir, und außerdem steht mir noch der Lohn für die angebrochene Woche zu!«

Enya nickte und Colin griff in die Tasche. Er kam mutig und selbstbewusst näher und warf Cody ein Bündel Geldscheine vor die Füße.

»So! Jetzt sind wir quitt! Der letzte Rat, den ich dir gebe, ist umsonst! Wage es nie wieder, unser Land zu betreten, geschweige den Sicherheitsstreifen, der unsere Farm umgibt!«

»Pah!« Cody bückte sich nach dem Geld und nachdem er Enya und ihren Brüdern einen letzten verächtlichen Blick zugeworfen hatte, zog er endlich Leine. »Hinterhältiges Aas« murmelte er grimmig vor sich hin. Damit meinte er Enya, denn sein Plan, eine stattliche Mitgift zu erjagen, war zum dritten Mal kläglich gescheitert. Enya hingegen fiel eine tonnenschwere Last vom Herzen. Sie schwor sich, flüchtigen Begegnungen, die ohne jede Tiefe waren, in Zukunft keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken.

\*\*\*

Enya behielt recht, denn einen Tag vor ihrem Geburtstag kam Cedric Stuart. In seinem Daimler fuhr er in aller Herrgottsfrühe die ganze weite Strecke von Sydney bis Valopo, und so ahnte auch niemand auf der Station, dass man ihn bereits um diese Tageszeit erwarten musste. Als das Auto in den kiesbestreuten Anfahrtsweg vor dem Haus einbog, war niemand in der Nähe. Offenbar hatte man ihn auch nicht kommen hören, denn kein Mensch erschien. Spätestens von Yellenbone an hatte er gleichsam mit jeder Zelle seines Körpers seine Umgebung in sich aufgenommen: den Busch, die Schafe, das trockene, wie ruhelos in der Sonne flimmernde Gras und die vielen Gerüche. Kängurus und Emus, Galahs und Goannas, Millionen Insekten, Fliegen und Bienen und Ameisen und unendlich viel mehr. Er liebte, was er sah, nicht zuletzt deshalb, weil sich darin zeigte, was er in allen Dingen liebte. Die verstrichenen Wochen schienen dies kaum zu beeinträchtigen. Das große Haus wirkte völlig unverändert bis auf die so genannten Fliegenfenster. Aber Brigit hatte, wie Cedric Stuart nicht ohne eine gewisse Belustigung bemerkte, offenbar sehr strikt darauf geachtet, dass die schöne georgianische Fassade so gut wie unangetastet blieb. Nun ja, es wäre

auch wirklich bedauerlich gewesen. Wie lange lebte der Geister-Eukalyptus eigentlich schon? Diese Bäume hier mussten vor etwa achtzig Jahren vom so genannten Toten Herzen des Landesinneren hierher verpflanzt worden sein. Die Bougainvillaea in den Ästen ganz oben glich einer gleitenden Masse aus Kupfer und Purpur. Es war bereits Sommer, gute zwei Wochen noch bis Weihnachten, und die Valopo-Rosen standen in voller Blüte. Rosen überall, weiße Rosen und gelbe Rosen, und Rosen in so unendlich vielen Schattierungen von Rot, hellem Rot, Herzblutrot, auch Kardinalsrockrot. Ja, überall waren sie, die Rosen: zwischen den Wistarien und auf dem Verandadach und um die Fensterläden im ersten Stock und auch um die Wassertanks und die Gestelle, auf denen sich diese befanden. So dicht wucherte es dort, dass man von Tanks und Gestellen praktisch nichts sah. Im Übrigen schien, wie er jetzt bemerkte, überall ein ganz bestimmter Farbton zu dominieren, ein fahles Rötlich-Grau. Asche der Rosen? Ja, das war der Name dieser Farbe. Offenbar hatte Enya all diese Rosen sofort nach dem Feuer und dem Unglück zum Trotz gepflanzt. Ja, Enya musste es gewesen sein.

Colin und Finn eilten herbei.

»Hallo! Sie waren aber lange weg! Willkommen!«

»Hallo! Danke, Jungs. Sieht alles prächtig aus!«

»Es waren zwar harte Zeiten, aber ich glaube, jetzt geht's wieder aufwärts«, sagte Colin, obwohl er von der Abrechnung keinen blassen Schimmer hatte, da er sich herzlich wenig aus Schreibkram, Zahlen oder Buchhaltung machte.

»Bright!«

»Willkommen, Pater! Ich sollte Ihnen die Hand küssen; jetzt, wo Sie beinahe schon Bischof sind.«

»Aber Bright! Sie doch nicht. Wie geht' Ihnen? Sie haben nur die Abrechnung geschickt, und kein einziges Wort über sich geschrieben!«

»Das Wissen um meine Wenigkeit tut nichts zur Sache, Pater. Sie werden einen Tag und eine Nacht bei uns wohnen, hoffe ich?«

»Wo sonst?« Er ließ seine Augen über die prachtvollen Wände gleiten, betrachtete dann das Porträt von Jennyfer Ryan.

»Wissen Sie, Bright, Sie besitzen einen makellosen und unfehlbaren Geschmack. Dieser Raum kann es mit jedem Gemach im Ordinariat aufnehmen. Diese schwarzen, eiförmigen Gebilde mit den Rosen sind schon so etwas wie ein Genieeinfall.«

»Oh, danke! Wir versuchen unser Bestes. Ich persönlich gebe allerdings dem Speiseraum den Vorzug. Ich habe ihn seit damals ganz neu gemacht und in Rosa und Weiß und Grün gehalten. Klingt grauenvoll, aber warten Sie nur, bis Sie ihn sehen. Eigentlich weiß ich gar nicht, weshalb ich

mir all die Mühe mache. Es ist doch Ihr Haus, nicht wahr?«

»Nicht, solange noch ein Kelly lebt, Brigit«, sagte er ruhig.

»Wie tröstlich. Nun, seit Ihrer Zeit in Yelli sind Sie in eine Sprosse hinauf geklommen, nicht wahr?«

»Ja. Wo ist Ihre Tochter, Brigit? Ich habe, wie Mrs. Ryan es wollte, alles für unsere Reise, ihren Aufenthalt in Sydney, und ihre Ausbildung arrangiert. Freut sie sich schon auf Sydney oder hat sie es sich anders überlegt.«

Brigit lächelte vielsagend.

»Enya soll Ihnen besser selbst erzählen, was ist in ihr vorgeht. Sie ist in Yelli, aber sie wird bald zurück sein.«

Brigit, an ihrem Schreibtisch, schien nicht recht zu wissen, was sie jetzt zu Cedric Stuart noch sagen sollte. Offenbar drängte es sie wieder zu ihrer gewohnten Beschäftigung, der Buchführung. Cedric unterdrückte ein leises Lächeln. Sie möge ihn entschuldigen, erklärte er, denn er müsse jetzt ganz unbedingt zum Kochhaus. Wie sehr hier doch alles beim alten geblieben ist, dachte er, als er hinüberging. Noch immer kein elektrisches Licht, noch immer der Geruch nach Bienenwachs, noch immer die großen Vasen voller Rosen. Bei Mrs. Miller und Feena blieb er ziemlich lange, denn sie wirkten nicht nur freundlich – sie waren

es. Woran lag es? Nun, offenbar fühlten sie sich glücklich, wirklich fast völlig glücklich. Arme Brigit! Denn sie war nicht glücklich. Er konnte es nun kaum noch erwarten, Enya wieder zu sehen. Ob sie wohl nach der letzten temperamentvollen Debatte immer noch darauf brannte, mit ihm kommen zu können?

Als er das Kochhaus verließ, war sie immer noch nicht von Yellenbone zurückgekehrt. Und so machte er einen Spaziergang zum Creek, dann zum Friedhof. Wie still es hier doch war, so ruhe- und friedvoll. An der Wand des Mausoleums befanden sich die sechs Bronzeschilder. Er musste unbedingt Vorsorge treffen, dass man auch ihn hier einmal bestattete. Wenn er wieder in Sydney war, würde er entsprechende Anweisungen geben. In der Nähe des Mausoleums sah er zwei neue Gräber. In dem einen war Tom, der alte Gärtner, zur letzten Ruhe gebettet, im anderen die Frau eines der Viehtreiber, der auf Valopo gearbeitet hatte, ein einsamer Rekord. Mrs. Miller glaubte, er arbeite immer noch hier, weil ja seine Frau hier begraben lag. Der Regenschirm auf dem Grab des chinesischen Kochs war unter glühender Sonne arg verblichen. Vom ursprünglichen kaiserlichen Rot hatte sich die Farbe über viele Zwischenstufen hinweg verändert bis zum jetzigen Weißlich-Rosa, nahezu die Asche der Rosen. Enya, Enya.

Es war sehr heiß. Ein wenig Wind strich herbei, bewegte sacht die Äste der Trauerweiden am Creek, ließ die Glöckchen am Schirm des chinesischen Kochs in ihrer kleinen klagenden Weise erklingen: Hee Sing, Hee Sing, Hee Sing. »Tankstand Charlie, er war ein guter Kerl.« Auch diese Inschrift auf dem Kreuz war ein wenig verblichen, dass sie nicht mehr so gut zu entziffern war. Doch so sollte es ja auch sein. Friedhöfe, Gebeinstätten sollten zurücksinken in den Schoß der Mutter Erde, bis alle irdischen Überreste dahinschwanden unter den Gezeiten der Zeit und nur noch die Luft sich der einstigen Erdenbewohner erinnerte. Nein, er wollte nicht irgendwo in der Ferne begraben werden, sondern hier zwischen Menschen, die wirklich gelebt hatten.

Dann hörte er Enyas Lachen und stand völlig bewegungslos, wie vor Schrecken erstarrt. Er drehte sich herum, sah den Marmorengel, hob unwillkürlich die Hand zum Gruß, und zwang seine Füße, in die Richtung zu gehen, aus der dieses Lachen kam. Inzwischen hatte es sich gewandelt, war zu einem Kichern geworden, das gleichsam aus verzückten Trillern bestand. Genauso hatte Enya als kleines Mädchen gelacht. Von dorther kam es, dort erklang es! Da drüben hinter rötlich-grauen Rosen dicht bei einem Pfefferbaum. Er schob Blüten und Zweige mit der Hand beiseite und empfand ein leichtes Taumelgefühl, weil alles so be-

täubend auf ihn eindrang, der Duft – und das Lachen.

Und dann blickte er über den Rasen hinweg in Richtung großes Haus und sah sie kommen.

Daisy, die sie begleitet hatte, bog ab in Richtung Gemüsegarten und ... oh, Gott, war Enya schön. Sehr schlank sah sie aus, eine gleichsam goldene Gestalt. Genau wie er selbst hatte sie Stiefel sowie eine Reithose und ein weißes Männerhemd an, und auf dem Kopf, eigentlich mehr auf dem Hinterkopf, trug sie einen grauen Männerfilzhut. Wie ein Junge sah sie aus. Sie kam näher, trat über den niedrigen weißen Zaun hinweg und stand dann ganz dicht bei ihm, so dicht, dass er nur noch ihre Augen sehen konnte, jene großen grauen, von Licht erfüllten Augen, voller Schönheit und voller Zauber für sein Herz. Sie hatte sofort und wie selbstverständlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen, und es war, als wäre er nicht für einen Tag getrennt gewesen von ihr. Unter seinem Mund spürte er ihre warmen, lebendigen Lippen, und es war kein Traum, so lange ersehnt, jetzt Wirklichkeit, eine andere Art Sakrament, dunkel wie der Mutterboden der Erde, fern vom Himmel.

»Enya, Enya«, sagte er und hielt sie in den Armen. Ihr grauer Männerfilzhut lag nun irgendwo im Gras. Sie lächelte, denn sie wusste nicht, ob sie ihm Freude oder Gram wegen der Art des letzten Abschieds und dem späten Erscheinen signalisie-

ren sollte. Sie entschied sich für den ehrlichen Ausdruck von Freude.

»Oh, wie schön, wie wunderschön, dich jetzt zu seh'n! Pater! Endlich!« rief sie. Liebevoll empfing er ihre noch viel liebevollere Umarmung.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit, und das weißt du, Enya!«

Am liebsten hätte sie ihn leidenschaftlich geküsst, doch das durfte sie nicht – zumindest nicht hier, an ungeschützter Stelle. Wortlos zupfte sie deshalb zwei oder drei Grashalme, schob ihm dann, wie zuletzt, die Hand wie zufällig unter das Hemd, auf die nackte Brust. Dann erhob sie sich.

»Komm' ins Haus, lieber Pater Cedric. Mrs. Miller wird dir zu Ehren einen ganz besonders guten Tee kredenzen, und später, wenn's etwas kühler ist, gibt es Schweinebraten mit knuspriger Kruste.« Sie schritten Seite an Seite und Hand in Hand sehr langsam einher, wobei sie sich im Gehen, wie zwei Verliebte, die sie ja auch waren, gegenseitig in die Augen blickten.

\*\*\*

Das von Mrs. Miller zubereitete Essen schmeckte vorzüglich, und den Rest des frühen Nachmittags verbrachten die Kellys damit, ein paar Erinnerungen auszutauschen, wobei sie jene Menschen nicht außer Acht ließen, von denen sie infolge ei-

ner schicksalhaften Begebenheit abrupt getrennt worden waren. Von Tante Jennyfer, Angus und Kev war die Rede, aber auch von Liam, während sie Kuchen aßen und Tee tranken. Enya, die neben Cedric saß, konnte es nicht lassen, ab und zu die Hand auf seinen Oberschenkel zu legen, und als er sie fragte, was sie denn in Yelli zu erledigen hatte, sagte sie ungewohnt frech:

»Ich hab‘ mir ein schwarzes Seidennachthemd gekauft, denn du warst doch derjenige, der meinte, es wäre von Vorteil, mich nach und nach den Gepflogenheiten und der Lebensweise meiner Nachbarinnen anzupassen.«

»Oho! Sieh an, Bright. Unsere Enya wird nicht nur erwachsen, sondern obendrein ein klein wenig berechnend« scherzte Cedric amüsiert, ohne zu wissen, dass er in der kommenden Nacht, die unaufhaltsam näher rückte, seine Unschuld verlieren würde – gleich wie Enya. Cedric hatte immer noch sein eigenes Zimmer auf Valopo, was Jennyfers Willen geschuldet war, da sie den attraktiven Priester ab der ersten Stunde ihres Kennenlernens so oft und so lange wie möglich auf der Farm festhalten wollte.

Am späten Nachmittag holten Enya und Cedric Cedrics Pferd und eine bewegungsfreudige Stute aus der Koppel und ritten die übliche Strecke, und am Abend schwammen sie ein paar Runden im Teich, denn das war die beste Art, sich von dem

anstrengenden Ritt zu erholen. Enya fühlte sich wie im siebten Himmel und lobte sich insgeheim selbst für die kluge Entscheidung, Cody aus der Reserve zu locken und ihm im guten Gewissen und ein wenig unsanft Lebewohl zu sagen.

Nach dem Abendessen trennten sich wegen dem Zu-Bett-Gehen ihre Wege, doch nicht für lange, denn Enya kam, kurz bevor Cedric die Augen zufielen, in sein Zimmer geschlichen und kroch zu ihm unter die Decke. Das schwarze Seidennachthemd lag schnell auf dem Boden, der Mond warf sein schwaches Licht in das Zimmer, und die einzigen Geräusche, die zu hören waren, waren das Rascheln der Decke und das leise Stöhnen, das Cedric von sich gab, während Enya mit breit gespreizten Schenkeln auf seinen Oberschenkeln saß und mit den Lippen und der Zunge seine Brust, seinen Hals und sein Gesicht liebkostete.

Enya betrachtete es als eine Art Hochzeitsnacht. Seine Augen glänzten. Er streckte die Hand aus und umschloss mit seinen langen Fingern Enyas Hand, die ein bisschen zitterte.

Das Licht war ausgelöscht, Enya aufs Bett und an ihn herangezogen, und es dauerte gar nicht lange, bis seine Hände mit ihren Brüsten spielten.

Und wirklich, so mit einem Mädchen, gleich einer heranwachsenden Frau, das gab einem schon was Besonderes – pulsierende Erregung, als ob man von verbotenen Früchten kostete. Wirklich

hübsche Brüste hatte sie, richtig fest, genau wie er's mochte. Sie nahm seinen steifen Penis in die Hand.

»Enya ... oh Enya ... mein süßes Keltenmädchen. Nicht ... bitte ...«

Cedric hatte diesmal keine Chance. Ab heute war er Enya buchstäblich ausgeliefert, denn sie hatte sich gründlich Gedanken darüber gemacht, wie sie es bewerkstelligen konnte, das abstruse Gelübde der Keuschheit auszuhebeln.

»Bitte sei still, Liebster. Hier, auf Valopo, gehörst du mir – und nur mir, denn so wie ich deinen Gott akzeptiere, hast du die Göttin, der ich huldige, zu akzeptieren. Gleiches Recht für alle, würde Tante Jennyfer sagen, obwohl sie es nicht so ehrlich gemeint hätte, wie ich.«

»Oh nein ... was ... was denn für eine Göttin, Enya?«

»Belisama, die Göttin der Fruchtbarkeit, die sich, gleich wie ich, nicht davor scheut, gegen deinen Gott in den Kampf zu zieh'n. Du warst es im Grunde, der mich auf diese geniale Idee brachte. Wir beide sind ab heute nur mehr stille Beobachter, die nichts dagegen tun können und werden, außer vielleicht, den Kompromiss, den die beiden schließen werden, in Worte zu kleiden.«

Während Enya bereits seine Nachtwäsche hinunter streifte, fragte Cedric, von Neugier gepackt:

»Kompromiss?«

»Ja, Liebster. Er lautet wie folgt: Ich gehe mit dir, nach Sydney, und du wirst zur Kenntnis nehmen, das ich dort so lange deine Mätresse bin, wie es mir gefällt. Dabei können wir nur gewinnen, denn auf diese Weise können wir besser herausfinden, worin unsere wahre Bestimmung liegt. Wende dich ab von deiner Sucht, alles unter Kontrolle halten zu wollen und überlass unser Schicksal Mutter Natur und den Gefühlen, die wir füreinander empfinden. »

»Oh nein ... Enya, Schatz. Wie es aussieht, hast du einen Plan geschmiedet, der eine Sache nicht ...«

Er hielt im Reden inne, denn Enya hatte sich kurzerhand auf seinen steil aufgerichteten Lustpfahl gesetzt, obwohl es ihr wegen ihre Jungfräulichkeit Schmerzen bereitete. Allerdings steckte sie diese Schmerzen gerne und locker weg, denn sie wurden durch die Summe an Berührungen mit Leichtigkeit von anderen Gefühlen überdeckt.

Sie hatte urplötzlich gewusst, was sie zu tun hatte. Sacht und nahezu unauffällig bewegte sie sich hin und her, bis die Spitze seines steifen Gliedes genau dort war, wo es ihr beim Eindringen wehtat. Und dann atmete sie tief ein, biss die Zähne aufeinander und ließ sein Glied wie mit einem Ruck in sich hineingleiten. Es tat weh, aber längst nicht so sehr wie sie es befürchtet hatte. Cedric schloss und öffnete die Augen. Er wollte sie fort schieben,

doch – o Gott, wie herrlich, wie unvergleichlich! Noch nie war er so in einer Frau drin gewesen, und schon gar nicht so ohne irgendetwas. Erst jetzt begriff er, was für einen unglaublichen Unterschied das machte – im Vergleich zur Selbstbefriedigung, die ihm als Priester erlaubt war. Und er war so erregt, befand sich bereits jetzt so unmittelbar vor dem Gipfelpunkt, dass es ihm einfach unmöglich schien, sich rechtzeitig von ihr zu lösen – nicht jetzt, nein, jetzt nicht mehr.

»Ich weiß, Liebster. Dein heiliges Gelübde. Keine Bange ... auch daran hab' ich gedacht, hauchte sie ihm ins Ohr, während sie mit dem Becken zu kreisen und zu stoßen begann.

»Ach ... ach ja? W... wie meinst du das?« brachte er nur mit viel Stimmbänderakrobatik hervor, da er, dem hautnahen Kontakt und dem geschmeidigen Rhythmus ihrer Bewegungen wegen, beinahe die Besinnung verlor. Das steife Glied hin und her gleiten zu lassen, das war schon eine herrliche Sache. Jetzt begannen sich auch seine Hüften rhythmisch auf und ab zu bewegen, immer heftiger, und während Enya auf ihm saß, fühlte sie plötzlich, wie die Spitze seines steifen, ungeschützten Gliedes in eine schicksalsträchtige Region glitt, die neues Leben erschaffen konnte.

»Ganz einfach, Cedric. Du wirst ... aaah ... du wirst ... aaah ... du wirst dir jedes mal, wenn wir uns geliebt haben, von ... aaah ... von ... aaah ...

einem anderen deiner vielen Kollegen die Beichte abnehmen lassen, denn Gott vergibt alle ... aaah ... aaah ... alle Sünden dieser Welt.«

Enya bockte nun wild auf ihm herum, als hätte sie ein wildes ungezügelttes Pferd unter sich zu zähmen. Dann bäumte sie sich auf und bog den Rücken durch, als wolle sie eine kunstvolle sportliche Übung vollführen.

»Iih! Aaah!«

Er stöhnte im Zuge des gemeinsamen Höhepunktes ebenfalls laut auf, was zwar unmännlich war, sich jedoch einfach nicht verhindern ließ.

Enya war in diesem Augenblick das glücklichste Mädchen auf der ganzen Welt. Was folgte, waren ein paar wilde Zuckungen ihres heißen, weichen und dennoch belastbaren Körpers, und danach lag sie ermattet auf ihm, den Kopf an seiner Schulter, und das letzte Ergießen seiner Samenflüssigkeit in sich spürend. Irgendetwas in ihrem Schoß zuckte immer noch sagenhaft erregend. Natürlich war es sein strammer Penis, der sich hartnäckig zu weigern schien, klein beizugeben. Nein; er führte sich immer noch auf, als wolle er sich den Weg bis in Enyas tiefstes Inneres frei stoßen, doch wenige Sekunden später war der erste Liebesakt vollzogen und zu Ende. Cedric hielt sie in den Armen und wurde dabei zärtlich von ihr geküsst.

»Cedric ... oh Cedric. Wenn ich dir nur sagen oder zeigen könnte, wie sehr ich dich liebe.«

»Meine Güte. Enya. Hast du das nicht gerade in der schönsten Art gemacht, die man sich vorstellen kann. Glaub' mir; ich dachte, ich würde in der Wonne, die du mir bereitet hast, versinken und ertrinken.«

»Es hat dir also ebenso gut gefallen wie mir?«

»Ja. Natürlich, aber dennoch bin ich ...«

»Schhh ...« Enya hatte ihre Hand in der Dunkelheit sanft auf seinen Mund gelegt, um ihn so schnell wie möglich zu verschließen und zum Verstummen zu bringen.

»Bitte nicht, Liebster. Nicht heute Nacht. Ich weiß, was du sagen wolltest, und sei versichert, dass ich dich in Sydney, gleich wie jetzt, nur dann lieben werde, wenn du es ebenfalls willst. Gewiss wird es so sein, dass wir uns davor hüten müssen, dass unsere Liebe offen zutage tritt, doch deiner Klugheit wird es geschuldet sein, dass es nicht soweit kommen wird.«

»Und was ist, wenn du wegen deiner sagenhaften Natürlichkeit ein Kind bekommst? Hast du auch daran gedacht, du ebenso einfältige wie unwiderstehliche Keltenprinzessin?«

»Hmmm. Um ehrlich zu sein; nein.«

»Ach herrje. Enya, Liebes. Und wie konnte es dann soweit kommen, dass du dich einfach auf mich gesetzt und mich meines Samens beraubt hast, ohne auch nur im geringsten daran zu den-

ken, welche Konsequenzen es zur Folge haben könnte?»

»Doch. Hab‘ ich. Hab‘ ich sehr wohl, denn gerade das ist der springende Punkt. Erstens kann beim ersten Mal, das weiß ich aus sicherer Quelle, nichts passieren, und zweitens hab‘ ich streng darauf geachtet, die Reitposition einzunehmen. Wenn ich auf dir sitze, läuft nämlich der Samen klarerweise sofort wieder raus ... gleich wie bei meiner Menstruation. Das ist doch völlig logisch. Oder etwa nicht? Du musst es doch wissen, denn schließlich warst du derjenige, der mir vor knapp drei Jahren netterweise erklärt hat, was es mit diesem vielen Blut auf sich hatte.«

Cedric gab sich geschlagen. Er wusste wirklich nicht mehr, wie er gegen Enyas unvergleichliche Natürlichkeit und ihren sagenhaften Charme ankommen konnte. Außerdem waren da diese teuflisch guten Gefühle, wenn ihre Vagina seinen Penis aufnahm und umklammerte, als würde sie ihn nie wieder loslassen wollen, während das zarte Fleisch rundum zuckte, pulsierte und massierte, als würden sämtliche Muskeln wie im Chor kontrahieren.

»Hör zu, Enya. Gut; wir beide sind ab nun im Geheimen ein Liebespaar, wie es in einem sündigen Buche steht, aber wie du richtig sagtest, ist das noch lange kein Grund, anzunehmen, dass es

unsere Bestimmung ist, zu heiraten, Kinder zu bekommen, und allem anderen Lebewohl zu sagen.«

»Sagte ich vorhin nicht genau das mit anderen Worten?«

»Ähm ... Ja ... Gewiss, aber du hast dich auf Belisama, die Göttin der Fruchtbarkeit herausgeredet.«

»Dann sind wir sozusagen quitt, denn du hast dich bis zu dieser Stunde auf den Gott der Christen herausgeredet und mir deine volle Liebe verwehrt, was fürwahr viel schlimmer war.« Schlagfertig war sie – ganz ohne Zweifel.

»Hmmm. Mir scheint, du hast wohl Recht« sagte er ein klein wenig beklommen, denn soeben waren ihm Bischof Whites Worte eingefallen. »Kein Ehrgeiz dieser Welt ist es wert, auch nur ein einziges Herz leichtfertig zu brechen.« So senkte er den Kopf in das Kissen, während Enya ihn liebte und sich eng an ihn schmiegte. Ihr wohlgeformter und extrem gut riechender Körper war heiß wie Mrs Millers Backofen, und Cedric Stuart genoss ihre sexuelle Zuwendung trotz ihrer beider Schweißausbrüche und Enyas Hitze - oder gerade deswegen - in vollen Zügen.

»Prinzessin?«

»Ja, Liebster?«

»Du bist gerade mal fünfzehn Jahre alt. Versprich‘ mir bitte, dass du mich in Sydney, im Beisein des Erzbischofs oder eines anderen Priesters

nicht in Verlegenheit bringen wirst, indem du mir nachstellst.«

»Ehrlich, Cedric; traust du mir das wirklich zu?«

»Hmmm. Nein. Das nicht, aber zumindest möchte ich es gesagt haben, damit ich mich weiterhin als dominierender Teil unserer Beziehung fühle.«

»Ach herrje. Du hast das Gefühl, ich hätte dich heute Nacht überfahren?«

»Ehrlich?«

»Ich bitte darum.«

»Ja. Ein wenig. Und weißt du, was das Seltsame daran war?«

»Nein. Was?«

»Dass mir war, als hätte ich gerade das aus vollem Herzen und aus tiefster Seele genossen. Es war eine schockierende und zugleich atemberaubende Erfahrung, und das ist es sogar noch jetzt, da ich mich immer noch fühle, als hätte ich mich bis zum heutigen Tag selbst nicht gekannt. Mir war, als hätte mir im Bruchteil einer Sekunde jemand alle mir zur Verfügung stehenden Masken vom Kopf gerissen, wenn du verstehst, was ich meine. Ich ahnte es zwar bereits, als du mir die Sache mit dem Nachthemd auf die Nase gebunden hast, als wäre das die natürlichste Sache der Welt, doch ich war mir nicht sicher, ob du heute Nacht tatsächlich so weit gehen würdest. Schließlich bist du, um genau zu sein, erst vierzehn Jahre alt, also

in geradezu verbotener Weise blutjung. Eine so genannte Lolita sozusagen, denn so bezeichnet man, meines Wissens, in gewissen Kreisen ein Mädchen, das ...« Enya vollendet den Satz für Cedric, um zu beweisen, dass sie ebenfalls nicht gänzlich auf den Kopf gefallen war.

» ... das noch keine Haare rund um die Möse aufzuweisen hat, und dennoch von dem Gedanken beseelt ist, einen Mann oder einen Jungen zu lieben, weil sie der festen Überzeugung ist, dass sie den Mann oder den Jungen aus vollem Herzen liebt. Ich hab' mir darüber, ehrlich gesagt, noch nicht allzu viele Gedanken gemacht, und Mum anscheinend auch nicht, aber wenn es dich beruhigt, schlage ich vor, wir nutzen diese einmalige Gelegenheit und lieben uns noch mal, damit wir uns daran gewöhnen ... und damit die Zeit bis Mitternacht schneller vergeht. Ab dann bin ich nämlich fünfzehn, und ...«

»Enya! Lass bitte diesen mit verstörenden Widersprüchlichkeiten gespickten Sarkasmus, der so gar nicht zu dir passt! Was ... was machst du denn da?«

»Schhh ... Schließ' die Augen, Liebster. Belisama hat mir zugeflüstert, ich soll dir noch mal den Himmel auf Erden bereiten, damit du eine kleine Vorstellung bekommst, wie glücklich du erst an meiner Seite sein wirst, wenn ich es geschafft habe, dich deinem Gott abspenstig zu machen.«

»Du ... du bist wirklich unverbesserlich. Weißt du das? Ich ... ich gehe zu Bett, mit der ... mit der Absicht, mich ...« konnte er gerade noch stammeln, bevor Enya mit ihren weichen vollen Lippen seinen Mund verschloss und sich seine Männlichkeit ein zweites und ein drittes Mal einverleibte, indem sie ihn abermals sanft aber bestimmend ritt. Bei offenem Fenster liebten sie sich, während er manierlich und brav unter ihr zu liegen hatte, und da Enya beim dritten Mal keine Schmerzen mehr verspürte, wusste sie, dass es nicht Schöneres auf der Welt gab, als verliebt zu sein, Liebe zu praktizieren, dabei auf Gegenliebe zu stoßen, und eine Göttin im Rücken zu wissen, die den Liebesakt guthieß. Gott hatte den Kampf in ihren Augen schon so gut wie verloren, doch wie sehr sie sich in Bezug auf Gottes Wehrfähigkeit und Schlagkraft irrte, wurde ihr erst später bewusst.

\*\*\*

»Ich hatte Angst, einzuschlafen, sagte Enya, während der Hahn krächte, und sie neben Cedric den Wecker umlegte, aus Angst, dass er fort sein könnte, wenn sie aufwachte.

»Woran denkst du, Liebster?«

»Noch nie in meinem Leben bin ich zusammen mit einem anderen Menschen in einem Bett aufgewacht. Und dass ich nie wieder aufwachen werde,

ohne mir zu wünschen, dass du bei mir wärst. Dass ich einen fürchterlichen Kampf geführt und ihn verloren habe. All die Jahre hab' ich geaugnet, ein Mann zu sein und all das ... und letztendlich zu wissen, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, und dass ich nur ein Mann sein will, sonst nichts.«

»Als ich dich das erste Mal traf, am Bahnhof in Yelli, da hast du mich lächelnd angeblickt, und dann sagtest du meinen Namen ..., und dann hast du mich berührt, und von diesem Tag an hab' ich es gewusst; auch wenn wir uns oft lange nicht geseh'n haben, dass mein letzter Gedanke in meinem Leben dir gelten würde. Und daran kann ich nichts ändern. Weißt du, wie schrecklich es ist, dass du solche Macht über mich hast?«

»Wie sollte ich das nicht wissen?« Was folgte, waren wieder Küsse und unendlich scheinende Liebe.

»Was wirst du in Sydney tun, in den Zeiten, in denen wir voneinander getrennt sind?« wollte Enya wissen.

»Ich werde den Verpflichtungen nachgeh'n, die ich mir aufgehalst habe. Was sonst?«

»Und weiter?« Cedric wusste haargenau, was sie jetzt und hier hören wollte.

»Ich ... ich werde dich natürlich, so oft ich kann, anrufen oder besuchen.«

»Nein ... das will ich nicht« sagte sie zum Schein, denn sie wusste sehr wohl, welche Wirkung diese Liebesnacht auf ihn hatte. Dass sie ihn, dank Belisamas Rat sowie deren hingebungsvoller Unterstützung, völlig überrumpelt hatte, machte ihm schwer zu schaffen.

»Nun gut. Vielleicht werd' ich dich auch etwas weniger oft besuchen.«

»Als Strafe für das hier?«

»Unsinn. Meine Strafe wird sein, nie mehr die Gewissheit zu haben, dass ich Gott mehr liebe, als dich.«

Enya öffnete die Schublade des Nachtkästchens und holte einen Silberring hervor, den sie an seinen linken Ringfinger steckte. Zum Glück passte er perfekt und zugleich konnte man erahnen, wie gründlich sie sich auf das, was sie mit einer Hochzeitsnacht verglich, vorbereitet hatte. Es war ein hübscher Ring, der ein seltsames Zeichen trug, das an einen Drudenfuß erinnerte, jedoch keiner war. Bei genauem Hinsehen gewährte Cedric, dass es Enyas Initiale war – es war ein extrem verschnörkeltes E.

»Das ist für dich, Liebster. Damit du, mal abgesehen von der zerbrechlichen Rose, bis an dein Lebensende etwas hast, an dem du dich festhalten kannst – für den Fall, dass dich der Gott der Christen eines Tages abgrundtief enttäuschen sollte.«

»Danke, Enya. Ach herrje. Ich weiß gar nicht, was ich sagen oder tun soll. Du rührst immer mehr an mein Herz. Ich ...«

Sie verschloss ihm die Lippen einmal mehr mit einem Kuss, der pure Liebe, Lust und Leidenschaft ausdrückte.

»Im Grunde scheint sich nie etwas zu ändern, nicht wahr?« sagte sie mit geschlossenen Augen.

»Nein, nie«, erwiderte er; und glaubte es, in diesem Augenblick. »Dies ist Valopo, Pater. Ich habe dich gewarnt. Auf Valopo gehörst du mir und nicht Gott.«

»Ich weiß, ich erinnere mich. Ich bin dennoch gekommen.« Er ließ sich vollends in sein Kissen gleiten, zog sie an sich. »Warum, Enya?«

»Warum was?«

»Ich habe darüber nachgedacht. Aber ich kann es nicht. In mir ist einfach nicht genügend Platz für die Liebe zu dir und zugleich für die Liebe zu Gott – nicht, wenn man Gott so liebt, wie ich ihn lieben möchte. Ich weiß das schon seit langem. Ich kann mich kaum noch daran erinnern, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, in der mir das nicht klar gewesen wäre. Und je älter ich werde, desto größer wird meine Liebe zu Gott. Es ist ein großes Mysterium, Gott zu lieben.« Sie blickte in seine stillen, wie entrückten Augen, in denen dennoch etwas war, etwas gleichsam Brennendes, das sie bis jetzt nie wahrgenommen hatte. Konnte es sein,

dass er wegen ihr mit sich selber rang? Dass er sich wegen ihr innerlich zerfleischte oder sich in etwas verlor, das etwas Schlechtes und zugleich etwas Gutes war? Als sie, damals ja noch ein kleines Mädchen, Cedric kennen gelernt hatte, war er erst siebzehn gewesen, rund acht Jahre älter als sie und ein eher schlechter Philosoph. Brach nun langsam der Mystiker aus ihm hervor? Aus Cedric? Nein, es schien kaum wahrscheinlich, dass er je in seinem Leben dazu geneigt hatte, in einer Weise zu reflektieren, die ihn von Gott wegrückte. Sie schluckte hart, schmiegte sich enger an ihn.

»Und so habe ich mich gestern Abend gefragt«, fuhr er fort, »was ich tun könnte, um Gott trotz allem zu zeigen, wie sehr ich ihn liebe. Weißt du, Enya; ich habe damals lange und gut überlegt, ob ich diesen Schritt, der sogar meinem Umfeld Probleme bereitete, wagen soll. Lange habe ich mich gegen die Antwort gesträubt. Ich wollte sie nicht. Denn in mir war auch sehr stark der Wunsch, als Mann zu leben. Doch ich wusste, dass es unausweichlich war, ja, ich wusste es. Es gibt nur eines, das ich ihm nun als Opfer anbieten kann, um ihm zu beweisen, dass in meinem Herzen nie etwas vor ihm sein wird. Und dieses Opfer muss ich ihm darbringen, das verlangt er von mir. Einzig so kann ich ihm zeigen, dass ich ihn liebe und sein Diener bin, der neben ihm keine anderen Götter oder Götzen kennt. Ich habe wählen müssen. Alles

werde ich genießen, an allem werde ich meine Freude haben dürfen, nur daran nicht. Ich meine, jedenfalls nicht mehr so sehr, wie es gestern Abend der Fall war.« Er seufzte. »Ich muss ihm weiterhin zeigen, dass ich verstehe, warum er mir bei meiner Geburt soviel in die Wiege gelegt hat. Ich muss ihm zeigen, dass ich begreife, wie unwichtig mein Leben als Mann ist.«

»Und du verlangst ernsthaft, dass ich tatenlos dabei zusehe, wie du dein Leben verschwendest?!« rief Enya und griff nach seinem Arm. Die Haut, so glatt! Und auch die darunter spürbar werdende Kraft! Ihr war klar, dass er ein Gelübde abgelegt und gebrochen hatte. Es besagte; dass nie ein Mädchen, eine Frau diese Kraft und diese Zartheit spüren dürfe.

»Ich werde Priester bleiben«, sagte er. »Ich werde weiterhin meine Dienste an Gott verrichten und den Heiligen Gelübden, soweit es mir möglich ist, Folge leisten. Der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Das verlangt er von seinen auserwählten Dienern. Es wird, trotz regelmäßiger Beichte, nicht leicht sein, aber ich werde es nach Möglichkeit tun, Enya. Ja, wir lieben uns auch in Sydney, aber wir lieben uns mit Maß und Ziel.« Der Ausdruck in ihren Augen! Als wäre er im Begriff, sie zu ermorden, ihr buchstäblich das Leben zu nehmen. Mit einer solchen Reaktion hatte er bei ihr nicht gerechnet, ganz im Gegenteil. Er war

sicher gewesen, dass sie trotz der Liebesnacht mehr Verständnis für ihn, den Gottesdiener aufbrächte. Stattdessen starrte sie ihn jetzt an, als habe er ihr das Todesurteil verkündet.

»Aber es ist doch der einzige Grund, warum ich mit dir nach Sydney gehe«, sagte sie verzweifelt.

»Oh, Enya, kannst du das denn nicht verstehen? Ich habe nie etwas anderes sein wollen als ein Priester! Ich kann nichts anderes sein als ein Priester!«

Ihre Hand glitt von seinem Arm. Unwillkürlich blickte er auf die Stelle, wo ihre Finger ihn gehalten hatten. Halbrunde Monde waren als Spuren von ihren Fingernägeln geblieben. Doch jetzt bog sie den Kopf zurück und lachte – lachte und lachte, ein hysterisches Gelächter, bitter, höhnisch.

»Oh, das ist zu gut, um wahr zu sein!« sagte sie keuchend, als sie endlich wieder sprechen konnte. Mit zitternder Hand wischte sie sich die Tränen aus den Augenwinkeln. »Diese unfassbare Ironie! Asche der Rosen, sagte er in der Nacht, als sie zum Artesischen Brunnen ritten. Und ich verstand nicht, was er meinte. Von Asche kommst du, zu Asche gehst du. Der Kirche gehörst du, der Kirche wirst du gegeben. Oh, es ist schön, wunderschön! Gott verrotte, sage ich! Ja, er verrotte! Er ist der schlimmste Feind der Frauen, ja, das ist er! Alles, was wir unternehmen, macht er zunichte!«

»Oh, nicht, Enya! Oh, nicht, bitte, nicht!« Er weinte, und er weinte um sie, für sie. Doch im selben Augenblick, da er es tat, begann sein Opfer bereits: auf eine Weise, wie er es sich nie hatte träumen lassen. Nicht einmal ihr zuliebe konnte er es aufgeben, dieses Opfer, zu dem es ihn so drängte. Er musste es darbringen, und je schwerer das fiel, desto wertvoller musste das Opfer in den Augen Gottes sein. Sie betrachtete ihn erschrocken. Hatte sie ihn je im Leben zum Weinen gebracht? Nein, gewiss nicht, gewiss nicht, noch nie! Es war ganz einfach nicht fair von ihr, ihm mit ihrem Kummer in den Ohren zu liegen. Was konnte er denn dafür. Zu dem, was er war, dazu hatten ihn seine Gene gemacht. Oder sein Gott.. Er war das Licht ihres Lebens, ihr Geliebter. Und ihretwegen sollte er nie leiden, nein, niemals.

»Cedric, weine doch nicht«, flüsterte sie und strich über die Spuren, die ihre Fingernägel auf seinem Arm hinterlassen hatten. »Es tut mir leid, so hab' ich's nicht gemeint. Du hast mir einen Schock versetzt, das ist alles. Natürlich freue ich mich für dich, dass du eine zweite Liebe in dich spürst, die zu der meinen nicht in Konkurrenz stehen sollte. Wirklich! Wie könnte ich mich auch nicht freuen? Ich war nur so fassungslos. Ich hatte das, nachdem wir uns richtig geliebt haben, einfach nicht erwartet.« Sie lachte leise, ihre Stimme klang ein wenig zittrig. »Du hast mir das ja auch

wie eine Bombe vorgesetzt.« Seine Augen wurden klarer, er betrachtete sie. Zweifelnd, abwägend. Wieso hatte er sich eingeredet, dass er sie ermordete? Das waren doch Enyas Augen, wie er sie seit sechs Jahren kannte, voll der Liebe und sehr lebendig. Er legte seinen Arm um sie, zog sie an sich. »Bist du auch sicher, dass du damit weiterhin klarkommst?«

»Ja« sagte sie zum Schein, denn vorerst war es wichtig, dass sie in seiner Nähe, in Sydney, Fuß fasste. »Sei bitte nicht enttäuscht über mich«, sagte sie sacht. »Auch Keltengören haben tönernen Füße« setzte sie hinzu, wohl wissend, dass sie sich mit Hilfe der frommen kleinen Lügen eine bequeme Nische geschafft hatte. Die Lektion, die Sie gerade gelernt hatte, konnte für Sie sehr nützlich sein, aber wenn man sie so betrachtete, wie sie sich an ihn kuschelte, musste man bezweifeln, dass sie selbige auch nützen würde.

Ähnlich wie die scharlachroten Herren in Rom, war sie in diesem Augenblick bis in die Fingerspitzen eine Diplomatin, denn sie dachte nur an ihn und wie sie ihn um den Finger wickeln konnte. Auf den Neid und die Missgunst seiner Kollegen, und damit einhergehende Probleme konnte sie herzlich gerne verzichten. Darum schwieg sie, obwohl sie darunter litt. Was würden Geistliche, wie Francesco annehmen, wenn sie Enya in seiner Nähe sahen? Würde Francesco glauben, sie sei

seine Nichte? Die Tochter seines älteren Bruders? Würde er ohne ihr Zutun dahinter kommen, dass sie wegen Cedrics Liebe zu Gott zu leiden hatte? Würde er mit der Zeit merken, dass zwischen Ihnen beiden keine Blutsbande bestehen? Verwirf diese Gedanken, Enya, denn zunächst einmal sind wir allesamt Menschen, und wenn Menschen mit anderen Menschen in dieser Welt zu tun haben, entstehen bestimmte Probleme ohnehin ganz von allein.«

Cedric hatte, gleich wie sie, den Kopf sinken lassen, schien ebenfalls zu grübeln. Aber dann drehte er den Kopf zu ihr und streckte die rechte Hand aus, während Enya im Atmen inne hielt.«

»Danke, dass du bist, wie du bist, Enya. Meine keltische Prinzessin« sagte er, und was folgte, war ein zärtlicher Kuss.

»Komm, Liebling. Lass uns aufstehen, damit wir den hellen Tag begrüßen und uns zur Abfahrt bereitmachen können.«

\*\*\*

»Pater Cedric will schon fahren. Ich werd' die beiden verabschieden« sagte Brigit, nachdem auch Enya unmittelbar nach dem Frühstück zum Aufbruch bereit war.

»Du wirst mir fehlen« sagte Mrs. Miller, die Wirtschafterin.

»Wenn Sie nicht gleich aufhören, werd ich noch losheulen – gleich wie Sie. Und was würde man wohl davon denken?« entgegnete Enya, die mit der Morgensonne in verwunderlicher Weise um die Wette strahlte.

»Ich dumme alte Gans. Es ist nur ... Sydney ist ja so weit weg« sagte Mrs Miller, während sich Brigit ihren Reim auf Enyas gute Laune machte.

»Ach was. Es ist ja nicht für immer. Ich werde, obwohl es nicht das Saint Pat's ist, fleißig lernen und euch besuchen, so oft, wie's geht.«

Keine zehn Minuten später reichte sie Cedric ihre Koffer und kletterte auf den Beifahrersitz.

Ein letztes Winken, das aus tiefster Seele kam, dann fuhren Cedric und Enya mit Cedrics Daimler nach Sydney, und alle winkten dem schwarzen Fahrzeug hinterher, weshalb das Szenario wirkte, als führe ein Liebespaar in die Flitterwochen. Das war allerdings nicht allzu weit hergeholt, denn Enya war sich ihrer Sache ziemlich sicher. Sie fühlte sich bereits als zukünftige Braut, obwohl sie es war, die ihrem Liebhaber einen Ring geschenkt hatte, den er erst dann fix am Finger tragen durfte, wenn er sein wahres Ich erkannt hatte – so lautete Enyas verwegener Gedankengang – Plan inbegriffen, denn ein Priestergewand vertrug sich nun mal nicht mit einem Verlobungsring. Enyas Gedankengang kam Cedric in diesem Fall

zugute, denn das erste, was er von Francesco gefragt worden wäre, war, was denn der hübsche Ring an seinem linken Ringfinger zu bedeuten hätte und von wem er stammte.

\*\*\*

Die Reise per Auto ging gut, schön und in bislang unbekannter Freude, Geselligkeit und Glückseligkeit vonstatten, und am schönsten waren die Pausen, die Cedric wegen Enyas ewiger Nörgelei einlegte. Sie würde gerne ein Weilchen schlafen, sagte sie, doch in Wahrheit wollte sie ihn im Auto, oder im Freien, hinter einer Hecke knuddeln, ihn an sich drücken und ihn liebkosen, wie Daphne, ihre erste Puppe – damals in Neuseeland. Beinahe ebenso eindrucksvoll, wie Enyas natürliche Verschlagenheit, war die Ankunft in Sydney.

Cedric hatte Enya eine hübsche Zweizimmerwohnung gesucht, und das zu einer Zeit, wo man in Sydney die »Vielparteienwohnerei« in einem einzigen Haus als eine Art Höllenfluch betrachtete. Doch er hatte es geschafft, unter den Umständen eine beachtliche Leistung, fürwahr. In Central Bay, und zwar in einem dieser riesigen alten Herrenhäuser, das einmal »bessere« Zeiten gesehen hatte und jetzt in eine ganze Reihe von Wohnungen aufgeteilt worden war, befand sich Enyas kleines, aber beschauliches Domizil. Die Miete,

die Cedric aus dem Wirtschaftsfundus bezahlte, betrug – in englischer Währung gerechnet - fünf Pfund und zehn Schilling pro Woche, eine wahre Unverschämtheit, wenn man bedachte, dass das Bad ein so genanntes Gemeinschaftsbad war, das heißt, alle Mietparteien »hingen« daran. Dennoch war Cedric glücklich, unter den Umständen überhaupt eine Wohnung ergattert zu haben.

\*\*\*

Enya war mitsamt ihren Habseligkeiten von Valopo fortgezogen, was sie nicht ohne ein gewisses Bedauern getan hatte, und nun stand sie in ihrer kleinen Wohnung und wusste nicht wohin mit den vielen Sachen, die sie in die Koffer geschlichtet hatte. Der Grund; die Wohnung war klein, aber hervorragend und vor allem umfassend mit nahezu allem, was man für ein genügsames Leben benötigte, ausgestattet.

»Wie, um alles auf der Welt, hab' ich's nur geschafft, soviel Plunder anzuhäufen?« fragte sie, als sie in ihrer Wohnung inmitten von Koffern, Taschen und Kartons, Kleidern, Geschirr, Bettwäsche und Büchern stand. »Wie kommt denn das hier unter dein Bett?« sagte Cedric, der seiner blutjungen Geliebten half. Eine Schachtel in der Hand, kniete sie auf dem Fußboden.

»Ach, da sind die Reserveseifenlappen!« rief Enya erleichtert. »Na, Gott sei Dank! Ich dachte schon, Mrs. Miller kostbarer Pudel hätte sie gefressen. Der ist nämlich schon seit einer Woche nicht ganz in der Reihe, und ich weiß doch, dass er alles frisst, was nicht zuerst ihn frisst. Der hat vielleicht schon Sachen verkonsumiert! Also, ich werde ihn nicht gerade schmerzlich vermissen.« Enya bog den Kopf zurück und lachte über ihren eigenen Scherz, und Cedric ebenfalls.

»Oh, Enya! Weißt du, wie komisch du bist?« Sie warf die Schachtel auf den Berg, der sich bereits auf dem Bett türmte.

»Also dass ich mit Organisationstalent glänze, lässt sich nicht gerade behaupten. Ich meine, wo ich doch zu Ordnung und Sauberkeit erzogen worden bin« übte sie Selbstkritik.

»Das stand doch von vornherein fest, dass du ein hoffnungsloser Fall bist, Keltenprinzessin. Natürlich eben, und wild. Ich schätze, ich hätte mir in Valopo in Ruhe ansehen sollen, was du eingepackt hast, denn ich wusste, das bereits so gut wie alles vorhanden war. Beim nächsten Mal erfährt dein Reisegepäck eine Beschränkung, denn in Sydney gibt es beispielsweise genügend Seifenlappen – tonnenweise.«

»Ich glaube, ich werde sie am besten zu den Sachen tun, die ich Mrs. Devine nach Beendigung der Schule hinterlasse. Sie wird schon Verwen-

ding dafür haben.« Enya blickte zu dem Stapel schmutziger Teller am Ende des Tisches. Deutlich ließ sich erkennen, dass sich darauf inzwischen eine stattliche »Schimmelkultur« entwickelt hatte.

»Ach herrje! Hat die Person, die vor mir hier wohnte, eigentlich nie das Geschirr abgewaschen?« Cedric lachte, ohne sich verlegen zu zeigen, denn er konnte schließlich nichts dafür.

»Vielleicht war es ein Junggeselle, der das Geschirr nicht wusch, sondern rasierte?«

»Nun, dann wäre bei diesen Tellern hier wohl zunächst ein Haarschnitt zu empfehlen«, sagte Enya. »Hast du Lust, mir dabei zu helfen, das Geschirr zu spülen, bevor ich das Bett auf Vordermann bringe?«

»Wieso gehst du nicht hinunter zu Mrs. Devine, und bittest sie, sich das Ganze anzuseh'n? Vielleicht erlässt sie dir deshalb einen Teil der Miete und genau diesen Teil könntest du verwenden, um mich dafür zu entlohnen.«

»Böser Priester« sagte Enya, bevor sie ihn küsste und dabei zur Strafe seine Ohrläppchen mit den Fingern zwirbelte, bis sie knallrot waren.

»Das kann ich dir sagen, Pater. Ich hätte gute Lust, die alte Dame mit dem Gerümpel zu konfrontieren, wenn ich nicht wüsste, dass ich dafür sogar dankbar zu sein habe. Aber wehe, sie regt sich auf, wenn sie heute um Mitternacht immer

noch das liebliche Getrappel meiner Füßchen vernimmt.«

»Gib mir doch mal einen von den leeren Kartons, Enya. Ich werde das Geschirr, das du nicht benötigst, gleich hinunterschaffen, zur Hausmeisterin, dann bist du's los«, zeigte sich Cedric finzig. Was sie hier erwarten würde, hatte er gewusst. Dennoch hatte er Enya hierher begleitet, voll geheimer Freude, ihr helfen zu können, denn dazu fand sich sonst kaum je Gelegenheit. Irgendwie wurden sie beide mit Packen und Aufräumen fertig, und dann blieb sogar noch ein wenig Zeit für die Liebe, bevor Enya hundemüde zu Bett ging und in ihrem neuen Zuhause in einen tiefen erholsamen Schlaf fiel. Sie entkleideten sich, und nachdem er sich auf einen der zwei Sessel gesetzt und Enya mit breit gespreizten Beinen auf seinem steil aufgerichteten Pfahl Platz genommen hatte, ritt sie auf ihm so lange, bis er zu stöhnen begann, da er sich dem Höhepunkt näherte. Doch bevor es dazu kommen konnte, dass er sich in ihre Vagina entlud, packte er Enya fest an den Hüften, hob sie wie eine Puppe hoch, damit sein Penis aus der Möse flutschte, und am Ende spritzte er den ganzen Samen auf ihren Bauch, ihre Brüste, und in ihr Gesicht.

»War das nicht wunderschön, Pater?« fragte sie mit einem Leuchten in den Augen.

»Ja, Enya. Du hast recht. Es war wahrhaftig wunderschön, aber dennoch war es das letzte Mal, dass wir es auf diese Art gemacht haben. Allein die Tatsache, dass du von mir schwanger wärst, würde alles, wofür ich bisher gelebt habe, im Handumdrehen zunichtemachen.«

»Wäre das denn wirklich so schlimm?«

»Ja, Liebling. Ja. Das wäre es.«

Enya scheute sich nicht, ihre Enttäuschung zu demonstrieren.

»Willst du damit sagen, dir liegt deine Karriere in der Kirche immer noch mehr am Herzen, als ich? Oder damit andeuten, du bist nicht von dem Wunsch beseelt, mich, so oft du es möchtest, zu ficken? Ich, für meine Begriffe, würde ...«

Cedric legte ihr den Zeigefinger an die Lippen, während sie immer noch auf seinen nackten Oberschenkeln saß und sein Samen an ihrem Körper hinunterlief und auf dem Fußboden, neben dem Sessel große milchig-klare Tropfen bildete.

»Still, Enya. Bitte, Liebes. Lass uns die Sache überschlafen – jeder für sich. Und morgen Abend unterhalten wir uns noch mal in aller Ruhe darüber – bei Tee und Kuchen, den ich natürlich mitbringen werde. Einverstanden, Keltenprinzessin?«

»Meinetwegen, Pater«, zeigte sich Enya scheinbar einsichtig oder vielmehr verständnisvoll, ohne deswegen vor Freude aus dem Fenster springen zu wollen. Im Gegenteil. Die Freude über den ver-

sprochenen Kuchen und das nächste intime Stelldichein hielt sich in Grenzen, denn der Vorschlag, alles einmal mehr zu überschlafen, hatte einzig und allein bei ihm Begeisterung ausgelöst.

\*\*\*

Das Leben in Birdwell Gardens – wie es sich nannte – war weit faszinierender als die Ausbildung in der Landwirtschaftsschule, denn diese »Lehre« schien, mal abgesehen von den Praxisteilen in Form von Hilfsarbeiten, aus nichts anderem zu bestehen als aus einem Haufen Auswendiglernen, ganz gleich, ob nun Obstbau, Gemüsebau, Kräuteraanbau, oder Viehzucht auf dem Stundenplan stand. Enyas kleine Wohnung eingeschlossen, gab es in Birdwell Gardens sechs Wohnungen: Hinzu kam allerdings noch die Wohnung von Mrs. Devine, der Wirtin, die wochentags dank Cedric auch für Enya mitkochte und an ihrem Mittagstisch Essen bereitete obwohl Enya eine kleine Kochecke hatte. Mrs. Devine war eine fünfundsiebzehnjährige Australierin mit vorstehenden Augen sowie einer gewaltigen Verachtung für Ausländer jeder Art. Dennoch schien sie keineswegs darüber erhaben, auch Einheimische nach allen Regeln der Kunst auszunehmen, und ihre Haupt Sorge war es offenbar, genauestens über die Preise für Gas und elektrischen Strom informiert zu sein.

Was sie gottlob weniger kümmerte, war Enyas jungendliches Alter und die sporadischen Besuche von Cedric, der sich zur Sicherheit als Enyas großer Bruder ausgab. Damit er ein Alibi hatte, wenn er den Eindruck hatte, er käme zu oft zu ihr, besuchte er kurz davor irgendeine Kirche, wo er sich in einer stillen Ecke umzog, um wie ein »gewöhnlicher Besucher« zu wirken, und im Anschluss spazierte er mit tief in das Gesicht gezogenem Hut und dunkler Sonnenbrille bei einem Seitentor hinaus. Dass er aus Enyas behaglichem Kämmerchen nicht eher rauskam, bis er sich wieder wie ein richtiger Mann fühlte und Enya wie eine erwachsene Frau, verstand sich von selbst, und dass Enya stets den sanften, fordernden, und wiegenden Liebes-Rhythmus vorgab, bevor sie seinen strammen Liebespfahl regelrecht molk, ebenfalls. Obwohl Enya immer noch der festen Überzeugung war, Cedrics Samenflüssigkeit würde aufgrund der Erdanziehungskraft jegliche Gefahr, von Cedric allzu schnell ein Kind zu bekommen, mit großem Erfolg bannen, bestand Cedric vehement darauf, nur Analverkehr oder Oralverkehr zu treiben.

»Nein ... das muss nicht sein. Die Anziehungskraft der Erde ist wirklich unsere Verbündete« sagte sie, beinahe schon schmollend. Allerdings hatte Cedric sie mit Engelsgeduld darüber aufgeklärt, dass dem nur teilweise so war, und deshalb

begnügten sie sich ab der ersten Stunde in Sydney mit Anal und Oralverkehr.

»Warum darf ich deinen Penis nicht mehr in meine Möse stecken? Zuhause, auf Valopo, durfte ich es doch auch? Zugegeben; es war das erste Mal, aber ...«

Cedric, hochrot im Gesicht, wechselte schnell das Thema.

»Ähm ... Apropos Valopo. Enya, Liebling. Ich würde gerne auf deine Frage zurückkommen. Im Grunde war meine Einladung zum Essen bei mir alles andere als ein Vorwand – es geschah wirklich deinetwegen. Seit du auf Valopo am Abend zu mir gekommen bist und mich die halbe Nacht wie einen störrischen Junghengst zugeritten hast, bin ich innerlich nicht mehr zur Ruhe gekommen, und das weißt du ganz genau. Du bist ein sehr sportliches und intelligentes Mädchen, Enya Kelly.«

»Jedenfalls intelligent genug, um zu wissen, dass ich dich zum Mann haben wollte – und zwar auf den ersten Blick, damals, auf dem Bahnhof von Yelli.«

Schroff setzte er sich auf.

»Zum Mann?«

»Ja, zum Mann. Hätte ich dich nur als Geliebten haben wollen, so hätte ich das schon vor einem Jahr versucht – und bestimmt mit Erfolg. Denn ich kenne deinen Verstand und deine Psyche ziemlich gut, es wäre relativ einfach gewesen,

dich zu verführen. Aber ich wollte dich nicht als Geliebten, weil ich dich zum Mann haben wollte, und wusste, du wärst nicht bereit, den Gedanken an eine Frau, eine Ehefrau, samt Abkehr von der Kirche zu akzeptieren.«

»Hm«, machte er und schien dem Satz nachzuschmecken.

»Ich wüsste nicht, dass ich's jetzt wäre.«

Sie stand auf, zog ihn zu sich hoch.

»Wart's ab, Pater. Am Ende werde ich diejenige sein, die triumphiert. Wie wär's, wenn du ein bisschen übst, indem du mir ein gutes Frühstück machst? Bei mir zu Hause würde ich das tun, aber in deiner Küche bist du der Koch.«

»Ich will dir heute morgen gern ein Frühstück machen, aber dann – so etwas wie ein Engagement bis zu meinem Todestag – und meiner Karriere Lebewohl sagen?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, Enya. Ich glaube, der Gedanke schmeckt mir wirklich nicht.« Sie zeigte ein römisches Kaisergesicht. Die Drohung einer Palastrevolution war nichts, das sie schrecken konnte.

»Cedric«, sagte sie, »dies ist nichts, um damit zu spielen, und ich werde auch nicht damit spielen. Wir müssen wirklich nichts überstürzen. Du solltest inzwischen ja wissen, wie geduldig ich sein kann. Aber eines schlag dir aus dem Kopf – dass es zwischen uns eine andere Lösung geben kann als die Ehe. Ich denke nicht im Traum daran, für

den Rest meines Lebens die Rolle einer heimlichen Geliebten zu spielen. Entweder bin ich in absehbarer Zeit deine Frau – oder gar nichts.«

»Ich werde Gott und meine Karriere nicht aufgeben!« sagte er aggressiv.

»Ja, verdammt, wer hat das denn von dir von heute auf morgen verlangt? Werde endlich ein richtiger Mann, Cedric Stuart! Wer dich so hörte, könnte glatt meinen, dass ich dich zu lebenslänglich als Heimchen am Herde verurteilen will. Du kannst dich, meinetwegen auf Jahre hinaus, langsam und behutsam von der Kirche lösen, und auf Valopo kannst du soviel Personal einstellen, wie wir benötigen – das wird allein schon wegen unserer Sprösslinge vonnöten sein.«

»Allmächtiger!« sagte Cedric, der an Kinder bisher überhaupt noch nicht gedacht hatte. Sie lachte erneut.

»Ach, Liebster, dies nennt man ja wohl den Morgen danach, mit Katerstimmung oder so ähnlich. Ich bin ja auch, ganz schlicht gesagt, eine Idiotin, die Realitäten so schnell zur Sprache zu bringen. Nun ja, nachdenken musst du darüber so oder so, und ich möchte dich noch einmal daran erinnern, Schatz – wenn ich dich nicht zum Mann haben kann, dann will ich dich überhaupt nicht.« Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, klammerte sich beinahe an ihm fest. Cedric seufzte.

»Oh, Enya, Kleines. Mach's mir doch nicht so schwer!« rief er mit versöhnlichem und zugleich beschwichtigendem Unterton in der Stimme.

– KAPITEL FÜNFZEHN –

*Brianna Sinclair*

Über einen Mangel an oberflächlichen Freundinnen konnte Enya nicht klagen. Da waren die Mädchen und Mitschülerinnen von der Schule, die Mädchen vom einem Theater nebenan, und natürlich jene, die sie vom Wohnkomplex her kannte. Doch anzuvertrauen brauchte sie sich keiner von ihnen, dafür hatte sie Cedric. Allerdings schien es, dass sie anfangs gar keine Nöte kannte, die sie anderen hätte anvertrauen müssen. Und was bei ihr ganz allgemein besonders beeindruckte, war jene ungewöhnliche Selbstdisziplin, in der sie sich von Kind auf geübt zu haben schien. Wann, wie, wo, wer – so etwa lauteten die Fragen, die Enyas nähere Bekannten sich stellten.

Eines ihrer vorrangigen Ziele war, Belisamas Rat Folge zu leisten, der darin bestand, sich zumindest einer Freundin voll und ganz anzuvertrauen – sich sozusagen eine verschworene Verbündete zu suchen, die Enya mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte oder sollte, wenn es schien, als würde sich etwas in eine falsche Richtung entwickeln.

Brianna Sinclair hieß die um acht Jahre ältere Blondine, zu der sich Enya in besonderer Weise hingezogen fühlte, da sie ein hervorragendes Talent für die Schauspielerei besaß und allerhand zu erzählen wusste. Außerdem war sie die einzige, die nicht oberflächlich war. Sie wohnte nebenan, hatte riesige Möpse, einen großen strammen Hintern, war leider nicht immer zugegen, und stammte aus Queensland, das sich von der Gegend, in der Valopo lag, grundlegend unterschied. Jedenfalls hatte Brianna in ihrer Heimat jede Menge Verwandte, Bekannte und Freunde, und so war es kein Wunder, dass sie mehr Kontaktfreudigkeit an den Tag legte, als zur Überwindung von Enyas Schüchternheit vonnöten gewesen wäre. Ein anderer Wohnungsnachbar, der sich denn auch nicht im Mindesten scheute, seine Staatsangehörigkeit gehörig für sich auszubeuten, ließ nicht offen, was er von der wechselhaften und verschrobenen Art der Vermieterin, Mrs. Devine hielt.

»Warum soll ich der alten Schachtel nicht ab und zu ein bisschen Hilfestellung geben, wenn sie in Erinnerungen schwelgt«, sagte er zu Brianna. »Dadurch halte ich sie mir vom Hals. Ihr Mädchen durftet ja nicht mal im Winter einen elektrischen Heizapparat benutzen, aber mir gab sie einen im Sommer, und natürlich zu meiner freien Verfügung!«

»Schleimer!« sagte Brianna, doch sie sagte es völlig leidenschaftslos. Er hieß Thomas Springfield und war irgend so etwas wie ein Handelsreisender.

»Sie sind bei mir jederzeit zu einem Tee willkommen«, sagte er, und die so eigentümlich hellen Augen schienen ihn sehr zu faszinieren. Brianna akzeptierte die Einladung, als die eifersüchtige Mrs. Devine nicht in der Nähe war, und später gewöhnte sie sich daran, ihn von sich abzuwehren, wobei ihr all die körperliche Fitness, die sie hauptsächlich ihrem Aufwachsen inmitten von Zuckerrohrfeldern verdankte, denn doch sehr von Nutzen war.

»Gott-verdammt noch mal, Brianna!« keuchte Thomas und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht – Schweiß oder Tränen, wer wollte es wissen? »Gib doch endlich nach, Mädchen! Irgendwann verlierst du's ja doch! Wir sind nicht mehr im viktorianischen England, und niemand erwartet von dir, dass du dir's für die Ehe aufhebst.«

»Ich habe auch gar nicht die Absucht, mir's für die Ehe aufzuheben«, erwiderte sie. »Ich weiß nur noch nicht, wer die Ehre haben wird, das ist alles« spielte sie perfektes Theater, denn in Wahrheit führte sie ein Doppelleben als Schauspielerin und Edelprostituierte. Bri wollte nicht, dass sie ihre Bleibe verlor, bloß weil jemand aus der Nachbarschaft den Mund nicht halten konnte. Also ließ sie

Thomas auch weiterhin unberührt und dumm sterben.

»Du bist nicht einmal zum Herzeigen!« sagte er böse, denn die schützende Abfuhr hatte ihn tief gekränkt.

»Nein, das bin ich sicher nicht. Aber wenn du glaubst, mich mit Worten verletzen zu können, so irrst du dich. Es gibt eine Menge Männer, die einen wahren Freudentanz aufführen, wenn sie eine Jungfrau bekommen können.«

»Auch eine Menge Frauen. Achte nur auf die vordere Wohnung.«

»Oh, das tu' ich, das tu' ich«, sagte Brianna im Beisein von Enya, die er gottlob kaum wahrzunehmen schien.

Die beiden Frauen in der »vorderen Wohnung« waren Lesbierinnen, und die anfangs versteckten Winke, dem »Club« beizutreten, hatte Brianna zuerst gar nicht so recht begriffen. Als die Aufforderungen dann völlig unzweifelhaft wurden, zuckte sie nur mit den Achseln. Danke, nicht interessiert. Nach einer Weile wurde sie für diese Frauen so etwas wie ein Resonanzboden, eine neutrale Vertraute, ein ruhiger Hafen inmitten des Meers der Stürme: Sie holte Billie – gegen Kautions – aus dem Gefängnis, und brachte Bobbie – nach einem besonders bösen Streit mit Billie – ins Krankenhaus, damit ihr dort der Magen ausgepumpt werden konnte. Ansonsten weigerte sie sich, für die

eine oder für die andere Partei zu nehmen, ganz gleich, ob da nun eine Pat oder eine Al, eine Géorgie oder eine Ronnie am Horizont auftauchte. Nein, dachte Brianna, das war wirklich keine Gefühlswelt, in der es sich auf Dauer leben ließ. Es war ja schon mit Männern schlimm genug, aber die waren doch wenigstens in der ganzen Machart anders. Vor allem, nachdem man sie stundenlang in einem Kellerverlies mit einer Peitsche bearbeitet hatte.

Doch zurück zu dem Thema »Ehemann«. Wer würde wohl für Brianna »derjenige« sein, und wann würde es geschehen? Das fragte sich Enya, bevor sie Bri's geheimes Doppelleben entdeckte, im Stillen, denn während sie sich bei jeder Gelegenheit mit Cedric im Bett vergnügte, ließ Brianna sich scheinbar Zeit. Die Nummer Eins als jugendlicher Liebhaber in dem Theater, das ihre Existenz absicherte, war scheinbar ein Mann namens »Samuel Lemonde«, der allerdings inzwischen knapp seinen vierzigsten Geburtstag hinter sich hatte. Immerhin konnte er als zuverlässiger Schauspieler gelten, und da er, trotz seiner unzähligen Narben am Rücken, noch eine recht gute Figur sowie ein männlich-markantes, von blonden Locken umrahmtes Gesicht besaß, durfte er von vornherein mit dem Beifall des Publikums – vor allem natürlich des weiblichen – rechnen. Brianna fiel ihm, laut Briannas scheinheiliger Schilderung,

einige Zeit überhaupt nicht auf. Sie verhielt sich (laut Briannas eigene Worten) sehr unauffällig und tat genau, was man ihr sagte. Sie verschmolz gleichsam mit dem Hintergrund. Doch als dann, bevor Enya auf der Bildfläche erschien, ihre Sommersprossenbehandlung beendet war, begann sie, sich immer deutlicher von eben diesem Hintergrund abzuheben. Ohne die Sommersprossen und mit Make-up – vor allem um die Augenbrauen und die Wimpern ein bisschen dunkler zu tönen – war sie ein recht attraktives Mädchen, auch wenn sie es an Schönheit mit einigen ihrer Kolleginnen nicht aufnehmen konnte. Figürlich wirkte sie mehr als passabel, ohne in irgendeiner Weise spektakulär zu sein. Sie war eher ein wenig zu dick. Was ins Auge fiel, wenn überhaupt, konnte zunächst eigentlich nur ihr Haar sein, Haar von lebhaftestem Blond. Stand sie auf der Bühne, so war jedoch alles plötzlich ganz anders. Da verstand sie es, dem Publikum zu suggerieren, sie sei so schön wie die schöne Helena – oder hässlich wie eine Hexe. Samuel Lemonde fiel sie zum ersten Mal auf, als sie während des Schauspielunterrichts eine Passage aus Joseph Conrads »Lord Jim« vorzutragen hatte und dabei verschiedene Akzente »bringen« musste. Sie war außergewöhnlich gut, und plötzlich begriff er, weshalb Albert Jones sich so ausnehmend viel Mühe mit ihr gab: Gar kein Zweifel, dass sie auch über ein großes

mimisches Talent verfügte. Doch darüber hinaus verstand sie es, jedem Wort, das sie sprach, Gewicht zu verleihen – nicht zuletzt ihres Timbres wegen, das so dunkel und irgendwie rauchig klang, eine wunderbare »Beigabe« für jede Schauspielerin. Nun: als Samuel Lemonde sie bei nächster Gelegenheit in einem Cafe sitzen sah, in der einen Hand eine Tasse Tee, in der anderen ein Buch, nahm er neben ihr Platz, obwohl Enya gegenüber saß.

»Was lesen Sie da?« Sie blickte auf, lächelte.

»Proust.«

»Finden Sie ihn nicht ziemlich langweilig?«

»Proust und langweilig? Das ist er bestimmt für niemanden, der etwas für Klatsch übrig hat. Genau das ist er nämlich. Eine schreckliche alte Klatschtante.« Er hatte anscheinend das etwas unbehagliche Gefühl, dass sie sich da ein wenig als intellektuelle »Gönnerin« aufspielte. Aber er verzieh ihr. Das musste man ihrer großen Jugend zugute halten.

»Ich habe gehört, wie Sie den Conrad gebracht haben. Ganz hervorragend.«

»Danke.«

»Vielleicht könnten wir, wie früher, irgendwann wieder einmal miteinander Kaffee trinken und über Ihre Pläne sprechen?«

»Wenn Sie meinen. Ich schreibe Ihnen den Namen eines kleinen Lokals auf, wo wir uns treffen könnten und ebenso die Zeit«, sagte sie.

Sie schrieb etwas auf ein rotes Stück Papier, das sich in ihrer Tasche befunden hatte, überreichte es ihm, und danach vertiefte sie sich wieder in den Proust und zugleich in Enyas Gesellschaft. Er war scheinbar froh, dass er sie nur zum Kaffee eingeladen hatte und nicht auch gleich zum Dinner, denn seine Frau hielt ihn, laut Brianna, mit dem Taschengeld ziemlich knapp.

Enya rümpfte nebenan über seine Anmache ein wenig die Nase, ohne zu wissen, wie entscheidend sich sein Verhältnis zu Brianna in nicht allzu ferner Zukunft auch auf ihr Leben auswirkte. Der Text, den sie hastig für ihn auf das rote Stück Papier gekritzelt hatte, lautete:

»Morgen Abend, um acht, holen Leola und ich dich bei der üblichen Stelle ab. Bring zwei goldene Uhren mit und wehe, du bist nicht pünktlich.«

\*\*\*

Wie zufällig fiel Cedrics Blick auf seine Armbanduhr. Er stand sofort auf.

»Ich muss jetzt gehen, Enya.«

»Ach, du und deine gierige und vereinnahmende Kirche! Wann verliert sich das endlich bei dir?«

»Niemals, hoffe ich.«

»Wann sehen wir uns wieder?«

»Nun, heute haben wir Freitag, also Montag natürlich. Um elf Uhr, hier in deinem gemütlichen Zimmer. Und danach schlendern wir, ohne Händchen zu halten, durch den verwilderten Park, den du so liebst. Mit viel Glück sehen wir uns vielleicht schon früher - morgen Abend – aber relativ spät. Eigentlich ist das sogar sicher, aber ich wollte dich, um ehrlich zu sein, überraschen.«

»Und was ist mit deiner Reise nach Griechenland?«

»Die steht, laut Francesco, fest. Das bedeutet, du kannst dich bis zu meiner Rückkehr umso besser in dein Studium vertiefen, aber zum Trost für meine Abwesenheit bringe ich dir morgen etwas mit, worüber du dich freuen wirst. Damit meine ich ein interessantes Buch über das Verhältnis zwischen der römisch katholischen Kirche und diversen Naturreligionen.«

»Ist gut, Cedric. Wie schön. Sei auch in Griechenland das Paradebeispiel eines heimlichen Geliebten, und denk vor allem an mich und weniger an Gott.« Er hatte sich bereits zum Gehen gewandt. Jetzt drehte er sich in den Schultern zurück und lächelte Enya zu.

»Hab' ich denn je etwas anderes getan?« Sie erwiderte sein Lächeln.

»Gott bewahre, nein. Eigentlich bist du zu gut, um wahr zu sein. Ich bin es, die immer Unruhe in unsere Beziehung bringt. Bis morgen also.«

»Ja ... bis morgen, und studiere und lerne fleißig, damit sich deine Mutter irgendwann mit ruhigem Gewissen im feudalen Ohrensessel deiner Tante zurücklehnen kann.« Sie küssen sich intensiv, wobei sich Enya auf die Zehenspitzen stellte, und danach hieß es wieder mindestens einen Tag Abschied nehmen, sofern Cedric keinen weiteren gefährvollen Überraschungsbesuch einflocht.

Die beiden Türflügel, die in die am nächsten gelegene Kathedrale (Cedrics Alibi) führten, waren innen mit rotem Leder gepolstert. Cedric drückte einen auf und schlüpfte hinein. Nach Möglichkeit kam Enyas geheimer Liebhaber immer eine kleine Weile nach Beginn des Gottesdienstes, denn für ein trautes Beisammensein mit Enya nahm er sogar in Kauf, wenn die Menge ringsum ihn mit ihrem Husten und Rascheln, Flüstern und Murmeln im Gebet störte. Richtig wohl fühlte er sich allerdings erst, nachdem er Gott um Verzeihung für sein sündhaftes neues Leben gebeten hatte. Vorn am Hochaltar war jemand damit beschäftigt, die Kerzen anzuzünden. Ein Diakon, wie Cedric sofort sah. Cedric tauchte die Hand ins Weihwasserbecken, machte das Zeichen des Kreuzes. Wenig später kniete er in einer Sitzreihe, die Stirn auf die gefalteten Hände gestützt. Er betete nicht und

betete doch. Enyas Liebe und die seinige, die er wegen ihr von der Liebe zu Gott abzweigte, bereiteten ihm zusehends Sorge und Bekümmernung. Niemals dachte er in solchen Augenblicken an bestimmte Worte und Wendungen, als vielmehr an das Wunder der Liebe an sich. Es war, als ob er mit seinem ganzen Wesen einschwölze in die unverwechselbare Atmosphäre hier, in jenes Besondere, das gleichzeitig von körperloser Geistigkeit wie von fast beklemmender Dichte war. Manchmal fühlte er sich geradezu in etwas verwandelt, in so etwas Ähnliches wie das Ewige Licht, jene kleine Lampe aus rötlichem Glas, die vor dem Tabernakel brannte. Immer und immer wieder flackerte sie, als wäre sie gerade am Verlöschen. Doch nie verlöschte sie tatsächlich. Wovon Cedric stets durchdrungen wurde, wenn er sich in einer Kirche befand, das waren: Stille, Gestaltlosigkeit, Vergessen seiner menschlichen Identität. Nirgends sonst fühlte er sich so im Frieden mit sich selbst, fern von allem Schmerz, am richtigen Ort. Oben bei der Orgel ertönte das Scharren vieler Füße. Der Knabenchor der Saint Mary Cathedral nahm Aufstellung, und der Organist ließ sein Instrument kurz probeweise erklingen. Offenbar sollte bis zum Beginn des nächsten Gottesdienstes noch ein wenig geübt werden. Es handelte sich nur um eine Votivmesse, aber Cedric war in erster Linie hierher gekommen, weil er sich ein glaubhaftes Alibi

verschaffen musste. Wieder hörte man einige Orgelklänge, und dann brauste mit der ganzen Fülle, über die von allen Instrumenten nur dieses Instrument verfügt, die Weise auf und klang dann gedämpfter, jetzt nur noch Begleitung für die wie überirdischen Knabenstimmen, die schwerelos emporstiegen zum Gewölbe und den ganzen Raum füllten mit ihrer unendlichen Süße und Reinheit und Unschuld. Unwillkürlich schlossen die wenigen Menschen, die sich jetzt in dem riesigen Gotteshaus befanden, die Augen, und man hätte meinen können, dass viele von ihnen dem nachtrauerten, was für sie für immer verloren war. »Panis angelicus Fit panis hominum, Dat panis coelicus Figuris terminum. O res mirabilis, Manducat Dominus, Pauper, pauper, Servus et humilis ...« Brot der Engel, himmlisches Brot, o Ding der Wunder. Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr; Herr, höre meine Stimme! Neige dein Ohr meinem Flehen, o Herr, wende dich nicht ab. Denn du bist mein Herr, mein Gebieter, mein Gott, und ich bin dein demütiger Diener. In deinen Augen zählt nur, wenn man Gutes tut. Ob deine Diener schön sind oder hässlich, es kümmert dich nicht. Du schaust nur auf das Herz. In dir wird alles heil, in dir fühle ich Frieden. Herr, es ist einsam. Ich bete darum, dass er bald zu Ende sein möge, der Schmerz des Lebens. Niemand versteht, dass ich, der ich mit so vielen Vorzügen ausgestattet zu sein

scheine, im und am Leben soviel Schmerz empfinde. Du jedoch verstehst, und es ist dein Trost, der mich stützt. Was immer du von mir verlangst, o Herr, ich werde es tun, denn ich liebe dich. Und wenn ich einen Wunsch an dich richten darf, so ist es dieser: dass ich in dir für immer völliges Vergessen finden möge ...

\*\*\*

Erzbischof Savaria De Rosa zog es vor, in einem Hotel zu wohnen statt in einem Palast der griechisch-orthodoxen Kirche, wie man es ihm angeboten hatte. Seine Mission war äußerst delikater Natur und zweifellos von einigem Gewicht. Es gab Dinge, die längst reif schienen für eine Erörterung zwischen den beiden Kirchen. Immerhin brachte der Vatikan sowohl der russischen als auch der griechischen Orthodoxie ein Maß von Zuneigung entgegen, wie er es für den Protestantismus wohl nie würde aufbringen können. Allerdings gab es da auch einen entscheidenden Unterschied: Die Orthodoxen waren Schismatiker und nicht schlechthin Ketzer; die Linie ihrer Bischöfe ließ sich, genauso wie die Roms, direkt und ununterbrochen bis zum heiligen Petrus zurückführen. Der Erzbischof wusste, dass ihm diese Mission übertragen worden war, um ihn auf seine diplomatischen Fähigkeiten hin zu prüfen: ein mögliches

Sprungbrett für größere Aufgaben in Rom selbst. Wieder einmal war ihm seine Sprachbegabung entscheidend zu Hilfe gekommen, denn letztlich hatte wohl die Tatsache den Ausschlag gegeben, dass er das Griechische so ausgezeichnet beherrschte. Für diese Mission war er eigens vom fernen Australien nach Griechenland geschickt worden, und natürlich hatte es von Anfang an keinen Zweifel daran geben können, dass er Cedric Stuart auf die Reise mitnehmen werde. In kürzester Zeit war dieser wirklich erstaunliche Mann für ihn zur unentbehrlichen Stütze geworden. Ein Mazarin, wahrhaft ein Mazarin! Da Seine Exzellenz den Kardinal Mazarin weit mehr bewunderte als den Kardinal Richelieu, bedeutete der Vergleich in der Tat hohes Lob. Cedric war genau so, wie die Kirche das bei ihren höheren Würdenträgern liebte. In theologischer wie ethischer Hinsicht konservativ, verfügte er über einen wendigen und fein differenzierenden Verstand und besaß genügend Selbstbeherrschung, um sich von seinen persönlichen Gefühlen nichts anmerken zu lassen. Er wusste genau, wie er sich zu verhalten hatte, um bei Anderen Anklang zu finden, gleichgültig, ob er seine Gesprächspartner mochte oder nicht, mit ihnen übereinstimmte oder ihre Meinung nicht teilte. Ein Kriecher oder Speichellecker war er dennoch nicht. Er war ein Diplomat. Ließ man es sich angelegen sein, ihn immer wieder der Auf-

merksamkeit jener in der höheren Vatikan-Hierarchie zu empfehlen, so konnte es an seinem weiteren Aufstieg gar keinen Zweifel geben – was Seiner Exzellenz, dem Erzbischof Savaria De Rosa nur Genugtuung bereiten konnte, denn er wollte den Kontakt zu Cedric Stuart auf keinen Fall verlieren. Es war sehr heiß, doch nach der feuchten Luft in Sydney empfand Pater Cedric die trockene Luft von Athen als recht angenehm. Mit raschen Schritten – wie gewöhnlich trug er unter der Soutane Reithosen und Stiefel – stieg er die hohen Stufen zur Akropolis hinauf. In erstaunlich kurzer Zeit war er oben. Am Erechtheion vorbei gelangte er über den mit Geröll übersäten Boden zum Parthenon und stand dann an der Brüstungsmauer dahinter. Während der Wind in seinen schwarzen Haaren spielte, die an den Schläfen nun etwas angegraut waren, blickte er zum Hafen von Piräus und zum Ägäischen Meer mit seinem betäubenden Blau hinunter. Fast direkt unter ihm lag Plaka, der malerischste Bezirk der Stadt, und auf der einen Seite des steil abfallenden Hanges befand sich eine Art Amphitheater, ähnlich dem so berühmten von Epidauros. In einiger Entfernung sah er römische Säulen, venezianische Burgen, Kreuzfahrerfestungen – doch nirgendwo auch nur die geringste Spur aus der Türkenzeit. Was für ein erstaunliches Volk, diese Griechen. Nach der Befreiung von einem fast siebenhundert Jahre dauernden

Joch hatten sie keine einzige Moschee, kein Minarett ihrer Unterdrücker stehen lassen. Ein so uraltes Volk mit so reichem kulturellem Erbe! Als Perikles für den Wiederaufbau der Akropolis sorgte, waren die Römer kaum mehr als Dörfler gewesen und Stuarts normannische Vorfahren in Felle gekleidete Barbaren.

Hier, viele tausend Kilometer von Australien entfernt, musste er an Enya denken, die allein in ihrer kleinen Wohnung auf ihn wartete. Es fiel ihm schwer, seine Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Wie konnte er ihr wegen ihres Verhaltens Vorwürfe machen? Er verstand sehr gut, weshalb sie sich vorerst gewünscht hatte, dass er als geheimer Liebhaber Teil ihres neuen Lebens blieb. Aber irgendwie war kaum anzunehmen, dass sie auf Dauer bei ihm bleiben würde, obwohl er sich um sie kümmerte, sich bis zum Ende ihrer Ausbildung um sie kümmern musste. Doch wenn er es recht bedachte, so befasste sie sich wohl immer noch mit Heiratsgedanken, würde wohl auch immer wieder darauf zurückkommen, ihn um Abkehr von der Kirche anzuflehen. Colin hatte davon gesprochen, dass sie Geld sparte, um sich später in Western Queensland eine Station zu kaufen. Er sagte auch, sie hätte, bevor er sie von Valopo wegholte, ein paar Tanzveranstaltungen besucht. Das war eine Neuigkeit gewesen, die er immerhin interessant fand, die ihn sogar freute. Ging es Enya im

Grunde gleich wie ihm? Wusste sie im Grunde ebenfalls nicht, wofür sie sich entscheiden sollte? Sie wollte – für ihn jedenfalls – das liebenswerte Mädchen sein und bleiben, das ihn am Bahnhof, in Yelli, vollkommen in den Bann gezogen hatte. Bist du wenigstens glücklich, Enya? War und bin ich dir gut genug? War und bin ich *zu* dir gut genug? Liebst du mich wirklich so sehr, dass du dich mir unbedingt auch auf diese Weise zuwenden musstest? Was hat dir an mir besser gefallen als am Sohn der O'Mallys oder an Sullivan MacNamara? Ist es vielleicht das, dass du es verabsäumt hast, Vergleiche anzustellen? Warum quälst du mich immer noch so, Jennyfer Ryan? Warum quälst du Enya so? Um es uns beiden heimzuzahlen? Und was ist mit einer Familie, Enya? Was ist mit dir, dass du es vorziehst, brav und züchtig in deiner kleinen Wohnung auf mich zu warten, anstatt mit Freundinnen oder einem Freund auszugehen? Warum hoffst du immer noch, aus mir einen Familienvater machen zu können, obwohl ich mich mit Händen und Füßen dagegen sträube? Warum bist du nur auf Valopo in mein Zimmer geschlichen? Oh, Enya, warum musstest du das tun? Warum?

Er ging zurück, stieg die Stufen der Akropolis wieder hinab. Sein Weg führte ihn durch die geschäftigen Straßen der Stadt. Bei der Evripidou-Straße verhielt er kurz. Hier war emsiges Volk,

Händler wie Käufer, am Werk. Er sah riesige Körbe voll Kalamari und anderem Fischzeug, die in der Sonne durchdringende Gerüche verströmten. Gemüse und zierliche Pantöffelchen lagen Seite an Seite. Die Frauen amüsierten ihn. Völlig unge- niert klang ihr Gegurre, das ihm galt. Für sie war es durchaus nicht undenkbar, ihrer Bewunderung für einen Mann – in diesem Fall für ihn – offen Ausdruck zu geben. Hätte das einen sinnlichen Anstrich gehabt – ein besserer Ausdruck wollte ihm dafür nicht einfallen –, so wäre er zweifellos höchst peinlich berührt gewesen. Doch er nahm die bewundernden Ausrufe als das, was sie waren: unumwundene Lobpreisung körperlicher Schönheit. Das Hotel befand sich am Omonia-Platz: sehr luxuriös und sehr teuer. Erzbischof Savaria De Rosa saß in der Nähe seiner Balkonfenster, schien in stille Betrachtung versunken.

Als Cedric Stuart eintrat, wandte er ihm lächelnd sein Gesicht zu.

»Zur rechten Zeit, Cedric. Ich möchte gern be- ten.«

»Ich nahm an, es sei soweit alles geregelt. Sind unversehens Komplikationen aufgetaucht, Euer Exzellenz?«

»Nichts dergleichen. Ich habe heute einen Brief von Kardinal Gonzaga erhalten, in dem er mir die guten Wünsche des Heiligen Vaters übermittelt.« Pater Cedric Stuart spürte, wie sich seine Schul-

termuskeln unwillkürlich spannten. In der Schläfengegend fühlte er ein eigentümliches Prickeln.

»Erzählen Sie.«

»Sobald die Gespräche abgeschlossen sind – und sie sind abgeschlossen –, soll ich nach Rom reisen, wo man mich zum Kardinal machen wird. Und dort werde ich auch bleiben, um – direkt unter Seiner Heiligkeit – meine Arbeit fortzuführen.«

»Und – ich?«

»Sie werden Bischof werden und meine Nachfolge als Apostolischer Legat anzutreten.« Das Prickeln in der Schläfengegend wurde zum glutheißen Stechen. In Cedrics Kopf wirbelte es wild. Ihm, dem Nicht-Italiener, wurde die Ehre zuteil, Apostolischer Legat zu werden! Das hatte es ja, zumindest in Australien, wohl noch nicht gegeben. Jennyfer Ryan hatte Recht behalten. Was für eine Ausgangsposition, um eines Tages vielleicht Kardinal Stuart zu sein!

»Natürlich werden Sie erst Einweisung in Ihr neues Amt erhalten, und zwar in Rom, für etwa ein halbes Jahr. In dieser Zeit werde auch ich für Sie da sein, um Sie mit jenen bekannt zu machen, die meine Freunde sind. Solche Verbindungen dürften sich als vorteilhaft erweisen, denn eines Tages, Cedric, werde ich Sie nach Rom holen, damit Sie mir bei meiner Arbeit im Vatikan helfen.«

»Euer Exzellenz – ich kann Ihnen gar nicht genug danken! Dass ich diese große Chance erhalte, dafür haben doch Sie gesorgt, oder?«

»Nun, Cedric, möge es der Herr geben, dass ich intelligent genug bin und bleibe, um zu erkennen, wann man einen Mann nicht länger im Verborgenen lassen darf. Mit Ihnen hat die Kirche einen Glücksgriff gemacht. Ihre einzige Achillesferse ist gewissermaßen Ihre blendende Erscheinung. Das hat Sie, wie sogar Blinde zu erkennen vermögen, zur Zielscheibe, vielleicht sogar zum Opfer vieler Sehnsüchte gemacht. Doch unter Gesellschaft, egal welchen Geschlechts, zeigen Sie keinerlei Erregung. Was immer Sie brennen lässt; es ist anscheinend nicht das Fleisch. Das habe ich ja nun, aufgrund der diversen Veranstaltungen, zu denen ich Sie schleppte, in Erfahrung gebracht.«

»Ich bin überrascht, Eminenz.«

»Geschockt, wollten Sie sagen. Von meinen Methoden. Wie dem auch sei. Ich vermute nunmehr, Ihre einzige Schwäche liegt in Ihrem Ehrgeiz.«

»Wenn Ehrgeiz ein Makel ist, will ich versuchen, ihn abzutun.«

»Ich kann Ihnen sagen; es wird nicht einfach sein. Es ist eine Schwäche, der auch ich erlag. Aber wie alle sich selbst erhaltenden und erneuernden Institutionen, hat auch die Kirche Platz für ehrgeizige Menschen. Sie besitzen all das, was auch die Kirche zu schätzen weiß bei all ihren An-

wärtern auf hohe Würde. Sie sind konservativ, gewandt, haben ein feines Gespür, Sie verstehen es, niemals erkennen zu lassen, was hinter Ihrer Stirn vorgeht, und Sie haben die außergewöhnliche Gabe, zu wissen, wie man gefällt. Sie wissen sogar denen zu gefallen, die Ihnen nicht gut gesonnen sind.«

»Sie schildern mich ja als wahren Machiavelli, Eminenz, nur er war Italiener.«

»Mein lieber Cedric. Sie sind köstlich. Ich male mir schon aus, wie Sie wirken werden auf unsere Brüder in Rom. Die schöne geschmeidige Katze zwischen plumpen verschreckten Tauben. In Bälde, ehrgeiziger Cedric, in Bälde. Diese Konferenz neigt sich dem Ende zu, und dann werden wir seh'n, welches Schicksal der hochwürdige Papst für uns beide noch bereithält. Und jetzt wollen wir niederknien und beten. Gott ist sehr gut!«

Cedrics Rosenkranz und sein Messbuch lagen in der Nähe auf einem Tisch, dicht nebeneinander. Seine zitternde Hand griff nach dem Rosenkranz, stieß dabei das Messbuch von der Tischplatte. Es fiel auf den Fußboden, öffnete sich in der Mitte. Der Erzbischof, der unmittelbar neben dieser Stelle saß, beugte sich vor, um es aufzuheben. Neugierig betrachtete er das braune, hauchdünne Gebilde, das einmal eine Rose gewesen war.

»Wie wunderschön und wie ungewöhnlich! Noch immer ein schwacher Duft. Warum bewahren Sie

dies hier auf? Ist es eine Erinnerung an Ihr Zuhause, an Ihre Mutter? Ich habe viele Jahre eine Rose aufbewahrt - von meiner Mutter.« Die Augen, die so tief zu forschen und so nachdrücklich zu ergründen verstanden, blickten Cedric Stuart aufmerksam an, und ihm blieb keine Zeit, seine Gefühle zu tarnen, seine innere Anspannung zu bemänteln.

»Nein.« Für ein oder zwei Sekunden glich sein Gesicht einer Grimasse. »Nein; ich möchte keine zusätzliche Erinnerung an meine Mutter.«

»Aber es muss doch große Bedeutung für Sie haben, sonst würden Sie es wohl kaum so liebevoll in diesem Buch aufbewahren, das Ihnen so teuer ist. Wovon spricht es zu Ihnen?«

»Von einer Liebe, die so rein ist wie meine Liebe zu Gott, Francesco. Es tut dem Buch nichts als Ehre. Es war mein Opfer« lautete Cedrics letzter gelogener Satz. Gelogen, sofern man annahm, das er so gemeint war, wie er es ausgedrückt hatte,

»Das habe ich mir bereits gedacht, Cedric. Schließlich kenne ich Sie ja. Aber gefährdet diese Liebe nicht Ihre Liebe zur Kirche?«

»Nein. Der Kirche wegen habe ich sie verlassen, habe auf sie verzichtet, für immer« log Cedric erneut, was seinem Gewissen schwer zusetzte.

»Jetzt endlich verstehe ich die Traurigkeit! Aber, mein lieber Cedric, es ist nicht so schlimm, wie Sie glauben, wirklich nicht. Sie werden in Ihrem

Leben noch für viele Menschen Gutes wirken, und Sie werden von vielen Menschen geliebt werden. Und auch ihm, dem verschmähten Geschöpf, von dem dieses zarte, zerbrechliche Andenken stammt, und mit dem man nicht minder behutsam umgeh'n muss, wird es nie fehlen an der Liebe. Weil Sie, Cedric, zusammen mit der Rose auch die Liebe bewahrt haben und bewahren werden.«

»Ich glaube nicht, dass sie das auch nur im mindesten versteht.«

»O doch. Wenn Sie sie so sehr geliebt haben, dann ist sie gewiss auch Frau genug, um zu verstehen. Sonst hätten Sie sie schon längst vergessen, und dieses so brüchige Gebilde – es wäre seit langem nicht mehr.«

»Es hat Zeiten gegeben, wo mich nur stundenlanges Knien auf hartem Boden davor bewahrte, alles im Stich zu lassen, um zu ihr zu gehen.« Der Erzbischof löste sich aus seinem Sessel und kniete nieder neben dem Mann, der sein Freund war: neben diesem schönen Mann, den er liebte wie nur wenige außer seinem Gott und seiner Kirche, beides für ihn untrennbar, unteilbar.

Dass Cedric Stuart in schauspielerischer Hinsicht locker mit Enyas Freundin in Konkurrenz treten konnte, war ebenfalls so gut wie amtlich.

»Sie werden hier nichts im Stich lassen, Cedric, und das wissen Sie auch. Sie gehören zur Kirche. Sie haben immer zu ihr gehört und werden immer

zu ihr gehören. Denn Sie sind wirklich berufen. Jetzt werden wir beten, und ich will die Rose für den Rest meines Lebens in meine Gebete einbeziehen. Gott der Herr schickt uns viel Kummer und viele Schmerzen auf unserem Weg zum ewigen Leben. Wir müssen lernen, das zu ertragen, Sie wie auch ich.«

\*\*\*

Enya stürzte bald in eine Krise. Valopo und ihre Familie fehlten ihr mehr denn je, doch Cedric fiel nichts besseres ein, als sie nach seiner Rückkehr von Griechenland auf halbherzige Weise zu trösten. Noch nie war sich Enya deshalb so bewusst gewesen, dass es Männer gab, in deren Dasein Frauen etwas völlig Überflüssiges zu sein schienen – außer als dienende Nonnen.

Der Trick mit dem Schäferstündchen klappte, aus Cedrics Sicht, gut wie immer - trotz ausschließlichem Anal und Oralverkehr, doch die Wurzel des Grundproblems hatte er damit keineswegs entfernt. Enya dämmerte es langsam, dass er sich schlichtweg vor einer bestimmten Form der Verantwortung drückte. Sie fühlte sich daher zunehmend wie eine Liebespuppe, die man nach Belieben benutzte und wieder in einem Schrank verstaute.

»Ich muss geh'n«, sagte er einmal mehr nach der Liebesnacht, während er bereits begann, sich anzuziehen. Diesmal hatte er versucht, sich besonders liebevoll um sie zu kümmern, denn die vorübergehende Trennung von ihm und die Trennung von Valopo machten ihr sichtlich zu schaffen.

»Ja. Das hab' ich mir schon gedacht. Komisch, dass du immer in großen Lebenskrisen auftauchst, und dann wieder verschwindest wie der Heilige Geist! Oh, Cedric. Warum muss die Kirche dich ganz haben? Selbst das, was sie gar nicht will – den Mann?«

»Du kennst doch meine Antwort darauf, meine Enya. Es ist ein notwendiges Opfer. Ich kann Gott für dich nicht aufgeben.«

»Ach ... notwendig. Hör doch auf, Cedric. Zugegeben; ich bin zwar erst fünfzehn, aber ich bin dennoch kein Kind mehr. Und ich bin nicht deine Enya. Das war ich nie. All die Jahre, die ... die ich dich seit der Ankunft in Yelli liebte und die ich gehofft habe. Ich hab' dich so begehrt, und du hast mich bis vor wenigen Wochen zurückgewiesen. Darum hab' ich in den letzten Monaten versucht, dich als jemand anderen zu seh'n, aber das klappte nicht. Du denkst, du bist kein gewöhnlicher Mann. Du bist wie ein Falter, der sich wie unsinnig in eine Flamme stürzt und verbrennt. Ja ... so ist es. Während überall in der kühlen Nacht Leben ist, und Liebe. Verstehst du mich? Siehst du es

denn nicht? Willst du es denn nicht? Nein ... Du willst die Flamme, die dich verbrennt. Du willst dich nicht ändern.«

»Ich weiß, wie weh ich dir in den vergangenen drei oder vier Jahren getan habe, aber ich liebe dich.«

»Ja ... du liebst mich, aber Gott mehr als mich. Aber am allermeisten liebst du dich selbst. Dich selbst und deinen unglaublichen Ehrgeiz.«

»Enya. Ich weiß; es ist sehr schwer für dich. Ich weiß es, aber du darfst deswegen nicht ungerecht werden. Du warst, du bist, und du bleibst meine Rose. Das schönste Bild eines Menschen, der schönste Gedanke ...« Sie sprang ungestüm aus dem Bett und gebärdete sich wie eine sitzen gelassene Braut.

»Ach ... ein Bild ... ein Gedanke ... das ist alles, was ich für dich bin, du träumerischer romantischer Narr! Du hast doch gar keine Ahnung, was Liebe wirklich ist. Ach! Geh' doch ... geh doch weg! Ich kann deinen Anblick einfach nicht mehr ertragen!« Eines hast du vergessen bei deinem Bild von der Rose; sie hat spitze stechende Dornen!« fauchte sie, wobei sie mit den Händen die mit Krallen bewehrten Pranken einer Raubkatze imitierte.

Er drehte sich widerwillig auf dem Absatz und ging ein paar Schritte Richtung Tür. Doch dann

kam er zurück und wollte sie in seine Arme schließen.

»Nein! Hol dich der Teufel! Nicht noch einmal!«

»Enya!«

Sie hielt inne.

»Du Scheusal! Solange du bei mir bist, gehörst du mir!« sagte sie in ihrer Erregung viel zu laut.

Dann fielen sie sich in die Arme, küssten sich, und nachdem er sie zurück zum Bett getragen hatte, liebten sie sich in sich wiederholender Weise, aber mit gesteigerter Leidenschaft.

Er griff nach ihrer Hand, und sie erwachte aus dem kurzen Erschöpfungsschlaf, wie aus einem Traum, und sah nun so unvermittelt das geliebte Gesicht in allernächster Nähe. Die dichten schwarzen Haare, die feinen Züge, und seine blauen Augen, deren Blick so liebevoll und so sehnsüchtig in ihren Blick tauchte. Wie hatte sie je auch nur für eine Sekunde Cody als Ersatz für ihn gelten lassen können. Es gab niemanden, der so war wie Cedric, und es würde auch nie jemanden geben – nicht für sie. Cedric war so voll Glanz wie die Sonne.

Nachdem ihre Erschöpfung ein wenig abgeklungen war, sprach Enya mit ihm zum x-ten Male über Cedrics Liebe zu ihr und Cedrics Liebe zu Gott.

»Hat es dir gefallen, Pater?«

»Ja. Sogar sehr. Darum frage ich dich. Bist du es wirklich, Keltenmädchen?«

»Ja. Ich bin dieselbe alte Enya, nur nackter.«

»Vielleicht.«

»Doch, doch, Pater. Aber du hast dich geändert.«

»In welcher Beziehung?«

»Nun, es scheint, dass der Sockel sozusagen bei jedem Windhauch schwankt und der Blick von oben, aus der Vogel- oder Himmelperspektive, nur Enttäuschungen bringt.«

»Gut gesagt.« Er lachte lautlos. »Und wenn ich daran denke, dass ich einmal gesagt habe, in gewisser Weise seist du überhaupt nicht außergewöhnlich! Ich nehme das hiermit zurück. Du bist die eine Frau, Enya. Die eine!«

»Was ist geschehen?«

»Ich weiß es nicht. Habe ich vielleicht entdeckt, dass selbst Kirchenidole tönerner Füße haben? Habe ich mich für ein Linsengericht verkauft? Greife ich ins Leere, ins Nichts?« Wie im Schmerz zog er die Augenbrauen zusammen. »Vielleicht ist es genau dies, im Kern jedenfalls. Ich bin nichts weiter als eine Masse von Klischees. Es ist eine alte und erstarrte Welt, die Welt des Vatikans.«

»Nun, ich habe das wohl schon damals ziemlich realistisch gesehen, im Gegensatz zu dir.«

»Mir blieb keine andere Wahl, glaub' mir. Bei dir wäre ich vielleicht ein besserer Mann gewesen,

wenn auch weniger – erhaben. Aber ich konnte einfach nicht, glaub' mir. Oh, ich wünschte, ich könnte dich dazu bringen, das zu begreifen.« Ihre Finger strichen zärtlich über seinen Arm.

»Liebster Cedric, ich begreife doch. Ich weiß es, ich weiß ... In jedem von uns ist etwas, das sich nicht verleugnen lässt, auch wenn es uns dazu bringt, so laut zu schreien, dass wir sterben. Wir sind, was wir sind, das ist alles. Genau wie es in der alten keltischen Legende erzählt wird. In der Legende von dem Vogel mit dem Dorn in der Brust. Er singt sich das Herz aus dem Leib und stirbt. Weil er es tun muss, weil es ihn dazu treibt. Wissen wir es nicht schon im Voraus, wenn wir etwas Verkehrtes tun? Und dennoch ändert diese Erkenntnis nichts an dem, was dann geschieht. Jeder singt sein eigenes kleines Lied, weil er davon überzeugt ist, dass es das schönste Lied ist, das die Welt je gehört hat. Verstehst du nicht? Wir selbst sind es, die unsere Dornen machen und die sich nie die Zeit nehmen, nach den Kosten dafür zu fragen. Das einzige, was wir können, ist, den Schmerz ertragen und uns selber weismachen, dass es die Sache wert war.«

»Eben das verstehe ich nicht«, sagte er und blickte auf die Hand, die so zart auf seinem Arm lag und doch einen so unerträglichen Schmerz hervorrief in ihm. »Nein, das verstehe ich nicht – nicht den Schmerz. Warum der Schmerz, Enya?«

»Frag‘ deinen Gott, Cedric«, erwiderte sie. »Er ist die Autorität für Schmerz, nicht wahr? Er hat die ganze Welt erschaffen. Also hat er auch den Schmerz erschaffen.«

»Ja, Liebling. Wer könnte dem wohl widersprechen?«

»Was ist es, Cedric? Warum glaubst du, Gott nicht genug dienen zu können?«

»Du willst es wirklich wissen?«

»Ja. Ich denke, nach diesem stürmischen Finale habe ich ein Recht darauf.«

»Also gut. Ich vertraue es dir an, in der sicheren Gewissheit, dass du zu schätzen weißt, dass du die erste und letzte bist, die es zu hören bekommt.«

Enya nickte zustimmend.

»Meine Mutter brachte mich vor langer Zeit in Rage, weil sie ebenfalls nicht wollte, dass ich mein Leben Christus, unserem Herrn, weihe. Und als sie sich zu guter Letzt in doppelter Hinsicht von mir abwandte, indem sie klar und deutlich »geh‘ doch zum Teufel« brüllte und mir den Rücken zudrehte, rief ich sträflicher-weise; geh ebenfalls zum Teufel, du heidnische Keltengöre.«

»Ach herrje. Das hast du wirklich gesagt?«

»Ja. Diese schwere Sünde, meine Mutter nicht geehrt zu haben, habe ich begangen, zumal die Bezeichnung Keltengöre dazumal nicht als Kose-name, sondern als so genanntes Modeschimpfwort zu verstehen war. Und glaube mir; es vergeht kein

Tag, an dem ich deswegen nicht in mein Kopfkissen heule, denn einen Tag später war sie wie vom Erdboden verschluckt.«

»Du ... du hast sie seither nie mehr geseh'n?«

»Nein. Sie war und ist bis zum heutigen Tag unauffindbar. Verschollen sozusagen, wobei ich bei weitem nicht der einzige bin, der ihrem urplötzlichen Verschwinden nachtrauert.«

Er nahm sie in die Arme, strich ihr über das glänzende Haar. »Enya, ich wünsche von ganzem Herzen, ich könnte dich heiraten und müsste nie von dir getrennt sein. Ich möchte dich nicht verlassen ... Und in gewisser Weise werde ich nie wieder frei von dir sein. Ich wünschte, du wärst nicht hierhergekommen. Aber wir können das, was wir sind, nun einmal nicht ändern, und vielleicht ist es gut so. Ich weiß über mich jetzt so manches, wofür ich sonst blind gewesen wäre – oder wogegen ich mich blind gestellt hätte. Man wird leichter fertig mit dem, was man weiß, was einem bekannt ist. Das Ungekannte, Ungewußte hingegen bietet einem ja nirgends einen Punkt, wo man ansetzen könnte.« Er sah sie an. »Enya, ich liebe dich. Ich habe dich immer geliebt und werde dich immer lieben. Vergiss das nicht.«

\*\*\*

Enya klopfte an Briannas Tür und trat unaufgefordert ein, da selbige nicht verschlossen war. Da Enya in Sydney, außer Cedric, Brianna, und der Hausbesitzerin, Mrs. Devine, niemanden näher kannte, wollte sie ihrer Nachbarin ein paar Meinungen entlocken.

Eine außergewöhnlich schöne Frau war bei ihr, und wenn es sich um eine Kollegin aus dem Schauspielgewerbe handelte, war sie für das Theater, in dem sie arbeitete, mit Sicherheit aufgrund ihrer überragenden Attraktivität ein Gewinn. Ein regelrechter Volltreffer konnte man sogar sagen, denn sie war ziemlich groß, hatte dunkle Augen und dunkle Haare, helle Haut, die größten und prachtvollsten Brüste, die Enya je gesehen hatte, einen von Gott persönlich geformten Hintern – ein Äußeres also, das man in den Film-Illustrierten gern als »sexsationell« bezeichnete. Sie saß auf dem Rand von Briannas Garderobentisch und ließ, unmittelbar vor Enya, ein Bein hin und her schwingen. Dabei sah Enya, dass sie seltsamerweise kurze schwarze Lederhandschuhe trug, die aussahen, als wären sie neu gekauft worden. Die gut aussehende Frau, die trotz ihrer stattlichen Größe Schuhe mit extrem hohen Absätzen trug, nickte Enya freundlich zu, noch bevor Enya »Hallo« sagen konnte.

»Hallo ..., hallo Brianna.«

»Hallo, Nachbarin! Darf ich vorstellen; das ist Fenia – meine unvergleichlich zuvorkommende und erfahrene Freundin, die mir dieses Zimmer vermacht hat, kurz nachdem sie sich einen anziehend reichen, aber impotenten Fabrikantenschnösel angelte! Leider ist der Gute bereits in der Hochzeitsnacht wegen einer Herzensangelegenheit verschieden, doch zum Glück konnte ich Fen überreden, sich das Geld für einen Witwenschleier zu sparen, damit leicht zu beeindruckende Leute, wie du, nicht auf den Anblick ihres hübschen Gesichts verzichten müssen.«

Das war wieder mal typisch Bri. Sie feixte wie eine Weltmeisterin und wusste an allen Männern etwas auszusetzen, doch irgendwie war Enya sogar froh über die abfällige Bemerkung, denn es war der klare Beweis, dass die geradlinige Blondine nicht bloß auf Cedric herumhackte.

Enya und Fenia tauschten Wangenküsschen aus.

»Entschuldigt bitte, falls ich euch bei etwas gestört habe. Ich wollte dich lediglich fragen, ob Post für mich gekommen ist« erklärte Enya höflich wie immer.

»Nein, Herzchen. Tut mir leid. Für dich war heute leider nichts dabei. Willst du nicht zum Trost hier bleiben und eine Tasse Tee trinken? Fenia war bereits auf dem Sprung, als es an der Tür klopfte.«

»Ja, gerne. Cedric ist von Athen zurück, und deshalb gibt es klarerweise viel zu erzählen.«

Bevor Enya sich setzte, fiel ihr Blick zufällig auf zwei Gegenstände, die sie ins Grübeln brachten. Allerdings grübelte sie nicht allzu lange, denn dazu waren die zwei perfekt zueinander passenden Gegenstände von zu starker Aussagekraft. Bei dem einen, der neben Fenia auf dem Garderobetisch lag, handelte es sich um ein Paar Handschellen, und bei dem anderen, der halb aus einer schwarzen Umhängetasche ragte, die an der Garderobe hing, um eine Reitgerte aus schwarzem Leder. Gewiss; nun konnte man sagen, Fena arbeitete möglicherweise bei der Justiz und nahm in ihrer Freizeit Reitstunden, doch aufgrund ihrer Attraktivität und ihrer sagenhaften Figur war eher anzunehmen, dass es sich bei Briannas Freundin um eine Edelhure handelte, die die beiden Utensilien mitgebracht oder zurückgegeben hatte. Eine Minute später war Bri's Freundin weg und die beiden Gegenstände waren noch da, weshalb Enya blass wurde, denn erst jetzt gewahrte sie, dass sie sich die längste Zeit mit einer Frau abgegeben hatte, die ein Doppelleben führte. Brianna war, gelinde gesagt, eine schauspielerisch talentierte Nutte, die sich in Enyas Nachbarschaft manierlich aufführte, damit ihr anrühiger Nebenjob in ihrem privaten Umfeld nicht aufflog. Spinn man den Faden weiter, musste es sich bei ihr um eine so

genannte »Domina« handeln, denn nur die rückten ihren Freiern mit Peitschen und Handschellen zu Leibe. So lautete Enyas hastige, aber treffende Schlussfolgerungen.

Da Enya es respektabel verstand, sich sowohl Fragen als auch ein auffälliges Zappeln zu verkneifen, ahnte ihre Nachbarin auch nicht, dass Enya ihr Doppelleben wegen dieser Unachtsamkeit erkannt hatte. Brianna warf zwar in weiterer Folge wie zufällig ein Kleidungsstück über die Handschellen, und die Handtasche entfernte sie ebenfalls aus Enyas Blickfeld, doch es war bereits zu spät. Enya hatte den Grund ihrer von jeglichen Komplexen entrümpelten Lebensweise enträtselt.

»Fenia meinte übrigens; was dein Priester in seiner Freizeit macht, sei ein Paradebeispiel für Kinderschändung.«

»Deine Freundin hat recht. Ist es auch, dem Gesetz nach, aber wen schert das?« feixte Enya in einer gesunden Mischung aus Widerstreben und Sarkasmus.

Bri schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»Das mag schon sein, Herzchen, aber was dir zu denken geben sollte, ist die selbstverständliche Herangehensweise deines Angebeteten, und die Tatsache, dass sich unsere Vermieterin seit ein paar Tagen Gedanken darüber macht, dass du deinem so genannten großen Bruder ganz und gar nicht ähnlich siehst. Und was am allerwenigsten

zu ihm passt, wenn er sein kleines versautes Schwesterchen besucht, ist das Leuchten in seinen Augen, wenn du verstehst, was ich meine. Aber keine Panik. Wenn es nach mir geht, muss sich die alte Schachtel weiterhin mit den wackeligen Schlüssen begnügen, die sie sich selber zusammenreimt.«

»Danke.«

»Bitte, Herzchen. Und nun weißt du auch, woher dein Kosenamen stammt. Oder wäre es dir lieber, wenn ich dich statt Herzchen Lolita nenne?«

»Ähm ... Nein. Lieber Herzchen, Herzchen Bri.«

»Eben. Dann bin ich ja anscheinend doch nicht so blöd und primitiv, wie alle sagen.«

»Nein. Das nicht, aber ein wenig boshaft, weshalb ich dich ab sofort Satanella nenne.«

»Tja. Pech gehabt, denn ich schätze, meine flotte Zunge ist angeboren und unveränderbar.«

»Wie alt warst du eigentlich, als du deine Jungfräulichkeit verloren hast?«

»Zwölf oder maximal dreizehn. Jedenfalls glaube ich's.«

»Du willst mich aufzieh'n.«

»Aber nicht die Bohne! Wurde damals auch allerhöchste Zeit, fand ich. Wie konnte ich erwarten, eine gute Schauspielerin zu werden, wenn ich nicht die geringste Ahnung hatte, was zwischen Mann und Frau vorgeht?«

»Du hättest dich für den Mann, den du einmal heiratest, bewahren können.«

Briannas Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

»Also ehrlich, Enya. Du bringst es immer wieder fertig, mich ins Staunen zu versetzen. Erstens bist genau du die richtige, die das sagt, und zweitens war die Ansage tiefstes Mittelalter, dass sie direkt peinlich war! Was wäre denn gewesen, wenn ich erst mit vierzig Jahren einen kennen lerne, den ich heiraten möchte?«

»Waren deine Eltern sauer?«

»Ja. Aber was erwarteten sie sich denn von mir? Dass ich bis dahin Däumchen drehe und mir alles verkneife? Hättest du das etwa getan – es für die Ehe aufgehoben, wenn dir dein ach so frommer Priester nicht über den Weg gelaufen wäre?«

»Keine Ahnung. Ehrlich. Aber wohl eher nicht, denn wenn man bei mir am Lack kratzt, kommt darunter ebenfalls eine Rebellin zum Vorschein. Gut möglich, dass ich bis zum heutigen Tag gar nicht ans Heiraten gedacht hätte.«

»Wie jetzt? Gut möglich oder bestimmt nicht?«

»Na schön. Ich hätte mich wahrscheinlich für einen unserer reichen Nachbarjungs interessiert.«

»Und weiter?«

»Wie, und weiter?«

»Ich selbst bin zwar, entgegen deiner Annahme, kein Rebell, aber ich bewundere Rebellen. Und ebenso bewundere ich berechnende Menschen wie

Fen und Liz. Darum hätte ich gerne gewusst, ob du ebenfalls total berechnend an eine Sache wie das Heiraten oder das Verlieren deiner Unschuld herangehen könntest.«

»Berechnend?«

»Ja. Ach; vergiss es.«

»Bist du jetzt enttäuscht, weil du mich falsch eingeschätzt hast? Weil ich - du weißt schon was - nicht ein für allemal in die Aussteuertruhe gesteckt hätte, womöglich mit einem blauen Bändchen drum herum? Deckel zu, Truhe abgeschlossen und Schlüssel weggeworfen? Also ehrlich; ich könnte mir ebenfalls nicht vorstellen, mich auf dem Sterbebett fragen zu müssen, wie es denn wohl hätte sein können!« Brianna grinste.

»Na, nun brauchst du dich ja nicht mehr zu fragen.« Sie nahm einen Schluck aus der Tasse, musterte ihr blutjunges Gegenüber sehr aufmerksam, pure Neugier im Blick.

»War's denn in Ordnung? Oder war's für dich auch so schrecklich und so widerlich wie für mich?« Bei der Erinnerung zuckte es eigentümlich um ihre Lippen.

»Nein. Es war nicht schrecklich, und widerlich war's eigentlich auch nicht. Andererseits muss ich gestehen, dass ich nicht begreifen kann, weshalb sich darüber alle immer so verzückt haben. Ich würde so weit gehen zu sagen, dass es angenehm

war, aber beim zweiten und dritten Mal war's sagenhaft.«

»Gelogen oder nicht gelogen?«

»Nicht gelogen. Ich hab' mir ja, wie du weißt, nicht irgendeinen genommen. O nein! Ich hab' schon darauf gehalten, dass er attraktiv war und außerdem alt genug, um von der Sache eine Ahnung zu haben.«

»Hmmm. Das wäre dann der erste schwule Priester, den ich kenne, der nachweislich eine Lolita entjungfert hat.«

»Du bist wirklich unverbesserlich. Darf ich dich daran erinnern, dass Sex etwas sein soll, das man nicht des Aktes, sondern des Menschen wegen haben möchte?«

»Wenn du das sagst?«

»Wie lange war Fenia hier?«

»Oh, das kann ich dir gar nicht genau sagen, Weißt du; wir haben über alles Mögliche gesprochen, weshalb die Zeit im Nu verflogen ist. Unter anderem sprachen wir über dich und über deinen scheinheiligen Priester, von dem wir wirklich einhellig annehmen, dass er, trotz gegenteiliger Indizien, schwul ist. Ich sagte zu ihr, dein attraktiver Freund würde wegen Gott nicht mal bei ihren riesigen Titten zulangen oder auf das, was sie ihm morst, reagieren, und wie immer, ärgerte sie sich deswegen grün und blau.«

»Sie ärgerte sich wegen deiner Schnippigkeit?«

»Nein. Sie ärgerte sich, weil alle wirklich gut aussehenden Männer, die wir in letzter Zeit kennen lernten, Homos sind. Fast kommt es uns vor, als wäre eine Art Verschwörung im Gange.« Sie lachte ziemlich herzhaft, doch Enya lächelte nur mäßig bis säuerlich.

»Toll. Wirklich hinreißend. Die eine fickt ihren herzkranken Bräutigam in der Hochzeitsnacht zu Tode, und der anderen wurde, gleich wie der lustigen, aber nunmehr steinreichen Witwe, ein Floh ins Ohr gesetzt. Würde es etwas helfen, wenn ich Einwand erhebe, oder kann ich mir die Luft sparen?« wollte Enya wissen.

»Mir ist es zwar alles andere als egal, dass dein Priester in Wahrheit andersrum ist, aber wenn du deine Zunge im Zaum hältst, mach ich das ab sofort auch. Einverstanden?«

»Ist gut, Satanella. Vorschlag angenommen.«

»Danke. Und jetzt wäre es gut, wenn du mir erzählst, auf welche Art Mister Idiot, der lieber Priester bleiben will, anstatt seine geschändete Lolita zu ehelichen, Athen mit seiner Anwesenheit schockiert hat.«

»Enya starrte ihr Gegenüber, das Tee einschenkte, mit offenem Mund an. Dann schleuderte sie ihr Haar mit einem Schwung in den Nacken.

»Na, erzähl doch!« bohrte die Gastgeberin nach.

»Es ist wahr, wirklich wahr!«

»Was ist wahr?«

»Dass ich fürchte, dass Cedric drauf und dran ist, sein Leben an Gott, Jesus, den Heiligen Geist und sämtliche Leute, die bisher heilig gesprochen wurden, zu vergeuden. In erster Linie natürlich Gott. Lange Rede kurzer Sinn; Cedrics Mäzen wird Kardinal – du weißt schon - so richtig mit Mütze und allem, was dazugehört - und er aller Wahrscheinlichkeit nach Bischof, wenn ich es nicht rechtzeitig schaffe, ihrem entmaterialisierten Anführer einen dicken Strich durch die Rechnung zu machen.«

»Na, dann ist der liebe Gott wohl so was wie ein Oberschwulie, wie?«

»Hmmm ... Zumindest da könntest du recht haben. Jedenfalls hat er mit Frauen nicht viel im Sinn. Um es in deiner Theatersprache auszudrücken; Hinteres Parkett oder Dritter Rang, so was bleibt zur Not für uns, aber die vorderen Reihen und die Logenplätze, die sind für die Herren der Götterwelt.«

»Mach dir keine Sorgen deswegen, Herzchen. Zu uns war der liebe Gott, im Vergleich zu manch anderen, wirklich lieb. Wir sind kerngesund, und mit einer Extraportion Grips hat er uns vorsorglich verschont. Und glaub mir, so lässt sich's viel bequemer leben. Dadurch sind wir für die Herren da oben nie irgendwelche Konkurrenz.«

»Ich weiß nicht. Es geht um Cedric und um mein persönliches Glück, und deshalb werde ich Belisa-

ma heute Abend und in den nächsten Tagen noch mal anfleh'n, mit Gott zu konkurrieren.«

»Vergiss es. Du kämpfst gegen das Establishment, und da sind deine oder Belisamas Aussichten gleich Null. Ungefähr so wie bei dem Kampf gegen Windmühlen. Deine Chancen, deiner haarlosen Möse ersatzweise das Bellen oder das laute Beten, samt einem dreimaligen Halleluja beizubringen, sind da wirklich weitaus größer. Ich an deiner Stelle würde ihm sofort den Laufpass geben, nach Hause fahren, und meinen Mann auf den Koppeln stehen, oder ihn abservieren, die Schule ordnungsgemäß abschließen, und mir in Sydney einen stinkreichen Nachfolger suchen. Am besten einen, der schon mit einem Bein im Grab steht, so wie Liz' Verflossener, nein Verweser, denn noch nie ist es jemandem so gut gegangen, wie es ihr jetzt geht.«

\*\*\*

Tag folgte Tag, und Nacht folgte Nacht. Manchmal beobachtete Enya ihn heimlich, versuchte geradezu verzweifelt, sich sein Bild mit alleräußerster Präzision ins Gedächtnis einzuprägen. Denn nur zu gut wusste sie aus Erfahrung, dass die Erinnerung an Liam, trotz aller Liebe, die sie für ihn empfunden hatte, mehr und mehr verblichen war, jedenfalls soweit es Liams Aussehen betraf. Da

waren die Augen, die Nase, der Mund, das schwarze Haar. Seinen langen, schlanken Körper hielt er sich durch täglichen Sport fest und biegsam. Mitunter drehte er den Kopf, und es entging ihm dann nicht, dass sie ihn beobachtete. Ein eigentümlicher Ausdruck trat in seine Augen, etwas eigentümlich Gehetztes, fast so, als fühlte er sich verdammt. Sie begriff oder glaubte doch zu begreifen: Er musste wieder fort, musste zurück zur Kirche und zu seinen Pflichten. Vielleicht würde er nie wieder in dem gleichen Geist dienen können wie zuvor, dafür jedoch mit einer tiefer begründeten Fähigkeit zu dienen. Denn nur jene, die selbst ausgeglitten und gestürzt sind, können sie kennen, die Wechselfälle des Lebens.

»Ich liebe dich, Enya, doch ich muss für einige Wochen fort ... nach Rom ... mit Francesco.«

»Du reist ab und lässt mich ein paar Wochen allein?«

»Ja. Morgen. Ich muss. In weniger als einer Woche geht mein Schiff, nach Genua.«

»Genua?«

»Ja. Mein eigentliches Ziel ist natürlich Rom. Und dort werde ich, wie gesagt, ein paar Wochen bleiben.«

\*\*\*

Die Wege vieler führen nach Rom, Allerweltstouristen, Geschäftsleute, Künstler. Doch mitunter befindet sich darunter auch eine Gruppe, die sich vereint, weiß in einem einzigartigen Gefühl des Stolzes. Diese Menschen sind gekommen, um mitzuerleben, wie in der großen Basilika der Christenheit jener zum Priester geweiht wird, der ihr Sohn oder ihr Neffe, ihr Vetter oder ihr Freund ist. Manche von ihnen wohnen in bescheidenen Pensionen, manche in Luxushotels, andere bei Freunden und Verwandten. Doch eint sie das wunderbare Gefühl völliger Harmonie mit sich selbst und mit der Welt.

Natürlich absolvieren sie die Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt: die Vatikanischen Museen mit der Sixtinischen Kapelle, das Forum Romanum, das Kolosseum, die Via Appia, die Spanische Treppe, den gefräßigen Trevi-Brunnen, die sonet lumière. Man wartet auf den Tag, man füllt die Zeit aus.

In der Kirche hatten zwanzigtausend Menschen Platz, also war sie nicht überfüllt. Kaum ein Gotteshaus auf der Welt, auf dessen Erbauung mehr Zeit, Geist und Genie verwendet worden waren; daneben verblassten alle heidnischen Tempel der Antike zur Bedeutungslosigkeit. Bramantes Basilika, Michelangelos Kuppel, Berninis Säulen. Nicht nur für Gott war dies ein Monument, sondern auch für den Menschen. Tief unter dem con-

fessio befand sich das Petrusgrab, hier war auch Karl der Große zum Kaiser gekrönt worden.

Während der gemeinsamen Fahrt im Mercedes genossen Cedric und Francesco die ruhigen Augenblicke. Fast unmittelbar nachdem sie von einer elend langen Tagung zurückgekehrt waren, bei der alle im Kreis diskutiert hatten, brachte die Limousine, die zum Fuhrpark des Vatikans gehörte, die Ankömmlinge zu ihren Unterkünften.

»In britischer Gesellschaft ist der Nachmittags-tee die wichtigste Erfrischung am ganzen Tag«, zeigte sich Francesco einmal mehr welterfahren. »Bei einer Tasse Tee wird oft Wichtiges – wenn nicht gar das Wichtigste – entschieden. Effizienter als die Tagung, der wir mit vollem Recht zu früh den Rücken gekehrt haben. Nicht wahr, Cedric?«

»Ja, Exzellenz. Warum das so ist, lässt sich, glaube ich, ziemlich leicht erklären. Der Tee ist sozusagen von Natur aus besonders geeignet, jederzeit zwischen zwei und halb sechs eingenommen zu werden, und Sprechen ist eine Tätigkeit, die Durst macht. Erfrischung mittel Getränken wiederum bedeutet Stärkung, und Stärkung regt den Geist an.«

Der mit Floskeln ausgestaffierte Nachmittag klang gleichermaßen ereignislos aus. Oder kam es Cedric nur so vor, weil er ständig an Enya dachte? Und wenn ja; warum dachte er ständig an sie, ihre Art, mit ihm umzugehen, ihr Lachen, ihre wun-

derbare Figur? Gottlob schien Francesco es nicht zu bemerken, obwohl Cedrics Hand zitterte, als er ihn dabei erwischte, wie er wie ein Geist ins Leere starrte, ohne seinem Gegenüber zuzuhören.

Es war warm und es wurde immer dunkler. Doch hell leuchteten Lampen und Laternen, unendlich viele Lichter, und überall waren am Abend, als Cedric endlich allein war, Menschen. Auf den Straßen staute sich der Verkehr – Mopeds, Fiats, Goggomobile. Cedric, von einer seltsamen Unruhe geplagt, gelangte zu einem kleinen Platz, dessen Pflaster über die Jahrhunderte hinweg durch unendlich viele Füße abgeschliffen worden war.

Dass die Geschäftigkeit in Rom um diese Zeit zunahm, war völlig normal. Er winkte den Kellner herbei.

»Guten Abend. Ich nehme Pastete, einige Scampi und einen Riesenteller mit Saltimbocca. Anschließend dann eine Cassata und einen Cappuccino. Und wie Sie das im Einzelnen arrangieren, ist ganz und gar Ihre Sache« gab er seinen Wunsch nachdenklich an den Kellner weiter, als er in einem der Restaurants saß, um sich auf die neue Umgebung, abseits des Klerus' einzustimmen.

»Noch einen Cappuccino, bitte!« lauteten die letzten Worte, die der Kellner von dem jungen Priester zu hören bekam, bevor Cedric ganz automatisch zu einer Zeitung griff, den Kaffee trank

und sich auf den Weg zu seiner Unterkunft machte.

Auch in der Nacht fand Cedric Stuart keine Ruhe. Diese entsetzliche Passivität im Vatikan, sie war ihm zutiefst zuwider. Obschon seinem Wesen nach konservativ, empfand er die schneckengleiche Vorsicht jener in den höchsten Kirchenämtern, die in allen Lebenslagen von ihnen an den Tag gelegt wurde, schier unerträglich. Sah man von den einfachen Nonnen und Priestern ab, die hier dienende Funktionen hatten, so war es ihm schon seit Wochen nicht mehr vergönnt gewesen, mit einem einfachen Menschen zu sprechen: mit jemandem, den keine persönlichen Interessen politischer, militärischer oder auch geistlicher Art leiteten. Irgendwie fiel es ihm auch schwerer als sonst, sich ins Gebet zu versenken. Gott schien viele, sehr viele Lichtjahre entfernt zu sein: als habe ER sich ganz zurückgezogen und überlasse es SEINEN menschlichen Geschöpfen, die von IHM erschaffene Welt zu zerstören. Was mir jetzt fehlt, dachte er, ist eine kräftige Dosis Enya. Oder eine kräftige Dosis von sonst jemandem, den der Vatikan oder die Stadt Rom nicht weiter interessiert. Er stieg die private Treppe zur großen Basilika von St. Peter hinab: Zufällig oder auch nicht so zufällig hatten ihn seine Schritte dorthin geführt. In dieser Zeit wurden die Türen stets bei Einbruch der Dunkelheit abgeschlossen, ein deutliches Zeichen für

eine beklommene Ruhe, die über Rom lag. Ein schwaches, gespenstisches Schimmern erhellte die leere, wie gähnende Apsis. Hohl hallten vom Steinboden die Schritte des Erzbischofs wider, und dieser Klang schien einzuschmelzen in die Stille, als er vor dem Hochaltar das Knie beugte, bevor er weiterging. Und dann, zwischen dem Takt zweier Schritte, hörte er ein Atmen, sehr deutlich, fast wie ein Keuchen. Sofort knipste er die Taschenlampe an, die er in der Hand hielt, und richtete den Lichtstrahl auf die betreffende Stelle, weniger erschrocken als neugierig. Denn dies war seine Welt, hier fühlte er sich durchaus sicher. Der Lichtkegel fiel auf jene Skulptur, die in den Augen des Priesters die schönste war, welche ein Mensch je geschaffen hatte: die Pietà des Michelangelo. Doch in unmittelbarer Nähe des Kunstwerks erkannte er ein Gesicht, das keinesfalls aus Marmor war – ein Gesicht aus Fleisch und Blut, jetzt voller Schatten, totengleich. »Ciao«, sagte der Priester mit einem Lächeln. Er erhielt keine Antwort, doch die Kleidung verriet ihm, dass es sich um einen einfachen jungen Italiener handelte: Der einfache Mann, der einfache Mensch, den er jetzt brauchte, hier stand er also! Dass es ein Italiener war, spielte keine Rolle. »Wie geht's?« fragte er, noch immer lächelnd, auf schlechtem Italienisch. Plötzlich sah er, dass in den Augenwinkeln des Jünglings Tränen glänzten.

»Bist du krank?« fragte er den jungen Burschen. Nach Sekunden kam die Antwort:

»Nein.« Der Priester legte seine Taschenlampe auf den Boden und trat auf den Knienden zu. Er schob eine Hand unter sein Kinn, hob seinen Kopf höher. Die Augen des Jungen, denn viel mehr war er noch nicht, wirkten dunkel: tief dunkel jetzt in der Dunkelheit.

»Was ist los?« fragte Cedric Stuart und lachte dann. »Da haben wir's wieder! Du kannst es nicht wissen, aber das ist in meinem Leben sozusagen meine Hauptfunktion gewesen – Leute zu fragen, was los ist. Und, glaube mir, es ist eine Frage, die mir schon viel Verdruss eingetragen hat.«

»Ich bin gekommen, um zu beten«, sagte der Junge mit einer Stimme, die für sein Alter zu tief klang.

»Und dann bist du hier eingeschlossen worden, ja?«

»Ja. Aber das – das ist es eigentlich gar nicht.« Der Priester hob seine Taschenlampe wieder auf.

»Nun, wir können nicht die ganze Nacht hier bleiben, und für die großen Türen habe ich keinen Schlüssel. Komm also mit.« Sie schritten auf die private Treppe zu, die zum Päpstlichen Palais führte. »Auch ich war hierher gekommen, um zu beten«, fuhr der Priester mit leiser Stimme fort. »Bis jetzt war es ein schöner Tag, das heißt, für uns hier im ...« Er brach ab.

»Wenn man uns jetzt so beieinander sieht, nimmt hoffentlich niemand hier an, dass ich eingedrungen und verhaftet worden bin« befürchtete der junge Katholik. Cedric lachte.

»Nein, nein, man wird schon erkennen, was zwischen uns vor sich geht.« Danach gingen sie etwa zehn Minuten schweigend nebeneinander her: durch Korridore, hinaus in offene Höfe und Gärten, wieder in ein Gebäude, mehrere Gänge entlang, eine Treppe hinauf. Nur zu bereitwillig schien der junge Italiener seinem Gastgeber zu folgen, denn er hielt sich ganz dicht bei ihm. Schließlich öffnete der Priester eine Tür und führte den Jungen in einen kleinen Aufenthaltsraum, der sehr einfach und recht spärlich möbliert war. Er knipste eine Lampe an und machte die Tür zu. Sekundenlang standen sie einander gegenüber. Erst jetzt hatte jeder von ihnen Gelegenheit, den anderen ein wenig genauer zu betrachten. Der Italiener sah einen sehr hoch gewachsenen Mann mit einem Gesicht von ausgesprochen feiner Prägung und blauen, klarblickenden Augen; Cedric Stuart sah ein Kind, das schlicht und ergreifend Liebeskummer hatte. Ja, ein Kind; denn älter als achtzehn konnte dieser Junge auf gar keinen Fall sein. Von Durchschnittsgröße, wirkte er jetzt zwar eher schwächlich, versprach jedoch später einmal ein recht kräftiger Mann zu werden. Sein Gesicht war südländisch dunkel und von aristokratischem

Schnitt, überaus attraktiv. Große, dunkelbraune Augen wurden von langen schwarzen Wimpern überschattet, und das Kopfhaar, gleichfalls schwarz, lag in prachtvollen Naturwellen. Mochte er auch ein einfacher Arbeiter sein, ein einfacher – das heißt, gewöhnlicher – Mensch war er offenbar nicht; das jedenfalls stand für den Priester fest. Dieser Junge interessierte ihn plötzlich mehr, als es wohl jener fiktive »einfache Mensch« getan haben könnte, nach dem er sich jetzt doch so sehr gesehnt hatte. Brianna, Enyas boshafte Freundin, hätte gewiss ihre Freude daran gehabt, den beiden Männern zuzusehen ... oder auch nicht.

»Nimm doch Platz«, sagte der Priester zu dem Jüngling und holte aus einem Schränkchen eine Flasche Marsala-Wein. Er schenkte zwei Gläser voll, reichte eines dem Jungen und ging mit dem anderen zu einem Sessel, von wo er das ihn so faszinierende Gesicht mit Muße betrachten konnte. »Wo drückte denn der Schuh?« fragte er, während er die Beine übereinander schlug. »Und nebenbei bemerkt, handelt es sich dabei, obwohl ich Verschwiegenheit üben werde, um kein Beichtgespräch«

»Ich bin achtzehn«, sagte der Junge. »und die Frau, die ich vergöttere, ist glücklich verheiratet.«

»Aha. Wie heißt du?«

»Fernando Alessandro Lombardi«, erwiderte der Junge. Er sprach den Namen mit rollenden Rs.

»Ein prachtvoller Name«, versicherte der Priester ernst.

»Ja, nicht wahr? Ich habe ihn mir nicht ausgesucht. Im Heim und in der Schule haben sie mich oft geneckt wegen des Namens.«

»Du bist eine Waise?«

»Die Schwestern nannten mich ein Kind der Liebe.« Der Erzbischof unterdrückte ein Lächeln. Jetzt, da er seine Furcht abgestreift hatte, zeigte der Junge eine eindrucksvolle Haltung: Gelassenheit und Würde zugleich. Was aber mochte ihn vorhin so in Schrecken versetzt haben? Dass er in der Basilika eingeschlossen worden war? Oder dass man ihn dort fand?

»Weshalb hast du dich so gefürchtet, Fernando?« Der Junge hob das Weinglas zum Mund, trank einen Schluck, dann einen zweiten. Auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck des Wohlbehagens.

»Gut, er ist süß.« Er machte es sich auf seinem Sitz bequemer. »Ich wollte unbedingt in die Peterskirche gehen, weil uns die Schwestern immer dazu angehalten haben. Auch Bilder haben sie uns gezeigt. Und so war ich froh, dass die Kirche offen war.« Er krauste die Stirn. »Aber es war ganz anders, als ich's erwartet hatte. Ich meinte, ich würde mich unserem Herrgott näher fühlen, weil dies doch so richtig seine Kirche ist. Aber sie war bloß riesengroß und kalt. Ihn konnte ich überhaupt nicht fühlen.« Der Priester lächelte.

»Ich weiß, was du meinst. Aber Sankt Peter ist auch nicht wirklich eine Kirche. Nicht in dem Sinn, wie das die meisten Kirchen sind. Ich erinnere mich sehr genau, dass ich eine lange Zeit brauchte, um mich daran zu gewöhnen.« Der Junge nickte nur kurz. Offenbar drängte es ihn, dem Priester etwas anzuvertrauen. Als er fort fuhr, wurde dem Priester deutlicher als zuvor bewusst, dass er mit sizilianischer Dialekteinfärbung sprach.

»Ich wollte beten und den Herrgott um seine Hilfe bitten.«

»Betrifft es das, was du vorhin angesprochen hast?«

»Ja. Und ich dachte, es ist vielleicht gut, wenn ich das in der Peterskirche tu'.«

»Was gedenkst du gegen deinen Liebeskummer sonst noch zu unternehmen?«

»Ich dachte zuerst, ich sollte mich am besten von einem hohen Gebäude stürzen, aber weil Selbstmord eine schwere Sünde ist, und noch eine minimale Hoffnung besteht, hab' ich's dann gelassen.«

»Ich verstehe, und ob du es glaubst, oder nicht; ich kann mich gut in deine Lage versetzen.«

»Wirklich, Pater?« zeigte sich der Junge positiv erstaunt.

»Ja. Liebe kann eine himmlische, aber auch eine teuflische Sache sein, und wenn es so ist, wie du sagst, ist es beileibe kein Wunder, dass du völlig

durcheinander bist. Aber was dein künftiges Schicksal und dein Liebesglück betrifft, brauchst du dir doch wirklich keine Sorgen zu machen, bei deinem fabelhaften Aussehen. Du bist in Rom, es gibt hunderte, wenn nicht tausende andere Mütter, die auch schöne Töchter haben, und die Wahrscheinlichkeit, dass du dein Glück anderswo findest, ist demzufolge riesengroß«

»Oh, Pater. Wenn Sie die Frau, die es mir ange-  
tan hat, kennen würden, hätten Sie das nicht ge-  
sagt.«

»Gehst du noch zur Schule«, fragte der Priester  
abrupt.

»Nein. Ich bin achtzehn, also arbeite ich, und  
zwar in einem Malerbetrieb.« Er seufzte. »Ich  
wäre gern weiter zur Schule gegangen.« Der  
Priester begann zu lachen. Dann erhob er sich und  
füllte die Gläser nach.

»Achte nicht weiter auf mich, Fernando. Sollte  
ich dir sonderbar vorkommen – nun, mir geht ge-  
rade ebenfalls alles Mögliche durch den Kopf.  
Dies ist sozusagen meine Stunde für krause Ge-  
danken. Ich bin kein guter Gastgeber, nicht  
wahr?«

»Sie sind schon in Ordnung«, sagte der Junge.

»Und jetzt«, sagte der Priester, während er wie-  
der Platz nahm, »umreiß einmal kurz, wie du  
dich selber siehst und welche Ziele du hast, mal  
abgesehen von deinem übersteigerten Trieb, mög-

lichst früh eine Familie zu gründen.« Auf dem jungen Gesicht erschien ein eigentümlicher Ausdruck von Stolz.

»Ich bin Italiener und ich bin Katholik. Ich möchte meine Lehre erfolgreich abschließen und mich später mit ganzer Kraft für ein gutes Miteinander einsetzen.«

»Ich werde für dich beten – dass sich alles zum Guten wendet und dass du Erfolg im Leben hast.«

»Würden Sie das wirklich tun?« fragte der Junge scheu. »Ich meine, ganz persönlich für mich beten, mit meinem Namen?«

»Natürlich. Durch dich habe ich sogar etwas gelernt. Dass mir in meinem – soll ich sagen: Gewerbe? – nur eine Waffe zur Verfügung steht, das Gebet. Eine andere Funktion habe ich nicht.«

»Wer sind Sie?« fragte Fernando, den der Wein schläfrig zu machen schien. Er blinzelte.

»Ich bin ein Anwärter auf das Amt eines Bischofs und mein Name ist Cedric Stuart.«

»Oh! Ich dachte, Sie seien ein gewöhnlicher Priester!«

»Ich bin ein gewöhnlicher Priester. Nichts weiter.«

»Ich möchte Ihnen einen Handel vorschlagen«, sagte der Junge, und seine Augen funkelten plötzlich. »Sie beten für mich, Herr zukünftiger Herr Bischof, und wenn ich die Liebe meines Lebens erobert und meine Lehre beendet habe, komme

ich wieder hierher, damit Sie sehen können, was Ihre Gebete bewirkt haben.« Die blauen Augen lächelten zärtlich.

»Gut, abgemacht. Und wenn du kommst, werde ich dir sagen, was nach meiner Überzeugung mit meinen Gebeten geschehen ist.« Der Junge stand auf.

»Bleib hier, zielstrebigem Katholik auf Freiersfüßen. Ich werde sehen, dass ich für dich etwas zu essen finde.« Sie sprachen miteinander, bis über den Kuppeln und Campanilen der Morgen heraufzudämmern begann. Dann führte der Priester seinen Gast durch die öffentlichen Räume des Palais, beobachtete mit Vergnügen, welchen tiefen Eindruck alles auf diesen Jungen machte, und entließ ihn schließlich in die kühle, frische Morgenluft, ohne ihn auch nur ein einziges Mal berührt zu haben. Noch konnte er es nicht wissen, dass dieser Junge mit dem so prachtvollen Namen seine Angebetete tatsächlich eroberte, und dass sie das Schicksal in der Tat nochmals zusammenführen würde, wobei den Jüngling eine liebevolle Erinnerung ebenso begleiten sollte wie eine tröstliche Gewissheit: dass in Rom, und zwar in jener Kirche, die so richtig die Kirche Gottes war, ein Mann für ihn beten würde, sporadisch, aber namentlich.

Der Bann, den Belisama über ihn verhängt hatte, schien Cedric nicht loszulassen, denn tags darauf stand er am Trevi-Brunnen und lauschte unge-

wollt der Unterhaltung eines Liebespaares, das sich anscheinend kurz zuvor gezankt hatte. Es begann damit, dass sich das Mädchen weigerte, eine Münze in den Brunnen zu werfen, was dem üblichen Ritual entsprochen hätte.

Nachdenklich blickte sie ins Wasser des Brunnens, in dem viele Münzen lagen.

»Ihr Männer seid doch wirklich Egoisten! So leid es mir auch tut, dich enttäuschen zu müssen – nein.« Doch wie um ihre harten Worte zu mildern, griff sie nach seiner Hand und drückte sie. »Was ich anstrebe, ist etwas viel Hübscheres.«

»Was könnte besser sein, als sich verlieben?«

»Fast alles, glaube ich. In der Weise möchte ich nie jemanden brauchen.«

»Vielleicht hast du recht. In gewisser Weise kann das schon ein Handikap sein, jedenfalls wenn man's zu früh tut. Also – was ist viel hübscher?«

»Einen guten Freund zu finden.« Ihre Hand strich gegen seine. »Du bist doch mein Freund, nicht wahr?«

»Ja.« Lächelnd schleuderte er eine Münze in den Brunnen. »Über die Jahre habe ich hier wohl so an die tausend Münzen hineingeworfen. Um das Gefühl zu haben, dass ich auch weiterhin die Wärme des Südens spüren würde. In meinen Alpträumen fühle ich manchmal immer noch die Kälte deiner Abweisung.«

»Na, du solltest mal die Wärme des wirklichen Südens spüren. Über fünfundvierzig Grad im Schatten, falls du irgendwo Schatten finden kannst.«

»Kein Wunder, dass du die Hitze hier nicht spürst.« Es war anscheinend seine Eigenart, lautlos zu lachen, als würde ein lautes Lachen ihn in irgendeiner Weise verraten. »Und die Hitze«, fuhr er fort, »erklärt dann wohl auch, warum du so ›hartgekocht‹ bist.«

\*\*\*

Enyas Miene erhellte sich, denn Brianna war bei ihr, und was die Blondine Enya versprochen hatte, war in höchstem Maße erbaulich.

»Wirklich? Du schränkst die Anzahl der Zeiten deiner Abwesenheit ein?«

»Ja. Im Ernst, Enya, ich mach' mir nämlich Sorgen um dich.« Enya herzte ihre Freundin.

»Oh, Bri! Sowohl das eine als auch das andere ist total lieb von dir. Eine Freundin ständig in der Nähe zu wissen, ist ein tolles Gefühl.«

»Ist doch selbstverständlich. Das gehört sich nun mal so für Keltengören, die wie Geschwister zueinander steh'n. Wie sonst könnte ich die Stimme deines Gewissens sein?«

Brianna ließ sich auf den Fußboden gleiten, wo sie dann in bequemer Hockstellung saß: zwischen Enyas Couch und dem kleinen runden Tisch.

»Wieso sitzt du eigentlich lieber auf dem Boden?«

»Das ist eine Art Ausgleich, weil ich bei meinem Nebenjob so gut wie immer auf andere hinabblinke.«

»Du sprichst von deinem Leben als Prostituierte. Richtig?«

»Ach herrje. Seit wann weißt du es?«

»Seit ich in deinem Zimmer Handschellen und eine Peitsche sah. Das ist auch der Grund, warum ich mit dir sprechen wollte.«

»Alles klar, Herzchen, aber versprich mir bitte zuerst, dass du die Sache mit meinem Nebenjob für dich behältst.«

»Ich schwöre, dass dein anrühiges Geheimnis bei mir gut aufgehoben ist.«

»Großes Ehrenwort?«

»Ja. Aborigines-Ehrenwort.«

»Danke. Schieß los. Worum geht's?«

»Ich dachte mir, dass es nicht schaden könnte, wenn ich ein paar Erfahrungen sammle, damit ich nach und nach mehr Selbstbewusstsein entwickle. Ähm ... Du weißt schon ... Sex im Allgemeinen und Sex oder Liebespraktiken im Speziellen und so weiter und so fort.«

Brianna starrte sie durchdringend an. Wie klug sie war, zeigte sich, als sie sagte:

»Alles klar, Herzchen, aber ich darf doch wohl davon ausgeh'n, dass dieses Sammeln von Erfahrungen mehr privater als beruflicher Natur sein soll. Oder?«

»Ja. Natürlich. Entschuldige; das hatte ich vergessen, hinzuzufügen. Ich möchte damit lediglich erreichen, dass ich beim Sex mit Cedric mehr Kontrolle über das bekomme, was du als das Um und Auf zu bezeichnen pflegst.«

»Gut gebrüllt, Löwin, aber das Theater kannst du dir ab sofort sparen. Ich weiß haargenau, was du vorhast. Du willst dich von diesem schwulen Pfaffen so schnell wie möglich schwängern lassen. Richtig?«

»Sorry, Bri, aber das geht nur mich etwas an.«

»Ehrlich; du bist total irre« sagte Enyas Freundin angewidert.

»Aber wenn es doch mein Wunsch ist ...«

»Idiotin ... Kretin ...«

»Wenn du mich beschimpfst, änderst du dadurch auch nichts, Bri.«

»Meinst du etwa, das ist mir nicht klar? Aber so kann ich wenigstens Dampf ablassen, und das habe ich verflixt nötig, denn nie und nimmer wird dieser Schwachkopf sich von dir deswegen bekehren lassen. Ts! Ihn Gott mithilfe einer Schwangerschaft abspenstig machen! Wenn ich das schon

höre. Ich schätze, das hat wirklich keinen Zweck. Er ist schlicht und einfach ein unheilbarer Fall.«

»Bitte sag' das nicht andauernd, Bri. Ich hab' es im Gefühl, dass er irgendwann mir gehört. Und abgesehen davon befindest du dich total auf dem Holzweg, falls du nicht nur so tust, als würdest du annehmen, er sei ein Homo.«

»Doch. Ist er, weil es nicht sein kann, dass er dich einem Gott, der ihn vor Jahren von einem Tag auf den anderen in jeder Hinsicht zu einem Wichser degradiert hat, vorzieht. Sieh es doch mal aus meiner Perspektive. Entweder ein Mann benimmt sich wie ein Mann, oder er tut es nicht, aber jeder Schwanzträger, der sich wie ein Mann benimmt, hat irgendeine besondere Macke, an der man den Unterschied zu einem Homo erkennen kann, also zu dem Mann der sich nicht wie ein Mann benimmt. Vielleicht solltest du es mal, gleich wie ich, mit der Peitsche versuchen. Warum zeigst du dieser Schwuchtel nicht mal, wer im Keller, auf Valopo, oder meinetwegen in deiner gut verschlossenen Wohnung das Sagen hat? Fessle ihn ans Bett und fick ihn mit einer Gurke in den Arsch, oder stell' ihn meinetwegen zur Rede, aber tu endlich das richtige« schlug Brianna mit Nachdruck vor, da Enya ihr verschwiegen hatte, dass sie von Cedrics spezieller Neigung wusste. Leider wusste sie noch zu wenig darüber, und genau deshalb saß sie hier, in Bri's gemütlicher Küche.

»Noch mal, Bri: Cedric ist nicht homosexuell.«

»Doch. Ist er. Das sagte neulich sogar Carola, die Zwölfjährige, die ihren Roller regelmäßig in unserem Flur abstellt, damit er nicht geklaut wird. Sie meinte, er hätte jedes mal, wenn ihm der Freund der Zwillinge über den Weg läuft, eine Latte in der Hose.«

»Das ist eine unverschämte Lüge!«

»Nein, ist es nicht.« Brianna lächelte mitleidig.

»Die faulige Wurzel dieses Übels ist dieses abartige Zölibat. Katholische Priester, die sich an dieses Regelwerk halten, mag ich am allerwenigsten. Und die, die heimlich ficken, sind sogar noch schlimmer. In meinen Augen sind sie allesamt ein frömmelndes Pack faselnder Narren. Verfickt und zugenäht, würde unsereins sagen, aber es ist nun mal wie es ist. Glaub' mir, Herzchen; niemand auf dieser großen weiten Welt könnte es jemals schaffen, deinem vernagelten Priester klarzumachen, dass das Leben viel zu kurz und viel zu kostbar ist, um es auf diese Weise zu verschwenden. Liz, der ich davon erzählte, ohne deinen Namen zu nennen, stimmte mir spontan zu.«

»Wer ist Liz?«

»Liz ist seit Jahren bei uns die dritte im Bunde. Sie ist eine große, extrem gut gebaute Edelhure mit Köpfchen und den größten Titten, die ich, mit Ausnahme von Fens Monstermöpsen, die in etwa gleich groß sind, je gesehen habe. Sie hat ein

Haus in der Nähe des botanischen Gartens, lange schwarze Haare, die sie vor der Arbeit streng nach hinten kämmt, um sie als Pferdeschwanz oder als Zopf zu tragen, und die Spitze ihres Zopfes kann bestätigen, dass sie den größten Arsch von ganz Australien hat.

Enya wechselte das Thema.

»Weißt du, an wen du mich wegen deiner ›feinen‹ Ausdrucksweise erinnerst?«

»Nein. Aber ich schätze, du wirst es mir gleich ungeschönt auf die Nase binden.«

»An Maria Magdalena – Cedric hat mir von ihr erzählt. Sie war angeblich ebenfalls eine Hure, und mit ziemlicher Sicherheit gleich frivol wie du, aber sie hat sich, im Gegensatz zu dir, blendend mit Jesus verstanden.«

»Noch so eine Meldung und ich spuck dir mitten ins Gesicht.«

»Warum hasst du ihn eigentlich so?«

»Jesus?«

»Nein ... Cedric.«

»Weil ihn der Teufel persönlich angepisst, geritten, oder in den Arsch gefickt haben muss, dass er ein Mädchen, wie dich, unnötig quält. Zugegeben; er sieht fabelhaft aus, aber er ist wie ein Geier, der um seine Beute kreist. Mir wird schon komisch, wenn ich bloß an ihn denke!«

»Na, ich mag, nein; ich liebe ihn. Ich hab' ihn immer schon geliebt. Der vollkommene Priester,

sagen leider viele, aber ich sehe es anders. Ich sage dir; er ist lediglich so was von ehrgeizig, aber auch so war von erregend, dass ...«

»Ach, scheiß auf diese Kanaille, sage ich!«

»Brianna!«

»Hah, diesmal hab' ich dir doch einen Schock versetzt, wie?«

»Also, Bri, du bist wirklich ...« Enya unterbrach sich diesmal selbst und hob den Kopf, denn Brianna saß auf dem Schafwoll-Teppich und fingerte unter ihrem schwarzen Höschen an ihrer Möse herum.

»Ach herrje. Hoffentlich hab' ich mir bei der Orgie am vergangenen Wochenende keine Sackratten eingefangen. Mir juckt nämlich tierisch die Möse.«

»Au weia.« Zum Glück kam die Blondine, wenn auch ein wenig ungestüm, zurück auf das eigentliche Thema.

»Dieser verdammte Pfaffe!« fauchte sie. »Vom ersten Augenblick an war er mir unsympathisch!« Enya grinste gequält.

»Du lügst mir doch bloß deshalb mitten ins Gesicht, weil du neidisch bist.«

»Von wegen! Na schön! Hast gewonnen! Ich würd' deinen gut aussehenden Hengst zwischen- durch auch mal liebend gerne ficken, bis die Möse glüht, obwohl er, wie gesagt, stockschwul ist.«

»Nein, Bri. Ist er keineswegs. Und genau deshalb möchte ich, dass du mir dein geheimes Doppelleben bis auf das letzte Detail offenbarst. Wir beide versteh'n uns total gut, obwohl wir grundverschieden sind. Darum, und weil du viel erfahrener bist, als ich, will ich wissen, worauf es beim Sex ankommt. Ich meine, aus der Sicht der Männer. Bitte verrate mir, was einen Mann richtig glücklich macht, und was ich machen könnte, damit Cedric mir in jeder Hinsicht mit Haut und Haaren verfällt.«

»Du willst wirklich, dass ich dich von Grund auf verderbe, bloß, damit dir der missratene Pfaffe aus der Hand frisst?«

»Ja. Du bist, gleich wie ich, eine Keltengöre. Darum bin ich offen zu dir. Belisama, die Göttin der Fruchtbarkeit, hat mir in einem zufälligen Augenblick des Kontakts oder der Erleuchtung den Rat gegeben, mich in vollkommener Weise in die Hände einer Freundin zu begeben.«

Brianna starrte sie abermals an, während hinter ihrer fein gerunzelten Stirn die Rädchen ratterten.

»Du denkst an eine Art Verschwörung?«

»Ja.«

»Also gut. Abgemacht! Auf in das Land der Freizeit- und Amateur-Huren!«

»Großartig, Bri! Denk' doch nur! Ferien! Weißt du; das ist auf der Landwirtschaftsschule genauso wie auf jeder anderen Schule. Und bestimmt liebe

es sich so einrichten, dass wir beide zur selben Zeit ein paar Tage frei haben. Dann könnten wir gemeinsam das eine oder andere Bordell, in dem du gearbeitet hast, wie bei einer Besichtigungstour abklappern, und wenn ich von Cedric schwanger bin, wird er der römisch katholischen Kirche gewiss den Rücken kehren.«

»Und wenn nicht?«

»Hmmm. Dann werde ich wohl wieder nach Valopo zurückkehren, was ich sogar dann anstrebe, wenn Cedric sein wahres Ich gefunden und mich geschwängert hat. Oh, Bri, ich hab' mir alles genau durch den Kopf gehen lassen! Zu wissen, dass wir uns nun öfter sehen können, macht alles viel leichter.« Sie strahlte wie die Sonne.

»Ja, nicht wahr? Das wäre doch kein richtiges Leben mehr, wenn wir uns nicht alles auf Punkt und Beistrich gegenseitig auf die gepuderte Nase binden könnten.« Beide lachten wieder, und danach gab es Kekse und Tee.

»Ich bring' dir ein paar total tückische und versaute Tricks bei, die dir dabei helfen könnten, ihn zu deinem willenlosen Werkzeug zu machen. Das ist nötig, damit du ihm im richtigen Moment umso leichter und total unauffällig einen Balg abluchsen kannst. Es muss sich quasi wie zufällig, aus der Situation heraus ergeben, damit dein frommer Hengst hinterher nicht behaupten kann, du hättest ihn absichtlich aufs Kreuz gelegt. Manchmal muss

man sogar am Glück ein wenig herum feilen. Verstehst du, was ich damit sagen will?« fragte die Blondine beflissen, wobei ihre Augen teuflisch funkelten, als hätte ihr Luzifer für das Imitieren einer *Educatrix* die Erfüllung eines Wunsches versprochen.

»Das hab' ich ja kommen sehen, dass du so etwas sagen würdest« bekannte die hoffnungsfrohe Gastgeberin. »Keine Angst; ich weiß haargenau, was du meinst, und deshalb verlass' ich mich voll und ganz auf dich, auch wenn es sich noch so abstrus anhören sollte. Wenn ich das eine oder andere nicht verstehe, hake ich so lange nach, bis ich weiß, wie der keltische Hase läuft« fügte Enya hinzu.

»Ja. So machen wir's. Und hier kommt gleich die erste Belehrung, Herzchen. Das Stichwort, das mich darauf gebracht hat, lautet Hase. Wenn du willst, dass dir dein Priester so schnell wie möglich aus der Hand - nein, um es in der Sprache der Huren auszudrücken; wenn du willst, dass dir dein scheinheiliger Stecher in kürzester Zeit die Scheiße aus dem Arsch frisst, musst du dich dazu überwinden, im Schlafzimmer einen anderen Ton anzuschlagen. Und zwar einen weniger freundlichen, oder einen weniger lieblichen, wenn du so willst; frei nach dem Motto, nicht der *Hase* wird nach Strich und Faden gelobt und gestreichelt, sondern der *Rammelhase*. Darum werde ich dir

zuallererst Wörter und Redewendungen beibringen, die du deinem eigenen Spiegelbild im Trockentraining an den Kopf werfen wirst.«

Nun musste man sich, bei objektiver Betrachtung, die Frage stellen, ob Enya wirklich das volle Programm nötig hatte, denn wie sich bereits bei ihrem zweiten Zusammensein mit Cedric herausgestellt hatte, war allein ihre »Natürlichkeit«, verbunden mit ihre sagenhaften Hemmungslosigkeit hinter vier Wänden, eine Art »Wunderwaffe.«

»Ich soll vor dem *Spiegel* üben?«

»Du sagst es. Und obendrein anhand einer großen, möglichst lebensechten Puppe. Das wirst du tun müssen, damit dir die Schweinereien anlässlich eines Schäferstündchens leichter über die Lippen kommen. Zu einem Partner ›halt's Maul‹ zu sagen anstatt ›sei bitte still‹, ist, je nach Situation, leichter oder schwerer, und diese Hürde gilt es zu überwinden. In jemanden verliebt zu sein, ist schön und gut, aber das heißt noch lange nicht, dass deine Lust und dein persönliches Vergnügen - auf Kosten des Respekts, den du deinem Partner schuldest, hintan zu stehen haben. Im Gegenteil. Meinen Erfahrungen nach gefällt es richtigen Männern beispielsweise, wenn man ihnen im Schlafzimmer, zur Strafe für irgendein geringfügiges Vergeh'n, zumindest ab und zu eine Lehre erteilt.«

»Ach herrje. Wenn das wirklich zutrifft, war das, worauf Cedric zwischen den Zeilen anspielte, die reine Wahrheit.«

»Wie? Dein Pfaffe hat das Thema schon mal angeschnitten?«

»Ja. Sogar schon mehrmals, aber immer irgendwie grob umrissen, dürftig umschrieben, oder ein wenig nebulös, sodass ich mir immer noch nicht sicher bin, ob es ernst gemeint war.«

»Und ob es ernst gemeint war, Enya, und ob. Sei versichert, dass er in diesem Augenblick insgeheim von dir nach Strich und Faden verprügelt werden wollte. Gewiss solltest du das so rasch wie möglich für bare Münze nehmen, denn die meisten Männer, vor allem die modern eingestellten, mögen es, wenn ihre Partnerin im Bett ab und zu, oder auch öfter, eine dominante Rolle übernimmt.«

»Und wie soll das vonstatten geh'n?«

»Enya, Herzchen. Ich frage mich ernsthaft, was daran so schwer sein soll. Da sich dein schwuler Pfaffe wegen der Gefahr, Vater zu werden, oder aus Gründen der Vereinheitlichung wortwörtlich auf's Arschficken versteift hat, solltest du ihm, mal abgesehen von der Peitsche, auch was anderes zu kosten geben. Ich spreche von der so genannten Toilettenfolter. Einen Mann in doppelter Hinsicht als Mittel zur Erleichterung zu benutzen, ist beispielsweise die einfachste Sache der Welt.

Du setzt dich mit breit gespreizten Schenkeln, und wohlgemerkt, mit nacktem Hintern, auf sein Gesicht, und zwar möglichst genau auf seinen geöffneten Mund, und nachdem du seinen Kopf zwischen deine hübschen Arschbacken geklemmt hast, verrichtest du in aller Gemütlichkeit dein Geschäft.« Enya glaubte, sich verhöhrt zu haben.

»Bri! Um Himmels Willen! Hör' bitte auf und erzähl' keine Geschichten! Das wäre doch total eklig!«

»Falsch, meine Liebe. Es hört sich bloß eklig an, aber in Wahrheit ist es die natürlichste Sache der Welt. Koala – Babys, die du als echte Australierin sicher kennst, werden sogar von ihrer eigenen Mutter mit deren Scheiße gefüttert und groß gezogen. Scheiße riecht bloß eklig, aber sie ist lediglich das, was von deinem eigenen Körper als unbrauchbarer Abfall und guter Dünger ausgeschieden wurde – weiter nichts.«

»Nun; deine Ansicht kann ich persönlich einigermaßen nachvollzieh'n, weil ich ein sehr naturverbundener Mensch bin, und da ich weiß, dass Scheiße in manchen Gegenden ein wertvoller Rohstoff ist – zumindest aber ein Dünger oder ein gutes Brennmaterial, aber das war's dann auch schon, Bri, denn wie du weißt, ist die Betrachtungsweise der Leute, je nach Typ, Wohngegend, oder Erziehung, grundverschieden. Also darfst du es niemandem verübeln, der dich ...«

»Ja, ja. Schon gut, Herzchen. Ich weiß, worauf du anspielt und ich stimme dir sogar zu, doch ich bleibe dabei. Ich persönlich bin sogar der Ansicht, dass es genau diese Natürlichkeit ist, die uns Kelteingören von den scheinheiligen und erkonservativen Kirchgängerinnen unterscheidet, die mit abgespreiztem kleinen Finger durch eine Basilika spazieren und so tun, als hätten sie höchst-selbst die Frömmigkeit erfunden. Aber wie dem auch sei; wenn du die Sache wirklich durchzieh'n willst, solltest du deinen egoistischen Priester, gleich wie die Mütter der Koala-Babys es tun, demnächst aus purer Neugier mit deiner Scheiße konfrontieren, um zu seh'n, ob er wirklich total auf dich abfährt. Was hast du schon groß zu verlieren, frage ich mich, denn mehr, als angeekelt davonzurennen, um nach einer gewissen Zeit reumütig zu dir zurückzukehren, kann und wird er nicht tun, denn in Wahrheit sind die meisten Leute nicht das, was sie der Gesellschaft mit viel Mühe und Geschick vorzugaukeln versuchen. Priester wissen das, und genau deshalb wird der ahnungslose Vater deines ersten Kindes deine Ehrlichkeit und deine Natürlichkeit eher zu schätzen wissen, als sonst jemand auf dieser gottlosen Welt. Also wirst du ihm, sowie er von Italien zurückkommt, hübsch und artig deine Scheiße und deine Pisse verabreichen, und wenn er nicht alles, was du ihm in rauen Mengen ins Maul gepisst oder geschissen

hast, ratze-putz hinunter schluckt, und jede Saue-  
rei, einschließlich der Tropfen an deiner feuchten  
Möse, und die an deinem Arschloch verbliebene  
Kacke mit der Zunge entfernt, bekommt er von dir  
die Peitsche – und zwar anständig, meinetwegen  
die halbe Nacht, damit er weiß, dass du keine Fa-  
xen machst. Ach ja; wichtig dabei ist die Reihen-  
folge, denn dein Arschloch sollte er klarerweise  
erst am Ende der Züchtigung säubern, denn  
schließlich hat er nur eine einzige Zunge. Zuerst  
kommt die Möse dran, dann der Arsch, und am  
Ende hat er den verdreckten Boden fein säuberlich  
und mit sichtlicher Begeisterung mit der Zunge zu  
reinigen.«

»Ich ... ich, äh ... ich soll wirklich ...?«

»Ja! Damit er sieht, dass du ein Leben lang be-  
gehrenswert geil und unberechenbar bist! Und  
hör' gefälligst auf zu stammeln! Meine Güte! Und  
schau nicht drein, als stünde ein Basilisk vor dir!  
Was ich dir einzuhämmern versuche, ist doch  
nicht so schwer zu versteh'n! Es geht darum, dem  
Partner zumindest im Schlafzimmer in einer fes-  
selnden Art überlegen zu sein!«

»Du ... du meinst, je mehr ich mich gehen lasse,  
desto weniger wird er auf die Idee kommen, mich  
fallen zu lassen oder eine andere Frau zu beglü-  
cken?«

»Jaaa! Wie schön! Endlich scheinst du begriffen  
zu haben, dass pure Fleischeslust sogar in der

Lage ist, dem Teufel höchstpersönlich ein Schnippchen zu schlagen! Und genau deshalb wirst du dich ab sofort hinter vier Wänden wie eine von uns aufführen! Was dein verblendeter Priester, in dem, gleich wie in allen anderen Männern, ein spritzfreudiger Sklave steckt, in Wahrheit benötigt, ist eine handfeste Rosskur! Und genau die soll und wird er von dir bekommen! Du pisst oder schießt, egal ob er gerade so tut, als würde er beten oder nicht, geradewegs in sein lügenerisches Maul, und zwar so lange, so gut, und so kräftig wie's geht, und nachdem er die ganze Sauerei mit der Zunge aufgeleckt hat, treibst du ihn trotz allem, aus nichtigem Anlass mit der Peitsche quer durchs Zimmer, wobei du schwer und bequem auf seinem Rücken sitzt und ihn mit Worten zu dem Scheiße fressenden Ferkel degradierst, das er nach der Orgie ja auch ist.«

»Ach herrje.«

»Sag' deswegen nicht ach herrje, Enya, denn das, oder ähnliches wirst du mit deinem scheinheiligen Liebhaber tun müssen, damit sein Heiligenschein verrutscht oder Risse bekommt, und damit du es schaffst, jenen Teil seines Gehirns lahm zu legen, der für das vernünftige Denken zuständig ist. Pure Wollust und pure Ferkeleien sind ab sofort vonnöten; wenn du deinen angehenden Kardinuntius, oder wie das heißt, zumindest kurzfristig umpolen willst. Schon mal was von den al-

ten Römern gehört? Die haben sogar noch ärgere Dinge getrieben – mit jungen Knaben und so weiter und so fort. Keine Angst; hinter vier Wänden, und natürlich bei verriegelter Tür, kannst du dich frei und anonym entfalten. Leider ist es hier nicht so komfortabel, wie beispielsweise in Fenias Keller.«

»Ihr macht gemeinsame Sache?«

»Ja. Wir haben sogar ein paar neue Methoden entwickelt, die es uns ermöglichen, aus unseren Kunden Stammkunden zu machen.«

»Methoden? Was denn für Methoden?«

»Du möchtest ein Beispiel?«

»Ja, Bitte.«

»Na schön. Fenia ist zum Beispiel dahintergekommen, dass sich gewisse Typen, die wir gemeinsam in die Mangel nehmen, noch kleiner, noch schwächer, und noch hilfloser fühlen, wenn wir, kurz nachdem wir sie in einen Käfig gesperrt haben, so tun, als würden wir vor ihren Augen ihre privaten Klamotten verbrennen.«

»Ihr ... ihr sperrt sie in einen Käfig?«

»Ja, aber meistens nur die, die das wollen. Andere wieder, vor allem die, die Fenia aufgabelt, wollen, dass wir uns beispielsweise auf ihr Gesicht setzen und die bereits erwähnten Toilettenspiele mit ihnen treiben.

»Warum wollen das vor allem Fenias Kunden?«

»Weil sie, wie du selbst gesehen hast, einen extrem großen Hintern und einen zeitlich berechenbaren Stuhlgang hat, nach dem man eine Uhr stellen könnte. Im Übrigen lockt Fenia einen Teil ihrer Kunden, deren Kontostand sie kennt, in ihr Haus, weil sie sich an ihren eigenen schauspielerischen Fähigkeiten ergötzt. Sie verbindet es quasi mit ihrem normalen Leben als Schauspielerin.«

»Hört sich ein wenig gruselig an.«

»Ja. Fand ich zu Beginn auch, hat sich aber mittlerweile gelegt. Im Grunde mach' ich mittlerweile sogar dasselbe.«

Ein paar Sekunden herrschte Stille. Dann fuhr Enyas Nachbarin fort.

»Wie dem auch sei. Jedenfalls geht Fen, im Gegensatz zu mir, mit Schwanzträgern, egal wie alt sie sind, gleich um, wie mit Hunden.«

»Dann ist das, was du grundsätzlich über Männer gesagt hast, wirklich wahr?«

»Ja. Glaub' mir, Enya. Männer verfallen dir umso leichter und umso mehr, je hemmungsloser du mit ihnen im Schlafzimmer umspringst. Halt dir das Beispiel mit Andrastes Hasen immer vor Augen.

»Und wie wäre es, wenn ich euch oder einer von euch dreien, zwecks Sammeln von Erfahrungen, bei erotischen Handlungen zusehen könnte? Ich meine nicht direkt, sondern hinter einem Vorhang oder in einer dunklen Ecke versteckt.«

Brianna Sinclair überlegte scheinbar fieberhaft.

»Sorry, Herzchen, aber das kann ich leider nicht allein entscheiden, denn weder möchte ich es mir mit Fenia verscherzen, noch möchte ich Schwierigkeiten bekommen, weil du noch keine Haare in der unteren Etage vorzuweisen hast. Von mir aus darfst du gerne beim nächsten Mal dabei sein, aber Fen, in deren Villa sich der Keller befindet, und die demzufolge eine Führungsrolle innehat, darf auf keinen Fall übergangen werden. Also muss ich zuerst Fenia fragen, die wiederum ihre Freundin, Liz, die ich vorhin erwähnte, fragen muss, und wenn beide einverstanden sind, geht sie Sache mit dem Zusehen in Ordnung. Gut möglich, dass du, je nach Fens Laune, sogar ein wenig mitmachen darfst, wenn ich sage, du würdest damit liebäugeln, eine Hure zu werden.«

»Ja. Das ist wirklich eine tolle Idee, Bri. Danke, dass du dich für mich verwendest und danke dass du deswegen sogar bereits bist, zu lügen.«

»Danke mir erst, wenn du deinen Willen auch tatsächlich bekommen hast. Falls es nicht klappt, bringe ich dir provisorisch ein paar Dinge hier in deiner Wohnung bei, die du dann bei deinem Priester nachmachen kannst.«

»Das wäre nett. Dennoch hat es sich angehört, als wärst du skeptisch, was das Zusehen betrifft.«

»Ja. Dein Gefühl hat dich nicht getäuscht. Und weißt du auch warum?«

»Nein.«

»Weil ich mir schwer vorstellen kann, dass ausgerechnet du es einem Mann so besorgen könntest, dass er hinterher Willens wäre, für die geleisteten Dienste zu bezahlen.«

»Täusch‘ dich mal nicht, Bri. Ich bin immerhin eine waschechte Keltengöre – wie du.«

»Ja. Auch wieder wahr. Nichtsdestotrotz darfst du keinesfalls enttäuscht sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, Fen zu überreden. Sollte es jedoch mit viel Glück gelingen, hätte ich bereits eine Idee, wie es klappen könnte, deinen Wunsch, in kurzer Zeit Erfahrungen zu sammeln, auf radikale Weise zu verwirklichen.«

»Was denn für eine?«

»Wart‘s ab, Herzchen – Hurerei ist nicht gleich Hurerei, aber eine gute Amateurin kann so oder so aus dir machen – das kann ich dir bereits jetzt mit gutem Gewissen versprechen.«

\*\*\*

Am darauffolgenden Abend sagte Bri zu Enya, sie würde Enya mit verbundenen Augen zu Fen bringen, doch es ginge zuerst nur um eine vertrauliche und unverbindliche Unterhaltung, von der niemand erfahren dürfe.

»Ist gut« sagte Enya, und nachdem sie nochmals einen Schwur geleistet hatte, versprach die Blondine, ihr Versprechen einzulösen.

Noch einen Tag später, am Freitag Nachmittag, saßen Enya und Bri in Fenias Wohnzimmer bei Kuchen und Tee, und Fen nahm Enya nochmals den Schwur ab, keiner Menschenseele ein Sterbenswörtchen zu erzählen.

»Ist gut« sagte Enya denkbar knapp und in sich wiederholender Weise, während sie die exquisit und luxuriös eingerichtete Wohnung bestaunte.

Leider verhielt sich Fen eher zurückhaltend denn zugänglich, was wohl daran lag, dass sie extrem vorsichtig sein musste, wem sie Geheimnisse anvertraute. Ob Enya ihren Willen bekam, stand zu dieser Zeit noch nicht fest, zumal sie tatsächlich nur mit verbundenen Augen anreisen und das Haus betreten hatte dürfen, damit sie den Standort der Villa nicht verraten konnte. Fest stand hingegen, dass Fens verstorbener Gatte wahr und wahrhaftig stinkreich gewesen sein musste, denn laut Bri wurde die vollbusige Anführerin der dreiköpfigen Truppe sogar von ehemaligen Freunden ihres Mannes – allesamt, gleich wie Fens Mann, reiche Fabrikbesitzer (Wollverarbeitung, Zuckergewinnung usw.) - um ihre feudale und im englischen Stil eingerichtete Villa beneidet. Hätten die Leute gewusst, was sich in den tiefer liegenden Kellergewölben ihres Hauses abspielte, hätten sie

sich wahrscheinlich pronto rapido von ihr zurückgezogen.

Erst nach ungefähr einer Stunde legte Fen langsam aber sicher ein wenig Leutseligkeit an den Tag, und vollkommen klar war, dass sie dabei als Theaterspielerin und Schauspielerin stets das Heft in der Hand hatte. Das Gute an der Sache: Liz hatte, dank Bris Fürsprache, bereits ihr »Ist gut« bekannt gegeben, weshalb Fenia praktischerweise für alle drei Edelnutzen sprechen konnte, zumal Bri eher selten das Wort ergriff. Gewiss war es so, dass sich Enyas Nachbarin bereits unter vier Augen mit der Herrin des Hauses über Enyas Anliegen unterhalten hatte, denn anders konnte sich Enya Bris Zurückhaltung nicht erklären.

»Brianna, Schatz. Wie stellst du dir das vor?« fragte Fenia, nachdem Bri und Enya sie mit dem Wunsch konfrontiert hatten, Enya die Möglichkeit zu bieten, Hand an einen Sklaven legen zu dürfen. »... du weißt doch, dass wir jede Menge Probleme bekommen könnten, wenn ich es einer Fünfzehnjährigen gestatten würde, in meinem Haus einen Freier zu bedienen – egal in welcher Form. Es würde sich, trotz unserem Bemühen um Diskretion, wie ein Lauffeuer unter meinen Kunden herumsprechen, und selbst wenn wir das Glück hätten, dass die Hüter des Gesetzes es nicht mitbekämen, wäre es uns nicht von Nutzen.«

»Warum nicht?«

»Nun; die Enttäuschung unter meinen Stammkunden wäre perfekt, wenn sich herausstellen würde, dass es sich um eine einmalige Angelegenheit gehandelt hätte ... wenn du verstehst, was ich meine.« So lautete Fenias Argument, nachdem sie Enya und deren blonder Freundin eine Abfuhr erteilt hatte. »Gewiss; unsere Kunden würden sich aufgrund des einmaligen Angebots darum reißen, gegen Bezahlung mit einer Lolita schlafen zu dürfen oder von einer ebensolchen gezüchtigt zu werden, doch meine Antwort muss nein lauten, so leid es mir tut.«

Enya senkte enttäuscht den Kopf, doch so leicht gab Brianna nicht auf.

»Und was wäre, wenn sich der Freier, den Enya zwecks Sammeln von Erfahrungen zu züchtigen gedenkt, nicht freiwillig unter ihrer Knute einfinden würde?«

Fenia horchte auf und schob die Brauen hoch.

»Brianna, Schatz. Ich schätze, das musst du mir schon ein wenig näher erklären, bevor ich dazu etwas sagen kann.«

»Nun; ich spreche von einem Freier, der sich weder freiwillig in Enyas Hände begeben, noch zu unseren Kunden zählen würde. Die Rede ist von einem dieser kleinschwänzigen Strolche, die sich nachts an und von Bord eines Schiffes schleichen, um in einer Hafenstadt Einbrüche und Taschendiebstähle zu begehen.«

»Du sprichst von den verbrecherischen Lausungen, die durch Elizabeths Maschen geschlüpft sind? Den Jungs, die zum Teil in ihrem Heim waren und nun nach getaner Arbeit samt Beute weiter zieh'n, um in einer anderen Hafenstadt zuzuschlagen?«

»Oui« bejahte Bri auf Französisch. »denn wenn Enya lernt, wie man einem dieser klein gewachsenen Schwächlinge den nackten Hintern versohlt, wäre das bereits ein guter Anfang.«

Fenia überlegte und glaubte, Briannas Grundidee erkannt zu haben.

»Du spekulierst ernsthaft damit, einen dieser kleinen Langfinger in die Hände zu bekommen, die tagsüber in der Nähe von Lolas Bordell rumlungern? Einen dieser flinken Bastarde, die am Abend Lolas Türsteher bestechen, damit er sie bei der Hintertür reinlässt, und die grünen Knirpse sich einen dieser Schmuddelfilme anschauen können?«

»Erraten« sagte Brianna. »Genau die meine ich. Liz hat uns von diesen Problemfällen erzählt. Sie sagte, sie hätte es aus einem ihrer Jungs heraus geprügelt, bevor er für sie Spitzeldienste verrichtete. Einen dieser unverbesserlichen Spitzbuben zu schanghaien hätte zudem den Vorteil, dass der Sklave Enyas Größe entsprechen würde, und dass es ihr um ein vielfaches leichter fallen würde, den handlichen Bastard zu züchtigen, denn sie könnte

im Zuge der Bestrafung mit seinem verbrecherischen Leben argumentieren. Sie könnte sogar versuchen, ihn infolge der vier Abende, die mir vorschweben, zu einem besseren Menschen zu erziehen.«

»Du meinst allen Ernstes, du wärst in der Lage, einen dieser verdorbenen Bengel gewaltsam zu rekrutieren, und sie könne, gleich wie Elizabeth, versuchen, ihn binnen drei oder vier Wochen zu läutern?«

»Ja. Die diebischen Ausreißer haben es allesamt verdient, um ihre Beute gebracht, gequält und ganz nebenbei geläutert zu werden. Wir knöpfen ihm seine Beute ab, züchtigen ihn zu viert, wobei Enya die Hauptakteurin spielt, und wenn Enya ihren Willen hat, lassen wir das kleine ramponierte Fickferkel laufen. Der Bengel soll sich getrost auf einen Teil des gerechten Ausgleichs seines verwerflichen Lebenswandels gefasst machen. Wir verbinden ihm, gleich wie bei der Entführung, die Augen, und setzen ihn nach getaner Arbeit wieder dort ab, wo wir ihn aufgegabelt haben. Oder noch besser; wir setzen ihn nicht beim Kino ab, sondern in der unmittelbaren Nähe seiner Eltern – nackt und bemitleidenswert. Kein Schwein wird ihm glauben, wenn er beteuert, *wir* hätten ihm die Striemen und blauen Flecken zugefügt, mit denen sein Körper übersät ist, denn alle würden denken, er hätte einmal mehr Prügel von je-

mandem bezogen, den er, wie üblich, beklaunen wollte.«

»Hmmm. Ja. Das ist richtig. Kein Mensch würde ihm die Wahrheit abkaufen« sagte die brünette Hure, die Brianna und Liz als Anführerin akzeptierten.

Fenia dachte wieder nach und kam zu folgendem Ergebnis:

»Zugegeben; dein Plan hört sich recht passabel, nein, nahezu perfekt an, doch eines ist mir nicht ganz klar. Wie willst du es schaffen, ihn unauffällig zu überwältigen und den verbrecherischen Knirps nicht minder unauffällig hierher zu transportieren?«

»Wir lauern ihm am Hinterausgang des Bordells, der gleichzeitig der Ausgang des Schmuddelkinos ist, auf, ködern ihn mit unseren weiblichen Waffen, und überwältigen ihn in seiner eigenen Bleibe. Dann prügeln wir die Aufbewahrungsorte seiner Beute aus ihm heraus, damit du den Teil ab bekommst, den du dir für die Benutzung des Kellers vorstellst, und am Ende rollen wir ihn im gefesselten und geknebelten Zustand in einen Teppich oder in eine Decke und verfrachten ihn in mein Auto. Der Rest ist das reinste Kinderspiel.«

»Und was macht ihr, wenn ihr von einem Hüter des Gesetzes angehalten werdet?«

»Dann machen wir demselben schöne Augen oder ein nettes Angebot, wenn es unbedingt sein muss, wenn du verstehst, was ich meine.«

Fenia verstand sehr wohl, sehr gut und sehr schnell. Sie dachte wieder nach, und willigte schlussendlich zu Enyas und Briannas Freude ein.

»Also gut, Brianna. Du hast es geschafft, mich zu überzeugen. Die Sache könnte tatsächlich klappen, sofern ihr euch keinen Fehler erlaubt. Doch höre. Ich stelle dennoch ein paar Bedingungen, damit nicht ich diejenige bin, der euer kleines anrühiges Experiment im Falle eines Fehlers auf den Kopf fällt. Du wirst einseh'n, dass ich kein Interesse daran habe, etwas auszubaden, das andere unter Miteinbeziehung meiner Gutmütigkeit verbrochen haben. Erstens werdet ihr euch bis zur Unkenntlichkeit verkleiden, zweitens will ich den Bengel zu Gesicht bekommen, bevor ihr euch an ihm zu schaffen macht, drittens steht es mir zu, meine Zusage in jeder Phase der Aktion in eine Absage zu verwandeln, viertens werdet ihr ihn nach einer entsprechenden Erholungsphase adrett und angezogen bei seinen Eltern abliefern, und fünftens möchte ich von dir wissen, wie es möglich ist, dass du deiner Freundin zumutest, einen Grünling im Alter von zehn bis sechzehn Jahren zu züchtigen, obwohl sie höchstwahrscheinlich noch nie eine Peitsche in der Hand hatte.«

Enya brachte einen Einwand.

»Sorry, Fenia, wenn ich mich in eure Unterhaltung mische, aber damit kein Missverständnis entsteht, möchte ich erwähnen, dass ich bestens mit einer Peitsche und ebenso mit einer Reitgerte umgehen kann.«

»Ach ja?«

»Ja. Erstens reite ich für mein Leben gern, und zweitens gehörte es in den vergangenen Jahren zu meinen Aufgaben, die Treiberhunde mithilfe der Peitsche davon abzuhalten, sich gegenseitig zu zerfleischen.«

Brianna grinste schief und konnte es sich nicht verkneifen, einen ihrer berühmt berüchtigten Kommentare abzugeben.

»Hast du das gehört, Fen? Unser Herzchen kann demzufolge wahrscheinlich besser mit einer Peitsche umgehen, als wir alle zusammen anlässlich einer Gruppentherapie.«

Fenia dachte wieder nach.

»Hmmm. Und wie sieht es mit den anderen Züchtigungsmethoden aus? Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass sie es auf Anhieb problemlos hinkriegen könnten, einen nackten Sklavenjungen übers Knie zu legen, ihn, auf seinem Rücken sitzend, durch den Keller zu treiben, oder ihn als lebende Toilette zu benutzen, ohne jemals zuvor eine derartige Szene zu Gesicht bekommen zu haben? Ich spreche davon, dass es sein könnte, dass sie aufgrund ihrer angeborenen Hemmungen nach

gelungener Beschaffung des Sklaven vor ebendiesem steht, als hätte sie sich in eine Salzsäule verwandelt. Der ganze Aufwand wäre für die Katze, und das Risiko, dass die Sache auffliegt, bestünde dennoch. Sowohl für euch wie für mich.«

Nun war Brianna wieder diejenige, die mit gerunzelter Stirn überlegte, doch Enya unterbrach ihr Grübeln mit folgenden Worten:

»Und wie wäre es, wenn wir dir alle Wertgegenstände, die wir bei dem Dieb finden, überlassen, damit ich euch in den nächsten Tagen dabei zusehen darf, wie jede dieser Züchtigungen vonstatten geht, und damit ihr euch an meiner Einschulung beteiligt, nachdem wir den Sklaven mit verbundenen Augen in deinen Keller transportiert haben?«

Fenia und Brianna tauschten Blicke aus und da Bri eine zustimmende Geste mit dem Mund vollführte, und Enya wirklich viel daran zu liegen schien sagte die Logenchefin:

»Du möchtest ebenfalls, dass Elizabeth und ich dabei sind, wenn du deine Feuertaufe absolvierst?«

»Ja« sagte Enya wie aus der Pistole geschossen. »... aber nur, wenn ihr das möchtet, denn ich könnte mir sogar vorstellen, dass sich dadurch die Miete für den Keller ein klein wenig verringert.«

Anhand dieser Bemerkung konnte man gut erkennen, dass Enya aufgrund des Besuchs der

Landwirtschaftsschule bereits jetzt eine gute Wirtschaftlerin war.

»Wie es aussieht, weißt du haargenau, was du willst. Also gut. Zieht die Sache so durch, wie Brianna es vorgeschlagen hat, aber nehmt euch in acht vor Lola, da die Gute sonderbarerweise mütterliche Gefühle für die kleinen Strolche hegt, und nehmt euch noch mehr in acht vor Lolas Mann am Hinterausgang. Soviel ich weiß, hat er sich ein lukratives Nebeneinkommen geschaffen, indem er sich von den Jungs bestechen lässt, obwohl sie noch grün hinter den Ohren sind. Er darf euch keinesfalls dabei beobachten, wenn ihr einem seiner Kunden, die ihm regelmäßig Geld oder Schmuck in die Tasche stecken, eine Falle stellt.«

»Das versteht sich von selbst, Fen. Enya und mir stellt sich nur noch die Frage, wann Enya Gelegenheit bekommt, bei den Züchtigungen zuzusehen, und welche von uns die Glückliche sein darf, heimlich von ihr beobachtet zu werden.«

Fenia dachte nach und schlug, an Enya gerichtet, folgendes vor:

»Da du hervorragend mit der Peitsche umgehen kann, schlage ich vor, wir lassen diesen Teil weg, und widmen uns umso mehr den drei anderen Bereichen, die du unbedingt beherrschen solltest, damit er dir gelingt, deinem verblendeten Priester das wahre Leben schmackhaft zu machen. Da er, wie du sagtest, erst in vier Wochen von seinem

Aufenthalt in Rom zurückkehrt, steht uns genug Zeit zur Verfügung, um eine Hure aus dir zu machen. Ich spreche von einer Hure, die es fertig bringt, jeden Mann zu manipulieren, der einen vollständigen Satz Eier in der Hose hat. Ja; vier Wochen reichen voll und ganz. Dennoch werden wir einen strikten Zeitplan einhalten müssen, von dem wir keinesfalls abweichen dürfen. Darum wäre es gut, wenn ihr euch bereits morgen Nachmittag im Keller einfindet, damit wir ein paar Vorbereitungen treffen können. Ihr beide werdet euch hinter einem Paravent verstecken, während ich einen meiner Stammkunden züchtige, indem ich ihm den nackten Hintern versohle. Ich stelle euch dafür den großen Wandschirm zur Verfügung, der sich in meinem Ankleideraum befindet. Und am Abend werden Liz und ich gemeinsam einen von Elizabeths Freiern reiten, denn das nachzumachen dürfte, wie ich aus deinen eigenen Worten heraus hören konnte, ebenfalls kein Problem für dich darstellen. Damit meine ich, dass wir diese beiden Veranschaulichungen an einem Tag absolvieren und unser Hauptaugenmerk übermorgen auf die Toilettenfolter richten können, denn ich schätze, diese Art, einen Mann zu demütigen, wird dir am meisten Probleme bereiten. Habe ich recht?«

Eny nickte zustimmend und erklärte:

»Ja. Dem schließe ich mich mit gutem Gewissen an. Du musst wissen; ich bin katholisch erzogen

worden, obwohl ich mich stets zu meiner keltischen Herkunft bekannt habe.«

»Ich verstehe. Nun; eines kann ich dir jetzt schon versprechen. Wenn du deinen Sklavenjungen am Ende deiner Einschulung in den Käfig zurück verfrachtest, damit er sich von den Strapazen erholen kann, bist du ein völlig neuer Mensch. Elizabeth wird dir, dank meiner Bitte und Fürsprache übermorgen Abend demonstrieren, was es bedeutet, wenn dir ein Mann dermaßen hörig ist, dass du ihn, wann immer es dir beliebt, als lebende Toilette benutzen kannst. Klarerweise ist es dafür nötig, dass du zumindest am Sonntag den ganzen Tag in meiner Villa verbringst, und wenn du willst, kannst du gerne ab heute hier bleiben. Du könntest dir alles in Ruhe ansehen und Brianna wäre diejenige, die dir das ganze Anwesen zeigt, einschließlich der Verliese, dem großen Badezimmer, der Garage und dem Schwimmbecken.«

Enya und Bri tauschten Blicke und danach nickten beide zustimmend.

»Danke, Fenia. Das edelmütige Angebot nehme ich gerne an« sagte Enya mit zufrieden wirkender Miene.

So blieben die beiden Freundinnen aufgrund der freundlichen Einladung das ganze Wochenende in Fenias feudaler Villa, und hatten, obwohl Enya sich sogar um die kleinsten Details erkundigte, zwischendurch sogar Zeit, einen genauen Plan zu

schmieden, wie sie einen der Taschendiebe in ihre Gewalt bekommen könnten, die in der Nähe eines bestimmten Bordells am Hafen herumlungerten. Bri und Fenia, die das Bordell ebenfalls kannte, erklärten Enya im Groben, dass die besagten Jungs, laut Elizabeth, Leute beklauten, und danach das Leben in vollen Zügen genossen, indem sie das Geld in Kneipen, Kegelbahnen, oder anderswo verprassten oder dem illegalen Erotikkino, das dem Bordell angeschlossen war, Besuche abstatteten. Da der Mann an der Tür, den die Jungs bestechen mussten, um durch den Hintereingang in den Filmvorführraum schlüpfen zu dürfen, die meisten der Jungs kannte, war Vorsicht geboten, denn wenn die Sache aufflog, konnte es sein, dass die drei Huren und Enya jede Menge Schwierigkeiten bekamen. Doch alle vier waren zuversichtlich, denn selbst Elizabeth, die als letzte in die genauen Details eingeweiht wurde, fand den Plan nahezu grandios. Sie meinte, selbst wenn bei der Züchtigung etwas in katastrophaler Weise schief gehen würde, würden sie keinerlei Probleme bekommen, da es niemanden juckte, wenn einer der kleinen Diebe von heute auf morgen spurlos verschwand. Viele Angehörige dieses Gesindels, sagte sie, prellten, sofern sie nicht im Freien schliefen, ihren Vermieter oder ihre Vermieterin, indem sie sich bei Nacht und Nebel auf ein Schiff schlichen und als blinder Passagier zu einer anderen

Hafenstadt führen, um auf diese Weise die Arbeit der Staatsbeamten zu erschweren. Demzufolge würde der Mann an der Tür, gleich wie die wenigen Freunde und Bekannten des Jungen, annehmen, er hätte sich, wie viele andere Angehörige der Diebesgilde, sang und klanglos aus dem Staub gemacht.

\*\*\*

Den Nachmittag des darauffolgenden Tages verbrachten Enya und Brianna, abweichend von Fenias Plan, nicht in Fenias Villa, sondern zuhause in ihren Wohnungen, denn Brianna hatte am Vormittag ein paar Modegeschäfte abgeklappert und drei verschieden große männliche Puppen aufgetrieben. Sie musste tief in die private Tasche gegriffen haben, denn richtig schöne Schaufensterpuppen, wie diese, waren sündhaft teuer.

»Ich möchte nicht, dass Fen mitbekommt, dass ich dir, mehr als es normalerweise üblich ist, unter die Arme greife« begründete Bri die Planänderung, bevor sie in Enyas Wohnung allerhand Dinge aus der Tasche zauberte.

Eine Packung echten indischen Hochlandtee, zwei Packungen Kekse, einen Kuchen, Brot, zehn Eier für ein schnelles Pfannengericht, und ihre schicke schwarze Handtasche. Die drei nackten Puppen durften Enya dabei zusehen, wie sie Tee

kochte und den Kuchen und die Kekse auf zwei Teller verteilte.

»Sag‘ mal. Wie ist das eigentlich genau mit diesem Kino?« wollte die Gastgeberin wissen.

»Ganz einfach. Der Mann an der Kasse lässt die Jungs bei der Hintertür rein und raus, und im Gegenzug bekommt er von ihnen Diebesgut – Schmuck, eine Uhr oder Geld. Den Jungs ist es anscheinend nur recht, dass er auch Schmuck annimmt, denn auf diese Weise müssen sie die Sachen, die sie tagsüber geklaut haben, nicht unter der Hand in einer Hafenkneipe verhökern.«

»Und warum bist du darüber so gut im Bilde?«

»Weil Elizabeth mittlerweile etliche kleine Informanten hat, die ihr solche Dinge zutragen. Darum weiß sie darüber und über manch andere Dinge bestens Bescheid. Lolas Mann an der Tür, sagte sie, sieht sich links und rechts um, kassiert den Schmuck oder das Geld, und danach lässt er die diebischen Knirpse beim Hinterausgang rein, damit sie sich ab dem Alter von neun oder zehn Jahren Erotikfilme ansehen können. Verbotene Filme sozusagen. Im Kino gibt es eigens für die kleinen Bastarde eine dunkle Ecke in der Nähe der Tür, damit sie sich bei Gefahr so rasch wie möglich verdrücken können.«

»Ach so ist das also.«

»Ja.«

Nachdem sie sich gestärkt hatten, lernte Enya ihre erste und (laut Bri) wichtigste Lektion.

Die Blondine trug ein schwarzes kurzes Röckchen, das aufgrund seiner Transparenz mehr zeigte als es verbarg, und Enya staunte nicht schlecht, als sie von ihrer Nachbarin ein gleich aussehendes Röckchen, schwarze Unterwäsche, lange schwarze Stiefel, einen Strumpfgürtel aus schwarzem Leder und ein Paar schwarze Seidenstrümpfe geschenkt bekam, mit der Aufforderung, die Sachen anzuziehen. Was folgte waren lange schwarze Lederhandschuhe und zwei mit langen spitzen Stacheln bewehrte Pitbull- Hundehalsbänder.

»Wozu sind die Hundehalsbänder?«

»Die schnallt man sich als Domina um die Oberschenkel, damit man einen zappelnden Sklaven auf einfache Art ruhig stellen kann, doch diese Folterhilfe kannst du diesmal weglassen.«

Aha. Enya tat wie geheißen. Sie legte die Stachelhalsbänder zur Seite und als sie fix fertig angezogen war, sah sie aus wie eine waschechte Domina.

»Sehr schön. Die Sachen stehen dir ausgezeichnet. Gut, dass sich sie aufbewahrt habe. Und nun wäre es gut, wenn du dich mit gespreizten Beinen auf diesen Sessel setzt« sagte Bri, wobei sie den Sessel in die Mitte des Zimmer stellte, damit nichts im Weg war.

Auch dieser Bitte nachzukommen war kein Problem, obwohl das, was Enya zu tun hatte, aufgrund der schwarzen Reizwäsche am Ende extrem ordinär aussah.

Als nächstes wurde Enya ein kurzer schwarzer Schlagriemen in die Hand gedrückt, mit den Worten:

»Da ... nimm ... den schenk' ich dir ebenfalls, denn das ist so ziemlich das wichtigste Instrument, wenn du deinen Plan verwirklichen willst. Bleib in dieser Stellung sitzen ... ich hol die große Puppe.«

Eine halbe Minute später kam sie mit der Puppe anmarschiert, und Enya staunte abermals, denn die Blondine hatte im Genitalbereich der Puppe mithilfe einer Kordel einen künstlichen Penis fixiert, den sie in weiterer Folge auch bei den anderen Puppen verwendete.

»Wozu soll das denn gut sein?« fragte sie, während sie den künstlichen Penis mit Zeigefinger und Daumen auf und ab bewegte.

»Damit du den Pimmel spürst, während du den Sklaven über's Knie legst und züchtigst. Schließlich soll das Training ja so echt wie möglich vons-tatten geh'n.«

»Und woher hast du den Penis?«

»Den hat einer von Fens Stammkunden geschnitzt. Den und einen großen Pferdeschwanz. Und zwar kostenlos, weil er von ihr extrem heftig

in den Arsch gefickt werden wollte. Der kleine Pimmel war zum Eingewöhnen und der große zum Rammeln.«

Enya sah ein, dass Bri es zumindest gut meinte, aber nötig? Nein, nötig wäre das sicher nicht gewesen, denn die teuren Puppen wirkten ohnehin aufgrund der guten Machart ziemlich lebensecht. Da die Männlichkeit aufgrund des nachgestellten Glieds stärker zum Ausdruck kam, als es nötig gewesen wäre, war es so gut wie unvermeidbar, dass Enya einen roten Kopf bekam, als Bri die große Puppe bäuchlings über ihr linkes Knie legte. Schwer war die Puppe nicht gerade, aber für Enya war es etwas völlig Neues, denn mit Daphne hatte sie klarerweise ganz andere Sachen gemacht. Da die riesige Puppe bewegliche Gliedmaßen, aber keinen elastischen Rumpf hatte, lag sie nur andeutungsweise über Enyas Knie, doch der Zweck des Ganzen war gut erkennbar, zumal es möglich war, den Kopf der Puppe ein wenig nach unten zu drücken.

»Drei mal Zuschlagen reicht, weil es ansonsten sein könnte, dass die alte Schachtel stutzig wird« sagte Bri. »Natürlich ist es so, dass du dir vorstellen musst, du würdest nicht einer Puppe, sondern einem lebenden und zappelnden Jungen den Hintern versohlen.«

»Ja. Das ist vollkommen klar.«

Den »Achtzehnjährigen« zu schlagen, bereitete Enya keinerlei Probleme. Drei feste Schläge und die Sache war erledigt. Im Grunde war es so, dass man sich nur vorstellen musste, eine Fliege hätte auf seinem Hintern gesessen, die es zu erschlagen galt.

»Gut gemacht« lobte die schrullige Blondine, wobei sie Enya bereits die große Puppe wegnahm und ihr die mittelgroße Puppe reichte, die dem Äußeren nach einen Jungen im Alter von ungefähr zwölf Jahren imitierte.

»Wie kannst du es dir leisten, wegen mir so teure Puppen zu kaufen, bloß um in beeindruckender Weise nachzustellen, wie das vonstatten geht?«

»Schon vergessen, Herzchen? Ich bin eine Edelnutte, die nicht unter dem Wert einer goldenen Savonnette zu haben ist.«

»Wirklich?«

»Ja. Und zwar lediglich für eine Stunde. Außerdem bekomme ich einen Teil des Geldes zurück, weil Fen die Puppen für denselben Zweck verwenden möchte, wenn es darum geht, die Loge zu erweitern. Aber lass uns bitte fortfahren, denn diese Lektion, so harmlos sie auch begonnen hat, ist die allerwichtigste.«

»Wirklich?« fragte Enya in sich wiederholender Manier.

»Ja, Herzchen, denn wir müssen deine natürliche Hemmschwelle manipulieren und neu einstellen.«

»Alles klar, Bri. Sorry, dass ich vom Thema abgeschweift bin.«

»Kein Problem. Wichtig ist, dass du weißt, worum es geht. Ich möchte nun, da der Sinn der Sache klar ist, dass du dir ganz fest vorstellst, die Puppe würde leben, bevor du wieder drei Mal Maß nimmst und zuschlägst.«

Enya wollte wirklich handeln, wie von ihrer Freundin geheißen, doch plötzlich stellte sie mit Staunen fest, dass sie Probleme hatte, Bri den bescheidenen Wunsch zu erfüllen. Sie zögerte, zuzuschlagen, denn der Junge, den sie sich zwangsläufig ausgemalt hatte, war immerhin erst zwölf Jahre alt.

»Ich ... entschuldige, aber ich bin anscheinend doch nicht so abgebrüht, wie ich dachte.«

»Keine Bange, Herzchen. Damit hab' ich, ehrlich gesagt, gerechnet, denn mir ist es beim ersten Mal ebenso ergangen.«

Enya blickte mit staunenden Augen auf.

»Was willst du damit sagen? Soll das etwa heißen, du hast schon mal einen Zwölfjährigen über's Knie gelegt?«

»Ja. Sein Vater brachte ihn mit, damit er erste Erfahrungen sammeln konnte, aber geschlagen wurde er von mir erst, nachdem ich ihn für gutes Geld zugeritten hatte. Er rückte das Extrahonorar nicht heraus, das sein Vater ihm in die Hosentasche gesteckt hatte. Dummerweise hatte ich eine halbe

Stunde d'rangehängt, ohne vorher das Geld zu klassieren. Darum musste ich ihn ein klein wenig überreden, unseren Wünschen Folge zu leisten. Ich hab' ihm die Hose runter gezogen und ihn windelweich geprügelt.«

»Ach herrje. Das hast du wirklich fertig gebracht?«

»Ja. Vor knapp einem Jahr. Und du wirst es ebenfalls fertigbringen müssen, denn Elizabeth, die die Sache mit dem Kino aus einem ihrer Schützlinge heraus geprügelt hat, sagte, dass nur jene Jungs das Kino durch die Hintertür verlassen, die zu jung sind oder etwas auf dem Kerbholz haben. Oder beides. Und genau darin besteht deine einzigartige Chance.

»Und wie geht es nun weiter?«

»Pass auf. Bevor wir weitermachen, möchte ich, dass du mir eine Frage beantwortest, denn der wahre Sinn des Ganzen ist, dass dir bewusst wird, dass Geld die Welt regiert. Darum frage ich dich: Wie hoch wäre der Betrag, den du von dem Vater des Jungen, der gerade über deinem linken Knie liegt, verlangen würdest, damit du dem Teenager ein Dutzend Schläge mit dem Lederriemen verabreichst?«

»Du meinst, mit aller Kraft?«

»Ja. Was sonst? Obwohl es mir in erster Linie um die Situation an sich geht. Denk doch. Der Knabe zappelt aus lauter Angst, heult sich in herz-

ergreifender Manier die Seele aus dem Leib, oder schreit möglicherweise sogar um Hilfe, und du schlägst ihn dennoch oder gerade deswegen. Und obendrein spürst du an deinem Bein seinen Pimmel, der möglicherweise sogar steif ist, weil ihn das, was du mit ihm anstellst, total erregt.«

Enya überlegte angestrengt. Dann nannte sie eine horrende Summe, denn wie es aussah, ging dabei eine Schere auf, die es, wie Brianna richtig sagte, zu manipulieren galt.

»Alles klar, Herzchen. Deine Hemmschwelle verträgt sich noch nicht ganz mit deiner Gier nach einfachem und schnellem Reichtum.«

Enya horchte auf.

»Wie bitte? Was hast du da gesagt? Könntest du das bitte wiederholen?«

»Ja. Gerne. Du schaffst es zwar, deinen eigenen Erzählungen zufolge, auf Valopo raufende Hunde mit der Peitsche voneinander zu trennen, weil es Teil deiner Arbeit ist, aber du hast Probleme, deine Hemmungen zu überwinden, wenn es darum geht, etwas zu tun, das um ein vielfaches einträglicher sein könnte. Kurzum; zwischen dem, was du tun solltest und zu tun imstande bist, klafft aufgrund deines untrainierten Urteilsvermögens eine Lücke, die es zu schließen gilt, denn an der Ungesetzlichkeit der Sache kann es nicht liegen, da du dich dazu kaum geäußert hast.«

Die Blondine langte in die große schwarze Tasche, kramte ein wenig darin herum, und holte jene Dinge hervor, die sie benötigte, damit sie die Puppe fesseln und knebeln konnte. Nachdem sie das in höchst professioneller Art getan hatte, setzte sie Enya eine schwarze Augenmaske mit Seh-schlitz auf, und zu guter Letzt befestigte sie die beiden stacheligen Riemen an ihren Oberschenkeln. Dann klemmte sie den Kopf der Puppe zwischen ihre bereiten und wohlgeformten Schenkel, als würde sie die Puppe würgen, und sagte:

»So! Der Junge ist gefesselt, weshalb er fast nicht mehr zappeln kann, und im Mund hat er, mal abgesehen von dem professionellen Knebel, mein angepisstes und zusammengeknülltes Höschen, damit er nur mehr dumpf vor sich hinmurmeln kann. Und wenn er es wagt, sich in irgendeiner Form zur Wehr zu setzen, drücke ich ihm mit meinen Schenkeln – samt Stacheln - die Kehle zu.«

»Und wozu ist die Maske?«

»Die Maske dient dazu, dass er dich hinterher nicht erkennen kann, falls er dir zufällig auf der Straße über den Weg rennt. Stell dir nun bitte wieder vor, die Situation wäre echt, und nenne mir noch mal die niedrigste Summe, die sein Vater hinblättern müsste, damit du dem Jungen gegen seinen eigenen Willen zwölf kräftige Schläge zukommen lässt.«

Enya überlegte wieder intensiv und nannte nun einen Betrag, der den vorhin genannten unterbot. Allerdings handelte es sich immer noch um einen Betrag, der sich in den Ohren eines Normalverdieners utopisch anhören musste. Doch darum ging es nicht, denn Brianna wollte wissen:

»Wieso hast du den Betrag diesmal heruntergeschraubt?«

»Ähm. Weil ich eine Maske aufhabe und weil du dich an der Sache beteiligst.«

»Sind das alle Gründe oder gibt es noch einen?«

Enya dachte nach.

»Ich schätze, die Sache mit den Handschellen und dem Knebel hat auch mitgespielt.«

»Ich weiß, was du damit sagen willst. Du willst damit sagen, dass bereits jemand Hand an ihn angelegt hat, und dass es deswegen verzeihlicher ist, wenn du ihn ebenfalls quälst, denn schließlich hast du ja nur etwas fortgeführt, das die andere Person begonnen hat. Ist es nicht so?«

»Ähm. Ja. So ungefähr.«

»Danke für deine Ehrlichkeit. Wenn du mich nicht angelogen hast, bitte ich dich nun, drei Mal so kräftig wie's geht, zuzuschlagen, denn ob du es mir glaubst oder nicht; es gibt reiche Männer, die bereit sind, die Summe, die du genannt hast, für diese Art von Züchtigung hinzublättern, denn es handelt sich schließlich um einen Zwölfjährigen – also eine verbotene und gefährvolle Sache.«

Enya starrte ihre Freundin, die nunmehr zu einer Art »imaginäre Komplizin« geworden war, geistreich und mit großen Augen an. Dann senkte sie den Blick und schlug drei Mal zu. Es klatschte laut in Enyas Zimmer, so laut, dass Enya Angst hatte, Mrs. Devine könne ahnen, was in ihrer Küche vor sich ging. Fast schien es, als könne Bri Gedanken lesen, denn sie sagte:

»Keine Angst, Herzchen. Du hast bloß drei lästige Fliegen erschlagen, falls die alte Schachtel an die verschlossene Tür klopfen und eine dumme Frage stellen sollte. Das musst du dir merken, für den Fall, dass du deinen Pfaffen verprügelst. Es geht weiter, denn wir sind noch nicht am Ende der Fahnenstange angelangt. Und nicht vergessen; Geld regiert immer noch die Welt.«

Sie ließ den Kopf der Puppe frei, nahm Enya die gefesselte und geknebelte Puppe weg, und übertrug die Fesselung und die Knebelung in selber Manier auf die Puppe, die in perfekter Art und Weise ein Kleinkind darstellte. Drei Jahre alt mochte der Knirps sein, der vormals im Schaufenster eines Kleidergeschäfts gesessen oder gestanden hatte – natürlich angezogen und keineswegs gefesselt und geknebelt.

Brianna Sinclair legte die gefesselte und geknebelte Puppe diesmal zum Vorzeigen über ihr eigenes linkes Knie, und nachdem sie drei Mal mit dem Lederriemen auf den kleinen nackten Hintern

eingedroschen hatte, reichte sie Enya die Puppe mit den Worten:

»Bitte nachmachen, Herzchen.«

Gleich wie vorhin klemmte die Blondine den Hals der Puppe zwischen ihre strammen Schenkel, wobei sie den Saum des schwarzen Röckchens, das seitlich an den Oberschenkeln geschlitzt war, hob, und Enya wieder ihre schwarzen Strümpfe und Strapse zu sehen bekam.

»Woher hast du eigentlich diese tollen Strümpfe und diese sagenhaft schönen Strumpfgürtel?«

»Fenia lässt sich die Seidenstrümpfe kartonweise von einem exklusiven Pariser Modeladen schicken, und die Strumpfgürtel hat sie von einem ihrer Kunden nach ihrem eigenen Entwurf anfertigen lassen. Was wir vier tragen, ist teures und bestes Nappaleder. Gleich wie die Handschuhe, aber die schenkelhohen Stiefel bestehen aus gefärbtem Büffelleder.«

»Wahnsinn.«

»Ja. Du sagst es, Herzchen. Das ist einer der wenigen Vorzüge, wenn man sich dank reicher Freier zu den Luxusnutten einer Großstadt zählen darf. Und bevor du mich fragst, ob ich schon mal einem Dreijährigen auf diese strenge Art den Hintern versohlt habe; nein. Natürlich nicht, denn was wir jetzt machen, ist nur Mittel zum Zweck. Nichtsdestotrotz bitte ich dich, dir vorzustellen, der Knirps wäre echt und lebendig, denn es ist

eine gute Möglichkeit, dein weiches Herz ein wenig zu stählen.«

»Verstehe ...«

Enya betrachtete den nackten kleinen Hintern ein paar Sekunden und dann schlug sie mit aller Kraft zu. Es klatschte wieder laut und klar, und diesmal forderte Bri etwas Besonderes – etwas besonders Bizarres – nein, etwas extrem Abartiges.

»Gut so, Herzchen. Wiederhol‘ die Züchtigung bitte und sag‘ diesmal, bevor du ihn schlägst ›na warte, du ungezogener Knirps, dir werd ich‘ s zeigen ... Mammi die Zunge zu zeigen, anstatt dieselbe bis zum Anschlag in ihr Arschloch zu stecken, ist der Gipfel der Frechheit«, oder so etwas in der Art, denn Schauspielern gehört mit dazu. Du bist die strenge Mammi und der Knirps hat irgendetwas Schlimmes verbochen. Das wäre dann die letzte Stufe der heutigen Lektion. Möchtest du, dass ich es dir vormache?«

»Ja. Bitte.«

Sie tauschten die Plätze, wobei Brianna sich im breitbeinigen Sitzen vor lauter Lust und Erregung zwischen die Beine fasste, und bevor sie kräftig zuschlug, dass dabei sogar ihre riesigen Brüste auf und ab wogten, schnarrte sie, als wäre sie bitterböse:

»Na warte, du kleine unartige Drecksau! Mammi wird dich lehren, deine Zunge nach ihrem Toilettengang nur zur Hälfte in ihr frisch verschissenes

Arschloch zu stecken! Sollte das noch mal vorkommen, bekommst du eine volle Woche nur Mammis Scheiße zu fressen!«

Dann schlug sie zu, ungeachtet dessen, dass Enya einen hochroten Kopf hatte und ihre Hände und Beine vor Aufregung zitterten. Drei Schläge, und nicht mehr und nicht weniger, damit Mrs. Devine nicht hellhörig wurde und die Ohren spitzte.

Dann tauschten sie wieder die Plätze und Bri nahm sich wieder völlig normal – als hätte sie einen Kippschalter umgelegt.

Enyas Hand zitterte immer noch, denn sie kämpfte innerlich mit der Vorstellung, einen Dreijährigen nach Strich und Faden zu verprügeln, obwohl das in der Realität niemand jemals von ihr verlangen würde. Brianna schien ein gutes Gespür für Enyas Seelenzwist zu haben, denn sie sagte in gespielter Art und unangebracht keck:

»Ich biete dir ein schickes Auto, eine feudale Villa, und die Hauptrolle in einem Film, wenn du die kleine unartige Sau jetzt und hier, beziehungsweise vor meinen Augen extrem brutal züchtigst. Grausam und extraordinär sozusagen. Am besten stellst du dir irgendein hilfreiches Szenario vor, wie beispielsweise eine Bestrafung wegen heimlichem Wichsen auf der Toilette. Ach ... Quatsch. Was sag‘ ich denn da? Dreijährige können ja noch gar nicht wichsen. Ähm. Was anderes. Stell dir

vor, er hat dein Arschloch nach dem Kacken nicht ordentlich sauber geleck, obwohl du es ihm in der Hocke, vornübergebeugt und mit breit gespreizten Beinen auf der Toilette ausdrücklich befohlen hast.«

»Was?!« sagte Enya in einer Mischung aus »entsetzt« und »ein klein wenig empört«.

»Ja! Du hast richtig gehört, Herzchen! Stell dir vor, du hättest den Knirps hinter der Latrine, als Ersatz für das Toilettenpapier, an die Wand gekettet und du wärst stinksauer wegen der Verweigerung des Befehls. Strafe muss sein! Er hat seine Zunge nicht in der Form eingesetzt, wie du es ihm aufgetragen hast, und was folgt, hat er sich selbst zuzuschreiben! Keine Angst; der freche Dreikäsehoch kann weder zappeln noch plärren, denn wie du siehst, ist er gefesselt, und in seinem Maul steckt mein vollgepisstes Höschen. Drei Schläge reichen und du bist eine gemachte Lolita.«

»Wäre eine Bestrafung für zu lahmes Lecken der Möse auch in Ordnung?«

»Ja ... keine Frage.«

Enya schaffte es, dank Briannas Trick, die Hemmschwelle nach oben zu rücken und schnarrte scheinbar erbot:

»Na warte, du unartige Rotznase! Dir werd' ich's zeigen! Du weißt haargenau, dass Mamma jeden Abend so lange geleck werden will, bis sie

dir vor lauter Wonne geradewegs ins Maul pisst?!«

»Ja! Gut so! Eine Beschimpfung geht noch!« stachelte Bri sie an, als ginge es darum, eine Teufelsaustreibung zu proben. Tatsächlich war es so, dass Enya sich deswegen kaum aus der Konzentration bringen ließ.

»Du hast gehört, was Tante Brianna gesagt hat! Wahrscheinlich will sie ebenfalls tüchtig von dir geleckert werden, du störrische kleine Arschgeburter! Mammi ist sehr sehr böse! Und weil das so ist, wird Mammi dich windelweich prügeln, bevor du von Tante Brianna zur Strafe geknebelt und bis Mitternacht in den Arsch gefickt wirst!«

Dann schlug Enya drei, nein vier, nein fünf Mal zu und weil sie dabei streng und im Intervall der Schläge hinzufügte »normalerweise sollten wir dir zur Strafe nur mehr Möensschleim zu **fressen** geben, anstatt **Milch** aus unseren **Titten**, du faule **Drecksau!**« nickte die Beraterin zufrieden und anerkennend.

»Alle Achtung, Herzchen ... das war wirklich nicht schlecht. Was mir besonders gut gefallen hat, waren die gut gezielten Hiebe und deine Kreativität. Ich könnte mir gut vorstellen, dass einer dieser alten reichen Perverslinge wegen der tollen Vorstellung auch noch ein Diamantcollier draufgelegt hätte.

»Ist das dein voller Ernst?«

»Ja, denn was du mit dem Dreikäsehoch in Gedanken gemacht hast, war verboten aber extrem versaut.«

Ein Weilchen war es ruhig. Dann erschrak Enya über sich selbst.

»Meine Güte« sagte sie mit Anzeichen von Entsetzen im Gesicht. »du bist fürwahr eine blonde Teufelin.«

»Danke, Herzchen. Das erachte ich als Kompliment« entgegnete Bri. »außerdem freue ich mich darüber, dass du nun begriffen hast, worum es im Leben geht. Selbst du würdest für genug Geld oder Luxusgüter bizarre Dinge tun – bizarre und herzlose Dinge – bizarre, herzlose und nahezu grausame Dinge. Beinahe alles würdest du tun, wage ich anzunehmen, wenn im Gegenzug die Kasse stimmt, denn traurig aber wahr; so gut wie alle Menschen sind käuflich. Bestechung dort, Bestechung da, und in dem Gewerbe, das als Prostitution bezeichnet wird, ist es am allerschlimmsten, gleich wie in den Schlafzimmern der Reichen. Man braucht nur an die vielen Könige zu denken, die ihre, des Hochverrats bezichtigten, aber völlig unschuldigen Frauen köpfen ließen, um sie auf bequeme Weise loszuwerden. Gewiss wirst du dir nun insgeheim die Frage stellen, was hat das eine mit dem anderen zu tun, doch höre. Nur die wenigsten sind auf ehrliche Weise zu ihrem Reichtum gekommen. Ich schwör' dir, Enya; zu uns

kommen Typen - steinreiche Typen, die Dinge von uns verlangen, die du dir nicht mal im Traum ausmalen kannst. Deinem Priester ins Maul zu scheißen, ist dagegen das reinste Kinderspiel.«

»Wirklich?«

»Ja. Das ist auch der Grund, warum ich - gleich wie Fenia und Elizabeth es getan haben - darauf warte, dass mir ein reicher alter Herzpatient über den Weg läuft, den ich so rasch wie möglich ins Jenseits ficken und beerben kann, damit ich mich mit den abartigen Arschlöchern nicht mehr abgeben muss.«

»Das kann ich gut nachvollzieh'n, Bri, doch stellt sich mir die Frage, warum du das überhaupt machst. Du hast doch einen tollen Beruf?«

»Das ist richtig, aber ich mache es trotzdem. Und zwar aus zwei voneinander unabhängigen Gründen. Erstens bin ich es mittlerweile gewohnt, für viel Geld die versautesten Dinge zu tun, und zweitens hab' ich in diesem Milieu die besten Chancen, meinen Traum zu verwirklichen. Nicht mal am Strand in der Hochsaison laufen so viele reiche alte Böcke rum, wie in den dunklen Seitenstraßen der Darlinghurst Road. Die dortigen Bordelle kennen nämlich keine Schlagwörter wie ›Saison‹ oder ›Arbeitspause wegen schlechtem Wetter‹, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Aber Bri! Geld ist doch nicht alles im Leben!«

»Doch, Herzchen! Und daran, dass du das gesagt hast, erkennt man deine Unerfahrenheit, die wiederum deiner Jugend geschuldet ist. Gerade eben habe ich dir ein wenig vor Augen geführt, dass du dir mit einem Schrank voll Geld nahezu alles kaufen, erkaufen oder erlauben kannst, was dir gefällt, sofern du richtig damit umgehst. Ein Beispiel, Enya Lolita Kelly: Es macht wenig Sinn, sich zehn Autos zu kaufen, weil man sie nicht gleichzeitig benutzen kann. Oder; es ist zwecklos, wie eine Prinzessin mit Krone auf dem Haupt durch Sydneys Straßen zu parlieren, wenn man keine Prinzessin ist. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja. Ich denke schon, wenn es auch ein wenig widersprüchlich ist, denn deinen Worten zufolge, würde es reichen, sich einen begüterten Mann zu angeln, der von allem das Nötige hat, und dieses Notwendige mit dir teilt. Bei diesen Kandidaten könntest du sogar die Sache mit der Liebe mit ins Spiel bringen. Du solltest das mal logisch ausbuchstabieren, Bri. Vielleicht ist es dir eine kleine Hilfe, wenn ich dir versichere, dass man Bescheidenheit und Reichtum - ineinander verwoben, oder Bescheidenheit und Reichtum – in trauter Einigkeit umschlungen - heutzutage höchst selten findet.«

»Auch wieder wahr. Hier beißt sich wohl die Katze in den Schwanz. Apropos Schwanz. Hast du

bei der ersten Lektion die Schwänze der Jungs an deinem Bein gespürt?«

»Ja.«

»Und? Wie hat es dir gefallen?«

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ja. Warum denn nicht?«

Enya seufzte und gestand:

»Also gut. Meine Möse ist bei dem Zwölfjährigen klitschnass geworden.«

»Nur bei dem Teenager?«

»Ähm. Ja. Wahrscheinlich weil er so handlich ist.«

Brianna starrte ihr durchdringend in die Augen, als wolle sie sagen »Seltsam – der Dreijährige ist doch noch viel handlicher. Oder etwa nicht?«

»Na schön. Bei dem Dreikäsehoch sogar noch viel mehr. Muss wohl an unserer schlimmen Artikulation oder an den exotisch anmutenden Bewegungsabläufen gelegen haben.« Die Blondine grinste diabolisch.

»Gut. Dann würde ich sagen, die erste und wichtigste Lektion ist beendet.«

»Und was kommt beim nächsten Mal auf mich zu?«

»Dich erwarten noch drei Lektionen. Beim nächsten Mal wirst du die Puppen auspeitschen, wobei sie mit dem Kopf nach unten von der Decke hängen, beim übernächsten Mal wirst du auf dem Rücken der Puppen reiten und so tun, als

würdest du sie mit einer um die Hüften geschnallten Holzgurke in den Arsch ficken, und bei der letzten Lektion, die sich über zwei oder drei Tage ziehen könnte, wirst du jeder Puppe ins Gesicht pissen und selbiges mit deiner Scheiße bedecken, und wenn du das alles hinbekommst, könnte ich mir vorstellen, dass du die Bewährungsprobe in Fenias Keller mit Bravour bestehst.«

»Ist das denn wirklich alles vonnöten, bloß weil ich Cedric im Schlafzimmer vereinnahmte und sein Verhalten bis zu einem gewissen Grad steuern und kontrollieren will?«

»Ja, Herzchen, denn wenn es so einfach wäre, sich binnen kürzester Zeit zwecks Erreichung eines Ziels zu ändern und in ein anderes Ich zu schlüpfen, ohne dabei Arbeit verrichten zu müssen, wären die Demokraten längst ausgestorben. Du kannst froh sein, dass ich darauf eingestiegen bin, denn ich könnte deinetwegen durchaus mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Eine Lolita zu einer Hure umzuerzieh'n, ist nicht gerade das, was Sydneys Gründungsväter gemeint haben, als sie von Bildungsfreiheit sprachen.«

Enya dachte nach.

»Ist ›einem Teenager Gewalt anzutun‹ nicht um ein Vielfaches schlimmer, als einer Lolita in sexueller Hinsicht auf die Sprünge zu helfen?«

»Ja, Herzchen. Das ist richtig, aber noch heiligen die Zwecke oder die Schuldscheine die Mittel,

wenn du verstehst, was ich meine. Gut möglich, dass sich das mit den Jahren ändert, sodass man in zwanzig oder dreißig Jahren einem frechen Dreikäsehoch nicht mal mehr eine Mauschelle verpassen kann, ohne verwarnt zu werden. Aber bis dahin fließt noch viel Wasser den Murray runter.«

»Und was ist mit den Millionen, die dir deswegen im gesetzteren Alter möglicherweise entgeh'n?«

»Wirst schon seh'n, Herzchen; die hab' ich – und du ebenso - bis dahin längst auch auf meinem Konto.«

»Du bist fest davon überzeugt, dass wir beide, hier in Sydney, unser Glück machen?«

»Ja.«

Für zehn Sekunden kehrte Stille in Enyas kleiner Mietwohnung ein, die von Cedric aus dem Gewinn-Fundus von Valopo bezahlt wurde.

»Woher stammst du eigentlich, Bri?«

»Aus Newcastle.«

»Und deine gruseligen Freundinnen?«

»Fen ist in Sydney geboren und Liz in einem kleinen Kaff in Tasmanien. Ich glaube, es heißt Scamander oder so ähnlich.«

»Und welchem Beruf geht Liz nach?«

»Sie arbeitet in Blacktown in einem Heim für schwer erziehbare Jungs, was wahrscheinlich der Grund ist, warum sie pädophil veranlagt ist. Zuerst, sagte sie, war der Job die reinste Katastrophe,

und nun ist es so, dass sie es gar nicht mehr erwarten kann, einen neuen Knirps reinzubekommen, den sie zur Begrüßung im Keller der Anstalt in die Mangel nehmen kann.«

»Meine Güte. Wa... was macht sie mit ihnen?«

»In etwa dasselbe, was wir gerade gemacht und besprochen haben. Bloß mit dem Unterschied, dass sie dabei, um die Knirpse noch mehr einzuschüchtern, stets ihre Domina-Klamotten trägt. Du weißt schon; ungefähr dasselbe was du gerade trägst; schwarzes geschlitztes Seiden-Röckchen, schwarze Strümpfe, Strapse, Stiefel, Sporen, Handschuhe und so weiter und so fort. Ach ja. Eine Brille trägt sie dabei auch, damit es ein wenig offizieller wirkt« sagte die Blondine mit einer Gelassenheit, die vermuten ließ, dass sie das Ganze als selbstverständlich erachtete.

»Ach herrje.«

»Ja. Das kannst du laut sagen, aber ihre Erfolgsquote ist, laut ihren eigenen Worten, die beste von ganz Australien.«

»Bekommt sie denn wegen ihrer gruseligen Methoden gar keine Schwierigkeiten mit ihren Vorgesetzten oder mit der Polizei?«

»Nein, denn erstens ist sie die streng agierende Heimleiterin und zweitens droht sie den schwierigen Jungs, ihnen alles Mögliche anzutun, falls sie sich jemand anderem anvertrauen. Geschlagen und in den Arsch gefickt werden sie auch anders-

wo - sogar in katholischen Heimen - und da weder Pisse noch Scheiße giftig ist, hat es bisher jeder geläuterte Knirps schadlos überstanden.«

»Dann ist sie also weniger pädophil als vielmehr sadistisch veranlagt?«

»Ja, Genau so muss es sich wohl verhalten, doch ab und zu, sagte sie, fickt sie auch einen der Knirpse, die bereits einen Ständer zuwege bringen, nach allen Regeln der Hurenkunst. Diese Art der Belohnung, der Motivation oder der Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse mag wohl auch der Grund sein, warum ihr der eine oder andere Bengel mit Haut und Haaren verfällt. Ach ja. Die, bei denen das der Fall ist, benutzt sie in weiterer Folge als Spitzel, und wenn ihr von einem dieser Spitzel Regelverletzungen zugetragen werden, ist der nächste an der Reihe. Egal, wie alt ihr Opfer ist; Elizabeth knöpft es sich vor, dass sogar mir beim Zuhören die Schamhaare zu Berge stehen. Es ist quasi eine Art Domina ... nein Domino-Effekt.«

»Dann ist sie also beides, eine Kinderschänderin und eine Sadistin, aber zu nach Lust und Laune variierenden Teilen?«

»Ja. Wie sonst könnte man es bezeichnen, wenn eine vollbusige Domina in einem Keller einen gefesselten und geknebelten Zwölfjährigen fickt, der mit dem Kopf nach unten wie eine Glocke von der Decke baumelt?«

Enya wiederholte sich.

»Ach herrje« sagte sie wieder, doch nichtsdestotrotz war das Geheimnis bei ihr gut aufgehoben. Sie wollte ihrer »gefälligen« Nachbarin schließlich keine Schwierigkeiten bereiten, und obendrein steckte ein gesundes Maß Egoismus oder Eigennutz hinter ihrem Verhalten. Abermals sagte Enyas Freundin etwas, das Enya vor Schreck zusammenzucken ließ, da es in zunehmendem Maß den Anschein hatte, die vollbusige Blondine wäre eine Hexe.

»Keine Angst, Herzchen. Liz nimmt sich nur die Neuen zur Brust, und jene, die es verdient haben ..., und weil ihre Methode dermaßen effizient ist, dass die bösen Jungs immer weniger werden, ärgert sie sich neuerdings über sich selbst.«

## *Edelhuren*

Am späten Abend desselben Tages – Enya war bereits in Fens Gästezimmer zu Bett gegangen – klopfte es an der Tür. Die Herrin des Hauses war es, die anscheinend noch etwas mit Enya besprechen wollte, damit sie besser schlafen konnte.

»Entschuldige bitte, wenn ich dich vom Schlafen abgehalten habe, doch ich habe etwas Wichtiges vergessen. Wie du vielleicht schon bemerkt hast, kennen unsere Freier Liz, Bri und mich lediglich unter unseren Hurennamen. Das ist nötig, damit unser illegales Treiben, das obendrein Logencharakter hat, nicht ans Licht kommt. Sollte es dazu kommen, dass du im Keller die Gelegenheit hast, dich im Beisein eines Sklaven zu Wort zu melden, bitte ich dich, diesen wichtigen Umstand zu berücksichtigen. Des Weiteren bedeutet das, dass es mir sehr recht wäre, wenn du mir jetzt und hier einen Vornamen nennen könntest, mit dem wir dich im Fall des Falles im Keller im Beisein eines Sklaven ansprechen sollen.«

»Du dachtest dir, an deinem Erscheinen zu später Stunde könnte ich erkennen, dass dies eines der wichtigsten Dinge überhaupt ist. Richtig?«

»Ja. Du sagst es. Darum nehme ich mir kein Blatt vor den Mund, wenn ich in diesem Zusammenhang eine Warnung ausspreche. Hört ein Sklave, den wir vor deinen Augen züchtigen, wegen dir aus Unachtsamkeit deinen richtigen Namen oder gar einen von unseren Namen, werde ich höchstpersönlich dafür sorgen, dass du den Keller sofort verlassen musst und ihn nie mehr betreten darfst. Ich hoffe, das ist dir klar.«

»Ja. Und nicht nur das. Ich kann es zudem gut versteh'n.«

»Das ist gut. Danke für dein Verständnis. Mein Hurenname ist Leola, Elizabeth nennt sich Boudicca, und Briannas Name lautet im Angesicht ihrer Kunden Nymphoanna. Und nun frage ich dich; wie möchtest du morgen, übermorgen, und in den vier Wochen, die du benötigen wirst, um deinen Sklavenjungen umzuerziehen, genannt werden, damit wir umso besser vor den Häschern der Justiz geschützt sind?«

Enya überlegte nur kurz.

»Ich möchte in der kurzen Phase meines Doppel-lebens Zeide heißen.«

»In Ordnung, Zeide. Eine letzte Frage; ist dir die Sache mit der Läuterung des Bengels wirklich so wichtig?«

»Ja. Ich glaube, dass es mir sehr helfen wird, ihn so zu behandeln, wie ihr drei es mir beibringen werdet.«

»Verstehe.«

»Noch etwas, Fenia. Ich möchte wirklich hautnah miterleben, wie ihr mit euren Freiern umspringt, und nach Beendigung dieser Phase möchte ich nicht minder hautnah daran mitwirken, den Plan, den Bri gefasst hat, zu verwirklichen, damit ich das Miterlebte noch mehr festigen kann, indem ich Hand mit anlege.«

»Du findest meine Belohnung - ich meine die Zusage zu bekommen, hinterher gegen eine kleine Entschädigung jederzeit meine Kellerräume benutzen zu dürfen - extrem verlockend. Habe ich recht?«

»Ja. Darum werde ich Bri bitten, mit mir zu dem Bordell zu fahren, und wenn es uns gelingt, den diebischen Knirps unauffällig hierher zu schaffen, mache ich alles, was ihr von mir verlangt. Aber nur unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?« wollte Fenia klarerweise wissen.

»Dass ihr dem Jungen, sofort nachdem er sich von den Torturen einigermaßen erholt hat, die Freiheit schenkt, und dass ich es sein darf, die ihn, mit Bris Hilfe mit verbundenen Augen dorthin bringt, wo er sich erbittet, hingebraucht zu werden – nämlich zu seinen Eltern.«

Nun war Fenia es, die überlegte.

»Wieso bist du dir dessen so sicher, dass es sich bei dem Ort, wo er hingebacht werden will, um den Wohnort seiner Angehörigen handeln wird?«

»Weil ich ihn andernfalls höchstpersönlich so lange in die Mangel nehme, bis er mir die Scheiße freiwillig aus dem Arsch frisst« drückte Enya es absichtlich in der Sprache der Huren aus, um Fenia zu beeindruckern und sie davon zu überzeugen, dass es ihr Ernst war.

Fenia dachte wieder nach. Dann seufzte sie und fand sich mit der Bedingung ab. Die Edelnutte, die in der Loge das Zepter schwang, verzichtete somit auf jegliche Ausbeutung des Jungen in anderer Form.

»Also gut. Ich hatte zwar anderes mit ihm im Sinn, doch da die Schuld für die misslungene Überrumpelungstaktik nicht bei dir, sondern bei uns zu suchen ist, lassen wir die diebische kleine Elster nach Ablauf der letzten Erholungsphase frei. Und nun höre meine Bedingungen: Du wirst dich redlich bemühen, dein Vorhaben zu realisieren. Damit meine ich; du wirst dich trotz seiner wahrscheinlich geringen Größe nicht zurückhalten, sondern ebenso kraftvoll zuschlagen, wie wir es dir in den vergangenen Wochen anhand der anderen Sklaven vorgezeigt haben. Außerdem wirst du ihn auf dieselbe Art und Weise mit Worten demütigen, und wenn er sich weigert, zu seinen El-

tern zurückzukehren, damit dieselben unser Werk vollenden können, wird er so lange hier bleiben, bis wir es mit vereinten Kräften geschafft haben, ihn zum Guten zu bekehren.«

»Das klingt fair. Einverstanden.« Eine herzliche Umarmung, die Enya von Fen Zuteil wurde, besiegelte das Schicksal eines ahnungslosen Jungen. Im Grunde lag selbiges in seiner eigenen Hand, doch Enya war sich sicher, dass sie es schaffen konnte, die verbrecherischen Ideen, die ihrem Opfer irgendjemand eingeredet haben musste, aus seinem Gehirn zu fegen. Egal, was sich dort eingenistet hatte, oder egal, was ihn bewogen hatte, sich dem Verbrechen zuzuwenden; Enya wollte es im Zuge ihres verbotenen Praktikums mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen.

»Ach ja; noch etwas. Ich bin die alleinige Anführerin der kleinen Hurengilde, und was ich in diesem Haus sage, hat demzufolge zu gelten oder zu gescheh'n. Euer scheinbar unumstößlicher Plan stimmt zwar nicht in allen Punkten mit meinen Anschauungen überein, aber dennoch werde ich mich an der verbotenen Sache beteiligen, weil ich es für gut und richtig finde und weil für mich ebenfalls was abfällt, wenn die Aktion so läuft, wie ich es mir vorstelle. Darum frage ich dich; bist du damit einverstanden, dass nicht Bri diejenige ist, die im Keller das Kommando führt, son-

dern ich? Wenn nicht, ist die Sache jetzt und hier vorbei.«

»Dass ich mich deinen Anordnungen füge, ist ebenso selbstverständlich, wie die Sache mit dem Hurennamen, Fenia.«

»Das ist gut, denn dank uns wirst du trotz deines kindlichen Alters Dinge zu sehen und zu hören bekommen, die über das Vorstellungsvermögen eines biedereren Normalbürgers weit hinausgehen. Obszöne, bizarre, eklige und aufgrund ihrer Brutalität verbotene Dinge, die es uns gestatten, einen Sklaven so weit zu bringen, dass er sich wie ein Wurm vor unseren Füßen auf dem Boden windet. Im Falle des jungen Testobjekts, das ihr zu entführen beabsichtigt, könnte ich mir sogar vorstellen, dass es wegen der resoluten Art, in der wir es zu seinem eigenen Vorteil züchtigen werden, um seine Mammi winselt. Bist du dir dessen bewusst?«

»Ja, Fen. Sogar vollkommen, denn Bri hat mich schon ein wenig darauf vorbereitet.«

»Ich weiß, und Briannas Vertrauen, das sie in dich setzt, ehrt dich, aber nichtsdestotrotz bitte ich dich, nochmals den Schwur zu leisten, damit ich mit eigenen Ohren hören kann, dass du unser Vertrauen schätzen und bewahren willst. Auch möchte ich dir dabei direkt in die Augen seh'n.«

Gesagt, getan. Enya starrte in Fenias Augen, und schwor noch einmal, niemandem von der Sache zu erzählen:

»Ich weiß in etwa, was mich in deinem Keller erwartet, und ich schwöre, dass ich niemandem ein Sterbenswörtchen erzählen oder in anderer Form anvertrauen werde.«

»Gut, Enya. Danke. Das war's für's erste. Konkrete Anweisungen gebe ich dir morgen. Bri wird dich am Montag nach Hause fahren, ohne dir eine Augenbinde anzulegen, und wenn du das nächste Mal kommst, betrachten wir dich als eine von uns, weshalb es dir, gleich wie Brianna und Elizabeth, gestattet ist, dich auf meinem Anwesen frei zu bewegen.«

»Vielen Dank für das Vertrauen, Fenia.«

»Bitte. Gute Nacht. Schlaf gut.«

»Danke. Du auch. Gute Nacht.«

\*\*\*

So freundlich Fenias Villa nach außen hin aussah und wirkte, so zappenduster war es um einen Sklaven bestellt, der im verborgenen unterirdischen Teil derselben landete, denn die drei Huren, einschließlich Enyas blonder Nachbarin, kannten, laut Brianna, weder Gnade noch Mitleid. Hinter dem großen Wandschirm stehend und durch je eine Lücke spähend konnten Enya und Bri am Nachmittag des darauffolgenden Tages gut hören und mitverfolgen, was Fenia mit ihrem Sklaven trieb. Das strenge Liebesspiel war für Enya inso-

fern gewinnbringend, da sie sich sogar einen Teil der derben oder obszönen Sprüche notierte, die Fenia vom Stapel ließ. Brianna hatte ihr das empfohlen, denn sie meinte, die Sprüche oder Teile davon – also lediglich obszöne Worte - wären auch in einem Schlafzimmer gut anwendbar. Fenia befahl ihrem Freier in herrischem Ton, sich zu entkleiden, und danach durften Enya und Brianna mitansehen, wie sie dem Sklaven mithilfe von Handschellen die Hände auf den Rücken fesselte, ihm ihr schwarzes Höschen in den Mund steckte, ihn mithilfe eines ledernen Knebels, den sie an seinem Hinterkopf festzurte, noch mehr seiner Stimme beraubte, und an den Haaren packte. Dabei setzte sie sich bereits auf einen bequemen Sessel, drückte seinen Kopf hinunter, damit der Mann auf ihrem Schoß zu liegen kam, und dann schlug sie ihn mit einem kurzen schwarzen Lederriemen so lange, bis er wie ein Hund zu winseln begann. Der Mann, den sie hemmungslos quälte, war ungefähr fünfzig Jahre alt, relativ mollig, und gerade deshalb verfiel Enya in offene Bewunderung, denn gewiss war es so, dass ein schwächlicher Freier viel besser in dieser Stellung zu benutzen oder zu bedienen gewesen wäre. Brianna meinte, Fen hätte Enya zuliebe eine andere Methode der Züchtigung hintangestellt, was der Wahrheit entsprechen musste, denn der Rücken des Mannes war von schmalen länglichen Narben übersät, die

darauf hindeuten, dass sie ihn normalerweise auspeitschte. Enya rechnete Fen das Zuvorkommen hoch an und sagte Fenia das auch, denn die Edelhure kam unmittelbar, nachdem der Sklave sich mit gesenktem Kopf und dem Küssen ihrer Stiefelspitzen bei ihr bedankt und verabschiedet hatte, zu ihr.

»Nun? Wie sieht es aus, Enya? Hältst du nach dem, was du gesehen hast, immer noch an Brianas Plan fest, oder ist dir die Lust auf eine gravierende Erweiterung deines Liebeslebens vergangen?«

»Zuerst möchte ich mich bei dir dafür bedanken, dass du dem schweren und unhandlichen Sklaven wegen mir den Hintern versohlt hast, anstatt ihm, wie üblich, den Rücken blutig zu peitschen. Dank deiner anschaulichen und extrem beeindruckenden Vorstellung weiß ich nun, worauf es bei dieser Variante der Züchtigung ankommt. Und ja; ich möchte immer noch von euch lernen, und genau deshalb bin ich Brianna nicht minder dankbar, dass sie für mich die Gefahren auf sich nimmt, die mit dem Ködern, dem Einfangen, und dem Züchtigen des Diebes verbunden sind.«

»Ich finde dein unverrückbares Bestreben äußerst lobenswert, Enya, und ich freue mich sehr, dass dir die Vorstellung gefallen hat und dass ich damit einen Beitrag leisten konnte, der dazu angeht, dein vorrangiges Ziel zu verwirklichen. Ei-

nes ist bei dieser Lektion leider nicht besonders gut zum Ausdruck gekommen.«

»Und das wäre?«

»Dass es einen wesentlichen Unterschied macht, ob du einem erwachsenen Mann, der noch dazu ein wenig fettleibig ist, den Hintern versohlst, oder einem Jungen, der von schwächtiger Natur ist. Darum sage ich dir klipp und klar, dass ein schwächtiger Sklave, wie der, an den du persönlich Hand anlegen wirst, so ungerne wir es ihm auch gönnen werden, gleich wie bei einer brutalen Auspeitschung, auch nach dieser Form der Züchtigung eine Erholungsphase benötigen wird. Das heißt, wochenlange Arbeit und wochenlanges Warten.«

»Das ist mir aufgrund der Logik klar, Fen, aber danke, dass du alles, was nützlich für mich sein könnte, klipp und klar auf das Tablett bringst.«

»Das versteht sich von selbst« sagte Fen, bevor Enya von ihr umarmt wurde und die Edelhure sich nach oben begab, damit sie sich von den Strapazen erholen konnte. Zwei Stunden später stiefelte sie noch mal in den Keller, um jenen Kunden zu bedienen, den sie wegen Enya wie ein Reittier behandelte.

Acht Uhr abends war es, als Bri und Enya wieder hinter dem Wandschirm Stellung bezogen hatten, damit sie sehen konnten, wie Fen den Sklaven abfertigte, der danach hungerte, von ihr gezüchtigt

und aus nichtigen Anlässen bestraft zu werden. Was diesmal gänzlich wegfiel, waren die Handschellen und die Knebelung, denn Fenia schob dem schwarzhaarigen Mann, der um die vierzig war, eine Trense in den Mund, damit sie ihn anhand der Zügel und mithilfe der Sporen und der Gerte wie ein richtiges Pferd lenken und dirigieren konnte. Gleich wie beim ersten Freier des heutigen Tages trug sie dabei schwarze Seidenstrümpfe, einen schwarzen ledernen Strumpfgürtel, schwarze geschnürte Lederstiefel, die bis zur Mitte ihrer Oberschenkel reichten, und bei jedem Schenkeldruck, auf den der Sklave nicht unmittelbar reagierte, schlug sie mit der Gerte zu oder drückte ihm die Sporen in die Flanken. Er jaulte dabei jedes Mal wie ein Wolf auf, sodass Enya erschrocken zusammenzuckte, doch Brianna sagte leise:

»Kein Grund zur Besorgnis, Herzchen. Um ehrlich zu sein hält sie sich heute anscheinend, in Bezug auf die Härte des Verfahrens, extrem zurück, damit sie dich nicht überfordert.«

»Wäre es eventuell möglich, dass sie das unterlässt?«

»Du willst die volle Härte dieser Variante wirklich hautnah miterleben?«

»Ja. Genau das will ich und nichts anderes.«

Brianna schlich infolge einer günstigen Gelegenheit auf leisen Sohlen vor den Wandschirm und si-

gnalisierte Fenia mithilfe der zur Faust geballten Rechten, sie könne so hart wie üblich durchgreifen.

Fenia tat, wie von Bri und Enya erbeten, und was Enya ab nun zu sehen bekam, hätte normalerweise eine Sitzgelegenheit erfordert. Die brünette Hure, die ihre langen und streng nach hinten gekämmten Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, beschimpfte und schlug den »lahmarschigen« Sklaven, dass Enya mehrmals einen Stich in ihrer Brust verspürte, und am Ende der Prozedur brach er sogar unter der großen schweren Reiterin zusammen. Zur Strafe dafür trat sie ihm mit der rechten Stiefelspitze gnadenlos in die Hoden, und da er nicht schnell genug auf Händen und Knien im Kreis kroch, sodass sie sich wieder bequem mit gespreizten Beinen auf seinen Rücken setzen konnte, erntete er jede Menge Ohrfeigen. Enya hatte, obwohl sie sich redlich anstrengte, Mühe, die vielen derben und extrem obszönen Sprüche zu notieren, die Fenia von sich gab, während sie den Sklaven behandelte, als wäre er der pure Abschaum.

Noch schockierender waren die Dinge, die Enya am nächsten Abend zu sehen bekam, als Elizabeth ihren Sklaven, einen Mann im Alter von rund fünfunddreißig Jahren, zur Strafe für ein kaum nennenswertes Vergehen auspeitschte und wie eine lebende Toilette behandelte. Gleich wie Fe-

nia, ohrfeigte die hartherzige Hure den am Boden liegenden Freier äußerst brutal, und noch während ihm deswegen das Wasser in die Augen schoss, pisste sie ihm in hohem Bogen in dieselben, indem sie sich ordinär über seine Brust hockte und ihre Blase bis auf den letzten Tropfen entleerte. Auch sie bombardierte ihren Sklaven mit total obszönen Sprüchen und Befehlen, und als Enya hinterher ihre eigenen Notizen las, konnte sie nicht glauben, was sie niedergeschrieben hatte, denn Elizabeth hatte ihrem erniedrigten Sklaven beispielsweise wortwörtlich mit forscher Stimme ins Gesicht gebrüllt; »Maul auf, du jämmerliche Drecksau, damit ich bequem rein-scheißen kann!«, bevor sie ihre Ankündigung wahr machte. Den nächsten Satz, den Liz von sich gegeben hatte, musste sogar Bri anstelle von Enya in Enyas Notizheft schreiben, denn Enya war wie gelähmt, als die schwarzhaarige Hure dem Sklaven befahl, die Exkreme hinunterzuwürgen. In schön geschwungener Schrift standen am unteren Ende der Seite genau jene Worte, die Liz von sich gegeben hatte, nachdem der gedemütigte Sklave ungefähr die Hälfte der ekligen Gabe mit viel Mühe und trotz starkem Brechreiz hinuntergeschlungen hatte.

»Ja! Gut so, Sklavensau! Schön weiterfressen, und solltest du es wagen, auch nur einen Krümel auf den Boden zu kotzen, bekommst du wieder

die Peitsche zu spüren!« Tja; das hatte gewirkt, denn sie hatte ihn gleich zu Beginn gefesselt, geknebelt, ihn mithilfe der Kette, eines Flaschenzugs und einer Kurbel an den Füßen Richtung Decke gezogen, und ihn auf halber Höhe des Raumes, mit dem Kopf nach unten baumelnd ausgepeitscht, bis Blut durch die Gegend spritzte.

\*\*\*

»Nun hör aber auf«, sagte Enya nach dem ereignisreichen Wochenende zu ihrer blonden Nachbarin, der man rund um die Uhr zutrauen konnte, dass sie auch im Privaten perfektes Theater spielte. »Du willst dich doch nur auf meine Kosten amüsieren. Du glaubst doch nicht, dass ich dir das abnehme« setzte Enya hinzu. Es ging darum, dass eine Diskussion zwischen ihnen entflammt war, denn Enya konnte oder wollte den offenen Worten ihrer Freundin und Nachbarin nicht in vollem Umfang Glauben schenken.

»Warum denn nicht? Warum glaubst du mir nicht, dass der Mann, den Elizabeth vor unseren Augen zur Sau machte, zugleich ihr derzeitiger Freund ist?«

»Weil ich mir nie und nimmer vorstellen könnte, Cedric vor euren Augen als lebende Toilette zu benutzen. Ja. Gut. Meinetwegen allein und hinter vier Wänden in meinem oder seinem Schlafzim-

mer. Aber vor fremden Leuten? Nein ... niemals ... das wäre wirklich unvorstellbar, und weil das so ist, kann ich nicht glauben, dass ...«

»Und dennoch ist es die reine Wahrheit. Genau das ist es, was den Unterschied zwischen einer Hure, wie mir, und einem verklemmten Ding, wie dir, ausmacht.«

»Hmmm. Na schön. Wie du meinst. Aber dann wäre da noch die Sache, die du mir über über den Tod ihres Mannes erzählt hast. Ich meine, wenn es sich auch nur annähernd so abgespielt hat, wie du es mir beschrieben hast – nein, dazu hast du im gesellschaftsfähigen Teil deines Doppellebens zu viel Geschmack und zu viele Skrupel.«

»Chacun à son goût, heißt es, liebe Nachbarin.«

»Siehst du, Bri? Das war der schlagende Beweis. Und nun schlage ich vor; wir vergessen die unglaubliche Lüge und verlagern den Schwerpunkt des Gesprächs wieder zu meinem Problem.« Brianna Sinclair lachte, schüttelte den Kopf und meinte:

»Mal ehrlich, Herzchen; Irgendetwas stimmt nicht mit dir, denn falls du es noch nicht bemerkt hast; wir haben uns im Zuge unserer Unterhaltung keinen Millimeter davon wegbewegt. Wenn du in Sachen Sex mehr Selbstbewusstsein erlangen willst, kann es nämlich, wie du richtig sagtest, nur von Vorteil sein, dass du möglichst viele Facetten kennen lernst, damit du begreifst, dass es dabei

weder eine Einbahnstraße gibt noch geben darf. Und nun spitz die Ohren, denn nun kommt's: Überflügelst du deinen egoistischen Priester in ein paar Wochen, weil eine halbe Nutte aus dir geworden ist, ist das nicht dein Problem, sondern sein's. So einfach verhält sich die Angelegenheit, Schwester Enya Maria Magdalena.«

»Wie lustig?«

»Vielen Dank, Amen.«

»Und du bist dir sicher, dass Cedric es schön fände, wenn ich dasselbe oder etwas ähnliches mit ihm machen würde, was ihr in Fens Keller mit euren Kunden treibt?«

»Ja. Gewiss. Zugegeben; was Fenia und Elizabeth vor unseren Augen gemacht haben, gehört bereits zu den härteren Gangarten, aber im Prinzip fände ich es gut, wenn du in verträglichen Schritten versuchen würdest, auch diese Dinge praktisch nachzuempfinden, und deinem nicht minder verklemmten Priester im Anschluss zu zeigen, aus welchem Holz du in Wahrheit geschnitzt bist. Du beginnst, wie immer, ganz harmlos, und gegen Ende; also wenn es darum geht, dass sein Körper seinen eigenen Willen besiegen soll, pisst oder schießt du ihm in dem gemeinsamen Anflug von Ekstase geradewegs ins Maul. Und wenn er es wagt, deswegen zu spucken oder zu kotzen, drehst du dich um und verpasst ihm ein paar ordentliche

Schellen, damit er weiß, wer im Schlafzimmer, aber auch anderswo das Sagen hat.«

»Und du hast das wirklich auch schon mal gemacht?«

»Ja. Kein Wunder. Ich führe seit Jahren dasselbe Doppelleben wie Fenia und Liz. Ekstase heißt in jedem Fall das Zauberwort.«

»Ich weiß nicht, Bri. Ich kann mir nur sehr schwer vorstellen, dass ich es jemals schaffen könnte, mich ebenso abartig zu verhalten.«

»Abartig? Abartig ist ein Wort, das eine Empfindung beschreibt, und Empfindungen sind bekanntlich eine subjektive Sache, da sie mit Gefühlen, Blickwinkel und Betrachtung zu tun haben.«

»Hmmm. Ja. Das ist richtig. Demzufolge wäre es wohl nicht so gut, wenn ich von vornherein eine klare Auswahl treffen würde, weil ich mir nicht sicher bin, mich zu dem einen oder zu dem anderen durchringen zu können. Richtig?«

»Richtig, denn was man nicht ausprobiert hat, lässt sich weniger gut einschätzen, wie etwas, das man kennt, weil man damit praktische Erfahrung hat. Dennoch wäre es schlecht, alles wie unter Zwang über einen Kamm zu scheren – egal in welcher Richtung. Hör zu, Herzchen. Klar ist, dass du als Hobby-Nutte keinesfalls Dinge machen sollst, die dir keinen Spaß machen. Ich mache zwar seit langem, des Geldes wegen, ein paar Dinge, die mir keinen Spaß mehr machen, aber so

weit, dass du mir, Fen oder Liz nacheiferst, obwohl es dir nicht im Blut liegt, eine vollkommene Hure zu verkörpern, darf es auf keinen Fall kommen. Darum solltest du die Sache mit unserem Erfahrungsschatz und unseren Belehrungen nochmal gründlich überdenken, denn sowie du den ersten Schritt in diese Richtung machst, machst du den nächsten und den übernächsten, und so weiter und so fort, und ehe du dich versiehst, ist aus dir schrittweise ebenfalls eine total versaute Hure geworden, die nur mehr Zahlen vor Augen hat.«

»Es gibt nichts mehr zu überlegen, Brianna. Ich will es wirklich, und mit Zahlen hat es nicht das geringste zu tun. Ich sehe keine andere Möglichkeit, Cedric aus den Klauen der Kirche befreien zu können. Er ist dann quasi Jesus, und ich bin dann quasi, wie du es vorhin instinktiv angedeutet hast, Maria Magdalena – oder so ähnlich.«

Brianna schnappte nach Luft und hielt sich den gestreckten Zeigefinger an die Stirn, um eine imaginäre Pistole nachzuzahlen, und nachdem sie abgedrückt und »pchhh!« gesagt hatte, seufzte sie und und meinte:

»Sorry, Herzchen, wegen meiner übertriebenen Reaktion, aber nichtsdestotrotz kannst du froh sein, dass ich mir keinen Finger in den Rachen gesteckt und auf den Boden gekotzt habe.«

»Lästere nur ... das empfinde ich durchaus als motivierend.«

Diesmal seufzte die Blondine nur.

»Na schön. Wie du willst. Ich werde seh'n, was ich machen kann, damit sich deine Hemmschwelle aushebeln und in eine bestimmte Richtung verschieben lässt. Ein paar Sachen hab' ich dir ja schon recht anschaulich erklärt und mit Fenias und Elizabeths Hilfe vor Augen geführt. Ich schlage vor, du spielst alles, was ich dir sonst noch schildern und erklären werde, zuerst ein paar Mal in Gedanken durch, übst das eine oder andere vor dem Spiegel anhand einer Puppe, und nur jene Dinge, zu denen du dich durchringen kannst, probierst du aus. Gefällt dir das eine oder andere, ist es gut, gefällt dir etwas nicht, lässt du es hübsch beiseite, denn wenn du Dinge tust, die nur deinem Partner gefallen, gerätst du in Gefahr, dass er den Spieß umdreht. Eine Domina ist kein Spielzeug sondern eine Art Göttin, Königin oder meinetwegen eine Therapeutin. Aber Vorsicht; auch dabei gibt es Regeln und Grenzen. Am besten wäre natürlich, wenn du mit der Zeit herausfinden könntest, was sowohl dir als auch deinem verklemmten Pfaffen besonders gut gefällt, denn wenn das der Fall ist, ergibt sich der Rest wie von selbst. Ich spreche davon, sein Gehirn zu vernebeln, und ich spreche von Rollenspielen. Du könntest beispielsweise hergehen und eine Nonnenkutte anzieh'n, damit euch das Liebesspiel noch mehr Spaß bereitet. Dieses Hilfsmittel würde sogar, wenn du mich

fragst, ausgezeichnet zu dem verlogenen Beruf  
deines sonderlichen Beischläfers passen.«

»Hast du für das vorhin genannte Verfahren auch  
ein Hilfsmittel für mich parat?«

»Meinst du die Sache mit dem Schwanger-Wer-  
den oder die Sache mit der lebenden Toilette?«

»Ähm ... das zweite, weil es sein könnte, dass  
mir das eine oder andere erst beim zweiten oder  
dritten Mal Spaß macht.«

»Ah. Verstehe. Die Schritt für Schritt Methode.  
Das ist gut, denn die ist aus meiner Sicht die bes-  
te. Nun; entweder du denkst dabei an gar nichts,  
oder du denkst dir einfach, du sitzt auf einer Latri-  
ne oder auf deiner Puppe - und los geht's. Egal,  
was für ihn dabei abfällt; gib es ihm tüchtig, denn  
die Bettwäsche hat ohnehin er auf allen Vieren zu  
reinigen, während du auf seinem Rücken sitzt und  
die Arbeit, wie eine Amazone, mit der Peitsche in  
der Hand kontrollierst. Lass dich geh'n, mach ihn  
in deiner Rolle als Kurtisane hörig, und spar' vor  
allem nicht mit obszönen Schimpfwörtern, wäh-  
rend du durch dein bizarres Verhalten dafür sorgst,  
dass er vor Staunen und Verzückung die Augen  
verdreht. Ach ja; und überhäufe ihn vor allem von  
Schäferstündchen zu Schäferstündchen mit immer  
mehr und immer deftigeren Beleidigungen.«

»Ich soll ihn wirklich, gleich wie Fen und Liz es  
getan haben, beim Sex beleidigen und es nach und  
nach auf die Spitze treiben?«

»Ja. Gewiss, denn mit der Zeit wirst du automatisch ein Gefühl, fast könnte man es Fingerspitzengefühl nennen, dafür entwickeln, was euch im selben Maß gefällt. Wenn du das Gefühl hast, du hättest den Bogen überspannt, schränkst du es einfach wieder auf ein harmonisches Maß ein. Das hat mit dem Grad seiner Verliebtheit oder vielmehr mit dem Grad seiner Hörigkeit zu tun. Hast du ihn richtig an der Angel, könnte es sogar sein, dass du am Ende wegen einer gemeinsamen Flaute wieder dort landest, wo du begonnen hast. Das höchste der Gefühle ist, wenn dein Partner von dir vor lauter Verschmelzungs- oder Vereinigungsdrang erniedrigt werden will, doch das funktioniert nur, wenn das, was du tust, und das was du sagst, perfekt harmoniert. Pisst oder schießt du deinem Priester in deinem Kämmerchen oder sonst wo mit sichtlichem Genuss in den Mund, oder zumindest mitten ins Gesicht, weil er sich das insgeheim erträumt, ist es für ihn schön, pisst oder schießt du ihm in den Mund, und bezeichnest ihn obendrein als ›Drecks- oder Pfaffen-Sau‹, kann es sein, dass er noch in derselben Sekunde vor lauter Erregung vor deinen Augen in hohem Bogen abspritzt, obwohl du es ihm kurz zuvor ausdrücklich verboten hast. Benimmt er sich im Zuge der körperlichen Vereinigung mit seiner Göttin daneben, hat er die Konsequenzen zu tragen, und wenn ihm die Konsequenzen gefallen,

wird er sich immer und immer wieder in selber Art daneben benehmen, weil er die Strafe nicht als Strafe sondern als Belohnung empfindet. Also geht es im Prinzip darum, dass du ihm jene Manieren beibringst, die du dir vorstellst, und dass du herausfindest, wie du ihn mithilfe deines Körpers am besten manipulieren oder erpressen kannst. Je schweinisher seine Belohnung, desto mehr muss er dafür im Vorhinein springen lassen.«

»Du meinst, auf diese Weise könnte es mir gelingen, ihn der Kirche zu entreißen?«

»Ganz genau. Du hast anstatt der vorhin erwähnten Zahlen ein bestimmtes Ziel vor Augen. Amüsiere dich auf seine Kosten, aber finde mit viel Gespür heraus, was ihm besonders gut gefällt, denn nur auf diese berechnende Weise gelingt es dir, seine Gehirnwindungen in vollkommener Weise so zu verknoten, wie es dir gefällt oder wie es dir in den Kram passt.«

»Nun; ein paar Dinge weiß ich schon über ihn. Ich meine, was seine sexuellen Fantasien und Wünsche angeht.«

»Ach jaaa?«

»Ja. Er mag es zum Beispiel, wenn ich auf ihm sitze und die typischen Reitbewegungen nachahme. Du weißt schon; als wäre man mit einem richtigen Pferd unterwegs. Ich sagte deswegen sogar schon mal »hüa«, »schneller, Pferdchen«, oder »schneller, du Hengst« zu ihm.«

»Hört sich geil und interessant an, aber versuch's trotzdem mit Zuckerbrot und Peitsche.«

»Zuckerbrot und Peitsche?«

»Ja. Du könntest damit beginnen, indem du, anstatt auf seinem Schwanz, auf seinem Gesicht reitest, als ob du auf einem Pferd sitzen würdest.«

»Und wozu soll das gut sein?«

»Ganz einfach, Weil du ihn dabei bequem mit einer Reitgerte bearbeiten könntest. Du fixierst seine Hände und Füße mit Seilen oder Tüchern an den Bettpfosten, schiebst ein Kissen unter seinen Kopf, klemmst seinen Kopf so fest wie's geht zwischen deine strammen Arschbacken, und während du ihn reitest, schlägst du ihn so lange und so brutal mit der Peitsche, bis er unter deinem Arsch um Gnade zu winseln beginnt.«

»Ich ... ich soll ihn lange und brutal schlagen?«

»Ja! Warum nicht?! Prügle diesen egoistischen Schweinepriester in einem gemeinsam Sturm der Lüste und Gefühle windelweich! Überleg' mal: auf diese Art könntest du ihm ganz nebenbei alles heimzahlen, was er dir bisher angetan oder vorenthalten hat.«

»Das hört sich fürwahr erregend und interessant an, zumal ich ihm in dieser Position sogar den Samen stehlen könnte. Ich müsste seinen Penis lediglich massieren, und kurz bevor er spritzt, die Position wechseln.«

»Eben. Männer, vor allem so sture, wie dein Priester, benötigen eine feste Hand - so sieht's aus, meine Liebe. Schlag ihn, raub' ihm den Samen, aber schieß' ihm bitte, mir zuliebe, zumindest einmal gehörig in die Fresse, denn wenn du mich fragst, hat er es längst verdient, auf diese Art erniedrigt zu werden. Nebenbei bemerkt, gibt es keine bessere Methode, um festzustellen, ob er nicht doch ein Homo ist.«

»Wie ...?«

»Homos mögen es nicht, wenn sie von einem Mädchen, und noch dazu von einer aalglatten Lolita, wie dir, auf das Äußerste gedemütigt werden.«

»Wirklich?«

»Ja. Überhaupt frage ich mich, warum du nicht schon längst schwanger geworden bist, wo du doch schon etliche Male mit diesem perversen Spinner gefickt hast. Los, Herzchen. Raus mit der Sprache. Was hat er dir bisher abverlangt, damit er nicht hochkantig aus der Kirche fliegen konnte?« Enya zögerte, doch da sie Briannas Offenheit mit selber Münze goutieren wollte, sagte sie:

»Ganz ehrlich?«

»Ja. Was sonst? Ein Doktor fragt seine Patienten doch auch alle möglichen Dinge, wenn er es für nötig hält. Oder etwa nicht?«

»Ähm ... ja. Gewiss ... Ich, äh ... ich hab' Cedrics Penis, mal abgesehen von unserem ersten

Mal, wo es mit der Schwangerschaft noch nicht klappen konnte, und den Liebkosungen mit den Lippen, der Zunge und der tiefen Kehle, bis jetzt immer mit dem Arschloch geritten – genau wie er es vorgeschlagen hat. Allerdings haben wir es dabei schon zu einer gewissen Meisterlichkeit gebracht. Ich steck' seinen Penis mittlerweile bis zum Anschlag rein, sodass ich direkt auf seinen Hoden zu sitzen komme, und dann beginne ich zu reiten, und während ich den Pfahl auf und abgleiten lasse, würge ich ihn ... ich meine natürlich den Pfahl ..., indem ich meine Rosette fest um ihn presse. Länger als ein paar Minuten hat er das bis jetzt nicht ausgehalten, und wenn er abspritzt, hält er meine Arschbacken fest in der Hand, damit er alles bis zum letzten Tropfen in meinen Arsch rein pumpen kann.«

»Ich muss sagen; dein Priester ist ein verdammt schlauer Hund. Und wie ist das, wenn du es ihm mit dem Mund machst?«

»Dann melke ich ihn ebenfalls leer - bis auf den letzten Tropfen, indem ich wie ein Baby an der Eichel sauge oder den Schwanz als ganzes in meinen Rachen verfrachte und alles schlucke, was er mir in die Kehle oder vielmehr in den Magen spritzt.«

Unglaublich, aber wahr; Brianna Sinclair machte große Augen, griff sich wegen Enyas anschauli-

cher Schilderung an die Möse und begann zu stammeln.

»Ich ... ich glaub's nicht, Herzchen. Du ... du schaffst es tatsächlich, seinen Schwanz in voller Länge in deine Kehle zu stecken, und alles, was kommt, zu schlucken, ohne dich vor lauter Würge- oder Brechreiz übergeben zu müssen?«

»Ja. Und wenn ich das Gefühl habe, dass das noch nicht alles war, bearbeite ich den Schwanz nebenbei mit der Zunge, bis er den letzten Rest raus schießt.«

»Und was machst du, wenn er den Schwanz raus zieht?«

»Das hat er zu Beginn einmal versucht, aber es hat nicht funktioniert, weil ich den Schwanz ganz vorne, an seinem Bauch, mit den Lippen und den Zähnen festgehalten habe. Es ist quasi eine eigene Technik. Meine Lippen berühren dabei seinen Bauch, und wenn er sich mit dem Hintern dagegen stemmt, greif ich einfach mit der rechten Hand zwischen seine Beine, damit ich meinen Mittelfinger in sein Arschloch stecken kann.«

»Nicht möglich. Du bläst seinen Lümmel mit den Lippen, und bearbeitest ihn dabei mit deiner Zunge, obwohl er bis zum Anschlag in deiner Kehle steckt, und damit er nicht herausgezogen werden kann, beißt du dich obendrein am Schwanzansatz fest, obwohl du den Schwanz viel lieber in der Möse hättest?« Man konnte nun gut

sehen, dass Enya der vollbusigen Blondine mitunter ganz schöne Rätsel aufgab. Brianna Sinclair fühlte sich, als hätte ihre blutjunge Nachbarin in einer bestimmten Sparte die Latte nicht bloß sprichwörtlich für sie höher gelegt.

»Genau. Cedrics heftige Beckenstöße sind allerdings beim Abspritzen ein wenig unangenehm, weil er mich jedes Mal am Hinterkopf packt und fest dagegen drückt, sodass mir für ein Weilchen die Luft wegbleibt, aber wenn er wieder inne hält, lasse ich den Saft einfach in meine Kehle fließen und dabei sitze ich, nebenbei gesagt, ab und zu auf seinem Gesicht, damit er meine Möse oder mein Arschloch lecken kann, bis es mir ebenfalls kommt. Manchmal, aber nicht oft, steckt er mir dabei sogar die Zunge abwechselnd in beide Löcher, während ich ihn total leer sauge, was er ja schließlich will, damit kein Tropfen nach außen kommt.«

»Willst du damit sagen, dass sein Schwanz blitzblank ist, wenn du ihn wieder freigibst?«

»Ja. Cedric will es so.«

»Hast du schon mal daran gedacht, einen Teil des Samens im Mund zu behalten und heimlich aufzubewahren?«

»Ja, aber das funktioniert nicht, weil er mich unmittelbar danach küsst, als würde er kontrollieren, ob ich wohl alles brav geschluckt habe.«

»Ihr verwendet also bloß deshalb keine Pariser, weil sich dieser verantwortungsscheue Egoist damit begnügt, dass du ihm einen bläst oder dass er dich, je nach Lust und Laune, in den Arsch ficken darf?«

»Wieso bezeichnest du Cedric als Egoist? Und was, zum Henker, sind Pariser?«

Brianna schüttelte den Kopf und Enya lächelte verhalten, um die beschämende Situation oder die Wissenslücke zu überspielen.

»Lach nicht, Herzchen, sondern halt dich an das, was ich gesagt habe und was ich zu dieser Thematik noch sagen werde. Und um deine Fragen zu beantworten; ich kanzte deinen Freund absichtlich herab, damit du ein wenig Abstand zu ihm gewinnst. Der hohe königliche Sockel, auf den du ihn gestellt hast, ist nämlich wie geschaffen, deinen Plan zu vereiteln. Ach ja; und Pariser sind kleine dünne Latex-Mäntelchen, die man einem Schwanz überziehen kann, doch die solltest du am besten so schnell wie möglich vergessen, denn wenn du dieses Thema im Beisein deines gruselige Beischläfers anschneidest, ist der Zug ein für allemal abgefahren.«

»Ist gut.«

»Ja, Das woll'n wir hoffen. Ach ja; noch etwas. Ich werde dir, zusätzlich zu den Notizen, du du dir bereits gemacht hast, jede Menge versaute Wörter, und ganze versaute Standard-Sätze aufschrei-

ben, die du allesamt brav auswendig lernen wirst, damit du deinen Bock umso schneller in den Griff bekommst. Je natürlicher und selbstverständlicher du dich gibst, wenn du ihm die erniedrigenden Beleidigungen und Obszönitäten um die Ohren schmetterst, desto leichteres Spiel hast du mit ihm. Wäre doch gelacht, wenn wir es nicht mit vereinten Kräften schaffen würden, dieses fromme Scheusal auszutricksen. Nichts gegen deine sagenhafte Bescheidenheit oder deinen Hang für gut aussehende Pfaffen, aber du musst den schlaunen Fuchs unbedingt dazu bringen, dass er sein Gehirn vor lauter sinnlicher Erregung komplett abschaltet. Ich an deiner Stelle hätte ihn schon längst dazu gebracht, sich auf Händen und Knien dafür zu bedanken, dass er meinen frisch verschissenen Arsch nach dem täglichen Gang zur Toilette sauberlecken darf. Glaub' mir, Enya; in jeder Frau steckt eine herrschsüchtige Herrin, und in jedem Mann ein unterwürfiger Sklave, doch beides muss durch bestimmte Rituale zum Vorschein gebracht werden. Als gut eingeführte Domina kannst du mit jedem x-beliebigen Mann Katz und Maus spielen, und dasselbe erwarte ich mir auch von dir, wenn dein Schnellkursus abgeschlossen ist.«

»Ich werd' mir Mühe geben, Bri. Um ehrlich zu sein; am besten hat mir bis jetzt die Sache mit den Fesseln gefallen.«

»Nun; die Idee an sich ist nicht so schlecht. Allerdings läufst du dabei Gefahr, dass er deine Absicht erkennt. Also wäre es wohl besser, wenn du ihn dazu zwingst, beim normalen Ficken die Verantwortung zu übernehmen. Wenn er es unterlässt, seinen Schwanz aus deiner Möse zu zieh'n, weil er zu geil und deine feurige Möse zu eng, zu heiß, und zu glitschig ist, hat er eben Pech gehabt, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Du meinst; ich soll ihn einfach streng behandeln und ihm gleich zu Beginn befehlen, den Penis nach eigenem Ermessen raus zu zieh'n, bevor er spritzt?«

»Ach herrje. Du sagst schon wieder andauernd Penis, anstatt Schwanz, Ständer oder Pimmel.«

»Und wieso stört dich das?«

»Weil Penis im Gegensatz zu Schwanz, Ständer, Pimmel oder Pfahl kein Wort ist, das mit dem so genannten ›Hurenslang‹ harmoniert. Klar?«

»Ähm. Nein.«

»Hurenslang heißt Hurensprache, und deswegen kollidieren in Fens Keller Penisse mit Schwänzen, und Hoden mit Eiern.«

»Ach so. Verstehe.«

»Sehr Gut. Was fragtest du also noch mal?«

»Ich, ähm. Ich wollte wissen, ob ich streng zu ihm sein soll, bevor ich ihm befehle, selber Sorge dafür zu tragen, dass sein ... ähm ... Schwanz

nicht mehr in meiner Möse steckt, wenn es ihm kommt.«

»Na also. Geht doch, Herzchen. Die Antwort lautet; ja. Und wenn es soweit ist, dass er dich vor lauter Eifer oder Wonne abfüllt, tust du einfach so, als würdest du das Zucken seines Schwanzes nicht spüren. Kein Mensch wäre in diesen Sekunden an seiner Stelle in der Lage, festzustellen, ob du absichtlich Samenraub begehst oder nicht. Du wirst seh'n; das funktioniert bestens, und zwar deshalb, weil er nicht damit rechnet, dass eine total versauerte Keltengöre in dir steckt. Hat deine Möse erst mal seinen steifen Schwanz ordentlich in der Mangel, kannst du mit ihm machen, was du willst. Das Um und Auf ist dabei die Art, die du an den Tag legst. Schafft er es wegen deiner schweinischen Art nicht, seinen spritzenden Schwanz raus zu zieh'n, ist es nicht deine Schuld. Das einzige, was du lernen musst, ist, ihn total versaut zu behandeln. Du weißt schon; damit du sein vernünftiges Denken lahm legst. Ich kenn' auch dafür ein paar gute Tricks. Ich werde dir zum Beispiel die wahre Berufung von Daumendick, dem kleinen Scheiße fressenden Jungen erklären, und ich besorg' dir obendrein die größte Knabenpuppe, die ich bekommen kann, damit du dich darin üben kannst, auf das Gesicht einer gefesselten männlichen Gestalt zu pissen und zu kacken, und wenn du glaubst, dass du soweit bist, eine gute Domina

abgeben zu können, die ihrem Partner in sexueller Hinsicht turmhoch überlegen ist, geht es ans Eingemachte. Wir werden schon seh'n, wer das Rennen um deinen gruseligen Hengst gewinnt. Gut möglich, dass es gar nicht nötig ist, Fäkalien ins Spiel zu bringen, wenn du es bereits allein mit versautem Reden schaffst, ihn buchstäblich um den Verstand zu bringen. Der Zeitpunkt dafür ist gar nicht mal so schlecht, denn wenn er von Rom zurückkommt, wird er sicher ausgehungert sein, sofern er nicht in seinem Kämmerchen gewichst hat, wie ein Weltmeister. Ausgehungerte Männer können sich bekanntermaßen schwer beherrschen, weshalb es sogar sein könnte, dass es reicht, wenn du ihn lediglich von einem römisch katholischen Priester zu einem römisch katholischen Ferkel degradierst, indem du ihm frisch und fröhlich ins Maul pisst. Schade, dass ich nicht dabei sein kann, wenn ihm, deiner veränderten Art wegen, sämtliche Sinne schwinden. Ich würde gerne sein verdutztes Gesicht seh'n, wenn sein schlaffer Pimmel aus deiner frisch besamten Möse flutscht.«

Sie lachten abermals und insbesondere Enya, denn dass Brianna sich so für sie ins Zeug legte, war in ihren Augen ein viel versprechender Anfang.

»Ach herrje« sagte Enya in sich wiederholender Manier, denn gerade eben war ihr noch etwas Wichtiges eingefallen. »Ich hab' mich gerade ge-

fragt, wie ich ihn überhaupt dazu bringen kann, dass er es mir gestattet, den Schwanz in meine Möse anstatt in mein Arschloch zu stecken.«

»Hmmm. Mal überlegen. Ich an deiner Stelle hätte natürlich schon längst so oft und so gründlich auf seinen Schwanz geschissen, und zwar wortwörtlich, dass ihm deswegen die Lust auf's Arschficken für längere Zeit vergangen wäre. Aber da ich weiß, dass du damit vorerst Probleme hättest, schlage ich dir auch eine zweite Möglichkeit vor. Was hältst du davon? Sag' einfach, du hättest Schmerzen am After.«

»Und was soll ich tun, wenn er genau deswegen darauf verzichtet, mit mir zu schlafen?«

»Tja. Dann wird dir nichts anderes übrig bleiben, als ihn ans Bett zu fesseln, während er schläft. Du könntest ihn aber auch betrunken machen, denn betrunkenen Männern das Gehirn zu vernebeln, ist um ein vielfaches leichter als es bei nüchternen Männer der Fall ist.«

»Das hört sich logisch und somit spannend an.«

»Du sagst es, Herzchen. Ich hab' eine Flasche Whisky in meiner Wohnung, Wenn du willst, kannst du sie gerne haben. Fenia und ich trinken ohnehin nichts Hochprozentiges. Am besten bittest du ihn, mit dir ein gutes Weinlokal zu besuchen, wobei du natürlich darauf achten musst, dass nur er Wein trinkt. Entweder du schüttetest den Inhalt deines eigenen Glases weg, ohne dass er es

sieht, oder du sagst, du hättest vergessen, dass du wegen deiner erfundenen Migräne keinen Wein verträgst. So leid es mir tut, Enya, aber wenn du dein wahnwitziges Vorhaben verwirklichen willst, musst du auch lügen wie gedruckt, denn je mehr Tricks du erfolgreich anwendest, desto eher kommt es dazu, dass du fühlen kannst, wie sein steifer Schwanz die volle Ladung in deine Vagina spritzt.«

\*\*\*

Enya hatte, dank ihrer Freundin, binnen kürzester Zeit verschiedene Bücher auf dem Tisch liegen, in denen sie alles nachlesen konnte, was sie wissen musste, wenn sie Cedrics Samen rauben wollte. Jede Menge Erfahrungen galt es zu sammeln und jede Unwissenheit in Zusammenhang mit Sex zwischen Mann und Frau auszumerzen, wenn sie ein Kind wollte.

Gerade eben wollte sie eines der Bücher aufschlagen, als Brianna, ohne anzuklopfen, ihre Wohnküche betrat. Enya staunte nicht schlecht, denn ihre Nachbarin trug eine schwarze Langhaarperücke und eine Brille, und beides zusammen ließ sie extrem fremd erscheinen. Sie trat über die Schwelle, machte ein paar große Schritte, und legte eine große Papiertüte samt unbekanntem Inhalt auf den Tisch.

»Es ist soweit, Herzchen! Los! Maskier' dich, wie ich, und zieh dir die schicken Sachen an, denn wir werden versuchen, einen dieser herumvagabundierenden Strolche zu erwischen, um ihm zumindest seine Beute, die er mit sich trägt oder irgendwo versteckt hat, abzujagen! Und wenn alles so läuft, wie wir es uns vorstellen, entführen wir ihn, damit du ihn drei oder vier Mal missbrauchen kannst!«

»Ich ... ich soll mich maskieren?«

»Ja! Natürlich! Einen dieser Knirpse zu züchtigen, um ihn zum Guten zu bekehren, ist eine lobenswerte Sache, doch damit er uns hinterher nicht wiedererkennt, müssen wir klarerweise alleamt eine schwarze Augenmaske tragen. Und anlässlich seiner unfreiwilligen Rekrutierung tragen wir beide eine Perücke und eine Brille, denn mit Maske können wir ja wohl schwer auf die Bühne treten, wenn wir nicht wollen, dass er Reißaus nimmt! Perücke und Brille müssten genügen! Wir fangen ihn ein, reißen uns seine Beute unter den Nagel, und verfrachten ihn für ein paar Wochen in unseren Hexenkessel, und nach getaner Arbeit bringen wir ihn mit verbundenen Augen zu seiner Mammi und lassen ihn wieder laufen!«

Na toll. Brianna hatte es in einer Art verkündet, als hätte sie anlässlich eines Kränzchens die Frage »Milch oder Zucker?« beantwortet. Zugegeben; die Masche, die sie sich zurechtgelegt hatten, um

ein Opfer aufzugabeln, war nahezu perfekt, doch nie und nimmer hätte Enya sich gedacht, dass jemand so kaltschnäuzig sein konnte.

Brianna hatte ein beschwingtes aber undurchsichtiges Röckchen angezogen, damit sie den Kopf des Knaben bequem darunter stecken konnte, und eine Bluse, bei der die dicken Euter, die Milchbubis besonders anziehend fanden, zur Hälfte herausragten. Bevor sie sich zur Jagd in die aussichtsreiche und unmittelbare Umgebung eines Bordells, im Hafen von Sydney, begaben, von der Brianna und Fen annahmen, dort ein besonders lukratives Opfer erwischen zu können, wollte Enya eines wissen:

»Was erwartest du dir von mir in diesem Augenblick?«

»Dass du dir das da anziehst!« sagte die Blondine. Sie zeigte auf die braune Tüte, sodass Enya neugierig wurde. Als sie den Inhalt herausgeholt hatte, stellte sie fest, dass es sich um dasselbe ratsenscharfe Röckchen handelte, das Bri trug, und die dazugehörige Bluse war ebenfalls ein Ausbund an Obszönität. Außerdem war eine blonde Perücke in der großen Tüte sowie eine Brille mit gewöhnlichem Fensterglas. Beides diente dazu, das Äußere einer Person bis zur Unkenntlichkeit zu verändern. Nachdem Enya sich umgezogen hatte, sah sie aus, als ob sie kein Backfisch son-

dern das jüngste Mitglied von Fenias Hurenloge wäre.

»Wieso ist das Röckchen so kurz und so beschwingt?«

»Damit wir die kleine notgeile Ratte, falls unsere Überredungskünste nicht ausreichen, mit der Nase voran, noch besser auf unsere Mösen und Arschlöcher aufmerksam machen können!«

»Soll das etwa heißen, ich muss das Höschen auszieh'n?« fragte Enya fassungslos.

»Nein. Nicht unbedingt, denn ein Höschen kann man auch in einem Auto in Sekundenschnelle auszieh'n, ohne dass es jemandem auffällt. Außerdem werde ich diejenige sein, die ihn notfalls im Auto ins Koma fickt, damit du zu deinem Versuchsobjekt kommst!«

Somit war vorerst alles klar. Enya atmete auf beziehungsweise tief durch, denn sie hatte schon befürchtet, dass sie deswegen Cedric untreu werden musste. Dass Enya, nachdem sie sich in den schwarzen Daimler gesetzt hatte, der sie stark an Cedrics Wagen erinnerte, auch wissen wollte, wo die Fahrt genau hinging, verstand sich von selbst. Brianna ließ sie freundlicherweise nicht im Ungewissen darüber, was sie vorhatte.

»Wir fahren zuerst zu Fens Villa, und danach fahren wir, wie besprochen, zum südlichen Rand der Stadt ... zu dem Häuserblock, von dem wir (damit meinte sie Fenia, Liz und sich) wissen,

dass sich darin das illegale Bordell befindet, wo man abends einen dieser schmutzigen Filme anschauen kann, in denen so gut wie alles gezeigt wird, was mit normalem Sex zu tun hat. Die Jungs und die Männer bekommen dadurch Lust auf eine Nutte und schon läuft das Geschäft doppelt so gut. Unser Ziel liegt also direkt am Hafen, und weil Fen, wie bereits erwähnt, aus sicherer Quelle weiß, dass sich der Türsteher ein Taschengeld dazuverdient, indem er nach Beginn der Vorführung Jungs beim Hinterausgang rein lässt, die noch grün hinter den Ohren sind, könnte es durchaus sein, dass wir dort mit viel Glück einen der vielen kleinen Ausreißer aufgaben, die sich in Melbourne nachts auf ein Schiff schleichen, um als blinder Passagier hierher zu kommen. Die kleinen Bastarde begehen in Sydney ein paar Diebstähle, und danach schleichen sie sich wieder auf ein Schiff, das sie zu neuen Jagdgründen bringt; entweder zurück nach Melbourne, oder zu Hafenstädten wie Newcastle, Adelaide, Brisbane oder Perth. Darwin wohl eher nicht, da bei der weiten Strecke die Gefahr, als blinder Passagier entdeckt zu werden, um ein vielfaches größer ist. Bevor man die kleinschwänzigen Bastarde in Darwin findet, findet man sie wohl noch eher in Hobart, auf Tasmanien. Egal; jedenfalls klauen sie hier wie dort alles, was nicht niert und nagelfest ist. Wir stellen den Wagen in der Nähe des Hinterausgangs ab, und danach

versuchen wir unser Glück, indem wir einfach warten und beobachten.«

»Soll ich dir was verraten, Bri?«

»Ja. Nur zu, Herzchen. Sag' alles, was dich bewegt.«

»Ich mach' mir beinahe jetzt schon ins Höschen vor Aufregung, denn im Grunde ist das, was uns vorschwebt, trotz allem eine illegale Angelegenheit.«

»Ich schätze, du siehst das völlig falsch, denn bei den Jungs, von denen ich gesprochen habe, handelt es sich um Teenager, die von der Gesellschaft, einschließlich ihrer eigenen Angehörigen und Freunde, längst abgeschrieben wurden. Somit juckt es niemanden, wenn einer dieser Jungs - nach vielen Vorangegangenen - auf unerklärbare Weise von einem Tag auf den anderen und natürlich nur vorübergehend verschwindet. Alle, aber auch wirklich alle - einschließlich einer etwaigen Vermieterin - würden annehmen, er sei bei Nacht und Nebel getürmt. Das einzige, worauf wir achten müssen, wenn wir einen dieser kleinen Strolche zu fassen kriegen, ist sein persönliches Eigentum. Mal abgesehen von dem gestohlenen Geld und dem Schmuck, sind das seine Kleider, sein Seesack, und eventuelle Dokumente und Erinnerungen an seine Familie. Diese Dinge müssen wir, Fens Rat zufolge, mitnehmen, damit keine Gefahr besteht, hinterher mit den Hütern des Gesetzes

Schwierigkeiten zu bekommen. Also wäre es gut und sinnvoll, wenn du ruhig Blut bewahrst und die Sache einfach mir überlässt. Soll ich dir ein paar Tipps geben, für den Fall, dass es dazu kommt, dass du dich an meiner Stelle mit dem Grünling abgeben musst?«

»Ja. Bitte. Man weiß ja nie, was sich aus der Situation heraus ergibt.«

»Du sagst es, Herzchen. Das Wichtigste zuerst. Sei eine Insel ganz für dich, und fass' den Grünling vorerst nur dann an, wenn eine Notwendigkeit besteht. Und hüte dich vor allem davor, die kleine Ratte zu umarmen oder gar zu küssen.«

»Das mit dem Küssen leuchtet mir ein, Bri, aber warum man ihn nur so wenig wie möglich anfassen, und ihn nicht umarmen darf, verstehe ich nicht ganz.«

»Fasst du ihn zu oft an, oder umarmst du ihn aufgrund einer tückischen Anwandlung, könnte es sein, dass du so etwas wie das matte Echo eines Gefühls von ungeheurer Intensität spürst. Ich spreche von unbegründetem Mitleid. Eine zweite Schwäche könnte darin bestehen, dass unser Fang mit hoher Wahrscheinlichkeit bei unserem Anblick oder wegen dem Sexfilm einen Ständer in der Hose hat, der dich ebenfalls auf Touren bringen könnte. Das ist auch der Grund, warum du dir am besten vorstellen solltest, du hättest es lediglich mit einer durch Pest verseuchten Kanalaratte

zu tun, die dich deinem eigentlichen Ziel umso näher bringt, je strenger du mit ihr verfährt. Wenn du es schaffst, einem Schuljungen wie eine Domina entgegenzutreten, schaffst du das erst recht bei einem erwachsenen Schwanzträger.«

»Und wie willst du es bewerkstelligen, ihn in dein Auto zu locken?«

»Ganz einfach. Indem ich, der Lockvogel, ihn in einer stillen Ecke in ein Gespräch verwickle und ihn bitte, mir in aller Ruhe zu schildern, was die Frauen, die er in dem Film gesehen hat, mit den Männern getrieben haben. Das macht ihn aufs Neue geil, und wenn das der Fall ist, gehört er beinahe schon uns. Du wirst das Umfeld im Auge behalten und mich warnen, wenn Gefahr im Verzug ist, und ich werde versuchen, herauszufinden, ob er von zuhause ausgerissen ist. Und wenn wir es mit vereinten Kräften geschafft haben, ihn ins Auto zu verfrachten, und ihn nach ein wenig Fummelei zu bitten, uns aus Gründen des Komforts zu sich nach Hause einzuladen, ist die Sache zur Hälfte gelaufen, denn dann krallen wir uns seine Beute und machen uns, samt ihm, auf den Rückweg, damit du ihn zum Guten bekehren kannst.«

»Und wie willst du es hinbekommen, dass er uns so weit vertraut, dass er uns in seine Wohnung einlädt?«

»Wir flüstern ihm im Wagen ein paar obszöne Dinge ins Ohr, um ihm unmissverständlich zu ver-

stehen zu geben, dass ich ihn nach allen Regeln der Hurenkunst ficken werde, wenn er mich zu sich nach Hause einlädt und sich vor dem Schäferstündchen gründlich wäscht.«

»Und wie stellen wir fest, ob es sich bei ihm tatsächlich um einen Ausreißer handelt?«

»Nichts leichter als das. Hat er bereits eine eigene Wohnung, in der er sehen muss, wie er allein zurande kommt, ist klar, dass er von zuhause ausgerissen ist. Darum ist klarerweise Eile geboten, denn ich sage nur ›Mrs. Devine‹. Hat er keine Wohnung, weil er dem rast- und ziellosen Herumzigeunern Vorrang einräumt, hat er im Freien Horste angelegt, die man in aller Gemütlichkeit aus ihm heraus prügeln kann.«

»Und wenn er nicht gewillt ist, uns in seine Wohnung mitzunehmen?«

»Dann fesseln und knebeln wir ihn im Auto und nehmen ihn trotzdem mit, aber erst, nachdem ich ihn um die Adresse seiner Eltern gefragt habe und er nicht in der Lage war, uns dieselbe zu nennen oder uns davon zu überzeugen, dass seine Antwort nicht gelogen war. Klar ist, dass wir ihn in diesem Fall in Fens Keller doppelt so hart in die Mangel nehmen müssen und werden, weil zwei von uns klarerweise noch mal an den Ort des Geschehens zurückkehren müssten, nachdem wir so rasch wie möglich seinen Namen, seine Wohnadresse, die Art seines Verbrechertums, und die Stelle in der

Wohnung, wo sein Diebesgut versteckt ist, aus ihm heraus geprügelt hätten. Davon abgesehen lässt sich, in diese Richtung gehend, anhand seines Verhaltens einiges erahnen.«

Da Brianna an ihrem Plan festhielt, Enya eingewilligt hatte, ihre bisherigen Kenntnisse an einem der besagten Ausreißer zu erproben, und beide von Fen die Erlaubnis bekommen hatten, ihr Glück zu versuchen, standen die drei Huren und Enya am späten Nachmittag – es war ungefähr halb Sieben - im Garten, neben Bris schwarzem Daimler, denn Fen und Liz meinten, den beiden Entführerinnen noch ein paar Tipps geben zu müssen, wie sie das Opfer noch besser in die Falle locken konnten. Danach setzten sich Bri und Enya in das Auto und starteten los. Mittels Perücke, Brille und unauffälliger, aber für Knaben aufreizender Bekleidung in ihrem Aussehen verändert, konnte es nichts mehr geben, was sie von ihrem Vorhaben abbringen konnte – außer einem Beamten in Polizeiuniform.

Auf dem Weg zum Ort der Entführung hatte Enya nochmals ausreichend Gelegenheit, Bri ein paar Fragen zu stellen, die sie beschäftigten.

»Danke übrigens, dass ich bei der Besprechung dabei sein durfte, Bri. Ich weiß jetzt ziemlich genau, worum es geht. Allerdings hätte ich gerne noch gewusst, wie du einen dieser Strolche in die

Hände bekommen willst, ohne Gewalt anwenden zu müssen.«

»Ohne Gewalt wird es nicht gehen, Herzchen, doch sie könnte sich in Grenzen halten, wenn wir es geschickt anstellen.«

»Geh'n wir davon aus, wir hätten uns auf die Lauer gelegt, mit viel Glück einen dieser Ausreißer aufgegebelt, und du hättest ihn mit voller Absicht beinahe dazu gebracht, dass er in der Hose abspritzt. Wie geht es weiter?«

»Sagte ich das nicht schon auf der Fahrt zu Fens Domizil?«

»Ähm. Nur zum Teil. Du hast mir erklärt, wie es ablaufen soll, wenn er ein obdachloser Streuner ist, aber wie wir vorgehen, wenn er eine Wohnung hat, hast du weggelassen.«

»Ach so. Das meinst du. Wir locken ihn unauffällig zum Auto, fragen ihn, wo er wohnt, und so wie wir die Tür seiner Wohnung hinter unserem Rücken geschlossen und verriegelt haben, überwältigen wir ihn. Wir fesseln und knebeln ihn, plündern die Verstecke, in denen er seine Schätze gehortet hat, und danach suchen wir die Sachen zusammen, die er auch mitnehmen würde, wenn er vorhätte, seine Vermieterin zu prellen oder vor der Polizei zu türmen. Dann kontrollieren wir die Lage, und wenn wir uns sicher sind, dass niemand Verdacht geschöpft hat, verbinden wir ihm die Augen, rollen ihn in einen Teppich, und transpor-

tieren ihn zu Fens Villa, wo wir ihn, gleich wie wir es bei einen gewöhnlichen Freier machen, an den Haaren in den Keller zerren werden. Der Rest ist ebenfalls klar. Dir zuliebe werden wir den Knirps in vier Etappen züchtigen, und damit er sich zwischendurch einigermaßen erholen kann, gönnen wir ihm ein paar Tage Pause. Danach nehmen wir ihn wieder zu viert in die Mangel, damit du am Ende des Praktikums weißt, was zu tun ist, wenn dein schwuler Priester nach seiner Rückkehr von Rom weiterhin darauf besteht, dich lediglich in den Asch zu ficken. Fen ist übrigens mit allem, was wir machen einverstanden. Das deutete sie an, kurz bevor ich mich ans Steuer meines Autos setzte.«

»Heißt das, sie hätte nicht mal was dagegen, wenn uns ein Neun- oder Zehnjähriger in die Arme rennt?«

»Ja, du sagst es. Warum auch? Die Verbrechen dieser Ausreißer reichen von gewöhnlichem Diebstahl bis hin zu Raubmord. Außerdem; je jünger er ist, desto vorteilhafter ist es für dich, weil du ihn umso besser handhaben kannst.«

»Ist es Fenia, die aus dir gesprochen hat oder ist das auch deine persönliche Ansicht der Dinge?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, was du mit dieser Frage bezweckst.«

»Warum?«

»Weil sich die besagte Altersgrenze in Luft auflöst oder zumindest bis zur Unkenntlichkeit verschwimmt, sowie der kleine Dieb mit der Nase voran in Fens oder Elizabeths Arschloch schmachtet. Glaub mir, Herzchen; dieses Phänomen wird sich auch bei dir mit jedem Zentimeter Kackwurst, die du in einer bestimmten Position - unter Anwendung einer speziellen Fesselung - in seinen Rachen drückst, verstärken. Ja, verstärken, zumal er die Lippen über die Rosette stülpen muss, und im selben Zug eine von uns dafür sorgen wird, dass er das Gefühl hat, seine eigene Scheiße würde sich wegen der Gurke, die er zur selben Zeit von hinten in den Arsch gerammt bekommt, mit der Scheiße, die er von vorne verabreicht kriegt, in seinem Magen ineinander verklumpen.

»Ich glaub einfach nicht, dass du graden eben gesagt hast, was ich glaube, vernommen zu haben, Bri.«

»Doch. Hab' ich. Wach endlich auf, Herzchen. Du musst dir dabei nicht wie eine Verbrecherin vorkommen, oder schmutzig, im moralischen Sinn, denn die Jungs, die ich meine, haben ihre Schäfchen im Trockenen. Davon abgesehen ist das Leben keine einzige durchgehende Kinderparty. Alles, aber auch wirklich alles dreht sich nur um's Geschäft beziehungsweise um das Anhäufen von Vermögen. Bist du reich genug, musst du dir

nicht mehr in die Suppe spucken lassen, und wenn's einer tut, sorgst du einfach dafür, dass er sich im Angesicht deines gewalttätigen Handlagers per goldenem Handshake bei dir entschuldigt, damit du noch reicher wirst. So in etwa funktioniert auch das Konzept der Verbrecherkönige, die sich von einem Chauffeur in einer Luxuskarosse durch die Gegend kutschieren lassen. Sogar der Reichtum der Königin von England basiert auf Raub, Mord und Totschlag – vom tiefsten Mittelalter her. Im Vergleich zu Mord ist die Vergewaltigung eines jungen Verbrechers daher ein Vergehen, das keine Menschenseele juckt, weil es sich dabei genauso gut um einen Akt der Rache oder der Bestrafung handeln könnte. Werden wir dabei ertappt, wenn wir den Knirps anquatschen, behaupten wir einfach, er hätte uns vor ein paar Tagen beklaut. So einfach ist das. Wären Fen und Liz nicht derselben Ansicht, wären wir nicht hier. Das Alter eines Wichsers, der noch grün hinter den Ohren ist, ist im Grunde vollkommen egal, denn wenn ein Junge, der, warum auch immer, von Zuhause ausgebüchst ist, gezwungen wird, zum ersten Mal die Scheiße einer Hure bis zum letzten Krümel runterzuwürgen, bettelt er so oder so in segensreicher Weise um eine Rückkehr zu Mammis Titten. Also ist es egal, ob der diebische Knilch bereits spritzfreudig ist oder nicht. Ebenso egal ist auch, ob der Dreikäsehoch nur lecken, fi-

cken oder bestraft werden will, bis ihm die Sinne schwinden, oder ob er mit dem Gedanken spielt, sein erfolgreiches Verbrechen erneut auf die Probe zu stellen; denn als Teil der Unterwelt dieses Landes musst du korrupt und sadistisch genug sein, es in jedem einzelnen Fall zu deinem Vorteil auszunutzen. Mein Bankkonto und die Befriedigung meiner eigenen Bedürfnisse sind mir wichtiger, als alles andere – mit Ausnahme unserer Freundschaft.«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll, Bri. Fen ist nur deswegen an dieses schöne Anwesen gekommen, weil sie so berechnend ist, und ich kann nur hoffen, dass du nicht eines Tages aufwachst, weil du dahinter gekommen bist, dass sie dich die ganze Zeit als Werkzeug zur Verwirklichung ihrer eigenen Ziele benutzt hat. Die Sache mit ihrem Vorschlag, eventuell einen neuen Geschäftszweig daraus zu machen, ist ein gutes Beispiel. Wie kann es einer attraktiven Frau, die einen annehmbaren Job, ein dickes Bankkonto, und ein wunderschönes Heim hat, egal sein, ob ein Neunjähriger oder ein Achtzehnjähriger in ihrem schalldichten Keller schmachtet, in der Hoffnung, endlich freigelassen, anstatt von ihr verhört, gequält oder aus purer Lust an der Grausamkeit wie eine lebensechte Fickpuppe benutzt zu werden?«

»Gerade das ist ja die Crux der Geschichte, denn wäre sie nicht so, hätte sie das alles nicht. Sie hät-

te keinen annehmbaren Job, kein dickes Bankkonto und auch keine feudale Villa, wenn sie es nicht, gleich wie die meisten, die auf der Sonnenseite des Lebens wandeln, über's Herz brächte, sich auf Kosten anderer zu bereichern.«

»Und du hast wirklich keine Gewissensbisse, wenn uns ein Junge ins Netz geht, der möglicherweise noch nie eine Möse zu Gesicht bekommen hat?«

»Nein.« Enya schüttelte einmal mehr den Kopf.

»Das verstehe, wer will.«

»Hör zu, Herzchen. Was glaubst du wohl, warum ich dir anhand der Puppen zuerst die Sache mit der Bestechlichkeit und der Gier der Menschen erklärt habe?«

»Weil du der Ansicht bist, dass das der wichtigste Teil bei meiner Ausbildung ist.«

»Richtig. Und auf unser heutiges Vorhaben, bei dem wir kräftig absahnen könnten, umgelegt, bedeutete das. Wir werden die Sache mit dem Alter in unserem eigenen Interesse ausblenden. Abgesehen von der Größe des Kopfes macht es nämlich nicht den geringsten Unterschied, ob man auf dem Gesicht eines Neunjährigen oder eines Neunzigjährigen sitzt, solange das Bündel Banknoten, das man deswegen in die Tittenspalte gesteckt bekommt, dick genug ist, wenn du verstehst was ich meine« sagte Fenia, weshalb Enyas Augen immer größer wurden.

»Das ... das kann nicht dein Ernst sein.«

»Doch. Mein voller Ernst, denn wenn wir auch kein Bündel Banknoten in die Tittenspalten gesteckt bekommen werden, so werden wir die Scheinchen letztendlich dennoch selber genau dort hin stecken, denn ich bin mir ziemlich sicher, dass der Mann an der Tür nur jene Jungs reinlässt, bei denen es sich richtig auszahlt. Noch mal. Vergiss die Sache mit dem Alter, denn erstens handelt es sich um einen Ausnahmefall und zugleich um einen Test, und zweitens nimmt Liz in der Erziehungsanstalt sogar Sechsjährige in die Mangel. Sie liebt es mittlerweile, frechen Knirpsen den Hosenboden strammzuziehen. Sie meinte neulich, sie würde es sogar im Rahmen ihres Nebenjobs machen, wenn sie dafür viel Geld, ein schickes Auto oder teuren Schmuck bekäme.«

»Ach herrje. Ist das wirklich wahr?«

»Ja. Einen plärrenden Dreikäsehoch übers Knie zu legen, und ihm gehörig den Hosenboden strammzuzieh'n, ist nämlich, wie du anhand der Puppen feststellen konntest, bei weitem nicht so schwierig, wie du annimmst. Liz macht es beruflich in der Besserungsanstalt, wenn einer der Jungs was angestellt hat, und wir machen es aus demselben Grund privat. Er bekommt seine Strafe und hinterher ist er nicht wieder zu erkennen. Brav, artig, lernwillig und reumütig wären sie hinterher, sagt Elizabeth, und die muss es schließlich

wissen. Die meisten der Jungs, die Liz aus beruflichen Gründen nach Strich und Faden verdroschen hat, glaubten hinterher, ihre Mutter, Tante, Gouvernante oder wer auch immer, könne jederzeit dasselbe mit ihnen machen, weshalb sie nach der Züchtigung lammfromm waren.

Enya, die mittlerweile ziemlich blass geworden war, schüttelte einmal mehr den Kopf, doch sie schwieg und ließ Brianna fortfahren.

»Enya, Herzchen. Es handelt sich sozusagen um eine Art Rosskur, die wir ihm in seinem eigenen Interesse verpassen. Tun wir es nicht, landet er früher oder später im Kittchen. Bei uns hingegen landet er, mal abgesehen von dem vorübergehenden Aufenthalt im Käfig, im Kittelchen beziehungsweise unter demselben, denn schließlich wollen wir ihm für einen Teil seiner Wertsachen, den er sich möglicherweise durch ehrliche Arbeit verdient hat, etwas bieten. Wir verhören ihn, damit wir uns sicher sein können, nicht den falschen erwischt zu haben, und danach ficken und foltern wir ihn, und zwar so lange, bis wir klar und deutlich erkennen, dass wir es geschafft haben, ihn zum Guten zu bekehren. Auf diese Weise haben wir uns das Geld oder den Schmuck, den wir ihm abknöpfen werden, redlich verdient, und danach lassen wir das kleine ramponierte Fickferkel laufen. Natürlich nur, gleich wie bei der Entführung, unter Verwendung einer Augenbinde, versteht

sich. Das einzige, was mir persönlich unbegreiflich ist, ist die Tatsache, dass wir nicht schon viel früher auf diese lukrative Masche gekommen sind.«

Enya überlegte fieberhaft, und da sie nur ihr Ziel – Cedric zu erobern - vor Augen hatte, nickte sie und sagte:

»Also gut. Meinetwegen. Packen wir es so an, wie du es vorgeschlagen hast. Ich kann nur hoffen, dass wir einen erwischen, der nicht zu jung ist und der besonders frech an die Sache herangeht.«

»Heißt das, du machst nun doch alles nach, was wir anhand unseres Opfers demonstrieren, sofern wir einen dieser Langfinger in unser Krallen bekommen?«

»Ja. Aber nur, wenn er dadurch keinen bleibenden Schaden davonträgt.«

»Keine Angst, Herzchen. Es ist nur so, dass Fen, wie so oft, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen will. Erstens will sie uns einen Gefallen erweisen, und zweitens will sie mit Elizabeth gleichzieh'n. Du weißt schon; wegen der Gefahr, in unserer Loge die Führungsrolle zu verlieren. Also kann sich der kleine Verbrecher, den wir heute, morgen oder übermorgen aufgabeln, auf einiges gefasst machen.«

»Und was werdet ihr mit dem Jungen machen, wenn es uns nicht gelingt, ihn zum Besseren zu bekehren?«

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ja.«

»Nun denn; ich verrate es dir, aber sei bitte nicht zu schockiert und verplappere dich vor allem nicht in Fens oder Liz' Gegenwart. Fen und Liz, musst du wissen, sind nämlich in Wahrheit Sadistinnen durch und durch, und da den Bengel ohnehin niemand vermisst, außer dem Mann, der die Kinokarten verkauft, werden sie sich in diesem Fall so lange an ihm austoben, bis er sich nichts sehnlicher wünscht, als auf allen Vieren durch das Outback nach Hause kriechen zu dürfen. Sie, beziehungsweise wir, werden ihn nicht eher laufen lassen, bevor er sich nicht beim bloßen Hören der Klopfgeräusche unserer Stiefelabsätze vor lauter Furcht von oben bis unten voll pisst oder auf den Boden des Käfigs donnert.«

»Das ... das kann nicht euer Ernst sein.«

»Doch. Sogar unser voller Ernst. Selbst ich würde es in diesem Fall befürworten, den faulen kleinen Herumtreiber so lange einzusperren und mit Fäkalien zu mästen, bis er uns – täglich um dieselbe Zeit - vor lauter Angst oder Respekt die Scheiße aus dem Arsch frisst.«

»Und was ist mit eurem Doppelleben und der Zeit, die ihr dafür benötigen würdet?«

»Lass dich von mir auslachen, Herzchen. Alle Zeit der Welt hätten wir dazu, zumal jener Teil des Kellers, den wir als Folterkeller benutzen, nur

durch eine verborgene Falltür und eine nicht minder verborgene Stiege von den oberen Keller-räumlichkeiten aus zugänglich ist. Das bedeutet; wir könnten ihn theoretisch jahrelang in Fens Verlies einbuchten.«

»Und was ist, wenn er sich hinterher wegen der brutalen Behandlung, die ihm widerfahren ist, irgendjemandem mitteilt oder wenn er sich über euch oder mich das Maul zerreißt?« Brianna grinste nahezu mitleidig anmutend.

»Herzchen. Erstens haben wir uns genau deswegen maskiert, gleich wie wir es bei den Züchtigungen machen werden, und zweitens verbinden wir sogar unseren Freiern vor der Fahrt zu Fens Villa die Augen, damit sie nicht wissen, wo sie von uns gequält und abgezockt werden. Die Augenbinde kommt sowohl bei der Anfahrt als auch bei der Rückfahrt zum Einsatz. Sie wird erst dann gelöst, wenn wir die Freier gefesselt, geknebelt und dorthin zurückgebracht haben, wo wir sie aufgegabelt haben. Darum werden wir den Knirps, den wir heute aufgabeln, ebenso behandeln und ihn im Falle unseres Versagens weiterhin einsperren. Wir werden uns so lange mit ihm amüsieren, wie Fen es für nötig hält, aber was wir nicht tun werden, ist, ihn der Polizei ausliefern. Wir werden ihn weiterhin ficken, foltern, und den Dreikäsehoch mit Drohungen überschütten, und wenn er sich dann immer noch weigert, reumütig zu seinen

Eltern zurückzukehren, werden Fenia und Elizabeth ihn heimlich still und leise aus dem Verkehr zieh'n, damit er uns nicht verraten kann. So einfach ist das, Herzchen.«

»Oh Gott. Sie ... sie würden ihn sogar töten, wenn er ...?«

»Ja. Gewiss. Die Gefahr, wegen ihm ins Gefängnis zu wandern, wäre viel zu groß. Kaltblütig und sadistisch, wie Fen und Liz sind, werden sie ihn mit Freude und Begeisterung auf qualvolle Art und Weise massakrieren, wenn er sich weder von dir noch von uns läutern lässt. Unser eigentlicher Plan sieht allerdings anders aus. Er sieht vor, dass wir ihn nach getaner Arbeit sowie positivem Ergebnis in der Nähe seiner Eltern laufen lassen, und ihn dabei beobachten, wie er seinen Eltern eine Geschichte erzählt, die wir ihm zuvor eingebläut haben. Keine Angst. Ich bin ziemlich zuversichtlich, dass uns der verbrecherische Knirps bereits heute Abend auf Händen und Knien anbetelt, wie im Babyalter an den weichen und anschmiegsamen Titten seiner Mammi nuckeln zu dürfen. Darum wäre es gut, wenn auch du gleich zu Beginn soviel Härte wie möglich in die Umerziehung legen würdest, zumal du die einzige bist, die dabei zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt. Wie ich schon sagte; gleich wie es bei Liz, Fen und mir der Fall sein wird, muss sich der mit Sicherheit rotzfreche Bengel, wenn er splitterfaser-

nackt im Käfig hockt, bereits vor Angst in die nicht mehr vorhandene Hose donnern, wenn er die Geräusche deiner Absätze hört, wenn du die Stiege hinunter stiefelst.«

– KAPITEL SIEBZEHN –

*Billy Watson*

Eine Stunde, nachdem sie in Fens Garten gestanden hatten, waren Enya und Bri vor Ort, um zuzuschlagen und einen der Diebe zu entführen, damit Enya ihre bisherigen Erfahrungen an ihm erproben konnte. Enya parkte den Wagen unter ein paar großen und stark belaubten Bäumen in einer dunklen Ecke, nicht allzu weit von dem besagten Bordell entfernt, doch leider lungerte um diese Zeit, obwohl die Nacht bereits angebrochen war, noch keiner der Jungs in der Nähe des Bordells herum. Also legten sich Enya und ihre nunmehr schwarzhaarige Freundin wie zwei Spinnen, im Auto sitzend, in der Nähe des Hinterausganges des Bordells zwei volle Stunden, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten, auf die Lauer, und warteten und beobachteten im Schutz der Dunkelheit, bis sich die Tür des Hinterausgangs öffnete und ein Junge ins Freie trat. Er hatte aufgrund des Films eine Latte in der Hose, schlich über den Hinterhof des Bordells, zündete sich im Gehen eine Zigarette an, und lehnte sich dann seltsamerweise für einen kurzen Augenblick an die Fassade des Bor-

dells, das nicht nur ein Erotik-Kino, sondern auch eine kleine Kegelbahn betrieb.

Der Knabe, der sich ganz offensichtlich einen Erotikfilm gegönnt hatte, war bestenfalls dreizehn Jahre alt, und wie staunte Enya, als er in diesem Augenblick geradewegs auf Briannas Auto zu-spazierte. Dann machte der schlendernde Knirps etwas, das Brianna veranlasste, aktiv zu werden. Er holte mit der Linken ein dickes zusammenge-rolltes Bündel Banknoten aus der Tasche, als wol-le er kontrollierten, ob es wohl noch da war, oder ob es ihm in dem künstlich verdunkelten Privatki-no aus irgendeinem Grund abhanden gekommen war. Während er ein zufriedenes Gesicht machte und das Bündel Geld wieder dorthin verfrachtete, wo es seiner Meinung nach am sichersten war (nämlich in seiner linken Hosentasche), öffnete Brianna die Tür des Autos, denn ihre Freude war groß – ungefähr so groß wie Enyas Aufregung.

»Na endlich. Sieh nur. Es ist soweit. Was für ein Glück, dass dein Versuchskaninchen keiner Ban-de angehört, und was für ein gutes Timing. Das ist mit Sicherheit einer dieser Strolche, die jede Men-ge auf dem Kerbholz haben« stellte Brianna in ih-rer typisch sarkastisch-nüchternen Art fest, wäh-rend der Knabe gemütlich seine Zigarette rauchte.

»Komm mit, Herzchen, und lass uns zur Tat schreiten. Der ist genau richtig. Ich meine, in Be-zug auf deine Körpergröße, deinen Vorsatz, ihn

keinesfalls an deine Lolita-Möse ‘ranzulassen, und dein Vorhaben, ihn nichtsdestotrotz im selben Zug zum Guten zu bekehren.«

Enya starrte ihre spitzfindige Komplizin an und zögerte.

»Und du bist dir dessen sicher, dass ausgerechnet *er* der richtige ist? Denk doch; er ist elf, zwölf – bestenfalls dreizehn. Zugegeben; er ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Verbrecher, aber was wir vorhaben ist immerhin bizarr und keineswegs das, was normale Leute als normal bezeichnen würden.«

»Aber ja. Und *du* wirst diejenige sein, die ihn in überragender Weise läutern darf, ohne ihn zureiten zu müssen! Als positiven Nebeneffekt sozusagen, oder um unser aller Gewissen zu beschwichtigen. Immerhin kostet es sogar einer erfahrenen Hure, wie Fen oder Liz ein wenig Überwindung, einen Jungen, der gerade mal einen ersten Ständer zuwege gebracht hat, nach allen Regeln der Hurenkunst zu ficken und zu züchtigen.«

»Das kann ich mir gut vorstellen, und wenn es nach mir ginge, müsste das auch nicht sein, und ...«

»Was du sagst, ist vollkommener Unsinn ...« würgte Brianna die aufkeimend Debatte ab, denn »... wie gesagt; der Sklave, der bäuchlings über deinem Knie hängt, wenn du mit dem Lederriemen zuschlägst, darf bestenfalls die Größe eines

mittleren Schimpansen haben. Alles andere würde keinen Sinn machen, denn schließlich geht es darum, dass du Spaß an der Sache hast. Macht es dir beim ersten Mal keinen Spaß, macht es dir auch nachher keinen Spaß, und damit wäre unser ganzer schöner Plan von Haus aus zum Scheitern verurteilt. Du kannst froh sein, wenn ich es schaffe, Fen und Liz zu überreden, dass sie mir dabei helfen, dir ein paar Dinge beizubringen, die du auf jeden Fall können musst, damit es dir gelingt, aus deinem sturköpfigen Pfaffen das zu machen, was du dir insgeheim wünscht – einen braven und folgsamen Ehemann, der sich nur für dich, deine Möse, deine Titten und deinen Arsch begeistert.«

Brianna wagte abermals den Griff zur Türverriegelung.

»Los geht's, Herzchen. Ich schnapp' mir die kleine Kröte, samt den vielen Kröten, die sie mit Sicherheit geklaut hat, denn so, wie unser Opfer angezogen ist, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass es aus einem reichen Elternhaus stammt. Mit scheint fast, der schlaue Wicht hat sich absichtlich unauffällige Klamotten zugelegt, damit niemand auf die Idee kommt, er hätte in seiner verdreckten Bude wertvolle Sachen gebunkert.«

Enya zögerte immer noch – mit gutem Grund.

»Meinst du wirklich, dass es sich bei ihm um einen dieser vielen kleinen Ausreißer handelt, die

glauben, das Leben wäre ohne dem strengen Regime ihrer Eltern das reinste Zuckerschlecken?«

»Ja. Unbedingt. Das ist *diine* Gelegenheit. Der Bengel ist garantiert das Paradebeispiel eines gerissenen Herumtreibers, und weil in seiner Wohnung mit Sicherheit ein großer Sack voll gestohlenem Geld und Schmuck rumliegt, fühlt er sich wie ein König. Komm ... packen wir die Gelegenheit beim Schopf. Wir haben Fens Segen, und nicht ich bin es, die Erfahrungen sammeln will, sondern du.«

Brianna schüttelte den Kopf, denn sie hatte weder Zeit noch Lust, noch länger um die Sache herum zu diskutieren.

Enya überlegte fieberhaft, denn sie fühlte, dass das ein Wendepunkt in ihrem Leben war. Wenn sie sich, gleich wie Bri, eine gewisse Abgebrühtheit und eine gewisse Durchtriebenheit aneignen wollte, durfte sie jetzt nicht davor zurückscheuen, zwischenzeitlich in dunkle Gründe abzutauchen. Enya wollte das Leben einer Hure in allen Facetten kennen lernen, und wenn sie sich jetzt zierte, sich der Aufgabe zu stellen, waren die Folgen unabsehbar. Jetzt einen Rückzieher zu machen, wäre das dümmste, was sie machen könnte. Also sprang sie auf den Zug auf, damit derselbe nicht ohne sie abfuhr.

»Ja. Natürlich ... Du hast recht ...« Brianna atmete auf.

»Warte kurz ... lass mich ein Stück vorausgehen, damit du weiterhin die Gegend vor und hinter uns im Auge behalten kannst, während ich mich auf dein Versuchsobjekt konzentriere« sagte sie, nachdem sie und Enya aus dem Auto gestiegen waren.

»Alles klar. Viel Glück« sagte Enya, und danach wartete sie, wie von ihrer Komplizin geheißten, ab. Nach ungefähr zehn Schritten bemerkte die Blondine, dass ein betrunkenener Mann vorbei torkelte, der sie, ihrer tollen Rundungen wegen, ungeniert begaffte. Bri deutete Enya, ihr zu folgen, Enya leistete Bris Wunsch Folge, und nachdem der betrunkenene Matrose wegen der Verstärkung um eine Ecke gebogen war, näherten sie sich ihrem ahnungslosen Opfer wie zufällig, wobei Bri den Jungen wieder mit den Augen fixierte, und Enya die nähere Umgebung wie ein Adlerweibchen im Auge behielt. Schnell hatte der Knabe, der brünette Haare hatte und eine karierte Mütze trug, die vollbusige Blondine und das hübsche Mädchen erblickt, denn er lief ihnen, nachdem er die Zigarettenkippe ausgetreten hatte, direkt in die Arme. Bri machte ein paar große Schritte und stellte sich dem Jungen einfach in den Weg. Ein Blick der Blondine genügte, und sie wusste, dass er einen Ständer in der Hose hatte, der zu gleichen Teilen dem Film und ihren riesigen Titten geschuldet war.

Während Brianna bei ihm stehen blieb, bezog Enya ein wenig abseits, aber in Hörweite, in einer dunklen Nische Stellung. Nur zwei Meter entfernt konnte sie zu Lernzwecken gut mithören, was die durchtriebene und fintenreiche Schauspielerin zu ihm sagte, damit ihm nichts falsches in den Sinn kam. Weder durfte er wittern, dass die vollbusige Fremde eine Edelhure war, noch durfte er ahnen, dass die hochattraktive Frau, die ihn aus heiterem Himmel zu später Stunde, fast konnte man sagen, zu nachtschlafender Zeit anquatschte, beabsichtigte, ihn mithilfe von Tricks und Überredungskunst in ihre Gewalt zu bekommen.

»Hallo, Kleiner! Ich heiÙe Meggie und meine Freundin heiÙt Anne. Ich hätte eine Bitte. Könntest du mal kurz mitkommen; nur ein paar Schritte, zu meiner schüchternen kleinen Freundin. Sie und ich möchten dich gerne etwas fragen.«

Ein wenig unsicher, aber doch, ließ er sich aus lauter Neugier darauf ein, zu erfahren, was die Sexbombe und das hübsche Mädchen von ihm wollten.

Als sie neben Enya standen, kam die Sache langsam, aber sicher ins Rollen, denn der Junge schien tatsächlich Briannas Vorstellungen zu entsprechen. Die Luft war rein, und so zog der Lockvogel (Enyas schlaue Komplizin) den Knaben unauffällig noch näher in die dunkle Ecke, in der Enya stand und alles mitgehört hatte. Dann beugte sich

Brianna zu ihm hinunter, ließ ihn bewusst einen ordentlichen Blick auf ihre halb entblößten Titten werfen, sodass seine Nase beinahe in der beeindruckend großen Spalte steckte, und sagte mit leiser Stimme neben Enya:

»Zuerst mal möchte ich dir versichern, dass ich niemandem ein Sterbenswörtchen von unserem Gespräch erzählen werde. Dir das gleich vorweg zu sagen schien mir wichtig, denn soweit wir das mitbekommen haben, warst du ohne Begleitung einer erwachsenen Person im Bordell, um dir einen dieser Film anzuschauen, die normalerweise nur Erwachsene sehen sollten. Richtig?« Der Knabe machte einen verdutzten Eindruck, doch er fing sich schnell und sagte:

»Ja. Gut beobachtet, Ma'am. Und weiter?«

»Es geht darum, dass meine Freundin, die dich als erste erspähte, zu mir sagte, sieh mal den süßen Wonnebrocken. Würdest du dem niedlichen Jungen nicht auch gerne, so wie ich, aus nächster Nähe deine Möse zeigen? Doch ich sagte, unmöglich. Siehst du nicht, dass er bestenfalls dreizehn Jahre alt ist? Was, fragte ich sie, soll ein Junge in seinem Alter mit der klitschnassen und stark behaarten Möse einer erwachsenen Frau anfangen, doch meine Freundin entgegnete. Von wegen dreizehn. Hast du denn nicht geseh'n, dass er beim Hintereingang des Kinos rausmarschierte, das zu dem Bordell gehört? Na schön, sagte ich. Ich geh'

mal zu ihm rüber und frag' den jung aussehenden Sechzehnjährigen einfach, was er davon halten würde, wenn ich ihm anbiete, meine Freundin kennen zu lernen, weil sie ihn am liebsten mit Haut und Haaren vernaschen würde. Und nun halt dich fest, denn nun kommt das beste. Meine Freundin sagte nämlich, die Mühe sei umsonst, denn sie hätte ihre Tage. Und weißt du was? Wir sind trotzdem von der anderen Seite rüber gekommen, um dich anzusprechen, weil es mich sehr interessieren würde, ob die Filme, die in diesem Kino gezeigt werden, wirklich so unterhaltsam sind, wie manche sagen.«

Der Junge dachte nach und meinte:

»Sie wollen lediglich wissen, ob mir der Film gefallen hat?«

»Erraten.«

»Nun; ja. mir hat er sogar gut gefallen, um ehrlich zu sein.«

»Ach ja? Und worum ist es dabei gegangen?«

»Worum es bei Filmen dieser Art eben geht.«

»Du meinst, es wurde in allen möglichen Stellungen gefickt, gefickt und noch mal gefickt?«

»Ja. Das auch.«

»Wie meinst du das, das auch?«

»Nun; eine Frau wollte auch, dass der Mann ihre Möse leckt, und der Mann wollte wiederum, dass sie seinen Penis so lange und so tief wie möglich in den Mund nimmt.«

»Ach ja? Wie interessant. War das etwa der Film, in dem eine der Akteurinnen einem Mann in gebückter Haltung das Arschloch vor die Nase hält, damit er seine Zunge so tief wie möglich reinstecken, und, so lange er möchte, damit in ihrem großen fetten Arsch herumwühlen kann?«

Enya wurde wegen Briannas ordinärer Ausdrucksweise knallrot und hielt sogar den Atem an, denn sie rechnete in diesen Sekunden felsenfest mit einer frechen Antwort des Jungen. Doch nichts dergleichen. Im Gegenteil. Er schwieg, wurde ebenfalls hochrot im Gesicht, und blickte verlegen zu ihr.

Brianna nutzte die Gelegenheit, um ihrer blonden Komplizin, der die Brille übrigens ausgezeichnet passte, viel sagend zuzublinzeln, und als das ahnungslose Opfer sich wieder Brianna zuwandte, machte sie dem leutseligen Jungen ein deutliches Angebot.

»Spar‘ dir die Antwort, Kleiner. Deine Augen funkeln wahrhaftig, als würdest du mich am liebsten jetzt und hier in den Arsch ficken – wie die Männer es in den Filmen mit den Frauen tun. Aber wenn du wirklich Lust hast, deinen Schwanz in meine Fotze, in mein Arschloch, oder in meine Möse *und* meine Arschfotze zu stecken, könnten wir uns gerne amüsieren, bis dir die Sinne schwinden - weil du so ein süßer Junge bist. Komm mit uns, dann werden wir seh’n, ob du schon was an-

zufangen weißt mit einer saftigen Möse oder einer engen Arschrosette.«

Der Knabe wurde noch röter im Gesicht und musste etwas klarstellen.

»Sie täuschen sich, Ma'am. Ich bin eher schüchtern, was Frauen angeht.«

»Ach ja? Wie kann das sein, wo man doch mindestens sechzehn Jahre alt sein muss, wenn man ein Erotikkino betreten will, und du, deinen Schilderungen zufolge, schon oft in diesem Bordell warst?«

Er zögerte mit der Antwort, da er nicht wusste, ob er sich Probleme einhandelte, wenn er sein richtiges Alter preisgab.

»Ähm. Gut möglich, dass der Mann an der Tür ein Auge zugeedrückt hat, weil ich erst in ein paar Tagen sechzehn werde.«

»Und weiter?« Da der Knabe schwieg, setzte die Blondine hinzu, »dein Alter ist mir, im Gegensatz zu deinem steifen Schwanz, der in diesem Augenblick beinahe ein Loch in deine Hose bohrt, völlig egal. Zugegeben, man kann es dir, deines hochrotten Kopfes wegen, gut ansehen, dass du noch nicht zugeritten wurdest, doch was feststeht, ist, dass du trotz allem eine kleine verdorbene Sau bist, weil du dir gerade eben einen für Jugendliche verbotenen Film in einem illegalen Kino zu Gemüte geführt hast. Womöglich hast du dir dabei sogar einen runter geholt.«

»Sie ... Sie wissen, dass das Heimkino illegal betrieben wird?«

»Ja, du Schlauberger. Doch kommen wir zurück zu deinem hochroten Kopf, der mir ebenso viel verraten hat, wie deine Ambitionen, anderen Leuten beim Ficken zuzuseh'n. Ist es nicht etwa so, dass du vorhin zum wiederholten Mal ein paar Dinge gesehen hast, die dir besonders gut gefallen haben? Und ist es nicht so, dass dir in diesem Augenblick durch den Kopf schwirrt; ach wie wäre es wohl, wenn ich an den sagenhaften Titten der vollbusigen Blondine, die mir gegenübersteht, nuckeln dürfte? Sie mit beiden Händen zu kneten, diese großen dicken Euter? Oder die Vorstellung, dieses oder jenes anhand mir, meiner Titten und meiner Möse auszuprobieren? Sag' nichts, Kleiner. Dein verzücktes Gesicht und dein steifer Schwanz sprechen nämlich Bände. Oder wie man so schön sagt; mehr als tausend Worte. Ich wette, du bist ein kleines versautes Ferkel, das am liebsten, wie bei einer fehlerhaften Geburt, das hochrote Köpfchen bis zum Hals in meine kochend heiße Möse stecken würde, um soviel Mösenschleim, wie möglich, zu fressen zu kriegen. Und nun wäre es gut, wenn du die Ohren besonders gut spitzt, denn etwas in der Art könntest du erleben, wenn du meine Freundin und mich zu meinem Auto begleitest. Es steht da drüben, unter den Bäumen.«

»Der ... der schicke Daimler gehört Ihnen?«

»Ja, Sportsfreund. Da staunst du. Nicht wahr?«

»Ähm. Ja. Tolles Auto, aber ich frage mich, was mich der Spaß kosten würde, denn wie es aussieht, sind Sie eine Prostituierte.«

Brianna Sinclair zeigte sich entrüstet.

»Wie bitte? Willst du mich etwa beleidigen?«

»Warum? Sie sind doch eine Nutte. Oder etwa nicht?«

»Nein. Falsch gedacht, Kleiner. Und zwar deshalb, weil ich lediglich eine biedere, aber aufgeschlossene Hausfrau bin, die rein zufällig hier vorbei spaziert ist. Keinen Penny würde ich von dir verlangen, weil du, wie meine Freundin richtig sagte, ein total niedlicher Junge bist. Klein, braune Haare, dunkle Augen, eine wohl geformte Nase - genau mein Typ sozusagen.«

»Wirklich?«

»Ja. Jungs, die bereits eine ansehnliche Latte zustande bringen, obwohl sie noch die Schulbank drücken, erregen mich ohnehin auf das Allerhöchste. Siehst du denn nicht, wie ich wegen dir zittere? Meine Möse läuft beim Anblick deines Ständers beinahe über, und genau deswegen wäre es eine erfreuliche Sache, wenn du ja sagen und meine Freundin und mich möglichst unauffällig zum Wagen begleiten würdest.«

Der Junge überlegte und da die kesse Sexbombe tatsächlich Gefallen an ihm gefunden zu haben schien, überließ er das Denken ab sofort seinem

Lümmel, der nach wie vor als Stange für das kleine Zelt fungierte, das sich im Kino wie von selbst in seiner Hose und mithilfe derselben aufgespannt hatte.

»Einverstanden, Ma'am. Apropos Wagen. Darf ich ihn mir von innen anseh'n, bevor wir uns gegenseitig verwöhnen?«

»Ja. Keine Frage. Apropos Auto und Reisen. Woher kommst du eigentlich?«

»Aus Adelaide.«

»Und wo wohnst du?«

»Ein paar Straßen weiter – Richtung Norden« sagte er, was mit Sicherheit ebenso gelogen war, wie alles andere.

»Und darf ich fragen, wie alt du nun wirklich bist?«

»Wie ich schon sagte; sechzehn ... in ein paar Tagen« log er abermals, da er haargenau wusste, dass dies das Mindestalter war, damit ein Junge in dieser Gegend keine Schwierigkeiten bekam, wenn er ein Bordell betreten und sich einen verbotenen Film angeschaut hatte. Hätte er gewusst, dass er sich genau deswegen noch mehr in die Nesseln setzte, hätte er sicher laut und deutlich die Wahrheit verkündet.

»Ich frage nur rein Interesse halber, Kleiner. Wenn ich nun tatsächlich eine Nutte wäre; wie viel wärest du dann bereit, auszugeben?«

Der wenig erfahrene Knabe nannte eine Summe, die Brianna klarerweise als »akzeptabel« bezeichnete. Hauptsache, der Fisch ging in Erwartung eines kostenlosen Schäferstündchens in ihr Netz, und weil es den Anschein hatte, dass dies der Fall sein würde, wurde Briannas Möse klitschnass. Dass Liz und Fen bis zu einem gewissen Grad pädophil veranlagt waren, war bis dahin eine gesicherte Tatsache, doch das Brianna plötzlich ebenfalls derlei Ambitionen zeigte, als wäre sie von den zwei gruseligen Witwen angesteckt worden, fand Enya ein wenig beklemmend. Hätte der kleine Dieb in diesem Augenblick auch nur ansatzweise geahnt, dass ihm in Kürze die Beute abgenommen wurde, und dass ihm gleichermaßen schamvolle wie schmerzhaft Züchtigungen in einem Folterkeller bevorstanden, da Enya ihn als Trainingsobjekt benutzen und ihn nach allen Regeln der Hurenkunst läutern wollte, wäre er sicher davongerannt, so schnell und so weit seine Beine ihn getragen hätten. Doch da er viel zu vertrauensselig war, ließ er sich wie ein verirrtes Lämmchen einfangen.

So marschierten sie langsam und unauffällig zu Briannas Auto; Brianna voran, dann der Knabe, und Enya, wie bei einer aufgelockerten Schlange, als Schlusslicht ein paar Meter hinter dem Jungen, den sie wie zufällig in die Mitte genommen hatten, damit er ihnen nicht entwischen konnte.

Dass der Junge ebenso aufgeregt war, wie Enya, konnte man ihm an seinem geröteten Gesicht gut ansehen. Briannas große verlockende Arschbacken vor Augen, marschierte er in ihrem Schlepptau brav und artig in der Dunkelheit Richtung Wagen.

Als wolle sie nicht nur ihn, sondern auch Enya in Verwirrung stürzen – pflanzte Brianna ihm bei der Endstation einen Kuss auf die Wange, damit es ihm nach der Begutachtung des Autos leichter fiel, sich nach Enya auf die hintere Sitzbank zu setzen. Bri setzte sich ebenfalls hinten in den Wagen, weshalb er zwischen der Sexbombe und der Lolita saß und vor lauter Nervosität mit dem Hintern auf der Sitzbank hin und her zu rutschen begann.

»Wohnst du noch bei deinen Eltern oder haust du schon in einer eigenen Wohnung, Kleiner?« fragte Bri durchtrieben, wobei sie wie zufällig ihre Hand auf seinen Oberschenkel legte.

»Ich, ähm ... ich wohne in einer kleinen Mietwohnung, Ma'am.«

»Und wieso? Bist du etwa ein Waisenjunge?«

»Ja« log der Knabe. »meine Eltern sind bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommen.«

Enya und Bri blickten sich an, wobei Bri kaum merklich mit dem Kopf eine verneinende Geste machte, damit Enya wusste, dass der Junge einmal mehr gelogen hatte.

»Das tut mir ehrlich leid, Kleiner. Ich finde es übrigens bemerkenswert, dass du es schaffst, dich vollkommen allein durchs Leben zu schlagen. Ich meine beispielsweise die Sache mit der Wohnungsmiete. Wie ist es möglich, dass du dir, in deinem Alter, eine eigene Wohnung leisten kannst?«

»Die Wohnung ist klein, und außerdem hat bis vor kurzem ein Freund bei mir gewohnt, aber er ist abgehauen, weil er die Nase voll hatte.«

»Er hatte die Nase voll?«

»Ja.«

»Wovon?«

»Von Sydney« log der Knabe Brianna abermals mitten ins Gesicht.

Bri und Enya schenkten sich wieder gegenseitige Blicke, denn die Sache nahm immer stärkere und ziemlich viel versprechende Konturen an.

»Wie lautet eigentlich dein Name?«

»Ich heiße Billy ... Billy Watson, um genau zu sein.«

»Ein schöner Name. Billy.«

Nun, da Brianna den Knirps erfolgreich abgeschleppt und dazu gebracht hatte, ihr ein paar private Fakten zu verraten, folgten wieder ein paar härtere Sprüche.

»Was hältst du davon, Kleiner, wenn wir nicht hier, in meinem unbequemen Auto, sondern bei dir zuhause ficken, wo du deinen Pimmel wa-

schen könntest und wo uns obendrein ein gemütliches Bett zur Verfügung stünde? Stell dir vor; du unter mir, ich reite wie eine Kurtisane, und dein Bett schwingt im Rhythmus, sodass du dich deswegen wie im siebenten Himmel fühlst. Außerdem müsstest du dann nicht auf wackeligen Beinen nach Hause schlendern.«

Der Junge seufzte und überlegte wieder.

»Was ist? Warum zögerst du?« wollte Enya wissen.

»Ja. Hab' ich was Falsches gesagt? Was ist los? Warum schweigst du dich aus?« übernahm Bri rasch wieder die führende Rolle bei der kurzen Debatte.

»Hmmm ... Im Prinzip ist die Sache mit dem Bett richtig, Ma'am, aber ich habe es mir seit langem angewöhnt, keine Fremden in meine unaufgeräumte Bude mitzunehmen.«

»Unsinn. Gedanken dieser Art solltest du auf der Stelle verwerfen, denn bei uns zu Hause steht es mit der Ordnungsliebe auch nicht immer zum Besten. Nicht wahr, Anne?

»Ähm. Ja. Du hast vollkommen recht, Meggie« sagte Enya so selbstverständlich und natürlich wie möglich.

»Das mit der Unordnung stört mich weniger, Ma'am, aber ich kenne Sie doch erst seit wenigen Minuten. Sie und Ihre hübsche Freundin.«

»Noch mal, Unsinn, Kleiner. Wirf dein Misstrauen wie eine Zigarettenkippe über Bord. Oder sehen meine Freundin und ich etwa aus, als würden wir etwas im Schilde führen? Meine Freundin wartet sogar, wenn du das gerne möchtest, so lange vor der Tür deiner Wohnung, bis wir beide fertig sind.«

Da er sich immer noch zierte, erlaubte sich Bri einen gefährlichen Spaß, der Enya sichtlich in die Glieder fuhr. Nach dem Motto »Frechheit siegt« sagte sie:

»Nun, wenn das so ist, sollte ich dir wohl, anstatt mich von dir begrabschen zu lassen, eine Tracht Prügel verabreichen, weil du es gewagt hast, mich nach Strich und Faden zu verkohlen. Während ich jede Menge Vertrauen zu dir gefasst habe, zierst du dich wie eine Mimose, mich zu dir einzuladen, und das, obwohl ich, ohne eine Gegenleistung dafür zu verlangen, zwei oder drei Stunden mit dir gefickt hätte. Ich hatte urplötzlich Lust, einen gut aussehenden Junghengst zuzureiten, aber nein; du ziehst es vor, dich nicht wie ein richtiger Mann sondern wie eine feige Memme aufzuführen.«

Dass Brianna eine hervorragende Schauspielerin war, zeigte sich in diesem Augenblick, denn sie wandte sich empört und nahezu angewidert von ihm ab und sagte zu Enya:

»Komm, Anne. Lass uns die Plätze wechseln und verabschiede dich bitte von Billy. Ich möchte nun

doch lieber nach Hause fahren. Mir ist die Lust, einen Junghengst zuzureiten, gründlich vergangen. Ich möchte nicht immer nur in meinem unbequemen Auto gefickt werden, bloß weil ich so gutmütig bin und nie nein sagen kann.«

»Warten Sie, Ma'am!« rief der Knabe plötzlich hinter Briannas Rücken, da sie schon drauf und dran war, aus dem Wagen zu steigen.

Aha. Nun schien er Briannas Forderung tatsächlich mit großer Bereitwilligkeit zu akzeptieren, obwohl er wieder hochrot angelaufen war und zwischen den Worten vor lauter Erregung wie ein Hündchen hechelte.

»Na schön, Ma'am. Überredet. Ich, äh ... ich zeige Ihnen, wo ich wohne, aber nur, wenn wir mit Ihrem tollen Daimler hinfahren.«

»Glaub' mir, Kleiner; ich hatte nie etwas anderes im Sinn. Ich wollte uns von Haus aus mit meiner motorisierten Kutsche dorthin bringen, und was meine Freundin angeht; die kommt natürlich mit, denn du kannst ja wohl schwer von mir verlangen, dass ich sie vor den Kopf stoße, indem ich von ihr verlange, Geld auszugeben und mit einem Taxi nach Hause zu fahren. Wir fahren zu dir, und während du meinen Kitzler mit der Zunge verwöhnst, und ich deinen steifen Schwanz noch steifer lutsche, wird sie nicht vor der Tür, sondern im selben Raum oder im Raum nebenan warten. Alles klar, Süßer?«

»Ähm ... Ja. Meinetwegen. Und was passiert, nachdem ich an Ihren großen Titten genuckelt, und Sie meinen Pimmel richtig toll und lange gelutscht haben? Darf ich ihn dann, wie die meisten Männer in dem Film, als Belohnung dafür, dass ich Sie zu mir eingeladen habe, in Ihre - Sie wissen schon - stecken?«

»Natürlich, Kleiner. Was dachtest du denn? Ich lutsch' ihn zuerst steif, dann steck' ich ihn in meine klitschnasse Möse, und zu guter Letzt steck' ich ihn sogar in mein enges Arschloch, wo ich ihn so lange schmachten lasse, bis der Saft aus der Röhre schießt. Du weißt schon; wie beim Wichsen ... bloß, dass man es nicht sieht, weil dein Schwanz bis zum Anschlag in meinem Arsch steckt und alles in meinen Darm spritzt.«

»Und was ist mit Ihrer Freundin? Sie ist nicht viel älter als ich, weshalb ich mir schwer vorstellen kann, dass sie nicht andauernd den Kopf schütteln würde, wenn sie uns dabei zusieht.«

»Schon mal was von stillen Wassern gehört?«

»Hmmm. Ja.«

»Fabelhaft. Dann sieh' sie dir gut an; sie ist nämlich sozusagen das Paradebeispiel dafür. Sie sieht zwar aus, als könne sie kein Wässerchen trüben, doch in Wahrheit ist sie, gleich wie ich, total aufgeschlossen, nein, nahezu versaut. Also wird sie nicht mal mit der Wimper zucken, wenn du meine

großen Titten knetest, bevor du es mir tüchtig besorgst.«

»Das ist gut, denn wissen Sie; ich hab' noch nie richtig mit einem Mädchen rum gemacht, und erst recht nicht mit einer Frau, wie Ihnen.«

Enya, die bisher fast ausschließlich zugehört hatte, anstatt Brianna bei irgendetwas zu unterstützen, stellte plötzlich fest, dass sie feucht im Schritt war. Sie war extrem erregt, und das war, laut Briannas Regeln, nicht gut.

Um sich abzulenken, sagte sie zu Brianna:

»Warum gehst du nicht vor Billys Augen in die Hocke und zeigst ihm auf deine ganz persönliche Art, wie sehr dir sein gemütliches Bett am Herzen liegt?«

»Du meinst, als Vertrauensbeweis, damit es Billy leichter fällt, uns in sein bescheidenes Domizil einzuladen?«

»Ganz genau, Meggie! Und danach rauschen wir ab.«

Gesagt, getan. Brianna zog ihr schwarzes Höschen ein wenig umständlich aus, und nachdem sie den Saum ihres schwungvollen Röckchens gehoben und wieder fallengelassen hatte, steckte Billys hochrotes Gesicht urplötzlich zwischen zwei mächtigen Arschbacken. Brianna hatte ihm, wie von Enya vorgeschlagen, auf dem Rücksitz des Autos ihren großen Hintern vor die Nase gehalten, ihn am Schopf gepackt, seinen Kopf nach vorne

gedrückt, und nun forderte sie ihn erstmals auf, seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen.

»Spürst du meine feuchte Möse an deiner Nase Kleiner?« fragte sie scheinheilig, während sie seinen Kopf gegen ihren Hintern drückte.

»Ja, Ma'am« murmelte er dumpf unter ihrem Röckchen - zwischen den beiden mächtigen Halbkugeln steckend, weshalb er kaum Luft bekam.

»Und? Gefällt es dir, wie sich meine großen nasen Schamlippen um deine Nasenflügel gelegt haben, als würde meine Möse deine Nase am liebsten verschlingen?«

»Ja. Sehr sogar.« Die Blondine hob wieder den Saum ihres Röckchens und packte ihn wieder am Schopf. Sie zog ihn ein wenig höher; gerade so weit, dass sein Mund auf Höhe des anderen Loches war.

»Kommen wir nun zu deiner kleinen flinken Zunge. Willst du sie probeweise in mein blitzsauberes Arschloch stecken?«

»J... ja. Bitte.« Der kleine Hitzkopf platzte beinahe in doppelter Hinsicht vor Scham und Erregung, als er von der großen attraktiven Frau wieder zwischen die Arschbacken gesteckt wurde, weil sie sich anscheinend von ihm erwartete, dass er sie in rasender Geschwindigkeit mit der Zunge befriedigte. Da es ihm an jeglicher Erfahrung und Geschicklichkeit mangelte, erreichte seine Erregung ein Maß, das befürchten ließ, dass er bereits

jetzt einen Orgasmus bekam. Um das zu verhindern, hieß es bereits nach dem zweiten missglückten Versuch:

»Gut gemacht, Kleiner. Und nun raus mit der Zunge aus meinem Arsch, und weg mit der Nase von meiner Spalte, denn ein Schwanz fühlt sich darin zehnmal besser an. Lasst uns so rasch wie möglich von hier verschwinden, Leute, denn je schneller wir in der Wohnung sind, desto mehr Zeit bleibt Billy und mir zum Ficken.«

Die Sache schien nun, dank Enyas Spitzenidee, auch in Billys Augen geritzt. Er hatte die vermeintliche Chance seines Lebens ergriffen, und Enya war diejenige, die streng darauf achtete, dass er während der Fahrt nicht mit den Händen an seinem nervösen Pimmel herumfummelte.

Kaum über die Schwelle von Benjamins Zweizimmer-Wohnung getreten, machte Enya einen fatalen Fehler, der beinahe das ganze Vorhaben zum Scheitern brachte. Sie flüsterte eine Spur zu laut, hinter Billys Rücken zu ihrer Freundin gewandt:

»Es ist soweit ... schnapp' ihn dir.«

Zum guten Glück konnte Bri anhand seiner Verstärkung, die ihm ins Gesicht geschrieben stand, erkennen, dass sie wegen Enyas Patzer früher als vorgesehen über ihn herfallen musste. So machte die erfahrene Hure drei extragroße Schritte, um ihn zu fassen zu bekommen.

Der Junge, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen, versuchte ihr im Wegrennen auszuweichen, wurde jedoch mühelos erjagt, am Schlafittchen gepackt, und so lange festgehalten, bis Enya die Tür geschlossen und zugesperrt hatte.

»Hier geblieben, Sportsfreund!«

Puh! Geschafft!

Enyas Freundin hatte blitzschnell zugepackt und sich den alarmierten Bengel, da er abhauen wollte, in letzter Sekunde, bevor er neben Enya auf den Flur rennen konnte, gekrallt.

»Aua! Lassen Sie mich gefälligst los!«

Von wegen. Die große füllige Edelhure umschlang seinen Bauch mit dem linken Arm, um ihn hochheben zu können, während sie ihm mit der rechten Hand den Mund zuhielt. Dann trug sie den zappelnden Knaben zu seiner Schlafstätte, und nachdem sie ihn, mit dem Gesicht nach unten auf das Bett geworfen hatte, hob sie abermals ihr Röckchen und setzte sich rittlings auf seinen Kopf. Sofort wechselte sein Gezeter zu einem dumpfen Murmeln, das man unter Briannas großem Hintern kaum noch hören konnte, und das erahnen ließ, dass Briannas Pobacken nun in Summe als eine Art »Schraubstock« fungierten, denn die große schwere Hure zog ihre Arschbacken ein wenig auseinander und ließ sie nach Inhaftierung des Kopfes wieder zurückschnellen, damit eine gute Schalldämpfung gewährleistet war. Schnell und

geschickt fesselte sie dem zappelnden Jungen mithilfe ihres Halstuchs die Hände auf den Rücken, und winkte dabei per Kopfgeste ihre Helferin herbei. Bri steckte ein wenig in der Klemme, da sie ihr eigenes Höschen in Auto zurückgelassen hatte, doch zumindest hatte sie ihre Tasche dabei, in der sich der kurze schwarze Lederschlagriemen und die Handschellen befanden.

»Reich mir bitte dein Höschen, dein Halstuch und meine Handschellen.« Enya seufzte, doch sie tat, wie von Bri geheißen.

»Muss es wirklich in dieser Form ablaufen« murmelte sie nervös, da sich immer deutlicher abzuzeichnen begann, dass es sich um eine regelrechte Entführung handelte. Bri, die ahnte, was ihre Komplizin bewegte, meinte:

»Du musst noch viel lernen, Herzchen. Kennst du etwa einen Verbrecher, der sich, ohne Widerstand zu leisten, von einer Privatperson festnehmen hat lassen?«

»Nein.«

»Eben. Also wäre es gut, wenn du mir dein Höschen überlässt, damit ich die flinke Rotznase fachgerecht knebeln kann. Außerdem benötige ich, wie gesagt, die Handschellen und dein Halstuch, damit ich das Höschen in seinem Mund und den kleinen Bastard am Bettgestänge fixieren kann. Und wenn er genau deswegen, und wegen der fachgerechten Fesselung richtig gut zu handhaben

ist, wird er von mir so lange geohrfeigt oder übers Knie gelegt, bis er uns alle Verstecke verraten hat, in denen sich die gestohlenen Sachen befinden.«

Sowie Brianna das Höschen überreicht bekam, wechselte die blonde Hure die Position. Sie setzte sich nun mit breit gespreizten Beinen auf seinen Rücken und steckte ihm brutal und mit routinierter Handgriffen das Höschen von hinten in den Mund. Dann fixierte sie es mithilfe von Enyas Tuch, indem sie das Tuch mit einem festen Ruck an seinem Hinterkopf verknotete. Nun war er »Meggie« und »Anne« hilflos ausgeliefert, weshalb Brianna von ihm herunterstieg, ihn an den Haaren auf die Beine zog, und ihm etliche Ohrfeigen verabreichte, die ihn beinahe umwarfen.

»So, du verlogener kleiner Bastard! Ich hoffe, jetzt ist dir klar, dass wir haargenau wissen, mit wem wir es zu tun haben, und ebenso hoffe ich, dass du nun weißt, wer ab sofort das Sagen hat! Zuerst mal wirst du mit dem Kopf auf jene Stelle deuten, wo du den größten Teil deiner Beute versteckt hast! Tust du es nicht, leg' ich dich übers Knie und prügeln dich windelweich! Meine Freundin wird inzwischen all deine Habseligkeiten zusammensuchen, die du auch bei einer überhasteten Flucht mitnehmen würdest! Hat sie alles übersichtlich angehäuft, wirst du mit dem Kopf ja oder nein deuten, damit wir wissen, ob wir dabei übereinstimmen! Versuchst du uns zu hintergeh'n, bre-

che ich dir zuerst einen Finger, dann noch einen, und so weiter und so fort, bis du dir vor lauter Schmerzen wünschst, jemand würde dir die Hand mit einem einzigen Hieb abhacken!« Sie ohrfeigte ihn wieder auf das Heftigste und danach schnarrte sie:

»Los geht's! Wo befinden sich die wertvollsten Sachen, die du bis jetzt auf Kosten anderer angehäuft hast!«

Der Junge heulte sich mittlerweile - mehr aus Zorn denn aus Schmerz - die Augen aus, doch Brianna war das vollkommen egal. Im Gegenteil. Sie schien sich daran zu ergötzen, denn als er sich auf Hände und Knie begab, um mit dem Kopf unter das Bett zu zeigen, setzte sie sich schwer wie eine Reiterin auf seine Schultern und fordert ihn auf, sie dorthin zu transportieren, wo er die ganzen gestohlenen Wertsachen gehortet hatte. Da er zögerte, setzte sie sich verkehrt auf ihn, zog den Gürtel aus seiner Hose, und machte ihre Drohung wahr. Sie zog seine Jeans und seine Unterhose mit einem Ruck runter bis zu seinen Knien, fesselte seine Beine mithilfe seines eigenen Gürtels, und versohlte ihm mit dem kurzen schwarzen Lederriemen, den sie in der Handtasche mit sich geführt hatte, so lange den Hintern, bis er weinend unter ihr zusammenbrach. Sie schlug ihn fürwahr unbarmherzig und brüllte dabei wie eine waschechte Folterhexe:

»Du verdammter Bastard! Vierteilen sollte man einen kleinschwänzigen Dreikäsehoch, wie dich, der sich einbildet, in einem Stück eine Hurenmöse und eine Hurenarschfotze befriedigen zu können! Na warte, Freundchen! Wenn wir dich erst mal dort hingebracht haben, wo du hingehörst, wirst du uns erst richtig kennen lernen! Glaub' mir! Wenn du dich weiterhin so unkooperativ zeigst, wie bisher, scheißen wir dir täglich viermal in die Fresse!« Sie schlug ihn noch ein paar Mal und dann löste sie den Knebel.

»Aufgepasst, Kleiner! Ich frage dich ein letztes Mal! Wo befindet sich das geklaute Geld und wo befinden sich die Uhren und der Schmuck der Leute, die sich deinetwegen krank geärgert haben?!«

»In ... in der Matratze ... auf sechs Jutesäcke verteilt ... und ... und drei weitere Säcke, in denen sich der Goldschmuck befindet, sind ebenfalls direkt unter dem Bett versteckt, unter einer Platte ... in einer Vertiefung des Fußbodens« keuchte er vor lauter Furcht und Anstrengung. »Bitte, Ma'am ... lassen Sie mich jetzt geh'n! Ich ...!«

Weiter kam er nicht, denn Enyas Komplizin hatte anderes im Sinn. Schnell war der gewiefte Knirps gefesselt und mithilfe des Höschens und des mitgebrachten Knebels erneut ruhig gestellt, doch diesmal wurde er von der scheinbar herzlosen Hure mithilfe der Handschellen und geschickter

Griffe an das Metallgestänge seines eigenen Bettes gebunden.

»Willst du denn gar nicht kontrollieren, ob er die Wahrheit gesagt hat?« wollte Enya wissen.

»Nein, Herzchen. Jedenfalls nicht sofort. Dessen bin ich mir nämlich sicher, weil er vor lauter Angst auf den Boden gepinkelt hat. Die kleinen Schurken legen sich, laut – du weißt schon wem – meist mehrere Depots an, in denen sie ihre Beute verstecken, und das ist der springende Punkt. Wir müssen zuerst die Sauerei aufwischen, damit wir sie nicht im Zimmer verteilen, wenn wir das Bett verschieben und das schwere Gestell seitlich hochstellen. Danach heben wir die Tarnplatte hoch und werfen einen Blickt in die Bodenvertiefung, und erst, wenn wir das Versteck unter der Bodenplatte leer geräumt haben, nehmen wir die Matratze unter die Lupe. Und zu guter Letzt leg' ich ihn noch mal übers Knie, da ich mir sicher bin, dass er uns mindestens zwei Horte vorenthalten hat. Alle Horte leerzuräumen, in denen sich die geklauten Sachen befinden, und ihm die Diebesbeute abzunehmen ist die wichtigste Sache überhaupt, damit er sieht, dass sich Verbrechen nicht bezahlt macht.«

»Aaah! Verstehe! « Enya sah in diesem Augenblick ein, dass sie wirklich noch viel lernen musste. Sie suchte ein abgetragenes Kleidungsstück aus einem Schrank, und entfernte den Urin frei-

willig, um Bri zu signalisieren, dass sie ihr weiterhin voll und ganz vertraute.

»Danke.« Die herrisch agierende Hure löste die Handschelle am Gestänge und trug Billy Watson in eine Ecke, von wo aus er mit ansehen musste, wie die Sexbombe, die er eigentlich in trauter Glückseligkeit ficken wollte, sich seiner geraubten Wertsachen bemächtigte. Weiteres Gold wurde von ihr entdeckt, weil sie bemerkt hatte, dass der kleine Dieb ab und zu völlig unnötig einen Blick auf eine nicht minder unnötige Wandverkleidung geworfen hatte. Die schwarzhhaarige Schatzjägerin räumte auch dieses Versteck leer, indem sie ihre Brille geraderückte und die Verkleidung einfach mithilfe eines gefundenen Hammers herunterriss.

Enya sah nun Briannas Vermutung, der Grünling, dem sie ein Abenteuer der besonderen Art zukommen lassen wollten, sei ein frei durch die Gegend laufender Verbrecher, bestätigt. Deshalb betrachtete sie ihn ab nun ebenfalls als eklige Kröte. Das wichtigste für Enya waren die einzigartigen Erfahrungen, und das wichtigste für Bri war die leicht erarbeitete Kohle, und die war in diesem Fall bereits jetzt reichlich vorhanden.

Brianna freute sich fürwahr »diebisch«. Sie sagte: »Gratuliere, Kleiner. Beinahe hättest du uns ausgetrickst, doch die Strafe dafür, dass du mir eines der Verstecke vorenthalten hast, folgt auf dem Fuß.« Sie platzierte das Bett wieder so, wie sie es

vorgefunden hatte, setzte sich auf den Rand des Bettes und legte den Lügner bäuchlings über ihr linkes Knie. Dann klemmte Enya auf Bris Bitte seinen Hals zwischen ihre heißen Schenkel, damit er nur mäßig auf Briannas Knie zappeln konnte, und am Ende schlug ihn die Blondine zur Strafe dafür, dass er sie, ohne mit der Wimper zu zucken, belogen hatte, windelweich.

»Du bist dran ...«, sagte sie nach ungefähr dreißig Schlägen, während ihr gequältes Opfer vor sich hin wimmerte. »... denn das war lediglich die Strafe für das Vorenthalten des Verstecks, das ich an seinen Augen abgelesen habe. Nun geht es noch darum, jene Verstecke aus ihm herauszubekommen, die er uns sonst noch verschwiegen hat.«

Da Enya ihre Freundin nur mit großen Augen anstarrte, anstatt aktiv zu werden, sagte ihr Gegenüber resolut und resch, nein, beinahe ein wenig zornig: »Überleg' nicht lange, sondern tu, was ich dir sage, denn wer weiß, ob sich die fantastische Gelegenheit noch mal bietet. Leg ihn zwecks Sammeln von Erfahrungen über's Knie, gleich wie ich, und züchtige die gewiefte kleine Ratte, als ob sie deine Mutter getötet oder was anderes Grauensvolles verbrochen hätte. «

Enya starrte ihre veränderte Nachbarin immer noch unschlüssig an, doch nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht hatte, akzeptierte sie den

Vorschlag wortlos. Sie nickte lediglich zustimmend, atmete tief durch und setzte sich in Bewegung, während Bri den Knaben bereits an den Haaren auf die zittrigen Beine zog und sich erhob.

Alles lief wie geschmiert. Enya schob ihr schwarzes Röckchen hoch, setzte sich auf die Bettkante und spreizte extra ordinär die Beine. Bri, die ihn immer noch schmerzhaft am Schopf festhielt, drückte seinen Kopf hinunter und platzierte ihn bäuchlings über Enyas linkem Knie. Dann drückte sie ihrer Komplizin den kurzen schwarzen Schlagriemen in die Hand, und nachdem Bri seinen Hals mit aller Kraft zwischen ihre strammen Schenkel geklemmt hatte, wurde er von Enya wegen seiner schamlosen Unterschlagung wie noch nie zuvor in seinem Leben verdroschen.

Da seine Wohnung die einzige bewohnte im Hinterhof war, konnten sie mit ihm auch in Bezug auf Lärm machen, was sie wollten, und so hoffte er vergebens auf Hilfe irgendwelcher Art. Nach Briannas dreimaliger Kritik, die mit einem Anstacheln gleichzusetzen war, schlug Enya so fest zu, dass ihr Handgelenk sogar tags darauf noch schmerzte.

»Du verlogener Bastard! Na warte! Dir werd ich's zeigen!« brüllte sie gleich zu Beginn, bevor weitere Demütigungen folgten, die Brianna ihr zuflüstert hatte, damit Enya daraus lernte.

»Einer Ratte, wie dir, sollte man normalerweise auf der Stelle ins Lügenmaul scheißen! Aber keine Angst! Genau das wird dir blüh'n, wenn wir dich morgen oder übermorgen aus dem Käfig zerren, in dem du in ein paar Stunden landen wirst! Jawohl! Richtig gehört, denn die liebe Meggie hat es geschafft, mich davon zu überzeugen, dass du es nicht besser verdient hast! Du verlogene kleine Drecksau! Und hör' gefälligst auf zu zappeln, wenn du nicht willst, dass ich dich in einem Hammel verwandle, indem ich dir die Hoden abbeiße!«

Der heulende Knirps hörte ob der geharnischten Drohung sofort auf zu zappeln. Er war sichtlich schockiert über Enyas verstörende Wandlungsfähigkeit, und als Bri ihn mit ihren heißen breiten Schenkeln noch fester in den Schwitzkasten nahm, pisste er Enya aus lauter Angst auf das linke Bein.

»Na warte, du eklige Sau!« brüllte Enya empört. Sie hatte kurz inne gehalten, um sich die Sauerei, die sie aufgrund der rieselnden Wärme an ihrem Bein gefühlt hatte, anzusehen, und danach schlug sie ihn noch ungezügelter, noch boshafter, beinahe wie verrückt, konnte man sagen, denn sogar ihre blonden Perücken-Haare flogen aufgrund der ungestümen Bewegungen wild von einer Seite auf die andere. Ihre feuchte nackte Möse, die schwarzen Strapse und die breiten Säume ihrer schwar-

zen Seidenstrümpfe waren bereits beim Hinsetzen an den breit gespreizten Schenkeln zum Vorschein gekommen, doch nun, als sie dem handlichen kleinen Dieb ebenfalls den Hintern versohlte, boten ihre Strümpfe, ihre Strapse, ihre gespreizten Schenkel und ihre feuchten auseinander klaffenden Lolita-Schamlippen einen Anblick, der sogar tote Männer zum Leben erweckt hätte.

»Ich werde persönlich dafür sorgen, dass du deine Moral, deine Ziele, und deine Auffassung von einem Miteinander grundlegend überdenkst!« brüllte sie, bevor sie sich mit sichtlichem Genuss an ihm austobte. Dann hatte sie plötzlich eine Idee. Sie packte und umklammerte mit der Linken seine Hoden und seinen halb-steifen Penis, zog und drehte denselben ein Stück weit nach hinten und im Winkel von neunzig Grad hoch, und dann schlug sie mit Bris ledernem Folterinstrument mit aller Kraft ein gutes Dutzend mal auf seine Hoden, ohne diese Art von Folter irgendwo gesehen zu haben.

Er brüllte vor Schmerzen und schluchzte wegen Enyas zielsicheren Schlägen herzergreifend in ihr zusammengeknülltes schwarzes Höschen, doch je mehr er weinte, desto härter schlug Enya zu, als wolle sie ihn auf diese Weise zu einem »Hammel« (kastrierten Schafwidder) machen. Zwischendurch drückte sie ihm sogar den langen Nagel ihres Daumens in die lasterhafte Penisrille, damit sich

seine Qualen mehrten, während der Riemen unerbittlich auf seine Hoden niedersauste und laut aufklatschte. Als hätte Luzifer höchstpersönlich sie geritten, oder als würde es ihr Freude bereiten, die Macht, die Brianna ihr in die Hand gelegt hatte, voll zu entfalten, quälte sie ihr junges Opfer mit strenger Miene. Bri war es, die ihrem hemmungslosen Treiben ein Ende setzte. Sie fiel Enya beim letzten Schwungholen mit Worten in den Arm, denn sie meinte:

»Lass es gut sein, Herzchen. Ich muss dich loben, denn du hast es mit Bravour hinbekommen, doch ich schätze, das reicht, damit er uns die restlichen Verstecke und ein paar wichtige Fakten nennt. Strafe oder Verhör schön und gut, aber was zu viel ist, ist zu viel. Wir können froh sein, wenn er den Boden nicht voll blutet.«

Bri hatte recht, denn Enya hatte ihm wirklich übel zugesetzt, übler als Bri. Der Hintern des gefesselten und geknebelten Opfers war mit unzähligen bläulich-roten Striemen übersät, denn sie hatte den unverbesserlichen Dieb wahrhaftig nach Strich und Faden gezüchtigt. Windelweich geprügelt hatte sie den wehrlosen Jungen, konnte man sagen, und gelernt hatte sie dabei wieder jede Menge, denn erstens kannte sie nun ein paar weitere Kraftausdrücke, und zweitens wusste sie nun, dass ihr Arm bei einer etwaigen Übertreibung hinterher kraftlos nach unten baumelte. Seine Hoden

waren dick geschwollen, denn Enya hatte ohne jedes Mitleid Hand an ihn gelegt. Bei den letzten drei Schlägen spritzten sogar ein paar Tropfen Blut in hohem Bogen durch die Luft und hinunter auf den Boden

Kleine Schweißperlen bedeckten ihre Stirn, und der Knabe, der wie leblos über ihrem linken Knie hing, wimmerte mit gutem Grund vor sich hin, als hätte sein letztes Stündlein geschlagen. Sein Hintern prangte in allen erdenklichen Farben und seine Hoden waren nun wahrhaftig dunkelblau anstatt fleischfarben. Sogar Brianna staunte, als sie das Ergebnis der speziellen Bestrafung betrachtete.

»Gut gemacht, Herzchen. Deine spezielle Art, mithilfe eines Lederriemens eine Erektion zu beseitigen, hat sich ihm sicher für lange Zeit ins Gedächtnis gebrannt« sagte sie hämisch, bevor sie den Knebel löste und den Jungen abermals am Schopf packte. Sie zerrte ihn wieder auf die wackeligen Beine, starrte ihm streng in die Augen, und ohne dass er von ihr gefragt wurde, nannte er noch drei Verstecke, in denen sich Geld, Goldschmuck, goldene und silberne Taschenuhren, Diamanten, sowie sechs kleine Pistolen samt Munition befanden.

»Es gibt noch ein Versteck im Boden unter dem Kleiderschrank, in dem sich sechs Pistolen und jede Menge Munition befinden, ein Versteck in

der großen Stehlampe, und ein Versteck, hinter der Schublade des Küchentisches, in dem sich viel Geld in Form von Banknoten befindet!«

Auch fünf weitere wichtige Fragen, die mit den Verstecken nichts zu tun hatten, beantwortete er erzwungenermaßen.

»Wie gut ist dein Verhältnis zu dem Mann an der Tür, und was oder wie viel Geld hast du ihm heute Abend in die Hand gedrückt, damit du dir einen verbotenen Film ansehen durftest?!«

»Wir kennen uns kaum und gegeben hab' ich ihm, wie immer, gestohlenen Schmuck!«

»Und wie kommt es, dass du dich tagsüber auf den Straßen und abends in Kneipen und Bordellen herumtreibst, ohne dass deine Eltern dir nicht genau deswegen den Hosenboden strammzieh'n?!«

»Weil ich von zuhause ausgerissen bin, Ma'am!«

»Und warum bist du ausgerissen?!«

»Weil meine Eltern mir das Leben in dem kleinen Wanderzirkus, in dem sie arbeiteten, und wo ich auch zur Welt kam, zur Hölle gemacht haben! Alle, einschließlich meiner Eltern, haben mich gezwungen, wie ein Ochse zu schuften! Aber soviel ich gehört habe, haben sie mittlerweile ihre Arbeit beim Zirkus verloren!«

»Alles klar, du fauler und einfältiger Vagabund! Und jetzt will ich noch rasch und unkompliziert wissen, wie du wirklich heißt!«

»Ich sagte doch; Billy Watson. Ich schwör's! Billy Watson ist mein Name, Ma'am!«

Bri und Enya schenkten sich wieder gegenseitig Blicke.

»Noch einmal, Kleiner! Wie lautet dein richtiger Name! Raus damit oder meine gruselige Komplizin und ich sorgen dafür, dass du noch mal so ein blaues Wunder erlebst! Gut möglich, dass wir dir diesmal zur Strafe Scheiße ins Maul stopfen, anstatt dem leckeren Höschen, wenn du wieder versuchst, uns für dumm zu verkaufen!«

»Ich weiß; ihr könnt mich deswegen tot prügeln, aber es ist die volle Wahrheit! Keine Ahnung, warum ich ihn genannt habe! Wahrscheinlich wurde ich zu sehr von Ihren sagenhaften Titten abgelenkt! Wenn ihr euch in der Gemeinde, in der ich geboren wurde, erkundigt, werdet ihr es bestätigt bekommen!«

»Also gut, Kleiner. Ich gehe in diesem Fall ausnahmsweise davon aus, dass du uns nicht belogen hast.« Brianna war ehrlich überrascht, doch sein Argument hatte Hand und Fuß. Noch größer war ihre Überraschung, nachdem sie ihn wieder geknebelt, die Tischschublade herausgezogen, den Schrank beiseite gerückt, die doppelten Böden der Verstecke entfernt, und Brianna einen Blick in die Jutesäcke geworfen hatte.

»Ist ja sagenhaft. Sieh nur, Herzchen.«

Enya näherte sich und staunte ebenfalls nicht schlecht, denn selbst der Bürgermeister von Yellingbone verfügte über keine so kostbaren Dinge. Gleich wie es bei Bri der Fall war, traute Enyy ihren Augen nicht. Die beiden Räuberinnen starrten sich diesmal ein wenig länger gegenseitig an, und danach schüttelte Enya fassungslos den Kopf. Der Knabe musste in ein Waffengeschäft, in ein Uhrengeschäft, und bei einem Juwelier eingebrochen sein oder er hatte reiche Sammler beraubt, denn die sechs Frauen-Pistolen, die man auch als »Derringer« bezeichnete, waren beispielsweise alle gleich und eine wahre Augenweide. Sie waren am Griff mit Elfenbein beschlagen, mit viel Silber verziert, und die Originalbehälter waren aus edlem Mahagoniholz. Die sechzehn blank polierten und neuwertigen Taschenuhren, die sich im doppelten Boden einer Stehlampe befunden hatten, waren ebenfalls ein absoluter Hammer, denn zwölf davon waren aus purem Gold, die restlichen vier aus Silber, und die Steine waren Rubine, Saphire oder Diamanten. Ebensolche befanden sich, neben zwölf großen lupenreinen Smaragden, in lupenreiner und riesiger Form in einer speziellen Schatulle, die zwischen den Waffen gelegen hatte. Zwölf Smaragde, sechsunddreißig große Diamanten, zwölf große dunkelrote Rubine und zwölf große tiefblaue Saphire waren es an der Zahl – allesamt geschliffen und selbst die Diamanten wa-

ren verschiedenfarbig (auch »Fancies« genannt). Der kleinste Diamant – ein rosaroter in Tropfenform - hatte vermutlich um die dreißig Karat. Alle anderen waren orange, rot, rosa, violett, braun, und blau bis hin zu grün, und gewiss war es so, dass keiner weniger als fünfunddreißig Karat hatte. Die vier größten waren ungefähr doppelt so groß wie der kleinste, was bedeutete, dass die vier wunderschön geschliffenen Prachtstücke je Exemplar ca. sechzig Karat hatten.

Enya und Brianna durften sich deshalb ab sofort mit ziemlicher Sicherheit zu den (insgeheim) reichsten Frauen Australiens zählen. Beide waren wahrhaftig fassungslos über den Glücksgriff, denn das jeder einzelne Stein im Falle seiner Echtheit Millionen wert war, war so sicher wie das Amen im Gebet.

Noch nie hatte Enya erlebt, dass ihre kaltschnäuzige Freundin ins Stammeln geraten wäre, doch jetzt und hier übte sie sich darin.

»Ähm ... d... du ... du darfst bestimmen, w... wie viel von seiner Beute wir uns selbst unter den ... unter den Nagel reißen« sagte sie leise, während der gefesselte und geknebelte Dieb, den sie wieder am Bett fixiert hatten, vor lauter Wut oder Verzweiflung ein gemurmertes Stoßgebet samt unzähligen Flüchen gen Himmel und Hölle schickte.

»Los. Sag' endlich was, Herzchen.«

»Ich, äh. Was ... was soll ich sagen? Du bist der Boss, und ...«

»Quatsch mit Soße. Sieh dir doch diesen wunderschönen Goldschmuck, die vielen kostbaren Edelsteine und die goldenen und silbernen Uhren an, die der kleine Taschendieb überaus geschickt in irgendeiner Menschenmenge an sich genommen haben muss. Allein mit dem, was man für die Diamanten bekommt, kann sich jede von uns, nachdem Gras über die Sache gewachsen ist, drei prachtvolle Schlösser kaufen. In diesem Augenblick bin ich lediglich deine Freundin und Nachbarin, die folgendes vorschlägt. Wir verhalten uns auch weiterhin völlig normal. Fen bekommt den Betrag, den sie als Miete für den Keller verlangt, abzüglich Fens und Liz' eigenem Beitrag, da sie ja mitmachen. Verstehst du? Das müssen wir deshalb so knallhart handhaben, damit Fen und Liz, die rein gar nichts dazu beigetragen haben, gar nicht erst annehmen, wir hätten etwas Nennenswertes gefunden. Weder den Schmuck noch die Uhren, die wir vorhin gefunden haben, und erst recht nicht all das Prachtvolle, was du hier siehst, behandeln wir so, als hätten wir es entdeckt. Im Gegenteil. Der Kleine hat bei unserer Version alles, was er im Lauf der Jahre gestohlen und zusammengetragen hat, in Kneipen, Bordellen und Kinos restlos auf den Kopf gestellt, verspielt, verloren, oder an andere Räuber übergeben müssen,

denn dass wir es gefunden haben, ist einzig und allein dir und deiner grandiosen Schlagtechnik zu verdanken. Drei Pistolen für dich, drei für mich, und sämtliche Uhren, sämtlichen Schmuck und die riesigen Rubine, Saphire, Smaragde und Diamanten teilen wir uns ebenfalls fifty-fifty. Lediglich eine handvoll Silbermünzen geben wir Fenia und Liz, damit sie denken, wir hätten uns redlich aber erfolglos bemüht. Und was den diebischen Knirps betrifft; ihm drohen wir einfach, ihn zu töten, wenn er ein Sterbenswort darüber verliert. Was sagst du zu meiner Idee?«

Enya überlegte fieberhaft und musste zwangsläufig an Belisama, den Keltenfluch (die verspottete Keltengöre) und den toten Einbrecher denken, dem sie die Goldbarren zu verdanken hatte.

»Ich kann es immer noch nicht glauben. Ehrlich. Die Sache muss einen gewaltigen Haken haben. Entweder sind die riesigen Diamanten keine echten Diamanten, und die anderen Edelsteine keine echten großen Edelsteine sondern vielmehr Imitate aus Glas, oder wir befinden uns aufgrund kosmischer Einflüsse in einem märchenhaften Traum. Mal ehrlich; warum sollte sich ein Junge, wie er, in den Straßen herumtreiben anstatt das Leben in vollen Zügen zu genießen, wenn er so viele Kostbarkeiten besitzt?«

»Das kann ich dir gerne verraten, Herzchen. Der Knirps hat nicht nur flinke Hände, sondern ist dar-

über hinaus auch extrem gerissen. Er weiß haargenau, dass man geradewegs im Gefängnis landet, wenn man zu früh versucht, gestohlene Kostbarkeiten an den Mann oder an die Frau zu bringen, die so markant sind. In seinem Alter ist es zudem extrem schwierig, eine diskrete Person zu finden, die imstande ist, jene Millionen hinzublättern, die diese Edelsteine wert sind. Glaub' bloß nicht, dass wir diese riesigen Klunker in den nächsten zwanzig Jahren zu Geld machen können. Dennoch möchte ich die Diamanten, die Rubine, die Saphire und die Smaragde behalten, denn allein durch diese umwerfenden und mit Sicherheit einzigartigen Stücke ist die Existenz unserer Nachkommen bereits jetzt in vollkommener Weise über Generationen gesichert.«

»Hmmm. Ich schätze, du hast recht, aber natürlich nur, wenn die Steine echt sind. Meinetwegen. Ich mache mit.«

»Du bist wirklich auf meiner Seite?«

»Ja. Zu hundert Prozent, aber die Sache mit der Drohung musst du übernehmen, denn du hast darin schätzungsweise viel mehr Übung. Bei dieser Gelegenheit kannst du ihn ja fragen, woher dieser sagenhafte Schatz stammt. Damit meine ich nicht die Fundorte, der Steine, wie beispielsweise Diamantenminen oder Schürfgebiete, sondern ...«

Enya hielt im Reden inne und machte große Augen.

»Sondern *was?* Was ist? Los. Sag‘ schon, Herzen.«

Enya griff mit zittrigen Fingern zu der Schatulle, und zog einen zusammengefalteten Zettel heraus, der zwischen der Kante der Schatulle und dem Einlage-Kissen mit den Vertiefungen steckte. Lediglich die Ecke des Papiers war es, die Enya erspähte, da sie ein klein wenig herausgeragt hatte.

Sie entfaltete den Zettel und las, was darauf in handschriftlich erstellten Lettern geschrieben stand. Dann wurde sie plötzlich kreidebleich im Gesicht, da sie bis jetzt stark an der Echtheit der großen intensiv-farbigen Steine gezweifelt hatte. Ihre Hand zitterte immer noch und diesmal verschlug es ihr wirklich die Sprache. Genau deswegen las Bri den zu Boden gefallenen Zettel auf und murmelte für sich, was darauf geschrieben stand

»Für Auktion 8. Dezember – ohne Zertifikate, da Herkunft in allen Fällen per Briefverkehr belegt. 12 Smaragde – Kolumbien – Muzo - Coscuez-Mine - Patrone Miguel Muzo vormals Regierungsbesitz, 12 Rubine – Sri Lanka – Privatbesitz Muhammed Khan Al Jahara - Nawab von Madras – vormaliger Besitz katarische Herrscherfamilie, 10 Saphire – Sri Lanka – Juwelenfelder von Ratnadeepa – Sultan Ahmed aus dem Nachlass König Salomons, 2 Padparadschas – Sri Lanka – Prinzessin Akira Pinnewalla – vormals Singhalesi-

sche Gesellschaft für Edelsteingewinnung - Edelsteingesellschaft Pelmadulla – Ratnadeepa, 36 Diamanten – Golkonda - Indien - private Kollektion des Maharadschas von Jaipur und der Maharani von Jaipur - siehe Kennzeichnung der drei rosafarbenen Diamanten per beigefügter Nadel an der Polsterung.«

Bri nahm das Einlagekissen samt den Steinen aus der Schatulle und was sie auf dem Boden der Schatulle erblickte, waren die besagten Briefe – Briefe der Eigentümer, die beim Verkauf als Beleg für die Echtheit dienten. Zugleich waren es Beweisstücke, dass einem die Steine, die man verkaufen wollte, auch wirklich gehörten.

Brianna drehte den Kopf zu Enya, die immer noch wie versteinert in die Ferne glotzte.

»Siehst du, Herzchen? Was hab‘ ich dir gesagt? Da haben wir‘ s ... wir beide zusammen sind ab heute reicher als die Königin von England ...«

»...«

»Hallo ... ist da jemand? Herzchen! Aufwachen!«

»Sorry ... ich ... ich glaub‘, mir hat es zum ersten Mal in meinem Leben komplett die Sprache verschlagen. Ich ... ich meine so richtig ...«

»Das kann ich gut versteh‘n.«

»Wir ... wir können diesen Schatz unmöglich behalten.«

»Doch, Herzchen. Können wir. Weißt du, warum?«

»Nein. Warum?«

»Weil nicht *wir* ihn geklaut haben, sondern der kleine flinke Spinner, der für die Polizei unauffindbar ist, weil er aussieht wie ein faules Ei unter tausenden. Keine Ahnung, Herzchen, warum wir plötzlich eine dermaßen fette Glückssträhne haben. Weißt du was? Ich ... aaah ... Scheiße ... ich hatte gerade eben eine Art Glücks-Orgasmus. Keine Ahnung, wie es dazu kommen konnte. Ich meine nicht den Kollaps meiner Möse, sondern den phänomenalen Zufall. Der gerissene Knirps muss einen steinreichen Sammler beklaut haben und genau deswegen werd' ich ihn mir noch mal vorknöpfen.«

Gesagt, getan. Brianna klemmte die Schenkel zusammen, richtete sich auf und ging schnurstracks und erhobenen Hauptes zu dem Gefangenen, dessen Kopf vor lauter Schmach, Zorn und Schmerzen zu platzen drohte. Sie löste die Handschellen, entfernte den Knebel, und packte ihn wieder brutal am Schopf. Dann klemmte sie seinen Hals in einer Art zwischen die Schenkel, dass er ihr mit großen verheulten Augen geradewegs von unten auf die Brüste und in das gesenkte Gesicht starren musste, und dann schnarrte sie mit herrischer Stimme:

»Los, Kleiner! Raus mit der Sprache! Wo, zum Henker, hast du die sündhaft teuren Sachen her?!«

Da er nicht sofort antwortete, drückte sie die Schenkel so fest zusammen, dass er beinahe erstickte.

»Zweiter Versuch! Ich und meine Freundin, die du meinetwegen gerne auch als meine Komplizin bezeichnen kannst, wollen keine unliebsamen Überraschungen erleben, und genau deshalb wollen wir wissen, wo und wie du zugeschlagen hast! So schlau bist du auch wieder nicht, dass ich ohne Wenn und Aber den Titel ›König der Diebe‹ an dich vergebe!« Sie lockerte großmütig die Schenkelklemme, damit er antworten konnte.

»In ... in Melbourne, Ma'am ... in einem Waffengeschäft ... nachts ... und bei einem stinkreichen Juwelier, dessen Bruder ein Auktionshaus geleitet hat – in London! Er wurde aber verhaftet – ich meine den Auktionator - hat groß in den englischen Zeitungen gestanden, Ma'am ... weil er selber alles geklaut hatte! Und ich hab' eben - ohne es zu wissen - den alten Knacker beklaut ... ich meine, seinen Bruder, der alles für ihn aufbewahrte ... am späten Nachmittag war's ...«

»Nette Geschichte, Kleiner. Ich meine die Sache mit dem dreisten Coup des Auktionators, samt dem Außer-Landes-Bringen der Steine, aber leider ein wenig zu weit hergeholt!«

»Is‘ aber wahr, Ma‘am! Ich schwör‘s! So schnell wie ich in den Tresor gegriffen hab‘, konnte er nicht mal über seine verrutschte Brille gucken ... kurz bevor er den großen eisernen Schrank verschließen wollte. Ich such mir immer nur die größten und teuersten Läden aus. Seltsamerweise war es zehnmal einfacher, die Uhren, den Schmuck und die Edelsteine zu klauen, als an die Pistolen ranzukommen! Der schlaue Mann in dem Waffenladen, wo ich die schicken Dinger im Schaufenster sah, erwischte mich beinahe, als ich die kleine Kiste packte und weggrannte. Der Mann im Juwelierladen hingegen war alt, krank und obendrein strohdumm! Er hustete die ganze Zeit und war von Haus aus totenbleich im Gesicht – nicht erst, als ich mich mit den geklauten Sachen vom Acker machte. Alt und schwach war er. Jawohl. Darum hab‘ mich einfach unter all den Leuten rein geschlichen, mich bis zum Abend im Tresorraum versteckt, und als er zum zweiten Mal kam, um den offen gelassenen Tresor zu füllen, bin ich durch seine dünnen Beine gekrochen, nein gehechtet, und zur Tür hinausgerannt.«

»Und wie bist du aus dem geschlossenen Geschäft samt Beute raus gekommen?«

»Ich hab‘ im Laufen einfach ein paar Möbelstücke umgeworfen, und deshalb hatte ich jede Menge Zeit, den Schlüssel umzudrehen und ins Freie zu rennen. Danach hab‘ ich das nächstbeste Fahr-

rad geklaut, und bis er die Polizei geholt hatte, war ich längst über alle Berge!«

»Hat er dein Gesicht gesehen oder bist du unerkannt entkommen?«

»Klar hat er mein Gesicht gesehen, Ma'am, aber weil ich es immer mit einen rußigen Korken verschmiere, konnte er nicht viel damit anfangen ... gleich wie der Mann im Waffenladen und alle anderen, die ich bisher beklaut hab'!«

»Quatsch mit Soße, Kleiner! Mit Ruß im Gesicht hätte der Mann im Waffengeschäft sofort Lunte gerochen!«

»Sorry ... ich hab' vergessen, zu sagen, dass ich damals, gleich wie Sie, eine Brille getragen habe ... 'ne Brille, 'ne Mütze und 'ne geklaute Zahnsperre.«

»Du hast eine *Zahnsperre* getragen?«

»Ja ... weil ich damit aussehe wie ein Backenhörnchen. Außerdem hab' ich ein Kissen unter mein Hemd geschoben, damit ich dicker aussah, obwohl man mit einem Kissen nicht so schnell rennen kann.«

Bri gab Enya einen Wink, im Schrank nachzusehen, und tatsächlich war es so, dass Enya, mal abgesehen von der Mütze, die er auch heute getragen hatte, das kleine Kissen, die Zahnsperre und die Brille fand. Sie zeigte die drei Gegenstände ihrer Freundin, indem sie alles in die Luft hielt, da-

mit Brianna sehen konnte, dass er nicht gelogen hatte.

»Soll das heißen, du bist kein Taschendieb, sondern so was wie ein *Einbrecherkönig*?«

»Bezeichnen Sie's, wie Sie wollen, Ma'am, aber ich schwöre, dass ich damit aufgehört hätte, wenn ...«

»Vorsicht, Kleiner! Gib acht, was du sagst!«

»Na schön. Ich bin auch ein ganz passabler Taschendieb, und bestimmt hätte ich mit beidem weitergemacht, weil man die teuren Steine bestenfalls in Amerika verkaufen kann, ohne deswegen aufzuliegen. Genau das hatte ich auch vor ... in den nächsten drei Wochen, aber weil Sie aufgekreuzt sind, ist alles im Eimer.«

»Du wolltest dich diesmal auf ein Schiff schleichen, das nach Amerika fährt?!«

»Ja, Ma'am, weil mir Sydney zu heiß geworden ist.«

»Das kann ich mir gut vorstellen. Und wie ist das mit deinem Freund, von dem du sagtest, er hätte die Nase voll gehabt?«

»Er wohnte bloß ein paar Tage bei mir, wusste aber nichts von der Sache mit dem Juwelier ... und er wird es auch nie wissen, weil er zu feige war, um bei den Ladendiebstählen mitzumachen ... Ehrlich. Außerdem war er ein Idiot, weil er aus dem Fenster gesprungen und die Feuerleiter runtergeklettert ist, bloß weil die Polizei nebenan eine

Bande ausgehoben hat. Später, als er wieder vor der Tür stand, hab' ich ihm seine Klamotten vor die Füße geworfen und ihm gesagt, dass er sich 'ne eigene Bude suchen soll.«

Brianna und Enya warfen sich viel sagende Blicke zu, bevor die Blondine fortfuhr.

»Alles klar und alle Achtung, Kleiner, denn das bedeutet; dir sitzt lediglich eine im Dunkeln tappende Polizei im Nacken, aber keiner dieser Verbrecherkönige, die kurzen Prozess machen, wenn sie einen zu fassen kriegen. Und nun hör gut zu, du flinke Ratte, denn zuerst verrate ich dir zwei gute Neuigkeiten und danach ein schlechte. Wahrscheinlich haben sie die Suche nach dir längst aufgegeben, weil du dich im Tresorraum schlauerweise wie ein Rauchfangkehrer bemalt hast, und weil du ohnehin ein Allerweltsgesicht hast, und da ich aufgrund des beachtlichen Wertes der Sachen davon ausgehe, dass du uns nun alle Verstecke verraten hast, lassen wir dich für heute in Frieden. So, das waren die zwei guten Nachrichten und nun kommt die schlechte, die du dir besonders gut hinter die ungewaschenen Ohren schreiben solltest. Solltest du jemals jemandem auch nur ein Sterbenswörtchen darüber erzählen, dass wir beide es waren, die dir das Geld, den Schmuck, die Taschenuhren, die Edelsteine und die sechs Pistolen abgeknöpft haben, bezeichnen wir dich als Lügner, bevor du von uns abermals eingefangen

und auf bestialische Art und Weise gefoltert wirst. Und danach, wenn genau deswegen nur mehr ein Häuflein Elend von dir übrig geblieben ist, stechen wir dich ab wie eine kleine, verlogene und in den Arsch gefickte Sau. Sei versichert, dass wir diese Drohung – inklusive Arschficken - im Fall des Falles verwirklichen, denn einer diebischen Elster, wie dir, trauert kein Schwein nach. Niemand wird sich daran stoßen, wenn wir dir zur Strafe für den Verrat den Schwanz und die Eier abschneiden, dich von oben bis unten mit einem langen Schlachtmesser aufschlitzen, aus lauter Zorn deine Gedärme aus dem Bauch quellen lassen, und dich irgendwo im Outback verscharren. Du wirst auf jeden Fall dicht halten, und zwar so dicht, dass du es nicht mal unseren beiden Freundinnen erzählen wirst, die dich morgen verhören werden. Sie werden dir gewiss dieselben Fragen stellen, doch du wirst brav und artig die Schnauze halten, denn tust du es nicht, bist du die längste Zeit gewesen. In dem Keller, wo dich die beiden Frauen befragen werden, keinen verräterischen Kommentar abzugeben, wird zwar nicht leicht werden für dich, weil sie dich noch härter rannehmen werden, wie wir es getan haben, doch das ist uns beiden scheißegal. Ist das bei dir angekommen oder sollen wir dich noch mal gründlich in die Mangel nehmen, damit du uns die Ernsthaftigkeit dieser Drohung abkaufst?«

Da sich der Junge angesichts der strengen Domina, die ihn mit Blicken durchdrang und deren Stirn nun tiefe Runzeln aufwies, beeilte, bei gelockerten Schenkeln mehrmals zu nicken, und »keine Angst, Ma'am ... ich werd' die Klappe halten – ich schwör's« zu sagen, sagte Bri:

»Gut so, Kleiner. Langsam aber sicher scheinst du so zu funktionieren, wie wir uns das vorstellen. Ach ja; noch etwas. Was ich gesagt habe, gilt für die Zeit nach deiner Gefangenschaft, aber noch mehr für die Zeit, in der wir dir in die Fresse schießen, dir noch mal den Arsch versohlen, dich anpissen, auspeitschen, und dich so oft wie möglich in den Arsch ficken werden, denn nur zu deiner Information; meine Freundin, ich, und die zwei besagten Folterhexen, die ebenfalls eine extrem sadistische Ader haben, werden dich nicht eher laufen lassen, bis du hoch und heilig schwörst, in Zukunft ein ehrbares Leben zu führen.«

Sie knebelte ihn wieder, fixierte ihn wieder auf dem Bett, und wandte sich im Abwenden und Weggehen ihrer Komplizin zu:

»Komm ... lass uns seine verlausten Sachen zusammen kramen und danach verfrachten wir den kleinen Langfinger, wie besprochen, in den Wagen.«

Enya staunte immer noch über alle Maßen, was die Verstecke und den Raubzug als solchen an-

ging, denn der gute Instinkt ihrer Freundin war schwer zu überbieten. Dass der Junge ein richtiger kleiner Verbrecher war, war nun so gut wie amtlich. Die Blondine hatte den Nagel aufgrund ihres guten Instinkts auf den Kopf getroffen und deshalb machten sich sie und Enya daran, die Schätze einzupacken und jene Dinge zusammen zu kramen, die ihr Gefangener mitgenommen hätte, wenn er Hals über Kopf hätte verduften müssen. Das waren nur wenige Sachen, da weder Bilder noch Dokumente vorhanden waren. Lediglich sein Seesack und ein paar Klamotten waren einzupacken. Sie fanden sogar ein paar Lebensmittel, wie beispielsweise Kekse, Brot, Speck, Eier und Wurst, und gönnten dem Knaben demzufolge eine Trink- und Essenspause, mit der Drohung im Hintergrund, ihm alles Mögliche anzutun, wenn er auch nur einen einzigen Mucks von sich gab. Mit den Füßen an das Bett gefesselt, aß und trank er manierlich auf seiner Schlafstätte und wurde dabei von einer attraktiven »Schwarzhaarigen mit Brille« und einer »jungen blonden Brillenträgerin« belauert. Sowie er seinen Hunger und seinen Durst gestillt hatte, wurde er von der jungen Blondine unter der Anleitung der Vollbusigen in der alten Stellung gefesselt und geknebelt.

»Hör gefälligst auf zu zappeln!« schnarrte Enya nervös, denn ihr Nervenkostüm hatte mittlerweile ein paar ansehnliche Risse bekommen.

Brianna gewährte es, marschierte mit zwei großen Schritten zu ihm und ließ ihm ein paar ordentliche Schellen zukommen.

»Das war für dein ungebührliches Betragen! Aber keine Angst, Keiner! Das werden wir dir dort, wo wir dich hinbringen, schnell abgewöhnen! Ich versichere dir, dass die beiden großärtschigen Hexen, von denen ich vorhin gesprochen habe, um ein vielfaches strenger sind, als wir, denn sowohl die eine als auch die andere hasst kleine faule Herumtreiber, die jede Menge gestohlenes Geld und Gut bei sich haben! Parierst du nicht in Sekundenschnelle, werden dich die beiden Dominas so lange quälen, bis du uns Vieren die Scheiße – täglich um dieselbe Zeit - freiwillig aus dem Arsch frisst!«

Da Enya sie groß anstarrte, ging Bri zu ihr und fragte leise:

»Was ist? Warum siehst du mich so an?«

Enya rückte leise mit etwas heraus, das ihr Unbehagen zu bereiten schien.

»Mal ehrlich, Satanella. Findest du nicht auch, dass wir ihn nicht nur wie den letzten Dreck, sondern darüber hinaus äußerst unfair behandeln? Zuerst versprichst du ihm, du würdest ihn ficken, dann klauen wir ihm die ganze Beute, und wenn wir ihn entführen, wird er von vier Dominas in die Mangel genommen.«

Brianna runzelte die Stirn und sagte;

»Das ist richtig, und jetzt, nachdem du es auf's Tablett gebracht hast, seh' ich das auch so. Ich könnte, damit wir uns besser fühlen, mein Versprechen einlösen.«

»Das würde dir wirklich nichts ausmachen?«

»Nö, aber wenn er es wagt, auch nur eine Sekunde den Kopf zu heben, während ich seinen Schwanz wasche und es ihm gründlich besorge, rei ich ihm büschelweise die Haare aus.«

»Wenn das so ist, wäre ich dafür, dass du ihn zumindest beglückst, denn das hätte zudem zwei Vorteile. Erstens hätten wir die Zeit bis zur völligen Dunkelheit optimal genutzt, und zweitens wäre er mit hoher Wahrscheinlichkeit bei der Fahrt hundemüde, sodass er schlafen würde.«

Brianna nickte zustimmend.

»Ja. Du hast recht, aber zuerst helfe ich dir, den restlichen Kram zusammenzupacken.«

»Danke. Damit komm' ich alleine klar. Soll ich ins Nebenzimmer geh'n, während du dein Versprechen einlöst?« fragte Enya.

»Das kannst du halten, wie du willst, Herzchen. Von mir aus kannst du auch gerne dabei zuseh'n, denn dabei könntest du ebenfalls was lernen.

Brianna ging zum Schrank, suchte einen Waschlappen heraus, machte den Lappen an der Waschkommode feucht, und stöckelte zurück zum Bett, wo Billy Watson lag und große Augen machte.

Dazu hatte er auch einen guten Grund, denn die vollbusige Hure sagte:

»Aufgepasst, Kleiner. Damit du nicht glaubst, wir wären Fleisch gewordene Teufelinnen, werde ich dich nun wie versprochen entjungfern, zureiten, oder was auch immer. Jedenfalls steck‘ ich deinen steifen Schwanz dort rein, wo er später mal regelmäßig hingehört. Und nun, Kopf runter!«

Da er nur dumm glotzte, anstatt dem Befehl nachzukommen, wurde die Hure zornig.

»Was starrst du mich so an?! Ich sagte Kopf runter und nicht Kopf heben!« fauchte sie ihn an, da er es gewagt hatte, sich dem Befehl zu widersetzen. Sie löste seine Fesseln und danach landete sein Kopf zur Strafe wieder zwischen ihren heißen breiten Schenkeln, denn in dieser Position konnte sie ihm mühelos ein Bündel Haare vom Kopf reißen. Das tat sie dann auch prompt, damit er wusste, dass ihre Drohungen Hand und Fuß hatten.

Er heulte wieder wie ein Schlosshund, doch er hielt aufgrund einer Eingebung inne. Hatte er es bis jetzt nicht gewahrt, so überkam es ihn gerade eben wie der Blitz aus heiterem Himmel. Was wollten die beiden Peinigerinnen mit ihrer »Zucker-Peitsche-Methode«? Sie wollten zwei Dinge. Erstens wollten sie einen Mann aus ihm machen, weshalb sie es hassten, wenn er heulte, und zweitens hassten sie nichts mehr, als Lügen und Ungerechtigkeit. Konnte es wirklich sein? Wollten die

beiden Huren wirklich einen »ehrlichen« Jungen aus ihm machen, der »aufrecht« durchs Leben ging? Selbst die streng dreinschauende Peinigerin, die sich Meggie nannte, schien mitbekommen zu haben, dass er - mit dem Kopf zwischen zwei Schenkeln eingeklemmt - sein Hirnschmalz anstrengte, und wie zur Bestätigung sagte sie:

»Hätten wir dich nicht dazu zwingen müssen, ein paar deiner Verstecke zu verraten, hätte ich beinahe angenommen, deine spontane Grübelelei wäre ein erster Schritt zur Besserung!«

Brianna holte ihn aus dem heißen Schenkel-Schraubstock, legte ihn auf das Bett, und nachdem sie sich wie eine Reiterin auf ihn gesetzt hatte, fesselte sie ihn wieder ans Bett. Da er diesmal brav den Kopf gesenkt hielt, überprüfte sie lediglich den Sitz des Knebels und machte sich an das lustvolle Werk.

Schnell war sein Penis gewaschen und danach zog die attraktive Hure ein abwechslungsreiches Programm mit ihm durch. Zuerst hockte sie sich mit der großen nackten Pflaume extrem ordinär auf seine Nase und ritt auf seinem Gesicht, bis es ihr kam. Dann lutschte und wichste sie sein aufgerichtetes Glied noch steifer, da sie ihn, wie versprochen, total versaut bis hin zu »abartig« fickte. Sein Penis landete abwechselnd in Briannas Möse, in Briannas Mund, und in Briannas Arschloch, begleitet von frivolen Kraftausdrücken, und

Enyas Plan entsprechend brachte ihn die Hure mit drohend geschnarrten Worten wie »Spritz endlich, du mickrige Ficksau, oder ich schieß dir gleich jetzt zur Strafe für deine Frechheiten ins Maul!« so oft zum spritzen, bis es draußen stockdunkel war, und er sich vor lauter Melksyndromen und Schwindelgefühlen nicht mehr allein auf den Beinen halten konnte.

Der wichtige Rest funktionierte ob der geharnischten Drohung wieder wie am Schnürchen, zumal Brianna ihn von jetzt an in Ruhe ließ. Sowie sie die letzten Gegenstände in den Seesack des Jungen und in ihre Taschen gepackt oder gestopft hatten, wickelten sie den gefesselten und geknebelten König der Diebe (so lautete der Spottname, den er von Brianna nun tatsächlich bekommen hatte) in einen Teppich, und als nächstes mussten sich die zwei Entführerinnen dessen versichern, dass niemand mitbekommen hatte, was sich zuge tragen hatte, bzw. was sie noch vorhatten. Danach machten sie sich leise und unerkant aus dem Staub.

Nie mehr würde Enya den Ausdruck in seinen Augen vergessen, der nicht nur Worte sondern ganze Sätze gesprochen hatte. Nehmt das ganze Zeug und verschwindet, aber bitte lasst mich endlich in Frieden. Bitte lasst mich hierbleiben, damit ich mich von diesem Schock, diesen körperlichen

Strapazen, und diesen seelischen Qualen erholen kann.

Wenn er wirklich glaubte, die zwei zielorientierten Räuberinnen würden seinem unausgesprochenen Willen Folge leisten, hatte er sich geschnitten, denn selbst Enya wusste; Mitleid war in diesem Fall fehl am Platz. In Ermangelung eben dessen, wurden dem gefesselten und geknebelten Jungen die Augen verbunden, und nachdem er wie ein gewöhnlicher länglicher Gegenstand in den dünnen Teppich gewickelt war, wurde er leise und unauffällig abtransportiert und in das schicke Auto verfrachtet, das ihm so gut gefallen hatte. Der schwarzhaarigen Räuberin kam dabei ihre Größe, ihr Gewicht, und die geringe Größe des Jungen zu Hilfe. Die Blondine wiederum profitierte nur von seiner kleinen Gestalt, doch in Summe reichte es, um ihn im Schutz der Dunkelheit problemlos abtransportieren zu können. Ob ihm das schwarze Auto jetzt auch noch so gut gefiel, war dahingestellt, denn ebendieses brachte ihn an einen versteckten Ort, wo ihm niemand helfen oder beistehen konnte, wenn er wegen Enya abermals doppelt und dreifach in die Mangel genommen wurde.

Enya und Brianna waren, um es offen zu sagen, am Ende wie Ninja- Kriegerinnen vorgegangen.

Sie beförderten das verschnürte Paket im Schutz der Dunkelheit, sich teils auf leisen Sohlen und

teils auf Zehenspitzen bewegend, in das Auto. Danach starteten sie ungesehen und unbemerkt los, und drei Stunden später hockte Enyas wimmerner Sklave splitterfasernackt in einem kleinen engen Eisenkäfig, der von Fenia mittels einer nicht minder stabilen Kette aus Gründen der Sicherheit bis an die Decke gezogen wurde. Den schlafenden Jungen hatten Fenia und Bri zu später Stunde in den Keller getragen und Enya hatte beim Auto Wache geschoben. Im Verlies angekommen, hatten ihm die zwei Huren die Augenbinde abgenommen, doch Fenia hatte Enyas geknebeltem und wach-geohrfeigtem Übungsobjekt in üblicher Manner seiner Kleidung beraubt, es erneut gefesselt und den traumatisierten Knirps erbarmungslos in den Käfig gesteckt.

»Aufwachen, du diebischer Faulpelz, und rein in den Käfig, wo verschlafene Knirpse, wie du, hingehören! Dass du im Auto wie ein Murmeltier gepennt hasst, sei dir ausnahmsweise verzieh'n, doch hier, in unserem Folterkeller wird nur dann geschlafen, wenn wir es dir nach einer Züchtigung oder nach der abendlichen Visite gestatten! Und gleich vorweg! Auch die Visite kann von A, wie Arschficken, bis Z, wie Zähne einschlagen alles beinhalten! Verstanden?!«

Fenia befreite ihn von dem Knebel, damit er antworten konnte. Da er zögerte, weil er diese brünette, attraktive und vollbusige Hexe noch nie ge-

sehen hatte, sperrte sie die Käfigtür wieder auf, packte ihn brutal am Schopf und zerrte ihn an den Haaren heraus.

»Antworte gefälligst, anstatt auf meine Titten und auf meinen fetten Pferdearsch zu glotzen, du diebische kleine Ficksau! Ich will wissen, ob du verstanden hast, dass wir hier unten alles mit dir machen können, was uns gefällt, wenn du uns nicht wie ein dressiertes Hündchen gehorchst!«

»Ja, Ma'am!«

»Schon besser, Kleiner! Na warte! Morgen wirst du genug Gelegenheit haben, meinen großen nackten Hintern und den meiner Freundin aus einer Perspektive zu bestaunen, die dir buchstäblich den Atem rauben wird! Du kannst von Glück sprechen, wenn du die Tortur, die dir unter unseren Ärschen zuteil wird, überstehst!

Fenia gab ihm diesmal per Stiefelritten zu verstehen, dass der Käfig ab sofort für unbestimmte Zeit sein neues Zuhause war, und Enya, die nun verstohlen beim Türspalt herein lugte, lernte deswegen an diesem ereignisreichen Tag noch mehr.

»Nächster Versuch! Los! Rein mit dir in den Käfig, wo Diebe und Ausreißer, wie du, hingehören! Und zwar so lange, wie deine Erzieherinnen Lust haben, neue Kackrekorde aufzustellen! Und wie gesagt! Beim nächsten Mal, wenn ich komme, werde ich extra für dich eine fettärschige Freundin mitbringen, damit du zwischen deren Monster-

Arschbacken Rotz und Wasser heulen kannst! Zugegeben; auf Freiheit darfst du hoffen, aber jedenfalls wirst du so lange hier bleiben, bis du uns täglich zu selben Zeit auf Händen und Knien anbetelst, die Scheiße aus unseren Ärschen fressen zu dürfen! Merk dir das, du kleine Kanaille!

Brianna, die sich im Gehen zu Enya gesellt hatte, wollte bereits die schwere eiserne Tür von außen schließen, doch Enya hielt inne und meinte:

»Hast du das auch gehört?«

»Nein. Was denn?«

Da Enya stocksteif dastand und lauschte, blieb Brianna ebenfalls auf der Treppe stehen, denn beide waren neugierig, was Fenias vorhatte.

Fenias großrädrige Sporen klimperten in schneller Folge und ihre Absätze – dieses rasche aufeinander folgende »Klock ... Klock ... Klock« waren zu hören, als ginge sie schnellen Schrittes zum Käfig. Dann hörte man das Angstgeschrei des Jungen, das Knarren und Quietschen der Käfigtür, ein paar lauter werdende Klatschgeräusche wegen der heftigen Ohrfeigen, und die typischen Geräusche einer rasselnden Kette, an die sie ihn wahrscheinlich fesselte, bevor sie ihn an den Beinen auf halbe Höhe des Raumes zog, damit er direkt vor ihr frei im Raum baumelte. Sein Geschrei endete schlagartig, was darauf hindeutete, dass sie ihn brutal geknebelt hatte, und danach ertönte so gut wie pausenlos das Knallen einer Peitsche und

das unterdrückte Geschrei des gefesselten und geknebelten Jungen.

»Wart‘ mal kurz« sagte Brianna. »ich muss noch mal zurück stiefeln, damit sie in ihrem Temperamentsausbruch seine Lebenskerze nicht auspustet.«

Enya missachtete ihre Bitte und folgte ihr, und als Brianna die Tür öffnete, sah Enya, dass der Knabe bereits wie leblos mit dem Kopf nach unten von der Decke hing.«

»Keine Angst, Bri! Der tückische kleine Bastard stellt sich nur ohnmächtig, damit ich aufhöre, ihn zu schlagen! Aber da hat er sich geschnitten!« lautete Fenias hastig zugerufene Information, bevor sie mit der Tortur fort fuhr. Sie schlug ihn wieder mit einer langen schwarzen Bullenpeitsche und tatsächlich war es so, dass er sich nur tot oder ohnmächtig gestellt hatte. Er zappelte wieder und schrie dumpf in das schwarze zusammengeknüllte Höschen, dass Fenia ausgezogen und ihm in den Mund gestopft hatte.

»Was hat er zu dir gesagt, dass du so ausgerastet bist?!« wollte Bri wissen, und schaffte es auf diese Weise, dass Fenia kurz innehielt.

»Die kleine unbelehrbare Ratte nannte mich, gerade als ich mich von ihr abwenden wollte, und obwohl sie vor lauter Heulen fast keinen Ton rausbrachte, eine grausame Hexe!«

»Tja ... selber schuld« sagte Bri an Enya gerichtet, während der Knabe wieder von Fenia nach Strich und Faden verdrochen wurde.

»Was für ein Idiot. Jetzt wird sie ihn erst recht fertig machen. Wenn ich morgen Nachmittag zurückkomme, werde ich alle Hände voll zu tun haben, ihn aufzupäppeln, damit er wieder einigermaßen auf die Beine kommt« sagte Brianna zu ihrer blutjungen Begleiterin, als sie die Tür des Kellers von außen schlossen.

Als Enya und Brianna die steile Treppe hochstiegen, hörten sie noch etliche Klatschgeräusche, die von Ohrfeigen herrührten, und Fenias leiser werdendes Gebrüll.

»Na warte, du diebische Elster! Durch die Gegend zu stolchen, dich in Bordellen rumzutreiben, und dabei Ausschau nach Opfern zu halten werden wir dir schnell abgewöhnen! Wäre doch gelacht, wenn wir es nicht schaffen, dich zu einer anständigen kleinen Sklavensau zu erzieh'n! Schon bald wirst du jede einzelne von uns anbeteln, die Herrinnen-Scheiße aus dem Arsch fressen zu dürfen! Da verspreche ich dir! Du elender Knirps! Du kleiner, aus dem Arsch deiner Mutter geschissener Dreikäsehoch! Ersäufen sollte man dich wie eine Kanalratte!«

»Sollten wir nicht lieber hier bleiben bevor sie ihn noch umbringt?« fragte Enya leise und beklommen.

»Wieso? Zugegeben; sie nimmt ihn verdammt hart ran, aber nebenbei tut sie ihm was Gutes. Findest du nicht auch, dass wir ihn so lange und so hart, wie wir es selber ertragen, quälen sollten, damit sich der ganze Aufwand lohnt? Denk‘ doch; dieser gewitzte Halunke würde sogar den Papst beklaunen, wenn er die Gelegenheit dazu bekäme. Würden wir ihn jetzt freilassen, wäre sein langjähriger Gefängnisaufenthalt vorprogrammiert. Außerdem halte ich jede Wette, dass er trotz meiner Drohung mit dem Gedanken spielt, uns den Schatz wieder abzujagen, denn so eine fette Beute gibt es ansonsten nirgendwo zu holen.«

Enya überlegte und runzelte dabei die Stirn.

»Ja. Das könnte sein.«

»Eben. Also wäre es besser, wenn du in den ersten Tagen wegsiehst und dir die Ohren zuhältst, denn ob du es glaubst oder nicht; Fen übertreibt es absichtlich mit den üblen Beschimpfungen, weiß aber haargenau, was sie tut und wie weit sie gehen kann.«

»Wirklich?«

»Ja, Herzchen. Ich schwör‘s. Sie hat zwar ein Wahnsinns-Temperament, weil sie bei ihrer Ziehmutter in Spanien aufgewachsen ist, doch noch hat sie keinen Grund, ihn wie Schlachtvieh zu massakrieren. Wenn jemand einen Grund hätte, ihn zu beseitigen, dann wir, doch ich dachte mir, wenn du das Risiko auf dich nimmst, ihm nach

der Aktion die Freiheit zu schenken, tue ich das auch.«

»Und ihr seid euch wirklich sicher, dass niemand Verdacht geschöpft hat?« fragte Fenia eine halbe Stunde später zum dritten Mal in ihrem Wohnsalon. Sie freute sich sichtlich über die ersten guten Ansätze des neuen »Geschäftszweiges«, konnte aber immer noch nicht glauben, dass alles so perfekt geklappt hatte.

»Ja. Ich hab‘ es genau so gemacht, wie du es mir erklärt hast. Ich hab‘ den Lockvogel gespielt, sein Vertrauen gewonnen, ihn in einer schwer einsehbaren Ecke in ein Gespräch verwickelt, und danach haben wir ihn unter Einsatz unserer weiblichen Waffen überwältigt. Ihn zu entführen, war nicht allzu schwer. Enya hat seine Arme festgehalten, ich habe seinen Kopf zwischen meine Schenkel geklemmt, und dabei haben wir ihm so rasch wie möglich die Handschellen und den Enyas Höschen als Knebel angelegt« log Brianna absichtlich zu Enyas Gunsten.

»Hatte er noch Gelegenheit, zu schreien, bevor ihr ihm das Maul mit Enyas Höschen gestopft habt?«

»Nein, weil er beim Anblick von Enyas nacktem Hintern und ihrer weit auseinanderklaffenden Fotze dermaßen überrascht war, dass ihm die Spucke samt Atemluft wegblieb. Ich hielt ihn vorsorglich am Arm fest, damit alles noch schneller vonstatten

gehen konnte, und als er gefesselt und geknebelt am Boden lag, holte ich das Auto, um das schockierte Paket auf die Rückbank zu verfrachten. Enya stellte den weinenden Knirps auf der Fahrt ruhig, indem sie sich einfach so schwer wie möglich mit nacktem Arsch auf sein Gesicht setzte und sein Köpfchen unter ihrem Rock zwischen den strammen Arschbacken verschwinden ließ, und als wir ankamen, und ihn wieder in die Teppichrolle hineinschoben, waren wir heilfroh, dass wir endlich etwas zu trinken bekamen. Kein Wunder, denn wir haben in seiner Wohnung nur das Allernötigste angerührt, damit es beim Verlassen so aussah, als wäre er allein gewesen, bevor er türmte.«

»Gut gemacht« sagte Fen, da Brianna und Enya ihr Erlebnis nun wirklich bis in das kleinste Detail geschildert und ein wenig ausgeschmückt hatten. Dass der Junge trotz seines Alters lediglich die Größe und das Gewicht eines Zehnjährigen hatte, störte auch sie nicht. Wichtig war; dass sie daran verdiente und dass Bri nicht schmollte. Oh nein. Dass Brianna schmollte, darüber musste sie sich nun wirklich keine Sorgen machen, denn den wichtigsten Teil der Geschichte hatten Bri und Enya in perfekter Manier ausgeklammert.

Beinahe hundert Prozent der sagenhaften Beute lagen gottlob immer noch zu zwei gleich großen Teilen in Enyas und Briannas Wohnung, als Bri-

anna nach Mitternacht ihr Auto vor Mrs. Devines Küchenfenster parkte und streng darauf achtete, dass kein verräterischer Gegenstand im Daimler zurückblieb.

\*\*\*

Enya – anfangs äußerst skeptisch - freute sich nun doppelt und dreifach über die fette und einfach erzielte Beute, denn wenn sie die 36 großen geschliffenen Edelsteine, den vielen Gold- und Silberschmuck, die goldenen und silbernen Uhren, die exquisiten Faustfeuerwaffen, und den Wert der 13 großen Goldbarren in Betracht zog, waren sie und das Baby, das sie sich von Cedric erhoffte, in finanzieller Hinsicht bis an ihr Lebensende abgesichert. Allein ein einziger der großen Diamanten war mehr wert, als Valopo samt Viehbestand, also konnte sie, falls alle Stricke rissen, mit Leichtigkeit Valopo kaufen. Enya konnte immer noch nicht glauben, dass sie und Brianna vermutlich die reichsten Frauen Australiens waren, aber zwanzig bis dreißig Jahre auf dem Reichtum hocken bleiben mussten. Brianna schaffte es später sogar, unauffällig einen Zeitungsartikel über den dreisten Diebstahl des Auktionators aufzutreiben, und deshalb war ab diesem Zeitpunkt gesichert, dass es sich tatsächlich um echte Edelsteine handelte. Dumm war, wie gesagt, nur, dass Enya sich, was

die Edelsteine und die Pistolen anging, laut Bri, mindestens die nächsten dreißig Jahre gedulden und so verhalten musste, als wäre ihnen der Schatz nicht in die Hände gefallen. Die überaus zweckmäßigen Pistolen wollte Enya ohnehin behalten, um sich unterwegs vor Angriffen schützen zu können, und selbst die golgenen Springdeckeluhren fanden später zuhause ihre Verwendung als teure Geschenke, doch die Aufbewahrung und Verwendung der Edelsteine war und blieb für lange Zeit ein echtes Problem. Was sich als besonders schwierig erwies, war; hier in Sydney, in der kleinen Wohnung ein gutes Versteck zu finden. Gewiss war es so, dass kein Mensch auch nur annähernd daran dachte, in Enyas oder Briannas schlicht ausgestattete Bleibe einzubrechen, und dennoch wagte sich Enya am nächsten Tag keine drei Schritte aus der Wohnung, ohne wieder umzukehren und ein paar Mal nachdenklich und mit auf dem Rücken verschränkten Händen in der Küche im Kreis zu gehen. Gleich wie Billy Watson, hatte sie die Diamanten und die anderen Edelsteine vorerst im abschraubbaren Sockel einer großen Stehlampe versteckt, die Enya zum guten Glück trotz ihrer Hässlichkeit nicht in Mrs. Devines Abstellkammer verfrachtet hatte. So! Die Edelsteine, der Schmuck und die Uhren waren somit für ein menschliches Auge verschwunden! Noch schwieriger war es, ein passendes Versteck für die Pisto-

len und die dazugehörige Munition zu finden. Enya löste das Problem an einem der darauffolgenden Tage wie folgt: Sie nähte einfach den Boden einer alten Tasche mühselig über den ihrer eigenen, und zwar nur bis zur Hälfte, damit sie die kleinen Pistolen am offenen Ende hineinschieben konnte. Dann musste sie nur mehr irgendeine Wäsche darüberlegen und durch das Gewicht der Wäsche waren die Pistolen aufgrund des hinuntergedrückten Zwischenbodens verschwunden. Das Gute daran war; in dem künstlich geschaffenen doppelten Boden aus schwarzem Leder hatten zur Not auch die anderen Wertgegenstände Platz, die Enya bereits in ihrem ersten Hort versteckt hatte. Musste sie schnell abreisen, musste sie lediglich die Edelsteine, die Uhren und den Schmuck in den doppelten Boden stecken. Damit Mrs. Devine, die einen Schlüssel für die Wohnung hatte, nicht auf die Idee kommen konnte, die Lampe wegzuräumen, ging Enya zu ihr, um ihr das hässliche Elektrogerät abzukaufen.

»Lass dein Portemonnaie stecken, Mädchen« sagte die alte Dame großzügig, obwohl sie laut Brian-na als »habgierig« verschrien war. »ich bin, ehrlich gesagt froh, dass ich das grässliche Ding los bin, und du sparst dadurch ein wenig Geld. So wie ich das sehe, bist du ohnehin arm wie eine Kirchenmaus.« Enya kam wegen Mrs. Devines Bemerkung in Atemnot, denn hätte ihre betagte Ver-

mieterin wegen Enyas Mienenspiel erkannt, dass sie in ihrer Unwissenheit den dümmsten Satz ihres bisherigen Lebens von sich gegeben hatte, hätte sie sich selbst geohrfeigt.

\*\*\*

In Fenias Keller konnten sich Fenia und Elizabeth den Gefangenen bereits am darauf folgenden Vormittag vorknöpfen, ohne Angst haben zu müssen, dass sie jemand störte, oder dass ihn jemand schreien hörte, denn das unterirdische Gewölbe war gut verborgen und absolut schalldicht.

Da Brianna und Enya Billy Watson eingefangen hatten, besaßen sie das Recht, beim Verhör zuzusehen oder mitzumachen, doch beide verzichteten auf dieses belastende Erlebnis wohlweislich und geflissentlich, und das war gut, denn was Enya gesehen hätte, hätte sie gewiss noch mehr verstört.

Obwohl Billy Watson sich die Augen aus heulte, sich kooperativ zeigte, jede Frage zumindest zu beantworten versuchte, und alles tat, was die zwei vollbusigen Huren wollten, stellten sie mit ihm Dinge an, die sich Enya selbst in ihren kühnsten Träumen nicht hätte ausmalen können. Fenia trug wieder die gesamte Domina – Ausstattung (Stiefel, Sporen, Strumpfgürtel, Strümpfe, Handschuhe, Büstenhebe), samt Augenmaske, und Elizabeth ebenso, und nachdem Fenia ihn mit den

Worten »Du wirst jetzt schön brav gehorchen, du stupider Wicht, denn tust du es nicht, ist es um dich gescheh'n! Wenn du nicht massakriert werden willst, würde ich dir dringend raten, keinen Mucks von dir zu geben! Einen falschen Ton oder ein falsch ausgeführtes Kommando, und ich schnall' mir eine lange Fickgurke um die Hüften, und fick dich zur Strafe den ganzen Tag mit Freude und Begeisterung in den Arsch!« aus dem Käfig geholt hatte, machten die beiden Edelhuren mit ihm dasselbe, was Enya und Bri in seiner kleinen Wohnung mit ihm veranstaltet hatten. Sie spreizten schamlos die Beine und legten den gefesselten und geknebelten Jungen abwechselnd über das linke Knie, wobei eine ihn schlug, die andere seinen Hals fest zwischen die breiten kräftigen Schenkel klemmte, und er bereits zu Beginn Rotz und Wasser heulte, da er ahnte, was auf ihn zukam. Liz entfernte den Knebel und Fen, die das Verhör leitete, legte los.

»Frage eins, zwei, drei und vier!« schnarrte sie extrem herrisch. »Wie heißt du in Wahrheit, wie heißen deine verfuckten Eltern, wo wohnen selbige, und warum bist du bei Nacht und Nebel von zuhause ausgerissen?!«

»M... mein ... mein ... N... Name ist B... Billy ... Billy W...«

Weiter kam der schluchzende Knirps nicht.

»Hör gefälligst auf zu heulen und zu stammeln, wenn du nicht willst, dass ich dir mit den Hacken meiner Stiefel in die lügnerische Fresse trete!«

Fenia schlug den nackten Knaben mehrere Male mit dem kurzen schwarzen Lederriemen, und schnarrte böse:

»Los, du jämmerlicher Wicht! Zweiter Versuch, aber wie gesagt! Solltest du noch mal heulen, stammeln, oder mich vorsätzlich belügen, trete ich dir mit dem rechten Stiefel gnadenlos in die Fresse!« Billy Watson redete daraufhin wie ein Wasserfall, da er mit gutem Recht Angst hatte, die beiden Hexen würden ihn im Zuge des Verhörs noch härter in die Mangel nehmen.

»Mein Name ist Billy Watson!« rief er nun in seiner Panik laut, klar und ohne zu stammeln.

»Du heißt tatsächlich so, wie du es unseren beiden Freundinnen auf die Nase gebunden hast?!«

»Ja, Ma'am! Ich schwör's beim Leben meiner Eltern!« »Eltern« war das neue Schlagwort.

»Und der Name deiner Eltern lautet?!«

»Meine Eltern heißen Mary und James. Sie besitzen eine kleine Farm in der Nähe von Mildura, und ausgerissen bin ich, weil mir mein Vater, gleich wie Sie, den Hosenboden oft und immer öfter strammgezogen hat! Ich hatte keine Lust mehr, mich Tag für Tag abzurackern, ohne einen Lohn dafür zu bekommen, und als sie schliefen, bin ich einfach durch das Fenster gestiegen und abgehau-

en.« Fenia und Elizabeth sahen sich an und da Liz nickte, fuhr die brünette Hure fort.

»Sehr gut, Kleiner! Das war schon mal ein viel versprechender Anfang! Und nun will ich wissen, ob es jemanden gibt, der sich daran stoßen könnte, dass meine beiden Freundinnen dich am Hinterausgang des Bordells aufgegabelt und entführt haben! Ach ja! Natürlich werden wir dir auch die Scheiße aus dem Arsch prügeln, wenn du uns nicht auf der Stelle verrätst, wo du die vielen Wertsachen versteckt hast, die du bis jetzt geklaut und als Notgroschen aufbewahrt hast!«

Da der Knabe zögerte, droschen die beiden Edelhuren mit aller Kraft auf seinen nackten Hintern ein, als hätten sie die Absicht, Fenias Drohung mithilfe der Lederriemen buchstäblich wahr zu machen. Und ja; tatsächlich war es so, dass der Junge vor lauter Angst den Boden mit Urin besudelte und sein Schließmuskel versagte. Fenia und Elizabeth hatten wortwörtlich die Scheiße aus ihm heraus geprügelt, denn sein Kot landete genau zwischen Fens schwarzen Stiefeln auf dem Boden, und sein herzergreifendes Schluchzen wollte kein Ende nehmen. Er schämte sich, er hatte Schmerzen, und was ihm am meisten zusetzte, war seine Hilflosigkeit. Die beiden hartherzigen Huren bestrafte ihn, indem Fen ihn windelweich prügelte und Liz den Jungen kurzzeitig aus der Schenkelklemme entließ, um handgreiflich zu

werden, indem sie die Sauerei mit zielsicheren und überaus kräftigen Backpfeifen belohnte.

Danach setzten sie die Befragung fort, doch die beiden Huren wechselten die Foltermethode. Sie tobten sich nun an dem schreienden Knaben aus, indem Elizabeth sich mit ihrem riesigen nackten Hintern schwer wie eine Bruthenne auf sein kleines verheultes Gesicht setzte, sodass er nicht mehr schreien konnte, da sein Kopf augenblicklich zwischen den großen halbkugelförmigen Arschbacken feststeckte.

»Aufgepasst und die Ohren gespitzt, du mickriger Bastard! Es geht weiter!« brüllte Elizabeth so laut wie möglich, damit er es zwischen ihren Arschbacken hören konnte. Er kämpfte um Luft, da er beinahe unter oder vielmehr »in« ihrem Arsch erstickte. Dennoch trieb Fenia ihm eine hölzerne »Fickgurke«, die sie sich um die Hüften geschnallt hatte, in den Anus, indem sie einfach seine Beine an den Füßen gepackt, und seinen Hintern durch das Hochziehen der Beine auf die Höhe ihres Becken gebracht hatte. Nun hatten sie ihn extrem grausam und obendrein total obszön in der Mangel, denn die Verhör-Spezialistin stellte ihm bereits die nächste Frage, obwohl sie ihn brutal rammelte und Elizabeth ihn beinahe unter sich erdrückte.

»Lange wirst du es nicht mehr unter dem mörderischen Arsch meiner Freundin aushalten, Kleiner!

Darum rate ich dir dringend, so schnell wie möglich auf meine Frage zu antworten! Meine Freundinnen sagten mir, sie hätten dein Geldversteck leer geräumt, aber nur das wenige gefunden, das sie bei ihrer Ankunft präsentierten! Nun frage ich dich, ob es in deiner kleinen verdreckten Wohnung noch ein weiteres Versteck oder gar mehrere gibt, in denen du noch mehr Diebesgut verborgen hältst! Los, du Ratte! Ich warte nur zehn Sekunden auf Antwort! Und damit du's weißt; meine Freundin und ich hassen verlauste Strolche, wie dich, die sogar das gespendete Geld aus dem Hut eines Blinden stehlen! Darum verspreche ich dir hier und jetzt, dass wir unsere Pisse Woche für Woche in einem Eimer sammeln werden, damit wir dich am Ende der Aktion wie eine Ratte darin ersäufen und dir nebenher bei lebendigem Leib die Haut abziehen können, wenn du deinem verbrecherischen Lebenswandel nicht den Rücken kehrst! Dafür, dass du deine Sünden bitter bereust, bevor du einen akzeptablen Neuanfang beginnst, werde ich höchstpersönlich sorgen! Verlass dich drauf, du hinterlistige Ratte! Einmal mit dem kleinen malträtierten Arsch auf und ab Zappeln bedeutet, dass ich aufhören soll, dich in den Arsch zu ficken, weil du die Wahrheit sagen willst!«

Dass Billy Watson augenblicklich mit dem Hintern auf und ab zappelte, verstand sich von selbst, und nachdem er dank Elizabeths gnädigem Erhe-

ben (es waren gerade mal ein paar Zentimeter) genug Luft geholt hatte, um antworten zu können, sagte er zu Briannas und Enyas Glück:

»Ich schwöre beim Leben meiner Eltern, dass ich nur das besitze, was ich am Leib getragen habe, als mich Ihre Freundinnen überrumpelten! Wirklich, Ma'am – es ist die reine Wahrheit, und wenn Sie wollen, können Sie gerne die Sachen haben, die in meiner Wohnung kunterbunt rumliegen! Dabei können Sie getrost jeden Zentimeter absuchen und die Wände abklopfen, denn es gibt niemanden, den das stören würde! Auch gibt es niemanden, den meine Abwesenheit stört! Außer vielleicht einen gleichaltrigen Kumpel, den ich vom Schiff her kenne, und der neulich vor meiner Tür stand, weil er ein paar Tage bei mir einziehen wollte! Doch ich hab' ihn weggeschickt, weil ich wusste, dass er jede Menge Kopfläuse hat! Ansonsten kenne ich kaum jemanden in Sydney, außer dem Mann an der Kinokasse und meiner steinalten Vermieterin, die es nicht hören würde, wenn Sie die Wohnung bei der Suche verwüsten – um auf dieses Thema zurückzukommen! Ich bin nun mal arm wie eine Kirchenmaus, weshalb ich es bereits jetzt bitter bereue, dass ich von zuhause ausgerückt bin! Wenn Sie mir jetzt befehlen würden, nackt auf allen Vieren durch das Outback nach Hause zu kriechen, würde ich das auf der Stelle tun, denn ich habe, ehrlich gesagt, von Syd-

ney und meinem verbrecherischen Leben die Schnauze voll!«

Die Antwort war äußerst klug, denn hätte er gesagt, jemand würde ihn vermissen, hätte er damit sein eigenes Todesurteil unterzeichnet und besiegelt. Doch nun, da die korrupten Huren wussten, dass sie Enyas Wunsch in Ruhe erfüllen konnten, hatte er ein paar Wochen Zeit gewonnen.

Elizabeth und Fenia sahen sich gegenseitig an, und da Elizabeth ihm die Geschichte abkaufte, tat Fenia es ebenfalls, doch zur Sicherheit steckten sie ihn nochmals mit dem Gesicht voran zwischen Elizabeths Monsterbacken, da sie auf diese Weise seinen Willen brechen wollten. Das schafften sie dann auch mühelos, denn als sie eine halbe Stunde später von ihm abließen, war er gründlich befurzt und bewusstlos. Doch die beiden Huren belebten ihn sogleich, indem sie einen Eimer kaltes Wasser auf sein hochrotes und verweintes Gesicht schütteten. Danach ließen sie noch ein paar wüste Beschimpfungen und Drohungen vom Stapel, doch wie es schien durfte sich der gequälte Junge von nun an von den Torturen erholen. Elizabeth, die sich, gleich wie ihre Komplizin, scheinbar damit abgefunden hatte, dass es bei ihm nichts zu holen gab, packte ihn am Ohr und zerrte ihn hinter sich her – bis zum Käfig, wo sie seinen Kopf hinunterdrückte, damit sie ihm mit der Spitze ihres Stiefels zu verstehen geben konnte, was er zu tun hatte –

nämlich den engen Ort seiner Verwahrung freiwillig aufzusuchen. Gut möglich, dass sie ihm sogar die Freiheit geschenkt hätten, wenn sie Enya und Bri nicht versprochen hätten, ihn für Demonstrationzwecke hier zu behalten. Dass die strenge schwarzhaarige Erzieherin die Gelegenheit, ihn wieder in den Käfig zu pferchen, schamlos nutzte, um ihn noch mehr zu demütigen, ihm zu drohen, und ihn noch mehr einzuschüchtern, verstand sich von selbst.

»So! Rein mit dir, du arschgefickte Ratte! Morgen um dieselbe Zeit geht es weiter, falls uns noch eine spezielle Frage einfällt! Ansonsten geht es erst, wenn wir dich das nächste Mal an den Haaren aus dem Käfig zerren, ans Eingemachte! Kapiert?!«

»Ja, Ma'am.«

»Sprich lauter, du rotznäsiger Knirps! Noch mal so eine leise Antwort und du bekommst von uns statt Wasser lediglich Pisse zu saufen, und das ist angeblich nicht sehr erbaulich, wenn es sich über eine Woche hinzieht!«

»Ja, Ma'am!«

»Schon besser!«

Elizabeth »half« ihm in den Käfig, indem sie ihm einige Tritte in den lädierten Hintern verpassete, das Schloss anbrachte, und die Tür des Käfigs abspernte, indem sie den Schlüssel umdrehte.

Doch halt; der Gefangene hatte irgendetwas vor sich hin gemurmelt. Fast schien es eine ‚Art ›Krankheit‹ oder eine besondere Form von Dummheit zu sein, denn einen Tag zuvor hatte er dasselbe bei Fenia gemacht.

›Was hast du da im Heulen in deinen nicht vorhandenen Bart gemurmelt?! Na warte!‹ keifte die vollbusige und scheinbar unbeherrschte Sadistin voller Zorn.

Sie schloss den Käfig wieder auf, zerrte ihn erneut an den Haaren heraus, und stopfte ihm das schwarze Höschen, das sie gleich zu Beginn vor seinen Augen voll gepisst hatte, abermals in den Mund. Was folgte, war der lederne Knebel, den sie wieder gewissenhaft an seinem Hinterkopf festzurte, was wiederum darauf hindeutete, dass es sie nicht im Mindesten interessierte, was er vor sich hingemurmelt hatte. Den beiden Folterhexen ging es lediglich darum, dass er lernte, dass er in diesem Keller ohne Fenias, Briannas, Elizabeths oder Enyas Erlaubnis keinen Mucks von sich geben durfte – egal ob er geknebelt war oder nicht. Darum machte Elizabeth dasselbe, was Fenia gestern Abend getan hatte. Sie befestigte seine Fußfessel an der von der Decke baumelnden Kette. Dann zog ihn die groß gewachsene und extrem attraktive Verhörspezialistin mithilfe des Flaschenzugs mit dem Kopf nach unten auf halbe Höhe des Raumes. Er zappelte zwar wie verrückt, doch

wehren konnte er sich kein bisschen, und Wegrennen war erst recht ein Ding der Unmöglichkeit.

Was folgte, war ein dumpfes Wehgeschrei, denn sie verabreichte ihm ein paar ordentliche Peitschenhiebe, damit er wusste, dass es an diesem Ort ein schlimmes Vergehen war, den Mund zu öffnen, ohne zuvor die Erlaubnis bekommen zu haben. Dass sein Rücken bereits klare Zeichen dieser Art von Folterung trug, kümmerte sie herzlich wenig.

»Na warte, Freundchen! So schnell, wie du unsere Spielregeln beherrschen wirst, kannst du dir im Käfig nicht mal einen runterholen! Gesprochen oder gemurmelt wird in diesem Folterkeller nur, wenn es dir eine von uns Vieren gestattet!«

Die schwarze lederne Bullenpeitsche knallte noch drei, vier Mal und danach wurde er wieder erbarmungslos in den kleinen Käfig gepfercht.

So verboten, bizarr, und gruselig das Ganze auch anmutete oder war; etwas Gutes hatte es trotz allem. Wenn die vier Dominas mit dem kleinen Sturkopf nach ein paar Wochen fertig waren, würde er sein Zuhause und die Gesellschaft seiner »strengen« Eltern gewiss schätzen und in Ehren halten.

»Na toll ... diesmal können wir uns wirklich gegenseitig gratulieren« sagte Fenia hinterher zu ihrer Freundin im Wohnsalon, während sie die Domina-Klamotten auszogen. Beide waren nicht ge-

rade in Feierlaune, denn: »da haben Brianna und ihre kleine Freundin fürwahr einen tollen Fang gemacht. Das einzige, wo es nicht haperte, waren die Entführung und das lückenlose Ermitteln der Wahrheit.«

Wie falsch sie damit lag, sollten sie und Elizabeth Zeit ihres Lebens nie erfahren.

\*\*\*

In Fenias großem prachtvollen Garten bei Vogelgesang den gepflegten sandigen Weg entlang zu schlendern, war extrem erholsam. Vor allem Elizabeth und Enya genossen diese Möglichkeit, obwohl Elizabeth, laut Brianna, eine noch größere Villa mit einem noch größeren Garten besaß und bewohnte.

Als die Rede zwischen Büschen und Baumgruppen auf Billy Watson kam, listete Liz ein paar Fakten, die Enya immens halfen, sich über Fens Loge ein besseres Bild zu machen. Danach meinte die große attraktive Sexbombe, Enya hätte leichteres Spiel mit ihm, wenn sie im Rahmen der gleichermaßen heißen wie verbotenen Orgien, die die Huren als »Logenrituale« bezeichneten, viel strenger mit ihm verfahren würde, denn Billy Watson, sagte Liz, sei nicht nur ein elender Wichser, sondern darüber hinaus möglicherweise auch ein

Homo. Bevor Enya antworten konnte, kam ein Zwischenruf aus einem toten Winkel.

»Ja! Gleich wie der zukünftige Vater von Enyas Balg!« Brianna war es, die unter einem Baum auf einer Bank saß und wieder einmal unter Beweis gestellt hatte, wie tückisch, boshaft und zynisch sie sein konnte. Nun hatte sie erwiesenermaßen auch noch Katzenpfoten und Ohren wie ein Luchs.

»Lass das, Bri! Bitte! Dass geht niemanden was an, außer meiner Wenigkeit!«

»Ach ja?! Und was würdest du dazu sagen, wenn ich dir sage, dass Liz und Fen dir weit mehr helfen könnten, als ich?«

»Könntest du dich bitte ein wenig deutlicher ausdrücken?«

»Gerne, Herzchen! Liz ist nämlich eine Hexe, die in ihre Kristallkugel blickte und deshalb ist sie sich sicher, dass du in absehbarer Zeit dein Zelt in Sydney abbrechen wirst! Ist es nicht so, Liz?!«

»Ihr ... ihr habt über mich gesprochen?«

»Ja, Herzchen, aber weil Liz, gleich wie Fen, sich nicht in deine privaten Dinge mischen will, würdest du immer noch im Dunkeln tappen, wenn es mich nicht gäbe! Darum kann sich keine der beiden beschweren, wenn ich hergehe und einfach an ihrer Stelle klar und deutlich ein paar interessante Dinge verkünde! Willst du sie hören?!

Enya und Liz tauschten Blicke aus, und da Liz nach einer kurzen Weile zustimmend nickte, rief Enya:

»Ja! Wir bitten darum, Satanella!«

»Gerne! Weil Fen und die hübsche Logenschwester, die an deiner Seite spaziert, bei deinem Versuchsobjekt beispielsweise Methoden anwenden, die sich am Rande der Legalität befinden, habe ich vorgesorgt, dass uns allen, einschließlich euch beiden, ein hübsches Plätzchen zur Verfügung steht! Nur für den Fall, dass eines Tage ein paar Männer hier aufkreuzen, die einen Stern auf der Brust tragen und sich daran stoßen, dass ein Zwölfjähriger als Versuchskaninchen fungiert!«

Enya wandte sich zu Liz.

»Als Versuchskaninchen?«

»Ähm. Ja. Hat aber weniger mit seiner Verstocktheit zu tun, als vielmehr mit Fenias Wunsch, ein neues Projekt daraus zu stricken. Wir haben ihn demzufolge im Zuge des Verhörs härter rangekommen, als wir es mit einem Erwachsenen getan hätten, weil wir hinsichtlich seiner Jugend die Grenze des Machbaren ausloten wollten.«

Enya zeigte sich erschüttert.

»Habt ihr es denn zuerst gar nicht im Guten versucht?«

»Nun; an ein Gespräch von Mensch zu Mensch kann ich mich, ehrlich gesagt, nicht erinnern« sag-

te Liz. Sie drehte sich zu Brianna und brüllte zu ihr hinüber.

»Was ist mit dir, Gothica Erotica?! Hast du schon mal mit Billy Watson, in der Zeit seiner Inhaftierung, ein Gespräch unter Männern geführt?«

»Nein! Sorry, Lizzard van de Blizzard! Dazu war er mir bis jetzt immer eine Spur zu fraulich!«

Das war wieder mal typisch Bri, doch gerade deswegen konnte sie Enya so gut leiden. Sie fuhr knallharte Geschütze auf, doch sie war ein Ausbund an Direktheit, die man hierzulande noch als »Ehrlichkeit« kannte, erkannte, akzeptierte und schätzte.

»Und was würdet ihr davon halten, wenn ich mich mit ihm heute, morgen oder übermorgen, am Abend, unter vier Augen unterhalte, anstatt ihm, wie Brianna es ihm angedroht hat, ins Maul zu scheißen?« lautete Enyas an Elizabeth gestellte Frage, die Brianna nur allzu gerne für Liz beantwortete.

»Gute Idee, Herzchen! Dann kannst du deine Verstopfung für deinen Priester aufbewahren! Du weißt schon; wie deine Jungfräulichkeit, die du wegen ihm viel zu spät verloren hast! Schrecklich! Erst mit vierzehn! Wie konntest du nur?!« Enya fühlte sich zu Recht verkohlt.

»Hör mal, Satanella! Nimm dich ab heute in acht vor mir! Gut möglich, dass ich dich bei nächster Gelegenheit – beispielsweise bei einem Mittags-

schliefchen im Outback - einem kurzsichtigen Dingo als Kuheuter mit kaltblütigem Anhang zum Fraß vorwerfe! Und mit kaltblütig meine ich, ohne tot zu sein!«

»Oh! Wie nett von dir?! Unsere Chefin, die bekanntermaßen immer auf der Suche nach neuen Rekorden ist, würde sich sicher darüber freuen! Gewiss würde sie dann eine noch fettärschigere Freundin, als Liz, einstellen, damit sie endlich eine Hure an ihrer Seite hat, die es fertig bringt, die Köpfe von geilen Zwergen bis zum Hals in die Möse oder ... Verzeihung ... und in das Arschloch zu stecken! Ach! Da fällt mir ein; was machst du eigentlich hier?! Solltest du nicht lieber üben, mit hochhackigen Stiefeln herumzustolzieren?!«

»Ich wusste, dass du mich umbringen willst! Ich hab‘ eine Stunde geübt, Satanella, aber wenn ich gewusst hätte, dass du mich im Fegefeuer schmoren lassen willst, hätte ich die schenkelhohen schwarzen Foltergeräte jetzt, beim Spazierengehen, auch getragen.«

Alle drei lachten, denn das war genau die Art von Humor, die Huren gefiel.

»Spaß beiseite, Herzchen. Was ich vorhin meinte, war; solltest du mal in eine verzwickte Lage kommen, und untertauchen müssen, steht dir, gleich wie uns dreien, in Queensland eine Unterkunft zur Verfügung, wo man dich nicht so leicht aufspürt, wenn du verstehst, was ich meine!«

»Danke! Du bist eine wahre Freundin und eine Menschenfreundin noch dazu, Bri! Das wusste ich im ersten Augenblick, als ich dich dabei beobachtete, wie du Carolas kleinem Bruder angeboten hast, ihm einen zu blasen, wenn er dir dafür im Gegenzug sein letztes bisschen Taschengeld überlässt!«

Brianna und Liz lachten wieder über Enyas Spaß, obwohl es gar keiner war.

»Nun?! Was sagst du zu dieser wortgewandten Lolita, Lizzard van den Blizzard? Ist sie nicht herzig?!«

»Ja! Du hast recht, Gothica Erotica! Richtig süß und niedlich! Fürwahr! Ein wenig schnappig, wie du, aber im Gegensatz zu dir auf lebenswerte Weise! Und weil das so ist, schenke ich ihr die Sachen, die mir vor Jahren zu klein geworden sind! Du weißt schon; die Stiefel, die Handschuhe, den Lederstrumpfgürtel und noch ein paar andere Sachen! Ein paar kurze schwarze Kleidchen und Röckchen kann sie auch von mir haben, damit sie ihren gruseligen Priester richtig schön fertig machen kann! Wie sieht es bei dir aus?! Kannst du auch was beisteuern für unser niedliches Püppchen, das am liebsten auf Hoden einprägelt?!«

Alle drei lachten wieder, sodass es langsam wirklich gruselig wurde.

»Ja! Von mir kann sie eine Peitsche und Handschellen haben, und wenn es mir gelingt, Fen

noch ein Paar von diesen Dingen zu klauen, kann sie den schwulen Pfaffen richtig schön fixieren, bevor sie stundenlang auf seine Hoden eindrischt!«

Sie lachten wieder, und dann stand Bri auf und gesellte sich zu ihnen.

»Was ist? Habt ihr Lust, Fens Tee- und Kuchen-vorräte zu plündern?«

»Ja, Bri. Tolle Idee. Könntest du mir bitte, wenn wir in ihrem Kabäuschen sitzen, erklären, was es mit diesen vielen Knoten und Fesselungen auf sich hat?«

»Wie ich mit Babyschweinchen in dessen eigener Wohnung umgesprungen bin, hat dich beeindruckt. Richtig?«

»Ja. Ich hab‘ dabei viel gelernt und ich hab‘ mir einiges abgeguckt, doch die Sache mit den Knoten, bei denen er sich beinahe selbst erwürgt hätte, wenn er nicht brav und artig wie eine tote Schildkröte verharrt hätte, hab‘ ich nicht ganz verstanden.«

»In Ordnung. Aber ich verlange eine Gegenleistung.«

»Und was für eine?«

»Ich möchte, dass du Liz, Fen oder mir innerhalb der nächsten drei Wochen ein Mal, aber umso ordentlicher die Möse leckst. Und zwar bis zum zuckersüßen Ende.«

Enya glaubte, sich verhöhrt zu haben. Sie staunte und wollte natürlich wissen, warum.

»Und wozu soll das gut sein? Seid ihr etwa in Wahrheit lesbisch?«

Liz und Brianna lachten.

»Nein, Herzchen. Ganz und gar nicht. Es ist lediglich Teil deiner Umerziehung zu einer erfahrenen und abgebrühten Geliebten. Wenn ich eine kleine Schlampe aus dir machen soll, die in jedem Mann einen manipulierbaren Höhlenmenschen sieht, gehört das unbedingt dazu. Weder darfst du dich davor scheuen, eine Möse zu lecken, noch darfst du davor zurückschrecken, zwei Männer auf einmal zu reiten – einen mit der Möse und den anderen mit dem Arschloch.«

»Ich glaube, ich weiß, was du meinst, doch ich frage mich, was noch alles auf mich zukommt.«

»Hmmm. Mal überlegen. Gruppensex, wenn du willst, und eventuell Verkehr mit einem Transvestit, aber nur, wenn du es willst. Ansonsten reicht es, wenn ich dich dazu bringen kann, dass du in diesem Priester keine Gottesgestalt mehr siehst, sondern einen als charmanten Priester getarnten Schimpansen, der sich nach allem, was er von deinem Körper bekommen kann, verzehrt. Also sieh dich vor, Herzchen. Ich zeige dir alles, was du benötigst, um als Amazone durchs Leben stiefeln zu können, aber wehe, ich erwisch‘ dich noch mal

dabei, dass du deinen Pfaffen anhimmelst, als hätte er das Universum erschaffen.«

»Alles klar, Bri. Ich werde mir Mühe geben, dich nicht zu enttäuschen.«

»Gilt das auch für mich?« wollte Liz wissen.

»Kommt drauf an, was du dir von mir erwartest.«

»Ich erwarte mir von dir, im Gegensatz zu Bri, dass du im Großen und Ganzen so bleibst, wie du bist. Du bist nämlich ein so genanntes Original. Weißt du? Du gefällst mir, und deshalb möchte ich dir, wenn du gestattest, ebenfalls einen Rat geben.«

»Nur zu, Liz. Ich bin für jeden gut gemeinten Rat dankbar.«

»Gut ... danke. Was anderes hatte ich mir auch nicht erwartet. Hör zu, Lolita. Ich weiß, wie viel dir wegen Fens kaltblütiger Art, die mit dem Gedanken der Wahrung unserer Sicherheit zu tun hat, an Billy Watsons Wohlergehen liegt. Wenn du meinen Rat, den ich dir gleich geben werde, befolgst, verspreche ich dir, dafür zu sorgen, dass er seine Freiheit bei annehmbarer Gesundheit erhält. Mir persönlich wäre es zwar egal, wenn sie dieses Kretin am Ende wie eine gemästete Gans massakriert, aber dir zuliebe würde ich auf mein demokratisches Recht pochen. Dass Bri, mit ein klein wenig Bestechung mitmachen würde, weiß ich,

denn Gothica Erotica ist, gleich wie ich, eine geldgierige Schlampe.«

»Danke!« warf die Blondine ein.

»Bitte!«

Enya hatte aufgehört und aufgeblickt.

»Das würdet ihr wirklich für mich tun?«

»Ja, Herzchen. Liz und ich wissen, dass es dich hinterher sehr belasten würde, wenn Fen den diebischen Bengel alle machen würde, ohne dass du versucht hättest, ihn vor seinem traurigen Schicksal zu bewahren.«

»Das ist richtig, Bri. Ich könnte nie mehr in einen Spiegel seh'n.«

»Eben. Und darum solltest du Liz gut zuhör'n, denn was sie vorhat, macht sie zwar nicht zu einer Heiligen, aber eine Beichte bei einem scheinheiligen Pfaffen erspart es ihr allemal.«

»Bitte leg' los, Liz« sagte Enya.

»Gut. Also. Dein Priester ist, soweit ich das mitbekommen habe, mit allen Wassern gewaschen, und allein das hat mich gereizt, mich gedanklich damit zu beschäftigen. Ich wollte mich nicht einmischen, doch nun, da ich dich besser kenne und da ich dich mag, rate ich dir, seinen Ehrgeiz weder zu töten noch zu untergraben, sondern in eine andere Bahn zu lenken. Wie du das anstellst, ist deine Sache, aber wenn du dich mit seinem Ehrgeiz, in Verbindung mit der Kirche anlegst, hast du schon so gut wie verloren. Das schlechteste, was

du machen könntest, wäre, dass du ihn nach der Geburt deines Kindes zu erpressen versuchst, denn dafür würde er dich bis an sein Lebensende hassen. Also würde ich mich an deiner Stelle von ihm schwängern lassen, danach würde ich so tun, als würde ich ihn abschießen, wobei ich ihm sagen würde, dass er keinen guten Vater abgäbe, und den Rest würde ich deinen keltischen Göttern überlassen, denn derer gibt es mehr. Der christliche Gott würde, im Vergleich dazu, gewissermaßen allein auf weiter Flur steh'n, wenn du verstehst, was ich meine.«

Enya dachte nach. Sämtliche Rädchen ratterten hinter ihrer gerunzelten Stirn, doch schlussendlich musste sie der attraktiven Hure, die noch dazu mit Intelligenz gesegnet war, zustimmen.

»Ich schätze, du hast recht, Liz. Was sagst *du* dazu, Bri?«

»Ich bin auch dafür, dass du ihn vorerst wie einen ungezogenen Schuljungen in eine Ecke stellst, aber was das Baby betrifft, bin ich anderer Ansicht. Ich an deiner Stelle würde ihm sogar die Schwangerschaft verschweigen und ihm erst nach ein paar Jahren mitteilen, dass er der Vater des Kindes ist. Und bis dahin würde ich bei meinem Onkel, in Queensland, untertauchen, damit dir der verbohnte Priester nicht jeden dritten Tag in den Ohren liegen kann, was für ein schlechter Mensch du bist.«

Enya überlegte wieder und wandte sich zu Liz.

»Liz?«

Nun war Liz diejenige, die die hübsche Stirn runzelte.

»Ich denke, Gothica Erotica hat diesmal ausnahmsweise den Vogel abgeschossen. Du lässt dich schwängern, spielst hervorragendes Theater, indem du einen künstlich erschaffenen Streit heraufbeschwörst, dann setzt du dich für ein paar Monate ab, damit er glaubt, das Kind sei von einem anderen, und danach sondierst du die Lage in aller Ruhe. Was mir bei diesem Szenario besonders gut gefällt, ist seine Hilflosigkeit. Allein die Vorstellung, dass du ihm das Kind abluchst, während du ihn demütigst, und ihn dann auch noch in den Müll wirfst, lässt meine Fotze vor Erregung überlaufen.«

»Geht mir genauso, Leute« sagte Bri. »... wichtig dabei ist, dass du keinen Brief hinterlässt, mit dessen Hilfe er sich hinterher unter Hervorrufen von Selbstmitleid selber aufrichten kann, und dass du deine Abschiedsvorstellung keinesfalls so gibst, dass er sein Gesicht verliert. Ihr beide müsst bei der Herz-Schmerz-Szene unbedingt allein sein. Hörst du?« Eine vollbusige Hure pflichtete der anderen bei.

»Ja. Das ist richtig und wichtig, denn unter vier Augen kannst du ihn bei dem künstlich geschaffenen Streit abermals demütigen, ohne dass er dir

deswegen böse sein kann, denn niemand, außer ihm, hat es mitbekommen. Du fesselst ihn ans Bett, peitscht ihn aus oder lässt den Lederriemen sprechen, pisst und schießt ihm ein letztes mal in die Fresse, und am Ende klärst du ihn, mit gespreizten Beinen über ihm stehend, über den Sachverhalt und deine Pläne auf. Du degradierst ihn zu einem Schwächling, der sich vor der Ehe und der damit verbundenen Verantwortung fürchtet, und die Sache mit der Schwangerschaft lässt du vorerst gänzlich weg, damit er deiner herrischen Möse auf alle Ewigkeit nachtrauert« sagte Liz aus voller Überzeugung.

»Du meinst, dass er in der Zeit seiner Einsamkeit richtig schön leidet?«

»Genau! Und wenn du ihn nach ein paar Jahren zufällig (Liz malte bei dem Wort ›zufällig‹ mit vier Fingern die Gänsefüßchen in die Luft) wieder siehst, frisst er dir aus freien Stücken die Scheiße aus dem Arsch, weil du in seinen Augen immer noch die versauteste Ehehure bist, die man sich als Mann ausmalen kann. Und wenn er dir gestanden hat, dass er nicht mehr leben kann ohne dich, und dir verspricht, der Kirche Lebewohl zu sagen, gestehst du ihm, dass das wunderhübsche Kind von ihm ist.«

Eine halbe Minute war es still in Fenias Garten, mal abgesehen von dem Vogelgezwitscher. Dann sagte Enya:

»Ich schätze, ihr habt wohl recht. Die Frage, ob es sonst noch eine Alternative gäbe, erübrigt sich sicher, und die Frage, woher ihr soviel Lebenserfahrung habt, auch, da ich mir gut denken kann, dass ihr ähnliches erlebt habt. Ich, für meine Begriffe, bin glücklich, dass ich euch kennen gelernt habe.«

Enya wandte sich nur an Liz.

»Ich wage zu versprechen, dass ich mich an deinen Rat halte, denn weder will ich Cedric für immer verlieren, noch, dass er mir gehört und mich deswegen ein Leben lang hasst.«

Da Enya anscheinend zu weinen beginnen wollte, wurde sie von den beiden Huren umarmt und geherzt, als wären sie Schwestern. Enya fing sich deshalb schnell und nach tiefem Durchatmen setzte sie den Dialog fort.

»Wie geht es jetzt für mich weiter, ihr Lieben?«

»Ich werde der alten Schachtel (damit meinte Brianna Mrs. Devine) sagen, du wärst auf Urlaub gefahren, damit du noch ein paar Tage in Fens Villa wohnen und auf Billy acht geben kannst, und danach kümmern uns Liz und ich im Zuge einer erzwungenen Abstimmung um seine Freilassung. Ich verschaff dem Spinner eine Arbeit bei meinem Onkel in der Zuckerfabrik, mit der Auflage, daraus ein ehrbares Leben entstehen zu lassen, und du wirst deine Ausbildung zur Ehenutte beenden, indem du Billy eine Abschiedsvorstellung der

besonderen Art bescherst, auf die Fen sicher bestehen wird. Als Feuertaufe sozusagen. Wahrscheinlich wird Fen Liz bitten, Billy zu guter Letzt besonders hart ranzunehmen, damit er sich aus lauter Angst, noch mal in ihre Fänge zu geraten, am Riemen reißt. Fenia wird als Gegenleistung die Reisekosten übernehmen, wenn wir beide ihn zuhause bei seinen Eltern abliefern. Das letzte, was du tun wirst, ist, dich bei Billy mit der Peitsche zu verabschieden, was du mit gutem Gewissen tun kannst, denn nach der Abstimmung besteht nicht mehr die Gefahr, dass Fen ihn - über dem Gully hängend - wie ein krankes Ferkel abschlachtet. Abgesehen davon hatte ich bereits in seiner Wohnung das Gefühl, dass er schnell zur Einsicht kommen wird.«

»In Ordnung, Bri. Dann geht es also nur noch um die kleine lesbische Einlage. Richtig?«

»Ja.«

»Die Möse unserer Chefin zu lecken, kann ich mir derzeit nicht vorstellen. Darum möchte ich dich bitten, dass du bestimmst, ob ich deine oder Elizabeths Möse verwöhnen soll.«

»Da du meine Möse auch nach dem Aufenthalt in Fens Villa jederzeit lecken kannst, wenn du das möchtest, schlage ich vor, dass ihr beide euch heute Nacht gegenseitig verwöhnt – du und Liz.«

Liz nickte und Enya sagte;

»Ist gut, Bri.«

## *Der Domina-Kurs*

Damit Enya es schaffte, den Elf Zwölf oder Dreizehnjährigen, der behauptete sechzehn zu sein, zu züchtigen, sprich, dabei zuzusehen, wie er von Fenna, Elizabeth und Brianna zum Zwecke der Veranschaulichung gezüchtigt wurde, und hinterher Stillschweigen zu bewahren, musste sie am späteren Nachmittag desselben Tages in ihrer kleinen Wohnung zwei Blatt Papier zur Hand nehmen und die Pro's und Contra's gegenüberstellen. Die vielen Pro's sollten eine Entschuldigung für die kommenden vier gruseligen Abende darstellen, und das wiederum konnte oder sollte verhindern, dass Enya Probleme mit ihrem Gewissen bekam.

Frage Nummer eins: Wer oder was ist Billy Watson?

Billy Watson ist ein gerissener aber nahezu unverbesserlicher Dieb, ein kleiner tückischer Schurke, ein gewieftes Kretin, und obendrein ein rücksichtsloser Bastard, der seiner Mutter und seinem Vater allein durch seine Handlungsweise unendliches Leid zugefügt hat. Außerdem ist er ein Pechvogel, weil er ausgerechnet uns begegnet ist.

Nächste Frage. Welche Rolle spiele dabei ich? Was ich mit ihm machen werde, mache ich weder aus Zorn, noch aus Vergeltung, sondern wegen meinem Liebesglück, zwecks seiner Läuterung, und zum Zwecke der Sicherheit, damit er uns nicht bei den Bullen verpfeift. Und was die sagenhafte persönliche Bereicherung angeht - die ergab sich rein zufällig, also ohne dass ich persönlich es in irgendeiner Weise beabsichtigt hätte.

Dritte Frage. Hat er die Strafe wirklich verdient? Ja. Gewiss, denn wenn er nicht davon ablässt, weiterhin Geld, Schmuck, Diamanten oder kostbare Springdeckeluhren zu stehlen, geschieht ihm völlig recht.

Frage Nummer vier.

Soll ich ihm hinterher als kleines Trostpflaster eine goldene Savonnette oder einen der Edelsteine zurückgeben, oder soll ich ...?

Enya wurde in ihren Gedanken unterbrochen, denn soeben klopfte es an der Tür.

»Ja?! Bitte?!«

Bri war es, der anscheinend nach Reden zumute war, denn sowie sie begrüßt und gesehen hatte, dass Enya einen Stift in der Hand hielt, kam sie näher und wollte wissen, was Enya machte. Sofort nachdem Enya ihr reinen Wein eingeschenkt hatte, wusste die schlaue Blondine, wie der Hase lief.

»Mir ist soweit klar, was dich bewogen hat, diese Gegenüberstellung anzufertigen, aber dennoch

frage ich mich, was das soll. Zuerst mal möchte ich dich davor warnen, ihm auch nur eines der Stücke zurückzugeben, denn das wäre der klare Beweis, dass er die Wahrheit verkündet hat. Und was die Härte der Strafe angeht. Er hat aus freien Stücken die Laufbahn eines Verbrechers eingeschlagen. Also solltest du dir nicht einmal ansatzweise das Gehirn zermartern, warum wir die Scheiße, die sich in *seinem* Gehirn angesammelt hat, aus selbigem heraus prügeln.«

»Und was ist, wenn ich es als einzige nicht schaffe, ihn so zu züchtigen, wie es sich für eine richtige Hure geziemt?«

»Hmmm. Gute Frage. Um dieses Szenario von vornherein zu verhindern, würde ich dir empfehlen, bevor wir beginnen, ein paar von den Kröten, die am Abend fröhlich über die Straße hüpfen, zu packen und voller Freude gegen die nächst beste Wand zu schleudern.«

»Lass die Scherze, Bri. Ich meine es ernst.«

»Ich auch, denn wenn du nicht willst, dass Fen und Liz dich von der Seite her beäugen, oder dich bitten, den Kerker zu verlassen, wirst du dich überwinden müssen – ob du willst oder nicht, denn schließlich haben wir diese Premiere dir und deinem vernagelten Pfaffen zu verdanken.«

»Manchmal fällt es mir wirklich schwer, dein Denken voll und ganz nachvollziehen zu können. Mal ehrlich, Bri; sind wir nicht gleich wie Billy

Watson? Ich meine, auf unsere eigenen Vorteile bezogen?«

»Nein. Keineswegs, denn *wir arbeiten* für unser Geld. Und was die Sache mit Fenias und Elizabeths zu Tode gefickten Ehemänner angeht; das war jeweils eine einmalige Angelegenheit. Außerdem ist Billy Watson eine hinterlistige Dreckskröte, die man tatsächlich gegen die Wand werfen sollte, denn diese Ratte würde sogar einer blinden Frau, die ihre Hand bittend nach ihm ausstreckt, den letzten Ring vom Finger zieh'n. Dessen bin ich mir sicher. Leider ist er diesmal an die falschen geraten, denn wenn es jemand schafft, den Bengel zu läutern, dann wir.«

»Beinahe hast du es geschafft, mich ebenfalls zuversichtlich zu stimmen.«

»Das ist gut, denn wenn er sich gleich beim ersten Mal weigert, sich wie ein normaler Mensch aufzuführen, wird er von Fen und Liz bis zum nächsten Mal mehr Scheiße als was anderes zu fressen kriegen.«

Enya, die mittlerweile blass geworden war, schüttelte den Kopf, doch sie schwieg und ließ Brianna fortfahren.

»Enya, Herzchen. Du musst endlich lernen, gewisse Charaktere so zu behandeln, wie sie es verdient haben, ohne dabei auf das Äußere zu achten. Gewiss; es ist wesentlich leichter, einem giftigen Skorpion das Lebenslicht auszupusten, als einem

zahmen Eichhörnchen, das sich anschickt, dir eine Walnuss zu spendieren, die es aus dem persönlichen Vorratslager genommen hat und zwischen den Pfötchen hält. Dennoch wäre es ein fataler Fehler, dem Eichhörnchen nicht mit dem Stiefel in die Fresse zu treten, wenn es die Nuss absichtlich vergiftet hätte. Verstehst du, was ich damit sagen will? So harmlos er auch aussieht; Billy Watson ist ein giftiger Skorpion, der dir in diesem Augenblick am liebsten den Stachel in die Wade drücken würde, wenn er dazu in der Lage wäre. Deshalb betrachtest du ihn am besten als das, was er ist. Als potentielle Gefahr in Form einer gewieften Rotznase, die man unter den gegebenen und überaus günstigen Umständen getrost zwischen der Sohle eines Stiefels und dem Steinboden eines Kellers zerquetschen darf.«

»Siehst du das wirklich so?«

»Ja. Weißt du, warum? Ich hab' Angst, dass der schlaue Bastard unsere Loge trotz Maskierung auffliegen lässt, wenn wir es nicht schaffen, ihn zum Umdenken zu bewegen. Im Prinzip ist es unser erster derartiger Versuch, einen Jungen, der abgerutscht ist, umzuerziehen, und genau deshalb wäre ein Scheitern fatal. Zugegeben; die letzten, die er beklautete, waren reiche Leute, doch davor bestahl er sogar die Ärmsten der Armen. Darum bin ich die letzte, die Fen oder Liz im Falle eines Scheiterns ausredet, dein schwer durchschaubares

Versuchsobjekt von einer Klippe zu stoßen, um es den Haien zum Fraß vorzuwerfen. Entweder der hinterlistige Schurke fängt ein neues und annehmbares Leben unter den Fittichen seiner Eltern an, oder er landet bei den Haien oder den Dingos. Wie du mittlerweile weißt, sind Fen und Liz das Paradebeispiel eines Duetts, bestehend aus zwei herrschsüchtigen Sadistinnen, und wenn der sture Idiot, so jung er auch ist, partout darauf besteht, weiterhin zu der Gilde der Verbrecher zu zählen, werden sie ihn, je nachdem, wie lange er die Folter durchhält, in ein paar Wochen oder Monaten mit dem Sensenmann bekannt machen. Und zwar mit meinem Segen, denn in einer kleinen Gefängniszelle kann man schwer vor Publikum Theater-Spielen.«

»Du ... du übertreibst wieder mal maßlos, um mich noch schneller gegen alles abzustumpfen ... Richtig?«

»Nein. Keineswegs. Glaub' mir, Herzchen. Fenia, so hübsch und so harmlos sie auch aussieht, wird den hinterhältigen kleinen Ausreißer, wenn er sich nicht zum Besseren bekehren lässt, in ihrem versteckten und schalldichten Keller, bei verschlossener und verriegelter Eisentür mit Freude und Begeisterung wie eine überzählige Katze massakrieren.«

»Das kann unmöglich dein Ernst sein.«

»Doch. Sogar mein voller Ernst. Ich kenne Fenia gut. Anstatt das Risiko einzugehen, sich wegen so einem unverbesserlichen Kretin in die Nesseln zu setzen, lässt sie es lieber sang und klanglos bei Nacht und Nebel verschwinden. Fen ist, gleich wie Liz, knallhart. Das haben Huren, die sich keinen Beschützer leisten wollen oder können, so an sich. Wenn der kleine Sturkopf nicht bereit ist, dem Bösen zu entsagen, wird sie ihn so lange mit sichtlichem Genuss in den Arsch ficken, mit Scheiße mästen, mit glühenden Nadeln quälen, und was weiß ich noch alles mit ihm anstellen, wie sie Spaß an der Sache hat, und danach wird sie ihn wie ein krankes Ferkel abstechen und in einer unbewohnten Einöde verscharren, da ihn die Gesellschaft mittlerweile ohnehin abgeschrieben hat ..., oder weil er andernfalls bis an sein Lebensende gesiebte Luft atmen würde, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Das würde ich trotzdem keinesfalls zulassen, Bri.«

»Dich einzumischen, wäre nicht gut, denn das könnte mich meine Mitgliedschaft bei Fens kleiner, aber lukrativer Loge kosten. Du weißt; als Schauspielerin kann man in Australien nicht die erstrebte Karriere machen, wohingegen man mit verstecktem 'Rumhuren steinreich werden kann.«

»Aber dank Billy Watson bist doch bereits steinreich – gleich wie ich.«

»Schon vergessen, Herzchen? Wir haben vereinbart, dass wir in den nächsten dreißig Jahren nicht darüber sprechen, dass wir auf leichte Art und Weise fette Beute gemacht haben. Was glaubst du wohl, warum ich heute ganz normal zur Arbeit gegangen bin?«

»Ach ja. Richtig. Sorry, Bri. Beantworte mir bitte nur eine letzte Frage, bevor ich meinen Mund in dieser Hinsicht für Jahrzehnte verschließe. Was glaubst du? Hat es jemand mitbekommen?«

»Nein. Keine Sorge, Herzchen. Kein Mensch weiß davon, dank unserem umsichtigen Handeln.«

»Wirklich?«

»Ja. Glaube mir. Ich hab‘ heute Mittag mit Fen telefoniert. Natürlich kryptisch und verschlüsselt. Niemand, einschließlich der beiden Hexen, die ihn heute Vormittag verhört haben, haben es bis jetzt mitbekommen. Das einzige, was er ausgeplaudert hat, nachdem er beinahe unter Elizabeths Arsch erstickte, waren die Namen seiner Eltern, deren Wohnadresse, und warum er von zuhause ausgerissen ist. Ach ja; und mit welchen Leuten er engeren Kontakt hatte. Dabei ist rausgekommen, dass er noch einen Freund hat, der demnächst als Übergangslösung bei ihm einziehen wollte, weil er derzeit keine Unterkunft hat. Aber unser Goldesel hat klarerweise abgelehnt, und außer dem Mann an der Tür ließ er aus lauter Angst niemanden an sich ran. Besser konnte es also für uns gar

nicht laufen. Dennoch bleibt es ein riskantes Unterfangen, wenn nicht gar ein Spiel mit dem Feuer, denn wenn Fenia dahinter kommt, dass wir uns seine ganze Beute unter den Nagel gerissen haben, fliege ich gewiss hochkantig aus der Loge. Obendrein könnte es sein, dass Fen uns erpresst, weshalb wir kein Wort mehr darüber verlieren dürfen.«

»Und was ist mit Billy?«

»Keine Bange. Wenn er es aus lauter Angst geschafft hat, beim Verhör dicht zu halten, wird er das auch weiterhin tun. Wir müssen bloß achtgeben, dass wir uns nicht in Elizabeths oder Fenias Gegenwart verplappern.«

»Und wie ist das nun mit Billy und Fens gruseligen Macken?«

»Dass kannst du getrost mir überlassen. Ich verspreche dir; ich werde, gleich wie du, auf ihn achtgeben, aber eines muss dir klar sein. Damit wir nicht in Verdacht geraten, ein schlechtes Gewissen zu haben, darf es bei deinen vier Schultage nicht den Anschein erwecken, wir beide würden ihn aus irgendeinem Grund schonen. Wir machen, wenn die Situation es erfordert, genau dasselbe, wie Fen und Liz. Glaub' mir; er wird es dennoch schadlos übersteh'n, zumal ein Funke Hoffnung besteht, dass wir die Sache mit der Läuterung hinkommen. Quatsch. Die Chancen, dass wir ihn zur Einsicht bringen, stehen, so

glaube ich zumindest, gar nicht mal so schlecht. Das hab' ich im Gefühl. Also würde ich dir dringend raten, abzuwarten, deine seltsamen Ambitionen so rasch wie möglich zu vergessen, und zum eigentlichen Thema zurückzukehren. Im Grunde ist das nämlich noch viel gruseliger – aber eben auf andere Art.

»Du sprichst von Cedric. Richtig?«

»Ja. Er foltert dich seit Jahren seelisch. Wir hingegen foltern Billy Watson nur ein paar Stunden körperlich, damit er, um es mit den Worten deines Priesters auszudrücken, nicht im Fegefeuer landet.«

»Was für ein löblicher Gedanke?« feixte Enya betont boshaft.

»Schon gut, Herzchen. Leg' meinerwegen so viel Sarkasmus an den Tag, wie du willst, aber sei versichert; nicht die Methode zählt unterm Strich, sondern das Ergebnis. Fen, Liz und ich sind einhellig und mit guter Berechtigung der Meinung, dass es besser ist, verbrecherische Grünlinge, wie ihn, ein paar Wochen oder Monate hinter vier Wänden mit vereinten Kräften in die Mangel zu nehmen, anstatt dafür zu sorgen, dass sie jemand anderes jahrzehntelang hinter Gitter steckt, ohne auch nur annähernd dasselbe zu bewirken. Im Groben geht es doch darum, dem Knirps, der sich, anstatt sich eine Arbeit zu suchen, dem Verbrechen zugewendet hat, eine Lehre fürs Leben

zu erteilen - ähnlich wie Elizabeth es bei der Begrüßung der Neuen in der Erziehungsanstalt macht. Wir haben ihm die gestohlenen Sachen abgeknöpft, ihn in Fens Keller geschafft, und als nächstes werden wir ihn zum Besseren bekehren, indem wir ihn tüchtig ran nehmen und den fehlgeleiteten Wicht eine gewisse Zeit leiden lassen. Anders ist es nicht möglich, die Scheiße, die sich in seinem Kopf angesammelt hat, rauszubekommen. Daran kannst auch du nichts ändern, denn es entspricht der Wahrheit, dass sein schlimmes Denken einem Geschwür ähnelt, das es restlos zu entfernen gilt. Wie sonst könnte es zu so vielen Rückfällen kommen, bei schweren Jungs, die aus einer Haft entlassen wurden?«

\*\*\*

In Fenias großem luxuriös ausgestattetem Wohnsalon ging es heute zu wie in einem kleinen Bienenstock, denn alle vier Dominas waren gedanklich bereits bei der ersten Session, während sie letzte Vorbereitungen trafen. Nach Tee, Kaffee und Kuchen hatten sie sich geschminkt, die Domina-Klamotten vorbereitet und natürlich hatten sie Enya nochmals den genauen Ablauf vorgebetet. Klar war auch, dass Enya und Bri darauf brannten, den aktuellen Stand der Dinge zu erfahren.

»Nein, Schätzchen. Es gibt nichts Neues zu berichten. Im Gegenteil. Er hat deine Ausführungen beinahe auf Punkt und Beistrich bestätigt, und aufgrund der Härte unseres Verfahrens gehe ich davon aus, dass er die Wahrheit gesagt hat« lautete Fenias Antwort auf Briannas Frage, ob sie interessante Dinge aus dem unglückseligen Gefangenen rausgequetscht hätten. Bri und Enya atmeten unauffällig auf, doch es gab einen Wermutstropfen. Briannas Vermutung, Fenia und Elizabeth würden ihn das Fehlen der Beute spüren lassen, erwies sich leider als richtig.

»Liz hat ihn im Zuge des Verhörs gründlich in Augenschein genommen und war ab der ersten Sekunde von seiner geringen Größe begeistert, da sie es, gleich wie ich, liebt, wenn ein kleiner Junge mit der Nase voran hilflos zwischen ihren riesigen Arschbacken steckt, sich dabei die Augen ausheult, und flehentlich bettelt, freigelassen zu werden oder zu seiner Mammi gehen zu dürfen.«

Elizabeth gesellte sich zu ihnen, weshalb Brianna in Enyas Beisein die nächste Frage stellte.

»Fen sagte mir gerade eben, dass du einerseits enttäuscht, aber andererseits begeistert bist«

»Ja. Das ist richtig. Enttäuscht sind wir beide, weil der Knirps, den ihr ab und angeschleppt habt, anscheinend der ungeschickteste Langfinger aller Zeiten ist, und begeistert bin ich aufgrund seiner Mickrigkeit.« Oh je! Genau das hatten Bri und

Enya befürchtet. Die zwei pädophil veranlagten Sadistinnen wollten Enya weniger unterstützen als den ungewöhnlichen Sklaven vielmehr als Lustobjekt benutzen. »Das macht es uns, einschließlich deiner unerfahrenen Freundin, möglich, für bestimmte Dinge ein gewisses Fingerspitzengefühl zu entwickeln. Man könnte es auch als Feinabstimmung bezeichnen, denn man kann sich an einem Sklaven nur so stark austoben, wie er imstande ist, es zu verkraften«, sagte die gruselige Hure wie zur Bestätigung rundheraus, als wäre das, was sie im Anschluss mit Billy Watson machten, die normalste Sache der Welt. Angesichts dieser Umstände konnte man Enyas Sorge um Billy Watsons Gesundheit gut nachvollziehen, zumal Elizabeth aufgrund ihrer Arbeit Züchtigungsmethoden kannte, die an das tiefste Mittelalter erinnerten.

»Ach herrje. Ist diese Frau wirklich frei von allen Hemmungen und Tabus?« lautete ein wenig später Enyas an Bri gerichtete Frage – im Flüster-ton, versteht sich.

»Ja, Herzchen. Sie empfindet dabei Lust – gleich wie Fen. Und um ehrlich zu sein; die Vorstellung, Liz könne ihren Traum eines Tages verwirklichen, bringt meine Möse ebenfalls auf Touren. Vorstellen könnte ich es mir, denn sie übt bereits, indem sie regelmäßig ihre Rosette dehnt« erklärte Enyas

Nachbarin ebenso leise und in ihrer verstörend offenen Art.

»Traum? Was denn für einen Traum?«

»Liz hat, wie man gut sehen kann, mit Sicherheit den größten Hurenarsch Australiens, und ihre Vorstellung ist es seit geraumer Zeit, das kleinste Köpfchen Australiens bis zu den Schultern in ihr gedehntes Arschloch zu stecken, damit es wie durch Zauberei zwischen ihren Monster-Arschbacken verschwindet. Damit nicht genug, träumt sie davon, dass Fen das kleine Männchen währenddessen mit dem Fick-Prügel in den Arsch fickt und den nackten Hintern des Männchens mit einem Lederriemen versohlt, oder dass ihre Gehilfin es stattdessen mit einer glühenden Zigarette quält.«

»Ach herrje. Das ist oder wäre wirklich total abartig, würde ich meinen.«

»Ja. Du sagst es. In Elizabeths Kopf gehen Dinge vor, die ihr Luzifer höchstpersönlich eingehämmert haben muss, aber gerade das ist ja das geile an ihren finsternen, aber schwer realisierbaren Gedankenspielereien.«

»Woher weißt du das alles überhaupt?«

»Weil sie Fen alles anvertraut und Fen wiederum mir alles anvertraut. Und genau deswegen würdest du ausgezeichnet zu uns passen, denn ich vertraue dir alles an, und du könntest Liz alles anvertrauen.«

»Na toll. Wenn das wirklich so wäre, wäre der Streit vorprogrammiert und zwar in perfekter Art und Weise, denn alles, was Liz Fen anvertrauen würde, würde sie postwendend von mir zu hören bekommen.«

Nicht wissend, dass Briannas bizarre Ausführungen Enya in weiterer Folge Albträume bescherten, grinsten beide verhalten wegen der abstrusen Idee, die Enyas schrullige Nachbarin auf das Tablett gebracht hatte.

Danach brachte Bri Enya den Umgang mit Handschellen, ein paar andere Fesselungstechniken, für die man Kurze Stricke benötigte, aber auch die sachgemäße und gefahrlose Anwendung der Würgekette bei.

»So. Ich denke, das war's im Großen und Ganzen, und egal, was kommt; denk immer daran, dass es der kleine Verbrecher nicht besser verdient hat. Abschaum, wie ihn, im Zuge der Züchtigungen wie einen Menschen zu behandeln, wäre der größte Fehler, den du Angesichts einer bestimmten Sache machen könntest.« Enya hatte den versteckten Wink kapiert.

Nachdem die drei Huren und Enya in Fens Wohnzimmer alles gründlich besprochen hatten, und Bri und Enya ihre Perücken und Brillen aufgesetzt hatten, zogen sie die Domina-Bekleidung an, was laut Fens »Repräsentations-Regeln« nötig war, damit die drei Kellerverliese überhaupt betre-

ten werden durften. So trugen alle – einschließlich Enya, als sie die Stiege hinuntergingen, schwarze lederne Augenmasken, schwarze lederne Strumpfgürtel mit ledernen Strapsen, schwarze hochhackige Lederstiefel, die bis zu ihren mit schwarzen Seidenstrümpfen verzierten Oberschenkeln reichten, schwarze Lederhandschuhe, die bis zur Mitte der Oberarme nackte Haut schützten und bedeckten, und schwarze, durchsichtige und seitlich geschlitzte Seidenröckchen, die mehr erkennen ließen, als sie verbargen. Wem die schwarze Wäsche am besten stand, war Elizabeth, denn sie war die größte und attraktivste von allen. Elizabeth war, man konnte es nicht besser ausdrücken, eine Sexbombe. An ihr passte einfach alles. Ihre sagenhaft großen und wohlgeformten Brüste, die großen steifen Brustwarzen, der breite mächtige Hintern mit den zwei fleischigen und dennoch knackigen großen Halbkugeln, ihre lange schwarze Mähne, die sie heute zu einem wunderschönen Zopf geflochten hatte, und ihre schneeweißen Zähne waren in Summe der Grund, warum sie die teuerste Edelhure Australiens war. Sie war wirklich eine Augenweide, und dass nicht wenige Sklaven beim Anblick dieser Domina, verbunden mit einem herrischen Befehl wie »Kopf hoch, Sklavensau, oder ich helf dir auf die Sprünge!« auf der Stelle abspritzten, war somit alles andere als ein Mirakel.

Auch Fenia war hochattraktiv, doch ihre Stärke bestand eher in ihrer schlaunen Art als in ihrem guten Aussehen. Ihr hübsches Gesicht, ihr großer Hintern, und ihre riesigen Möpfe brachten Männer ebenfalls um den Verstand, doch wenn sie eine neue Geschäftsidee hatte, fertigte sie einen Sklaven aus Zeitnot ab, indem sie ihn mitten in der Behandlung fesselte, knebelte, und mit Laudanum oder Äther betäubte. Sie sagte, das sei notwendig, damit sie ihre Muße mit ihrer Kreativität in Einklang brachte. Meist stiefelte sie dann die Treppe hoch, um eine Idee zu Papier zu bringen, und wenn sie in den Keller zurückkehrte, fuhr sie fort, indem sie einen Eimer Wasser über den Kopf des Sklaven schüttete. Danach wurde er umso mehr gequält, was auch der Grund war, warum sie bei den Freiern als »unberechenbare Folterhexe« oder als »Mutprobe« verschrien war. Diesmal hatte sie ein paar nagelneue Schlagriemen aufgetrieben, sowie zwei schwarze Reitgerten, eine Neunschwänzige, einen Ochsenziemer, und drei schwarze lederne Bullenpeitschen, sodass Enya wegen der guten Vorbereitung vor lauter Staunen die Brauen hochschob.

\*\*\*

Bevor Fenia die Kellertür aufschloss, sagte sie zu Enya:

»Lausch' mal an der Tür und sag' mir, was du hörst.«

Enya tat wie geheißen, und nach einer Weile nahm sie wieder Abstand von der Tür.

»Er weint bereits *jetzt*?«

»Ja. Weißt du, warum?«

Enya machte mit dem Kopf eine verneinende Geste.

»Weil er, gleich wie vor dem Verhör, die Geräusche unserer Stiefelabsätze und das Klimpern unserer Sporen gehört hat, als wir die Treppe runtergingen. Ich halte jede Wette, dass er sich deswegen vor lauter Angst angepisst hat. Möglicherweise hat er sogar unerlaubterweise in den Käfig geschissen. Dass einer der Sklaven aus lauter Angst seinen Schließmuskel nicht mehr im Griff hat, kommt nicht selten vor. Wenn das bei ihm ebenfalls der Fall sein sollte, kann er sich auf was gefasst machen, denn ich hasse nichts mehr, als eine unnötige Sauerei. Jedenfalls werden wir das und seine Verkommenheit als Vorwand dafür nehmen, dass wir ihn ohrfeigen, an den Haaren aus dem Käfig zerren, und ihn tüchtig übers Knie legen. Du wirst die erste sein, die ihn, nachdem Bri es vorgezeigt hat, züchtigen darf. Deine zukünftige Professionalität und seine Läuterung stehen an oberster Stelle. Wichtig dabei ist, wie ich schon mehrmals sagte, dass wir, einschließlich dir, weder Rücksicht noch Mitleid an den Tag legen dür-

fen, obwohl er – seinen eigenen Worten zufolge – erst zwölf Jahre alt ist. Kommst du damit klar?«

»Ja. Ich hoffe es zumindest.«

»Gut. Dann woll'n wir mal. Brianna holt ihn aus dem Käfig und du tobst dich ordentlich an ihm aus. Halt dich bloß nicht zurück. Die tückischen kleinen Bastarde sind hart im Nehmen, weil sie zwischendurch bei Wind und Wetter im Freien übernachten.«

»Egal, was kommt; sieh genau hin, Herzchen« sagte Bri leise zu Enya, nachdem die vier maskierten Dominas den Keller betreten und Fenia und Liz die schwere Eisentür hinter sich geschlossen und verriegelt hatten. Die vier düsteren Akteurinnen unterhielten sich locker vom Hocker, während der splitterfasernackte Knabe im Käfig hockte und sich die Augen aus-heulte, da er beim Anblick der Dominas ahnte, was auf ihn zukam. Dass ihm zwei der grausamen Frauen den Schatz abgenommen hatten und ihn nun auch noch alle gemeinsam foltern wollten, war in seinen Augen die Steigerung all dessen, was mit dem Wort »Gemeinheit« verbunden war. Er war kreidebleich im Gesicht, und als er sah, dass sie auf ihn zu stiefelten, bedeckte er aus Scham seine Blöße mit den kleinen vor Angst schwitzenden Händen.

Brianna, deren riesige Brüste aufgrund der schmalen schwarzen Büstenhebe - wie es auch bei Fen und Liz der Fall war – trotz Stütze, aber auf-

grund der größtmöglichen Bewegungsfreiheit nahezu frei und ungehindert auf und ab wogten, stiefelte ebenfalls zum Käfig, in dem Billy Watson kniete und vor lauter Angst am ganzen Körper zitterte und mit den dünnen Beinen schlotterte.

»So, Kleiner!« schnarrte Enyas Freundin strenger denn je. »es ist soweit! Heute lernst du uns richtig kennen!«

Sie schloss den Käfig auf, zerrte den schreienden Knaben an den Haaren heraus, und ohrfeigte ihn jedes Mal, wenn er versuchte, sich dagegenzustemmen.

Damit ihm von vornherein klar wurde, dass er den vier Dominas hilflos ausgeliefert war, dass sie mit ihm alles anstellen konnten, was sie wollten, und dass es keinen Sinn machte, sich zur Wehr zu setzen, sollte und wollte Brianna ihm gleich zu Beginn extrem herrisch entgegentreten, und genau das hatte sie getan.

Enya wurde von Bri gebeten, ihn in nachahmender Weise am Schopf zu packen und den zappelnden Jungen zu einem Sessel zu zerren, der, von der Kellertür aus gesehen, drei Meter weiter links stand, weshalb man sagen konnte, dass der große Gully, der mit der Senkgrube verbunden war, sich nun genau zwischen Sessel und Käfig befand. Brianna fesselte seine Hände mithilfe der Handschellen, und Fenias zusammengeknülltes Höschen und ein von Liz umgeschnallter und festgezurrtter Le-

derknebel verhinderten, dass sein jämmerliches Geschrei alles übertönte. Dass er sich bei der Züchtigung nicht die Seele aus dem Leib brüllen konnte, erachtete vor allem Enya als angenehm und vorteilhaft, zumal sie diejenige war, die das weichste Herz der vier Dominas hatte.

»Zier dich gefälligst nicht so!« brüllte Fenia bitterböse, da er sich abermals dagegenstemmte, da er ahnte, was als nächstes auf ihn zukam. Kein Wunder, denn Fenia hatte die Schlagriemen verteilt, damit die Dominas prüfen konnten, ob das neu erworbene Folterutensil den Vorstellungen entsprach und den Anforderungen gerecht wurde. Die ledernen Züchtigungsinstrumente, die sie Liz, Bri und Enya in die Hand gedrückt hatte, waren schwarz, stabil, ungefähr dreißig Zentimeter lang und sechs Zentimeter breit, und in Summe fürwahr Furcht einflößend, denn allein die Art, wie sie die Riemen in der Hand hielten, verriet, dass die vier Sadistinnen fantastisch gut damit umgehen konnten. Auch Enya wog ihren Riemen in der Hand, und da das kurze breite Instrument in jeder Hinsicht zu passen schien, wandte sie sich Brianna zu, die mit breit gespreizten Beinen auf dem Sessel Platz nahm. Brianna war diejenige, die Enya erklärte, was sie in wenigen Minuten nachmachen sollte oder durfte.

Sie saß mit ordinär gespreizten Beinen auf dem Sessel und bat Enya, die Billy Watson tadellos an

den Haaren herbeigezogen hatte, den Kopf des »Knirpses« (so bezeichneten ihn die Dominas mitunter) so weit hinunterzudrücken, dass sie ihn bäuchlings über ihr linkes Knie legen konnte.

»Mach dich auf was gefasst, du verkommene Ratte!« herrschte Brianna ihn an, damit Enya sehen und hören konnte, dass Hemmungen an diesem verborgenen Ort fehl am Platz waren. Liz packte ihn am Schopf und klemmte seinen Hals zwischen ihre Schenkel, damit er nicht zappeln konnte, wie er wollte, und Fenia, die sich den langen dicken Fickprügel um die Hüften geschnallt hatte, stellte sein hinteres Ende ruhig, indem sie den Jungen buchstäblich aufspießte. Der Fickprügel, der einem erigierten Pferde-Penis ähnelte und von den Huren auch »Gurke« genannt wurde, steckte bis zum Anschlag in seinem Hintern, als Brianna begann, ihn fürchterlich zu verdreschen.

»So, du jämmerlicher Knilch! Das hast du nun davon, dass du ein ehrbares Leben gegen eine Verbrecherkarriere getauscht hast!«

Erst jetzt sah Enya, dass Elizabeth – gleich wie Brianna es bei den Puppen gemacht hatte - zwei der mit langen spitzen Stacheln gespickten Lederriemen um ihre Schenkel geschnallt hatte, damit sie den Sklaven noch mehr quälen konnte, indem sie die Stacheln während der Züchtigung beliebig tief in seinen Hals drückte. Das musste ziemlich schmerzhaft sein, denn die Hundehalsbänder, die

Elizabeth verwendete, waren doppelt so breit wie jene, die Enya von Bri geschenkt bekommen hatte. Folglich befand sich darauf eine Doppelreihe Stacheln, und Elizabeth genoss es sichtlich, ihn durch Schenkeldruck zu quälen. Nichtsdestotrotz achtete sie sorgsam darauf, dass die Stacheln an den richtigen Stellen eindrangen, denn abgesehen von der Halsschlagader und dem Kehlkopf gab es in diesem Bereich auch andere heikle Zonen. Billy Watson wusste das, und wäre er jetzt nicht geknebelt gewesen, hätte er sich vor lauter Angst und Schmerzen gewiss die Seele aus dem Leib geschrien. Das schlimmste war aus Enyas Sicht, dass ihn dabei alle drei Huren mit dem Lederriemen schlugen. Da er diese Folter nicht allzu lange durchstehen konnte, hob Fenia die rechte Hand und schlug einen Wechsel vor.

»Das reicht, Schätzchen. Lass es nun bitte unsere Praktikantin versuchen« sagte sie an Brianna gerichtet, ohne einen Namen zu nennen, denn das war in Fenias Keller ein absolutes Tabu. Musste unbedingt ein Vorname genannt werden, handelte es sich dabei lediglich um den frei erfundenen »Huren-Vornamen«.

Enya und Bri taten auch ohne Nennung ihres Huren-Vornamens, wie geheißen, denn sie hatten auch so verstanden.

Enya wurde absichtlich nur die allernötigste Hilfe geboten, als sie Billy Watson über das linke

Knie legte, denn schließlich hatten die Huren den kleinen und gering-gewichtigen Grünling extra für sie aufgetrieben.

Da nur Brianna wusste, dass ihre Freundin eine neue Schlagtechnik erfunden hatte, schlug Enya ihn diesmal auf normale Art, um ihn zu schonen. Dennoch wäre es wieder ein extrem erregender Anblick vor allem für Männer gewesen, denn die Art, wie sie es machte, war unnachahmlich. Die hübschen gespreizten Beine, das leichte Zittern ihrer hellen Schenkel, das ununterbrochene Glitzern in ihren großen grünen Augen - in Verbindung mit der speziellen schwarzen Leder-Augenmaske, das Schwung-Holen mit dem Leder, und geharnischte Drohungen, wie beispielsweise »dir werd' ich's zeigen, du jämmerliches Nichts ... ich werde dich lehren, ahnungslose Leute zu bestehlen!« waren in Summe Erotik-Kino vom Feinsten. Elizabeth und Fenia konnten kaum glauben, dass Enya es zum ersten Mal machte. Brianna, die denselben Eindruck hatte, gab Enya ein verstecktes Zeichen, einen Gang zurückzuschalten, weshalb Enya sich fortan absichtlich ein wenig ungeschickter anstellte. Billy Watson heulte trotzdem Rotz und Wasser im Ausmaß eines kleinen Wasserfalls.

»Ich hoffe, du konntest nebenbei auch auf das achteten, was wir gemacht haben, denn als nächstes wirst du ihn in den Arsch ficken und die Schenkelklemme nachmachen, wobei die Stachel-

riemen wegfallen, da dieselben ohnehin bei der dritten Züchtigung ins Spiel kommen« erklärte Fenia ungerührt. Sie reichte ihr zwei dieser gruseligen Riemen, die auf einem kleinen Tisch gelegen hatten, als hätte sie die Folterutensilien extra für Enya bereit gelegt. »Die gehören ab sofort dir, aber lass sie vorerst am besten hier, denn wie ich sagte, benötigst du sie erst beim übernächsten Mal« sagte sie beim Überreichen der Halsbänder, da sie nicht wusste, dass Enya bereits welche von ihrer Nachbarin bekommen hatte.

»Alles klar. Danke.«

»Bitte« sagte Fen, während sich Billy Watson über die kurze Atempause freute.

Lange dauerte dieser Zustand allerdings nicht an, denn Elizabeth und Fenia nickten sich zu, und sogleich nahm Elizabeth ihn wieder in den Schwitzkasten. Da er wieder gefickt, gewürgt, und von allen drei Hexen mit den Lederriemen windelweich geschlagen wurde, begann er zwischen Elizabeths Beinen erbärmlich zu winseln, und da er diesmal vor lauter Angst pinkelte und dabei Fenias teure Stiefel benetzte, ergriff Fenia, der das Bekleckern und Verunreinigen gar nicht gefiel, das Wort.

»Na warte, du boshafte Sau! Das hat Folgen!« Zorn war in ihr hoch gekocht, sodass sie ihm am liebsten eigenhändig die Gedärme raus reißen wollte, denn wenn es etwas gab, das sie hegte und pflegte, waren es ihre sündhaft teuren Stiefel, die

sie persönlich als »Reit- und Fickstiefel« bezeichnete.

»Solltest du es noch mal wagen, mir ans Bein zu pinkeln, steck' ich meine Faust in deinen Arsch und schneide dir mithilfe einer Rasierklinge die Gedärme raus! Einen möglichst grausamen Tod werde ich dir im Falle der Missachtung meines Befehls bereiten, und mit Sadismus oder Irrsinn hätte es nicht das Geringste zu tun! Aug um Auge, Zahn um Zahn, steht sogar in der Bibel, und wenn du es darauf anlegst, dass ich mich, stellvertretend für all jene, die du beklaut hast, wie eine Richterin aufführe, kannst du das gerne haben! Was Grausamkeit angeht, kannst du alles von uns bekommen, was du dir in deinem mit Scheiße gefüllten Kopf ausmalen kannst!« brüllte sie erobost, denn sie mochte ihn aufgrund der fehlenden Beute nicht besonders, und das verschlimmerte sich sogar, denn sie hatte genau deswegen einen Geistesblitz, der beinahe Enyas und Briannas Geheimnis ans Licht brachte.

Fenia ahmte nicht wissentlich Enyas Schlagtechnik nach. Die gezielten Schläge, die sie auf die Hoden des Sklaven setzte, führten dazu, dass Billy Watson bei jedem einzelnen Schlag wie ein junger Wolf in den Knebel jaulte, was darauf hindeutete, dass er es abermals als besonders harte Strafe empfand. Kein Wunder, denn gleich wie Enya es in seiner Mietwohnung gemacht hatte, hatte Fenia

ihn mit der Linken am Schwanz und an den Eiern gepackt, und danach hatte sie den Riemen, so gut, so fest, und so gezielt wie sie konnte, auf die Hoden aufklatschen lassen. Billy Watson weinte, da Fen ihn ohne jedes Mitleid schlug, wie ein Dreijähriger.

»Deine Behauptung, du wärst mittellos, beschäftigt mich nach wie vor, Kleiner! Darum frage ich dich bei dieser tollen Gelegenheit noch mal! Wen, zum Henker, hast du in der letzten Zeit ausgeraubt, und wieso gab es bei dir nichts zu holen?!«

Enya und Bri fuhr der Schock sichtlich in die Glieder, denn Elizabeth entfernte auf Fenias Zeichen den Knebel, damit er sprechen konnte. Zum guten Glück konzentrierte sich Fenia ausschließlich auf ihr Vorhaben, und zum noch besseren Glück hatte der schluchzende Dieb Briannas Drohung in guter Erinnerung behalten. Darum stammelte er mit weinerlicher Stimme:

»Ich ... ich sagte doch ... ich hab wildfremde Leute auf der Straße beklaut ... ach ja ... jetzt fällt's mir wieder ein ... ein paar Freunde und meine Eltern hab' ich auch beklaut, Ma'am ... als ... als ... als ich von zuhause ausgerissen bin. Aber wie ich schon sagte; alles ist für Essen und Miete drauf gegangen!«

»Was?! Ist das zu fassen?! Du dreckiger Wicht hast deine Freunde und deine eigenen Eltern bestohlen?!« brüllte die brünette Hure zornig,

Alle vier Dominas blickten sich gegenseitig an, denn die eigenen Eltern dermaßen zu enttäuschen, war ja wohl ein starkes Stück. Kein Wunder, dass er sich beim Verhör geziert hatte, zu antworten.

Enya, die ein Recht darauf hatte, sich einzubringen, stellte Billy Watson eine Frage, da sie nicht glauben konnte oder wollte, was sie gerade eben vernommen hatte.

»Ist das wirklich wahr?!«

»Ja, Ma'am!«

Fen atmete tief durch. Dann schnarrte sie bitterböse:

»Alles klar, du dreckige kleine Ratte! Dass du meine Frage ehrlich beantwortet hast, ist als positiv zu werten, doch da ich sie erzwingen musste, und weil deine Missetat wohl das gemeinste ist, das mir jemals untergekommen ist, setzt es nun Hiebe ohne Ende!«

Fenia gab ihrer Freundin ein Zeichen, sodass Elizabeth ihn knebelte, bevor er von beiden fürchterlich geschlagen wurde. Es konnte nicht angehen, dass Knirpse im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren ihre Eltern heutzutage ins Armenhaus brachten, bloß weil beide Elternteile für Zucht und Ordnung im Haus zu sorgen hatten. Auch die andere Sache, bei der es um das Bestehlen von Freunden ging, musste auf jeden Fall geahndet werden.

Aufgrund der zwei schlimmen Vergehen schlug die brünette Hure Enyas Versuchsobjekt doppelt so hart. Ihr langer brauner Pferdeschwanz flog von einer Seite auf die andere, und auf ihrer Stirn, unterhalb der streng nach hinten gekämmten Haare, erschienen deswegen sogar glänzende kleine Schweißtropfen.

»Du Lausebengel! Ich fass‘ es nicht! Tot prügeln sollte man dich! Aber keine Angst! Hier, in meinem Keller, bekommst du genau die richtige Medizin!« brüllte sie haltlos, während sie ihn nach Strich und Faden züchtigte, damit er seine Lehren daraus zog.

Ihre schwarzen Seidenstrümpfe und ihre schwarzen Strapse schimmerten ebenfalls feucht, da sich sogar auf ihren wohlgeformten Schenkeln Schweiß gebildet hatte. Fenia Clayton (so lautete ihr voller Name) bestrafte den schreienden Verbrecher extrem hart, während Elizabeth Valentine (so lautete Liz‘ richtiger Name) ihn bändigte, indem sie seinen hochroten Kopf erneut und noch fester als zuvor in den frivolen Schraubstock – bestehend aus Fleisch, Blut und schwarzen Seidenstrümpfen - zwängte. Zu Enyas und Bri’s Glück kam die Chefin nicht auf die Idee, noch mehr Fakten aus ihm heraus zu prügeln.

»Du elende Ratte! Du dreckigste aller hinterhältigen Dreckskröten! Na warte! Ich werde dich lehren, deine Eltern zu bestehlen, anstatt sie zu ehren,

wie es sich für Jungs in deinem Alter gehört!« Auf ihr Zeichen fickte Enya ihn mit dem Fickprügel, den sie anstelle von Fenia um die Hüften geschnallt hatte, und Elizabeth, die seinen Kopf losgelassen hatte, ohrfeigte ihn zur Strafe für sein schlimmes Vergehen ohne Ende. Dann steckte sie seinen Kopf wieder zwischen die Beine, damit sie ihn wieder zu dritt im selben Maße foltern konnten. Drei Riemen sausten wieder auf ihn nieder, und nur der vierte, der sich in Briannas Hand befand, verharrte in Wartestellung. Sogar Enya schlug manchmal mit dem Lederriemen zu, obwohl sie sich in erster Linie auf die Fickfolter zu konzentrieren hatte. In Summe führte die drakonische Bestrafung dazu, dass Billy Watson urplötzlich leblos zwischen den Huren zusammensackte.

Da er nicht zu Boden fallen konnte, da Elizabeth die Schenkel mit aller Kraft zusammenpresste, Fenia ihn nach wie vor am Schwanz und an den blau geschlagenen Eiern festhielt, und Enya den langen dicken Pferdepimmel bis zum Anschlag in seinen Anus getrieben hatte, hing er bewusstlos in der Luft, bis Elizabeth zur Seite trat, Brianna einen Eimer kaltes Wasser über seinen Kopf schüttete, und Elizabeth ihm ein paar wachrüttelnde Schellen verpasste. Das, und das neuerliche Einklemmen seines Kopfes zwischen zwei heißen Hurenschenkeln brachte den gefolterten Knirps in das Reich der Wahrnehmung zurück

Da Enya nach einer Weile fand, dass die Sache mit der hölzernen Gurke weder schwierig noch kompliziert, sondern vielmehr die einfachste Sache der Welt sei, ließ sie von ihm ab und bat Bri, an ihrer Stelle weiterzumachen, damit sie sich auf den letzten Akt konzentrieren konnte. Das kam Enya wichtiger vor, da ein Mensch zu Tode kommen konnte, wenn man die Sache mit dem Würgen im Eifer des Gefechts übertrieb. Auch musste man beim Platzieren der Stacheln äußerst vorsichtig sein, damit man keine Schlagader verletzte – das musste man Enya nicht erst sagen, denn das sagte einem der Hausverstand.

Elizabeth entfernte indessen die stacheligen Schenkelriemen, damit sie seinen Hals an ihren Schenkeln spürte, doch sowie sein erhitzter Kopf wieder in dem frivolen Schraubstock steckte, fuhr sie mit der drakonischen Bestrafung fort. Sie schlug ihn, gleich wie Fenia, und an boshaften Beleidigungen, in der Art, wie sie vonseiten der brünetten Chefdomina auf Billy Watson eingehalten, mangelte es auch Elizabeth nicht.

»Du undankbarer Bastard! Du kleine widerliche Ratte!« und dergleichen mehr brüllte sie erbot, bevor sie ein paar weitere Schläge auf seinen nackten Rücken vollführte, der noch relativ unverseht war.

Wie es aussah, stachelten sich die zwei sadistischen Huren nun gegenseitig an, denn sein Leiden

hatte mittlerweile Formen angenommen, die Enya die Sprache verschlugen. Sie sollte Elizabeth in wenigen Minuten ablösen, denn die wichtige Sache mit der Schenkelklemme musste zu guter Letzt ebenfalls von ihr hautnah erprobt werden, doch sie stand da wie versteinert und konnte nicht glauben, dass es Fen und Liz gleich beim ersten Mal auf die Spitze trieben.

»Du kleine arschgefickte Kanaille!« brüllte Liz voller Zorn, während sie ihre heißen breiten Schenkel fest gegen seinen Hals presste, sodass er die schwarzen verschwitzen Strümpfe fühlen konnte oder vielmehr musste. Die erfahrene Kurtisane und Erzieherin in einer Person schlug wild und ungezügelt mit dem Riemen auf seinen Rücken und auf seinen wunden Hintern, der mittlerweile in allen erdenklichen Farben glänzte und schillerte. Sie und die anderen beiden Huren schlugen ihn immer und immer wieder, sodass sein malträtiertes Sitzfleisch wegen Elizabeths Temperamentsausbruch wenige Minuten später eine einzige wunde Doppel-Kuppe war. Sogar Blutropfen waren zum Vorschein gekommen, doch als Elizabeth Enyas entsetzten Gesichtsausdruck sah, hielt sie gottlob inne. Fenia gewährte es ebenfalls und auch sie hörte auf, ihn zu schlagen. Brianna hingegen hinkte mit ihrer Reaktion ein wenig hinterher. Sie rammelte Billy Watson zwecks Aufrechterhaltung ihres Lügengebäudes

immer noch mit festen Stößen und sie schlug sogar zwei oder drei Mal mit dem Riemen zu, bis sie merkte, dass noch mehr Blut spritzte und genau deswegen irgendetwas nicht stimmte.

Um Billy Watson, der wie ein Häufchen Elend über Fenias Knie hing und sogar das Zappeln eingestellt hatte, schienen sich die drei Huren die allerwenigsten Sorgen zu machen, obwohl er vor sich hin wimmerte, als hätte sein letztes Stündlein geschlagen.

»Was ist los?« fragte Brianna, und Fen, die das Kommando führte, antwortete;

»Sieh selbst.« Brianna folgte ihrem Blick mit den Augen, und als sie Enyas bleiches Gesicht sah, wusste sie, was das allgemeine Innehalten zu bedeuten hatte.

»Keine Angst, Herzchen« sagte sie. »Der diebische Knirps ist zäher als er aussieht. Komm ... fang‘ dich wieder und erprobe zu guter Letzt die heiße Sache mit der Schenkelklemme. Und wenn das erledigt ist, verfrachten wir ihn wieder in den Käfig, damit er sich bis zur nächsten Tortur erholen kann.«

»Ja. Das wäre gut« sagte Enya in knappen Worten, denn der erste Tag hatte sie sichtlich mitgenommen. Sie wechselten sich ab, sodass er nun von Elizabeth über’s Knie gelegt, von Fenia in den Arsch gefickt, und sein Kopf von Enya zwischen die Schenkel genommen wurde. Da der

Gully nicht weit entfernt war und der Boden sich bis zu dem kleinen Durchlass ein wenig absenkte, pisste die schwarzhaarige Hure, die ihre streng nach hinten gekämmten Haare zu einem Zopf geflochten hatte, dem zwischen ihren Beinen kauern den Jungen zuallererst mitten ins Gesicht. Nun konnte man gut erkennen, was sie als Leiterin der Erziehungsanstalt im Geheimen trieb, denn sie entfernte den Knebel und schnarrte, streng, bitterböse und nahezu unerbittlich:

»Kopf hoch und Maul auf, du kleinschwänzige Sau, oder ich scheiß dir in die Kehle anstatt dich lediglich vollzupissen! Ich könnte dir aber auch zwecks Aufmunterung ein paar Mal mit den Hacken in die Eier oder in die Fresse treten, wenn du dich zierst, meine Pisse zu saufen!«

Billy Watson, der nur wenige Zentimeter vor ihr, zwischen ihren ordinär gespreizten Beinen auf dem Boden kniete und direkt auf ihre stark behaarte Möse und die weit auseinanderklaffenden Schamlippen glotzen musste, befolgte brav und artig den geharnischten Befehl. Er wagte es nicht einmal, ihre sündhaft teuren, rabenschwarzen Seidenstrümpfe, ihre breiten hellen Schenkel, oder ihre dünnen schwarzen Strapse aus Nappaleder zu beäugen, denn Elizabeth zog bereits ihre großen Schamlippen noch weiter auseinander, und pisste in hohem Bogen einen dicken warmen Strahl ziel sicher in seinen Rachen. Derselbe füllte sich im-

mer mehr, obwohl der Gedeimütigte sich redlich bemühte, Elizabeths mit Schaum bedeckte Pisse hinunterzuschlucken, und da er es nicht schaffte, ihrem Wunsch zur Gänze nachzukommen, prasselte der gelbe brennende Rest in seine Augen. Was folgte, waren seine vorübergehende Erblindung, seine gurgelnden Schmerzensschreie, die übliche Verabreichung des Knebels bei brutal gepacktem Schopf, und die übliche Prozedur. Er landete wieder auf einem attraktiven weiblichen Knie, das von einem rabenschwarzen Seidenstrumpf und einem schwarzen Lederstiefel umhüllt war.

Seltsamerweise war es so, dass sich Enya von dem schockartigen Anflug erholte, während die beiden Huren ihn mit den Lederriemen und der Fickgurke bearbeiteten, und als sie im Stehen ebenfalls begann, ihm mit dem Riemen den malträtierten Hintern zu versohlen, hatte sie den besten Höhepunkt ihres bisherigen Lebens. Das Reiben seiner Haut an ihren Schenkeln bereitete ihr Lust, und ebenso sein verzweifertes Wimmern. Ein einziger Blick auf den verlängerten Rücken des Jungen, den sie mithilfe ihrer glühenden Schenkel ruhig stellte, reichte, und sie begann vor lauter Wollust zu kieksen und zu stöhnen. Seine Hoden waren wegen Fenias Folter dick geschwollen, und das verstärkte sich, was kein Wunder war, denn die vollbusige Domina, die ihm als

vierte den nackten Hintern versohlte, hatte seine kleinen ovalen Geschlechtsorgane dermaßen fest mit der linken Hand umklammert, dass sie bei jedem einzelnen Treffer, den sie mit dem Riemen erzielte, zu platzen drohten. Fenia war es, die als frei gewordener Joker den Schlussakt setzte, indem sie den Beweis antrat, dass der gefoltete Dieb trotz allem auf das Heftigste erregt war. Wahrscheinlich tat sie es Enya zuliebe, da sie immer noch ihr entsetztes Gesicht vor Augen hatte. Sie bat Enya und Liz, kurzzeitig in ihrem Treiben innezuhalten, und dann legte sie sich so auf den Boden, dass sie seinen Schwanz in den Mund nehmen konnte. Sie lutschte und lutschte, und massierte seinen erigierten Penis mit der Zunge und mit den Lippen, bis er sich bei zuckenden Bewegungen seines Beckens in ihren Mund ergoss, obwohl Liz ihm dabei auf Fenias Zeichen wie eine strenge englische Gouvernante den Hintern versohlte. Elizabeth, die das Ganze ebenso erregend fand, wie die anderen, schnarrte dabei obszöne Dinge wie:

»Ja! Gut so! Schön stillhalten, Babyboy! Mammis Möse läuft gleich über, wenn du dich noch ein wenig melken lässt und dabei brav und artig in das voll-gepisste Höschen winselst!«

Sie hielt kurz inne und betrachtete Fenia, die nach der so genannten »tiefen Kehle« absichtlich den Mund geöffnet hatte, damit alle das glänzend

weiße Ergebnis sehen konnten, bevor sie Billys Sperma samt den schleimigen hellen Fadensträngen genüsslich hinunterschluckte. Danach holte Elizabeth wieder aus, doch diesmal bewies sie ihr »Taktgefühl«.

»Naaa?! War das nicht schön?! Von einer vollbusigen Domina vor den Augen ihrer drei Freundinnen wie ein Böckchen gemolken zu werden?!« höhnte sie, während sie ihn im Takt ihrer Silben schlug. »Du kleines widerliches *Drecksferkel*! Na warte, Freundchen! Das *Abspritzen* werden wir dir auch noch *abgewöhnen*! *Verlass* dich drauf!

Zur Strafe dafür, dass du es gewagt hast, vor unseren Augen einen mickrigen Ständer zu bekommen, sollten wir dir normalerweise bereits heute, anstatt zum Schluss, mit vereinten Kräften ins Maul scheißen! Das wäre doch etwas – vier große dicke Kackwürste – der Reihe nach verabreicht von vier bildhübschen Dominas! Oder?! Vier stinkende braune Würste - hemmungslos und hintereinander als Tagesration aus unseren Ärschen direkt in deine Kehle geschissen! Du freche spritzfreudige Sau! Das einzig *gute*, das dein heutiger *Samenfluss* bewirkt hat, ist, dass unsere *Lolita* nun weiß, dass du nicht nur ein *verkommener* Dieb, sondern obendrein eine *lüsterne* kleine *Drecksau* bist, der man normalerweise im wahrsten Sinn des Wortes das *Fell* über die Ohren ziehen sollte!«

Sie zog den linken Handschuh aus, packte ihn wieder an den Eiern, und drosch diesmal zur Strafe für das Abspritzen noch hemmungsloser auf selbige ein, sodass Billy Watson zwischen Enyas Beinen beinahe ein zweites Mal ohnmächtig wurde. Damit das nicht so schnell geschehen konnte, deutete Fenia ihrem Gegenüber, den Knebel zu entfernen, damit Billy Watson besser atmen konnte. Enya tat wie geheißen und es zeigte sich, dass er die Gelegenheit nutzte, indem er ein paar mal tief durchatmete und wie ein Kleinkind zu schreien begann. Das wiederum bewirkte eine nochmalige Steigerung der Abartigkeit des Ganzen, da es die dominanten Hexen, mit Ausnahme von Enya, auf das Äußerste erregte, wenn er sich wie ein getretenes Baby aufführte.

»Jaaa! *Herrlich!* Schade, dass du keine von meinen eigenen kleinen *Ficksäuen* bist!« schnarrte Elizabeth in verräterischer Weise in Anspielung auf die Jungs, denen sie in der Erziehungsanstalt das Fürchten lehrte. Sie konnte sich gar nicht mehr einbremsen, denn dazu hatte sie sich selbst viel zu sehr in Fahrt gebracht.

»Na warte, du Ratte! Das war noch lange nicht alles! Ich werde dich so radikal und so lange prügeln, bis du dir wünschst, du wärst nicht aus dem verschissenen Arsch deiner Mutter gekrochen!«

»Nein, Ma'am ... b... bitte nicht!« brüllte er verzweifelt, doch auch damit bewirkte er das genaue Gegenteil.

»Sprich mich gefälligst nicht mit Ma' am, sondern mit Mammi an, du undankbare Rotznase! Das soll dich ständig daran erinnern, was du falsch gemacht hast, indem du von zuhause ausgerissen bist!«

»N... nein, Mammi. Bitte nicht ... ich hab's kapiert. Bitte aufhören!«

»Lauter!«

»Bitte nicht mehr schlagen, Mammi. Ich habe verstanden!«

»Schon besser, du arschgefickte Kanaille!

Hatte Enya es bis jetzt nicht gewagt, sich vorzustellen, dass die temperamentvolle Edelhure in ihrer Funktion als Heimleiterin sogar Sechsjährige auf versauteste Art und Weise im Keller des privaten Heimes in die Mangel nahm, so kam sie in diesem Augenblick zu der sicheren Erkenntnis, das dem sehr wohl so war. Erst viel später erfuhr Enya von Bri, dass das besagte Heim von vielen hinter vorgehaltener Hand als »Gefängnis« bezeichnet wurde, da Elizabeth es beinahe so führte, und dass die pädophil veranlagte Sadistin eine Gehilfin hatte, die ihr dabei half, das »Erfolgsrezept« zu vertuschen oder zu verharmlosen. Gesichert war nämlich, laut Brianna, dass sie von der Eigentümerin und Betreiberin der Institution auf

der Stelle gefeuert worden wäre, wenn es herausgekommen wäre, dass sie Sechsjährige quälte, ohne »Spuren« zu hinterlassen, indem sie sich auf deren Gesicht setzte, den Saum des schwarzen Röckchens rundum auf Schenkel und Hocker fallen ließ, und ihnen befahl, die Zunge so lange bis zum Anschlag in ihr Arschloch zu stecken, bis sie – mit dem Köpfchen zwischen ihren riesigen Arschbacken steckend - vor lauter Atemnot ohnmächtig wurden. Doch zurück zu dem Sklaven, der gottlob nicht auf unbestimmte Zeit in ihre Krallen gelangen konnte, da es niemanden gab, der seine Einweisung samt »Behandlung« bezahlte.

Unglaublich, aber wahr; Billy Watson fing sich trotz der fortwährenden Tortur auf wundersame Weise und begann stattdessen in seiner Todesangst in erregender Manier zwischen Enyas verschwitzten Schenkeln zu zappeln. Damit er sich wieder beruhigte, knebelten Enya und ihre vollbusige Gehilfin ihn wieder, doch nun zappelte er erst recht wie ein Fisch auf dem Trockenen. Gewiss war das Aufbäumen seiner Kräfte einer ordentlichen Menge Adrenalin geschuldet. Die dumpfen Schreie, die an Enyas Ohren drangen, hörten sich an, als würde er nun in herzergreifender Weise um Gnade betteln.

Enyas klitschnasse Spalte wurde dadurch erneut stark provoziert und zum Überlaufen gebracht,

weshalb auch sie in zornige Erregung geriet, und so war es kein Wunder, dass sie sich den hämischen Demütigungen anschloss. Während alle drei Huren teuflisch grinsten, da Enya abermals spontan gekiekt und gestöhnt hatte, fielen ihr Worte ein, die sogar Fenja und Liz aufhorchen ließen.

»Na warte, du frecher Dreikäsehoch!« brüllte sie mit strengem Ton, während auch sie den Lederriemen beinahe im Dreisekudentakt sprechen ließ. Wild und unerbittlich züchtigte sie ihn nebenher, als hätte sie das schon dutzende Mal mit einem Sklaven praktiziert. »Ich werde mich höchstpersönlich dafür verwenden, dass du von unserer Kerkermeisterin, oder von uns allen, bis zur nächsten Züchtigung nur mehr Scheiße zu fressen bekommst! Genau wie deine Mammi es vorhin sagte! Direkt aus unseren Arschlöchern! Eine jämmerlich Sau, wie dich, sollte man normalerweise an den Eiern aufhängen und wie eine räudige Welppe auspeitschen und abstechen!«

Damit ging die erste Tortur dem Ende entgegen. Fenja hob die Hand und gebot allen Einhalt.

Enya ließ den Knaben frei, und nachdem Elizabeth ihn auf die wackeligen Beine gestellt hatte, herrschte Gewissheit, dass er noch einigermaßen bei Bewusstsein war.

Bevor Fenja den völlig erschöpften Jungen an den Haaren packte und Richtung Käfig zerzte,

wollte sie noch das Alter von ihm wissen, was er nur allzu gerne preisgab.

»Ich ... ich bin erst zwölf, Ma'am« verkündete er schluchzend und aufrichtig, doch Fenias Antwort beraubte ihn aller Hoffnungen, sie würden ihn deswegen milder behandeln.

»Und wenn schon! Du hast, laut meiner Freundin, rotzfrech behauptet, du wärest sechzehn – also werden wir dich auch weiterhin so behandeln, damit du am eigenen Leib fühlst, dass Lügen ebenso kurze Beine haben, wie du!«

Er konnte sich nur mit Briannas und Enyas Hilfe auf den besagten kurzen Beinen halten, doch ansonsten schien er die Tortur beachtlich gut weggesteckt und überstanden zu haben. Das Wort »glimpflich« schien dabei angebracht zu sein, denn er taumelte und wurde deswegen von Liz strafweise dazu verdonnert, seine Zunge zum Abschied bis zum Anschlag in ihr Arschloch zu stecken – gleich wie die »missratenen« Sechsjährigen, die sie als »Leckferkel« bezeichnete, es tun mussten, während die traumatisierten Knirpse, auf denen sie hockte, um ihr Leben zappelten. So hockte sie sich nun auch mit gespreizten Beinen in gebückter Stellung vor Billy Watson, damit sie seinen Kopf zwischen die großen Arschbacken stecken konnte, und nachdem sie das auf höchst ordinäre Weise getan hatte, musste er so lange mit der Zunge in ihrem Mastdarm herumwühlen, bis

sie ebenfalls den herbeigesehten Höhepunkt hatte. Sie rubbelte dabei ihren Kitzler, steckte sich ein paar Finger in ihre tiefend feuchte Möse, und verschaffte sich auf diese Weise einen fantastischen Orgasmus, der sogar eine kleine Pfütze auf dem grauen Steinboden hinterließ. Damit Enya so gut wie möglich davon profitierte, fuhr sie auf Briannas Bitte noch ein Weilchen fort und worauf es ihr dabei besonders ankam, war Billy Watsons Furcht, die ihn dazu bewegte, die ekligsten Dinge zu tun.

»Tiefer, du jämmerliche Kreatur, oder du fängst dir ein paar ordentliche Schellen!« brüllte sie streng, während Brianna der jüngsten in ihrer Mitte ein Zeichen gab, nun besonders gut hinzusehen.

Da er nicht sofort gehorchte, indem er die Zunge noch tiefer in das Loch steckte, zog Elizabeth den rechten schwarzen Lederhandschuh aus, wirbelte zornig herum, und ohrfeigte ihn mehrmals so kräftig, dass er schlussendlich zu Boden taumelte. Dann beugte sie sich hinunter, zog ihn schmerzhaft am Ohr hoch und brüllte abermals streng wie eine Gouvernante:

»Jetzt weißt du, dass Mammi keine leeren Drohungen von sich gibt! Zögerst du noch mal, meinem Befehl nachzukommen, landest du in der dunkelsten Folterecke dieses Kellers! Verstanden?! Und jetzt wird wieder hübsch artig geleckert und die Zunge in Mammis Arschloch gesteckt!«

Sie ging wieder in die alte ordinäre Position und schnarrte im seitlichen Zurückblicken erbost, wie selbst Fenia es noch nie aus ihrem Mund vernommen hatte:

»Los, du unartige kleine Lecksau! Raus mit der Zunge, und rein damit in Mammis glutheißen Arsch!«

Diesmal kam Billy Watson dem Befehl unverzüglich nach. Er steckte seine Zunge so tief er konnte in das Loch des riesigen Hinterns, der sich ihm entgegenstreckte, und je weiter Elizabeth die Backen mit den Händen auseinanderzog, desto eifriger stöberte er mit der Zunge in ihrem ekligen Darm.

»Siehst du, wie man das macht, Herzchen?« fragte Brianna, bevor Enya nickte und sich bei Elizabeth für die gute Demonstration bedankte.

»Ja. Danke, ihr Lieben. Ich schätze, das bringe ich ab heute in gleicher oder ähnlicher Form zuwege, aber an ihm erproben möchte ich es nicht, weil ich meinem Geliebten nicht untreu werden möchte.«

Die drei Huren lachten, während Billy Watson innerlich aufatmete, da sich endlich eine Beendigung der Tortur abzuzeichnen schien.

Wie zur Bestätigung bellte Elizabeth resolut:

»Das reicht für heute, Sklavensau! Raus mit der verschissenen Zunge!«

Sie drehte sich um, starrte Billy Watson mit funkelnden Augen an, und fühlte sich in diesem Augenblick wahrscheinlich in den Keller der Erziehungsanstalt versetzt, denn sie schnarrte voll boshafter Erregung:

»Du frisst wohl gerne Scheiße direkt aus einem fetten Weiberarsch! Wie?! Na warte, du eifrige kleine Lecksau! Wenn das so ist, wird Mammi dir bei nächster Gelegenheit die fetteste Kackwurst ins Maul scheißen, die du je gesehen oder gefressen hast! Möglicherweise geschieht das sogar abseits der Aktion! In ein paar Tagen, übermorgen, oder schon morgen Abend, denn um ehrlich zu sein, kann ich es gar nicht mehr erwarten, dir kräftig ins Maul zu scheißen!« Sie zerrte ihn an den Haaren Richtung Käfig und grinste dabei, als hätte sie schon tausend Mal einen Jungen seines Alters auf diese Art gefoltert und schikaniert. Fast schien es, als wäre es das höchste ihrer Gefühle, kleinen Jungs die abartigsten Dinge abzuverlangen, und je kleiner und jünger sie waren, umso mehr Lust bereitetet es ihr mit hoher Wahrscheinlichkeit. Diese Frau war wahrhaftig das Paradebeispiel einer pädophil veranlagten Sadistin, denn je näher sie dem Käfig kam, desto öfter griff sie sich zwischen die Beine, als würde sie es zutiefst bedauern, dass die grausame Tortur zu Ende ging.

Enya schwirrte deswegen abermals der Kopf, denn nun hatte sie ein verstörendes Bild vor Au-

gen, auf dem Elizabeth zu sehen war, und ein gefesselter nackter Knirps im Alter von sechs Jahren, dem sie - seines tadelnswerten Verhaltens wegen, oder auch nur zwecks »regelkonformer Begrüßung« - im Keller »ihrer« Zuchtanstalt geradewegs in das weit aufgespreizte Maul schiss. Sogar sein herzerreißendes Wimmern konnte Enya im Geiste vernehmen, und da sie meinte, auch die schlechte Luft riechen zu können, die Elizabeths stinkenden braunen Fäkalien geschuldet war, rümpfte sie missbilligend die Nase. Doch das konnte Billy Watson auch nicht aus der Klemme helfen.

»So! Da wären wir! Rein mit dir in den Käfig, wo kleine, nach Hurenscheiße gierende Ferkel, wie du, hingehören! Da drin kannst du schon mal beginnen, die Stunden zu zählen, die noch fehlen, bis wir uns wiederseh'n! Eines kann ich dir jetzt schon versprechen, Kleiner! Vergessen wirst du das, was ich morgen oder übermorgen mit dir anstelle, nie mehr! Je nachdem, wie du dich beim Fressen meiner Scheiße verhältst, werde ich dich nämlich hart oder noch härter mit einem eingeweichten Rohrstock züchtigen! Wart's ab, du verbrecherischer Knirps ... wenn ich dich richtig in die Mangel nehme, wirst du dir wünschen, du hättest den Kopf nie aus dem Arschloch deiner richtigen Mutter gereckt!« schnarrte die bezopfte Hure gemein, bevor sie den weinenden Sklaven-

jungen anstelle ihrer Chefin noch fester am Ohr packte und ihn von Stiefelritten begleitet in das kleine enge Gefängnis manövrierte. Zu guter Letzt zog Fenia den verschlossenen Käfig wieder mithilfe des Flaschenzugs und der Kette bis an die Decke, wobei Brianna sich wie zufällig dazwischen stellte, damit Enya der Blick auf eine bestimmte allerletzte Szene verwehrt blieb. Was Enya vorerst nicht sehen sollte, war die Art und Weise, wie Fenia und Elizabeth sich an dem Leiden des weinenden Jungen ergötzten, der ängstlich herunter starrte. Der eingepferchte Dieb konnte, im Gegensatz zu Enya, sehr wohl sehen, dass ihn die beiden Edelhuren zu guter Letzt verspotteten, indem sie ihn dabei zusehen ließen, wie sie sich wegen ihm, seiner Hilflosigkeit, und seiner sichtlichen Verzweiflung wegen einen letzten Orgasmus verschafften. Allein der Ausdruck der puren Verzweiflung in seinem verheulten hochrotten Gesicht bewirkte, dass Fenia sich zwischen die Beine griff und zu stöhnen begann, als wäre sie eine jener Dunkelhexen, die bei Blutmond satanistische Rituale abhielten, die mit Kindesopfern zu tun hatten.

Mit jeder Sekunde, in der sich Billy Watson von der abartigen Tortur erholte, begann er noch mehr zu weinen, zu schluchzen und zu wimmern. Nun begann er auch noch um Hilfe zu schreien.

»Daddy! Daddyyy! Mammi! Mammiii! Uäääh! Mammiii ...!«

»Wirst du wohl dein ungewaschenes Maul halten, du kleine schleimige Arschgeburt?! Noch ein einziger Ton und ich hol' den Käfig wieder runter, damit wir dir nacheinander in die Fresse treten können, bevor wir dich auf brutalste Weise knebeln!« drohte Fenia laut und unmissverständlich. Und ja; ihre forsch verkündete Drohgebärde wirkte in Sekundenschnelle.

Ab nun hörten sie ihn nur mehr leise vor sich hin wimmern, bis sie den Keller verließen, die Tür verschlossen, und die steile Treppe mit klackernenden und klirrenden Geräuschen ihrer Absätze und Sporen hoch stiefelten.

Enya hatte an diesem schockierenden und zugleich erregenden Tag – also in einer aufwühlenden Achterbahn der Gefühle - gelernt, dass sich Schmerzen und Erotik gut bis wunderbar miteinander vertrugen, und das war heute so ziemlich das wichtigste, denn es beschwichtigte Enyas Gewissen. Sie war immer noch total aufgewühlt, obwohl die drei anderen Dominas sich mittlerweile absichtlich gaben, als hätten sie einen ihrer erwachsenen Freier abgefertigt. Später, als Billy Watson wie ein Häufchen Elend in Embryostellung auf dem Boden des Käfigs kauerte, den Fenia vorsorglich wieder bis an die Decke gezogen hatte, und die vier Dominas in Fens Wohnzimmer bei

Kuchen und Tee Nachschau hielten, sprachen alle drei Huren Enya ein dickes Lob aus. Das einzige, was sie bekritteltelten, war, dass Enya sich davor scheute, den »Sechzehnjährigen« als lebende Toilette zu verwenden. Sie hatte zwar am Ende in ihres heftigen Zornausbruchs davon gesprochen, doch die Realität sah anders aus.

»Weißt du was?« sagte Fenia. »Wir machen das in Etappen. Beim nächsten Mal, wenn er mit dem Kopf nach unten von der Decke baumelt, und du ihn vor unseren Augen auspeitscht, pissen wir allesamt in einen Eimer, und danach stecken wir seinen Kopf in die gelbe Suppe. Beim übernächsten Mal, wenn es darum geht, ihn wie ein Pony zuzureiten, pisst du ihm ins Gesicht, und wenn wir ihn zum vierten Mal rannehmen, wirst du es gewiss schaffen, ihm geradewegs ins Maul zu pissen.«

»Und wie ist das mit dem großen Geschäft, von dem Bri behauptet, es sei das wichtigste von allem?«

»Wie das funktioniert, wird unsere liebe Elizabeth bei der vierten Session eindrucksvoll demonstrieren. Außerdem sagte sie vorhin, im Keller, sie hätte Lust, ihm morgen, übermorgen oder über ein paar Tage hinweg zusätzlich ein wenig auf die Sprünge zu helfen, damit er sich noch schneller daran gewöhnt, bei der letzten Orgie die

Scheiße einer waschechten Lolita fressen zu dürfen. Ist es nicht so, Liz?«

»Ja, Schätzchen! Keine Bange! Ich werde dem diebischen Knirps zwischendurch so oft wie's geht Nachhilfeunterricht geben! Ich werd' ihm auf spezielle Art drohen, und ihn dermaßen einschüchtern, dass er in zwei oder drei Wochen aus freien Stücken, also ohne Verwendung einer Spreizvorrichtung oder eines Gürtels, die Scheiße aus deinem kessen Arsch fressen wird! Wirst schon seh'n! Mithilfe der Rohrstöcke werde ich das tadellos hinbekommen. Bei der letzten Runde musst du lediglich deinen hübschen Hintern in gebückter Stellung vor das verheulte Gesicht deines Schweinchens halten, damit du es richtig schön und bequem mästen kannst. Und der Rest wird, da verwette ich meine teuerste Perücke, buchstäblich wie geschmiert laufen! Wenn ihr wollt, könnt ihr euch an der schrittweisen Erziehung gerne beteiligen.«

Als hätte sie Elizabeths letzten Satz überhört, wandte sich Enya wieder zu Fen und fragte mitfühlend:

»Warum hast du eigentlich den Käfig samt Inhalt mithilfe der Kette bis an die Decke hochgezogen, obwohl ohnehin die Tür des Kellers zugesperrt ist?«

»Damit ich den erbärmlichen Anblick der arschgefickten Drecksau nicht ertragen muss, wenn ich den Keller aufräume.«

Da Brianna wegen Fens knallharter Entgegnung schief grinste, wollte Enya wissen, was das zu bedeuten hatte.

»Warum lachst du darüber?«

»Drei Mal darfst du raten.«

Enya zuckte mit den Schultern, denn soviel sie auch grübelte, sie kam zu keinem logisch hergeleiteten Resultat.

»Weil unsere gute Fen den Käfig in Wahrheit aus einem anderen Grund hochzieht.«

»Ach ja?«

»Ja.« Brianna scheute sich erstaunlicherweise nicht, trotz Fenias schiefen Blicken ein interessantes Logengeheimnis preiszugeben.

»Sag' bloß, du hast nicht mitbekommen, dass Sie und Elizabeth es genießen, wenn er sich im Käfig die Augen aus-heult und wie ein Dreijähriger nach seiner Mammi plärrt, während sie genau deswegen, seitlich unter ihm, damit er es sehen kann, mit der Möse spielen und wegen seinem bemitleidenswerten Geschrei einen Höhepunkt nach dem anderen durchleben.«

Enya wandte den Kopf zu Fenia und Elizabeth, denn Briannas Behauptung ließ sie, im Gegensatz zu Brianna, keineswegs kalt.

»Nicht möglich. Ist das wirklich wahr? Ihr verschafft euch sogar auf diese abartige Weise Befriedigung?«

»Und wenn schon. Ist doch nichts dabei. Der Knirps ist ein Verbrecher, und wo steht geschrieben, dass Verbrecher nur bestraft und geläutert, aber nicht in egoistischer Manier benutzt werden dürfen?« Aha. So war das also. Nun gut; ihn in dieser Form zu unterdrücken und zu verspotten, war zwar grausam und abartig, aber zumindest nicht lebensbedrohlich.

Während Enya deswegen den Kopf schüttelte und tief durchatmete, wechselte Fen vorsorglich das Thema.

»Wie sieht es aus, Lolita? Willst du der nächsten Stufe der Läuterung auch beiwohnen? Oder war das bereits zu viel des Guten?«

Enya sagte, obwohl sie kreidebleich im Gesicht war:

»Ich mache weiterhin wie geplant mit, denn ich bin hier, um zu meinem eigenen Vorteil zu lernen. Wir haben ihn unter Gefahren in unsere Gewalt gebracht, und wenn es uns nicht gelingt, ihn zu bekehren, war alles halbherzig oder umsonst. Ich kann gut mit der Peitsche umgehen. Darum würde es mir bis an mein Lebensende Probleme bereiten, wenn unser Plan wegen meinem Fehlen scheitern würde.« Das war gut gesprochen, und zu Enyas Glück wusste nur Brianna, dass Enya sich nicht an

ihm austoben, sondern ihn vor Fenias und Elizabeths ekstatisch anmutenden Temperamentsausbrüchen schützen wollte, so gut sie konnte. Nur deswegen wollte sie bei der zweiten Züchtigung dabei sein.

»Richtig, Mädchen« sagte Liz. »Sein Leiden könnte schneller zu Ende sein, als uns lieb ist, und deswegen würde ich mich an deiner Stelle auch keinen Zentimeter vom Plan wegbewegen.« An dieser Argumentation konnte man Elizabeths gruseligen Charakter abermals klar und deutlich erkennen.

Danach drehte sich die Debatte in Fenias luxuriös ausgestattetem Wohnsalon gottlob um etwas anderes, denn Enya hatte mit gutem Recht das Gefühl, die drei Edelhuren würden es gerne sehen, wenn Enya sich als gleichwertiges Mitglied entpuppte und in die Hurenloge integrierte. Kein Wunder; Enya war hübsch, von attraktiver Gestalt, und ihre dominante Ader ließ erkennen, dass sie dafür wie geschaffen war – so lautete zumindest Briannas Ansicht der frivolen Dinge.

Fen, an die Brianna deswegen wahrscheinlich schnell und unauffällig herantreten war, brachte es klipp und klar auf den Punkt.

»Du hast dich fürwahr wacker geschlagen, Enya. Du hast dich streng an die Regel gehalten, im Keller keine Namen zu nennen, und du hast den Knirps in einer Art in die Mangel genommen, wie

wir es uns von dir erwartet haben. Gewiss wird er beinahe eine Woche benötigen, um sich einigermaßen von den Strapazen zu erholen. Ich freue mich schon heute auf die nächste Lektion, bei der es, wie gesagt, um die Handhabung der verschiedenen Peitschen geht. Brianna hat mir, gleich wie du, versichert, dass du aufgrund deiner Herkunft hervorragend mit einer Treiberpeitsche umgehen kannst. Darum möchte ich, dass du uns morgen oder übermorgen in der Handhabung dieser Peitsche unterweist. Natürlich ist es nicht so, dass wir es an dem Gefangenen erproben, sondern an etwas anderem. An einem Sandsack im Schuppen beispielsweise. «

»Das kann ich gerne tun, Fen.«

»Sehr gut. Nun, da ich gesehen habe, dass du wirklich Interesse daran hast, dich zu dem zu bekennen, was in Wahrheit in dir steckt, liegt mir, gleich wie Brianna, sehr am Herzen, dass du im Zuge der Einschulung auch die Toilettenfolter an dem kleinwüchsigen Dieb erprobst.«

»Du ... du willst auch, dass ich ihm *vor euren Augen* in den Mund pinkle und ihm ...?« Brianna antwortete für Fen.

»Ja. Du sagst es, Herzchen. Fen will es, Liz will es, und ich will es am allermeisten, und zwar mit gutem Grund, denn nur diese Erfahrung wird es dir ermöglichen, mit deinem egoistischen Liebhaber so umzuspringen, wie es ihm gebührt. Bringst

du es vor unseren Augen fertig, einem schwächlich aussehenden Sklavenjungen in den Mund zu scheißen, ohne mit der Wimper zu zucken, bringst du es auch fertig, mit deinem tückischen Liebhaber Sauereien zu veranstalten, die ihn davon abbringen, den Aufbewahrungsort seines steifen Schwanzes zu kontrollieren. Nur Übung machte den Meister, und je schneller dir das klar wird, desto schneller wirst du mit ihm wie selbstverständlich umspringen, als wäre er eine wandelnde Latrine, wenn du verstehst, was ich meine« erklärte sie frank und frei, als hätte sie ein formidables Küchenrezept ihrer Großmutter preisgegeben.

»Ihr hattet von Haus aus vor, mich mittels Überumpelungstaktik zu einer professionellen Hure zu erzieh'n, anstatt zu einer gewöhnlichen Hobbynutte. Richtig? Ihr wollt mich so rasch wie möglich zu einer von euch machen ...«

Die drei Huren sahen sich gegenseitig an, und Brianna war diejenige, die abermals Farbe bekannte.

»Ja, Herzchen. Du sagst es, und würde eine von uns das Gegenteil behaupten, wäre es gelogen. Darum empfehle ich dir, Fens Rat zu befolgen, denn wenn du alles machst, was sie von dir erwartet, betrachtet sie das Praktikum als gelungen, und nach Erneuerung des Schwurs stünde es dir jederzeit frei, eines der drei Verliese zu benutzen.«

Fenia bestätigte es.

»Ja. So ist es, und ebenso stünde es dir frei, dich uns dauerhaft oder in unterbrochenen aber regelmäßigen Intervallen anzuschließen.«

Brianna und deren Chefin hatten die Katze aus dem Sack gelassen. Brianna erlaubte sich sogar später, in Enyas kleiner Küche, auf Enya dahin gehend einzuwirken und zu versuchen, den Fisch endgültig ins Netz zu manövrieren.

»Spiel' meinetwegen weiterhin die schüchterne Lolita vom Lande, aber sieh dich vor, denn uns kannst du schon lange nichts mehr vormachen. Wir sind uns ziemlich sicher, dass du im Falle einer Absage in spätestens drei Jahren reumütig zu uns zurückkehren wirst – egal, ob es dir in dieser Zeit gelungen ist, deine Pläne zu verwirklichen oder nicht. Denk doch; erstens ist es eine einzigartige Chance für dich, und zweitens haben wir ebenfalls Freunde nebenher. So gesehen ist es rein deine Entscheidung, ob du, wie wir, ein einträgliches Doppelleben führen willst oder nicht. Zwei oder drei Gruppenabende im Jahr würden reichen, damit Fenia und Elizabeth dich als vollwertiges Mitglied unserer Loge anerkennen« erklärte die Blondine, die in ihrer Rolle als biedere Bewohnerin eines Miethauses fast nicht wieder zu erkennen war.

»Du tust ja gerade so, als hätte ich das Praktikum bereits mit gutem Erfolg hinter mir.«

»Das ist richtig, Herzchen, denn dass du nicht durchrasseln wirst, steht aus meiner Sicht nunmehr fest, wie das Amen im Gebetsbuch deines schwulen Priesters.«

Enya schüttelte den Kopf, doch sie überlegte hin und her, denn zwei oder drei Mal im Jahr die Domina hervorzukehren, ohne mit einem Sklaven Sex haben zu müssen, und dafür auch noch Geld zu bekommen, reizte sie schon irgendwie.

»Und was ist mit meiner BH-Größe und meinem Hintern, den man ebenfalls unter der Kategorie Normalgröße einstufen könnte?«

Brianna lachte.

»Herzchen! Lass dich auslachen! Du bist gerade mal fünfzehn, und deshalb könnte es praktisch in ein paar Jahren sein, dass du sogar Elizabeth in jeder Hinsicht übertriffst.«

Enyas Rädchen ratterten wieder hinter der Stirn.

»Ich verspreche dir, mir ernsthaft Gedanken darüber zu machen, doch mache ich das erst, wenn die Sache mit Billy Watson tatsächlich zu einem guten Abschluss gekommen ist. Als Druckmittel sozusagen, damit Fen und Liz die bizarre Sache nicht übertreiben. Was mir vor allem Sorge macht, ist sein Alter. Habt ihr denn gar keine Gewissensbisse, wenn ihr ihm mit denselben schlimmen Methoden zu Leibe rückt, wie ihr es bei den Freiern tut?«

»Nein. Im Gegenteil. Kleine Jungs sind zäher, als Erwachsene dieses schwer zu verstehenden Geschlechts. Sie sind wie Unkraut, das sich immer wieder erfängt, weshalb ich dir dringend empfehlen würde, bis zur nächsten Tortur an der Beherrschung deiner Gefühle zu arbeiten. Gut möglich, dass wir seinen Rücken beim nächsten Mal in eine einzige blutende Fläche verwandeln, wenn er sich beim Schlucken unserer Pisse wie der letzte Tollpatsch verhält.«

»Wie wird die nächste Folter ablaufen?«

»Im Prinzip einfacher wie die letzte. Wir fesseln ihn mit den Füßen an die Kette, und ziehen die Kette gerade so weit hoch, dass sich sein Maul auf derselben Höhe befindet, wie unsere Mösen, nachdem wir mit breit gespreizten Beinen in die Hocke gegangen sind. Und wenn wir das getan haben, machen wir vor seinen Augen das, was Fen vorgeschlagen hat, damit du dich langsam daran gewöhnst, einem Sklaven Naturekt zu verabreichen.«

»Was war das noch mal?«

»Fenia möchte, dass wir, einschließlich dir, bei nächsten Mal in einen Eimer pissen, den Rest mit Wasser auffüllen, und seinen Kopf in die gemischte Flüssigkeit tauchen, während der Knirps mit dem Kopf nach unten von der Decke baumelt. Eine von uns bedient den Flaschenzug, zwei halten ihn fest, damit er nicht zappeln kann, und du

peitscht ihn aus, damit ihm das Stehlen ein für allemal vergeht.«

»Ach ja. Richtig.«

»Ich bin, ehrlich gesagt, froh, dass du dich sofort entschlossen hast, trotz deiner Kunstfertigkeit in der Anwendung einer Peitsche dabei zu sein, denn als Gastdomina darfst du selbst bestimmen, ob du einer Folter beiwohnt oder nicht. Wie sieht es aus, Herzchen? Bringst du uns wirklich den perfekten Umgang mit der Peitsche bei?«

»Ja. Ich habe es Fen zugesagt, und wie immer werde ich mein Versprechen halten.«

»Wie schön. Was mich betrifft, werde ich mich dafür revanchieren, indem ich dafür Sorge, dass du auch mit der dritten Stufe klarkommst.«

»?«

»Du weißt schon; das ist die Stufe, bei der wir auf seinem Rücken reiten, ihm die Sporen in die Flanken drücken und ihn so lange durch den Keller peitschen, bis er unter uns zusammenbricht. «

»Bis er *zusammenbricht*?« fragte Enya entsetzt.

»Ja.«

»Oh Gott.«

»Was willst du damit sagen?«

»Der Arme. Und was machen wir, wenn Elizabeth ihm dabei das Rückgrat bricht?«

Brianna lachte wieder.

»Keine Angst, Herzchen. Wir drei haben mittlerweile ein gutes Gefühl dafür, wie weit wir beim

Zureiten, das Elizabeth und Fen übrigens als Zuchtreiten bezeichnen, gehen können. Wichtig dabei sind, gleich wie bei einem richtigen Vierbeiner, die Haltung und der Schenkeldruck, denn dadurch wirst du mit dem Pferdchen eins.«

»Kommen dabei auch wieder der Fickschwanz und der Schlagriemen zur Anwendung?«

»Nein. Außer du bestehst darauf, weil du das Gefühl hast, etwas verbessern zu können.«

Enya dachte wieder nach und meinte:

»Nein. Die Sache mit dem Lederriemen ist klar und die mit der Penis-Imitation ebenfalls. Beides ist einfach, wenn man sich erst mal dazu durchgerungen hat, es zu tun. Insofern hattest du vollkommen recht.«

»Eben. Ich freu' mich, dass du das erkannt hast, und noch mehr freue ich mich über deine guten Fortschritte.«

\*\*\*

Enya durfte Billy Watsons Erziehung zu einer menschlichen Toilette beiwohnen, und wie es aussah, gestaltete sich der erste Schritt gar nicht so einfach, denn er versuchte trotz Elizabeths Strenge, und einer vorangegangenen Züchtigung mit dem Rohrstock, die übel riechende Gabe mit der Zunge beiseite zu drücken, obwohl sie erst ein paar Zentimeter aus Elizabeths Anus ragte. Also

stoppte sie den Vorgang, erhob sich zornig, wirbelte herum und denn konnte er sich auf etwas gefasst machen. Da Elizabeths Vorhaben ohne Anwendung diverser Hilfsmittel anscheinend undenkbar war, fesselten die drei Huren den schreienden und zappelnden Jungen, mit dem Gesicht nach oben, auf die zwei zusammengestellten schmalen Bänke. Dann legten die zwei Sadistinnen und Brianna eine harte Kopfstütze unter seinen Nacken, und spreizten seinen Mund schlussendlich mithilfe zweier Ketten, einer großer Zange, und eines runden metallenen Gegenstandes, der wie ein medizinisches Gerät anmutete, und den Brianna als »Mundspreizer« bezeichnete, auf, soweit sie konnten, weshalb Enya sich ins tiefste Mittelalter katapultiert fühlte. Mit dem Gesicht nach oben auf der Bank liegend, und nunmehr richtig positioniert, musste er ausharren und warten, was auf ihn zukam. Er konnte zwar zappeln, aber mit dem Kopf ausweichen konnte er aufgrund der Fesselungen und Fixierungen keinen Millimeter.

Enya traute ihren Augen nicht, als Elizabeth abermals mit einem Bein über Billy Watson stieg, über seinem Gesicht stehend mit gespreizten Beinen und schaukelnden nackten Brüsten in die Hocke ging, sodass er ihre Strümpfe, Strapse und ihre klitschnasse Vagina sehen konnte, und den Rachen des Zwölfjährigen, der dummerweise be-

hauptet hatte, sechzehn zu sein, hemmungslos mit Urin füllte.

»Maul auf und weg mit der Zunge, damit ich bequem rein pissen und rein scheißen kann! Sollte ich deine Zunge noch mal vorne seh'n, rei ich sie dir mit einer Zange raus!« brüllte sie laut und herrisch, obwohl seine Mundecken ohnehin vor lauter gespanntem Zug aus mehreren Richtungen einzureißen drohten. Dann begann sie ihr eklig gruseliges Werk. Sie pisste ihm direkt und ergiebig einen lang anhaltenden Strahl in die Kehle, sodass er einen heftigen Hustenanfall bekam. Die groß gewachsene Hure genoss das Ausüben von Macht sichtlich, denn sie grinste schäbig, ging noch tiefer in die Hocke, und bot ihm dadurch eine extrem erregende Show, während Fenia dem Gefangenen hinter Elizabeths Rücken mit stoßenden Bewegungen den hölzernen Prügel in Penisform in den Hintern trieb. Dabei packte ihn die maskierte Hure an den von den Fesseln befreiten Füßen, damit sie seinen Hintern ein wenig anheben konnte, und da sie ihm zuvor eine zusammengerollte Decke unter den Nacken geschoben hatten, musste er sich in diesem Augenblick vorkommen, als würde er als Schaukel benutzt. Elizabeth drehte sich in dessen um, damit sie der Anführerin des Trios ins hämisch grinsende Gesicht blicken konnte, und Sekunden später begann sie zu drücken. Aus Enyas Sicht war es das bizarrste, aber zugleich

das erregendste, was sie je gesehen hatte, denn Billy Watson kugelte sich fast die Augen aus, als er zwischen Elizabeths schwarz bestrumpfte Schenkel glotzte und den Übergang der schwarzen Strümpfe zu den Schenkeln, die schwarzen lederen Strapse, die große Rosette und die weit auseinanderklaffenden und tropfenden Schamlippen bestaunte. Da die attraktivste der vier Dominas es absichtlich vermieden hatte, ihm in die Augen zu pinkeln, konnte Billy Watson haargenau sehen, wie die dicke braune Wurst sich ihren Weg Zentimeter um Zentimeter aus Elizabeths Anus bahnte, und wenige Sekunden später hatte sie ihm das unverstündlich jammernde Maul buchstäblich mit Scheiße gestopft und sein kleines Gesicht mit einer dicken braunen Panade bedeckt.

»Siehst du, Kleiner?! Wie angekündigt, hat Mammi dir trotz deiner Wehrhaftigkeit das Maul gestopft, wie sich das beim ersten Schritt einer Erziehung zur Toilette gehört!« höhnte Elizabeth, wobei man sagen musste, dass die Wahl ihrer Worte nicht die beste war. Sie sagte nämlich laut und klar »gestopft«, anstatt »zugestopft«, denn das wäre treffender gewesen - und das im doppelten Sinn, denn sie drehte sich wieder um, hockte sich mit gespreizten Beinen auf seine Brust, und stopfte die vorne feste und hinten weiche Masse mithilfe eines hölzernen Stopfers, den Fen ihr freundlicherweise gereicht hatte, in den Magen

des wehrlosen Opfers. Enya musste dabei nicht nur vor lauter Ekel mit ihrem Brechreiz kämpfen, sondern unwillkürlich an die Gänse denken, die auf Valopo im Herbst gestopft wurden, damit zu Weihnachten ein paar große knusprige Braten auf dem Esstisch standen.

So musste er alles trinken und hinunterwürgen, was direkt aus Elizabeths Körper gekommen war, und übrig blieb aufgrund der Hilfsmittel nicht der kleinste Krümel. Er kämpfte zwar heftig gegen den aufkommenden Brechreiz, doch am Ende hatten die zwei Dominas genau das vollbracht, was sie sich vorgenommen hatten. Sie hatten Billy Watson in extrem frivoler Art in einem ersten guten Schritt zu einer lebenden Toilette erzogen, was durch Elizabeths zufriedene Miene und infolge ihrer sonstigen Gestiken gut zum Ausdruck kam. Am Ende packte ihn Fenia am Schopf, und platzierte ihn in kniender Haltung zwischen ihren breit gespreizten Beinen. Dann pisste sie ein wenig auf ihr Höschen, knebelte ihn damit, aber auch mithilfe des Lederknebels, und am Ende landete er wieder im Käfig, der zur Sicherheit von Brian-na hochgezogen wurde.

Schritt zwei der Erziehung zu einem Sklaven, der sich verhielt, als würde er sich aus freien Stücken von den Fäkalien seiner Herrin ernähren, basierte ein paar Tage später auf der Verwendung eines mittelalterlichen Folterinstruments und eines

schwarzen, langen und relativ breiten Ledergürtels. Wie zuletzt, wurde Billy Watson von Elizabeth, gleich zu Beginn, äußerst brutal mit dem Rohrstock verdroschen, und in zweckmäßiger Position auf die Bank des Schreckens gefesselt und geschnallt, und die Position sah diesmal wie folgt aus:

Er lag mit dem Gesicht nach oben auf der Doppelbank, unter seinem Kopf befand sich eine kleine Metallplatte, damit Elizabeths Kot nicht durch den Spalt der beiden Bänke gedrückt werden konnte, und zwischen seinen Rücken und die beiden aneinander gebundenen Bänke hatte Brianna den so genannten »Gespickten Hasen« geschoben. Der »Gespickte Hase« war das besagte mittelalterliche Folterinstrument, das aus einer kurzen Verlängerung als Griff zum Bedienen, und aus einer hölzernen und drehbaren Rolle bestand, aus der unzählige Nagelspitzen herausragten.

Elizabeth und Fenia schlangen ein Bein über die Bänke, und gingen mit breit gespreizten Beinen in die Hocke, damit Billy Watson wieder gut und staunend zwischen Elizabeths Schenkeln auf Elizabeths klitschnasse Möse gaffen konnte.

Enya sah aufmerksamer denn je dabei zu und stellte staunend fest: Schritt zwei der Erziehung zur menschlichen Toilette klappte bereits ohne Mundspreizer, doch benutzen die drei Huren ersatzweise ein Hilfsmittel, das starke Schmerzen

verursachte. Warum? Genau diese Frage stellte sie ihrer Freundin, und Brianna antwortete wie selbstverständlich und aus der Pistole geschossen:

»Damit sich der Lehrling aufgrund der Motivationshilfe, die ich unter seinen Rücken geschoben habe, sprich; wegen der argen Schmerzen, das dieselbe verursacht, mit dem Fressen der Scheiße beeilt.«

Enya nahm die Antwort zur Kenntnis, da sie einleuchtete, und gerade eben verwendete Elizabeth den breiten schwarzen Gürtel, den sie, samt dem unter dem Gesäß eingeklemmtem Kopf des Lehrnings, um die Hüften spannte und am Bauch festzurte, damit es nicht wieder zu Problemen hinsichtlich seiner Wehrhaftigkeit kam.

Elizabeth nahm die beiden Enden des Gürtels, der unter Billy Watsons Nacken verlief, in je eine Hand, damit sie den Kopf des Auszubildenden so nahe wie möglich an ihren Hintern heranzuziehen konnte. Dann schnarrte Elizabeth streng: »Maul auf, du arschgefickter Bastard!«, wobei man bekennen musste, dass die Bezeichnung zutreffend war, denn Fenia hatte bereits seine Beine gepackt und hochgehoben, damit sie den langen, schwarzen, bereits um Fenias Hüften geschnallten, und bis zur Hälfte in seinem kleinen Hintern steckenden Fickschwanz, per Hüftschwung bis zum Anschlag reinrammen konnte. Da sein Kopf diesmal an Elizabeths Rundungen festgezurt war, und

Billy Watson berechtigte Angst hatte, die drei Hexen würden im Falle seiner Gegenwehr oder seines Unwillens wieder den Mundspreizer verwenden, hielt er im Schreien inne und öffnete stattdessen brav und weit den Mund, um seinen guten Willen zu bekunden. Dass war insofern gut, da Enya ein viel weicherer Herz hatte und den Blick nicht abwenden musste. Die herrische Sexbombe, die mit breit gespreizten Beinen (mit dem Gesicht zu Brianna) über ihm hockte, drückte ihm wieder voller Freude und Begeisterung im herrischen Gemüt, sowie mit einem spöttischen Grinsen auf den Lippen, eine dicke braune Kackwurst in den Rachen. Ohne jeglichen Abstand zwischen Anus und Mund, hatte der Zwölfjährige, der zu Demonstrationzwecken und zugleich strafweise zu einer »lebenden Toilette« erzogen werden sollte, seine Lippen zuerst um die entgegengereckte Rosette, und danach um die Kackwurst gelegt, sodass Elizabeth haargenau fühlen konnte, was er zwischen ihren Arschbacken anstellte.

Sowie sie beinahe die halbe Gabe in seinen weit geöffneten Mund geschissen hatte, spannte sie den Gürtel, der Billy Watsons Nacken umschlang, noch fester, und zurrte das lederne und überaus praktikable Hilfsmittel ein zweites Mal vorne am Bauch fest, in der Hoffnung, dass er in dieser Position den Kot, den sie ihm bereits in den Mund geschissen hatte, und jenen, den sie ihm noch in

den Mund scheißen wollte, kaute und hinunterwürgte. Fenia rammelte ihn indessen rücksichtsloser denn je, und Bri, die sich zu Enya gesellt hatte, meinte:

»Sieh genau hin, Herzchen, denn die Sache mit der Stachelrolle und dem Gürtel ist unübertrefflich.« Enya hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn soeben begann Fenia streng und lauthals zu brüllen.

»Wehe, du wagst es, nicht alles, was du zur Strafe in dein Maul geschissen bekommst, bis auf den letzten Krümel runter zu würgen, wie es sich für Diebesgesindel, wie dich, gehört! Sollte ich auch nur einen einzigen kleinen Schmatz auf deiner Fresse oder auf dem Arsch deiner Educatrix entdecken, ramme ich dir den Pferdeschwanz so tief in den Arsch, dass er bei deinem verschissenen Maul raus ragt, und danach pisse und scheiße ich dir ebenfalls in die Kehle!«

Enya, die aus höchstens einem Meter Entfernung das gruselige Szenario wacker beobachtet hatte, und es immer noch tat, wurde kreidebleich, während Billy Watson Elizabeths eklige Fäkalien unter Kotzen, Husten und aufkommendem Brechreiz hinunterwürgte.

»Gut so, du stinkende Arschgeburt! Schön brav weiter fressen! Wir wollen doch nicht, dass jemand nach Ablauf deiner Gefangenschaft mit gutem Recht behaupten könnte, Mammi hätte dich

bloß zu einer mittelmäßigen Toilette erzogen?! Wenn du es schaffst, deine strenge Stiefmami infolge einer guten Leistung gnädig zu stimmen, schieß' ich dir beim nächsten Mal zwar trotzdem eine noch größere Wurst ins Maul, aber ich mache es ein wenig langsamer, damit du nicht an den dicken fetten Scheiße-Knödeln erstickst! Versprochen und großes beschissenes Huren-Ehrenwort!« höhnte die sadistisch veranlagte Domina, die es sichtlich genoss, Billy Watson zu demütigen und zu quälen.

Enya wunderte es kein bisschen, dass er infolge der brutalen Erziehung, die man besser als »Behandlung« oder noch besser als »Misshandlung« bezeichnete, beinahe erstickte, denn die beiden schwarz angezogenen und maskierten Sadistinnen gönnten ihm in keiner Hinsicht Milde und erst recht keine Pause. Umso größer war Enyas Verwunderung – beinahe konnte man dieselbe als »Bewunderung« auslegen, als sie feststellte, dass der Gedeemütigte sich nach und nach beruhigte, da er es nach einer gefühlten Ewigkeit tatsächlich geschafft hatte, Elizabeths Befehl auf Punkt und Beistrich auszuführen.

»Bravo, Kleiner!« lobte ihn die große schwarz bezopfte Domina falsch-freundlich. »Das war gar nicht mal so schlecht für den Anfang oder vielmehr für den zweiten Anlauf!« setzte sie nicht minder lobend und zugleich sarkastisch hinzu,

während sie die Gürtelschnalle öffnete, und Brianna ihm im Rahmen ihrer Funktion als »Assistierende Domina« stattdessen in weiser Voraussicht den Lederknebel anlegte.

Da er sich unmittelbar nach dem Festzurren des Knebels übergab, und alles, was er bis in den Rachen erbrochen hatte, dennoch wieder in seinem Magen landete, fiel auch diesmal nicht das kleinste Krümelchen auf dem Boden. Enyas Versuchskaninchen kämpfte zwar aufgrund des Sauerstoffmangels abermals um sein Leben, doch Elizabeth meinte angesichts seiner heftigen Hustenattacken ungerührt:

»So, du rüdige kleine Ficksau! Ich warte jetzt ein Weilchen, erlöse dich danach vom Knebel, und zu guter Letzt wird wieder schön brav gefressen! Ich will nichts mehr von dem, was du raufgewürgt oder erbrochen hast, in deinem stinkenden Maul seh'n! Verstanden! Wie ich sehe und meine, werden wir das bis Mitternacht noch mal üben müssen! Beim nächsten Mal muss es nämlich bereits ohne Verwendung des Gespickten Hasen hin-hauen! Je mehr guten Willen du dabei an den Tag legst, desto weniger Schmerzen musst du erleiden! Darum werden wir dich jetzt in den Käfig sperren und nach oben gehen, und wenn wir wiederkommen, weil sich der Stuhlgang von Mammis Komplizin gemeldet hat, wiederholen wir das Ganze, einschließlich Züchtigung mit dem Rohr-

stock, damit unserer Lolita, wenn sie ebenfalls Lust hat, dir ins Maul zu scheißen, eine perfekt funktionierende Toilette zur Verfügung steht!«

»Ich schließe mich der Drohung an, Kleiner, indem ich dir verrate, dass ich heute noch nicht geschissen habe!« schnarrte Fenia nicht minder streng und zugleich bestätigend, damit er sich noch schneller darauf einstellte, heute Nacht zur Strafe für sein Abgleiten noch so eine »bekömmliche Mahlzeit« verabreicht zu bekommen, anstatt schlafen zu dürfen.

Und ja; Enya verfolgte auch den zweiten Teil mit, da sie ohnehin in Enyas Villa, in ihrem eigenen Gästezimmer übernachtete. Eineinhalb Stunden hatte Billy Watson Zeit, den ersten Schock und noch etwas anderes zu verdauen, denn nach dieser Zeitspanne standen die vier Dominas wieder vor dem Käfig.

Elizabeth und Fenia grinsten sich nach der erholsamen Pause gegenseitig an, bevor Fenia ihn aus dem Käfig zerrte und ihm zuerst den nackten Hintern versohlte, dass es eine helle Freude war, dabei zuzusehen. Oder auch nicht, im Falle eines weichen Herzens, doch sie tat es, in der Hoffnung, ihm auf diese Weise den Gespickten Hasen ersparen zu können, der seinen Körper in schmerzhafter Weise spannte. Sie glaubte, erkannt zu haben, dass Brianna und Enya Milde walten lassen woll-

ten, weshalb sie eine schnelle Abstimmung anstrebte.

»Nimm dich in Acht, und benimm dich ab sofort lieber wie ein wohlerzogener Sklavenjunge, Kleiner! Ich meine es gut mit dir, wenn ich dir sage und verrate, dass es in diesem Folterkeller zwei Dominas gibt, denen es Freude bereitet, dich in selber Weise in die Mangel zu nehmen wie einen erwachsenen Schwanzträger! Aber damit du siehst, dass es sich bei unserem kleinen Club um eine demokratische Einrichtung handelt, darfst du unsere Abstimmung mitverfolgen, bei der es darum geht, ob wir dich noch mal mithilfe des Gespickten Hasen zum schnelleren Fressen anspornen oder nicht!«

Die schnelle Abstimmung endete unentschieden, da nur Brianna und Enya für eine Abschwächung der Strenge stimmten. Also würfelte die Chefin, und einmal mehr hatte Billy Watson Pech, denn Fenia hatte eine »ungerade« Zahl gewürfelt.

Da Enya, laut Domina-Schulungsplan, wenig Gelegenheit hatte, »Lehrerin« zu spielen, und Billy Watson mit dem Rohrstock zu schlagen, durfte sie heute als dritte ordentlich mit dem Rohrstock zulangen, damit sie lernte, und Billy Watson Enya als gleichwertige Domina akzeptierte und respektierte. Enya, von den Huren angestachelt, demolierte dabei zwei Rohrstöcke, da sie immer auf das

Steißbein zielte, was laut Brianna besonders schmerzte.

Feina hielt ihn fest, indem sie den Kopf des Jungen zwischen die Schenkel klemmte, Enya verprügelte ihn mit dem Rohrstock, und Elizabeth fickte ihn dabei von hinten wie eine Amazonenkönigin in den Arsch und zeigte dabei nicht einmal ansatzweise Mitleid mit dem Jungen, obwohl er wegen Enyas fürchterlicher Dresche herzerreißend weinte. Später sagte er, er hätte, da Enya immer wieder auf dieselbe Stelle schlug, geglaubt, sie wolle ihn absichtlich Zentimeter um Zentimeter in zwei Hälften hacken und in der Mitte auseinanderbrechen, denn genau so hatte es sich für ihn angefühlt. Erst als Fenias übervoller Darm sich wieder meldete, ließ Enya von ihm ab, Fenia pisste und schiss ihm jeweils eine gewaltige Ladung ins Maul, und Enya sah wieder aus kürzester Distanz aufmerksam zu.

Den Vorgang der Verabreichung der ekligen Kost zu beschreiben erübrigte sich, denn er ähnelte dem von zuletzt sehr. Es reichte, wenn man erwähnte, dass es für das kleine, und dick mit Panade bedeckte Gesicht, das zwischen Fenias riesigen Arschbacken steckte, aufgrund des breiten Gürtels kein Entrinnen gab. Damit Fenia ihm die Scheiße eigenhändig mithilfe des hölzernen Stopfers, der hinsichtlich der Form einem großen Kochlöffel ähnelte, in den Magen drücken konnte, hockte sie

sich wie eine waschechte Folter-Hexe auf seine Brust und umschlang mit den Beinen seinen Körper und die Bänke, damit sich der Gespickte Hase zwischen seinem Rücken und der doppelten Bank aufgrund ihres Gewichts noch tiefer in sein Fleisch bohrte. Billy Watson litt große körperliche und seelische Qualen an diesem Tag, sodass Enya dachte, das müsse eigentlich genügen, damit ihm das verbrecherische Leben ein für allemal verging.

Fenia drehte sich um, und langte nach dem hölzernen Stopfer, den Brianna ihr reichte, während sie Billy Watsons Hals kurzzeitig zwischen ihre Beine klemmte, damit er nicht entwischen konnte. Zuerst mussten die dicken braunen Knödel durch seine Kehle gedrückt werden, und danach der hintere und etwas weichere Teil der respektablen Kackwurst, deren Länge kein Ende nehmen wollte. Dass er sich dabei die Seele aus dem Leib kotzte, lag auf der Hand – und das im doppelten Sinn, denn ebendiese benutzte Fenia, um ihm alles wieder in den Mund zu stopfen, was er ausgespuckt oder ausgekotzt hatte.

»Na warte, du widerborstige Ratte! Auch aus dir werden wir eine perfekte menschliche Toilette machen, die es mit der Zeit gar nicht erwarten kann, dass wir sie neu bis obenauf füllen!« brüllte Fenia gleichermaßen empört wie erbost.

Sie sammelte den ausgespuckten Kot sogar vom Boden auf, wirbelte herum, stopfte alles in seinen Mund, und hockte sich wieder absichtlich, schwer wie eine Reiterin und mit breit gespreizten Schenkeln auf seine Brust, wobei sie ihn immer und immer wieder heftig ohrfeigte. Billy Watson jaulte deswegen wie ein junger Wolf, da sich die Stacheln des Gespickten Hasen wegen Elizabeths Gewicht tief in seinen Rücken gebohrt hatten.

»Du Vollidiot bist selber schuld, wenn wir dich härter rannehmen, als es nötig gewesen wäre! Hättest du meine Scheiße hübsch und artig gefressen, ohne dich dabei wie eine Memme aufzuführen, wären dir die Schmerzen erspart geblieben!« schnarrte die Chefin boshaft, bevor sie die harten Knödel des vorderen, wie auch den weicheren Teil des beeindruckend langen hinteren Endes der rekordverdächtig großen Kackwurst mithilfe des bereit gelegten, hölzernen und handlichen Werkzeugs, das die drei Huren »Stopfer« nannten, und welches sie speziell für diesen Zweck angeschafft hatten, bis auf den letzten Krümel in die Kehle und in den Magen des jämmerlich wimmernden Jungen stopfte. Dabei hatte sie ihn mit der Linken am Schopf gepackt, und mit der Rechten mästete sie den gemarterten Dieb wie eine Gans. Genau wie Brianna es in ihren Schilderungen beschrieben hatte, brüllte sie dabei unentwegt obszöne und

beleidigende Dinge wie: »Runter damit, du kleine arschgefickte Drecksau!«

Dass Elizabeth ihn ebenfalls gnadenlos quälte, mit demütigenden Sprüchen schikanierte, und ihn hart in den Arsch fickte, indem sie einfach seine Beine anhob, verstand sich von selbst, denn welche von ihnen hatte schon Lust, in einem teuer ausgestatteten Keller eine Sauerei sondergleichen zu beseitigen? Eben deswegen benötigte er genug Motivation. Neuerdings war es ihnen scheinbar sogar egal, ob einer der Sklaven bei einer strengen Züchtigung ohnmächtig wurde oder nicht – der kalte Schwall Wasser kam über dem Gully erst, wenn die ganze Scheiße in seinem Magen und das Maul gut mit einem ledernen Knebel verschlossen war.

Nach einer weiteren Stunde, in der sie ihm die restlichen Köstlichkeiten in den Magen stopften, die Fenia ihm in den Mund gedonnert hatte, beide dem Lehrling abwechselnd aufbockten, und abschließend auf seinem Rücken saßen und ihn mit den Sporen, Peitschen und Lederschlagriemen folterten, steckten sie den unablässig weinenden und wimmernden Dieb wieder in den Käfig und zogen den Käfig an die Decke, damit der Gefangene sich wieder ein wenig erholen konnte.

»Das war schon wesentlich besser als beim ersten Mal, doch leider muss ich dir mitteilen, dass es noch besser werden muss!« rief Fenia dem halb

Ohnmächtigen am Ende der Prozedur falsch-freundlich zu, während sie teils hämisch, teils gehässig zu ihm hoch blickte. »sei also versichert, dass du beim nächsten Mal von deinen zwei ratterscharfen Herrinnen zwei noch größere Ladungen Kacke in dein lügnerisches Maul geschissen bekommst!«

Teil drei der schrittweisen Erziehung zur Toilette musste ohne Anwendung des Gespickten Hasen funktionieren, da die drei Huren wollten, dass Billy Watson sie, wie alle anderen Sklaven auch, beim vierten und nächsten Schritt im Stehen bediente. Sie wollten ihn so weit bringen, dass es reichte, dass sie sich mit gespreizten Beinen vor ihm hinstellten, sich bückten, ihm den Hintern hinhielten, und er den Mund öffnete und als Toilette fungierte, sowie die Herrin mit den Fingern geschnippt hatte. Damit war gewährleistet, dass er das sogar in der Öffentlichkeit in einer uneinsehbaren Ecke zustande brachte, wenn seine Herrin mit den Fingern schnippte, das Höschen auszog, und den Saum ihres Röckchens hob.

Wie immer, wurde Billy Watson zuerst mit dem Rohrstock konfrontiert. Als er sah, dass Enya diejenige war, die einen Rohrstock in die Hand nahm und zwei weitere an die Bank lehnte, schiss und pisste er auf der Stelle vor lauter Angst auf den Boden, denn die Stelle auf seinem Rücken, auf die

Enya es zuletzt abgesehen hatte, war immer noch dunkelblau und teilweise blutverkrustet.

„Was soll das?! Na warte, du Ferkel! Jetzt kannst du erst recht was erleben!“ brüllte Enya, als hätte sie das schon x-Mal praktiziert. Da alle drei Huren der Ansicht waren, sie könne bereits fabelhaft mit dem Rohrstock umgehen, drückte Fenia ihr einen gewöhnlichen kurzen, aber dicken Stock in die Hand und sagte:

„Leg‘ bitte den Rohrstock weg und schlag ihm mit diesem Stock, so fest du kannst, auf die Fußsohlen, und wenn er es nicht schafft, Elizabeths Scheiße, und seine eigene aufzuarbeiten, wird seine Strafe darin bestehen, dass du die Sache am Ende wiederholst.“ Gesagt, getan.

Elizabeth klemmte seinen Kopf zwischen ihre Arschbacken, indem sie sich einfach auf der schmalen Bank auf sein Gesicht setzte, Fenia und Brianna hielten seine Beine in die Höhe, und Enya war diejenige, die noch mehr Scheiße aus ihm heraus prügelte, da sie bei jedem dritten Schlag abermals absichtlich auf die besagte Stelle am Steißbein zielte. Da er deswegen, aber auch wegen der schmerzhaften Schläge auf die Fußsohlen, noch lauter und noch erbärmlicher schrie, als zuletzt, und sein rhythmisches Zappeln sich unter Elizabeths Arsch anfühlte, als würde er Elizabeth mit der Nase ficken, hatte Elizabeth direkt auf seinem Gesicht einen derart starken Orgasmus, dass

sie glaubte, ein echter Araber-Hengst hätte ihr von hinten aufgebockt. Genau das waren ihre Worte, bevor sie den Möenschleim aus Billy Watkins Gesicht entfernte, indem sie ihn ohrfeigte, und keuchend hinzusetzte;

„Ach du Scheiße, Leute ... ich hab‘ schon viel erlebt, aber dieser Orgasmus war wirklich überirdisch.“

Danach wurde Billy Watson in zweckmäßiger Position auf die Bank des Schreckens gefesselt und geschnallt, und das sah diesmal wie folgt aus: In Vorbereitung auf die aufrechte Haltung durfte er diesmal auf den Bänken knien, doch wurde auf jeder Bank ein Brett befestigt, aus dem, gleich wie beim Gespickten Hasen, viele Nagelspitzen herausragten.

Enya wurde blass, denn diese Art der »Motivation« war nicht minder grausam, wie zuletzt. Die zwei primitiven Foltergeräte dienten, wie vor ein paar Tagen, dem Zweck, dass er erstens gehorchte und sich zweitens beeilte, den ganzen ekligen Dreck hinunterzuschlingen. Auf diese Weise wollten sie ihn brechen, läutern, und nach Beendigung der Einschulung der neuen Edelhure freilassen. So lautete der Plan, und Billy Watson konnte noch froh darüber sein, denn eine Rosskur in dieser Form, die sich lediglich über drei Wochen zog, war gewiss besser, als ein jahrelanger Gefängnis-

aufenthalt, der seinen Charakter nur noch schwärzer anstatt heller verfärbt hätte.

So staunte und beobachtete Enya, während der schreiende und gefesselte Knabe wie ein Spielzeug-Pferdchen auf den beiden Bänken - direkt auf den Nagelspitzen kniend - ausharren musste, bis die drei Dominas mit den Vorbereitungen fertig waren. Das war in wenigen Sekunden der Fall. Dann hieß es plötzlich, in streng geschnarrtem Ton, vernommen aus Elizabeths Mund:

»Maul auf, die jämmerliche Lecksau, oder ich schieb‘ mir beim nächsten Mal deine ganze Fresse in die Möse!«

Einmal mehr bekam er – zusätzlich zu seiner Gefängnisverpflegung - seine eklige Mahlzeit verabreicht, die leider ziemlich ergiebig war, denn Elizabeth legte auf gute und ausreichende Nahrung großen Wert. Dass er den Mund brav und weit öffnete, verstand sich mittlerweile von selbst, denn er konnte sich gut ausmalen, was ihm blühte, wenn er den Mut aufbrachte, sich in diesem fortgeschrittenen Stadium zu weigern oder gar zu wehren. Nachdem Elizabeth ihren Darm entleert hatte, nahm sie, wie zuletzt, die beiden Enden des Gürtels, der unter Billy Watsons Nacken verlief, in je eine Hand, damit sie den Kopf des Auszubildenden so nahe wie möglich an ihren Arsch heranzuziehen konnte.

»Jaaa! Das gefällt Mammi«, sagte sie mit zufriedenen Gesichtsausdruck und sichtlich erregt, während Fenia in Reitstellung auf seinem Rücken hockte, den Knaben hart mit angestecktem Fickschwanz bockte, und ihn dabei mit den wohlgeformten Beinen umklammerte. Dabei schlug sie ihn, mehr als Ansporn denn zur Strafe, so lange mit der kurzen ledernen Reitgerte, bis er sogar den letzten stinkenden Krümel hinunterwürgte.

Um ihm den Ernst seiner bedrohlichen Lage klarzumachen, ohne ihm signalisieren zu müssen, dass er wortwörtlich in der Scheiße steckte, schwang sich Brianna ebenfalls auf seinen Rücken, damit sich die Nagelspitzen durch das zusätzliche Gewicht noch tiefer in seine Kniescheiben bohrten. Er begann, gleich wie vorhin, zu schreien und herzzerreißend zu winseln, doch auf Mitleid und Erlösung von den Schmerzen hoffte er vergeblich, denn Elizabeth brüllte streng und unerbittlich:

»Wehe, du wagst es, deine strengen Reiterinnen abzuwerfen oder Mammis Kackwurst mit der Zunge aus dem Maul zu drücken! Ich verspreche dir jetzt und hier, dass ich dir höchstpersönlich mithilfe einer Zange sämtliche Finger- und Zehennägel raus reißen und dir alle zehn Finger brechen werde, falls ich merke, dass du dir nicht redlich Mühe gibst, die stinkende Scheiße hinunterzuschlingen! Außerdem wirst du hinterher deine eigene

Scheiße fein säuberlich vom Boden aufsammeln und ebenfalls fressen! Undankbare und obendrein diebische Rotznasen, wie du, haben es nicht besser verdient!«

Da er Elizabeths dampfende Kacke brav hinuntergewürgt, aber ihr Arschloch nur halbherzig und in wenig zufrieden stellender Manier sauber geleckt hatte, hagelte es Kritik vonseiten der Chefin, die das kleine, aber schwer zu bestrafende Malheur sehen konnte, als Elizabeth die Fessel, in Form des schwarzen breiten Gürtels, der Billy Watsons Kopf zwischen Elizabeths Arschbacken fixiert hatte, aufknotete.

»Na warte, du fauler Bastard! Sagte Mammi nicht klar und deutlich, du sollst ihre ganze Scheiße fressen und den Rest fein säuberlich ablecken?!«

Brianna war es, die ihn lauthals getadelt hatte. Sie stieg von ihm herunter, holte mit dem Lederriemen aus, und versohlte ihm den nackten kleinen Hintern, in den Fenia ihn zur selben Zeit mit nicht minderer Brutalität fickte, während Liz ihm mit der Linken den mit Scheiße gestopften Mund zuhielt, damit Enya das grausame Szenario leichter ertragen konnte.

Dann drehte Elizabeth sich um und klemmte seinen Hals in einem Anflug von Wollust zwischen ihre breiten Schenkel, damit er vorne nicht zappeln konnte, und Fenia erzielte denselben Ef-

fekt, indem sie mit breit gespreizten Beinen in die Hocke ging und ihn abermals von hinten pfälte. Brianna setzte sich wieder auf seinen Rücken, weshalb Billy Watson, dessen Knie immer noch auf den Spitzen der Nägel auflagen, schrie, als würde er bei lebendigem Leib über einem Grill geröstet, doch die vier schwarz maskierten Dominas machten ungerührt weiter. Erst viel später, als er auch seine eigenen Fäkalien auf dieselbe Art beseitigte (quasi einer nochmaligen Verdauung zuführen musste), und die Dominas keine Lust mehr hatten, ihn zu drangsalieren, steckten sie ihn wieder in den Käfig. Fenia packte ihn an den Haaren, zerrte teils an ihnen, teils an der Würgekette, und manövrierte ihn auf diese Weise, aber auch mithilfe von Stiefeltritten in den Käfig. Dann verschloss sie selbigen und Brianna zog den Käfig - samt schluchzendem Inhalt - an die Decke des Kellergewölbes hoch. Jedenfalls wusste er nun, dass er sich eine Menge Schmerzen und Demütigungen ersparte, wenn er sich einfach unter den Arsch der Domina kniete, die kacken musste, freiwillig den Mund öffnete, und alles schluckte und hinunterwürgte, was sie ihm verabreichte.

\*\*\*

Die Tage und Nächte bis zur nächsten Erprobung einer der festgelegten Züchtigungsvarianten wa-

ren ansonsten recht ereignislos. Zu erwähnen war, dass Enya Kelly in den ersten zwei der sechs darauffolgenden Nächte äußerst wenig Schlaf gefunden hatte. Das war gut verständlich, doch die Schuld dafür konnte sie nur bei sich selbst suchen. Zum Ausgleich dafür fuhr sie tagsüber in den Botanischen Garten, denn das Gras, die Pfefferbäume, und ein paar andere Baumarten erinnerten sie in wohltuender Art an Valopo. Eine Sache galt es noch zu erwähnen – ein interessantes Gespräch zwischen ihr und Bri.

Brianna hatte ihrer aufmerksam zuhörenden Nachbarin in einem Vieraugengespräch in Enyas kleiner Wohnung etwas anvertraut, das Enya aufhorchen ließ. Es ging darum, dass Brianna meinte, der diebische Strolch müsse am Ende einen Schwur ablegen, der dafür garantiere, dass ihre ganze Mühe nicht umsonst sei. Kurzum; sie wollte es nach getaner Arbeit wie einen satanischen Ritus abhandeln.

»Das hast er nun davon, dass er sich von seiner eigenen Familie abgewandt hat. Und was Fen und Elizabeth angeht; glaube nicht, dass die beiden mit ihm nach vier Wochen fertig sind, weil sie dieses oder jenes mit ihm veranstaltet haben. Oh nein! Wart's ab. Fen ist ein hinterlistiges Miststück. Uns dreien ist es zwar gelungen, sie regelrecht auf's Kreuz zu legen, aber eben gerade deswegen hat sie eine hübsche Rechnung mit ihm zu

begleichen, die sich gewaschen hat. Wir müssen also höllisch aufpassen, dass sie deinen Sklaven nicht über den Jordan schickt, wenn nach dem Einen am Ende auch noch das Andere misslingt, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ja. Ich verstehe durchaus, was du meinst. Hast du eine spezielle Idee, wie ...?«

»Ja, Herzchen. Wir sollten am besten zu Satan beten, damit unser Vorhaben gelingt, und wenn es gelungen ist, sollten wir Billy Watson klarmachen, dass er sich nicht bei uns, sondern bei Luzifer dafür zu bedanken hat, dass Fen sein verhunztes Leben verschont hat.«

»Was für ein Unsinn, Bri. Ich finde, wir sollten uns lieber voll und ganz darauf konzentrieren, dass er geläutert wird. Darum reicht es meines Erachtens, wenn er am Ende auf normale Weise, meinerwegen auch auf die Bibel schwört, dass er keine Dummheiten mehr anstellt.«

»Na schön. Ich schicke trotzdem ab und zu ein düsteres Stoßgebet zu Luzifer.«

»Das kannst du halten wie du willst, Satanella. Hauptsache am Ende stellt sich heraus, dass es gefruchtet hat. Ich frag' mich bloß, was wir machen sollen, wenn Elizabeth auf die Idee kommt, uns zusätzlich ein paar Dinge vorzuführen, die sie mit den Jungs im Keller der Erziehungsanstalt praktiziert« äußerte Enya bei dieser Gelegenheit eine bisher gehegte Befürchtung.

»Das ist eine verdammt gute Frage, die nur du selbst beantworten kannst, Herzchen. Billy Watson würde es gewiss verkraften, wenn sie ihn an den Fußsohlen auspeitschen oder ihm absichtlich ein paar Finger brechen würde. Selbst wenn Liz vor unseren Augen mithilfe einer Streckbank dafür sorgen würde, dass seine Schultergelenke in schmerzhafter Weise aus den Pfannen springen, während sie ihn in den Arsch fickt und mit einem Lederriemen auf ihn eindrischt, wäre das kein Problem, denn wie du weißt, kann man jedes Gelenk wieder einrenken. Deswegen, und weil du die Vorstufen gemeistert hast, die nötig waren, damit du den Züchtigungen überhaupt beiwohnen durftest, würde ich sagen, dass wir in diesem Fall die Gelegenheit beim Schopf packen sollten, denn nicht ich bin es, die Erfahrungen sammeln will, sondern du.«

»Ja. Das ist richtig. So könnte man es durchaus seh'n. Der Fisch, der uns ins Netz gegangen ist, würde in der Zeit seiner Inhaftierung noch mehr Facetten aus der Sicht eines Sklaven kennen lernen, und bei mir wäre dasselbe auf das Leben einer Hure bezogen der Fall.«

»Du sagst es, Herzchen. Im Übrigen hasse ich es, wenn du dir Gedanken über Dinge machst, die ohnehin Fen für uns alle entscheidet. Wenn sie und Elizabeth uns mit jenen Dingen konfrontieren, die

dem kleinen Wichser so oder so blüh'n, können wir nichts dagegen machen.«

»Findest du?«

»Ja. Und wenn du mich fragst, können wir heilfroh darüber sein, denn in all den Jahren hat Fen keine einzige Fehlentscheidung getroffen.«

\*\*\*

Es war soweit. Die Zeit, die Fenia dem Gefangenen gegönnt hatte, um sich zu erholen, war abgelaufen, und deshalb konnte er sich wieder auf etwas gefasst machen, zumal alle vier Dominas immer noch böse auf ihn waren, da er seine Eltern und Freunde beklaut hatte, und Fen und Liz wegen der anhaltenden Hitze zusätzlich schlechte Laune hatten.

Da er seine Mutter in mehrfacher Hinsicht bitter enttäuscht hatte, und damit ihm bewusst wurde, was er aus lauter Dummheit und in frevelnder Manier verbrochen hatte, bläute Liz ihm diesmal in boshafter Weise ein, sie bis zum Ende der Aktion »Mammi« zu nennen.

Die drei Huren und Enya schritten wieder maskiert und zielstrebig zur Tat, und es zeigte sich gleich zu Beginn, dass Enya sich alles, was sie bisher in Fens Villa miterlebte, gut eingepägt hatte. Wie es schien, hatte sie sich von der kaltherzigen Art der Huren anstecken lassen, denn sie ver-

fuhr mit Billy Watson auch als Gast-Domina streng genug, dass für einen Außenstehenden kein bisschen Unterschied zu erkennen gewesen wäre.

Während der Zwölfjährige im Käfig vor sich hin weinte und vor lauter Angst am ganzen Körper zu zittern begann, näherten sich die vier Dominas, deren Stiletto ihr Erscheinen angekündigt hatten, noch bevor er sie an diesem Tag zu Gesicht bekommen hatte. Er zitterte und zitterte, doch kalt konnte ihm nicht sein, denn sogar hier unten hatte es an diesem Abend um die fünfundzwanzig Grad. Das war auch der Grund, warum es unangenehm roch, obwohl Fenja und Elizabeth den Boden, den Käfig, und den Gefangenen täglich gereinigt hatten, indem sie ein paar Eimer Wasser über alle drei »Objekte« geschüttet und den Dreck beim Bleigully runtergespült hatten.

Sowie Enya unter Briannas Anleitung den Käfig mithilfe des Flaschenzugs an der Kette heruntergelassen hatte, baute Elizabeth sich mit abgewinkeltem rechten Bein und in die Hüften gestemmt Armen vor dem Käfig auf. Billy Watson zitterte deshalb umso mehr, und obendrein wurde er kreidebleich im Gesicht, denn wegen der herrischen Geste und der zusammengerollten Peitsche, die sie in der Rechten hielt, und die bei jeder Bewegung leicht gegen die breite Außenseite ihres Schenkels wippte, war er bis ins Mark erschrocken.

Enya, die den drei maskierten Edelhuren zwei Tage zuvor den Umgang mit einer Treiberpeitsche beigebracht hatte, entrollte indessen ihre eigene Peitsche, ließ sie ein Mal geschickt schnalzen, und danach überlegte sie fieberhaft, wie sie es verhindern könnte, dass ihm die Huren wegen ihrer neu erlernten Technik die Rückenhaut in Fetzen schlügen. Fen und Bri wiederum unterhielten sich über die Anschaffung neuer Stiefel, während der Gefangene von der schwarzhaarigen Sexbombe taxiert wurde, als wäre er dem Tod geweiht. Elizabeth bewegte ihren Oberkörper im Stehen absichtlich so, dass ihre riesigen nackten Titten ins Schaukeln gerieten, da sie sehen wollte, ob der Knirps deswegen auch diesmal eine Erektion bekam. Da das der Fall war, herrschte sie ihn strenger denn je an.

»Was soll das, du lüsterne kleine Drecksau! Hieß es nicht beim letzten Mal klar und deutlich, ein steifes Schwänzchen sei ein schlimmes Vergehen?! Na warte! Mammi wird dich lehren, so lange ihre Titten zu beglotzen, bis dein winziger Pimmel sich regt, als wäre er ein männliches Geschlechtsorgan! Und Überhaupt! Was soll dieses Wimmern?! Wenn du nicht augenblicklich aufhörst, wie ein Hund oder ein geprügeltes Baby vor dich hin zu winseln, werden wir unsere Pisse in einem Eimer sammeln und dich darin ersäufen,

während du hilflos mit dem Kopf nach unten von der Decke baumelst!«

Elizabeth nickte den anderen Dominas zu, weshalb Fenia einen Eimer auf dem Boden vor dem Käfig positionierte, über den sich jede einzelne von ihnen mit ordinär gespreizten Beinen stellte und vor den Augen des Jungen lang und ergiebig hineinpisste. Im Nu war der Eimer, dank Zuführung von Wasser bis zum oberen Drittel gefüllt, weshalb die Huren Elizabeths Drohung im Fall des Falles tatsächlich verwirklichen konnten. Kein Wunder, denn sie hatten absichtlich im Wohnzimmer jede Menge Bier oder andere Getränke konsumiert. Der Eimer wurde genau unter die Kette gestellt, die in der Mitte des Verlieses von der Decke hing, und somit war klar, was sie vorhatten. Elizabeth war wieder diejenige, die Enyas weinendem Sklavenjungen mitteilte, was auf ihn zukam.

»Siehst du die Kette und den mit Pisse gefüllten Eimer, den meine Komplizinnen gerade eben am Boden befestigen, damit du ihn nicht mit dem Kopf umstoßen kannst?! Drei mal darfst du raten, welche Sauereien wir mit dir anstellen, nachdem dich eine von uns ausgepeitscht hat! Du weißt es nicht? Na schön, Kleiner! Mammi wird dir ein wenig auf die Sprünge helfen! Zuerst werden wir deine Füße an die Kette fesseln und dich mit dem Kopf nach unten von der Decke baumeln lassen,

was du ja schon zur Genüge kennst! Danach stecken wir dein erhitztes Köpfchen in den mit Pisse gefüllten Eimer, und dabei werden wir dich ficken und auspeitschen, weil du gerade eben so getan hast, als hättest du Lust, deinen ungewaschenen kleinen Schwanz in unsere Fotzen und Arschlöcher zu stecken! Verstanden?!«

»Ja, Mammi!« sagte er klar und deutlich, bevor Elizabeth etwas hinzufügte, das ihm den nächsten Schock bescherte.

»Wir werden dich lehren, deine eigenen Eltern beinahe um ihre wohlverdiente Existenz zu bringen! Du verkommenes Miststück! Und damit du siehst, wie sehr wir dich verabscheuen, werden wir mit den besagten Torturen unverzüglich beginnen!«

Die Domina gab Enya einen Wink, sie könne den verzweifelten Sklaven nun aus dem Käfig holen.

Enya kam Elizabeths Wunsch nach, indem sie haargenau dasselbe machte, was Brianna beim letzten Mal vorexerziert hatte. Sie bat Fenia um den Schlüssel und öffnete mit geschickten Fingern den Käfig, obwohl sie dieselben langen Lederhandschuhe trug wie die anderen Dominas.

Billy Watson sah es, wurde kreidebleich und begann am ganzen Körper zu zittern und heftig mit den Knien zu schlottern, als hätte er Epilepsie. Er kniete und faltete bittend die Hände, doch die schwarz maskierten Dominas wichen keinen Mil-

limeter von ihrem Vorhaben ab. Sie wollten und würden ihn jetzt und hier foltern, bis sich eine erlösende Ohnmacht seiner erbarmte – oder sogar mehrere Anfälle von Besinnungslosigkeit, denn sogar das war diesen vier herzlosen Hexen egal.

»Los! Hoch mit dir, du diebische Ratte! Es geht wieder ans Eingemachte! Wir sind gekommen, um dir zur Strafe für dein lasterhaftes Treiben noch mal die Hammelbeine langzuzieh'n! Es kann nämlich nicht angehen, dass du deine Eltern in tiefe Verzweiflung stürzt, indem du abhaust und obendrein die Frechheit besitzt, reihenweise Leute zu beklaunen!«

Enya war es, die als Sprachrohr fungiert und diese Wahrheiten mit forschem Ton verkündet hatte. Sie legte dem bibbernden Knaben die von Brianna gereichte Würgekette um den Hals, packte ihn brutal am Schopf, und zerrte den zappelnden Gefangenen an den Haaren heraus. Dabei hagelte es Ohrfeigen, denn wie es aussah, hatte Billy Watson noch nicht begriffen, dass es keinen Sinn machte, sich dagegenzustemmen, anstatt brav und artig mitzukommen. Die Würgekette musste zur Anwendung kommen, denn er machte angesichts der schwächeren der vier Dominas Anstalten, seine ganze Kraft einzusetzen, Enya wegzustoßen, und wegzurennen. Er schrie »Nein! Bitte! Lasst mich geh'n! Bitte nicht!«, und weil er tatsächlich entwi-

schen wollte, zog Enya so lange und so kräftig an der Kette, bis ihm die Luft wegblieb.

»Hier geblieben, Freundchen!« schnarrte sie aufgewühlt und dennoch höchst professionell. Erst als er vor lauter Atemnot zu röcheln begann, lockerte sie die Kette, wobei Elizabeth ihm zur Strafe von hinten in die Weichteile trat. Er hielt sich den Bauch, sackte zu Boden, krümmte sich vor Schmerzen, und nachdem er sich wieder gefangen hatte, brüllte Fenia voller Zorn:

»Wenn du dachtest, du könntest uns entkommen, hast du dich geschnitten, du arschgefickter Dreikäsehoch, denn von hier gibt es kein Entrinnen! Auch ist es so, dass dich hier unten, außer uns, niemand hören kann, weshalb ich dir dringend empfehle, die Fresse zu halten, wenn du nicht willst, dass wir dir mit einer glühend heißen Zange die Zunge rausreißen! Um Hilfe gebrüllt, oder um das Herbeiholen deiner Mammi gebettelt wird nur dann, wenn wir es dir ausdrücklich erlauben oder befehlen! Solltest du dich also noch mal aufführen, wie ein Wildfang oder der letzte Vollidiot, schlagen wir dir einfach ein paar Zähne ein! Verstanden?!«

Da der Junge wie ein Wasserfall weinte und ohne Ende schluchzte, anstatt zu antworten, gab Enya ihm auf Fenias Zeichen ein gutes Dutzend Ohrfeigen.

»Antworte gefälligst, du dummes Arschloch!« brüllte Enya dabei so herrisch, wie es ihr angesichts der bemitleidenswerten Kreatur möglich war. Fenia fiel trotzdem auf, dass Enya sich nicht voll engagierte.

»Du kannst ihn getrost kräftiger schlagen, denn wie es aussieht, ist der kleine Sturkopf trotz seiner Schwächlichkeit hart ihm Nehmen« stichelte sie hartnäckig, und da Bri per Nicken zustimmte, schlug Enya diesmal mit aller Kraft zu, sodass sich die Wirkung der zehn, elf oder zwölf Ohrfeigen noch lange hinterher auf seinen stark geröteten Wangen in Form ihrer Fingerkonturen abzeichnete.

»Wir warten immer noch auf deine Antwort, du sturer Esel!« schnarrte sie nun aufgrund der Kritik ehrlich und sichtlich erbost, während sie ihn streng mit den Augen fixierte und drei andere Dominas anerkennende Kopfgesten vollführten.

»Ich ... ich hab's kapiert« sagte er mit weinerlicher Stimme, doch das war Enya zu wenig.

»Das heißt, ich hab's kapiert, Herrin, denn genau so will ich von dir genannt werden, wohingegen du die große schwarzhäufige Herrin weiterhin als Mammi bezeichnen wirst! Denn ob du es glaubst oder nicht; wir wollen Spaß an der Sache haben! Außerdem hat das den positiven Effekt, dass du deine wirkliche Mutter herbeisehnst, die du aus lauter Dummheit maßlos enttäuscht und vor den

Kopf gestoßen hast! Eben deswegen wirst du, je nachdem, welche von uns dich in diesem Folterkeller züchtigt und zum Besseren bekehrt, das Wort Mammi oder Herrin hinzufügen, jedoch nur, wenn es dir gestattet wurde, zu antworten! Kapiert?!«

»J... ja, Herrin.«

»Sprich lauter, du verkommenes Subjekt, wenn du nicht willst, dass ich dir das laute Sprechen mithilfe meiner Absätze beibringe!«

»Ja, Herrin!«

Brianna flüsterte Enya rasch und unbemerkt etwas ins Ohr. Es hatte damit zu tun, dass Enya nicht nur mit Kraft, sondern auch mit Kraftausdrücken zu sparsam umging.

»Schon besser, du arschgefickte Drecksau!« bellte sie nun, ähnlich wie es die drei hartherzigen Edelhuren machten. Was noch fehlte, um keinen Unterschied zu erkennen, war eine gewisse Eigeninitiative, doch auch das bekam Enya hin, indem sie ihm eine ordentliche Schelle verabreichte, weil er sie grundlos angegriffen hatte.

»Glott' mich nicht so blöd an, sondern senk' gefälligst den Kopf, denn keine von uns will deine hässliche Visage seh'n, wenn es nichts mehr zu bereden gibt!«

Brav senkte Billy Watson angesichts der überraschenden Kalttherzigkeit der Lolita den Kopf, weshalb Enya sich gleich besser fühlte. Sogar ein we-

nig Stolz kam plötzlich in ihr hoch. Stolz, dass sie es bisher geschafft hatte, von den Huren als eine von ihnen akzeptiert zu werden. Fürwahr war es so, dass Enya wieder, gleich wie zuletzt, langsam aber sicher in Fahrt kam, denn sie goutierte Billy Watsons schnelle Reaktion mit einem streng verkündeten Lob, verbunden mit einer weiteren Demütigung.

»Gut so, Sklavensau, aber beim nächsten Mal muss das ohne Aufforderung vonstatten geh'n! Verstanden?!«

»Ja, Herrin!«

»Zieh dein Höschen aus, piss es an, und stopf es ihm ins Maul. Und danach verwendest du zusätzlich den richtigen Knebel, damit er endlich die Fresse hält« lautete Elizabeths an Enya herangetrager Wunsch.

Enya tat wie geheißen. Sie zog ihr rabenschwarzes Höschen aus, bepisste es vor seinen Augen, und knüllte es zu einem kleinen unregelmäßigen Stoffball, bevor sie es gewissenhaft in seinen Mund stopfte. Dann steckte sie auch den runden schwarzen Lederknebel in den Mund des zappelnden Jungen, und Elizabeth war nach dem Festzurren des Knebels für die gesteigerte Form der Züchtigung zuständig. Sogar Brianna staunte, als Liz den plärrenden Jungen brutal am Schopf packte und ihn an den Haaren zu jener Stelle des Kel-

lers zerrte, wo die gruselige Kette von der Decke hing.

Schnell waren die Fesseln seiner Füße - sprich; die Handschellen - mithilfe eines kurzen Seiles mit der Kette verbunden, und danach wurde der weinende Knabe an den Füßen auf halbe Höhe des Raumes gezogen, wobei sein Körper von den anderen Huren in Gleichgewicht gehalten wurde, damit er nicht wie eine Glocke hin und her schwang. Enyas gefesselt und geknebeltes Versuchsobjekt baumelte genau in der richtigen Höhe von der Decke. Damit Billy Watson aufhörte, zu zappeln, ohrfeigte ihn Fenia, wobei Liz, die heute das Teamzepter schwang, brüllte:

»Hör gefälligst auf zu zappeln, du gefickte Sau, wenn du nicht willst, dass ich meine Drohung wahr mache und dich wie eine Ratte im Eimer er säufe!«

Die Drohung wirkte Wunder, denn Billy Watson hörte augenblicklich auf zu zappeln, obwohl Enya einen ersten Peitschenhieb an ihm erprobte. Allzu vieler Anleitungen bedurfte es nicht, bevor Enya richtig loslegte und Billy Watson gnadenlos auszupeitschen begann, doch umso aufmerksamer musste sie dabei zusehen, als es darum ging, seine Fußfessel mit der Kette zu verbinden. Auch war es ein wenig umständlich, seine Arme seitlich am Körper zu fixieren, damit sein Rücken frei war und Billy Watson nicht mit den Händen an den Ei-

mer gelangen konnte. Sein Körper musste mit dem Kopf nach unten ungefähr auf halbe Höhe des Raumes gehievt werden, und seine Gliedmaßen mussten dabei perfekt positioniert sein. Enya entging nicht das kleinste Detail, denn Brianna erklärte ihr nebenbei diverse Knoten, betitelte selbige sogar, und sogar den Schlüssel für die Handschellen vertraute sie Enya an. Erst als der gefesselte und geknebelte Junge, mit seitlich am Körper fixierten Armen, und dem Hintern auf Enyas Augenhöhe, unmittelbar vor ihr von der Decke hing, konnte sie mit der knallharten Züchtigung beginnen.

Von wegen »knallhart«. Im Gegenteil. Enya schlug anfangs viel zu sachte zu, da der Junge ihr bereits jetzt Leidtat. Prompt erntete sie wieder schiefe Blicke von allen drei Huren. Brianna musste es offen aussprechen; ob wie wollte oder nicht, denn in diesem Augenblick galt es einmal mehr, keinen Verdacht zu erregen. Die Beschwerde, die sie der blutjungen Praktikantin notgedrungen an den Kopf warf, lautete wie folgt:

»Was soll dass, Herzchen? Wenn du ihn mit dem Leder der Peitsche streicheln willst, solltest du das tun, nachdem wir ihn für einen Teil seiner Missetaten gezüchtigt haben.«

Da Fen und Liz wussten, dass Enya hervorragend mit einer Peitsche umgehen konnte, holte Enya aus und begann den Knaben diesmal härter

mit der Peitsche zu züchtigen, obwohl sein Rücken wegen vorangehender Bestrafungen mit Striemen und Rillen übersät war. Drei gezielte Schläge genügten, damit Liz und Fen sehen konnten, dass Enya imstande war, den Knaben, wenn sie wollte, mit ein paar Peitschenhieben zu töten. Da Enyas Hiebe auf seinem wunden Rücken und auf seinem malträtierten Hintern extreme Schmerzen auslösten, zielte Enya bewusst auf seine unverletzten Oberschenkel und auf den höheren Bereich des Rückens, wobei Fen und Liz ihn nicht einmal mit dem Rücken zu Enya drehen mussten, da Enya sogar das mithilfe der Peitsche bewerkstelligte.

Alles klappte wie Enya es beabsichtigt hatte, doch dummerweise fiel sein verweinter Blick bei einer der langsamen Drehungen auf Fens große nackte Brüste, die verlockend vor seinem Gesicht hin und her schaukelten. Sie hatte sich lediglich mit gespreizten Beinen vor ihm hingehockt und den festen Halt des Eimers kontrolliert, und da sie sein ungebührliches Betragen gewahrt hatte, stand sie auf und sprach eine harsche Drohung aus.

»Hör zu, du frecher Knirps! Wenn du es noch mal wagst, meine Titten zu begaffern, ohne dass ich es dir erlaubt habe, tret‘ ich dir so kräftig in die Eier, dass du sie eine Woche vergeblich suchst!« Dann wandte sich Fen wieder an Enya,

indem sie zu ihr ging und ihr ein paar Dinge ins Ohr flüsterte.

»Lass dich von mir nicht aus der Konzentration bringen, Schätzchen. Ich musste die Gelegenheit ganz einfach nutzen, damit du siehst, dass es jederzeit einen nichtigen Grund gibt, einem Sklaven den Eindruck zu vermitteln, er hätte eine Strafe verdient. Mach einfach weiter und peitsch' die kleine verbrecherische Kröte tüchtig aus.« Enya fiel auf, dass Fen sie zum ersten Mal »Schätzchen« genannt hatte, doch die kaltherzige Chefin der maskierten Huren sprach weiter. »Beim nächsten Mal, wenn eine von uns die Stiege zum Keller runter stiefelt, muss er vor lauter Angst bereits auf den Boden des Käfigs pissen und sich von oben bis unten an-scheißen, bloß weil er die Geräusche der Stiefelabsätze vernommen hat. Und da ich nicht mit Sicherheit sagen kann, ob du noch einmal die Gelegenheit bekommen wirst, einen Sklaven in dieser anschaulichen Art und Weise züchtigen zu können, werde ich den Knebel entfernen. Das ist nötig, damit du noch mehr Erfahrungen sammelst, denn Schmerzensschreie können mitunter sogar einen Orgasmus bei der Herrin auslösen.«

Sie tat entweder aus purer Bosheit, oder aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen, was sie angekündigt hatte, und Enya musste sich diesmal, ob sie wollte oder nicht, überwinden und den schrei-

enden Jungen mehrere Minuten auspeitschen, damit sie imstande war, Cedric dieselbe Medizin zu verabreichen, ohne ihn deswegen jedes mal knebeln zu müssen.

»Neiiiin! Bitte nicht! Bitte hört auf! Hilfeeee! Mammiii! Mammiii! Uäääh!«

Enya atmete tief durch, holte aus und peitschte ihr vor Schmerzen brüllendes »Versuchsobjekt« brutal aus, ähnlich wie sie es mit den Hunden auf Valopo machte. Sie schlug Billy Watson ein gutes Dutzend mal, bevor sie inne hielt, mit der Linken zu ihrer Möse hinunter griff und spürte, dass sie tatsächlich klitschnass zwischen den Beinen war.

»Uäääh! Uäääh! Mammiii! Bitte hilf miir! Bitte, Mammiii! Uäääh!«

Unglaublich, aber wahr; Enya hatte in diesen bizarren Sekunden den heftigsten Höhepunkt ihres bisherigen Lebens. Wie, zum Teufel, war das möglich? Steckte in ihr etwa dieselbe sadistische Hexe, wie in Elizabeth und Fenia? War Enya trotz ihrer guten Absichten schrittweise zu einer pädophilen und obendrein sadistischen Verbrecherin mutiert? Zu einer Vergewaltigerin, einer Kinderschänderin der übelsten Sorte – ohne Herz und ohne jede Moral? Oder bewegte sich ihr schockierendes Tun gerade noch hart an der Grenze des Vertretbaren? »Mach weiter, Enya Kelly, denn es könnte durchaus sein, dass es gerade jener drei Peitschenhiebe bedarf, die er zu seinem eigenen

Besten verabreicht bekommen muss. Die drei Peitschenhiebe, die noch nötig sind, um seinen Wandel zum Guten in unumkehrbarer Manier einzuleiten«, flüsterte ihr ein kleines Teufelchen ins Ohr.

Enya war hochrot im Gesicht, doch sie befolgte Fens Befehl, der lautete: »Mach weiter und züchtige die kleine verrotzte Sau noch härter, Schätzchen, denn wie du siehst, bettelt sie förmlich darum. Ein Sklave, der noch genügend Kraftreserven hat, um die Titten oder den Arsch seiner Herrin in ungebührlicher Art zu beglotzen, ist alles andere als gebrochen! Und um dieses Manko zu beseitigen, musst auch du ihn so hart wie möglich züchtigen, damit am Ende der Aktion nicht der geringste Zweifel besteht, dass wir es gemeinsam geschafft haben, ihn zu brechen! Wir können ihn nur auf diese Art straffrei von dem Teufel befreien, der anscheinend immer noch in ihm steckt!«

»Du ... du meinst mit vollem Ernst, wir bewegen uns noch im Rahmen des Gesetzes?«

»Ja, Schätzchen, und weil du es bist, nenne ich dir auch die Gründe. Erstens hat er in Gegenwart von Zeugen dutzende Male behauptet, er wäre bereits über sechzehn, weshalb wir jederzeit sagen könnten, hier bei uns hätte er dasselbe getan, und zweitens kann niemand das Gegenteil beweisen, wenn wir behaupten, der klein gewachsene Masochist hätte uns für diese abartigen Dienste bezahlt.

Die kleine lüsterne Sau hat sich nachweislich dutzende Erotikfilme zu Gemüte geführt, und am Ende wollte er die harten Sachen am eigenen Leib verspüren, weil ausgerechnet die ihn am allermeisten faszinierten. So einfach verhält es sich. Also wäre es gut, wenn du wieder die Peitsche schwingen und ihm eine Besinnungslosigkeit bescheren würdest, denn tust du es nicht, könnte es sein, dass die ganze Mühe für die Katze ist.«

Enya atmete tief durch und setzte die Züchtigung, die immer mehr einer rituellen Teufelsaustreibung ähnelte, mit einer anderen, von Fen in aufmunternder Art gereichten Peitsche fort, bis Billy Watson nur mehr leise vor sich hin wimmerte. Keine klägliche Bettelei, freigelassen zu werden, keine Rufe nach seiner richtigen Mammi ... nichts. Es war ruhig im Keller, denn Billy Watson war wegen Enyas brutaler Misshandlung tatsächlich in Ohnmacht gefallen. Ein Eimer Wasser und ein paar Ohrfeigen reichten, damit er wieder zu stöhnen und zu zappeln begann.

»Uäääh! Uäääh! Uäääh!«

»Ja! Schrei nur, du kleine Ficksau! Schrei, so laut du kannst! Hier unten hören dich nur wir!« lauteten die drei boshafte Sätze, die Fenia wie selbstverständlich in den Raum gestreut, und in denen nach wie vor kein bisschen Mitleid mitgeschwungen hatte.

»Uäääh! Hört auf! Bitte hört auf! Ich verspreche, dass ich ab sofort brav und artig sein werde! Ich werde nie mehr etwas stehlen! Bitte lasst mich geh'n! «

»Was hab' ich da gehört?! Du hast uns angesprochen, ohne dass wir es dir erlaubt haben, und ohne am Ende des Satzes, das Wort ›Herrinnen‹ hinzuzufügen?! Na warte, du freche Sau! Du wirst den Tag, an dem du meinen beiden Freundinnen begegnet bist, noch verfluchen, wenn du es nicht schon getan hast!« Fen trat neben Enya und half ihr dabei, die Bestrafung zu verschärfen. Sie verabreichten ihm nun abwechselnd Peitschenhiebe, wobei sie, wie von Fenia erwünscht, auf den Knebel verzichteten, da sich die drei maskierten Huren an seinem Geschrei lustvoll ergötzen, und alle drei Enya nebenbei abhärten wollten.

»Uäääh! Uäääh! Hilfeee! Neiiin! Bitte nicht!« Die Peitsche knallte wieder, und sie knallte diesmal so oft, bis das Schreien des gequälten Bengels in ein leises Wimmern überging, bevor er abermals wie tot an der Kette baumelte, da er wieder die Besinnung verloren hatte.

Liz holte diesmal einen Eimer kaltes Wasser, und nachdem sie das Wasser über seinen Kopf geschüttet und ihn mittels Ohrfeigen »munter« gemacht hatte, wurde Enya von der abgebrühten Chefin gefragt:

»Was ist los, Lolita? Hast du damit Probleme, wenn wir ihn hier unten, wo es ohnehin niemand hört, zu unserem Vergnügen nach Herzenslust schreien lassen?«

»Ähm. Um ehrlich zu sein; ja. Ich bitte dich zwar um deine weitere Unterstützung, damit ich auch die Handhabung von ein paar anderen Peitschen erproben kann, aber wenn es dir und den anderen nichts ausmacht, bitte ich dich, ihn wieder zu knebeln, da mir sein Geschrei ziemlich zusetzt.«

Fen seufzte zwar missbilligend, doch sie erfüllte ihr den Wunsch, und danach erprobte Enya noch zwei weitere Peitschen – eine neunschwänzige und einen Ochsenziemer, den sie jedoch nur bedingt anwenden konnte, da er bei fachgerechter Handhabung große klaffende Wunden verursachte.

Elizabeth war es, die Enya per Handgeste signalisierte, sie solle aufhören, denn die große schwarzhaarige Domina trat an das stöhnende kleine Opfer heran und umschlang dessen Hüften mit den Beinen, wobei sie erregende Dinge zu ihm sagte, wie »Achtung, Kleiner! Ab sofort bin ich nicht deine Mammi, sondern deine böse pädophile Lehrerin, die sich deinen ungewaschenen Schwanz wie eine vollkommene Kinderschänderin in die Fotze und in den Arsch steckt!«

Sie nahm seinen Penis in den Mund und lutschte ihn steif, und nachdem sie den erigierten Schwanz beinahe zum Abspritzen gebracht hatte, kletterte sie an dem kleinen baumelnden Körper hoch, als befände sie sich auf dem Stamm einer Palme. Mit der Hüfte bei seinem Schwanz angekommen, umschlang sie den Körper des Knaben mit den Beinen, steckte dabei mit geschickten Griffen den kleinen Pfahl in ihre tiefend nasse Möse, und fickte den Gefangenen tatsächlich unter heftigen Stößen, wobei sie sich mit beiden Händen an der soliden Kette festhielt. Obwohl sie ihn in dem gut ausgelastetem Loch kaum spürte, gönnte sie sich den steifen Schwanz des Zwölfjährigen, und die drei anderen Dominas steckten sein hochrotes Köpfchen auf Elizabeths Zeichen in den mit Pisse gefüllten Eimer. In dieser Stellung ließen sie ihn schmoren, während im Eimer Blubberbläschen hochstiegen und Liz den verkehrt von der Decke baumelnden Sklaven mit heftigen Stößen fickte, als hätte sie Freude daran, als Lehrerin Samenraub an einem ertrinkenden Schuljungen zu begehen. Dann steckte sie seinen Schwanz bis zum Anschlag in ihr schmatzendes Arschloch und ritt ihn dabei nahezu akrobatisch, was dazu führte, dass Enya und Bri die ersten waren, die deswegen den nächsten Höhepunkt erlebten, noch bevor Liz kiekste und stöhnte, weil es ihr ebenso erging. Fen

beschimpfte ihn indessen in Elizabeths Vertretung.

»Sagte deine hübsche Mammi nicht, du sollst aufhören zu zappeln?! Na warte, du unartige kleine Drecksau! Wir werden dich lehren, die Befehle einer Educatrix zu missachten! Du bist nur einen Schritt davon entfernt, dass wir dich täglich vor dem Zu-Bett-Gehen auf den Käfig fesseln und dich stundenlang in den Arsch ficken!«

Liz kletterte von ihm herunter, und Fen war die nächste, die genau dasselbe mit ihm machte. Liz zog ihn an der Kette ein kleines Stück höher, damit er ein paar Mal Luft holen konnte, doch sowie er sich ein klein wenig gefangen hatte, wiederholten sie die grausame Folter.

Fen fickte ihn, indem sie seinen Dauerständer, der mittlerweile nur mehr seiner Todesangst geschuldet war, ebenfalls in ihr Arschloch stopfte, damit sie nicht versehentlich von ihm schwanger werden konnte, doch wie der Teufel, der Zufall, oder beide es wollten, meldete sich dabei ihr Stuhlgang aufgrund der Reize.

Sie ließ seinen steifen Penis aus dem Arschloch gleiten, stieg von ihm herunter, und bat Brianna, den »Schuljungen« wieder ein kleines Stück hochzuziehen und seinen Kopf ein wenig nach vorne zu drücken. Dann hockte sich Fenia mit gespreizten Beinen so dicht über sein Gesicht, dass sie ihm direkt in den Mund scheißen konnte.

»Maul auf, du kleinschwänziges Ferkel! Oder ich fessele dich die ganze Nacht mit dem Maul an mein verschissenes Arschloch, damit ich beim Furzen die Luft unter meiner Decke nicht verpestete!«

So ließen sie den weinenden Sklaven ein Weilchen hängen und mit geweiteten Augen zwischen Fenias Beine gaffen, während Fenia, dank erregender Fingertechnik – sprich; dem beidhändigen Auseinanderziehen ihrer großen Arschbacken – eine sagenhaft lange Kackwurst zur einen Hälfte in seine Kehle, und zur anderen Hälfte in den Eimer schiss.

Extrem eklig war das, fand Enya, doch genau das galt es zu überwinden, wenn es ihr gelingen sollte, Cedric in Bezug auf Selbstsicherheit überlegen zu sein und ihn hörig zu machen. Das und natürlich auch die Verbesserung ihrer Intelligenz. Erobert hatte sie ihn bereits, aber wenn sie ihn der Kirche abspenstig machen wollte, musste sie ihm in jeder Hinsicht überlegen sein.

Fenia betrachtete mit großer Genugtuung die dicke braune Kackwurst, die sich in Billy Watsons Rachen aufgrund der Länge zu kringeln begann, bevor das beeindruckend große Exkrement über seine Wange und sein Kinn ragte und abriss. Der etwas dünnere Rest mit dem spitzen Ende landete im Eimer, wo Fenias Scheiße, wie sich schnell

herausstellte, ihren Zweck beinahe ebenso gut erfüllte.

Dann steckte sie seinen Kopf zwischen ihre großen halbkugelförmigen Arschbacken und begann Billy Watson zu verspotten, damit er sich noch winziger und noch elender fühlte.

»Schön kauen und schön runterwürgen, Kleiner! Und danach steckst du brav und artig deine Zunge bis zum Anschlag in mein verschissenes Arschloch! Das ist unbedingt nötig, damit ich heute Nacht richtig gut schlafen kann! Du darfst mich übrigens ab sofort als böse Hexe oder als Metzgerin betrachten, weil ich dich nämlich wie eine Sau abschlachten werde, wenn du dich nicht zu hundert Prozent unserem Willen beugst! Demzufolge rate ich dir dringend, meine Scheiße von der Bildfläche verschwinden zu lassen, indem du so rasch wie möglich dafür sorgst, dass sie in deinem Magen landet!«

Sie drückte sein kleines verheultes Gesicht fest gegen ihren vergleichsweise riesigen Hintern, bis seine Nase bis zum Anschlag im Loch steckte, und als sie den besagten Zustand fühlte, furzte sie ein paar Mal laut und genüsslich, damit Enya sehen konnte, worum es bei der ganzen Aktion ging. Es ging darum, den Sklaven so schlimm wie möglich zu demütigen und dabei selber Freude zu empfinden – egal ob es dem Sklaven schmeckte oder nicht. Das war in Billy Watsons Fall wort-

wörtlich gemeint, denn er bekam an diesem Tag von der brünetten Edelhure genug Kot verabreicht, dass man hinterher sagen konnte, sie hatte ihn wie eine Gans gemästet.

»Na warte, du unartige kleine Sau! Das war keinesfalls das, was wir abseits der Aktion übten und was mir vorschwebte! Aber keine Angst! Ich wette, dass wir dich im Zuge deiner Läuterung noch dazu bringen, dass du dich aus freien Stücken zwischen unsere Beine kniest, damit wir dir, eine nach der anderen, in aller Ruhe ins Maul pissen und scheißen können!« schnarrte Fenia in ihrer Eigenschaft als Leitwölfin.

Sie wartete noch ein Weilchen, damit ihm gar nichts anderes übrig blieb, als alles, was sie fallen gelassen hatte, hinunterzuwürgen, obwohl er verkehrt von der Decke hing. Da es in dieser Position ungleich schwieriger war, dem strengen Befehl nachzukommen, als in normaler aufrechter Haltung, kämpfte er in seiner Angst beinahe vergeblich gegen sich selbst, denn sowie er einen Teil schluckte, kroch ein Teil dieses Teils aufgrund der Schwerkraft wieder zurück in seine von Würgereizen gequälte Kehle, weshalb er beinahe erstickte, und das wiederum war der Grund, warum Fenia diese spezielle Foltermethode liebte. Sie wusste haargenau, in welcher schlimmer Lage er sich befand, denn versuchte er es nicht immer und immer

wieder, drohte ihm eine weitere Bestrafung – soviel stand fest.

»Naaa, Kleiner?! Wie schmeckt dir die frisch geschissene Mahlzeit?! Keine Antwort?! Oooch! Wie schade, denn ich dachte mir in guter Absicht, ein wenig Abwechslung auf deinem Speisezettel würde dir gefallen!«

Sie lachten ihn aus, und danach steckte Fenia sein Köpfchen in den Eimer, in dem sich das stinkende Gemisch aus Pisse und Scheiße befand. Brianna senkte den zappelnden Wicht einfach an der Kette nach unten, bis sein Kopf zur Gänze im frisch aufgefüllten Eimer steckte. Dann schnarrte Fenia strenger denn je:

»So, du jämmerlicher Knirps! Und jetzt wirst du brav und artig so viel von der Scheiße, die du einfach fallen gelassen hast, anstatt sie in direkter Art zu konsumieren, aus dem Eimer fressen, bis du wegen der Absenkung des Spiegels durch die Nasenlöcher Luft bekommst, ohne dass wir dich auch nur einen Millimeter nach oben zieh'n mussten!«

Brianna war nun diejenige, die an ihm hochklettern und ihn ficken durfte, indem sie sein immer noch erigiertes Schwänzchen in ihr Arschloch steckte, während Billy Watson um sein Leben kämpfte. Da Bri die Situation, und insbesondere seine so genannte »Todeserektion« total erregend fand, kam es ihr in kürzester Zeit extrem heftig,

und danach war Enya an der Reihe. Da der Sklavenjunge es tatsächlich geschafft hatte, den Scheiße-Pisse-Stand im Inneren des Eimers mithilfe des erzwungenen Appetits und seiner schiebenden Schnüffelnase gerade so viel zu senken, dass er die Tortur überlebte, rubbelte Enya vor seinen Augen ihren Kitzler, bevor sie ein paar Finger in ihre klitschnasse Möse steckte, und auf diese Art weitermachte, bis sie ebenfalls einen weiteren Orgasmus erlebte, der seinesgleichen suchte. Sie pisste sogar ein bisschen auf seine Stirn, und sie war sich diesmal sicher, dass jeder Orgasmus, den Cedric ihr bisher verschafft hatte, indem er sie in den Arsch fickte, gegen den tobenden Sturm lustvoller Gefühle, den sie heute Abend in Fenias Keller durchlebte, ein laues Lüftchen in einem heißen Sommer war. Der Höhepunkt, den Enya diesmal wegen dem vergewaltigten »Schuljungen« hatte, ließ sie allerdings vor lauter Zorn erneut zur Peitsche greifen.

»Geht bitte ein Stück zur Seite, denn es kann nicht angehen, dass mir diese eklige kleine Drecksau zu besseren Höhepunkten verhilft, wie der verfuckte Priester.« Enya führte sich in ihrer Ekstase fürwahr wie Luzifers Tochter auf.

Die drei anderen Dominas taten ihr den leicht zu erfüllenden Gefallen lächelnd, und während Billy Watson immer noch bis zur Nase in dem stinkenden Gemisch aus verdünnter Pisse und Scheiße

steckte, peitschte Enya ihn aus, dass selbst Fenia und Liz bei jedem Hieb zusammenzuckten.

»Du kleine verflixte Drecksau! Na warte! Dir werd' ich's dir zeigen! Das machst du nicht noch mal! Du Bastard! Du Ratte! Du dreckige kleine Sklavensau!«

Er brüllte vor Schmerzen wie am Spieß in dem frisch nachgefüllten Eimer, jedoch hörte man klarerweise wegen der neuerlichen Absenkung nur blubbernde und schmatzende Geräusche, und als Enya nach zwanzig bis dreißig Hieben von ihm abließ, und Elizabeth die Kurbel betätigte, weinte er wieder wie ein kleiner Wasserfall. Dann ging sein bitterliches Weinen in ein Mitleid erregendes Gejammer über. Damit Enya das Jammern und Wimmern nicht länger mit anhören musste, senkte Elizabeth die Kette, wodurch sein Kopf wieder zur Gänze in die mit Wasser verdünnten Fäkalien tauchte. Da es ihm diesmal aufgrund seiner Kraftlosigkeit nicht mehr gelang, den Stand des ekligen Gemischs auf ein niedrigeres Niveau zu fressen, zu trinken, oder zu schlürfen, zog Elizabeth ihn wieder ein kleines Stück höher, damit er nicht erstickte, doch wenn er dachte, sein Leiden hätte für heute ein Ende, irrte er abermals, denn Fenia hatte noch etwas besonderes mit ihm vor. Sie herrschte ihn diesmal besonders streng an, obwohl sein Kopf aussah, als hätte er jahrelang in einem morastigen Tümpel gesteckt;

»Sagte ich nicht laut und deutlich, du sollst deine Nasenlöcher einfach frei fressen?!«

Sein Mund und seine Nasenlöcher waren dick mit Fenias aufgeweichter dunkelbrauner Scheiße verklebt, und sogar in seinen Ohren hatten sich jede Menge Fäkalien angesammelt, und dennoch musste er eine Standpauke über sich ergehen lassen.

»Und?! Hast du es diesmal getan – so wie vorher?! Nein! Hast du nicht! Na warte, du unartiger Knirps!«

Sein Kopf landete auf ihren Wink wieder tief unter dem Pisse-Scheiße-Stand des Eimers, und während er wieder um sein Leben kämpfte, wurde Elizabeth von Brianna an der Kurbel abgelöst. So wie die schwarzhaarige Hure an ihm hochgeklettert war, klärte Fenia ihn über den Stand der Dinge auf.

»Schön weiter fressen, Kleiner, während Mammi dich wieder fickt! Streng dich gefälligst an, denn tust du es nicht, könnte es durchaus sein, dass die vollbusige Hexe, die an der Kurbel steht, ebenfalls Lust verspürt, in dein Maul zu scheißen!« lautete ihre von oben herab gehönte Information.

Elizabeth fickte ihn, indem sie seinen wunden Rücken mit den Beinen umklammerte und heftige Stöße aus ihren Hüften holte. Sie bog dabei ihren Körper weit nach hinten, während Billy Watson sich wieder besonders hart gezüchtigt fühlte, da

Fenia ihn mit beiden Händen würgte, damit sich sein Ständer infolge der Todesangst noch mehr mit Blut füllte. Damit sich seine Angst verstärkte und ins Unermessliche steigerte, drückte die brünette Hure seinen Kopf erbarmungslos mit der Sohle ihres Stiefels in den Eimer, und Elizabeth, die es sah, begann deswegen noch mehr zu stöhnen. Nach dem dritten Höhepunkt ließ Elizabeth seinen gemolkenen Schwanz mit schmatzendem Geräusch aus ihrem Arschloch gleiten. Sie kletterte herunter, während Fenia und Bri dafür sorgen, dass er wieder Luft bekam, und Elizabeth, die wenige Sekunden später neben Fenia stand, nutzte die tolle Gelegenheit folgendermaßen. Sie ließ mit breit gespreizten Beinen sein Sperma und so viel Möenschleim, wie sie zu geben hatte, in sein um Luft ringendes Maul fließen, und jedes Mal, wenn er wegen der verstopften Luftröhre hustete, stopfte sie ihm ein Stück Scheiße in die Kehle, denn ein paar kleine Stücke waren von Fenias Kackwurst noch übrig geblieben.

Bri betätigte auf Fenias Zeichen wieder die Kurbel in verkehrter Richtung, und damit Billy Watsons Kopf noch schneller in die Fäkalien tauchte, drückte ihn Fenia wieder mit der Stiefelsohle in den Eimer. Was folgte, waren wieder ein paar ordentliche Peitschenhiebe – ausgeführt von Enya Kelly. Jawohl; von Enya höchstpersönlich, denn die genoss es sichtlich, über diese seltene Form

von Macht zu verfügen. Sie schwang wieder die Peitsche, da ein Teil von Elizabeths Scheiße, die er beim Auftauchen mit dem Kinn aus dem Eimer befördert hatte, auf dem Boden lag.

»Na warte, du fauler Wicht! Wenn das so ist, muss ich die böse Hexe bitten, einen Trichter zu verwenden, denn nichts ist sträflicher, als köstliche Hexenscheiße sinnlos zu vergeuden! Du hast zwar brav und artig deine eklige Samenflüssigkeit aus dem Arsch deiner Mammi getrunken, aber das gibt dir noch lange nicht das Recht, unachtsam mit der kostbaren Scheiße einer Hexe umzugehen!«

Enya, die diese tolle Ansage geliefert hatte, schlug ihn noch zwei, drei Mal unerbittlich, Brianna zog ihn hoch, und Elizabeth grinste schäbig, bevor sie und Brianna seinen gequälten Körper seitlich neben dem Eimer an der Kette zu Boden sinken ließen. Dann überschüttete Elizabeth seinen Kopf mit einem Eimer Wasser, den Bri in weiser Voraussicht herangeschleppt hatte, doch wenn der gefoltete Dieb glaubte, er sei nach den Panikattacken und den heftigen Erstickungsanfällen von seinem Leiden erlöst, hatte er sich geschnitten.

Nachdem seine Beinfessel gelöst war, wurde er nämlich von Fenia mithilfe des Flaschenzugs ein kleines Stück mit dem Kopf nach oben, Richtung Decke gezogen, bis der hustende, würgende, und

völlig erschöpfte Sklave bequem auf dem Boden sitzen konnte. Dann steckte Liz dem sitzenden Sklaven, wie von Enya vorgeschlagen, einen großen metallenen Trichter in die Kehle, und kippte den Inhalt des Eimers schlussendlich mit Fens Segen und Hilfe in den Trichter, wobei Enya und Bri ihn mit eisernen Klauen festhielten, damit die breiige Masse nicht daneben ging. Auf diese Weise füllten und mästeten ihn die vier maskierten Dominas gleichermaßen begeistert wie abartig, bis er, ähnlich wie bei der vorigen Tortur, bewusstlos an der Kette hing. Diesmal waren zwei Eimer Wasser und etliche Ohrfeigen nötig, damit der gefolterte Dieb wieder einigermaßen zu sich kam, doch die Qualen des heutigen Tages hatte er überstanden. Zum Glück aller Beteiligten erholte er sich relativ schnell, nachdem Fenja und Elizabeth ihn an den Füßen zum Gully geschleift, einen Eimer kaltes Wasser über sein Gesicht geschüttet, und Fenja ihn, so gut sie konnte, verarztet hatte. Liz steckte ihn wieder in den kleinen eisernen Käfig, indem sie ihn an den Haaren über den verdreckten Boden zog.

»So, Kleiner! Und jetzt; ab in den Schweinekäfig«, wo du, wie wir einhellig meinen, hingehörst!«

Nachdem Elizabeth ihn in üblich rauer Manier in den Käfig gepfercht hatte, entfernten sie die Riesensauerei, die bei dieser Art von Züchtigung

unvermeidlich war. Wasser, Pisse, und Billy Watsons Tränen waren in Strömen geflossen, und der Gully hatte es trotz seiner Größe kaum geschafft, die vielen Fäkalien nach unten in die Senkgrube zu saugen oder zu schlingen.

Enya, die sich zu guter Letzt, des ekligen Gestanks wegen, erbrechen musste, wurde von Fen gebeten, die Gelegenheit auf spezielle Weise zu nutzen, indem Enya herging und sich einfach in den weit geöffneten Rachen des Gefangenen übergab, obwohl er bereits im Käfig gelandet war. Liz öffnete den Käfig, zerrte ihn wieder heraus, und nachdem sie »Maul auf, du kleinschwänzige Drecksau!« gebrüllt hatte, steckte Enya ihren Zeigefinger in die Kehle und spie ihm eine gewaltige Ladung in den Mund. Obwohl er sich deshalb ebenfalls übergab, landete schlussendlich, dank des Trichters und einer kleinen flachen Schaufel, abermals alles in seinem stark nach außen gewölbten Bauch.

Bri sagte hinterher, in Enyas Wohnung, das sei wohl mit Abstand das Schärfste gewesen, das sie je gesehen hätte, und demzufolge könne es vermutlich nur durch echte Nekrophilie, Folter mit Todesfolge oder andere verbotene Teufelsrituale überboten werden. Doch Enya sah das anders. Sie schämte sich dafür, dass sie sich dermaßen gehen hatte lassen. Wie eine maskierte Hexe oder Teufelin habe sie sich verdammenswerter Weise aufge-

führt, gestand Enya offen, ehrlich und wortwörtlich. Fen wiederum meinte ein paar Tage später, als Bri und Enya nach dem Jungen sahen, Enya sei auf dem besten Weg, dem diebischen Knirps, gleich wie Fen, Liz und Brianna, zwecks Festigung der Läuterung hemmungslos die volle Ladung in das weit geöffnete Maul zu schießen. So gesehen, sagte sie, hätte sich Briannas Geistesblitz bereits jetzt gelohnt. Gut möglich, sagte sie zudem, dass Billy Watson hinterher, von einer Art »Sucht« ergriffen, Gefallen daran finden könne, da er die ganze Aktion mit der Zeit als »abenteuerliches Erlebnis der besonderen Art« einstufe. So, sagte sie, könne es mit den Jahren sein, dass sein unfreiwilliges Erlebnis zu einer Erinnerung werden würde, die ihn mit Stolz erfülle – ein unvergleichliches oder unübertreffliches Erlebnis, das es in seinen Augen sogar wert sei, in gleicher oder ähnlicher Art gegen Bezahlung wiederholt zu werden.

Worüber sich Enya am darauffolgenden Tag gleichermaßen wunderte wie freute, war Billy Watsons gesundheitlicher Zustand. Ähnlich wie es bei Unkraut der Fall war, konnte ihm anscheinend wirklich nichts anhaben – genau wie Brianna es die ganze Zeit behauptet hatte, weshalb Enya weiterhin auf das gute Urteilsvermögen ihrer Freundin vertraute.

Was Billy Watson als nächstes und übernächstes bevorstand, war seine Nutzung als »Reittier« sowie eine nochmalige Fütterung mit Fäkalien, damit Enya bis zum Ende der Aktion ebenfalls in der Lage war, in dieser bizarren Form mit einem Sklaven umzugehen. Der Gedanke, Billy Watson als lebende Toilette zu verwenden, bereitete Enya ernsthaft Probleme. In Summe hatte sie bereits jetzt mit einem kleinen Trauma zu kämpfen, was sich wie zur Bestätigung in weiterer Folge sogar im Auftreten von Albträumen manifestierte.

\*\*\*

Enya holte, nachdem sie ihre Pflichten als Schülerin erledigt hatte, ihre Freundin vom Theater ab. Das hatte sie schon ein paar Mal gemacht, denn dazu reichte ein vorangehender Anruf, damit sie am großen Tor nicht aneinander vorbeiliefen. Allerdings war Brianna dahintergekommen, dass Enya sie nur dann anrief und abholte, wenn ihre Gedanken unentwegt um irgendetwas kreisten. So auch heute, und da Bri mitunter, wenn auch nicht oft, durchaus auch diplomatisch sein konnte, lud sie Enya in ein kleines Kaffeehaus aus. Erfahrungsgemäß gab es dort gute Mehlspeisen, und das kam beiden gerade gelegen, denn es gab in ihren Augen keine bessere Methode, Probleme in

den Griff zu bekommen, als eine stattliche Anzahl von Kalorien zu eliminieren.

»Was ist los, Herzchen? Ich kann es an deiner Nasenspitze erkennen, dass du dir über irgendetwas Gedanken machst. Sind es deine Leute, auf Valopo? Oder ist es wieder dieser rücksichtslose Pfaffe? Los! Raus damit!« forderte die Blondine, bevor sie einen Schluck aus der Tasse nahm.

»Nein. Weder noch. Mum hat mir einen Brief geschrieben und Cedric ebenfalls. Es geht um Billy Watson.«

»Oh nein. Ach herrje. Hatten wir dieses Thema nicht schon dutzende Male?«

Enya schüttelte den Kopf.

»Ja, aber diesmal ist es etwas anderes. Es geht nicht um mich, und auch nicht um ihn allein, sondern um uns alle.«

»Ach ja? Wie ist das zu versteh'n?«

Enya nahm ebenfalls einen Schluck Kaffee, bevor sie fortfuhr.

»Ich hab' das dumme Gefühl, dass es uns noch nicht gelungen ist, ihn in vollkommener Weise gefügig zu machen.«

Brianna schob die Brauen hoch.

»Du denkst ernsthaft, wir haben ihn noch nicht gebrochen, obwohl wir zuletzt beinahe vor lauter Ekstase durchdrehten? Und mit ›wir‹, meine ich auch dich und mich.«

»Ja. Du sagst es. Ich hab' es im Gefühl.«

»Hmmm. Könntest du mir bitte sagen, worauf dieses Gefühl fußt? Ich meine; gib mir zumindest einen kleinen Hinweis, wie es beispielsweise unsere Schlange von Souffleuse macht, wenn sie mit den Händen gestikuliert, anstatt mit ihrer gespaltenen Zunge.«

»Gerne. Erstens ist Billy Watson kein gewöhnlicher Junge, und zweitens wage ich zu behaupten, dass er in Bezug auf seine Schauspielkünste beinahe an dich heranreicht.«

Brianna dachte nach.

»Hmmm. Ja. Das könnte durchaus sein. Und weiter?«

»Wie, und weiter?«

»Das ist mir zu wenig, Herzchen. Ich will einen klaren Hinweis, worauf dein dummes Gefühl beruht. Hast du irgendeine besondere Beobachtung gemacht, die uns dreien entgangen ist, oder ist es etwas, was du dir selbst nicht erklären kannst?«

»Ja. So könnte man es wohl am besten ausdrücken. Überleg‘ doch mal; was täten wir in seiner Situation? Würden wir nicht auch so schnell wie möglich gute Miene zum bösen Spiel machen, bloß damit wir nicht noch mehr Prügel bezieh‘n?«

Enyas blondes Gegenüber gabelte ein Stückchen Torte auf, steckte es in den Mund, und dachte wieder nach, während es sich die köstliche hausgemachte Sahnetorte auf der Zunge zergehen ließ.

»Hmmm. Auch dagegen habe ich keine Einwände. Dennoch. Ich für meine Begriffe, bin mir ziemlich sicher, dass er bereits streichfähig ist, und Fen und Liz sind, wie du ja selber in Fenias Wohnzimmer vernommen hast, derselben Ansicht.«

Nun schüttelte Enya den Kopf, was Brianna veranlasste, ihr ein kleines Stück entgegenzukommen.

»Na schön. Nehmen wir an, du hättest recht, und wir hätten uns allesamt geirrt. Was sollten wir deiner Ansicht nach tun? Sollen wir den kleinen Sturkopf deswegen beim nächsten Mal erschlagen?«

Kopfschütteln war gegenüber wieder angesagt.

»Unsinn! Natürlich nicht! Aber wir könnten was anderes machen. Wir könnten eine Art Test vornehmen.« Brianna glaubte, sich verhöhrt zu haben.

»Einen *Test*? Was denn für einen *Test*?«

Enya aktivierte ihr gesamtes Gehirnschmalz und hatte eine Idee, doch heraus rückte sie damit nicht auf Antrieb.

»Na einen Test eben. Und zwar einen total ausgefuchsten, weil Billy Watson ein verdammt schlaues Früchtchen ist. Schon vergessen? Er hat einen Coup gelandet, der ihn sogar in deinen Augen zum König der Diebe gemacht hat.«

»Ja. Auch das ist richtig. Meinetwegen. Dann machen wir eben einen Test, aber verlang' nicht von mir, dass ich mir deswegen nach Cäsar und

Kleopatra Gedanken mache, denn ich könnte dem halsstarrigen Knirps ersatzweise genauso gut die Scheiße aus dem Leib prügeln.«

»Keine Angst, Satanella. Ich hab‘ mir bereits Gedanken gemacht – auf dem Weg zum Pförtner des Theaters, aber den eigentlichen Geistesblitz hatte ich vor gerade mal einer Minute.«

»Ach ja? Sieh an? Und *ich* bin wieder mal die erste, der die Ehre zukommt, einen Kommentar abgeben zu dürfen?«

»Erraten. Was hältst du davon, wenn wir beim nächsten Mal einfach die Kellertür offen lassen. Und zwar so, dass es aussieht, als hätten wir eine tadelnswerte Schlamperei begangen. Wie zufällig. Aus lauter Unaufmerksamkeit sozusagen. So sollte es jedenfalls aussehen. Fenia sagte, ihr würdet euren Freiern ab und zu die Augenbinde bereits an der oberen Tür abnehmen, weil die Stiege so steil ist. Demzufolge wäre es sicher kein Grund für einen Weltuntergang, wenn sich eine von uns an der oberen Tür postiert und ihn aufhält, wenn er versucht, abzuhauen. Außerdem würde sich eine misslungene Flucht für ihn demoralisierend auswirken, wenn du verstehst, was ich meine.«

Brianna nahm wieder einen Schluck aus der Kaffeetasse. Dann runzelte sie die Stirn, da sie wieder nachdachte, und schlussendlich sagte sie.

»Also gut. Ich rede mit Fen, wenn es auch nichts bringt. Nie und nimmer wird er die Courage auf-

bringen, einen Fluchtversuch zu wagen, nach dem, was wir zuletzt mit ihm veranstaltet haben.“

»Siehst du? Und genau hier scheiden sich die Geister beziehungsweise unser Denken, denn ich behaupte das genaue Gegenteil. Das ist auch das Geniale an meiner Idee, denn wäre er bereits gebrochen, würde er alles lethargisch über sich ergehen lassen – einschließlich dem teuflischen Anreiz einer offen stehenden Kerkertür. Ja; du hast Recht. Wir haben ihm diesmal übel mitgespielt, aber wenn er beim nächsten Mal die Chance nutzt, und versucht, zu entwischen, ist es ein klares Zeichen dafür, dass er sich trotz allem insgeheim geschworen hat, alles zu unternehmen, damit ihm dasselbe nicht noch mal passiert. Gewiss ist es sogar so, dass der gewiefte Bursche bereits bei der ersten Züchtigung den Schluss gezogen hat, dass es von Mal zu Mal schlimmer wird, womit er ja nicht ganz Unrecht hat, denn beim nächsten Mal reiten wir ihn zuschanden, und beim übernächsten Mal degradiert Elizabeth ihn abermals zu einer lebenden Toilette.«

»Ja, ja. Schon gut, Herzchen. Ich sagte doch. Ich rede mit Fen, denn wie du richtig gesagt hast, würde es tatsächlich uns alle betreffen. Keine von uns will, dass das neue Projekt gleich beim ersten Mal voll in die Binsen geht. Allerdings könnte er sich erst recht auf was gefasst machen, wenn er blöd genug wäre, in die Falle zu tappen, und weil

du selbst gesagt hast, dass er ein gewiefter Fuchs ist, halte ich jede Wette, dass er schlau genug ist, sich nicht noch mehr in die Nesseln zu setzen.«

»Ich wette dagegen.«

»Ach ja?«

»Ja. Ich wette mit dir um eine ganze Torte, dass er trotz dem, was wir ihm zuletzt angetan haben, immer noch genug Mumm besitzt, einen Fluchtversuch zu wagen.«

»Bin dabei, Herzchen. Hier. Schlag ein.«

Zwei Hände griffen spontan ineinander, womit die Wette besiegelt war, doch Brianna wollte nähere Details über Enyas Idee wissen.

»Und wer soll oben an der Tür Stellung bezieh'n, ohne dass ihm auffällt, dass wir ihm eine Falle gestellt haben? Wenn beim nächsten Mal nur drei von uns aufkreuzen, weiß er doch sofort, dass etwas im Busch ist. Und dasselbe trifft zu, wenn er bei der Tür von unten nach oben blickt und sieht, dass die erste Tür an der oberen Treppenstufe zu ist. Auch frage ich mich, wie du auf die Idee kommt, er könnte einen Blick auf die Stiege riskieren, denn allein deswegen würde er sich von Fenia eine Tracht Prügel einhandeln, die sich gewaschen hat.«

»Ja. Das ist richtig. Ich an seiner Stelle würde deshalb so tun, als würde ich wegen der Folgewirkung der Züchtigung zur Tür hin torkeln.«

»Du meinst, er könnte einen Schwindelanfall vortäuschen, damit er sich keine zusätzliche Bestrafung einhandelt?«

»Ja. So würde *ich* es machen. Und wenn ich sehen würde, dass der Weg frei ist, würde ich die Beine in die Hand nehmen. Wirst schon seh'n; genau das wird er tun, weil er nicht vor lauter Verzweiflung durchdrehen will. Jeder Mensch sträubt sich mit allen Mitteln dagegen, gebrochen zu werden. Warum sollte er eine Ausnahme sein?«

»Hmmm. Das leuchtet mir ein, aber das beantwortet immer noch nicht die Frage, wie du es anstellen willst, dass er keinen Verdacht schöpft, wenn nur drei von uns auf der Bildfläche erscheinen. Und gleich vorweg; komm ja nicht auf die Idee, noch jemanden in die Sache einzuweihen, denn je weniger davon wissen, desto besser.«

»Dass wir niemanden um Hilfe bitten können, ist sonnenklar. Ich dachte mir deshalb, wir installieren eine Netzfalle.«

»Eine Netzfalle?«

»Ja. Damit fängt man normalerweise Kängurus oder andere wilde Tiere. Ausgelöst wird sie von einer dünnen Schnur, die man fast nicht sieht.«

»Soll das heißen, du kennst dich mit so was aus?«

»Ja. Gewiss. Es verhält sich ähnlich, wie mit der Peitsche. Meine Brüder haben es mir gezeigt. Draußen bei den Koppeln. Außerdem; was sollte

schon groß passieren, wenn die unkomplizierte Falle aus irgendeinem Grund nicht ausgelöst wird? Immerhin gilt es in Fenias Keller noch zwei geschlossene Türen zu überwinden, bevor man ins Freie gelangt.«

»Ja. Das schon, aber Fen würde trotzdem toben, denn je mehr Räumlichkeiten er sieht, desto größer ist die Gefahr, dass er eine Beschreibung abgeben kann, wo er gefangengehalten wurde.«

»Das sehe ich ein, Bri, aber du wirst mir sicher zustimmen, wenn ich sage, dass es sich dennoch lohnen würde, diesen Test vorzunehmen. Erstens hätten wir die Gewissheit um den Stand der Dinge, und zweitens; wagt er den Fluchtversuch, fällt es mir umso leichter, ihm bei der dritten Session die Sporen zu geben und ihm bei einer fünften zur Strafe ins Maul zu scheißen. Außerdem sollten wir uns bereits jetzt Gedanken darüber machen, was wir tun, wenn es uns nicht gelingt, ihn mithilfe der herkömmlichen Methoden restlos zu unterwerfen.«

»Du wirst sicher staunen, wenn ich dir sage, dass ich mir darüber lange vor dir Gedanken gemacht habe. Ich dachte mir, wenn alle Stricke reißen, gaukeln wir ihm einfach eine Hinrichtungsszene vor, wenn sonst nichts fruchtet; das wirkt garantiert.«

»Eine *Hinrichtungsszene*?«

»Ja. Ich hatte mal einen Kunden, und Fen meines Wissens ebenfalls, der wollte, dass ich so tue, als würde ich ihn abschlachten. Ich musste ihn an richtigen Schweinehaken aufhängen, und ihn zum Abspritzen bringen, indem ich so getan habe, als hätte sein letztes Stündchen geschlagen. Die perverse Sau spritzte mir deswegen mitten ins Gesicht, und zur Strafe dafür hab' ich ihn mit der Peitsche bearbeitet. Gut möglich, dass er wieder bei mir antanzt, weil es ihm so gut gefallen hat.«

»Meine Güte. Manchmal habt ihr es verdammt schwer in eurem zweiten Beruf. Habe ich recht?«

»Ja, Herzchen. Du sagst es. Aber keine Angst. Je belastender es ist, desto mehr müssen diese ekligen Säue hinblättern.«

»Hattest du schon mal einen Freier, der extrem hübsch war? Ich meine, so hübsch, dass du ...? Du weißt schon.«

»Du meinst, so hübsch oder so attraktiv, dass ich ihn aus freien Stücken gefickt habe?«

»Ja. Genau das meine ich.«

»Ja. Das kommt vor, aber diese Fälle werden immer seltener. Gut möglich, dass meine Ansprüche mit den Jahren höher geworden sind. Einmal hatte ich einen, in der Zeit, bevor Fen zu ihrer Erbschaft kam, den ich so lange geritten habe, bis ihm beinahe der Schwanz abgefallen ist. Ich sag' dir, Herzchen; der war so was von männlich. Das kannst du dir gar nicht vorstellen. Sein Schwanz

hatte die Länge und die Dicke meines Unterarms, und als er in meinem Mund abspritzte, glaubte ich, zu ertrinken.«

»Und wie hat er ausgeseh'n?«

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ja. Natürlich. Keine Frage.«

»Na schön. Ich verrate es dir, du neugieriges Ding. Er sah beinahe gleich gut aus, wie dein stupider Priester, aber leider ist er mir seitdem nie mehr über den Weg gelaufen.«

»Enya machte große Augen, bevor für eine ganze Weile Stille einkehrte.

»Ist das wirklich wahr?«

»Ja. Und genau deswegen hasse ich diesen schwulen Pfaffen. Deswegen und weil er zu blöd ist, zu erkennen, welchen Schatz er an dir hat. Eine hübsche und gescheite Lolita, wie dich, wie eine grassierende Seuche zu behandeln, ist wirklich das Letzte. Am liebsten würde ich dieses elende Ekel in Fenias Keller anstatt Billy Watson in die Mangel nehmen. Pfaffe hin oder her. Gewiss hätte ich ihn schon mithilfe des Flaschenzugs an den Eiern bis zur Decke hochgezogen, wenn er mir mit Gott, Jesus, oder ähnlichem Schwachsinn gekommen wäre.«

Enya lächelte milde und handelte sich deswegen prompt Kritik ein.

»Lach‘ nicht, Herzchen, wenn mir wegen euch beiden zum Weinen zumute ist.« Enya wechselte nur zu gerne das Thema.

»Sag‘, Bri; Bist du wirklich glücklich mit allem. Ich meine, mit dem, was du hast und mit dem, was du tust?«

»Jetzt ist es genug, du neugieriges Luder. Sag‘ mir lieber, ob du damit einverstanden bist, wenn wir Billy Watson vorgaukeln, wir würden ihn wie eine Sau abstechen.«

»Hmm. Ja. Warum nicht? Es ist immer noch besser, extra für ihn eine gruselige Show abzuzieh‘n, als sich damit abfinden zu müssen, dass er einen Rückfall bekommen hat, weil wir es unterlassen haben, ihm einen Schock für‘s Leben zu beschere-  
ren.«

»Das ist richtig, Herzchen. Darum werde ich Fen beides vorschlagen. Wäre nämlich schade um den gerissenen Bengel, wenn Fen und Liz ihn wirklich abstechen müssten, bloß weil er so ein standhafter Idiot ist.«

»Du sagst es, Bri. Aber keine Angst. Ich bin mir zwar ziemlich sicher, dass wir es noch nicht geschafft haben, seinen Willen zu brechen, aber in Summe hab‘ ich ein gutes Gefühl. Soweit, dass Fenia und Elizabeth ihn als Futter für die Haie oder Dingos verwenden, wird es nicht kommen. Dafür werde ich sorgen, indem ich mit ihm ab sofort gleich verfare, wie ihr.«

»Ist das dein Ernst, Herzchen, oder war das nur so dahin gesagt?«

»Das ist mein voller Ernst, Bri. Durch ihn sind wir beide schließlich im wahrsten Sinn des Wortes steinreich geworden. Darum wäre es gelacht, wenn wir es als geringe Gegenleistung nicht schaffen würden, ihn zurechtzubiegen.«

»Das ist beinahe richtig.«

»Beinahe?«

»Ja. Weil es in Wahrheit nämlich keine geringe, sondern eine gleichwertige Gegenleistung ist.«

Enya dachte nach und kam zu Briannas Freude zu demselben Schluss.«

»Ja. Jetzt, wo du es gesagt hast, sehe ich das auch so, denn Freiheit ist nicht nur ein kostbares, sondern obendrein ein unbezahlbares Gut. Schaffen wir es nicht, ihn zu brechen und zurechtzubiegen, landet er früher oder später für eine ganze Weile hinter Schloss und Riegel, weshalb wir uns doppelt und dreifach anstrengen müssen, Bri.«

»Ja. Keine Sorge, Herzchen. Das werden wir. Ich häng' mich gleich ans Telefon, um Fen zu quälen. Nein; ich fahre am besten zu ihrer feudalen Knochenmühle und rede mit ihr über das, was wir besprochen haben.«

»Sehr gut, Danke, Bri.«

»Nichts zu danken, Herzchen. Es liegt schließlich auch in meinem Interesse, dass wir am Ende einen Erfolg auf unsere Fähnchen heften können.«

\*\*\*

Die dritte Stufe der Rosskur verlief haargenau so, wie Enya es gefühlt, vermutet und befürchtet hatte, denn Billy Watson hegte tatsächlich Fluchtgedanken. Wahrscheinlich dachte er bereits seit etlichen Tagen, er müsse die nächstbeste Chance ergreifen und nutzen, solange er noch bei Kräften war.

Brianna hatte in weiser Voraussicht gewöhnliche Reitstiefel angezogen, damit sie ihn besser verfolgen konnte, doch selbst wenn sie nicht die erste beim Fallnetz gewesen wäre, hätte sich für den Verfolgten weder etwas besseres, noch etwas schlechteres ergeben.

Ansonsten waren die vier Dominas gleich wie zuletzt gekleidet, und natürlich war es so, dass Bri und Enya wieder eine Perücke und eine Brille trugen, um ihr äußeres Erscheinungsbild zu verändern. Als hätte er gefühlt, dass etwas Unangenehmes im Busch lag, war Billy Watson diesmal besonders zappelig, ängstlich und nervös.

Enya zäumte ihn, nachdem sie ihn wie üblich an den Haaren aus dem Käfig gezerrt und geohrfeigt hatte, fachgerecht wie ein Pferd auf, und dirigierte ihn mittels Gerte, Sporen, Befehlen, Zügel, Trense, Stachelriemen und entsprechendem Schenkel-  
druck, wie sie wollte. An ihrer Art, den Sklaven

zu reiten und dabei mit Worten zu demütigen, gab es aus der Sicht der maskierten Huren wenig bis nichts zu bekritteln. Doch dann wurde es spannend und turbulent. Da Fenia dem Test zugestimmt hatte, war die Tür »versehentlich« einen Spaltbreit offen geblieben, und klar war, dass Enya auf Billy Watson so durch den Keller ritt, dass er die einmalige Chance gar nicht übersehen konnte. Allerdings beging er nicht nur den Fehler, in die Falle zu tappen, sondern obendrein auch das Sakrileg, es sich ausgerechnet mit jener Domina zu verscherzen, die sich bis jetzt am meisten in Bezug auf die Ausübung von Gewalt zurückgehalten hatte. Warum, war schnell erklärt.

Enya, die damit gemeint war, gewährte ihm nach ein paar anstrengenden Ritten absichtlich eine Pause, und gestattete ihm dabei sogar aus demselben Grund, sich aufzurichten, damit er sich die Beine vertreten konnte. So lautete ihr großzügiges Argument, wobei er bereits zu torkeln begann, als hätte er Schwindelgefühle. Genau wie Enya es an seiner Stelle gemacht hätte, fand er auf diese Weise straffrei heraus, dass die Tür in die vermeintliche Freiheit offen stand. Er tastete sich die Wand entlang, warf einen raschen Blick durch den Spalt und als er zurücktorkelte, erfolgte Enyas nächstes Kommando.

»Es geht weiter, Sklave! Nur keine Müdigkeit vorschützen! Los! Runter mit dir!«

Sie ritt ihn wieder hart, streng und überaus gekonnt, als wäre der gepeitschte Knabe ein geschecktes Pony, wobei sie ihn diesmal absichtlich schikanierte, indem sie alle Folterutensilien, die ihr zur Verfügung standen, noch intensiver einsetzte. Auch dieser fiese Trick funktionierte wie am Schnürchen, doch das dumme daran war, dass Enya von ihrem freiheitsliebenden Pferd regelrecht abgeworfen wurde. Sie landete mit ihrer Schulter genau auf der Kante eines Eimers, was ihr einen großen blauen Fleck und Billy Watson eine grausame Bestrafung bescherte. Sowie er Enya im Aufspringen abgeworfen hatte, richtete er sich vollends auf und rannte mit Feuereifer die steile Stiege hoch, denn von unten gesehen hatte er freie Bahn. Er wusste zwar nicht, wo und in welchem Gebäude er sich befand, oder wie sein Fluchtweg eine Etage höher aussah, doch da beinahe jedes Gebäude Fenster hatte, hoffte er darauf, durch ein ebensolches in die Freiheit springen zu können.

Schnell wurde er eines Besseren belehrt, denn sowie er über die letzte Stufe hastete, schnappte die Falle zu. Das Netz, dessen Herunterfallen er selbst mithilfe seiner Füße ausgelöst hatte, senkte sich über ihn und brachte ihn zu Sturz, und keine dreißig Sekunden später stand eine bedrohliche Gestalt mit gespreizten Beinen über ihm, die folgendes zu ihm sagte:

»Tja! Pech gehabt, Kleiner! Allzu weit bist du dank unserer Falle nicht gekommen, aber vielleicht ist es dir ein Trost, wenn ich dir sage, dass wir dich auch ohne Netz mühelos eingefangen hätten, denn wie du siehst, sind die Fenster vergittert, und die Tür, die im Gegensatz zur nächsten, nicht in die Freiheit führt, verschlossen und verriegelt!«

Fenia, die sich ebenfalls genähert und hinzugesellt hatte, nickte Bri zu, und nachdem sie ihn vom Netz befreit hatten, wurde er von zwei starken weiblichen Armen gepackt und auf die Beine gestellt. Dann packte Fenia den zappelnden Jungen am Schopf und zerrte ihn an den Haaren die Stiege hinunter, wobei er zu winseln und zu betteln begann, und sich tausend Mal entschuldigte, da er genau wusste, was ihm im Folterkeller blühte.

Tatsächlich war es so, dass Enya und Elizabeth ihn voller Zorn in Empfang nahmen, da Enya Schmerzen in der Schulter hatte und Elizabeth sich dumm vorkam, weil Enya die Situation wesentlich besser eingeschätzt hatte, wie sie.

Enyas Rache bestand darin, dass sie nicht selber Hand an ihn legte, sondern dass sie es in erster Linie Elizabeth und in zweiter Linie den anderen zwei Huren überließ, sich an ihm auszutoben.

Die schlimme Bestrafung, die er über sich ergehen lassen musste, gestaltete sich wie folgt:

Elizabeth ritt so lange auf seinem Rücken durch den Keller, bis er fünf Mal unter ihrem Gewicht zusammengebrochen war, und jedes Mal blieb sie ein Weilchen auf der »Flunder« sitzen, um sie zwischen ihrem Hintern und dem Steinboden noch platter zu drücken, bevor der Zusammengebrochene von den Huren hochgezogen wurde und Elizabeth die Tortur fortführte. Sie schlug den fluchtwilligen Sklavenjungen hart, gnadenlos und unerbittlich mit der schwarzen ledernen Reitgerte, und seine nackten Flanken, sein Rücken, und seine ungeschützten Oberschenkel wurden infolge des Einsatzes ihrer Sporen und Stachelriemen buchstäblich aufgerissen.

Blut floss in Strömen, und diesmal kam sogar Enya gut mit seinen Wunden und seine Schmerzensschreien klar. Sie genoss es sichtlich, als Elizabeth, Fenia und Bri ihn zu dritt folterten, indem Fenia ihn in den Arsch fickte, Elizabeth ihn ritt und mit Gerte, Sporen und Stachelriemen quälte, und Brianna ihn würgte, indem sie seinen Hals in den Schenkelschraubstock steckte. Als besonders grausam erwies sich diesmal auch Brianna. Sie bat ihre Komplizinnen, Billy Watson in Bauchlage auf dem Boden zu fixieren, indem die Huren und Enya sich auf seinen Rücken und auf seine Gliedmaßen setzten, und dann packte sie seine Hände und steckte ihm reihenweise Nadeln unter die Fingernägel. Das musste fürwahr extrem schmerzhaft

gewesen sein, denn Billy Watson schrie sich dabei die Seele aus dem Leib. Da er nicht aufhörte, zu heulen und zu schreien, steckte Brianna bei weiterem Verzicht auf den Knebel auch unter seine Zehennägeln Nadeln, und ein paar kräftige Hiebe mit dem Lederriemen auf die nackten Fußsohlen vervollständigten seine Qualen. Enya beteiligte sich daran, indem sie mehrmals mit aller Kraft auf die andere Fußsohle schlug, damit er wusste, dass er sie nicht für dumm verkaufen konnte.

Zu guter Letzt fixierten ihn die drei maskierten Huren mithilfe von Ketten mitten im Keller, damit sie ihm bequem und abwechselnd mit aller Kraft von vorne oder von hinten ins Gehänge treten konnten. Das taten sie dann auch, und zwar extrem gründlich und ausgiebig, aber mit einer speziellen Technik, die verhinderte, dass er seine Zeugungsfähigkeit verlor. Im Grunde war es ähnlich wie mit den Stachelhalsbändern. Die drei Huren zeigten Enya genau, wo und wie sie den Stiefel zwischen seinen Beinen platzieren musste, damit sie Billy Watson trotz scheinbarer Brutalität nicht entmannte. Die Tritte hallten laut durch den Keller, doch je lauter das Geräusch war, desto ungefährlicher war der Treffer, denn es ging dabei um die Größe der anvisierten und getroffenen Körperfläche. Billy Watson lernte dabei schnell, dass es umso schmerzhafter war, je mehr er zappelte, denn das Zappeln erschwerte klarerweise

das Zielen. Enya zielte jedenfalls ziemlich gut, denn die Huren nickten auch diesmal anerkennend. Am meisten fürchtete sich Billy Watson vor Elizabeths Tritten, denn die waren wirklich gruselig, nein schauerlich konnte man sagen, da sie sogar Anlauf nahm und ihm ab und zu sogar ein Knie in die Magengrube stieß, bevor sie ihn ohrfeigte, weil er es gewagt hatte, deswegen weg oder zusammenzuzucken. Mit gespreizten Armen und Beinen musste er vor Angst und Schmerzen zittern, und so lange leiden und ausharren, bis auch Enya den so genannten »Hodentritt« (samt Kniefolter) perfekt drauf hatte. Enya hatte zwar nicht mitgezählt, doch sie schätzte, dass sie ihm gut und gerne dreißig bis vierzig mal mit Freude und Begeisterung in die Eier getreten hatte, ohne dabei die gefährliche Stiefelspitze einzusetzen. Die drei Huren hatten ihr gerne und oft gezeigt, wie das vonstatten gehen musste, damit der Sklave es trotz schonender Vorgangsweise als besonders schmerzhaft empfand, wobei man sagen musste, dass der kleine Idiot keine Ahnung hatte, dass er von Glück reden konnte, dass es sich bei den vier Dominas um Profis handelte. Ein einziger falscher Tritt mit der Stiefelspitze in die Mitte der Hoden hätte nämlich genügt, seine Familienplanung außer Kraft zu setzen.

Da er sich klarerweise nicht mehr allein auf den Beinen halten konnte, zog Elizabeth den halbtoten

Knaben an den Haaren zum Käfig, wo Fenia ihn in Empfang nahm, da sie es sich nicht verkneifen konnte, ihm zu befehlen, ihre Möse zu lecken, obwohl oder weil sie ihre Tage hatte. Wie ein Wurm musste er nach dem ekligen Leckdienst (sowohl Scheide als auch Anus waren Augenmerk und Zuwendung zu widmen) in den Käfig kriechen, bevor der Käfig wieder verschlossen und an die Decke hochgezogen wurde.

Als Enya und die drei professionellen Edelhuren an Fenias Tisch im Wohnsalon saßen, waren sie sich darin einig, dass in Billy Watson trotz allem noch gewisse »Trotz-Reserven« steckten, die es zu beseitigen galt, damit sie ihn brechen und einen neuen und akzeptablen Charakter aus ihm formen konnten. Harte Arbeit stand ihnen noch bevor, meinte Fenia, und Elizabeth, die sich normalerweise am besten in diesem Bereich auskannte, schielte verstohlen zu Enya, um deren Reaktion abzuwarten. Erst nachdem Enya zustimmend genickt hatte, bekannte auch sie sich zu Fenias Ansicht.

Enya empfand diesen Tag als besonders interessant und lehrreich. Sie kannte nun den Sklavenritt, die Hodenfolter, die Nadelfolter, die Fußsohlenfolter, und die Demütigung eines Sklaven mithilfe der Menstruation, doch das wichtigste war; sie wusste nun, wie wertvoll es war, wenn man in einem eingeschworenen Team arbeiten durfte, das

auf Basis der Demokratie funktionierte, und dessen Leitfigur sich durch Erfahrung, Qualität, und Annahme von Anregungen auszeichnete.

## *Folter und Perversion*

Mittwoch – also wenige Tage vor Cedrics ungenau festgelegter Rückkehr, wurde Enya zusehends nervös. Mit gutem Grund, denn Fenia hatte den Rest des Schulungsprogramms wegen Enyas »seltsamer« Zurückhaltung in Sachen »Toiletten-Folter« in letzter Sekunde über den Haufen geworfen. Geschuldet war diese Maßnahme ihr, aber ebenso den notgedrungen verlängerten Erholungsphasen des Gefangenen. Da Elizabeth ihm zwischendurch »Privatunterricht« gegeben hatte, und Fenia ihn bereits im Zuge der zweiten Drangsaliierung gezwungen hatte, Fenias Kaviar hinunterzuwürgen, hatten die drei Huren und Enya beschlossen, die vierte und fünfte Obsession (dieses Wort fiel neuerdings ab und zu, ohne dass Enya sich erinnerte, wer es als erste verwendet hatte) zusammenzulegen. Alles – einschließlich der Hinrichtungsszene – sollte innerhalb von drei Tagen bewerkstelligt werden, was den unübersehbaren Vorteil hatte, dass der Zeitplan eingehalten und Cedrics Sehnsucht nach Enya optimal genutzt werden konnte. Nachteil hatte es keinen, oder zumindest

keinen erkennbaren, denn Billy Watson waren der Plan und somit auch die Anzahl der Züchtigungen ohnehin verborgen geblieben. Briannas Vorschlag, die zweite und dritte Züchtigung zu bereichern, indem man einen Teil der vierten integrierte, war bereits kurz nach der ersten Tortur auf der Strecke geblieben, da Elizabeth es tatsächlich nicht erwarten konnte, Billy Watson abseits des »Läuterungsplans« in die Mangel zu nehmen, sowie sich ihr Stuhlgang meldete. Das wiederholte sie so oft, wie sie, oder sie und Fenia Lust hatten. Niemand sprach offen darüber, doch Brianna schätzte, dass ihm die beiden Huren schrittweise beigebracht hatten, auf den Knien um ihre Scheiße zu betteln, denn dasselbe machten sie, aber auch Brianna, bei einigen von ihren Freiern. Sowie eine der drei Huren mit dem Finger schnippte, wusste der besagte Sklave, was er zu tun hatte. Nämlich; Hinknien, den Kopf in den Nacken drehen, Mund öffnen, und alles was darin landete, hinunterwürgen, während die streng dreinblickende Herrin mit gespreizten Beinen über seinem Gesicht hockte und sich von ihm erwartete, dass er auch noch ihr braun umrandetes Arschloch mit der Zunge säuberte. Tja. Was sollte man dazu sagen? Sydney war gewiss nicht die einzige Stadt auf der Welt, wo hinter vier Wänden Dinge getrieben wurden, die zum Teil sogar – je nach Land oder Auslegung des Gesetzes - unter Strafe standen. Das das, was

Fenia Clayton, Elizabeth Valentine, Brianna Sinclair und Enya Kelly mit Billy Watson machten, verboten und ungesetzlich war, stand völlig außer Frage, doch die Wahrscheinlichkeit, dass die vier Dominas deswegen Konsequenzen zu tragen hatten, war aufgrund der günstigen Umstände äußerst gering.

Mit diesem Wissen im Hinterkopf gingen die vier Dominas in der letzten Woche vor Cedrics Rückkehr erneut ans Werk, wie auch mit dem festen Vorsatz, Billy Watson am Ende der Bemühungen vorzugaukeln, sie würden ihn schlussendlich töten - mit der Begründung, er sei ein schier hoffnungsloser Fall.

Da man die so genannte »Toilettenfolter« zeitlich nicht allzu gut planen oder berechnen konnte, hatte Fen Enya, Elizabeth und Bri gebeten, sich Mittwoch um sieben Uhr früh in ihrer Villa einzufinden, und das passte insofern gut, da Cedric ohnehin bis Sonntag in Rom weilte. So lautete sein Telegramm, doch hatte er es sich wieder mal nicht verkneifen können, hinzuzufügen, es bestünde eine kleine Unsicherheit bezüglich des Rückkehr-Termins. Egal; denn Enya wurde diesmal durch das, was sie sich selbst abverlangte, zum Glück beinahe ausreichend abgelenkt.

Alle vier Dominas schminkten sich und zogen sich, mit Ausnahme der hochhackigen Stiefel, sofort an, damit nachher, wenn sich Elizabeths

Stuhlgang meldete, nicht zu viel Zeit verloren ging. Danach setzten sie sich gemütlich auf das Sofa oder auf die Fauteuils und unterhielten sich über dieses und jenes. Elizabeth sprach beispielsweise über ein paar besonders schwierige Fälle in der Erziehungsanstalt, und nachdem Brianna sich dazu geäußert und ihrerseits über den Zufluchtsort »Himmelhoch« referiert hatte, kam Fenia auf Billy Watson zu sprechen.

»Ich denke, ich spreche für uns alle, wenn ich sage, dass ich froh bin, dass du über einen so guten Instinkt verfügst, was die Willensstärke, die Zähigkeit und die Widerstandsfähigkeit deines Versuchsobjekts betrifft. Nie und nimmer hätte ich es für möglich gehalten, dass dieser kleine Sturkopf noch über bestimmte Reserven verfügt. Die Tatsache, dass er tatsächlich abhauen wollte, war ein klares Zeichen, dass wir längst noch nicht alle Foltermethoden ausgereizt haben, die uns in meinem Keller zur Verfügung steh'n« sagte die Chefin an Enya gewandt.

»Ja. Dem stimme ich zu, aber ich denke, deswegen noch versauter oder noch drakonischer als bisher vorzugehen, würde nichts bringen, denn ich persönlich glaube, dass psychische Folter in seinem Fall wirksamer ist.«

»Gibt es dafür einen bestimmten Grund?« wollte Elizabeth wissen.

»Ja. Ich glaube, dass die lange Trennung von seinen Eltern an seiner Seele und an seinem Gewissen nagt, ohne dass es ihm bewusst ist. Und dieser Umstand könnte uns stark zu Hilfe kommen, wenn wir ihm seine eigene Hinrichtung vorgaukeln.«

»Hmmm. Dem stimme ich zu, da es sich ziemlich logisch anhört« bekannte Fenia, während auch Brianna und Elizabeth zustimmend nickten.

»Wie dem auch sei, Enya. Mir ist es jedenfalls, jetzt und hier, ein Anliegen, die Gelegenheit zu nutzen, um ein paar Dinge festzuhalten« sagte die Chefin der dreiköpfigen Hurenloge. »Erstens möchte ich dir im Namen von uns allen sagen, dass uns deine bisherige Vorstellung als Gastdomina in positiver Weise zum Staunen gebracht hat, und zweitens drängt es mich, dir zu versichern, dass weder ich noch Elizabeth ein Interesse daran haben, dem gewieften Bengel ohne Wenn und Aber das Lebenslicht auszublasen. Sollte er sogar der Scheinhinrichtung standhalten, versuchen wir es noch einmal und noch einmal, und zwar so lange, bis er mürbe wird. Das machen wir dir rein dir zuliebe. Wir zähmen ihn, koste es, was es wolle, und wenn es ein volles Jahr dauert.«

»Danke, Fenia. Ich bin froh, dass du das endlich über die Lippen gebracht hast, denn das hat mir in den letzten Wochen viel Kopfzerbrechen und Schlaf gekostet.«

»Das glaube ich gerne, denn ein Menschenleben ist kostbar, doch wie ich schon sagte; ihn der Justiz auszuliefern, ist nicht möglich. Wir würden dabei in Gefahr geraten, wegen illegaler Prostitution angezeigt und eingesperrt zu werden. Also müssen wir die Sache weiterhin mit aller Konsequenz durchzieh'n. Selbst über ein Scheitern zu sprechen, ist ab sofort indiskutabel. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt, und ebenso hoffe ich, dass dir meine Haltung hilft, deine Hemmschwelle noch mehr zu manipulieren, oder zu regulieren, wenn du verstehst, was ich meine.«

Enya verstand gut.

»Ja. Keine Angst, Fenia. Ich werde meine Ziele erreichen. Und zwar in jeder Hinsicht.«

»Gut, dass du so zuversichtlich bist, denn das ist zugleich der Schlüssel für einen gelungenen Start in unser eigenes neues Projekt. Die kleinen Verbrecher binnen kürzester Zeit auf den rechten Weg zu führen, daran zu verdienen, und noch dazu Spaß an der Sache zu haben, hat was für sich. So sehen wir die Sache, und dass du davon ganz nebenbei auf andere Weise profitierst, freut mich umso mehr. Sogar der Staat profitiert davon, doch das dürfen wir leider niemandem auf die Nase binden.«

Elizabeth hob die Hand und sagte;

»Ich spüre, dass es soweit ist. Kommt, ihr Lieben. Lasst uns in den Keller geh'n, damit unsere

Lolita hautnah sieht, wie die Sache mit der Toilettenfolter funktioniert.«

Elizabeths Stuhlgang hatte sich aufgrund einer gewissen Regelmäßigkeit am frühen Vormittag gemeldet, was gut war, da der Rest des Tages besser genutzt werden konnte. Alle vier Dominas setzten schwarze Augen-Masken auf, und nachdem sie die hohen Stiefel angezogen hatten, stiefelten sie mit klackernden und klimpernden Geräuschen – hervorgerufen durch die Stiefelabsätze und Sporen - in den Keller.

»Macht schneller, damit der Drang nicht zu sehr nachlässt oder gar aufhört« bat Elizabeth auf der Stiege, denn schließlich wollte sie eine perfekte Demonstration hinlegen.

»Bloß keine Hektik, Schätzchen. Wenn es nicht auf Anhieb klappt, geh'n wir einfach wieder in den Salon und warten auf deine nächste Meldung – beziehungsweise auf die deines Darms« lautete Elizabeths Entgegnung, als hätten sie über das Wetter gesprochen. Enya grübelte über etwas anderes. Sie grübelte beim Hinabgehen über Elizabeth, denn die hatte vorhin erzählt, sie hätte neulich einem ihrer Neuzugänge in einem Anfall von Hysterie und Rachsucht sämtliche Kleider vom Leib gerissen, ihn auf das heftigste gehohlet, ihm ein Bündel Haare ausgerissen, und ihn danach mit Stiefelritten und mithilfe einer Würgekette, die sie ihm um den Hals gelegt hatte, in ei-

nen Käfig verfrachtet. Dass die gruselige Heimleiterin dieselben Methoden anwandte und dieselben Hilfsmittel verwendete, wie Fenia, wies darauf hin, dass sie sich gegenseitig einiges abgeschaut hatten. Tatsächlich war es so, dass sich die zwei korrupten Huren in perfekter Manier ergänzten, und Brianna im Rahmen des Trios eher als »erfolgreiche und anpassungsfähige Mitläuferin« zu bezeichnen war. Was Elizabeth anging, blieb nur zu hoffen, dass nie ans Licht kam, was sie in dem schalldichten unterirdischen Gewölbe mit den schwer erziehbaren Jungs anstellte, bevor sie die Armen ein paar Tage ohne Wasser und Nahrung in dem finsternen Loch schmoren ließ.

Sowie Fenia die Kellertür geöffnet, und alle vier Dominas den Keller betreten hatten, begann Billy Watsons nächster Albtraum.

Elizabeth trat ganz nahe an den Käfig heran, in dem Enyas nacktes Versuchsobjekt hockte und vor lauter Angst am ganzen Körper wie Espenlaub zitterte. Dann schwang sie sich mit einem Bein über den kleinen Eisenkäfig und hockte sich mit breit gespreizten Beinen wie eine Reiterin auf denselben, damit der bibbernde Sklavenjunge von unten geradewegs auf und in ihre klitschnasse Möse gaffen konnte.

»So, mein fluchtfreudiger kleiner Freund! Aufgepasst und die Ohren gespitzt, denn deine hübsche und großmütige Mammi möchte, dass du

dich - wie bei den Generalproben - gleich jetzt dafür bedankst, dass sie dir in wenigen Augenblicken eine extragroße Portion Kacke ins Maul schießt!«

»Danke, Mammi!«

»Falsch! Was soll das, du ungelehrige Ficksau! Ich sagte, wie bei den Generalproben!« brüllte Elizabeth streng. »Deine versaute Mammi will, wie du es abseits deiner Läuterung gelernt hast, dass du laut und deutlich sagst, danke, liebe Mammi, dass ich in wenigen Augenblicken deine köstliche Scheiße fressen darf! Los, Kleiner! Wir hören!« schnarrte Elizabeth erbost.

Enya sah und hörte es, und zweifelte keine Sekunde mehr daran, dass die pädophil veranlagte Sadistin tatsächlich imstande war, sogar Sechsjährige auf diese perverse Art zur Verzweiflung zu treiben. Sie schwor sich in diesem Augenblick, nach Beendigung der Aktion von Fenia und Elizabeth Abstand zu nehmen, doch wie sie das wegen oder trotz der Schuld, in der sie hinterher stand, machen sollte, stand noch in den Sternen.

»Danke, liebe Mammi, dass ich in wenigen Augenblicken deine köstliche Scheiße fressen darf!« sagte Billy Watson indessen wie befohlen, und dass dem auf dem Boden kauern den Knaben diese Art der Umerziehung schwer zu schaffen machte, konnte man ihm anhand seines erhitzten Kopfes und der verwässerten Augen gut anmerken.

»Gut gemacht, du unterwürfige kleine Mistkröte! Du würdest doch in deiner Angst alles tun, nur damit wir nicht das letzte Quäntchen Scheiße aus dir rausprügeln! Das ist einerseits gut, doch andererseits schlecht, denn wir hassen kleine furchtsame Dreckskröten, die vor lauter Feigheit zentnerweise die Scheiße ihrer Herrin fressen! Und damit du uns beim nächsten Mal allesamt auf den Knien anbettelst, unsere Scheiße direkt aus unseren großen fetten Ärschen fressen zu dürfen, werde ich dich in wenigen Augenblicken zu einer lebenden Toilette degradieren!«

Sie stieg geschickt vom Käfig herunter, schloss den Käfig auf, und legte Billy Watson die Würgekette um den Hals. Dann holte sie ihn mit brutalen Handgriffen aus dem Käfig, was mittlerweile die einfachste Sache der Welt war, da er mittlerweile begriffen hatte, dass er in vollkommener Manier nach der Pfeife der vier Dominas tanzen musste. Die vollbusige Leiterin eines Heimes für schwer erziehbare Jungs ohrfeigte ihn dennoch, denn er hatte vergessen, den Blick zu senken.

Dass sie bei weitem noch nicht so abgebrüht war, wie sie glaubte, wurde Enya schnell klar, als sie bei dem, was die schwarz bezopfte Sadistin mit Billy Watson trieb, ins Zittern geriet. Sogar Brianna wurde vor Erregung schwindelig, denn egal was er machte oder wie gut er es machte; ein Grund, ihn bestrafen, fand sich immer.

»Nur keine Müdigkeit vorschützen! Und wehe, du stellst dich auf der Folterbank auch so tollpatschig an, wie gerade eben im Käfig! Du kleines widerborstiges Ferkel!« brüllte Elizabeth auf den nackten Jungen ein »Na warte! Dir werd ich's zeigen, du unbelehrbarer Satansbraten!« setzte die maskierte Domina streng hinzu, bevor sie ihn an den Haaren packte, ihn resolut aus dem Käfig zerrte, und Fenia unmittelbar daneben vor Billy Watsons Augen den langen Pferdepenis um die schmale Taille schnallte.

Was sich nun in Fenias Keller abspielte, war starker Tobak.

»Aufgepasst, Kleiner! Ich möchte, dass du einen Blick auf meine freundliche Gehilfin wirfst, denn sie schnallt sich gerade eben den langen dicken Pferdeschwanz um die Hüften, den du ja schon zur Genüge kennst!«

Der weinende Knabe tat, wie von Elizabeth geheißen, und nachdem Fenia den schwarzen Lederriemen, der das Fickgeschirr samt Pferdeschwanz an ihrer Hüfte fixierte, mit einem Ruck festgezurt hatte, hieß es:

»Das reicht, du kleiner, aus dem Arsch deiner Mutter geschissener Dreikäsehoch! Du darfst deine Schweinsäuglein wieder von meiner vollbusigen Gehilfin abwenden, weil du das hübsche Fickfolterinstrument ohnehin gleich zu spüren bekommst!«

Was die drei Huren mit dem Zwölfjährigen aufführten, war von Mal zu Mal schlimmer geworden, doch heute, hier und jetzt war es mit Worten kaum noch zu beschreiben. Fürwahr; harmlos war es bis jetzt wirklich nie gewesen, aber an diesem Tag war die Tortur mit Sicherheit das abartigste, aber zugleich auch das erregendste, was Enya je gesehen hatte.

Fen bat Elizabeth per Nicken, ihr das Ende der Kette zu überlassen, damit sie den Gefangenen übernehmen konnte, und Elizabeth tat wortlos wie geheißen. Sie übergab der brünetten Anführerin den schikanierten Sklaven, und Fenia wiederum packte Billy Watson sogleich ungestüm am Schopf und zerrte ihn an den Haaren zu zwei schmalen Bänken, auf denen je ein Brett mit vielen spitzen Nägeln befestigt war. Dort angekommen steckte sie seinen Kopf zwischen ihre Beine und prügelte ihn mit dem Lederriemen zum »Aufwärmen« windelweich. Obwohl der schwächliche Sklave vor lauter Angst auf den Boden pinkelte, und sein kleiner roter Hintern förmlich glühte, hatten die beiden Huren offensichtlich vor, ihn zusätzlich zu foltern, bevor Elizabeth die Toilettenfolter anwandte.

Die zwei Sadistinnen packten ihn mit Briannas Unterstützung, und schnallten ihn in der Position eines aufrecht sitzenden Hündchens genau so auf die mit Nagelbrettern verzierten Bänke, dass er

mit je einem Bein auf einem der zwei Folterinstrumente kniete, und danach wurde es einmal mehr zappenduster rund um seine Psyche und sein Befinden, denn was die drei Huren heute mit ihm machten, war schmerzhaft und schockierend abartig. Enya fühlte einen Stich in ihrem Herzen, da sich sein jämmerliches Geschrei anhörte wie das eines Dreijährigen, doch wie es aussah war sie die einzige, die mit diesem Problem kämpfte.

Liz und Fen stiegen total ordinär mit gespreizten Beinen über die zwei schmalen zusammengestellten Bänke, und dann hockte sich Elizabeth breitbeinig - mit dem Arsch vor seinem Gesicht - über ihn, während Billy Watson aufgrund der Schmerzen erbärmlicher denn je schrie und, wie von den Huren beabsichtigt, um seine Mammi weinte.

Mammiii ... ich ... was war ich bloß für ein Trottel ... Mammiii ... Mammiii!«

Oha! Pech gehabt, Billy Watson, musste man sagen, denn Fenia hatte überlauert, dass er Theater vorgespielt hatte.

»Deine Reue finden wir gut, du wankelmütiger Zwerg, aber leider kommt sie ein wenig spät und auch ziemlich unglaubwürdig, denn keine von uns hat dich bis jetzt richtig zur Sau gemacht! Genau deshalb kauft dir auch keine von uns die fabelhafte Show ab! Im Gegenteil! Erst, wenn wir alleamt feststellen, dass dich eine von uns total gebrochen hat, werden wir dich ein letztes Mal mit

Scheiße mästen und freilassen!« bellte sie forsch, damit auch Enya der schaurigen Prozedur weiterhin als aktives Mitglied standhielt.

Billy Watson hörte trotz grässlicher Schmerzen sofort auf, nach seiner Mammi zu schreien, denn er wusste; er hatte einen Bock geschossen. Er hatte zu früh um die Hilfe seiner Mutter gefleht, denn die vier Dominas hatten ihn tatsächlich noch nicht dermaßen heftig drangsaliert, dass sich das Schreien nach seiner Mutter wie automatisch bei ihm eingestellt haben konnte. Die Folter mit den kleinen Nagelbrettern tat zwar höllisch weh, doch solange noch alle Knochen heil waren, war er von einem Sinneswandel noch weit entfernt. Das nicht minder Mitleid erregende Geschrei, das nun folgte, währte gottlob nur wenige Sekunden, da Liz und Fen sein Gesicht erbarmungslos mit der Nase voran zwischen Elizabeths monströse Arschbacken steckten.

»Los! Rein mit dir, und rein mit der Zunge in mein eklig stinkendes Arschloch, du kleines Scheiße fressendes Schwein, oder ich zieh' dich an den Eiern bis zur Decke! Und wehe du wagst es, deinen rosaroten Lappen nur bis zur Mitte, anstatt bis zum Anschlag in Mammis Arsch zu stecken! Mach' schon, du kleine lahmarschige Sau! Das muss schneller geh'n! Niemandem, einschließlich dir, soll es in diesem Folterkeller zur Gewohnheit werden, in der Zeit deiner Läuterung

sinnlos Zeit zu vergeuden! Verstanden?! Los ... antworte gefälligst, du kleines Stück Scheiße!«

»Ja, Mammi!« rief das unglückliche Opfer der vier maskierten Dominas brav, obwohl es nun so gut wie unablässig vor sich hin schluchzte, doch sogar dass missfiel Elizabeth. Sie rückte ihre lederne schwarze Augenmaske zurecht und nahm ihn wieder ordentlich ins Gebet.

»Hör sofort auf zu heulen, du Wicht, oder du lernst mich richtig kennen!« schnarrte sie erbot, und verpasste dem Wehrlosen sogleich ein paar ordentliche Schellen, dass es trotz der Handschuhe, die sie trug, im Kellergewölbe laut klatschte. Das wirkte offensichtlich, denn ab jetzt bemühte er sich redlich, mit dem Heulen aufzuhören, was auch bitter vonnöten war, damit er bei der Tortur, die ihn erwartete, nicht erstickte.

Sowie Fen dafür gesorgt hatte, dass er zwischen Liz' auseinander gezogenen Arschbacken brav und artig seine Zunge bis zum Anschlag in Liz' großen breiten Hintern gesteckt hatte, sagte Elizabeth zu Fen:

»Danke. Ich werde jetzt meine Arschbacken loslassen, damit wir der kleinen Sau ein wenig auf die Sprünge helfen können, was ihre Funktion als Toilette angeht.« Elizabeth ließ ihre Arschbacken los, sodass das Köpfchen des Jungen nicht mehr zu sehen war. Da er aus lauter Atemnot zu zappeln begann, rammte Fenia dem dumpf in Elizabeths

Arsch schreienden Sklavenjungen den Pferdeschwanz mit wuchtigen Stößen in den Hintern, während sie den Zappelnden mit dem Lederriemen schlug.

Damit er den Kopf nicht wegbewegen konnte, fixierte Enya denselben, unter Briannas genauer Anleitung, mit einem speziellen Tuch, das für diesen Zweck griffbereit lag. Das Tuch wurde um seinen Nacken gelegt und vorne an Briannas Bauch verknotet, während Billy Watson bereits jetzt pausenlos um Luft rang.

Allerdings begann sein Martyrium nun erst richtig. Der Zwölfjährige, dessen Kopf nun fest und sicher zwischen Elizabeths monströsen Arschbacken eingeklemmt war, zappelte um sein Leben, doch je mehr er zappelte, desto mehr wurde er geschlagen, gefickt und mit Elizabeths prallem Hintern gequält.

Elizabeth lockerte das Tuch und drehte den Kopf seitlich.

»Aufgepasst, Kleiner! Du wirst jetzt brav und artig anstatt der Nase deine Zunge bis zum Anschlag in Mammis Arschloch stecken, damit ihr so schnell wie möglich die Scheiße kommt! Die Scheiße, die aus Mammis Arsch kriecht oder quillt, wirst du wieder, wie gewohnt, bis auf den letzten Krümel fressen, und danach wirst du Mammis Arschloch blitzblank sauber lecken! Und jedes Mal, wenn du dich dabei ungeschickt an-

stellst, wird die böse Hexe, die dich fickt und das Kommando führt, mit dem Lederriemen zuschlagen! Los geht's, du jämmerlicher Knirps! Und wehe, du zappelst mit den Füßen! Für jedes Mal Zappeln wirst du ebenfalls in den Arsch gefickt und mit dem Lederriemen geschlagen!«

Klar war, dass er sich beeilte, Elizabeths forschem Befehl nachzukommen, und sowie Elizabeth ihre riesigen Arschbacken erneut auseinander gezogen und wieder losgelassen hatte, nahm sie ihn wieder Zentimeter um Zentimeter so tief in den Schwitzkasten, bis sein Köpfchen wieder von der Bildfläche verschwunden war.

»Schön still halten, wenn du nicht willst, dass wir noch strenger mit dir verfahren! Los! Mach schon! Steck' gefälligst die Zunge ganz tief in meinen Arsch, oder wir brechen dir beide Beine, du unartige kleine Ficksau!« brüllte Elizabeth lustvoll und extrem gebieterisch.

Da er trotz Atemnot wieder wie ein Dreijähriger heulte, spannte sie das Tuch, indem sie einfach ein von Enya gereichtes Kissen zwischen das Tuch und ihren Bauch schob.

Das Zappeln hatte Fenia ihm schnell abgewöhnt, denn er merkte schnell, dass ihn die maskierte Dominina umso fester schlug, je mehr er sich gegen die kombinierte Folter sträubte.

So sammelte nicht nur der entführte Dieb, sondern ebenso Enya einmal mehr jede Menge nützlich-

che Erfahrungen, denn es zeigte sich beispielsweise, dass es für Huren keinen Unterschied machte, ob sie einen Sklaven schlecht behandelten, weil er es verdient hatte, oder ob sie es taten, da es ihnen pure Lust oder pures Vergnügen bereitete.

Liz hatte trotz ihrer Größe und ihrer sagenhaften Rundungen alle Hände voll zu tun, Fenias wuchtige Stöße mit ihrem Körper abzufangen. Das machte sie überaus geschickt. Sie klemmte sein hochrotes Köpfchen, ähnlich wie bei einem Schraubstock, vom Anfang bis zum bitteren Ende zwischen ihre monströsen Arschbacken, bis man nur mehr die Kuppe seines Haarschopfes sehen konnte, und alles, was er von sich gab, beinahe vollkommen erstickt wurde.

Das Tuch kam gut und wirksam zur Anwendung, um ihn in dieser Position zu fixieren, und während Fen mittels Stößen für die Fickbewegungen sorgte, die Liz total erregten, machte sich Enya Gedanken, ob sie es am Ende wohl mit viel Mühe schafften, sein Köpfchen an den Beinen aus Liz' zu einem Folterwerkzeug umfunktioniertem Arsch zu ziehen.

»Jaaa! Bettle nur in dieser schweinischen Position um deine Freiheit, du dreckige Leck-und-Ficksau!« brüllte Fenia, während sie ihn wie eine Amazone in den Arsch rammelte. Elizabeth wartete allerdings, wie immer, mit den härtesten Sprüchen auf.

»Na warte, du unartiges Ferkel! Mammi wird dich lehren, deine Rotznase nur widerwillig in ihr hübsches Arschloch zu stecken! Und solltest du es noch mal wagen, wie eine gehäutete Katze zu zapeln, wenn Mammi dein Köpfchen im Zuge der täglichen Fütterung zwischen die fetten halbkugeligen Arschbacken steckt, weil sie ihren Darm direkt in dein freches Maul entleeren will, zieh' ich dir hier unten im wahrsten Sinn des Wortes das Fell über die Ohren, bevor ich dich so lange mit unserer gesammelten Scheiße mäste, bis du vor meinen Augen krepierst!«

Sein hochrotes Köpfchen, das nun wieder völlig zwischen Elizabeths mächtigen Arschbacken verschwunden war, war nach wie vor mithilfe des um den Bauch gebundenen Fessel-Tuchs in ihrem riesigem Arsch fixiert, und Fenia fickte ihn immer noch gnadenlos mit der sagenhaft langen und bemerkenswert dicken Neuanschaffung, welche die Form eines steifen Hengstpimmels hatte, in den Arsch. Einer ihrer Freier hatte das gruselige Züchtigungsinstrument vor einiger Zeit in Fenias Auftrag für »besondere« Zwecke angefertigt, und wie es schien, hatte die Chefin heute noch mehrere Überraschungen dieser Art auf Lager, denn ihre mitgebrachte schwarze Tasche war randvoll mit Lederschnüren, Riemen, Nadeln, Peitschen, Metalltrichtern, verschiedenen Kneifzangen und Sonstigem. Sogar eine mittelalterlich anmutende

Daumenschraube war obenauf zu erkennen, was Brianna veranlasste, ihrer Freundin etwas zuzuflüstern:

»Aufgepasst, Herzchen. Fen hat heute tief in ihre große schwarze Kiste gegriffen. Anscheinend liegt ihr viel daran, dass der Testlauf für den neuen Geschäftszweig klappt, denn sie hat sogar Sachen zum Verarzt mitgebracht. Und weil das so ist, quäl' ich ihn mit Zigaretten und schwing mich auf seinen Rücken.«

Gesagt, getan. Brianna zündete sich ein paar Zigaretten an und quälte und traktierte ihn nebenher mit den glühenden Spitzen, indem sie dieselben auf seinem Körper aus-dämpfte und immer wieder anzündete. Ab und zu drückte sie dem schreienden Sklaven auch eine Nadel ins Fleisch, sodass er an manchen Stellen zu bluten begann. Schlussendlich setzte sie sich sogar schwer auf seinen Rücken, damit sich die Spitzen der Nägel noch tiefer in seine Kniescheiben bohrten. Er schrie jämmerlicher denn je zwischen Elizabeths mächtigen Arschbacken, doch helfen konnte ihm in Fenias Folterkeller niemand.

Was die drei grausamen Huren mit dem Zwölfjährigen trieben, hatte selbst die Hurenwelt noch nicht geseh'n.

Brianna stieg von ihm herunter und schlug, zu Fenia gewandt, folgendes vor:

»Warum bockst du ihm eigentlich nicht auf, wie ein strammer Hengst? So wie er auf die Bänke gefesselt ist, kann er doch ohnehin nicht wegrutschen.«

»Ja. Das stimmt« sagte Fenia. Sie wandte sich zu Billy Watson.

»Halt gefälligst still, du zappelige Drecksau, wenn du nicht willst, dass ich deine Brustwarzen mit einer Kneifzange entferne!« brüllte sie wie eine empörte Burgherrin, damit er es zwischen Elizabeths Arschbacken hören konnte. Sie bekräftigte ihre Drohgebärde, indem sie den Hengstpimmel bis zum Anschlag in seinen Hintern rammte und den schwer gefolterten Sklavenjungen obenrein mit dem Lederriemen züchtigte. Die Spitzen der Nägel drückten mittlerweile tief und direkt auf seine ungeschützten Kniescheiben, und damit sich der Schmerz aufgrund eines zusätzlichen Gewichts verstärkte, mehrte, oder gar verdoppelte, befolgte sie Briannas Rat. Sie rutschte nach vorne und bockte ihm buchstäblich auf, als wäre sie ein richtiger Hengst und er eine kleine besprungene Stute. Nun hockte die wild bockende Domina schwer auf seinem verlängerten Rücken, doch zusammenbrechen konnte er tatsächlich nicht, da er immer noch mit dem Kopf feststeckte und seine Beine nach wie vor an die Bank gefesselt waren. Die groß gewachsene und wohl gerundete Hure hockte auf ihm, und bockte und stöhnte, als wäre

der Fickschwanz echt und an ihrem Körper angewachsen, und Billy Watson erlitt in den selben Sekunden wegen Fenias großem schweren Hintern, und den ruckenden und stoßenden Bewegungen der brünetten Hure Qualen. Höllenqualen, die ihm bis jetzt unbekannt waren, um genau zu sein, denn obwohl er bereits in seiner Wohnung, beim Verhör, und bei der ersten Züchtigung grausam in die Mangel genommen worden war, durchlebte er nun viele aneinander gereihte Momente voller Schmerzen, die ihm buchstäblich die Sinne raubten. Dass Toilettenfolter Elizabeths absolutes Spezialgebiet war, zeigte sich jetzt und hier, denn allein die Art, wie die schwarzhaarige Kurtisane, deren langer, an der Stirn streng nach hinten gekämmter Zopf manchmal wie eine Peitsche durch die Luft schwang, mit dem klein gewachsenen Jungen umsprang, war typisch und knallhart. Sie klemmte die Arschbacken noch fester zusammen, damit der Sklavenjunge wusste, dass er angesprochen wurde, und dann schnarrte sie laut, klar und bitterböse:

»Mach gefälligst die Schlitzohren auf, du diebische kleine Drecksau, denn ein drittes Mal sage ich es nicht! Du wirst jetzt so lange und so kräftig mit deiner Zunge in Mammis Arschloch wühlen, bis ihr deswegen die Scheiße kommt! Und wenn das der Fall ist, was du daran merkst, dass deine Zunge vom härteren Teil der Scheiße aus Mammis

Arschloch gedrückt wird, wirst du dein Maul ganz weit aufmachen, damit Mammis Scheiße so schnell wie möglich durch deine Kehle gedrückt wird! Wart's ab, du arschgefickter Dreikäsehoch! Wir werden dir den Magen so lange und so oft mit Exkrementen füllen, bis du verlernt hast, etwas anders als Hurenscheiße zu fressen oder etwas anderes als Hurenpisse zu saufen!«

Da es Elizabeth am meisten von allen danach gelüstete, den Kopf eines Zwölfjährigen in verbotener Art mit ihrem monströsen Hintern – oder dem monströsen Hintern einer erwachsenen Frau im Allgemeinen bekannt zu machen, war es kein Wunder, dass sie zu Fenias Gunsten darauf verzichtet hatte, ihm den Hintern zu versohlen, als es Zeit gewesen wäre, sich abzuwechseln, denn sie legte anscheinend Wert darauf, dass Enya möglichst viel lernte.

Das bedeutete; Billy Watson wurde von Fenia zweimal so lange geschlagen und zweimal so lange trotz schwerem Gewicht geritten und in den Arsch gefickt, während Elizabeth ihn doppelt so lange und doppelt so fest zwischen ihre Pobacken steckte, und Brianna ihn mit Zigarettenglut und Nadeln quälte.

Nun hatte er tatsächlich einen triftigen Grund, nach seiner Mammi zu schreien, und genau das tat er auch, doch allzu viel Gelegenheit stand ihm dafür nicht mehr zur Verfügung. Elizabeth drückte

nämlich bereits fest und konzentriert, während Fenia ihn ritt und die dritte Hure Enya ins Ohr flüsterte:

»Sieh genau hin, Herzchen. Elizabeth ist nämlich die unangefochtene Rekordhalterin, was die Größe einer festen Kackwurst angeht.«

Enya, die wie versteinert dastand, überwand den eiskalten Schauer, der ihr wegen der gruseligen Szene über den Rücken gelaufen war. Sie starrte wie gebannt auf das, was kam, während Billy Watson zwischen Elizabeths monströsen Arschbacken dumpf und erbärmlich »Mammiii ... Mammiii ... Hilfeeee ... Mammiii« brüllte.

»Halt die Klappe, du Sau, und mach gefälligst dein Maul auf, oder ich zieh‘ dir das Fell über die Ohren! Ja! Gut so! Noch weiter! Und schön offen lassen, du kleine schäbige Ratte! Bei der letzten Generalprobe hast du dich weit weniger geziert, aber die Strafe folgt auf dem Fuß! Mammi wird dir nämlich, wie angekündigt, jetzt und hier geradewegs ins Maul schießen, und danach kannst du dich erst recht auf was gefasst machen! Und wehe du wagst es, dein voll geschissenes Maul von Mammis Arschloch wegzubewegen, oder Mammis Scheiße auszukotzen, anstatt die warme stinkende Masse brav und artig runter zu würgen! Dann fällt die besagte Strafe doppelt oder drei Mal so hart aus!«

Und ja; es kam, wie es kommen musste. Elizabeth, die spürte, dass die Scheiße bereits ein wenig aus ihrem Arschloch und zugleich in sein Maul ragte, drückte diesmal ganz fest, und schiss Billy Watson hemmungslos eine lange dicke Kackwurst in den weit geöffneten Rachen, den er brav und artig offen ließ, da sie ihm hart und unerbittlich gedroht hatte.

Sie drückte noch mal und schiss dem Zwölfjährigen, dessen Kopf immer noch mithilfe des Tuches an Elizabeths Hintern fixiert war, noch mal in den Rachen, weshalb die Hälfte der ersten Wurst gewaltsam in seine Kehle und in seinen Magen gedrückt wurde. Da er den Exkrementen, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht ausweichen konnte, kroch das dunkelbraune Gebilde, das vorne mit hoher Wahrscheinlichkeit aneinander gekleisterten Knödeln, und hinten einer streichfähigen Wurst ähnelte, aufgrund der zähen Festigkeit und dem Druck, den Fen dabei ausübte, in nahezu mörderischer Unaufhaltsamkeit durch seine Kehle in den Magen, weshalb er beinahe erstickte, doch was er von den Huren dafür erntete, war nicht Mitleid, sondern Spott und Hohn. Sie lachten herzlich, während Billy Watson vor lauter Schmerzen, Atemnot, und Todesangst mehrmals am ganzen Körper die Farbe wechselte. Zuerst war er bleich, dann rot, dann purpurfarben, und nun wechselte

seine Haut wieder zu blass anmutendem Aussehen.

Fenia zog den langen steifen Pferdepimmel per Hüftschwung aus seinem Arsch, hockte sich nun rittlings wie eine Hexe auf seinen Rücken, weshalb er, der vielen Nagelspitzen wegen, abwechselnd jaulte und wie ein Ferkel quiekte, und dann packte sie ihn mit der Linken am Schwanz und an den Eiern, und schlug, wie Enya es in seiner Wohnung getan hatte, so lange und so fest mit dem Lederriemen auf seine Hoden, bis sie blau anliefen, während sich rund um seine Knie kleine Blutpfützen bildeten.

»Was ist los, du faules Schwein! Deine Mammi sagte laut und deutlich, du sollst ihre Scheiße so schnell wie möglich fressen, und zwar aus gutem Grund! Uns widerstrebt es nämlich, den Gestank länger als nötig einzuatmen! Also wird es Zeit, dass du ihrem Befehl unverzüglich nachkommst! Du verlaustes Ferkel! Du faule Dreckskröte! Du ungelehrige und ungezogene Drecksau!« brüllte sie in wortreich gesteigerter Manier zornig, während Elizabeth ihm mit sichtlichem Genuss die nächste lange, dunkelbraune, und extrem dickknödelige Wurst in die Kehle schiss. Wahrscheinlich war die »Rekord-Wurst« vorhin in der Mitte abgerissen, denn erst jetzt folgte der vierte und weichere Teil. Sie furzte und kleisterte ihm das Maul in einem vierten Anlauf buchstäblich zu,

weshalb er nur mehr durch die Nasenlöcher Luft bekam, und sogar das fiel ihm unendlich schwer.

»Gut so, Babyschweinchen! Und jetzt wird wieder brav und artig gefressen, denn mehr bekommst du heute nicht!« verkündete Elizabeth frisch und fröhlich, während sich Brianna ebenfalls auf seinen Rücken setzte, damit sich die Nägel noch tiefer in seine Kniescheiben bohrten.

Sie saß in derselben Richtung wie Fenia und griff von hinten an ihre großen Titten, wobei sie mit den Fingern an Fenias großen steifen Brustwarzen spielte. Es dauerte nicht lange, bis Fenia an ihrer klitschnassen Möse herumfingerte und zu stöhnen und zu kiecksen begann.

»Aaah! Iiih!

Dass Enya ebenfalls zu ihrer Möse hinunter griff, war unvermeidbar, denn was sich heute in Fenias Keller abspielte, war wirklich bombastisch und phänomenal. Je mehr Schmerzen und Demütigungen Billy Watson erfuhr, desto röter wurden die Wangen der vier Herrinnen, da sie seine Qualen, seine Hilflosigkeit, und sein jämmerliches Geschrei als stark stimulierend empfanden. Enya war dabei keine Ausnahme, denn sie kiekste soeben, weil es ihr wegen der abscheulichen und dennoch erregenden Züchtigung ein zweites Mal gekommen war. So aufgewühlt und zugleich so geil wie eine Hexenhure war sie noch nie.

»Jetzt weißt du, warum wir uns bei der Züchtigung eines Jungen den Knebel ersparen« sagte Brianna arglos, und da Elizabeth nicht wusste, dass Brianna ihrer Nachbarin einiges vorenthalten hatte, fügte Elizabeth wie selbstverständlich hinzu:

»Ja. Doch nun, da du es anscheinend tadellos verträgst, lade ich dich ein, dabei zu sein, wenn wir den nächsten Fünf- oder Sechsjährigen reinbekommen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie geil es sich anfühlt, wenn so ein kleines quiekendes, und frisch aus dem Käfig gezerrtes Ferkelchen hilflos zwischen deinen Arschbacken zappelt, weil du sein Köpfchen beinahe zur Gänze in deine Möse gesteckt hast. Egal, ob Möse oder Arschloch; die weinenden kleinen Leckschweinchen bringen dich mit ihrer flinken kleinen Zunge schneller als ein ...«

Da, mit Ausnahme von Billy Watson, der sich redlich mit Elizabeths Scheiße abplagte, alle schwiegen, schob Elizabeth die Brauen hoch und ließ von Billy Watson ab. Sie stieg über die Bank, zog alle drei Komplizinnen in eine weit entfernte Ecke, und fragte, an Fenia gerichtet, leise und mit einem schnellen Seitenblick zu dem Gefangenen:

»Was ist? Sagtest du nicht gestern Abend, sie wüsste, dass wir ab und zu zu nächtlicher Stunde einen der neuen Knirpse vom Heim hier herschaf-

fen, und dass wir die kleine Sau tagelang zu dritt züchtigen, bis unsere Mösen glüh'n?«

Fenia benötigte eine ganze Weile, bis sie sich gefangen und im Kopf eine Antwort formuliert hatte. Sie sagte:

»Nein, Schätzchen. Weder noch. Im Gegenteil. Ich sagte, wenn unsere Lolita wüsste, dass wir das machen, hätte sie keinen Fuß in diesen Keller gesetzt. Wie es scheint, hast du wieder mal nicht richtig zugehört.«

Abermals war es still, und diesmal schwieg sogar Billy Watson, denn er hatte es wundersamerweise geschafft, die ganze Kackwurst hinunterzuwürgen, ohne sich deshalb übergeben zu müssen. Es musste daran liegen, dass Fenia und Elizabeth ihn in wochenlanger Vorarbeit mit großem Erfolg daran gewöhnt hatten.

»Ist der Käfig *deshalb* so klein?« wollte Enya im Flüsterton wissen, während Elizabeth rote Farbe im Gesicht aufzog.

»Ja. Aber es ist nicht so, wie du denkst« sagte Brianna.

»Ach ja? Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Weil Elizabeth erstens nur die Schlimmsten der Schlimmen hierher transportiert, und weil wir sie nicht in dem Maß züchtigen, wie du es bis jetzt erlebt hast.«

»Ach nein?«

»Nein. Keineswegs.«

»Soll das heißen, ihr lasst euch von den Knirpsen nur die Fotze oder das Arschloch oder beides lecken?« Fenia beantwortete die Frage in ihrer Eigenschaft als Chefin.

»Ja. Das und noch ein paar andere harmlose Sachen.«

»Was denn für welche?«

»Wir lassen sie beispielsweise zur Belohnung für richtiges Verhalten an unseren Titten nuckeln, oder stecken uns vor ihren Augen einen großen Nuckel in den Arsch, den sie die ganze Nacht zur Strafe für ein Vergehen wie einen Knebel in ihrem Maul behalten müssen. Natürlich bei gefesselten Händen und einem Höschen über dem Kopf, damit der Knebel nicht aus dem Maul rutscht. Mehr machen wir nicht mit diesen kleinen unverbesslichen Bastarden« erklärte Brianna rasch an Feniass Stelle.

»Wirklich nicht?«

»Nein. Der Teufel, Belisama, oder meinetwegen Gott ist mein Zeuge« gelobte Brianna.

»Und warum sprach Elizabeth dann von einer tagelangen *Züchtigung*?«

»Weil wir die Schlimmsten der Schlimmen, die wir maximal drei Tage bei Keksen und Wasser einkerkern, bestrafen, indem wir abwechselnd auf den Käfig klettern und die kleinen Plagegeister von oben bis unten anpissen, damit wir ihren Respekt erlangen« sagte Elizabeth.

»Und wie sieht es mit den Klamotten aus?«

»Was für eine Frage? Du kennst doch die Regel. Keine Frau darf diesen Keller betreten, wenn sie nicht das Outfit einer Domina trägt.«

»Hmmm. Ist das nun alles oder gibt es noch etwas, das ich wissen sollte, damit ich euch nicht einhellig der Lüge bezichtige?«

Die drei Huren sahen sich wieder gegenseitig an.

»Nein. Das war's, Schätzchen. Großes Hurenehrenwort« sagte Fenia, wobei sie ihre Hand auf ihre linke Brust legte.

Enya dachte nach. Da sie wusste, was sich in manchen Heimen abspielte, stellte sie zwei weitere Fragen in einem Satz.

»Ihr schlagt sie nicht, und dennoch gelingt es euch, sie zu bändigen und sie nach und nach zu besseren Sprösslingen oder Menschen zu erzieh'n?«

Elizabeth war es, die wieder antwortete.

»Ja, Lolita. Wir haben nämlich strenge Richtlinien ausgearbeitet, an die wir uns strikt halten. Vom Mindestalter der Einweisung bis zum ersten Ständer weder Gewalt noch Arschficken, vom ersten Ständer bis sechzehn genau das, was wir mit deinem Vorzeigeobjekt gemacht haben, und darüber ist alles erlaubt, was mindestens ein Elternteil gestattet oder sogar in Auftrag gegeben hat. Und ob du es glaubst oder nicht; das Erziehungsheim, das

ich leite, hat die mit Abstand beste Erfolgsquote des ganzen Landes, weil ich die Knirpse sogar gegeneinander ausspiele. Jeder verpetzt am Ende jeden, und deshalb fürchten sie mich, wie der Teufel das Weihwasser. Luzifers Tochter könnte in ihren Augen nicht schlimmer sein, weil ich mich nicht davor scheue, mich hinter vier Wänden, und noch dazu in einem gruselig finsternen Keller, mit dem nackten Arsch auf das Gesicht eines Fünfjährigen zu setzen, der es gewagt hat, im Speisesaal aus nichtigem Anlass einen Tobsuchtsanfall zu bekommen, oder einem seiner Freunde im Schlaf eine Gabel in den Hintern oder in die Hoden zu stechen.«

»Enya seufzte und sagte:

»Na schön. Angesichts der Tatsache, dass die Jungs angeblich extrem schwierig sind, klingt das gerade noch akzeptabel.«

»Heißt das, du hältst dicht und alles bleibt beim Alten?« wollte Fenia wissen.

»Ja, aber nur wenn ich mir ebenfalls einen dieser problematischen Knirpse vorknöpfen darf.«

Die drei Huren staunten um die Wette.

»Und wieso?« fragte Brianna in Vertretung für alle drei, während Fenia zu Billy Watson stiefelte, seine Fesseln löste, und ihm gestattete, sich auf den Boden zu legen und sich seine Wunden zu lecken. Erst als Fenia wieder bei ihnen war, beantwortete Enya die Frage des Tages.

»Weil ich viele Kinder haben möchte und diese Erfahrung nützlich sein könnte, was deren Erziehung angeht« antwortete Enya nunmehr wie aus der Pistole geschossen. »ich würde zwar nie so weit geh'n, meinem eigenen Sohn zu befehlen, zur Strafe für irgendetwas meine Möse oder mein Arschloch zu verwöhnen, aber nichtsdestotrotz muss es etwas geben, das diese kleinen Rabauken als gemeinsamer Faktor zur Räson bringt. Ich könnte mir vorstellen, das Ekel dieser Faktor ist, denn manche Eltern bestrafen beispielsweise ihre Töchter oder ihre Söhne, indem sie ihnen eine Spinne oder eine Maus unter die festgezurrte Bettdecke stecken. Die Grenze zwischen Erziehung und Folter, oder erlaubter oder unerlaubter, sprich gewaltsamer Erziehungsmethode, ist dabei verschwommen, und ...«

»Ich weiß haargenau, was du meinst« sagte Elizabeth eilig, wobei sie Enya unhöflich ins Wort fiel.

»Darum werde ich deinem Wunsch gerne nachkommen, unter der Bedingung, dass du uns deine Erfahrungen hinterher mitteilst.«

»Ich ... ich darf mich wirklich an einem dieser schwierigen Fälle versuchen?«

»Ja. Denn erstens stecken wir dadurch alle unter einer Decke, und zweitens haben wir noch jede Menge Schnuller vorrätig. Du ziehst dich an, maskierst dich wie gehabt, schließt dich hier, in die-

sem Keller, so lange du willst mit der kleinen rotzfrechen Lecksau ein, liest ihr ordentlich die Leviten, und hinterher sind wir wieder dicke Freunde« feixte Elizabeth unangebracht. »Allerdings frage ich mich ernsthaft, was du mit dem Knirps eigentlich treiben willst, weil du außer deinem Pfaffen bekanntermaßen niemanden an deine aalglatte Lolita-Möse lässt.«

»Das ist allein meine Sache. Und um ehrlich zu sein, würde es mir genügen, den unverbesserlichen Knirps anzupissen und ihn in dem Zustand, den Brianna mir beschrieben hat, in den Käfig zu sperren, weil ich lediglich sehen will, was sich in seinem Gesicht und in seinen Augen abspielt, wenn er merkt, dass er sich nicht alles erlauben kann. Gut möglich, dass ich ihn anstatt den üblichen Sachen zwei oder drei Tage länger inhaftiere, sofern das möglich ist. Überhaupt frage ich mich, wie du es hinbekommen hast, dass die haarige Sache bis jetzt nicht aufgefliegen ist.«

»Punkt eins. Ja. Du darfst den Wicht, wenn du es für nötig findest, auch sechs, sieben oder meinetwegen sogar acht Tage bei Wasser und Brot in das finstere Loch stecken und ihn mehrmals täglich anpissen, und möglich ist das deswegen, weil es eine Farm gibt, die zu dem Heim gehört. Da ich auch die Farm leite, ist es ein Leichtes, die Knirpse ein paar Tage in der Mitte schweben zu lassen, wenn du verstehst was ich meine. Fragt mich je-

mand, wo er ist, sage ich einfach, er ist bei den anderen auf der Farm, und wenn mich von denen, die sich in der Außenstelle, bei den Schafen aufhalten, jemand fragt, behaupte ich, er sei zu Hause geblieben. Und wenn alle Stricke reißen, sage ich, er befindet sich zur Probe bei einer Familie, die mit dem Gedanken spielt, ihn zu adoptieren. Das wäre auch unser Notanker, wenn einer der Jungs seine Angst überwindet und sich jemandem mitteilt.«

»Du meinst, Fenia könnte sagen, sie hätte ihn ein paar Tage zur Probe hierbehalten, ihn wegen schlechtem Betragen in den finsternen Keller gesteckt, und der Rest wäre gelogen?«

»Ja. Haargenau. Niemand käme auf die Idee, die Sache genauer zu hinterfragen, denn schließlich steht mein Wort gegen das eines kleinen zukünftigen Verbrechers. Dass ihm kein Mensch glauben würde, steht bereits jetzt fest wie das Amen in einem Gebet, und ebenso, dass er sich wegen des Verrats auf etwas gefasst machen könnte.«

»Ach herrje. Nur mal angenommen; ich hätte den Knirps ein paar Tage beobachtet und studiert, und er hätte mich hinterher bei jemandem verpetzt. Was würdest du mit ihm anstellen?«

»Dann würde ich hergehen, ihn nochmal hierher schaffen, und ihn innerhalb einer Woche – an jedem Abend und in jeder Nacht - in derselben Art in die Mangel nehmen, wie wir es mit dem Arsch-

loch da drüben gemacht haben und noch machen werden. Ich hatte schon zwei, nein drei solche Fälle, und mit ein wenig Glück darfst du in den kommenden Wochen dabei live zusehen, wie so etwas vonstatten geht.«

»Meine Güte. Im Ernst; leben die drei Knirpse noch?«

»Ja. Alle drei haben die Torturen überstanden, aber frag‘ mich bitte nicht, was sie machen, wenn sie mir irgendwo über den Weg laufen.«

»Darf ich dennoch fragen?«

»Hmmm. Na schön. Sie pissen und scheißen sich jedes mal, wenn sie mich seh‘n, vor lauter Angst in die Hose.«

Damit, und aufgrund der Tatsache, dass sich Elizabeth zu Billy Watson drehte, war alles gesagt.

»Nähere Details bekommst du morgen von mir. Ich denke gerade an einen bestimmten Knirps, der genau das richtige für dich wäre« setzte sie rasch hinzu.

»Ach ja? Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Weil er der schlimmste und zugleich der mickrigste von allen ist, weshalb ich jedes Mal Angst habe, wenn ich mich auf ihn setze.«

»Soll das heißen, ich ...«

»Ja. Du bekommst einen, der bereits von Fenia und mir zugeritten wurde. Darum öffnet er bereits freiwillig das Maul, wenn er sieht, dass du dir ei-

nen Nuckel bis zum Anschlag in den Arsch steckst.«

»Nicht möglich. Ist das wirklich wahr?«

»Ja. Und je größer der Nuckel ist, und je mehr Scheiße daran klebt, desto lieber ist es ihm, aber nur, wenn du ihm total streng erklärst, dass er dich mit Mammi anzusprechen hat, und dass er sich zuerst das Maul zu waschen hat, bevor du ihn an deinen Titten nuckeln lässt. Du weißt schon; alles eine Frage der Erziehung ...«

»Und was ist, wenn er ganz brav ist, und ...?«

»Keine Sorge. Lass mich nur machen. Wenn es darum geht, einen Grund für eine Bestrafung in Form einer Züchtigung zu finden oder zu erfinden, bin ich unschlagbar. Kommt. Lasst uns weitermachen bzw. Schluss machen, denn wenn ihr mich fragt, war's das für heute. Der diebische Dreikäsehoch ist ab heute, gleich wie seine erwachsenen Schicksalsgenossen, eine Scheiße fressende Sklavensau. Wenn er will, kann er sich ja hinterher aus eigenen Stücken auf meine Warteliste setzen lassen und sich bei meinen Stammkunden einreihen.«

»Ja. Du sagst es, Schätzchen« sagte Fenia mit lobender Stimme, aber ohne groß darüber nachgedacht zu haben, denn nicht Elizabeth, sondern Brianna war diejenige, die am ehesten ein Anrecht darauf hatte, Billy Watson als zukünftigen Freier in Betracht zu ziehen. Schließlich hatte sie die

Idee, und schließlich hatte sie ihn mit viel Risiko eingefangen. »aber beim nächsten Mal muss es bereits ohne Tuch klappen« fügte die Chefin des düsteren Trios nicht minder gedankenlos hinzu. Um die Orgie nicht noch länger zu unterbrechen, fragte Enya nicht nach, was Elizabeths Andeutung, ihn »als zukünftigen Freier« in Betracht zu ziehen sollte, doch Brianna reagierte gottlob konsequenter. Es konnte nicht angehen, dass Elizabeth aus lauter Geldgier das Zepter an sich riss und alle in Gefahr brachte, denn die Möglichkeit, dass Billy Watson sie trotz Maske hinterher, ihrer umwerfenden Maße wegen erkannte, war nicht von der Hand zu weisen. Da Brianna und Enya – ohne dass Fenia und Elizabeth es wussten – am allermeisten zu verlieren hatten, wagte sie es, Elizabeth in die Schranken zu weisen.

»Das wirst du hübsch bleiben lassen, du törichte Nutte, denn erstens würdest du dadurch eine unserer wichtigsten Regeln brechen, und zweitens würdest du uns wegen deiner einzigartigen Figur allesamt in große Gefahr bringen. Demzufolge können wir bereits froh sein, wenn er dir nicht aus purem Zufall über den Weg läuft. Spätestens in zwei Wochen will ich kein Wort mehr hören über diese riskante Aktion, und auch du wirst dich daran halten, denn tust du es nicht, poche ich auf mein Recht als Sklavenfängerin und Besitzerin. Schon vergessen? Punkt zehn unserer Regeln be-

sagt, dass im Falle eines Problems, das im Rahmen einer Gruppentherapie auftritt, nicht unsere gewählte Anführerin das letzte Wort hat, sondern jene Hure, die den Sklaven aufgegabelt hat. Dass wir ihn entführt haben, wird dadurch zu einer Nebensächlichlichkeit.«

Fenia und Elizabeth blickten sich an, während Billy Watson sich bemühte, die Sauerei einigermaßen zufriedenstellend aus der Welt zu schaffen.

»Sie hat recht« sagte Fenia gottlob in einlenkender Manier. »der Junge gehört ihr. Sie hatte die Idee, sie hat ihn entführt, und wenn jemand einen festen Anspruch auf ihn hat, sind es nicht wir beide, sondern sie oder bestenfalls unsere Lolita.«

Elizabeth guckte zwar dumm aus der Wäsche, doch da sie es sich nicht mit allen drei Komplizinnen verscherzen wollte, zeigte sie sich ebenfalls einsichtig und machte einen eleganten Rückzieher.

»Sorry, ihr Lieben. Ich gebe zu; ich habe in meinem Eifer alle Gefahren beiseite geschoben und völligen Unsinn von mir gegeben. Natürlich ist es so, dass auch ich in erster Linie auf Sicherheit bedacht bin, und dass auch ich von euch einfordern würde, mein Recht als Sklavenfängerin zu respektieren.«

Ein paar Sekunden war nur Billy Watsons Gemurmel zu hören. Dann fuhr Elizabeth kalt-schnäuzig fort, als wäre nichts gewesen. Sie löste

die Gurte, die den gedemütigten Sklaven an der Bank fixiert hatten, und danach packte sie den gefesselten nackten Knaben am Schopf, und herrschte ihn an.

»Und jetzt; ab in den Käfig mit dir, wo Drecksferkel, wie du, hingehören! Was bist du doch für ein ekliges Kretin! Noch nie hatte ich so ein gieriges Lügenmaul zu bedienen! Ich wusste im ersten Augenblick, als ich dich sah, dass du eine kleine perverse Sau bist, die am liebsten rund um die Uhr ihren Kopf in das Arschloch einer Hure stecken würde!« brüllte sie ihm an den Kopf, bevor sie und Fenia ihn mit denselben Methoden wie immer in den Käfig verfrachteten. Allein die Art, wie die beiden Hausedelhuren die extrem harte Session beendeten, sprach Bände mit sadistischem Inhalt. Sie zerrten ihn, wie es in Fens Kellerräumen üblich war, an den Haaren in den Käfig, und verpassten ihm dabei dutzende Ohrfeigen sowie ein paar kräftige Tritte mit den Stiefelspitzen, sodass Enya sich zwangsläufig an Briannas Bemerkung erinnerte, die mit einem satanistischen Ritual zu tun hatte.

\*\*\*

Elizabeth hatte beinahe Mist gebaut, und Brianna war deswegen immer noch angespeist. Enya musste die Verstimmung, die zwischen den zwei

Huren herrschte, in gewisser Hinsicht ausbaden, denn ursprünglich hatte sie beabsichtigt, Elizabeth anstelle von Bri bei der nächsten und extra für sie angehängten Session zu Rate zu ziehen. Liz war es ganz offensichtlich, die am meisten Erfahrungen hatte, was Enyas Schwachstelle betraf, doch nun galt es umzudisponieren, damit Brianna sich nicht vor den Kopf gestoßen fühlte und in der Endphase der Einschulung schmolte. Andererseits wollte Enya es sich angesichts der besseren Erfolgsaussichten auch mit Elizabeth nicht verscherzen. Was tun? Die Antwort lautete: sie musste die Sache ausnahmsweise im Alleingang durchziehen. Das war insofern schwierig, da Fenia wollte, dass sich die strengen Befehle diesmal, in Vorbereitung auf die Scheinhinrichtung, anhörten, als hätten sie bereits das Todesurteil über ihn gesprochen.

Nach einer weiteren Phase des Grübelns kam Enya zu der Erkenntnis, dass ihr der kleine Zwist sogar ein wenig in die Karten spielte, da sie nun bei der Absprache mit Fenia das Argument, sie wolle keine der beiden vor den Kopf stoßen, als Ausrede für den Ausschluss des unerwünschten Publikums heranziehen konnte. Schnell zeigte sich, dass Fenia gar nichts anderes übrig blieb, als sich mit Enyas logisch hergeleitetem und gut nachvollziehbarem Wunsch anzufreunden und abzufinden. Sie einigten sich darauf, dass ihr die

Huren am Anfang zur Seite standen, damit Billy Watson das Gefühl hatte, die drei anderen Dominas könnten jede Sekunde auf der Bildfläche erscheinen, doch ebenso wichtig war es, dass sie den Keller verließen, sowie Enya begann, das Erlernte umzusetzen. Knapp wurde es nun sozusagen, denn bis jetzt hätte Enya theoretisch jederzeit in den Keller gehen und mit dem Gefangenen machen können, was sie wollte, doch damit war in wenigen Tagen Schluss. Er musste wie besprochen freigelassen werden, was Billy Watson allerdings nicht wusste.

Vorvorigen Mittwoch auf Billy Watsons Rücken zu reiten, war Enya nicht allzu schwer gefallen. Viel schwieriger war es, sich zu überwinden, ihn vierzehn Tage später als Versuchsobjekt für die Toilettenfolter zu verwenden, doch Elizabeth wusste im Zuge einer unauffälligen Beratung einen Trick - und Enya hatte damit auf Anhieb Erfolg. Beide verbrachten Enyas bedeutenden Tag in Fenias Villa, und Elizabeth war diejenige, die zurück dachte, warum es ihr beim ersten Mal nahezu problemlos geglückt war, einen Freier anzupissen. Sie konnte sich erinnern, dass die Domina, die sie eingeschult hatte, dem Freier eine Maske ohne Sehschlitze aufgesetzt hatte. Das war nahezu genial, denn das bedeutete, der Sklave konnte sich bei Anwesenheit von zwei oder mehr Dominas nicht sicher sein, wer für die Sauerei verantwortlich

war. Es mochte sich vielleicht seltsam anhören, doch das Vorhandensein einer gewissen Anonymität half Enya zu Beginn ungemein. Was die Sache zusätzlich erleichterte, war Enyas Laune. Sie war wegen dem Schlafmangel, wegen Cedrics neuerlicher und viel zu langer Abwesenheit, und wegen Cedrics zuletzt offen gezeigter Gelassenheit stinksauer, und so war es kein Wunder, dass sie einen Teil ihrer Aggressionen, wie von Fenia, Elizabeth und Brianna erhofft, an Billy Watson abreagierte.

Da Elizabeth die Sache mit der Toilettenfolter in bizarrer, aber beeindruckender Weise vorexerziert hatte, sollte Enya es der Sexbombe heute nachmachen, und was heute unbedingt stimmen und funktionieren musste, was demzufolge das Timing.

Enyas zweites Verdauungsorgan hatte sich gemeldet, das Timing stimmte, und nun stand sie in seltsamer Erregung vor dem Käfig.

»Los! Wach auf, du Schlafmütze! Und hoch mit dir! Du darfst dich wieder als lebende Toilette nützlich machen! Jawohl! Du hast richtig gehört, denn heute geht es darum, ein paar Fehler auszumerzen, die zum einen mit deiner Launenhaftigkeit, und zum anderen mit deiner Faulheit zu tun haben! Oder willst du etwa als unfähigste Lecksau Australiens in die Geschichte eingeh'n?!« brüllte Enya ohne Hemmungen und ohne Mitleid auf ihn ein, während Brianna bereits den Käfig aufschloss, damit Enya den splitterfasernackten Jun-

gen an den Haaren packen und herausholen konnte.

»Los! Raus aus dem Käfig, du kleine unverbeserliche Sklavensau! Es gilt schließlich ein braunes stinkendes Geschäft zu erledigen!« brüllte sie ihn an, während die anderen drei Huren im Halbkreis um die Käfigtür standen, damit er nicht entweichen konnte.

»Die kesse Lolita und ihre drei hübschen Freundinnen haben den lieben langen Tag eine Überraschung der besonderen Art für dein gieriges Schleckermäulchen aufgespart« höhnte Enya sarkastischer denn je, wobei sie ihn an den Haaren packte und ihn mithilfe der Würgekette, die sie ihm hastig um den Hals gelegt hatte, mit sich zog.

Sie fesselte ihr handliches Versuchsobjekt beeindruckend fachgerecht, fixierte es mit dem Gesicht nach oben auf einer der beiden Bänke, ohne das Nagelbrett anzuwenden, und verband ihm die Augen. Das Letztere war anscheinend das Um und Auf, denn es gelang ihr problemlos, Billy Watson am Schopf zu packen, den Kopf des weinenden Knaben in den Nacken zu drehen, und dem von Angst erfüllten Jungen in den weit geöffneten Rachen zu pinkeln. Sein Kopf war genau zwischen ihren Beinen, als sie ihn so weit hochzog, dass sie dem wimmernden Sklaven bequem in den Mund pissen konnte.

Der geniale Trick bestand darin, dass er nicht mit Sicherheit wusste, welche der vier Dominas ihm Natursekt verabreichte, und dass Enya die drei Huren lautlos aus dem Keller scheuchte.

»Danke. Das war's. Ihr könnt mich jetzt mit ihm allein lassen« gestikulierte sie selbstbewusst per Nicken in die Runde, denn wenn sie dasselbe mit Cedric machte, hatte sie schließlich auch kein Publikum.

»Viel Glück, Herzchen« flüsterte Brianna ihr hastig ins Ohr, bevor sie als erste Anstalten machte, Enyas Wunsch nachzukommen.

Ein wenig widerwillig, aber doch, entfernten sich auch die zwei anderen Edelhuren, und nachdem eine von ihnen die Tür leise von außen geschlossen, und Billy Watson und Enya im Kerker eingesperrt hatte, machte Enya weiter.

Sie stellte sich, wie von Brianna empfohlen, einfach vor, der Junge wäre eine leblose Puppe, bevor sie ihn ohrfeigte und mit den Fingern seinen Mund auf spreizte, damit er auch ohne Aufforderung wusste, was er zu tun hatte. Dann entleerte sie ihre Blase etwa zur Hälfte, um zu sehen, wie er darauf reagierte. Sie pisste zielgenau in seine Kehle und wartete ein Weilchen, bis er alles brav getrunken hatte, und da es so wunderbar funktioniert hatte, verspürte sie plötzlich nicht nur den im Wohnsalon abgewarteten Drang, ihm die volle Ladung ins Maul zu donnern, sondern obendrein

auch eine nie gekannte Lust darauf. Als wolle sie ihre Ausbildung am letzten Tag krönen, ging sie wieder in die Hocke, spreizte extrem ordinär die Beine, und musterte mit starkem Interesse das weit geöffnete Maul, denn wie von Brianna vorhergesagt, hatte die konsequente Einschulung letztendlich voll durchgeschlagen. Enya tat es! Ja! Sie tat es, und zwar mit viel Eifer und enorm viel Wonne! Sie brüllte wie eine Besessene »Maul auf, du jämmerliches Schwein, und wehe, du wagst es, den Kopf zu bewegen!« Sie wartete noch zwei oder drei Sekunden, und danach pisste und schiss sie ihm geradewegs ins Maul, obwohl er Rotz und Wasser heulte und vor lauter Aufregung und Atemnot wie ein kleines Hündchen japste.

Da kam sie, die stinkende braune Kackwurst - unendlich langsam aus ihrem von innen gedehnten Arschloch quellend – als Ergebnis einer tagelangen Verstopfung, die sich plötzlich gelöst hatte - am Ende gut dreißig Zentimeter lang, sieben bis acht Zentimeter dick, und nur ganz hinten ein wenig weicher werdend!

Enya kannte sich selbst nicht mehr, denn ab dem Zeitpunkt, als das dicke braune Gebilde seine Zunge berührte, war ihr alles (»scheiß-«) egal. Da Billy Watson eine Heidenangst hatte, die vier Dominas würden ihm wieder dieselben schmerzhaften Dinge antun, oder gar noch Schrecklicheres, wenn er Enyas Kot nicht fein säuberlich verputzte

und verdaute, tat er artig, was getan werden musste. Er begann den sagenhaft großen Haufen artig zu kauen, genau wie Elizabeth und Fenia es ihm seit Wochen eingebläut hatten, und würgte die knödelig feste Kackwurst trotz unterdrückter Brechreize erstaunlich schnell und gründlich hinunter, weshalb Enya abermals vor Staunen die Brauen hochschob und sich über den Ausgang der Sauerei, die sie mit ihm hinter vier Wänden getrieben hatte, definitiv freute. Was Enya auffiel, war, dass ein gravierender Unterschied zu der zweiten Session bestand, die am Ende wortwörtlich in das ausgeartet war, was man mit »Sauerei« im ureigenen Sinn meinte. Diesmal war es wegen der Festigkeit der Scheiße vergleichsweise »sauber« abgelaufen, auch wenn es sich blöd anhörte. Dass Billy Watson brav und reglos verharrte, sich redlich Mühe gab, nichts bekleckerte oder verschmierte, obwohl er an dem dicksten der vorderen Knödel beinahe erstickte, und sogar Enyas Arschloch fein säuberlich sauber leckte, obwohl es nicht sonderlich verdreckt war, war von großem Vorteil, denn die Sache mit dem Stopfer wäre ihr ohnehin zu eklig oder zu umständlich gewesen. Brianna hatte ihr geraten, sie solle nur das machen, wozu sie Lust hätte, und genau das hatte Enya hier und jetzt getan. Enya wartete interessiert und mit Engelsgeduld, bis Billy Watson ihren Kot bis zum letzten Krümel hinuntergeschlungen

hatte. Es stank fürchterlich, doch die Scheiße war weg, und dass er sie aus lauter Angst aufgegessen hatte, erkannte man nur mehr daran, dass die Zwischenräume seiner Zähne mit jener braunen weichen Kacke verklebt waren, die das spitze Ende der Wurst gebildet hatte.

Enya wartete noch ein wenig, bis der wimmernde Sklavenjunge sich beruhigt und die Brechreize einigermaßen überwunden hatte. Danach klopfte sie drei Mal an die Tür, damit die Huren wussten, dass die Sache erledigt war. Sie versammelten sich wieder um sie und Billy Watson und nickten anerkennend, da man immer noch gut erkennen konnte, dass Enya sich diesmal wirklich dazu durchgerungen hatte, ihre Hemmungen komplett fallen zu lassen.

Was noch erfreulich war, war die Tatsache, dass Brianna und Elizabeth sich inzwischen beruhigt und versöhnt hatten. Sie zeigten Enya sogar in trauter Einigkeit einen Trick, wie die Sache mit der Toilettenfolter noch funktionieren konnte.

Der zweite Trick, einer Jungdomina die Sache zu erleichtern, bestand darin, dass man dem Gefangenen vorgaukelte, eine andere Domina hätte die eklige Prozedur an ihrer Stelle vollbracht.

Elizabeth und Brianna demonstrierten es. Elizabeth entfernte Billy Watsons Augenbinde, damit er sehen konnte, dass sie die Initiative übernahm. Dann steckte sie seinen Kopf wie üblich zwischen

ihre großen Arschbacken, wobei sie ihn übel beschimpfte, doch auf Briannas Zeichen ließ sie von ihm ab und überließ Brianna den ekligen Rest. Allerdings verband Elizabeth ihm, bevor Brianna sich an ihm zu schaffen machte, wieder die Augen, damit er glaubte, sie sei nach wie vor diejenige, die ihn demütigte. Elizabeth schnarrte sogar direkt neben Bri streng »Maul auf, du Sau!« doch Brianna war diejenige, die selbiges füllte, bis es überschäumte.

»Schön schlucken, Sklave!« schnarrte Elizabeth bitterböse;

Brav befolgte er aus lauter Furcht Elizabeths Befehl. Briannas ergiebiger Strahl hielt lange an, und da sein Magen bereits mit Enyas Pisse und Scheiße gefüllt war, war es kein Wunder, dass der misshandelte Knabe große Mühe hatte, nicht gegen eine sanitäre Hausregel zu verstoßen.

»Wage es ja nicht, auch nur einen Tropfen aus dem Maul rinnen zu lassen! Ich versichere dir, dass ich dich mit dem Lederriemen züchtigen werde, wenn du versuchst, den Kopf zu senken, anstatt ihn mit Hilfe deiner Herrin in den Nacken gedreht zu lassen!«

Ach herrje. Er hustete und spuckte, da er sich in der unangenehmen Stellung verschluckt hatte. Kleine Harn-Tropfen bedeckten Briannas schwarzes geschlitztes Seidenröckchen, und genau des-

wegen tadelte ihn die vollbusige Folterhexe abermals.

»Was soll das, du Schwein?! Gib dir gefälligst mehr Mühe, oder zwei andere vollbusige Herrinnen pissen dir in die Augen, bevor sie dir dieselben mit einem glühenden Löffel aus den Höhlen schälen!«

Billy Watsons Kopf glühte wegen der erschütternden Drohung, doch er schaffte es schließlich mit viel Mühe, den harschen Befehl zu Elizabeths Zufriedenheit auszuführen.

Danach entfernte Elizabeth seine Augenbinde wieder, damit er beide Dominas sehen konnte, und als Elizabeth ihn fragte, ob er denn wisse, welche von ihnen ihn auf diese Art gezüchtigt hätte, sagte er wie aus der Pistole geschossen »Mami« denn so musste er Elizabeth nennen, damit er seine Missetat immer vor Augen hatte, und damit er sich keine Ohrfeigen oder Schlimmeres einfing. Das war der klare Beweis, dass er auf den Trick hereingefallen war, doch Enya verzichtete in weiterer Folge auf eine Erprobung, da sie nicht die Absicht hatte, Cedric mit einer anderen Frau zu teilen.

Wichtig war; Enya hatte sich vor den Huren nicht blamiert, denn ab jetzt war sie in der Lage, Cedric auch mit dieser Art von Züchtigung zu konfrontieren. Endlich hatte sie auch diese

Hemmschwelle überwunden, und der Rest war mehr oder weniger Routine.

Um ihre Führungsrolle hervorzuheben, wurde Billy Watson an diesem Tag auch von Fenia benutzt. Sie zeigte Enya, dass sie keine Scheu davor haben musste, »ihrem« Priester in die Augen zu pissen.

Als Billy Watson sah, dass Fenia eine Streichholzschachtel, in der sich normalerweise Nadeln befanden, und den Schlagriemen in die Hand nahm, begann er wie ein Kleinkind zu heulen, was in diesem Fall gut war, denn dadurch verwässerte sich in weiterer Folge der Urin, der fürchterlich in den Augen brannte.

Sie ging zu ihm, öffnete die Streichholzschachtel, und klemmte ein paar dünne vorbereitete Hölzchen in seine weit geöffneten Augen, damit seine Lider erzwungenermaßen offen blieben. Dann hockte sie sich ebenfalls über sein Gesicht, spreizte extraordinär die Beine, und schnarrte streng:

»Ich will, dass du so jämmerlich wie möglich um deine Mammi weinst, damit deine Augen keinen Schaden nehmen, wenn ich dich mit einem gezielten Pisse-Strahl quäle!«

Dass der Befehl überflüssig war, verstand sich von selbst, da er sich vor Fenia im selben Maß fürchtete, wie vor Elizabeth.

Während der kleine Ausreißer, wie befohlen, jämmerlich um seine Mammi weinte, ab und zu sogar erbarmungswürdig quiekte, und Enya die Lektion aufmerksam beobachtete, pisste ihm die Anführerin des kaltherzigen Trios einen dicken gelben Strahl in die Augen. Das musste trotz Weinen wie Feuer brennen, und dennoch löste Fenia die Fixierungen, damit sie ihn übers Knie legen und ihm den Hintern versohlen konnte.

»Schnall dir die Stachelriemen um die Oberschenkel und klemm ihn bitte zwischen deine Schenkel, Lolita, damit er nicht so zappeln kann, wenn ich seine Eier plätze und ihm ein paar Dinge einbläue, die mir persönlich am Herzen liegen. Aber gib acht, dass sich kein Stachel in seine Halsschlagader bohrt.«

Enya folgte Fens Bitte, und danach hieß es für Billy Watson »Ohren spitzen«, da ihm die strenge Sexbombe etwas wichtiges zu sagen hatte.

»Ja! Schrei nur nach deiner Mammi, du verbrecherischer Knirps! Hier unten hören dich nur wir, was du normalerweise längst wissen müsstest! Und nun spitz die Ohren, du ehrloses Arschloch, denn was du dir unbedingt merken solltest, ist folgendes! Da du in unseren Augen lediglich ein mickriger Verbrecher, ein feiges Schwein, und ein lausiges Lustobjekt bist, ist es uns in Bezug auf unsere Geilheit und deine Gesundheit scheißegal, ob du folgsam bist oder nicht! Da heißt: Weil ich

gerade extreme Lust verspüre, dir gründlich den Arsch zu versohlen, mache ich das auch, obwohl du dich heute mächtig angestrengt hast, unsere Wünsche zu befriedigen! So unberechenbar, wie in diesem Folterkeller, wären wir klarerweise auch, falls wir irgendwann auf die Idee kämen, dich wieder auf die menschliche Gesellschaft loszulassen! Allerdings würden dich zwei von uns liebend gerne ficken und dabei auf bestialische Weise zu Tode foltern, anstatt dich laufen zu lassen! Filmische Aufzeichnung eines Mordes oder einer Folter mit Todesfolge nennt man das in bestimmten Kreisen, und wenn wir diese verbotene Orgie – zwei strenge Dominas mit einem unartigen Zögling - filmen würden, könnten wir sogar enorm viel Geld verdienen! Also solltest du bei jeder Gelegenheit Gott um Vergebung bitten, deine Sünden bereuen, und dir vor allem gut überlegen, ob du nach einer eventuellen Freilassung noch mal in fremde Taschen langen würdest oder nicht! Hast du das kapiert, du diebische kleine Sau, oder soll ich dich auf der Stelle erschlagen, weil du ein unheilbarer Fall bist?!«

»Ich ... ich ... ich werde nie mehr stehlen, Herrin ... Ich schwör's!«

»Wer's glaubt, wird selig!« brüllte Fenia wie eine durchgeknallte Hexe, während Brianna ihr schwarzes Höschen vollpisste und ihm das zusammengeknüllte Stoffding, das sich kurz zuvor in

ihrem Stiefel befunden hatte, in das plärrende Maul steckte. Was folgte war der wohlbekannte Lederknebel, den Enya höchst professionell an seinem Hinterkopf festzurrte, zumal Fenia ganz nebenbei zu ihr sagte:

»Erinnere mich nachher, Lolita. Ich hab‘ ein paar alte, aber auch ein paar neue exklusive Sachen für dich zusammen gekramt, damit du deinen egoistischen Pfaffen ebenfalls gründlich, und deinem neuen Status gemäß vermöbeln kannst. Du weißt schon; einen Knebel, einen Gürtel für die Erziehung zur Toilette, Stiefel, fünf oder sechs Paar Seidenstrümpfe, Lederstrumpfgürtel, Sporen und noch ein paar andere nützliche Dinge. Im Grunde ist es eine komplette Erstausrüstung, die du zum Teil meinem starken Wachstum und meiner Gewichtszunahme zu verdanken hat. Ich schenk‘ sie dir, damit du ab Sonntag mit umso mehr Freude an die Sache herangehen kannst.«

»Oooh! Wirklich?«

»Ja.«

»Wie schön! Danke!«

»Nichts zu danken, Schätzchen. Toll wäre es natürlich, wenn du mich dafür ebenfalls ab und zu auf dem Laufenden halten könntest. Wehe du bringst ein Kind zur Welt, und ich weiß nichts davon.«

»Keine Angst. Ich werde zu euch Verbindung halten – egal, was kommt.«

»Seht gut, Lolita. Komm. Lass uns weitermachen, aber gib bitte gut acht, was du mit den Stacheln anstellst.«

Billy Watsons kurze Atempause war vorbei. Fenia holte mit dem Lederriemen aus und schlug ihn diesmal ziemlich schlimm, obwohl er alles getan hatte, um den Wünschen der vier Dominas nachzukommen. Elizabeth hatte sich voller Lust den langen Pferdeschwanz gegriffen und um die Hüften geschnallt, und nun beteiligte sie sich, indem sie Billy Watson einmal mehr in den Arsch fickte. Er schrie und weinte Mitleid erregend, wie Enya es noch nie zuvor von einem Kind seines Alters vernommen hatte, denn keine der drei Huren gab sich mit halben Sachen zufrieden. Ob Enya wollte oder nicht; sie musste sich auch diesmal gut dosiert an der grausamen Tortur beteiligen, damit nicht auffiel, dass sie einen guten Grund hatte, den jungen Dieb zu schonen.

So quälten ihn die vier Dominas auf die jeweils besagte Art, bis er vor lauter Schmerzen und Verzweiflung wie ein lebloses Bündel Fleisch über Fenias gestiefeltem Bein hing. Zwischendurch bekam Enya ein paar gute Tipps, wie sie die gefährvolle Schenkelklemme verbessern konnte, damit sie gegen Ende der Aktion keine böse Überraschung erlebten. Da Enya weder Billy Watson noch Cedric in fahrlässiger Art zu stark oder gar lebensgefährlich verletzen wollte, widmete sie

diesem gefährvollen Kapitel besonders viel Konzentration und Aufmerksamkeit. Schläge mit dem Riemen, dem Rohrstock oder mit einer Peitsche konnte man gut dosieren, und sogar die Sporen waren bei gemäßigter Gabe ungefährlich, doch die langen spitzen Stacheln waren bei unsachgemäßer Anwendung brandgefährlich. Ein falscher Druck an der falschen Stelle und der Sklave konnte aufgrund seiner verletzten Halsschlagader vor den Augen seiner Herrin verbluten. Genau deshalb hielt Enya Billy Watson zusätzlich an den Haaren fest, damit er nicht auf die Idee kam, seinen Kopf zu drehen und die Stacheln dadurch ungewollt zu einem ritzenden Werkzeug zu machen.

Schlussendlich landete der fürchterlich geprügelte Ausreißer wieder oben an der Decke, in dem kleinen engen Käfig, bevor er im finsternen Keller eingesperrt wurde, und die Dominas mit klackern- den und klimpernden Geräuschen die steile Treppe hoch stiefelten. Der Käfig, der normalerweise für Rollenspiele gedacht war, war gut verschlossen, und da er, dank Enyas Vorsicht, keine offenen Verletzungen davongetragen hatte, konnte Fenia ihren Erste-Hilfe-Koffer wieder mitnehmen, ohne ihn geöffnet zu haben.

»Gut gemacht, Enya; das war deine von uns anerkannte Feuertaufe, und das Ziel, das du dir gesetzt hast, hast du somit klar erreicht« sagte Fenia bei der Nachbesprechung in lobendem Ton, womit

sie meinte, dass Enya nun zu ihnen – zu den Edelhuren gehörte. Sie nahm Enya am Arm und zog sie quer durch den Salon bis in den Ankleideraum, wo sie einen großen Karton vorbereitet hatte, in dem sich die erwähnten Kleider, Stiefel, und Folterutensilien befanden.

»Mann ...« Enya starrte fassungslos und zugleich fasziniert in den großen geöffneten Karton. Gleich wie die beiden anderen Huren musste Fenia alles aufbewahrt haben, was ihr zu klein geworden war. Sogar ein paar nagelneue Dinge waren darunter, wie beispielsweise ein schwarzer Lederstrumpfgürtel, ein langer dicker Fickschwanz zum Umschnallen, eine Neunschwänzige, Sporen, und nicht nur fünf, sondern zehn Packungen dieser schönen schwarzen Seidenstrümpfe, die - gleich wie alles andere - einen ordentlichen Hauch Luxus verströmten.

Enya fasste die übertriebene Härte der Hexenhaften Huren trotz allen negativen Aspekten als Anreiz dafür auf, es beim nächsten Schäferstündchen mit Cedric mit einer gesunden Mischung aus Strenge und Selbstbewusstsein zu versuchen. Der ahnungslose Priester konnte sich auf etwas gefasst machen, denn Enya gehörte nun, das konnte man mit gutem Gewissen sagen, zu einer erlesenen und gut ausgestatteten Gruppe von Edelhuren, die in der Lage waren, einen Mann im Handumdrehen hörig zu machen. Enya war zwar kleiner und jün-

ger, wie ihre drei Lehrmeisterinnen, doch sie war hübsch, klug, nunmehr hemmungslos, und für ihr Alter hatte sie bereits eine gute Figur mit guten Ansätzen, dieselben großen Brüste zu bekommen, wie es bei ihrer Mutter der Fall war. Einen großen knackigen Hintern hatte sie auch, und ihre hübschen breiten Schenkel faszinierten sogar Brienna. Kein Wunder, dass die drei Huren es bereits jetzt liebend gerne gesehen hätten, wenn Enya sich der Loge ohne Wenn und Aber angeschlossen hätte.

\*\*\*

Gebrochen wurde Billy Watson, oder vielmehr sein insgeheimer Vorsatz, sich nicht grundlegend ändern zu wollen, schlussendlich tags darauf – am späten Nachmittag - infolge des gemeinen Tricks, den Brianna vorgeschlagen hatte. Brianna hatte einer befreundeten Hure einen abartig veranlagten Freier abspenstig gemacht, der von seiner Herrin wie ein schlachtreifes Schwein an zwei Haken aufgehängt werden wollte, bevor sie so tat, als würde sie ihn wie ein ebensolches abstechen. Dabei besorgte sie es ihm mit den Händen oder mit dem Mund, und selbst wenn Brianna oder deren Vorgängerin ihn dabei mit dem Messer unabsichtlich verletzte, bedankte er sich hinterher viele Male für den geleisteten Dienst. Das war zwar äu-

berst abartig und gruselig, doch als Mittel zum Zweck klang es ziemlich viel versprechend, und zwar so viel versprechend, dass Fenia und Elizabeth diese Art der psychologischen Folter in ihren Dienstleistungskatalog aufnahmen. Ein paar originale Metzgerschürzen waren schnell gekauft, und alles andere, was dazu benötigt wurde, hatte Fenia ohnehin vorrätig.

»Mach' dein Testament, Kleiner!« schnarrte Elizabeth strenger denn je, als sie mit Dominaklammotten, umgebundener Metzgerschürze, und Schlachtmesser in der Hand, mit Fen, Bri und Enya im Schlepptau im Keller aufkreuzte. Alle Dominas waren, wie immer, schwarz gekleidet und maskiert, und was besonders auffiel, war, dass Brianna mit strenger Miene begann, mithilfe eines Stativs eine Filmkamera aufzubauen, die Fenia extra gekauft hatte, zumal sie ohnehin seit einiger Zeit mit dem Gedanken spielte, ab und zu einen Film zu drehen und das Ergebnis in weiterer Folge für teures Geld an eines der Bordelle zu verkaufen, die ihren Kunden derlei Filme vorführte. Elizabeth baute sich vor Billy Watson auf, wobei sie ein Bein abknickte, und die Arme in die Hüften stemmte.

»Aufgepasst, du schlachtreife Sau! Meine Freundin, die du ausnahmsweise als Hexe oder Schlachtgehilfin bezeichnen darfst, und ich haben die Schnauze von deiner Sturheit, deinem Wan-

kelmüt und deinen Allüren voll! Und genau deswegen wirst du in ungefähr zehn Minuten von uns, genauer gesagt von mir, deiner bösen Mami, vor laufender Kamera massakriert! Über dem Gully, wie eine Sau an zwei Metzger-Haken, und vor allem ohne Knebel, damit wir deine jämmerlichen Schreie hören, die wie Musik in unseren Ohren klingen werden! Die hübsche Herrin, die dich gestern nach Strich und Faden verprügelt hat, hat das rattscharfe Thema bereits angeschnitten! Wir schlitzen dich von oben bis unten auf, indem wir das lange Schlachtmesser erproben, und nachdem wir deine Gedärme separat verpackt und ins Auto verfrachtet haben, karren wir sie, gemeinsam mit deinem kleinen ausgeweideten Kadaver bei Nacht und Nebel zu einer Stelle im Outback, wo sich bekanntermaßen besonders viele Dingos herumtreiben!«

Billy Watson brach wegen dieser ungeheuerlichen Lüge augenblicklich zusammen. Er hatte einen Schock erlitten, war kreidebleich im Gesicht und zitterte am ganzen Körper, während er zusammengekauert auf dem Boden des Käfigs lag und sein kurzes Leben in Bildern an ihm vorüber zog. Er war fix und fertig, begann kläglich zu wimmern, und flehte diesmal ehrlich, automatisch und extrem bitterlich um die Anwesenheit seiner Mutter.

»Bitte ... bitte ... nein ... ich ... meine Mum ...« hauchte er voller Furcht und Seelenpein durch die Gitterstäbe, sodass selbst Enya nicht mehr daran zweifelte, das Elizabeth es dank ihres schauspielerischen Talents geschafft hatte, ihn zu brechen. Nichtsdestotrotz wurde er von zwei starken, in schwarzes Leder gehüllten Armen aus dem Käfig gezerrt.

Elizabeth, die kräftigste der vier Dominas, nahm zwei Paar Handschellen vom Tisch, packte Enyas verzweifelt quiekendes Versuchsobjekt diesmal besonders brutal, und hängte die zappelnde Kreatur mithilfe der Handschellen an zwei vorbereitete Haken, die an zwei Ketten von der Decke hingen, während Fenia das lange Messer wetzte, als hätte sie tatsächlich die Absicht, den Gefangenen wie ein schlachtreifes Ferkel abzustechen. Alles war so echt, dass Billy Watson abermals aus allen Wolken fiel und am ganzen bleichen Körper zitterte. Brianna wandte sich an Elizabeth, denn sie hatte eine düstere Frage.

»Sieh mal, was unser mit Scheiße gemästetes Ferkel macht. Macht es etwa ausgerechnet jetzt Anstalten, sich zu bessern? Ich meine zum Beispiel die gefalteten und zum Schweinehimmel gestreckten Hände, die beinahe den Eindruck erwecken, es würde voller Reue beten.«

»Von wegen Reue, Einsicht oder Bekehrung zum Guten! Die hinterlistige kleine Sau spielt doch

bloß wieder Theater!« Elizabeth drehte sich nach dem schockierenden Kommentar auf dem Absatz und wandte sich der Chefin zu. Fenia, die sich in diesem Augenblick wünschte, die Szene wäre nicht bloß gespielt, tat in vollkommener Weise, als wäre sie neugierig, was ihr Gegenüber zu sagen hatte.

»Was meinst du? Lassen wir die kleine Sau über dem Gully ausbluten, nachdem ich sie abgestochen habe, oder weiden wir sie bei vollem Bewusstsein aus, bevor ich ihr die Eier und den Schwanz abschneide?«

Billy Watson, mittlerweile ein nervliches Wrack, fiel wegen dieser Äußerung stante pede in Ohnmacht, und als er aufwachte, ohne dass ihn jemand geohrfeigt hatte, staunte er über die Tatsache, dass er noch lebte. Er lag gebrochen und geläutert, aber unversehrt auf dem kühlen grauen Steinboden des Kellers, alle vier Dominas standen in aufrechter Haltung und mit in die Hüften gestemmt Armen vor ihm, und die »Schlachtgehilfin« (Fenia) führte das von allen als »streng« und »richterlich« empfundene Wort.

»Hoch mit dir, und auf die Knie, du jämmerliches Schwein!« brüllte sie wie von Sinnen, und schien es ehrlich zu bereuen, ihn nicht eigenhändig wie eine Sau abgestochen zu haben. Bei aller guten schauspielerischen Leistung wussten sowohl Elizabeth, als auch Enya und ihre Freundin,

dass Fenia ihn tatsächlich liebend gerne, gemeinsam mit Elizabeth, vor laufender Kamera auf bestialische Weise massakriert hätte, denn sie starrte auf das unbenutzte technische Gerät und dachte dabei wahrscheinlich an die horrende Summe, die irgendjemand für den verbotenen Film hingeblättert hätte. Gut möglich, dass sie sogar das Gesicht einer bestimmten zahlungskräftigen Person vor dem geistigen Auge hatte, denn sie starrte den gebrochenen Jungen zornig an und starrte dennoch ins Leere. Ihre Augen funkelten wie zwei gebrannte Citrine, und ihre Mundwinkel zuckten, als würde sie ihn am liebsten anspringen und ihm wie einem Suppenhahn den Hals umdrehen.

Billy Watson reagierte sofort auf den zackigen Befehl. Ein wenig langsam und ungeschickt, aber folgsam wie ein Hündchen richtete er sich auf und wunderte sich selbst darüber, dass er nicht mehr, wie vorhin oder üblich, am ganzen Körper zitterte.

»Sieh mich gefälligst an, wenn ich mit dir spreche!« lautete der nächste Befehl, während er vor den vier strengen Herrinnen kniete und sich sichtbar bemühte, eine gerade Haltung einzunehmen.

»Knie aufrecht, dreh‘ den Kopf nach links, und bedank‘ dich augenblicklich bei den beiden Herrinnen, die dich auf dem Hinterhof des Bordells in die Falle gelockt haben, du arschgefickte Drecksau!« schnarrte sie bitterböse. »Sie haben nämlich dagegen gestimmt, dich wie eine ebensolche ab-

zustechen! Also stand es fifty-fifty, und deshalb haben wir um dein Leben gewürfelt! Und dann muss wohl oder übel Luzifer selbst seine Finger im Spiel gehabt haben, denn die Würfel sind zu deinen Gunsten gefallen! Das bedeutet, wir stechen dich erst ab, wenn du wieder Leute beklaut oder andere Verbrechen begehst! Das mitgefilmte Ficken und zu Tode Foltern eines unartigen Zöglings, und das viele Geld, das man für so einen verbotenen Film in bestimmten Kreisen bekommt, sind somit – je nach deinem zukünftigen Verhalten - entweder aufgehoben oder aufgeschoben! Und nun darfst du dich bedanken und ausnahmsweise Stellung dazu nehmen, du kleines Stück Scheiße, aber wage es ja nicht, zu stammeln oder vor lauter Glück drauflos zu heulen!«

Billy Watson zitterte diesmal vor lauter Freude und Erregung, doch er hütete sich trotz Gefühlstohuwabohu wohlweislich, eine Regelverletzung zu begehen. Er wartete brav, bis er sich gefangen und gefasst hatte, und dann sagte er laut und klar, an Bri und Enya gerichtet:

»Vielen Dank! Ich verspreche, dass ich ab heute ein anständiges Leben führen werde! Ich werde zu meiner Mutter und zu meinem Vater zurückkehren, und ich werde wieder im Zirkus arbeiten. Vielleicht suche ich mir eine andere Arbeit, aber arbeiten werde ich auf jeden Fall. Jawohl ... das

werde ich, so wahr mir Gott helfe, ehrenwerte Herrinnen!«

»Das war gut gesagt, Kleiner, aber wehe, du hältst dich nicht an dein Versprechen! Wir kennen jede Menge Leute, und unsere Verbindungen ähneln jenen der Verbrecherkönige, die du gewiss kennst! Im Grunde gehören wir einer dieser Organisationen an, also wäre es uns ein Leichtes, dich nach einem Rückfall mit einem Betonklotz am Bein im Meer zu versenken! Die Haie würden sich gewiss über den fetten, mit Scheiße gemästeten Happen freuen! Solltest du uns also, gleich wie du es bei deinen Eltern gemacht hast, vor den Kopf stoßen, fangen wir dich wieder ein und foltern dich umso genüsslicher zu Tode! Ein einziger Stoß mit dem gewetzten Schlachtmesser, und aus ist es mit deinen Zukunftsträumen über eine eigene Farm, oder mit den Gedanken an eine eigene Familie, denn nichts ist leichter, als einen geschundenen Kadaver nachts ins Outback zu transportieren und ihn einfach den Dingos zu überlassen. Außerdem werden wir von Zeit zu Zeit überprüfen, ob du wirklich arbeitest, und wenn du anfangs oder zwischendurch Probleme hast, eine Arbeit zu finden, sorgen wir dafür, dass du dein Leben lang Zuckerrohr schneidest! Du darfst wieder antworten!« schnarrte Brianna betont streng und kaltherzig.

»Ich ... ich weiß nun Bescheid, und ich schwöre bei meinem Leben und beim Leben meiner Eltern, dass ich arbeiten und niemandem mehr Schaden zufügen werde, ehrenwerte Herrinnen!«

»Gut! Wir wollen dir großmütig vertrauen und dir Glauben schenken, und da es eine beschlossene Sache ist, dass wir dich zu deinen Eltern bringen, wirst du dich in dem Schweinetrog, den wir eigentlich für die Schlachtung bereitgestellt haben, und den wir mit warmem Wasser füllen werden, ordentlich waschen, bevor wir dich neu einkleiden! Du darfst deine Eltern wiederseh'n, doch wenn du es wagst, jemandem auch nur ein Wort über das, was dir hier widerfahren ist, zu erzählen, bekommt du mächtig Ärger! Diesmal reicht es, wenn du nickst, um anzudeuten, dass du kapiert hast, dass du selbst über dein Leben oder deinen Tod entscheidest!« setzte Brianna resolut hinzu.

Billy Watson beeilte sich, zustimmend zu nicken. Drei der Dominas verschwanden wortlos und mit finsternen Gesichtern, die vierte (Fenia) sperrte ihn in den Käfig, und danach hatte er ein paar Tage Zeit, sich zu pflegen und sich seelisch auf das Wiedersehen mit seinen Eltern vorzubereiten.

\*\*\*

Gott, lieber Gott, mach, dass dieses Wochenende ein Kind bedeutet! So lauteten Enyas Gedan-

ken, nachdem Brianna sich nachts um halb zwei an Enyas Wohnungstür von ihr mit einem Wangenküsschen links und einem Wangenküsschen rechts verabschiedet hatte. Wenn ich nur ein Baby hätte, etwas, das ich lieben kann, so wäre doch alles viel leichter. Die Erwartungen, die Enya mit der übermorgen bevorstehenden Liebesnacht verknüpfte, durften wohl als typisch weiblich gelten, und alles in allem war das im doppelten Sinn als positiv zu werten, da es ihr auf diese Weise gelang, gewisse Bilder, die mit der an Billy Watson ausgeübten Gewalt zu tun hatten, zu verdrängen.

Während Enya sich im Nachwirken die besagten Gedanken machte, stiefelten Fenia und Elizabeth nochmals in voller Domina-Montur und natürlich maskiert in den Keller, denn sie wollten sich auf spezielle Weise von Billy Watson verabschieden.

Gegen Mitternacht war es, als sich zeigte, dass das bisherige Vorgehen der zwei Haushuren wenig bis nichts mit Enyas Ausbildung zu tun hatte, denn es gab keinen Grund, Billy Watson zu filmen und quälen, obwohl er bereits gebrochen war. Die pädophile und zugleich sadistische Ader der beiden Huren trat bei der Sondereinlage deutlich hervor, und diese Behauptung konnte niemand abstreiten, der wusste, was sie ihm kurz vor Mitternacht aus purer Lust an der Macht antaten. Da sie wussten, dass die Aktion zu Ende war, hatten sie am Vormittag im oberen Stockwerk einen

Nachtopf mit ihren Exkrementen gefüllt, den gefüllten Topf mitgebracht und ihn vor Billy Watsons Augen auf den Boden gestellt. Die Filmkamera und das Stativ hatten sie ebenfalls dabei, und das hatte nichts Gutes zu bedeuten.

Fenia holte ihn, nachdem sie die Kamera aufgebaut und aktiviert hatte, am Ohr aus dem Käfig und klemmte seinen Kopf zwischen ihre Arschbacken, und Elizabeth setzte sich auf seinen Hinterkopf, weshalb er zwischen zwei Ärschen feststeckte. Dann sagte Fenia laut und klar zu ihm:

»Hör gut zu, du Häufchen Elend! Meine Freundin und ich lieben Geheimnisse, und deshalb werden wir als Geste des Abschieds ein kleines Geheimnis mit dir teilen! Niemand, einschließlich der anderen beiden Herrinnen, darf davon wissen, und deshalb versichere ich dir, dass wir dich töten, wenn du auch nur ein Sterbenswörtchen verrätst! Wir wollen ein kleines Andenken in Form eines Films, und wir wollen ein hübsches Kind bekommen, aber den Vater benötigen wir keineswegs! Und damit dieser Wunsch in Erfüllung geht, werden wir jetzt und hier einen Pakt mit dem Teufel schließen! Doch damit wir sogar vor Gericht schwören können, wir hätten nie ketzerische Worte ausgesprochen, und damit wir uns aus dem selben Grund besser fühlen, wirst du laut, fehlerfrei, und zwei Mal hintereinander lesen, was auf dem

Blatt Papier steht, das ich dir gleich gebe! Verstanden?!«

Elizabeth ließ ihn frei, damit er antworten konnte.

»Ja, Herrin.«

»Gut!« Sie stellten ein paar Kerzen in der Anordnung eines Pentagramms auf, entzündeten sie und ein Schalenfeuer, und befahlen Billy Watson, sich bäuchlings vor dem gefüllten Nachttopf auf den Boden zu legen. Elizabeth schnallte sich wieder den Pferdeschwanz um und setzte sich wie eine Reiterin auf seinen Rücken, wobei sie ihm den langen Penis einmal mehr bis zum Anschlag in den Hintern steckte, und Fenia setzte sich vor seinen Augen mit gespreizten Beinen auf einen Hocker, damit er genau in ihre Möse glotzen konnte, die sie mit den Fingern öffnete, indem sie die Schamlippen mit beiden Händen auseinanderzog. Dann drückte Elizabeth ihm ein Blatt Papier in die Hand, und zu guter Letzt hieß es:

»Los geht's, Sklavensau! *Du* liest das Teufelsgebet, und *wir* nehmen im Geist Verbindung mit Luzifer auf, und für jedes Mal Stammeln fängst du dir eine ordentliche Schelle, bevor Mammis Freundin dein Gesicht in den gefüllten Nachttopf drückt, und sich auf deinen Hinterkopf setzt, bis du beinahe erstickst!«

Dass Billy Watson sich redlich bemühte, keinen Fehler zu machen, verstand sich von selbst, und

da von Schnelligkeit keine Rede war, las er langsam und bedächtig, aber fehlerfrei:

*»Mächtiger Satan in der Hölle,  
geheiligt werde dein Name.  
Ein hübsches Baby komme.  
Unser Wille geschehe,  
wie in der Hölle so auf Erden.  
Vorzüglichsten Samen gib uns ehest möglich.  
Und befreie uns von jeder Last und jeder Schuld.  
Auch von der, unsere Männer getötet zu haben.  
Und führe uns nicht mehr in Versuchung,  
sondern bekehre uns, wie Billy Watson.  
Denn dein ist das Reich und die Kraft  
und der rituelle Satanismus in Ewigkeit.  
Amen.«*

Au Backe, dachte Billy Watson ... hoffentlich bleibt von dem Sakrileg nichts an mir haften ...

Er machte ein paar Sekunden Pause, in der ihn zwei schwarz gekleidete Hexen mit funkelnden Argusaugen belauerten. Dann atmete er tief durch und las den Text, wie befohlen, nochmals, damit jede Domina eines der Gebete für sich in Anspruch nehmen konnte.

*»Mächtiger Satan in der Hölle,  
geheiligt werde dein Name.  
Ein hübsches Baby komme.  
Unser Wille geschehe,  
wie in der Hölle so auf Erden.*

*Vorzüglichen Samen gib uns ehest möglich.  
Und befreie uns von jeder Last und jeder Schuld.  
Auch von der, unsere Männer getötet zu haben.  
Und führe uns nicht mehr in Versuchung,  
sondern bekehre uns, wie Billy Watson.  
Denn dein ist das Reich und die Kraft  
und der rituelle Satanismus in Ewigkeit.  
Amen.«*

Ein paar Sekunden war es wieder ruhig im Folterkeller, mal abgesehen von Billy Watsons Herzklopfen, das man beinahe hören konnte, da der Teufel eines jener wenigen Dinge war, die ihm mächtig in die Glieder fahren konnten. Dann packte Fenia ihn am Schopf und steckte seinen Kopf mit der Nase voran in den mit Scheiße gefüllten Topf. Sie musste nur ein kleines Stück nach vorne rutschen, damit sie sich mit breit gespreizten Beinen auf Billy Watsons Hinterkopf setzen konnte, und Elizabeth machte sich bereit, ihn bis zur Besinnungslosigkeit zu rammeln. Fenias Finger lagen bereits an ihrem Kitzler, als Elizabeth streng, böse, und unerbittlich schnarrte:

»So, Kleiner! Und weil du so brav und artig mitgespielt hast, und damit du siehst, dass Teufelinnen, wie uns, ein Versprechen scheißegal ist, darfst du den Topf, in den wir extra für dich heute Vormittag rein geschissen haben, leer fressen! Aus unserer Sicht ist das nämlich ungemein wichtig, damit du dein ganzes Leben lang nicht ver-

gisst, dass nicht ihr Männer das Sagen habt, sonder wir Frauen! Sicher wirst du dich nun fragen, wie wir zu diesem phänomenalen Schluss gekommen sind! Ich werde es dir verraten! Weil wir Frauen, im Gegensatz zu euch, nicht mit dem Geschlechtsorgan denken, und weil ein einziges Fingerschnippen reicht, damit uns ein Knirps, wie du, nach einer Phase der Erziehung seine Dienste als lebende Toilette anbietet! Demzufolge solltest du dich nicht von mir ablenken lassen! Schön weiterfressen, du kleine arschgefickte Sau, wenn du nicht willst, dass wir dich heute Nacht doch noch abstechen wie eine ebensolche! Wir beide finden es nämlich total schade, dass uns diese einmalige Gelegenheit durch die Lappen gehen soll!«

Elizabeth fickte ihn vor laufender Kamera äußerst brutal und unbarmherzig, und Fenia rubbelte ihre tiefend nasse Möse und befriedigte sich auf diese Weise mehrere Male. Wie zwei wirkliche Teufelinnen in Menschengestalt bearbeiteten sie ihn heute Nacht Stunde um Stunde, wobei sie sich abwechselten, und Billy Watson erstmals in Satans Anwesenheit um sein Leben kämpfte.

## *Daumendick*

Als hätte Enya es im Gefühl, dass die beiden Sadistinnen und Satanistinnen Billy Watson heimlich quälten, hatte auch sie in dieser kurzen Nacht extrem schlecht geschlafen, und in der minimalen Zeit, in der sie Schlaf gefunden hatte, wurde sie zudem von einem Traum heimgesucht, der zweifellos mit ihrem fragwürdigen Wunsch, eine dominante »Hobby-Hure« zu werden, zu tun hatte.

Enya und Brianna lauschten in Enyas bizarrem Traum in Fenias Villa an der Tür des Verlieses.

Liz schnarrte hinter der Tür »Aufgepasst, Kleiner! Mammi muss pissen und scheißen und wehe du lässt dich durch die Schläge ablenken! Dann kannst du was erleben! Mammi wird dein kleines erhitztes Köpfchen zur Strafe im Handumdrehen in ihren großen verschissenen Arsch stecken, wenn du glaubst, du könntest hier unten, im Folterkeller, aus Herzenslust schreien oder tun und lassen, was du willst! Und mit ›in den Arsch‹ meine ich auch ›in den Arsch‹, denn wir werden dein Köpfchen so lange gegen mein großes gedehntes

Arschloch drücken, bis es bis zum Hals darin verschwunden ist!«

Enya zog im Traum erstaunt die Brauen hoch und sagte zu Bri:

»Sagte Fen nicht ausdrücklich, wir dürfen keine unrealisierbaren Drohungen aussprechen?«

»Wart's ab« sagte Bri, und was folgte, nachdem sie auf Briannas Geheiß Fenias Keller betreten und die Tür hinter sich zugesperrt hatten, hatte selbst Brianna noch nie gesehen.

Ein Knirps von der Größe einer bauchigen Whiskyflasche hatte allein wegen der Geräusche, die ihre Stiefelabsätze auf der Stiege verursacht hatten, in den verkleinerten (?) Käfig uriniert. Wie staunte Enya, als sie den schwächtigen Dreikäsehoch sah, der splitterfasernackt im verschlossenen Käfig hockte und am ganzen Leib zitterte. Er hatte die Größe eines großen Maiskolbens und das wiederum war der Grund, warum in Enyas Traum der Käfig wundersamerweise winzig klein war.

»Gestatten; das ist Daumendick« sagte Brianna. »Fen hat ihn gestern Abend dabei ertappt, wie er sich in ihrem Schlafzimmer über die große Schmuckschatulle beugte, weil er den Schmuck stehlen und sich danach klammheimlich vom Acker machen wollte.«

»Wirklich?« fragte Enya im Traum über alle Maßen erstaunt.

»Ja! Aber zum guten Glück konnte Fen die flinke Ratte mithilfe ihres leeren Nachteimers einfangen.«

Fenia hatte den klitzekleinen Eisenkäfig mithilfe des Flaschenzugs auf den Boden des Verlieses heruntergelassen, und gerade in dem Augenblick, als Enya und Bri den Keller betreten hatten, hatten sie und Elizabeth begonnen, den Einbrecher zu verhören. Wie üblich trugen sie unter anderem die schwarzen Strümpfe, die lederne schwarze Büstenhebe, die schwarze Augenmaske, den schwarzen Strumpfgürtel aus Nappaleder, die schwarzen bis zur Mitte der Oberschenkel reichenden Lederstiefel, und die langen schwarzen Lederhandschuhe, und Liz hatte, im Gegensatz zu Fenia, die eine Peitsche mit sich führte, eine klitzekleine Würgekette und einen etwas kleineren Schlagriemen als üblich in der Hand. Beide hatten bereits die Sporen um die mit Leder umhüllten Fesseln ihrer Beine, und Harajuku-Stachelriemenbänder um die breiten und schwarz bestrümpften Oberschenkel geschnallt, und beide trugen, wie immer, das schwarze, durchsichtige und seitlich an den Oberschenkeln geschlitzte Seidenröckchen - einen kurzen Hauch von Nichts, der in Fenias Loge ebenfalls ein absolutes Muss war. Der Sinn dahinter war: Steckten sie einen Sklaven unter das Röckchen, das eher einem Lendenschurz oder Mammis Kochschürzchen ähnelte, konnte man ihn trotz-

dem sehen, doch er hatte dabei das Gefühl, als wäre er noch enger in der Gewalt der betreffenden Domina.

»Hallo, Zeide! Hallo Nymphoanna!« sagten die zwei maskierten Huren im Duett.

»Hallo! Sagt bloß, ihr nehmt diesen mickrigen Knirps heute Abend zu zweit in die Mangel« wollte Bri wissen. Liz führte den Dialog in Fens Namen fort.

»Ja. Wir haben ihn, wie du weißt, seit gestern Abend unter unserer Knute. Er ist ein frecher kleiner Einbrecher und hatte es gewagt, in Leolas Villa einzudringen. Er wollte ihren Schmuck klauen, doch Leola hat ihn auf frischer Tat ertappt und ihren Nachteimer über ihn gestülpt. Danach hat sie sich einfach auf den Eimer gesetzt und mit der eisernen Nachttischlampe so lange gegen die provisorische Glocke geschlagen, bis die diebische Ratte wegen dem Lärm in Inneren der Glocke ohnmächtig wurde. Schlau! Nicht wahr?!«

»Ja! Und weiter?«

»Tja; und danach sperrte sie den überwältigen Knirps in den Käfig, damit er sein Leben lang das bekommt, was er verdient und wozu Mutter Natur ihn offensichtlich aufgrund seiner zwergenhaften Größe erschaffen hat!«

»Soll das etwa heißen, ihr lasst ihn nie wieder laufen?«

»Nein. Das heißt, ja, denn der rattenscharfe Zwerg hat einen gewissen Vorzug, den wir so lange wie möglich genießen wollen. Damit du siehst, was ich meine, und damit er sich das Stehlen ein für allemal abgewöhnt, werden wir ihn in den nächsten drei oder vier Stunden vor euren Augen extrem hart und extrem versaut maßregeln.«

»Ihr wollt, dass wir der Züchtigung beiwohnen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil wir uns erhoffen, deine hübsche Freundin, obwohl sie noch eine Lolita mit aalglatter Möse ist, dadurch überzeugen zu können, unserer Loge beizutreten, anstatt uns Lebewohl zu sagen.«

Enya horchte auf und mischte sich ins Geschehen.

»Und ... ähm ... und wie seid ihr zu dieser, äh ... dieser absurden Annahme gekommen?« stammelte sie nervös.

»Weil wir dich zu kennen glauben und weil wir dir eine total versaute Sondervorstellung geben.«

»Inwiefern?«

»Wir werden den mickrigen Knirps, dem wir zwecks Belustigung befohlen haben, uns mit ›Mammi‹ anzusprechen, so lange vor deinen Augen prügeln und auf spezielle Weise foltern, bis es dir deswegen, gleich wie uns, mindestens drei Mal gekommen ist. Kurzum; wir haben ein paar neue

Sprüche kreiert und eine neue Methode der Züchtigung entwickelt.«

»Ach ja?«

»Ja. Nehmt Platz, spreizt die Beine, legt die Finger an die Möse, und genießt.«

Enya und Brianna taten aus Neugier wie geheißen, obwohl Enya vor lauter Nervosität zu zittern begann. Da das Verlies nur mit Domina-Bekleidung betreten werden durfte, trugen Enya und Bri ebenfalls Stiefel und Handschuhe, sowie Strümpfe, eine Büstenhebe und das schwarze, maßgeschneiderte und seitlich offene Seiden-Röckchen, das der Transparenz wegen auch die beiden anderen Huren trugen.

In diesen scharfen Klamotten im Keller herum zu stiefeln hatte wahrhaftig etwas extrem Anrühendes, etwas extrem Versautes an sich, das Enya gefiel, da es sie erregte. Gut möglich, dass ihre Erregung aber auch damit zu tun hatte, dass sie ahnte, was Liz und Fen mit Daumendick vorhatten.

»Mach dich bereit, Kleiner! Es ist soweit! Deine fettärschige Mammi und deine nicht minder fettärschige Tante müssen pissen und scheißen, und wie du mittlerweile weißt, sind wir hier unten völlig ungestört!« schnarrte Briannas große vollbusige Freundin indessen ungerührt, während ihr kleines schwachbrüstiges Opfer sich bereits jetzt vor lauter Furcht die Augen aus heulte. Der nackte

Knirps, der wahrhaftig nicht größer war, als eine Weinflasche, zuckte erschrocken zusammen, wurde kreideweiß im Gesicht, und starrte voller Entsetzen auf die übermächtige Riesin, die mit gespreizten Beinen dastand, turmhoch vor ihm aufragte, und die Arme drohend in die Hüften stemmte. Sie löste die rechte Hand von der Hüfte und bewegte den Zeigefinger wie eine strenge Gouvernante, indem sie ihn abwechselnd krümmte und streckte.

»Los! Herkommen, du kleine Ficksau! Und zwar zackig! Bis zur Käfigtür!«

Der heulende und herzergreifend schluchzende Knirps gehorchte brav, sodass sich die Strafe (so hoffte er zumindest) in Grenzen hielt, doch was an dem Szenario so erregend war, waren die abnormen Größenverhältnisse, wie Enya es klarerweise noch nie zuvor in ähnlicher Weise gesehen hatte. Nur in einem Traum war so etwas möglich, denn wie bei einer dickbauchigen Flasche war der Hals des Knäbleins ungewöhnlich lang, sein Köpfchen extrem klein, aber sein Rücken und sein Hintern so groß, dass man ihn als Hure beinahe ganz normal schlagen und in den Arsch ficken konnte. Zweifellos war es so, dass Enyas Kreativität bei dem gruseligen Traum keine unwesentliche Rolle spielte.

Wie üblich, zerrte Liz das weinende Opfer an den Haaren und mithilfe der größtmäßig ange-

passten Würgekette aus dem Käfig, doch bereits bei der ersten Folterstufe demonstrierten sie und Fenia etwas neues, das Enya und Bri den ersten Orgasmus bescherte. Und nicht nur das. Auch Fen und Liz hatten dabei einen ersten Höhepunkt, denn nachdem die schwarz gekleideten Folterhexen dem extrem kleinwüchsigen Verbrecher, namens »Daumendick« (!) die Hände mithilfe von Mini-Handschellen auf den Rücken gefesselt hatten, führte Fenia sein Köpfchen mit den sarkastisch gehöhnten Worten »Sieh genau hin, Kleiner! In wenigen Sekunden darfst du Mammis stinkendem Dickdarm Hallo sagen!« an Elizabeths Hintern heran. Dann fixierten sie sein kleines Köpfchen mithilfe eines reißfesten Fessel-Tuches in Elizabeths Arschspalte, sodass man es zwischen den riesigen Halbkugeln nicht mehr sehen konnte. Schlussendlich brüllte Liz strenger denn je: »Rein mit der Nase, du diebischer Wicht, denn Mamma wird dich hier und jetzt zur Strafe zu einer kleinen Scheiße fressenden Sklavensau erzieh'n!«

Daumendicks sagenhaft kleines Köpfchen wirkte im Vergleich zu der großen Frau, in deren riesigem Hintern es steckte, wie das Köpfchen einer kleinen Spielzeug-Puppe. Der Unterschied zwischen dem größten Frauenarsch des Kontinents und dem kleinsten Köpfchen von Australien, kam Enya vor, als würde man eine kleine rohe Erbse durch das Ventil eines großen Fußballes drücken.

Das jämmerliche Weinen, das dumpf zwischen Liz' monströsen Arschbacken zu hören war, setzte der erregenden Szene die Krone auf, und so war es kein Wunder, dass Enya und Bri beim bloßen Zusehen beinahe gleichzeitig kieksten, da ihre klitschnassen Mösen vor lauter Wonne und Wollust übergelaufen waren.

Alle vier Huren, einschließlich Enya, hatten - der rattenscharfen Relationen wegen - und wegen der übertriebenen Strenge, die Liz und Fen an den Tag legten, einen extrem intensiven Orgasmus, weshalb Brianna ihre Freundin zum ersten Mal leise fragte:

»Nun? Wie sieht es aus, Herzchen? Bist du wegen Elizabeths Idee, Daumendick zu vergewaltigen, auf den Geschmack gekommen, oder hältst du immer noch an deinem schwer nachvollziehbaren Entschluss fest?«

Enya hatte keine Zeit, zu antworten, denn genau jetzt war es gerade am spannendsten. Fenia drückte nämlich mit beiden Händen - so fest wie möglich - gegen den Hinterkopf des Zwerges, wobei sein kleiner Kopf wegen der im Arschloch steckenden Nase nicht wegrutschen konnte. Elizabeth wiederum zog in Enyas schrägem Traum die Arschbacken auseinander, denn die Edelhure war darin geübt, es mit ihren Freiern auf jede erdenkliche Art zu treiben und ihren eigenen Anus mithilfe von dicken Gegenständen zu weiten. Ihr Arsch-

loch war in Enyas Traum dermaßen groß und dehnbar, dass die breitärschige Hure es nach ungefähr drei Minuten, unter Hilfeleistung von Fenia tatsächlich geschafft hatte, ihre Drohung wahr zu machen.

Der gleichermaßen wehrlose, wie hilflose Knirps steckte binnen kürzester Zeit bis zum Hals im Arschloch der großen fettärschigen Hure, und Liz genoss es sichtlich, denn sie stöhnte ohne Ende und hatte dabei zwei oder drei Höhepunkte. Zuerst umschloss die große ringförmige Rosette, wie bei einer rückwärtigen und zudem fehlerhaften Arschgeburt, lediglich seine Stirn ... dann verschlang sie Zentimeter um Zentimeter seine Augenbrauen, seine Augen, seine Nase, und seine Ohren, und nachdem sie mit einem schmatzenden Geräusch über sein Kinn gerutscht war, steckte sein Kopf, des abstehenden Kinns und des automatischen Schließens der Rosette wegen fest. Am Ende tauchte der Kopf wegen des Druckes, den Liz und Fenia ausübten, bis zur Mitte des Halses in die große stinkende Höhle. Fest stand, dass niemand es schaffen konnte, dieses sagenhaft erregende Kunststück nachzumachen, und allein deswegen sagte Enya, die fassungslos daneben stand und den Kopf schüttelte, entgegen ihren lobenswerten Vorsätzen:

»In Ordnung, Leute. Ich bin ab heute die vierte im Bunde.«

»Das freut mich« sagte Brianna, wobei sie Fen bereits einen Wink gab, der die vollbusige Hure veranlasste, den zappelnden Knirps an den Hüften zu packen und ihn wieder brutal in den Arsch zu ficken. Sie rammelte ihn wieder wild und immer fester, während er immer noch hilflos, mit dem erhitzten Köpfchen voran und im Rhythmus der Stöße, einmal bis zum Kinn, dann wieder bis zu den Schultern in Elizabeths mächtigem Hintern steckte. Dann machte Fenia genau das, was Brianna in Fens Wohnsalon erwähnt hatte. Sie zündete sich eine Zigarette an und quälte Daumendick noch schauerlicher und noch abscheulicher, indem sie die Zigarette vom Hals abwärts an allen möglichen Stellen seines Körpers ausdrückte. Er zappelte und zappelte, und schrie sich dabei vor lauter Schmerzen die Seele aus dem Leib, doch die grausame Hure zündete die Zigarette immer wieder neu an, bis sein kleiner heller Körper mit Brandmalen übersät war. Zu guter Letzt schlug Fenia die um Sauerstoff ringende Märchenfigur mit dem Lederriemen windelweich, während Daumendick mit dem Kopf in Elizabeths mit Kot gefülltem Darm schmorte.

„Na warte, du Sau! Dir werd‘ ich‘s zeigen!!!“

Die Szene, die sich in Enyas Traum in Fenias Keller abspielte, war extrem schaurig und fürwahr das Abartigste, das Enya je geträumt hatte, und das seltsame daran war, dass Enya am Morgen

schweißgebadet aufwachte und nicht sagen konnte, ob es sich um einen Albtraum gehandelt hatte oder nicht. »Meine Güte«, sagte sie leise zu sich selbst, denn nie im Leben hätte sie gedacht, was für ein Monster in ihr steckte. Erst jetzt wurde ihr bewusst, was neue Eindrücke anrichten konnten, oder auch nur Worte, egal ob sie nur unbedacht hingestreut oder gezielt abgefeuert wurden. Seltsam war auch, dass der Traum nach dem Erwachen nicht in die Vergessenheit entschweben wollte. Im Gegenteil. Wie zum Hohn oder zum Spott konnte Enya sich sogar Stunden später glasklar erinnern, was sie in dieser extrem kurzen Nacht geträumt hatte. Daumendick war in skandalöser Weise missbraucht worden. Jawohl, missbraucht, doch es stellte sich die Frage; von *wem* war er eigentlich mehr missbraucht worden? Von Fenia und Elizabeth, oder von Enya, die dadurch ihr Trauma in kleinen Schritten linderte? Wie war das noch mal? Ach ja. Da waren sie wieder, die verstörenden Bilder.

Der nackte Zwerg zappelte wie verrückt, doch er zappelte vergeblich, denn sein Kopf steckte zur Gänze in Liz' heißem, schleimigem, und von glitschig brauner Masse durchsetztem Mastdarm, der, mal abgesehen von der ekligen warmen Scheiße, mit Sicherheit mit allerlei giftigen Gasen und Dämpfen gefüllt war. Sie hockte, vornüber gebeugt, mit breit gespreizten Beinen da, fingerte

heftig an ihrer klitschnassen und extrem gut ausgelasteten Möse herum, und jedes Mal, wenn sie spürte, wie der gequälte Knirps aus Todesfurcht eine Bewegung mit dem Köpfchen vollführte, schloss sie die Augen und öffnete gleichzeitig den Mund, um ein wollüstiges Stöhnen von sich zu geben. Alles wirkte verstörend echt und Enya durfte sich als neue Logenhure an der extrem perversen Premiere beteiligen, indem sie mit gespreizten Beinen über den zappelnden Wicht stieg und auf seinen kleinen, mit Brandmalen verzierten Rücken pisste, während Fen das Fixiertuch um Liz' Bauch neu festknotete, damit der Kopf des Gefolterten nicht herausrutschen konnte.

»Das hast du nun davon, du diebische kleine Kanaillie!« brüllte Liz streng, unerbittlich, und so laut sie konnte, während Elizabeth den nächsten Orgasmus durchlebte, da sie fühlen konnte, wie der Knirps in ihrem Darm abermals vor lauter Panik den Kopf wild hin und her bewegte. Ihre Arschrosette legte sich deswegen noch enger um seinen Hals, wodurch er noch weniger Luft bekam, doch das machte keinen Unterschied, denn das einzige, was er in diesen erregenden wie auch gruseligen Momenten einatmen konnte, waren giftige Gase. Kein einziger Furz konnte wegen der Verstopfung, die sein Köpfchen verursachte entweichen, und als Liz fühlte, dass sie, der sagenhaften Reize we-

gen, scheißen musste, rief sie, so laut sie konnte, damit der Knirps es hörte:

»Maul auf, du kleine arschgefickte Sau! Mammi schießt dir auf direkteste Weise in die Kehle!« Sie drückte und stöhnte, und Fenia, die ihn mit der Fickgurke rammelte und ihn dabei mit dem Lederriemen schlug, drückte mit der Linken seine Kehle zu und brüllte nicht minder streng:

»Jaaaa! Gut so! Schön fressen, Kleiner! Und wage es ja nicht, im Arsch deiner Mammi zu husten oder zu kotzen! Ein einziger Brechreiz und Mammi drückt dir die ganze Soße postwendend zurück in dein verschissenes Maul, das wir dir ab morgen täglich auf dieselbe Art stopfen werden! Deine beiden Mammis werden dein kleines Lügenmaul Tag für Tag – bis an dein Lebensende - extra ordinär voll pissen und zu-scheißen, und damit du die Luft nicht verpestest, wird dein Kopf, nachdem du die Scheiße gefressen hast, so lange in Mammis Arsch stecken, bis du sogar die Furze aufgrund deiner Atmung aufgearbeitet hast!«

»Pack' ihn an den Füßen und schieb' die eklige kleine Sau in meinem Arsch so lange hin und her, bis sie schlapp macht, damit ich sehe, in welchen Abständen ich sie raus und reinstecken muss!« bat Elizabeth, und Fen tat wie geheißen.

Sie packte ihn an den Beinen, schlug ihn dabei wieder wie eine irr gewordene Hexe mit dem Lederriemen, und vollführte mit der lebenden Puppe

Fickbewegungen, bis Liz neuerlich kiekste, da es ihr einmal mehr heftig gekommen war. Da der im gedehnten Darm wimmernde Knirps die abartige Folter noch ein Weilchen durchzuhalten schien, setzen die beiden Huren ihre perversen Aktivitäten fort.

»Aaah! Herrlich! Fuck! Aaah ... « hallte Elizabeths Stöhnen laut durch das Kellergewölbe, während Daumendick wieder um sein Leben zu zappeln begann, da sich die feuerrote Rosette abermals eng und würgend um seinen Hals gelegt hatte.

»Schön stillhalten, du Winzling!« befahl Fen unüberlegt, doch Elizabeth entgegnete klar und deutlich »Was für ein Unsinn! Lass ihn doch zappeln! Du hast keinen blassen Schimmer, wie geil sich das Gezappel in meinem Arsch anfühlt!« bevor sie wieder wollüstiger stöhnte, als Enya und Bri es je zuvor aus ihrem Mund vernommen hatten.

Nachdem Fenia den Befehl korrigiert hatte, indem sie »Du hast gehört, was Mammi gesagt hat! Sie möchte, dass du noch mehr zappelst, du kleine arschgefickte Sau!« gebrüllt hatte, zog Enya ihre Freundin so weit mit sich, dass Fen und Liz ihr Flüstern nicht hören konnten.

»Meine Güte. Sieh‘ und hör‘ dir das an, Bri« sagte sie, denn Fenia rammelte Daumendick immer noch von hinten die Seele aus dem Leib, obwohl sein kleiner Körper bereits schlapp aus Eli-

zabeths monströsem Arsch hing. »Dass Fen eine herzlose und korrupte Schlampe ist, wusste ich, aber Liz ist offensichtlich die Steigerung all dessen, was sich mit dem Wort Sadismus in Verbindung bringen lässt.«

»Ja. Du hast recht, Herzchen, denn das hätten gerade eben sogar Blinde und Taube erkannt.«

Brianna Sinclair hatte die Wahrheit gesprochen, denn Liz und Fen kannten sogar in Enyas bizarrem Traum kein Pardon.

Fen fickte Daumendick immer noch und schlug ihn dabei windelweich, während Liz den mit Scheiße voll gestopften Winzling beinahe mit ihrem mächtigen Arsch erdrosselte, indem sie den ohnehin würgenden Anus noch fester um seinen Hals presste. Um ihn vor einem jämmerlichen Tod zu bewahren, zog die erhitzte Helferin den gefolterten Knirps an den Füßen aus dem Arsch, doch wenige Sekunden später wiederholten sie die perverse Tortur mit wechselnden Aufgaben. Sowie sein mit Scheiße bedecktes Köpfchen in Fenias Arschloch steckte, und der Halt des Kopfes mithilfe des Schließmuskels und des Tuches gesichert war, schnallte Elizabeth die Gurke um die Hüften und fickte ihn mit kräftigen Stößen in den Arsch, und während sie ihn mit dem Lederriemen verdrosch, drangen seine Schmerzensschreie leise aus Fenias Hintern, obwohl sein Köpfchen fest und tief in ebendiesem steckte.

Das schaurig anmutende Szenario wiederholte sich somit, und als sie von ihm abließen, indem Elizabeth mit viel Mühe sein über und über mit Scheiße bedecktes Köpfchen an den Beinen aus Fenias Hintern zog, war er halbtot.

Liz und Fen schnaubten wie zwei geschändete Kühe, denn jede hatte eine feuerrote Rosette, die sich nicht schließen wollte.

Fenia war es, die in Enyas obszönem Traum das Schlusswort ergriff.

»So, mein kleiner unfolgsamer Freund! Gleich vorweg! Du hast nicht den Hauch einer Vorstellung, was dir blüht, wenn du dich weiterhin weiterst, deinen Kopf aus freien Stücken bis zum Hals in unsere Arschlöcher zu stecken und unsere Därme hübsch artig leer zu fressen! Und weil ich kein Ausbund an Unmenschlichkeit bin, erkläre ich dir ein letztes Mal mit Engelsgeduld, wie die Sache ab morgen zu funktionieren hat! Wenn eine von uns beiden dein Köpfchen unter das schwarze geschlitzte Röckchen drückt, um es mit aller Kraft zwischen die großen fetten Arschbacken zu stecken, bleibt die betreffende Mammi ein paar Stunden wie eine Bruthenne darauf hocken und dabei erwartet sie sich, dass du so viel Scheiße wie möglich frisst! Lass dir das gesagt sein! Also solltest du extrem gut darüber nachdenken, ob du noch mal zögerst, wenn wir dir befehlen, die Scheiße aus unseren Ärschen zu fressen!«

Enya benötigte, sofort nachdem sie aufgewacht war, zwei große Tassen Baldrian-Tee zur Beruhigung, und nach einem kräftigen Frühstück und einer aufmunternden Erfrischung unter der Gemeinschaftsdusche bereitete sie sich auf den Tag vor. Intensives Lernen stand heute auf dem Programm, denn die Schule durfte wegen Fens Loge und Daumendick nicht in das Hintertreffen geraten.

\*\*\*

Enya ging aus lauter Müdigkeit früh zu Bett, wurde jedoch auch in der folgenden Nacht von demselben aufwühlenden Schwachsinn geplagt. Wie es aussah, verarbeitete Enya das kleine Trauma, das die maskierten Huren bei ihr aufgrund der hemmungslosen Art ausgelöst hatten, wirklich nachts in ihren Träumen, denn sie träumte abermals von Daumendick, dessen »wahres« Wesen Brianna bis ins kleinste Detail beschrieben hatte.

Liz kam in diesem bizarren Traum allein zu Enya in den Keller, nachdem sie und Fen im Wohnzimmer Kuchen gegessen und Tee getrunken hatten, denn der extrem kleinwüchsige Knirps durfte bzw. musste in Liz' Bett übernachten.

Allerdings ging sie dabei streng nach Enyas Konzept vor. Enya war aufgefallen, dass die Bank, auf der der gefesselte und geknebelte Dreikäsehoch lag, neben einem im Boden einzemen-

tierten Gully stand, und dass daneben eine stabile Eisenkette von der Decke baumelte, unter der eine kleine, getrocknete Blutpfütze zu erkennen war. Dann sah sie ein kleines Stück Rohr aus dem Gully ragen und hatte eine Idee.

»Warum rasierst du ihm nicht den Kopf, und warum schiebst du nicht einfach ein dünnes biegsames Rohr in dein unersättliches Arschloch, damit die kleine Sau gerade so viel Luft bekommt, wie sie benötigt, um die Tortur zu überleben? Auf diese Weise könntest du sie theoretisch den lieben langen Tag drin lassen und quälen.«

Elizabeth freute sich sichtlich über die beiden genialen Vorschläge, und nachdem sie dem zappelnden Wicht (wie es Enyas Brüder damals mit Daphne gemacht hatten) die Haare vom Kopf gerissen hatte, reinigte sie das Rohr, denn sie hatte kurzerhand beschlossen, Enyas Rat zu befolgen und dem Knirps in den nächsten Tagen ein paar nächtliche Erlebnisse der besonderen Art zu beschaffen.

»Komm mit« sagte sie zu Enya, bevor sie den zappelnden und wimmernden Wicht mit dem Kopf nach unten zwischen ihre riesigen nackten Titten steckte, und Enya beim Arm nahm, um sie mit sich zu ziehen. So wurde Daumendick von der nach Sex gierigen Riesin nach oben in die Wohnräume verschleppt, und Enya stiefelte in ihrem Schlepptau die Treppe hoch. Nachdem Liz das

vereinbarte Klopfzeichen gegeben, Fenia die Tür geöffnet, und beide die Wohnräume betreten hatten – Liz voran und Enya hinterher - begaben sich Elizabeth und Enya in eines der Gästezimmer, das Elizabeth benutzen durfte wann immer sie wollte.

Dort angekommen, kniete sich Elizabeth mit breit gespreizten Beinen in Hundestellung auf die Mitte des Bettes, und Enya übernahm ein wenig unwillig die Aufgabe, den zappelnden Wicht zu bändigen und sein Köpfchen zwischen Elizabeths monströsen Pobacken zu fixieren. Das altbekannte Tuch kam wieder zum Einsatz, und sogar die Sache mit dem Rohr klappte wunderbar. Das biegsame Rohr – so dünn es auch war - garantierte, dass Daumendick die eklige Folter überlebte, und dass Elizabeth in Ruhe und Gemütlichkeit, mit seinem Kopf im Arsch, sechs, sieben, oder acht Stunden schlafen konnte – also zumindest bis der Morgen graute, der Hahn krächte, oder der Wecker klingelte.

»In der Schublade befindet sich ein Fickschwanz und ein Schlagriemen« sagte die gruselige Hure, da sie wie selbstverständlich davon ausging, dass Enya den Knirps von hinten hemmungslos in den Arsch fickte und ihn dabei erbarmungslos quälte, indem sie ihn mit dem Lederriemen züchtigte. Enya kam deswegen sogar im Traum in ein echtes Dilemma, doch nach kurzem Zögern tat sie wie geheißen. Sie öffnete die Lade und schnallte sich

den langen hart-hölzernen Penis um die Hüften, während Elizabeth direkt vor Daumendicks Nase ihren Anus dehnte und mit beiden Händen die Arschbacken auseinander zog.

»Und was soll ich nun machen?« fragte Enya in einer Mischung aus irritiert, unbedarft und konsterniert, während sie das lederne schwarze Folterutensil, das sie in der Rechten hielt, betrachtete, als wäre es ein besonders grausames Mordinstrument.

»Ganz einfach. Ich drücke seine kleine Visage mit der Nase voran in mein gedehntes Arschloch, und du rammst ihm von hinten den Schwanz in den Arsch, damit der Rest seines Dickschädels aufgrund der Wucht des Stoßes ebenfalls reinrutscht. Danach schieß ich der kleinen diebischen Elster ins Maul, und du fickst und schlägst sie mit besonderer Härte, denn schließlich ist heute dein letzter Tag.« Sprachs, und schon spreizte die Sexbombe die Beine noch mehr.

Enya seufzte, ging mit nicht minder breit gespreizten Beinen in die Hocke, und brachte es im Traum tatsächlich fertig, mit dem Hintern - aus der Hüfte kommend - Schwung zu holen, die schwächliche Kreatur von hinten in vollkommener Weise aufzuspießen, und Daumendicks Köpfchen auf diese Weise in Elizabeths weit geöffnetes Arschloch zu stoßen. Danach würgte Elizabeth ihn wieder mit der Rosette, um ihn auf besonders

eklige Art zu quälen. Enya schlug indessen, als würde sie durch Elizabeths klare Äußerungen und Handlungen angestachelt, mit dem Lederriemen auf ihn ein, und nachdem sein kleiner malträtiertes Hintern in allen erdenklichen Farben schillerte, schiss die schwarzhaarige Edelhure ihrem lebendigen Spielzeug in breitbeiniger Hundestellung voller Wonne ins den Mund. Ob alles dort landete, wo es landen sollte, konnte man natürlich nicht sehen, doch in Enyas gruseligem Traum erkannte man es daran, dass Elizabeth, die es fühlen konnte, ein zufriedenes Gesicht machte.

Daumendicks kahles Köpfchen steckte die ganze Zeit bis zu den Schultern in ihrer Rosette, denn Enya hatte ihm auf Elizabeths Wunsch mit dem Lederriemen eingebläut, die Schultern nach unten zu strecken anstatt den Nacken einzuziehen.

Elizabeths große Pflaume glühte vor lauter Rubeln – gleich wie Enyas tiefend nasse Möse, die wegen dem andauernden Reiz des Aufbockens binnen kürzester Zeit ein halbes dutzend Orgasmen hinter sich hatte. Enya genoss das Gefühlserlebnis (scheinbar auch im Schlaf) ebenso wie ihre Lehrmeisterin, und so musste der gemartete Knirps Elizabeths Darm unter Zwang leer fressen, denn die Edelhure drohte ihm unmissverständlich mit verschärfter Folter und Tod.

»Hör zu, mein kleiner widerspenstiger Freund! Zugegeben; ich habe dich ausnahmsweise zu mir

ins Bett geholt – als Belohnung für gutes Betragen, denn ich dachte mir, in meinem Arsch zu übernachten, wäre für dich der Gipfel der Erfüllung! Doch das heißt noch lange nicht, dass du in diesem Zimmer dieselben Sauereien veranstalten kannst, wie im Keller! Wehe du wagst es, Mammis köstliche Kackwurst mit der Zunge beiseite zu drücken, anstatt sie dir brav und artig in die Kehle scheißen zu lassen! Sollte auch nur ein einziger brauner Krümel den Weg aus Mammis Arschloch finden, stoßt dir die hübsche Lolita, die du meinetwegen auch Tante oder Keltengöre nennen darfst, den langen Fickprügel so tief in den Arsch, dass er bei deinem Maul raus ragt! Und danach stechen wir dich zur Strafe im Keller, über dem Gully hängend, ab, wie eine Sau! Verstanden?! Wir lassen dich einfach an den Füßen von der Decke baumeln, und nachdem wir dir ins Maul gepisst, dir das Fell über die Ohren gezogen, und dir ein gutes dutzend Mal mit den Stiefeln in die Fresse oder in die Eier getreten haben, hat dein letztes Stündlein geschlagen! Notschlachtung auf Hurenart nennt man das, du diebische kleine Ficksau!«

Die Sache mit dem biegsamen dünnen Bleirohr schien bestens zu funktionieren, und da er es tatsächlich schaffte, Liz' Bett sauber zu halten, ohne deswegen leblos zusammenzusacken, setzte sie seinem Martyrium ein kaltherziges Ende.

»Achtung, Lolita« sagte sie. »verabschiede dich bitte von dem ekligen kleinen Scheißfresser mit ein paar letzten kräftigen Stößen und zieh' den Fickprügel aus seinem Arsch. Ich lass mich nämlich mitsamt dem Knirps seitlich ins Bett fallen.«

Enya folgte auch dieser Bitte.

Sie rammelte ihn zum Abschied mit besonderer Hingabe, löste die Schnalle des Gürtels und stieg aus dem Fickgeschirr. Dann drückte sie ihre nasse Möse fest gegen den kleinen mit blaugelbrotten Flecken übersäten Hintern des wimmernden Bündels und pisste zwecks der Desinfektion ein paar Tropfen auf seine offenen Schrammen.

»Gut gemacht, Lolita« lobte die schwarz bezopfte Edelhure. Dann ließ sie sich tatsächlich einfach, samt Daumendick, der nach wie vor- zwischen ihren fest zusammengekniffenen Monsterbacken - bis zu den Schultern in ihrem Arschloch steckte, zur Seite fallen, da sie keine Lust mehr verspürte, sich in dieser Stellung von ihm verwöhnen zu lassen.

»Du bleibst tatsächlich die ganze Nacht so liegen, ohne das Tuch aufzuknoten?«

»Ja, denn in Bauchlage schlafe ich grundsätzlich nicht, und in Rückenlage erstickt er möglicherweise, wenn ich mich im Schlaf auf das Rohr wälze. Außerdem kann er in dieser Stellung, so faul er auch ist, meinen Darm am besten leer fressen.«

Enya wachte abermals schweißgebadet auf, und diesmal war sogar ihr Bettlaken durchnässt. Ihr Gesicht glänzte feucht und ihre zitternden Hände waren von Schweiß geradezu überströmt. Oder hatte sie im Schlaf die Finger an oder in der Möse?

Sie schüttelte über sich selbst den Kopf, denn so konnte das auf keinen Fall weitergehen. Was tun, fragte sie sich. Sie dachte nach und beschloss, das kleine abartige Männchen, das nachts durch ihre Träume geisterte, auf dieselbe radikale Weise loszuwerden, wie es sich eingenistet hatte.

\*\*\*

Als Cedric nach wochenlanger Abwesenheit vier Tage später (also mit zwei Tagen Verzögerung) von seinem Aufenthalt in Rom zurückkehrte, bewahrheitete sich, was Brianna über ihn gesagt hatte. Ein »verdammst schlauer Hund« sei er, hatte sie diagnostiziert und resümiert, und das traf durchaus auf ihn zu, denn Enya hatte sich das schwarze transparente Röckchen (den seitlich geschlitzten Hauch von Nichts) die schwarzen Lederstiefel, die Sporen, die schwarzen Lederhandschuhe, die Gerte, die Peitsche, die Handschellen, den Schlagriemen, die Fesseltücher, die beiden Pitbull-Halsbänder, und den hölzernen Hengstpeinis, den man sich auch im geborgten Zustand um

die Hüfte schnallen konnte, umsonst zurechtgelegt. Jawohl – umsonst, denn der schlaue Fuchs hatte darauf bestanden, seinen Samenstau in seiner eigenen Wohnung, die auf dem Areal des Bischöflichen Ordinariats lag, loszuwerden. Und das, wie konnte es auch anders sein, indem er sich einmal mehr in Enyas kessen Lolita-Arsch entlud.

Dennoch hatte Enya in gewisser Hinsicht ein Erfolgserlebnis, denn erstmals konnte sie einen Teil dessen, was sie bis jetzt von Brianna, Fenia und Elizabeth gelernt hatte, in die Tat umsetzen. Besonders hilfreich war die obszöne Neufassung, die Brianna über den kleinen imaginären Jungen, namens »Daumendick«, erfunden hatte. Typischerweise hatte die enthemmte Blondine den Knirps aus dem bekannten Märchen zu einem kleinen Scheiße fressenden Sklavenjungen degradiert, aber was an diesem Abend noch wichtiger war; Enya wurde die Alpträume, sprich »Daumendick« los, und sie wagte es, auch Briannas zweiten Rat zu befolgen, der darin bestand, Cedrics Penis erst dann aus dem Hintern zu ziehen, wenn er von vorne bis hinten, oder von oben bis unten mit weicher stinkender Kacke bedeckt war. Das war nötig, um Cedric die Lust auf den Analverkehr für einige Zeit gründlich zu vergällen.

Das außergewöhnliche Liebesabenteuer begann damit, dass Cedric es wagte, Enya auf Umwegen in seine nicht allzu große, aber gemütliche und

beinahe luxuriös ausgestattete Unterkunft zu lotsen und sie zum Essen einzuladen, denn er kochte mitunter recht passable und schmackhafte Speisen, wie beispielsweise Spaghetti mit klein gehacktem Fleisch, Soße, Salaten und sonstigem Gemüse.

»Du siehst heute Abend besonders gut aus«, sagte er bereits, noch ehe er Enya von dem schwarzen Dienstauto weggeführt hatte, und Enya das Schwinden ihrer Gelegenheit recht eindrucksvoll bewusst geworden war. Während sie in Gesellschaft dieses außergewöhnlich kraftvollen Mannes einen Korridor entlang schritt, hatte sie ausreichend Gelegenheit, ihrer Chance »adieu« zu sagen, und als sie möglichst leise eine Marmortreppe hinaufstiegen, damit niemand die Geräusche ihrer Schritte vernahm, war alles klar – sie konnte erst beim nächsten Mal zuschlagen. Sie hörte kaum, was er sagte. Wie durch einen roten Dunstschleier starrte sie ihn an. Noch nie war sie so zornig gewesen. Schwindler, Lügner, Egoist! Wie konnte er es wagen, sie um ihr Baby bringen zu wollen?! Und woher nahm er die Frechheit, steif und fest zu behaupten, es sei wirklich seine Absicht, sie glücklich zu machen?! Er hatte ja seinen Platz im Leben längst gefunden – an der Seite eines Mannes, den Brianna als »Arschficker mit Robe und Mütze« bezeichnete. Enya hasste Francesco in diesem Augenblick, wie nie zuvor. Aber

sie hasste auch Cedric – zwar nicht annähernd so wie Francesco, aber immerhin.

Es gelang ihr so gut, ihren Zorn zu beherrschen und zu verbergen, dass sie sich im Gehen selbst wunderte. Sie blickte wieder auf das kleine »C« (für »Cedric« stehend) das auf dem Silberring zu sehen war, den sie an ihrem »Verlobungsfinger« trug.

In Cedrics Küche wurden, Enya zu Ehren, der vom freundlichen Nachbarn gebrachte Fisch stehengelassen und Nudeln gekocht, sowie Fleisch gebraten, doch sowie sie zu Abend gegessen hatten, wollten sie klarerweise einander vernaschen.

Allerdings galt es, zumindest was Enya betraf, zuerst ein paar grundlegende Dinge klarzustellen, weshalb sich die Unterhaltung etwas hinzog, bevor sie übereinander herfielen. Cedric nahm es zuerst gelassen, obwohl sein scheinbar »erwachsen werden wollendes« Gegenüber die Stirn runzelte und ihn argwöhnisch belauerte.

Früher, ja da hatte er immer ein ganz klein wenig auf – ja, wie sollte man es nennen – auf intellektuelle oder priesterliche Distanz achten können. Damit schien es jetzt irgendwie ein für allemal vorbei zu sein, denn nun, da sie bei ihm in Sydney war, war ihr »frauliches« Selbstbewusstsein auf unerklärbare Weise in astronomische Sphären geschossen.

»Ich sollte dich übers Knie legen, Pater«, sagte sie, seine verzwickte Situation erkennend, und in nahezu frech anmutender Weise. Gut gelaunt war sie anscheinend – oder war es nur gespielt? Was fesselte sie so an ihm? War er das lange, zähe, verbissene Warten, und das »mit Gott und der Kirche Ringen« überhaupt wert? Sie bezweifelte, der Eindrücke in Fens Keller wegen, in zunehmendem Maße, ob er es objektiv wert war, ob es in wichtigen Dingen einen neutralen, gleichsam philosophischen Standpunkt überhaupt gab oder geben konnte, der ihr Leben in eine gewisse Übereinstimmung brachte. Aber das war auch völlig gleichgültig. Für sie besaß er grundsätzlich eine Faszination, wie sie ein anderer Mann wohl nie würde besitzen können: ein kühles, intelligentes Gehirn, zudem voller Egoismus, dabei jedoch in seinem Wesen nie ganz mit den Füßen auf dem Boden der von Enya definierten Realität. Dieses seltsame Nichtvorhandensein in der realen Welt würde sich bei ihm zweifellos auch noch zeigen, wenn er einmal ihr altersschwacher Ehemann war – am Rücken voller Narben, die von Enyas Peitsche stammten.

Er nahm sie beim Ellbogen und führte sie zum Esstisch, auf dem alles hübsch und appetitlich angerichtet war.

»Sagte ich dir schon, dass du heute extrem verführerisch aussiehst?«

»Ja, Pater. Das sagtest du bereits, kurz nachdem wir uns in den Flur geschlichen haben. Du siehst übrigens auch gut aus. Zum Anbeißen, möchte ich fast sagen, wie das sagenhafte Essen, dass du uns zubereitet hast«, sagte sie schmeichelnd, als wolle sie ihn am liebsten in eine Zeitmaschine setzen, um ein bestimmtes Rad zurück – zu der Begegnung am Bahnhof - oder nach vorne – zu ihrer offiziellen Vermählung zu drehen, und hob mit zufriedener Miene ihr Glas, als hätte sie einen Toast ausgebracht. Im kleinen viktorianischen Kamin brannte ein Holzfeuer, doch Cedric, ganz in der Nähe sitzend, schien die Wärme nicht zu spüren oder aber als angenehm zu empfinden. Sein Blick blieb unverwandt auf Enya gerichtet. Er stellte sein Trinkglas nach dem Essen auf den Fußboden und schlang die Arme alles andere als würdevoll um seine Knie, um sich Enyas entspannter Gelassenheit anzupassen.

»Ich mag nicht um den heißen Brei herumreden«, sagte er. »Hast du all das, was du bisher sagtest, wirklich ernst gemeint, Enya?« Plötzlich war sie imstande, sich zu entspannen. Tief lehnte sie sich in ihrem Sessel zurück.

»All das?«

»Ja. Was du beispielsweise auf Valopo gesagt hast, nachdem deine Tante gestorben war ... dass du mich liebst, wie nichts anderes auf der Welt.«

»Hast du das etwa bis zum heutigen Tag angezweifelt, obwohl wir schon etliche Male miteinander geschlafen haben?«

Er wandte kurz seinen Blick ab, zuckte die Achseln. Dann sah er sie wieder an, nickte unsicher.

»Ich ... ja und nein.«

»Weshalb bringst du das überhaupt zur Sprache? Ich nahm eigentlich an, dass der heutige Abend dazu dienen sollte, nach deiner wochenlangen Abwesenheit in aller Eindeutigkeit unseren Bund der Liebe zu besiegeln?«

»Oh, Enya! Du tust ja gerade so, als ob ich einen Haufen Geschrei darum zu machen hätte! Und selbst wenn ich das täte, könntest du ja sicher begreifen, welcher Art es wäre, denn schließlich bin ich immer noch ein Priester mit besten Aussichten, in absehbarer Zeit die Bischofswürde zu erlangen.«

»Nein, Cedric. Weder erwarte ich mir von dir ein Jubelgeschrei noch einen Tobsuchtsanfall. Ich möchte fürs erste einfach nur unser lang herbeigesehntes Glück genießen.«

»Und du willst mich wirklich nicht in übertrieben egoistischer Art oder mit List und Tücke an dich fesseln?«

»Mit List und Tücke, sagst du? Nein, das könnte ich nicht. Oder genauer gesagt; nicht mehr. Zumindest aber nicht ohne Hilfe einer vertrauenswürdigen Person, die mich mehr liebt als du.« Sie

stellte ihr Glas aus der Hand und beugte sich ein Stück vor. »Du hast mir bis zu dem Tag, an dem du mich von Valopo ab und weggeholt hast, nachdrücklich klargemacht, dass du von meiner vereinnahmenden Art von Liebe nichts wissen willst, und mit ziemlicher Sicherheit hast du sogar gehofft, dass ich genügend Taktgefühl hätte, die Sache mit unserer Seelenverwandtschaft nicht wieder aufzurühren. Dennoch hast du mich auf Valopo nicht fortgeschickt, als ich es bestätigt wissen wollte, indem ich kurzerhand in dein Bett gekrochen bin.«

Dass das Gespräch für ihn einen so unbehaglichen Verlauf nehmen würde, damit hatte er nie und nimmer gerechnet – zumindest nicht schon am Tag seiner Rückkehr. War denn nicht eigentlich sie diejenige, die sozusagen auf dem Armesünderbänkchen saß und bescheiden zu warten hatte, bis ihr eine Art Absolution erteilt wurde? Stattdessen hatte es ganz den Anschein, als ob es ihr einmal mehr unversehens gelungen war, den Spieß umzudrehen. Plötzlich kam er sich vor wie ein Schuljunge, der sich wegen eines albernen Streichs rechtfertigen sollte.

»Hör zu, Keltenmädchen«, sagte er in seiner typisch charmanten Art, »wer von uns beiden hat denn am status quo gerüttelt? Doch nicht ich! Und ich habe dich auch nicht für heute Abend trotz aller Gefahren zu mir eingeladen, weil ich etwa die

Absicht hätte, dich um Vergebung für mein bisheriges Verhalten zu bitten – wegen Kratzens am Selbstgefühl des großen Cedric Stuart.«

»So in der Defensive, Cedric?« Er hob ärgerlich den Kopf.

»Verdammt noch mal! Wie du das trotz deiner Jugend und trotz deiner Unerfahrenheit immer wieder schaffst, Enya, weiß ich wirklich nicht. Ich wünschte, du würdest mir wenigstens einmal die Oberhand lassen.«

»Damit du mich wieder abweist wie einen stinkenden alten Lappen?« fragte sie lächelnd.

»Das kann ich immer noch tun, wenn du außer Eva nun auch noch die Schlange imitieren willst!«

»Blech! Das scheinheilige Umfeld, in dem du dich selbst gefangen hast, ist nämlich schnarchlangweilig und nahezu weltfremd - gleich wie dein ungerechter und egoistischer Gott! Dein neues Verhalten und deine wackelige oder vielmehr halbherzige Nachgiebigkeit sprechen Bände! Mich noch mal abweisen. Pah! Von wegen! Wenn du's bis jetzt nicht richtig getan hast, wirst du's aus den von mir genannten Gründen nie tun! Mich heimlich zu küssen und mich hinter verschlossener Tür in den Arsch zu ficken, bis dir die Sinne schwinden, hat nämlich einen prickelnden Reiz für dich – zumal du nie weißt, was als nächstes aus meiner sündhaften Ecke kommt.«

»Hast du deshalb gesagt, dass du mich liebst?« fragte er schmerzlich. »War's nur so ein Trick, um mir ständig etwas Unerwartetes servieren zu können?«

»Nun, was meinst du wohl?«

»Ich weiß nicht. Ich meine, dass du, aus welchem Grund auch immer, schrittweise von einer natürlichen und schüchtern anmutenden Keltenprinzessin zu einer berechnenden ebensolchen mutierst«, sagte er zwischen den Zähnen und marschierte dann gleichsam bis dicht vor ihren Sessel – auf seinen Knien über das Fell rutschend. »Fast kommt es mir vor, als hätte ich dich – ohne es zu verinnerlichen – wegen der sagenhaften Überraschung, die du mir zuletzt auf Valopo bescheret hast, in Bezug auf unsere gegenseitige Zuneigung überholt, doch nicht einmal Gott selbst würde dieses Wunder bewerkstelligen können, weil es immer noch diese Schranke gibt, die ich allerdings immer schwerer zu definieren imstande bin.«

Obwohl Cedric sich, wie so oft in letzter Zeit, umständlich ausgedrückt hatte, hatte Enya es auf Anhieb verstanden.

»Sag' noch einmal, dass du mich nicht so liebst, so wie ich dich liebe, du verblendeter Priester, und ich spuck' dir mitten ins Gesicht!« zeigte sie sich nunmehr wütend und somit von einer Seite, die Cedric bisher von ihr weder gekannt, noch in irgendeiner Form an ihr wahrgenommen hatte. Ein

kleiner erregender Schauer ging deshalb durch seinen Körper, denn ihre herrisch anmutende Anwendung gefiel ihm außerordentlich.

»Wie? Jetzt, nachdem du mich ein zweites Mal in einen argen Gewissenskonflikt gestürzt hast? Ich denke ja gar nicht daran! Ich habe dich nicht zu mir eingeladen, um mit deinen oder meinen eigenen Gefühlen herum zu experimentieren, aber ob das mir gegenüber fair ist, ist die schwierige Frage, die sich nunmehr stellt. Für dich hingegen stellt sich anscheinend nach wie vor nur eine wesentlich einfachere Frage: wann fällt er endlich vor mir auf die Knie, um mir einen Heiratsantrag zu machen und mir einen Ring, samt angebissenem Paradiesapfel zu überreichen.«

Bevor er in seiner unpassenden und unvorteilhaften Erregung zurückweichen konnte, beugte sie sich vor, packte ihn am Schopf, und zog ihn dichter an sich, zwischen ihre Knie. Sein unangebrachter Zorn verflog sofort. Flach legte er die Hände auf ihre hübschen breiten Schenkel, die ihn gleichermaßen um den Verstand brachten, und hob sein Gesicht. Doch sie küsste ihn diesmal nicht. Im Gegenteil. Wie zur Strafe ließ sie ihn los und lehnte sich zurück, vielleicht um die Lampe hinter ihrem Sessel auszuknipsen. Aber dann beugte sie sich nicht wieder zu ihm, sondern blieb zurückgelehnt sitzen. Was sollte er tun, wie sich verhalten? Wenn sie es ihm doch nur sagen woll-

te, was sie bewegte, was sie in diesem Augenblick dachte! Er hatte Angst, erstmals von ihr zurückgewiesen zu werden. Wie gern hätte er jetzt seinen Kopf auf ihren Schoß gelegt und zu ihr gesagt: Enya, liebe mich, ich brauche dich so sehr, und es tut mir leid. Ja, wenn er sie nur dazu bringen könnte, dass sie sich, wie zuletzt, auf ihn stürzte wie eine Tigerin, wenn er sie dazu bringen könnte, ihn wie eine Kurtisane zwischen die heißen Schenkel zu nehmen und ihn hemmungslos und versaut wie eine Hure zuzureiten, ihn zu zähmen, zu dressieren, ihn gar mittels Peitsche und Sporen bis zur Besinnungslosigkeit zu treiben, sofern er ihr nicht aufs Wort gehorchte. Dann würde sich vielleicht endlich, endlich, wie bei einer Rosskur, etwas in ihm einrenken, das bis jetzt – im Vergleich zu der Liebe zu Gott - noch nie so recht im Lot gewesen war. Cedric Stuart war, wie Enya richtig vermutete, verblendet und verkorkst, denn er erkannte nicht einmal, dass das, was er sich insgeheim wünschte, auf einer masochistischen Neigung beruhte. Ob selbige angeboren war, oder ob sie sich nach und nach aus irgendeinem Grund bei ihm eingeschlichen und eingenistet hatte, war zweitrangig. Sie war vorhanden und es stellte sich die Frage, ob Enya und er in Anbetracht dessen immer noch gut, oder schlechter, oder möglicherweise sogar noch besser zueinander passten.

Vorsichtig begann er, ihr von hinten kommend, das Kleid am Rücken aufzuknöpfen und verbrannte sich dabei wegen ihrer sagenhaften Aura oder der Hitze, die sie ausstrahlte, fast die Finger. Sie ließ es geschehen. Ähnlich passiv verhielt sie sich, als er ihr das Kleid behutsam über den Kopf streifte. Er legte das beschwingte hellblaue Kleid sorgfältig auf den Tisch und fing an, bei hellem Licht ungeschickt an ihrem rabenschwarzen Höschchen herumzufummeln – und wusste plötzlich, dass es nicht gut gehen konnte. Es fehlte ihm ganz einfach an jenem Geschick und Gespür, mit dem manche Männer offenbar in der kleinsten Nebensächlichkeits erotische Funken knistern ließen. Er war viel zu lange weg gewesen und deshalb war er viel zu nervös, wohingegen Enya ein beinahe gruseliges Selbstbewusstsein verströmte.

O Gott, er verpfuschte es, verpfuschte es völlig. Seine Lippen begannen zu zittern. Er wurde hochrot im Gesicht, weil er das erregende Nichts von einem kleinen schmalen Spitzenhöschchen völlig verdreht hatte, bevor er es bestürzt zwischen ihren Knien losließ, wo es sich in doppelt erregender Stellung spannte. Da Enya vielsagend seufzte und das Bein, das sie ein wenig angehoben hatte, wieder auf den Boden stellte, kam es Cedric vor, als hätte sie absichtlich die Beine ein klein wenig gespreizt, als würde sie beabsichtigen, dass ihr schwarzes zwischen den Beinen gespanntes Hösch-

chen nunmehr wie eine obszöne Schnur anmutete, die dazu diente, einen Stümper, wie ihn, zu fesseln, bevor man ihn trat und ihm aus gutem Grund beleidigende Dinge an den Kopf warf. Genau das stellte sich der Priester nämlich in diesen spannenden Sekunden vor. Dass sie ihn mit dem Höschen buchstäblich fesselte, oder dass sie es vor seinen Augen bepisste, bevor sie es ihm, von höhnischen Worten begleitet, wie einen Knebel in den Mund stopfte. Doch er hatte sich insofern geschnitten, da Enya, dank ihren drei Beraterinnen klug genug war, der Umgebung nicht mehr abzuverlangen, als dieselbe an Möglichkeiten bot. Einen Priester beinahe mitten auf dem Gelände eines bischöflichen Ordinariats nach allen Regeln der Hurenkunst zu züchtigen, war wohl eher eine Nummer, für die man ein besonderes Fingerspitzengefühl benötigte – eine Nummer, die in Fenias, Liz‘ oder Briannas Zuständigkeit fiel, wobei Brianna wohl eher weniger in Frage käme, denn die würde ihm wahrscheinlich eine große Messingglocke an das Gehänge binden, um ein verwicktes neues Zeitalter (ohne »Schwulis«) einzuläuten. Das wiederum würde (wegen der Glocke) viel zu viel Lärm machen.

»Nicht doch, Pater, nicht doch, nicht gleich die Flinte ins Korn werfen!« sagte Enya indessen aufmunternd. Sie zog ihn an den Haaren zu sich auf ihren Schoß, lehnte seinen Kopf in die Beuge zwi-

schen ihrem Hals und ihrer Schulter, hielt ihn wie einen kleinen Jungen in ihren Armen. »Es tut mir leid, Priester, ich wollte dich nicht in Verlegenheit bringen!«

»Jetzt weißt du's«, sagte er mit Wasser in den Augenwinkeln, denn geifern konnte er ja wohl schwer. Als wolle er sich in kryptischer Manier zu seiner masochistischen Ader bekennen, gebärdete er sich plötzlich wie ein rotznäsiger Erstklässler, der etwas angestellt hatte. Oder kam es Enya nur so vor, da sie es in der Zeit ihrer Trennung, in ihrem Doppelleben als Schülerin und Hure sogar fertig gebracht hatte, einem Zwölfjährigen hemmungslos ins Maul zu scheißen? »Jetzt weißt du, was für ein elender Versager ich in einem Fall, wie diesem bin. Ich habe dir ja gesagt, es würde nicht gut geh'n! Enya, ich wollte dich so gern für immer an meiner Seite wissen, aber ich wusste, dass es nicht gut gehen würde, wenn du erst einmal siehst, wie furchtbar das mit mir, meiner Unerfahrenheit, meiner Unzulänglichkeit, meiner Liebe zu Gott, und meiner Art zu leben ist.«

»Aber natürlich konnte es nicht auf Anhieb gut gehen, natürlich konnte es nicht auf Anhieb klappen. Wie denn auch? Ich habe dir ja absichtlich nicht geholfen, Priester.« Sie hob sein Gesicht zu sich, küsste seine Augenlider, seine Wangen, seine Mundwinkel. »Es ist meine Schuld, nicht deine. Ich habe dir etwas heimgezahlt. Jawohl, heimge-

zahlt. Und zwar das jahrelange Hinhalten. Außerdem wollte ich seh'n, wie weit du von dir aus gehst. Aber in deinen Motiven, ja, in deinen Motiven habe ich mich wohl geirrt.« Sie schwieg einen kurzen Augenblick. »Keine Angst, Liebster. Ich kann es spüren, dein Verlangen. Deinen Wunsch, die süße kleine Lolita möge doch endlich deinen steifen Schwanz mit der Rechten umklammern, und ihn einmal mehr bis zum Anschlag in die Arschfotze stecken.«

Cedric machte große Augen. Was war hier los? War das wirklich seine kleine schüchterne Keltensprinzessin? Enya unterbrach seine Gedanken mit folgenden Worten:

»Wenn es vorerst wirklich nur dies ist, was du willst, dann werden wir es haben, aber gemeinsam und nach Möglichkeit mit einer gewissen Regelmäßigkeit.«

»Bitte, Enya, bitte, lassen wir es lieber! Du bist doch in erster Linie hier, in Sydney, um eifrig zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, für Valopo. Ich würde dich bloß davon abhalten. Und was körperliche Liebe angeht und dein freundliches Entgegenkommen; ich würde dich dennoch nur enttäuschen. Es ... es fehlt mir einfach an ...« Enya fiel ihm ins Wort

»Woran fehlt es dir, Priester? Dir fehlt es an nichts. Das weiß ich, seit ich deinen steifen Pfahl in voller Länge in meiner frisch durchstoßenen

Möse spürte. Wie also kannst du an dir selbst zweifeln, zumal wir uns heute Abend in Wahrheit nicht zum Essen sondern zum Ficken verabredet haben?«

Hatte sie nicht die reine Wahrheit gesprochen, und nichts als die Wahrheit. Hatte sie nicht recht? Ja, natürlich, sie hatte recht, und doch wieder nicht, denn ein steifer Liebespfahl war noch lange kein Grund, ein Kapitel im Buch des Lebens als beendet zu betrachten. Seine Beschämung versiegte, gleich wie ein paar Tränen, die sich in seinen Augenwinkeln eingenistet und auf das Hervorbrechen gelauert hatten. Auch das war ein typisches Zeichen, dass er Enya liebend gerne in drohender Haltung, mit gespreizten und in schwarzen Lederstiefeln gehüllten Beinen über seinem Kopf hockend gesehen hätte, zum Zwecke einer tiefend feuchten Züchtigung, die natürlich rein ihm zuzuschreiben war – und wenn der Anlass noch so nichtig anmutete. Doch solange sie von schmeichelhaften Dingen wie »Liebespfahl« oder romantischen Begebenheiten sprach, und obendrein die Schuld für ein etwaiges Versagen bei sich suchte, war die von Cedric errichtete Barrikade scheinbar unverrückbar.

Die heutige Diskrepanz bestand darin, dass er kein Kind wollte und sie deshalb zur Sicherheit nur in den Hintern fickte, und sie ihn heute Abend nicht, wie sie es gelernt hatte, zu einer Scheiße

fressenden Sklavensau degradieren konnte, der alles egal war, da er das, was er tun wollte, ausgerechnet hier tun wollte. Gut möglich, dass man sie als ketzerische Hexe, in Rom – auf dem Petersplatz - verbrannte, wenn sie mitten auf dem Bischofssitz auf dem Rücken eines nackten Priesters durch den Flur ritt und ihn dabei auf das Heftigste mit dem Lederriemen bearbeitete, weil er sie einmal mehr lediglich in den Arsch ficken wollte.

Er löschte das Licht, was nicht allzu viel bewirkte, denn das Kaminfeuer spendete genug von diesem wunderbaren Phänomen, sodass sich Cedric abermals wie der unerfahrenste Liebhaber von ganz Australien vorkam.

»Küss mich so, wie du mich zuletzt auf Valopo geküsst hast, in der Nacht, als Tante Jennyfer starb«, flüsterte sie gottlob mit fordernder Stimme aber gruseliger Wortwahl in sein Ohr. Fordernd ... oh wie gut, denn das war es, was er in letzter Zeit am allermeisten an ihr liebte – diese sagenhafte Natürlichkeit, die wie eine einzige Forderung an das Leben und die Liebe anmutete und beinahe an Wildheit grenzte, diese in der Linie verankerte keltische Wildheit. Er folgte ihrem mit heißem Atem geheißenen Befehl, doch diesmal war es ganz anders. Auf Valopo war es, zumindest in der besagten Nacht, aus der Situation heraus entstanden, ein überraschtes Reagieren voll Leidenschaft, das sich für den kurzen Augenblick jeder Kontrol-

le entzog. Diesmal war es ein Verweilen, Erforschen, ein behutsames Insich-Aufnehmen. Enyas Finger knöpften nun an seinem Hemd, knöpften es ganz auf, während ihre andere Hand zum gehobenen Bein, zum Höschen glitt, das sich immer noch wie ein dünnes dehnbares Seil in doppelter, weil einfacher Umrundung, zwischen ihren Knien spannte. Der Druck ihrer Lippen verstärkte sich plötzlich, deutlicher als zuvor fühlte er die Konturen, und dann war ihr Mund an seinem Hals, was eine eigentümliche Empfindung der Hilflosigkeit und Schwäche in ihm auslöste. Er hatte das Gefühl, tiefer zu fallen, immer tiefer, und entdeckte dann, dass er in der Tat hinab geglitten war auf den flauschigen Teppich: dass Enya ihn wohl mit der Hand hinuntergedrückt hatte – wie einen Sklaven. Wie einen Sklaven? Ach herrje. Konnte das wirklich sein? Dass seine kleine Keltenprinzessin etwas ahnte, oder fühlen konnte, das nicht einmal er mit Sicherheit bestätigen könnte? Cedrics Penisspitze wollte deswegen offensichtlich seine Hose mit einem einzigen Stoß durchbohren oder durchrammen. Jetzt sah Cedric sie tatsächlich über sich, ihre blutjunge und nur von wenigen Haaren umrahmte Möse, die auseinander klaffenden Schamlippen auf Höhe seiner Nase, den Widerschein des Kaminfeuers auf seinen nackten Schultern, sah die dunklen Umrisse ihres Kopfes, sah ihren Mund. Und schob seine Finger in ihr

dichtes, mähenartiges Haar und zog ihr Gesicht zu sich. Er fühlte ihre Küsse, ungeduldiger, fordernder jetzt, und er erwiderte sie mit der gleichen sich steigernden Leidenschaftlichkeit. Sie zu spüren, sie so zu spüren, ihre Lippen, ihren ganzen Körper, wie unfassbar schön war das doch! Fremd und zugleich vertraut schien alles, und so erforschten seine Lippen, seine Hände, sein Leib kaum Bekanntes: wie ein Land, das sich dem, der es zum ersten Mal betrat, erst nach und nach erschließen muss. Während die Welt ringsum zusammenschrumpfte, bis nichts mehr übrig blieb als jener Teil, der vom leise flackernden Kaminfeuer schwach erhellt wurde, versuchte Cedric, sich innerlich mehr und mehr zu öffnen. Bereit sein wollte er, um ganz zu geben, ganz zu empfangen. Ein bislang unbekannter, ungeahnter Instinkt schien in ihm wach zu werden. Irgendwie spürte er, dass sie, die er jetzt hier liebte, dies bereits tausend und abertausend Mal in ihrer Vorstellung getan haben musste. Bei jeder anderen Frau hätte die ungescheute, schier hemmungslose Sinnlichkeit ihn abgestoßen, doch sie gab ihm das Gefühl und mehr noch: das Bewusstsein, dass einzig er der Herr darüber war, der fordern und verlangen konnte. Doch, halt! Als wolle sie einen Teppich aus glühenden Kohlen mit einem Eimer kaltem Wasser löschen, herrschte sie ihn, wie bei An-

wendung der strengen Devise »Erst Zuckerbrot, dann Peitsche« urplötzlich an:

»Weg mit der Hose!«

Und er tat es, tat alles, was sie verlangte, doch seine Tollpatschigkeit nahm Formen an, die kaum mehr zu ertragen waren. Er verhedderte sich mit den Füßen in seiner eigenen heruntergezogenen Hose und trat ihr beinahe gegen das Bein, weshalb Enya ihn wieder fest am Schopf packte und einen kurzen Kommentar abgeben musste – ob sie wollte oder nicht.

»Ach herrje. Cedric, Liebster. Wie kann es sein, dass du dich heute wie ein kleiner nervöser Junge anstellst?«

»Findest du?«

»Ja.«

»Bitte entschuldige, aber ich ...«

»Aber was?«

»Es ist nicht etwa so, dass ich dich damit necken oder aus der Konzentration bringen will, aber ich bin anscheinend tatsächlich ein wenig nervös.«

»Das wäre durchaus verzeihlich, aber mich in einer Situation, wie dieser, absichtlich am Vorankommen zu hindern, wohl eher nicht.«

»Und wenn es so wäre?«

»Was meinst du?«

»Nun; nur mal angenommen. Was würdest du tun, wenn die Rollen komplett vertauscht wären? Stell dir vor, du wärst eine groß gewachsene Frau

in meinem Alter, und vor dir stünde ein fünfzehn Jahre alter Junge, mit dem du Sex haben wolltest, und der dich absichtlich auf diese Weise an der Nase herumgeführt hätte. Wie würdest du darauf reagieren?«

»Hmmm. Das ist fürwahr eine gute Frage. Entweder würde ich mich anzieh'n und enttäuscht nach Hause fahren, weil ich demzufolge, gleich wie du, ein Auto hätte, oder ich würde ihm möglicherweise aus lauter Zorn eine oder zwei kräftige Ohrfeigen verpassen, damit er wach würde und von vornherein wüsste, dass ich von Jungs, die mich absichtlich an der Nase herumführen, nicht sonderlich angetan bin. Abgesehen davon hätte er sich die Schellen wahrscheinlich bereits vorher eingehandelt, da ich Bosheit von Tollpatschigkeit durchaus unterscheiden kann.«

»Nicht möglich. Du glaubst ernsthaft, du hättest es im Gespür, wenn es einen kleinen Jungen, mit dem du gerne Sex hättest, in einer vergleichbaren Situation nach einer gehörigen Tracht Prügel dürsten würde?«

»Ja. Das hätte ich. Und wäre er boshaft genug, würde ich ihn deswegen sogar mit Freude und Begeisterung windelweich prügeln. Hätte ich deine Körpergröße, fiel es mir zudem leicht, den boshaften Knirps übers Knie zu legen und ihm unter Zuhilfenahme eines Lederriemens den nackten Hintern zu versohlen, aber nur, wenn eine Aus-

sicht auf Besserung bestünde. Das sollte allerdings keine Anregung für dich sein, dasselbe mit mir zu versuchen, denn ich bin schließlich nicht diejenige, die unkonzentriert an die Sache herangegangen ist. Und nun wäre es gut, wenn du still sein würdest, Priester, denn ansonsten könnte es durchaus sein, dass ich pure Bosheit hinter deiner sonderbaren Art vermute und du derjenige bist, der vor dem Ficken eine ordentliche Tracht Prügel von mir bezieht.«

Ob Enya das ernst gemeint hatte, wusste Cedric nicht. Er wusste nur, dass die Wirkung ihrer Worte nahezu fatal war. Sein Penis zuckte und zuckte und fühlte sich binnen Sekunden an, als würde er wegen Enyas natürlich herrischer Direktheit in Kürze in hundert blutige Teilchen bersten.

Die neue Art, die sie an den Tag legte, war ein schier sagenhaftes Faszinosum. Am lieber wäre er von ihr auf der Stelle ein gutes Dutzend Mal gehorfeigt worden, bevor sie sich körperlich und seelisch, also in vollkommener Weise vereinten, doch das wagte er ihr nicht zu sagen. Nur gut, dass ihr selbstbewusstes und aussagekräftiges Verhalten, ihr stilles, aber aufgrund seiner Eindeutigkeit einem Befehl gleichzusetzenden Gestikulieren es ihm leicht machte, sich mit den gegebenen Tatsachen abzufinden. Doch irgendwie nahm die Beziehung in kleinen, und gut erkennbaren Schritten Formen an, die ihm außerordentlich gut gefie-

len. Mehr und mehr gelang es ihm, jene Scheu abzustreifen, von der er sich noch nie hatte richtig befreien können. Enya stieg indessen mit ordinär gespreizten Beinen über ihn, setzte sich, wie zuletzt auf Valopo, breitbeinig auf seinen steil aufgerichteten Penis und nahm ihn mit einem befreienden Stöhnen in sich auf. Cedric, dessen Kopf sich mittlerweile anfühlte, als hätte sich darin ein Schwarm Hornissen einquartiert, durfte sich in diesem Augenblick nicht einmal ansatzweise vorstellen, wie es sich angefühlt hätte, wenn sie jetzt und hier schwarze hochhackige Lederstiefel getragen hätte, die bis zu ihren breiten brandheißen Oberschenkeln reichten. Oh Gott ... war dieses Mädchen schön. Ganz in dieser erregenden Vorstellung verhaftet, musste er sich bereits jetzt beherrschen, nicht zum Gipfelpunkt seiner Ekstase zu gelangen. Doch halt! Was war das?!

»Nein ... oh, Enya. Liebes! Bitte tu mir das nicht an. Bitte steck ihn nicht in deine Scheide, sondern steck ihn, wie immer, in deinen Hintern. Oder mach es meinetwegen mit dem Mund, denn du hast jede Menge Geschwister und weißt, welche Folgen ungeschützter Verkehr haben könnte.«

Enya seufzte hörbar, doch sie tat ihm den Gefallen. Ein wenig widerwillig löste sie sich von ihm und steckte seinen Penis mit ein wenig Mühe bis zum Anschlag zwischen ihren strammen und wohlgeformten Pobacken – geradewegs in die per

Fingertechnik gedehnte und geweitete Rosette. Allerdings ging sie nicht besonders sanft mit Cedrics hammerhartem Pfahl um, als wolle sie sich an ihm abreagieren, doch gerade das war es, was Cedric noch mehr auf Touren brachte. Sie drückte die empfindliche Penisspitze mit der Fingerkuppe so tief wie möglich in das Loch und danach umklammerte sie wieder den Schaft mit der ganzen Hand, um ihn zuerst langsam, und danach mit einem wuchtigen Stoß hinein zu verfrachten. Sein bis zum Anschlag in ihrem Hintern steckendes Glied pochte und pochte, und drohte, so dachte er zumindest abermals, wegen der rekordverdächtigen Erektion zu explodieren. Mein Gott. Was für ein erregendes und vom Mutter Natur mit Talenten ausgestattetes Mädchen?

Enya sah das anders. Es tat heute, aber nur anfangs ein wenig weh, ähnlich wie bei ihrer Entjungferung, doch nach wenigen Minuten stellte sich das übliche prickelnde Gefühl ein – sowohl bei ihr als auch bei ihrem Liebhaber. Nicht ganz so schön, wie sonst, doch immerhin; der Lustfaktor war gegeben und Enya konnte nun endlich richtig loslegen. Sie fanden ganz zueinander, denn Enya war anscheinend auch ein Naturtalent, wenn es darum ging, einen länglichen Gegenstand mit der Rosette zu massieren, als stecke die heiße anpassungsfähige Stange in einer Art »Würgegriff«. Im gleichen Rhythmus ging beider Atem, sacht

zuerst noch, eher verhalten, während Cedrics Penis abermals bis zum Anschlag in Enyas heißen Hintern rutschte. Sie hatte bloß, wie bei einem richtigen Pferd, ihren Reitsitz perfektioniert, denn wenn schon geritten wurde, dann ordentlich. Egal ob mit Möse oder mit Arschloch; der hammerharte Fick-Schwanz musste in jedem Fall tüchtig gefühlt, gezähmt, getestet, und geritten werden. Cedric schwanden beinahe sämtliche Sinne, während Enya seine Hoden abtastete, um zu kontrollieren, ob der Penis wohl bis zum Anschlag in ihr steckte, im Sekundentakt die enge Umklammerung ihrer erbarmungslos würgenden Rosette am und im Glied zu spüren war, und Enya in aller Gemütlichkeit auf seinen Hoden hockte, während sie mit ihrer Zunge den Rachen ihres Liebhabers erforschte. Er befreite sich von ihrer Zunge, indem er sich ein wenig nach hinten lehnte, denn ...

»Enya ... Liebling ... warte bitte und halt' kurz inne. Wenn du so wild weitermachst, ist der Spaß zu Ende, noch bevor er richtig begonnen hat. Du weißt; meine empfindliche Penisspitze ...« Er legte seinen Kopf auf ihre Schulter, ihre Beine umschlangen seinen Leib, und mit sanfter, kreisender Bewegung strichen ihre Hände über seinen Rücken, während sein erigierter Penis von Enya gnadenlos mittels hebender und senkender Bewegungen ihres Hinterns durch die schmatzende rosarote Rosette gezogen wurde. Hinauf, hinunter, hinauf

und wieder hinunter, als ginge es darum, einen steif geschockten Aal auf die versauteste Art, die man sich im Kopf ausmalen konnte, zu bestrafen. Auch konnte Enya es nicht lassen, sich einen deftigen Spaß zu erlauben, der auf Briannas Mist gewachsen war.

»Ach ja. Richtig. Apropos Penisspitze« sagte sie. »Du kennst doch sicher die Geschichte von Däumedick – dem kleinen unartigen Jungen, der wie ein Phallus aussieht und im Magen einer Kuh übernachtet hat. Ich stelle mir gerade vor, deine Penisspitze wäre der Kopf des kleinen ungezogenen Jungen, und hinter mir stünde ein großer Spiegel, in dem ich sehen könnte, was ich mit dem frechen Knirps anstelle, wenn er mit dem Köpfchen nach unten aus meinem Arschloch ragt, weil er zu flüchten versucht, anstatt brav und artig meine warme klebrige Scheiße zu fressen. Und nun, Pater, darfst du drei mal raten, was ich mit dem Dreikäsehoch zur Strafe machen würde ... mal abgesehen von der Tracht Prügel und den vielen Ohrfeigen, die er natürlich bekommen würde, sowie ich ihn zu fassen bekäme.«

Cedric brachte kein einziges Wort mehr heraus, denn würde er auch nur ansatzweise den Mund aufmachen, und deshalb einen Teil seiner Konzentration an Enyas Szenario abtreten, hätte sie das Spielchen mit haushoher Überlegenheit gewon-

nen. Egal, denn sie sprach ohnehin locker vom Hocker weiter.

»Also gut. Schweigen ist auch eine Antwort. Der unartige Dreikäsehoch, der meine wohlschmeckende Scheiße partout nicht fressen wollte, wird erst mal, mit dem Gesicht voran, zurück in das eklig riechende Arschloch gedrückt, damit er lernt, dass es Folgen hat, wenn er sich ziert, einer waschechten Keltengöre zu gehorchen. Nachdem ich sein Köpfchen mit der Kuppe meines Zeigefingers hinein gedrückt habe, wo es hingehört, nämlich in meinen mit Scheiße gefüllten Darm, drück ich an anderer Stelle, denn nun ist es wichtig, die ganze Scheiße, die er absichtlich übersehen hat, in den Magen der kleinen tückischen Kannaile zu befördern. Das funktioniert so. Ich drücke und drücke, und zwar ganz fest, und schieß dem kleinen Jungen, den man mit guter Berechtigung auch faule kleine Drecksau nennen könnte, geradewegs ins Maul, denn wie gesagt, Strafe muss ein. Doch nun geht das Gejammer richtig los. Was sich anhört, als hätte ich mehrere Male laut und hemmungslos gefurzt, sind in Wahrheit die Geräusche, die entsteh'n, wenn ein mickriger Junge hilflos im Arsch einer Keltengöre steckt, und das kleine unartige Ferkel weder links noch rechts ausweichen kann, weil es, wie bei einer Lawine, die auf einen Tunnel zurast, richtig eklig in der engen Röhre zugeschissen wurde. Zugegeben;

es ist vielleicht nicht ganz fair, einem mickrigen Dreikäsehoch, der sich in meinem Darm ohnehin die Seele aus dem Leib kotzt, auch noch in egoistischer Art und Weise ins Maul zu scheißen, anstatt ihn an den Füßen aus dem Arschloch zu zieh'n, aber was sein muss, muss ein. Oder bist du etwa anderer Ansicht?«

Keine Antwort, denn Cedric hatte gerade seinen dritten oder vierten Schweißausbruch, wohingegen Enya immer noch frisch, fröhlich und heiß wie eine Bruthenne auf seinen Hoden hockte und die ebenso gruselige wie obszöne Geschichte zu Ende erzählte. Allerdings seufzte sie abgrundtief und stand bereits kurz davor, zu schmollen, weil sie schon zum zweiten Mal keine Antwort bekommen hatte. Aber egal. Ja, egal ... und das sagte sie dann auch.

»Hmmm. Egal, Nehmen wir an, wir wären uns darin einig, dass meine Entscheidung die richtige war, und deshalb würde sich nun die hypothetische Frage stellen; was tun, wenn der Knirps die Folter überlebt, und obendrein aus lauter Angst die ganze Scheiße brav und artig bis auf den letzten Krümel aus meinem Arsch gefressen hätte?

Sollte ich nun etwa den geläuterten kleinen Schlingel einfach freilassen, als hätte er bloß in einem Beichtstuhl gegessen? Als hätte ich ihm die Absolution erteilt? Ihm all seine Sünden vergeben? Oder sollte ich ihn stattdessen ein paar wei-

tere Tage in meinem Arsch eingesperrt lassen, denn schließlich käme, da ich ja etwas essen würde, immer wieder Nachschub. Obendrein würde sich die Frage stellen; was würde es mir nützen, den mit Scheiße gemästeten Dreikäsehoch zu lange am Leben zu lassen, denn je fetter er wegen meiner Scheiße werden würde, desto schwieriger wäre es am Ende, die dicke fette Sau aus dem Arsch zu scheißen. Verstehst du, was ich meine, Pater? Deshalb würde ich mich nach reiflichem Überlegen dazu entschließen, den faulen und unartigen Knirps nach spätestens dreizehn Tagen, ähnlich wie eine normale Kackwurst, bis zur Hälfte aus dem Arschloch zu drücken, und ihm, bevor ich ihn an seinen Füßen herauszieh'n müsste, beide Beine zu brechen, damit er nicht weglaufen und sich bei irgendjemandem über die unsanfte Behandlung beschweren könnte. Tja, und danach würde ich ihn in einen kleinen Käfig stecken, zum Pflegen und Aushungern, und ein paar Wochen später würde ich die Sache wiederholen ... Mit der Nase voran rein in den Arsch - zum Arbeiten, mit den Beinen voran raus aus dem Arsch - zum Beine brechen, Pflegen und Aushungern, rein in den Arsch zum Scheiße fressen, raus aus dem Arsch zum Erholen ... und so weiter und so fort ... bis in alle Ewigkeit ... Ende der Geschichte.«

Enya hielt mit ihrer Geschichte inne, denn Cedric kniff die Augen zu schmalen Schlitzen und begann schwer zu atmen.

»Was hast du denn plötzlich, Pater?« feixte sie Besorgnis spielend und zugleich wissend, dass sie das Spielchen in wenigen Sekunden bravourös gewonnen hatte. Sie sagte schlussendlich: »Armer Cedric. Ich wette, dass du von meiner spannenden Geschichte vor lauter Verkrampfung und Konzentration so wenig mitbekommen hast, dass du dir nicht mal annähernd vorstellen könntest, wie es wäre, den Kopf in das Arschloch einer fettärschigen Riesin zu stecken, die nichts anderes im Sinn hätte, als jedem, der sich diese Frechheit erlaubte, eine riesige braune Kackwurst in den Mund zu scheißen, obwohl ...«

Punkt, aus, Ende der Geschichte, denn das war zu viel des Guten. Enya hatte eine Grenze überschritten, ab der man ihr Geschwafel als Mann nicht mehr ignorieren konnte, weshalb es kein Wunder, war, dass Cedric kurzerhand in eine extrem entrückende Ekstase fiel und ihretwegen beinahe die Besinnung verlor. Nicht allein das Auf und ab Bewegen ihres toll gerundeten Hinterns war das Grausame, sondern ebenso ihr schweinishes Gerede sowie die Kombination aus den aus der Hüfte geholten, stoßartigen Reitbewegungen und der engen Massage, die sich anfühlte, als würde alle zwei Zentimeter ein dickes kräftiges

Lippenpaar um den Schaft gelegt, nein gepresst, und wieder entfernt.

»Wie ist das denn nun, Pater? Gefällt es dir, wie ich meine enge Arschfotze um deinen Schwanz schmiege?« lauteten die ordinär gehauchten Worte, die wie selbstverständlich in sein rechtes Ohr drangen. Cedric, dem es einmal mehr wegen Enyas Art, sich im Schlafzimmer zu artikulieren, die Sprache verschlagen hatte, suchte krampfhaft nach Worten und brachte mit viel Mühe dennoch nur ein Stammeln über die Lippen.

»Ich ... ich ... aaah ... ja ... natürlich, mein Engel. Ich ... ach, wie ich dich liebe.«

Enya atmete tief durch, wie seufzend, denn sie freute sich, obwohl es ihr viel lieber gewesen wäre, sein strammes Glied in ihrer Möse zu spüren. Doch sie sah ein, dass sie heute wieder nur mit der Hintertür ins Haus fallen konnte. Sich behutsam herumzuwälzen, so dass sie sich unter ihm befand, wollte sie nicht, da sie ahnte, dass sie in der derzeitigen Position das Gefühl, mit ihm zusammen zu sein, intensiver genießen konnte. Sie ließ eine Hand über seine Haut gleiten, dann griff sie wieder zu seinem Penis, der tiefer denn je in ihrem fordernden Hintern steckte. Ohne Zweifel wollte sie ihre sexuelle Neugier, aber auch die ihres Liebhabers einmal mehr bis zu einem Punkt steigern, an dem sie sich zeitgleich aufbäumten, weil Cedric sich nicht mehr beherrschen konnte.

Beider Atem wurde rascher, heftiger. Und obwohl Cedric spürte, dass er sich dem Gipfelpunkt näherte, war er dennoch völlig überrascht, als es geschah. Nicht dass es geschah, sondern wie es geschah. Er sah ihren Mund, so weich jetzt, und er sah das Glänzen in ihren Augen, während sie sein Glied nach wie vor mittels Muskelkontraktionen folterte – jawohl, folterte, denn was dieses Keltenmädchen mit seinem Penis aufführte, konnte man nicht anders bezeichnen. Enya würgte nämlich seinen steifen Schaft im Auf und Abgleiten mit der Rosette tatsächlich, als wolle sie bereits jetzt, noch bevor er sich in sie ergoss, den letzten Tropfen Sperma aus ihm herausquetschen. Sie fickte und fickte, ritt auf ihm wie ein resolutes Cowgirl, quetschte seinen Lümmel rund um die fleischige Rolle mit aller Kraft mithilfe der Rosette, massierte ihn sozusagen von vorne bis hinten, und zwischendurch saß sie atemlos auf seinen Eiern, als wolle sie die kleinen ovalen Bälle regelrecht ausbrüten.

»Toll!« sagte sie hell begeistert, denn ihr waren spontan zwei nicht minder kreative Ideen, wie die Geschichte mit Daumendick, durch den Kopf geschossen. Wahrscheinlich ging es ihr in einem ersten Anflug von Boshaftigkeit darum, Cedric die Freude an dieser Art von »körperlicher Vereinigung« ein klein wenig zu vergällen, denn sie sagte wahr und wahrhaftig:

»Was soll ich machen, Pater? Ich kann spüren, dass mir, obwohl ich heute Mittag auf der Toilette war, wegen dem Arschficken die Scheiße kommt. Wäre die Geschichte mit dem unartigen kleinen Scheißefresser wahr gewesen, hätten wir jetzt keine Probleme. Nein; Spaß beiseite. Was meinst du? Soll ich jetzt, wo es gerade am schönsten ist, runter steigen und noch mal auf die Toilette geh'n, oder soll ich einfach auf deine Hoden scheißen, obwohl dein Penis in voller Länge in meinem Arschloch steckt? Ich könnte aber auch versuchen, es zu verhindern, indem ich einen der zwei Hoden ebenfalls in das Arschloch stecke? Um das Arschloch gewissermaßen zuzustopfen, denn wie mir scheint, könnte es ansonsten wahrhaftig dazu kommen, dass ich deinen Penis, ohne es zu wollen, mitsamt der Scheiße, die ihn umhüllt, ins Freie drücke, wenn du verstehst, was ich meine. Egal, wie wir es drehen oder wenden; die Verantwortung für die Sauerei, die dadurch entsteht, übernimmst in jedem Fall du, weil du derjenige warst, der darauf bestanden hat, mich vom Anfang bis zum bitteren Ende lediglich in den Arsch zu ficken.«

Wie Cedric es geschafft hatte »Nichts von all dem ... das ist nur ein täuschend ähnliches Gefühl« zu sagen, wusste er hinterher nicht, doch wichtig war, dass er wusste, dass Enya wegen seiner Zuversicht wieder zu reiten und zu stoßen be-

gann - und dass wegen ihrem entrüsteten Nachsatz »Cedric Stuart ... weißt du, was du bist? Eine egoistische Person, der man wahr und wahrhaftig - wie einem kleinen ungezogenen Jungen - den nackten Hintern versohlen sollte ... und zwar mit einem kurzen stabilen Lederriemen, damit sich die Mühe richtig lohnt« in dieser Sekunde neue Empfindungen in ihm geboren wurden, die völlig neu und so völlig unerwartet waren; ein echtes und nahezu abartiges Verlangen nach Unterwerfung und eine nicht minder schockierende Gier, die mit Demut und Erniedrigung zu tun hatte. Das Glänzen in seinen Augen gewann eine solche Kraft, dass es ihn fast zu verzehren schien, und Enya beugte sich vor und nahm strafweise seine Oberlippe zwischen ihre Lippen, dann zwischen ihre Zähne, als wolle sie ihn wie eine Tigerin zerfleischen und bei der Lippe beginnen.

»Enya ... oh, Enya. Was .... was machst du mit mir? Ich ... ich ... ich bin urplötzlich von dem Wunsch beseelt, mich dir in vollkommener Weise zu unterwerfen.«

Enya hielt im Reiten inne und beugte sich zu seinem Ohr.

»Was denn. Du willst wirklich, dass ich dich beim Ficken unterjoche, obwohl ich es, meiner Tierliebe wegen, erst im Alter von neun Jahren fertig brachte, Treiberhunde mit der Peitsche voneinander zu trennen?«

Meine Güte. Ach ja. Richtig, dachte er. Sie hat bereits im zarten Alter von neun Jahren unfolgsame Vierbeiner mit einer Peitsche verprügelt. Oh Gott! Gedanken und Gefühle verschmolzen miteinander, und der Schrei, der aus Cedrics Kehle drang, der Erlösungsschrei, blieb lautlos, weil es gleichsam ein Schrei des ganzen Körpers war und nicht nur der Kehle. Zudem hatte Enya vorsorglich ihre Hand auf seinen Mund gelegt, denn sie spürte haargenau und ziemlich intensiv, wie er sich in ihren Darm entlud. Heftig war es ... ja ... extrem heftig, denn die pumpenden Bewegungen fühlten sich sogar für Enya an, als würde ihr ein kleiner zuckender Aal, von der Rosette beginnend, durch die Gedärme bis in den Magen kriechen wollen. Weil Cedric, als es soweit war, wie ein Zuchtbulle seinen Samen in ihren Hintern pumpte, als gäbe es kein Morgen, wurde sie wieder schnippsch.

»Böser, böser Priester. Was fällt dir bloß ein, mich so lange in den Arsch zu ficken, bis mein hübsches Arschloch wie Feuer brennt. Aber zumindest hast du Recht behalten, was das Scheißen angeht. Wie's aussieht, war das nämlich wirklich nur so ein ähnliches Gefühl, weil dein dicker fetter Lümmel zu lange und zu tief in meinem brennenden Arschloch feststeckte« sagte sie in ablenkender Art und Weise, denn ihr Stuhlgang meldete sich nun wirklich – und zwar genau zur richtigen

Zeit. Um Cedric zusätzlich abzulenken, steckte sie ihm die Zunge abermals in den Rachen und küsste ihn anerkennend, als wäre er derjenige gewesen, der das meiste Talent mit ins Spiel gebracht hatte, und während sie das tat, ließ sie seinen schlaffen Penis aus dem Arschloch gleiten. Und dann kam erstmals die bitterböse Überraschung, die Enya ihm wegen Briannas Rat bescherte.

Mit Leichtigkeit hätte Enya rechtzeitig den Weg zur Toilette gefunden, doch heute, hier und jetzt schiss sie dem Priester absichtlich, und ohne nennenswert drücken zu müssen, die volle Ladung auf den Schwanz, und diesmal war die Scheiße weich und breiig, denn »Daumendick« hatte tatsächlich ganze Arbeit geleistet. Wie staunte der Priester, als Enya ihm gestattete, festzustellen, was sich so herrlich weich und warm anfühlte auf seinen Hoden, denn die waren, gleich wie der schlappe Penis, unter einer braunen weichen Masse begraben, die Cedric in weiterer Folge allein entfernen durfte – und zwar zur Strafe, denn Enya hielt klipp und klar fest:

»(P-) Ups! Sorry, Pater, aber das ist einzig und allein deine Schuld, denn hättest du dich mehr mit dem kryptischen Aspekt der Geschichte von Daumendick beschäftigt, wäre es nicht soweit gekommen.«

\*\*\*

Cedric hatte offenbar dafür gesorgt, dass das Feuer im Kamin nicht erlosch, denn als das frühe Morgenlicht durch die Fenster zu schimmern begann, war es im Raum noch immer warm. Abgesehen davon roch es immer noch nach Daumen-dicks Produktpalette. Cedric hatte trotz allem besser und tiefer als je zuvor geschlafen. Jetzt bewegte er sich, und Enya, inzwischen halbwach, griff rasch nach seinem Arm.

»Bleib, bitte«, sagte sie, und ihre Stimme klang sonderbar ängstlich.

»Aber natürlich bleibe ich, nur keine Sorge, Liebling« sagte er frei von der Leber weg, obwohl er immer noch ein klein wenig verwirrt war wegen des sagenhaften Erlebnisses, dass Enya ihm am Abend beschert hatte. Er streckte die Hand aus und zerrte vom Sofa noch ein Kissen herunter, das er sich hinter den Kopf schob. Dann legte er den Arm so um Enya, dass sie sich noch dichter an ihn kuscheln konnte.

»Gut so?«

»Ja.«

»Ist dir auch nicht kalt?«

»Nein, aber wenn dir kalt ist, können wir ja ins Bett gehen.«

»Ins Bett? Na, das käme doch, einem Keltenmädchen, wie dir, sicher wie ein ganz schlimmer

Stilbruch vor. Ich meine, in ein so zahmes Sünden-Pfuhl zu steigen.«

»Erraten, Pater. Das sollten wir keinesfalls tun, jetzt, nachdem wir uns hier stundenlang wie in halber Wildnis geliebt haben - auf diesem ... Was genau ist das eigentlich?«

»Eigentlich sind's lauter Stückchen Valopo.«

»Lauter Stückchen Valopo?« Enya zeigte sich positiv überrascht.

»Ja. Lauter aneinander genährte Kängurufelle, die ich von deiner Tunte ... ähm ... Unsinn ... natürlich meinte ich von deine Tante geschenkt bekommen habe.«

»Aha! Aber eigentlich längst noch nicht so exotisch oder erotisch wie es, deiner Anmerkung zufolge sein müsste.«

»Meiner Anmerkung?«

»Ja. Du weißt schon. Mit der Unterwerfung beim Sex. Du solltest wohl besser Tigerfelle aus Indien aufbreiten, anstatt Felle von harmlosen Tieren. Dein Wunsch nach Unterwerfung oder Züchtigung, oder was weiß ich, erinnert mich übrigens an so ein Gereimsel, das ich mal irgendwo aufgeschnappt habe. Sie taten's auf einem Tigerfell, dort ging es prompt noch mal so schnell und – völlig unverhofft – auch doppelt so oft. Drum ordere, Mensch, gleich auf der Stelle für alle Fälle Tigerfelle.« Sie grinste diebisch, als hätte sie in der Nacht heimlich sein Portemonnaie geplündert.

»Ich dachte schon, zwischen Eros und Belisama sei die alte, hinter vier Wänden rotzfreche Kelten-göre völlig verschütt gegangen. Es gibt sie also noch. Und den Schluss hast du wohl extra meinetwegen dazu gereimt.«

»Ich konnte einfach nicht widerstehen«, erklärte sie. »Aber nach oberflächlichem Spaß ist mir, im Augenblick jedenfalls, eigentlich wenig zumute. Ich brauche, dir gegenüber, keine Maske. Im Gegenteil. Ich werde dich, wie bisher, nach Keltenart lieben, auch wenn ich dich deshalb ab und zu schockiere« Ohne seine Antwort oder seine Reaktion abzuwarten, sog sie rasch, wie schnüffelnd, die Luft ein und sagte dann: »Guter Gott, ich rieche Daumendick, aber auch den Fisch, der unter anderem gestern Abend für dich gedacht war. Richtiges Dinner hatten wir zwar, aber jetzt wird's trotzdem Zeit zum Frühstück! Schließlich kann ich nicht erwarten, dass du nur von Luft und Liebe lebst.«

»Das wäre dir wirklich nicht recht?« konnte Cedric sich nicht genug über Enyas Worte wundern, war sie doch dermaßen unersättlich.

»Also sagen wir mal«, scherzte sie gewitzt, »wenn's außer Luft und Liebe nichts weiter gäbe, würde ich mir Sorgen machen, dass dir wegen mir auf die Dauer bei der Liebe die Luft knapp werden könnte.«

»Aber es war auch für dich schön, nicht wahr, jede Minute.«

»Ja. Jede Sekunde, um genau zu sein.« Sie seufzte, gähnte, streckte sich. »Wenn du nur wüsstest, wie glücklich ich bin.«

»Ich glaube, ich weiß es«, sagte er ruhig. Sie stützte sich auf einen Ellbogen hoch.

»War meine Traurigkeit, von Valopo getrennt zu sein, für dich der einzige Grund, mich unter Gefahren in deine Wohnung einzuladen?« Er griff nach ihrem Ohrläppchen, zupfte hart daran.

»Nun will ich's dir mal heimzahlen mit deiner unterschwelligten Fragerei. Was glaubst du denn wohl?« Mühelos befreite sie ihr Ohr von seinem Griff, lächelte breit.

»Unterschwellig? Liebster, nur für den Fall, dass du mit dem Gedanken spielen solltest, die Antwort zu verweigern – dann erdrossele ich dich in deinem eigenen Bett ein klein wenig nachhaltiger als diese Frau auf der griechischen Bühne, von der du mir erzählst hast.« Dass Cedric anscheinend wirklich eine masochistische Ader hatte, erkannte Enya daran, dass wegen ihrer Bemerkung sein Glied im Handumdrehen steif wurde. Da sie halb auf ihm lag, mit der Hand an seinem Geschlechtsteil, bekam sie es mit und umklammerte prompt seinen Liebespfahl, als hätte er etwas Scheußliches verbrochen.

»Was ist los, Pater? Hab' ich was Falsches gesagt, was Verstörendes, oder etwas, das sich in deinen Ohren erregend anhörte?«

»Nun ja, eine Mordandrohung kann ein verwegener Teil eines Rituals sein, das mit Unterwerfung zu tun hat ...« sagte er und sie wurde deshalb sehr ernst.

»Du willst wirklich, dass ich beim Sex die primitiv anmutende Keltengöre hervorkehre? Mich richtig gehen lasse, als gäbe es nur mich und nichts anderes auf der Welt?«

»Ja. Das würde mich, nein uns, gewiss noch mehr erregen – dessen bin ich mir sicher.«

»Nun. Zugegeben; es liegt in meiner Natur, mit Geschöpfen, die sich danebenbenehmen, streng zu verfahren, und über einen Instinkt, ob eine gewisse Absicht hinter einer Bosheit steckt, verfüge ich auch. Beides könnte bis zu einem gewissen Grad mit dem jahrelangen Umgang mit unseren Treiberhunden, und meinem notwendigen Durchsetzungsvermögen gegenüber meinen Brüdern zu tun haben. Aber weil du mich diesbezüglich ein wenig überrascht hast, hätte ich nur zu gerne gewusst, welcher Augenblick dir die Gewissheit verschafft hat, wir hätten noch etwas gemein und könnten dadurch noch mehr ineinander verschmelzen.«

»Eigentlich waren es sogar zwei Momente. Zum einen, als du mich mitten im Geschlechtsverkehr, als ich mich gerade fühlte, als würde ich von dir

wie von einer wild gewordenen Tscherkesse zugeritten, in die Lippe gebissen hast, und zum anderen, als du am Ende ›böser, böser Priester‹ zu mir sagtest.« Enya lachte.

»Und was würdest du sagen, wenn mir die Sache mit der Zeit ebenso gefiele, sich die besagte Sache jedoch nach und nach auf unser gemeinsames Alltagsleben übertragen und auswirken würde? Wenn sie mir sozusagen in den Kopf steigen und, gleich wie bei dir, von mir rund um die Uhr Besitz ergreifen würde?«

»Hmmm. Daran habe ich, ehrlich gestanden, noch nicht gedacht.«

»Solltest du aber, Pater, denn wie du weißt, gebe ich mich nicht mit halben Sachen zufrieden. Oder dachtest du etwa, ich könnte mir vorstellen, dich die halbe Nacht auszupeitschen und am Morgen deswegen bei dir zu Kreuze zu kriechen?«

»Oh, Gott. Enya. Rede bitte nicht so. Ich ... ich ... Noch so eine Bemerkung und ich ...«

»Und ich, *was?*« fragte Enya beinahe gehässig. Da sie seinen Penis, wie zur Strafe, immer noch fest mit der Hand umklammerte, fühlte sie das heftige Zucken - und weil das so war, stülpte sie ihre vollen roten Lippen darüber, bis selbige seinen Bauch berührten. Sie grinste sogar ganz nebenbei, und das, obwohl sie bereits begann, seinen Penis mit der Zunge zu bearbeiten. Dass tat sie, bis er beinahe abspritzte. Doch kurz bevor das ge-

schehen konnte, hielt sie instinktiv inne und sagte humorvoll etwas an den Penis gerichtet, das Cedric beinahe schockierte, obwohl er derjenige war, der es herauf beschworen hatte.

»Sieh an. Du ungezogener Lämmel hast anscheinend immer noch nicht genug, obwohl ich mir gestern Abend redlich Mühe gegeben habe, dich gründlich mit meinem Arschloch zu massieren. Am besten wäre wohl gewesen, wenn ich, gleich zu Beginn, eine ordentliche Ladung auf dich drauf geschissen hätte, um dich bis zum bitteren Ende in der warmen braunen Masse schmoren zu lassen. Das wäre doch sicher netter von mir gewesen, als dich erst nach dem Finale mit Scheiße zuzudecken? Ich hätte dich aber auch direkt in meinem Darm zuschießen können, vom Köpfchen bis zum hinteren Ende, anstatt dich in meiner Gutmütigkeit beinahe blitzsauber aus dem Arsch zu zieh'n. Aber keine Angst; wenn du beim nächsten Mal auch so übermütig bist, spare ich mir den Gang zur Toilette, damit es noch dicker für dich kommt. Glaube mir; das wird einerseits wieder warm und angenehm, aber andererseits noch ekliger für dich, mein kleiner spritzfreudiger Freund, denn die böse böse Keltenprinzessin wird dich in die erbärmlich stinkende Masse backen und dich tagelang nicht aus dem Gefängnis rauslassen.« Enya lachte und wandte sich zu ihrem staunenden Liebhaber.

»Was sagst du zu diesem Fall, Pater? Du wirst es mir vielleicht nicht abkaufen, aber als du deinen Samen in mich rein gepumpt hast, war mir wirklich extrem gruselig zum Scheißen zumute und zum Pissen auch. Und als du zu mir sagtest, das sei nur ein vorübergehendes Gefühl, hätte ich dir aus lauter Zorn am liebsten geradewegs ins Maul geschissen. Ist das nun eine schlimme Sünde, die nur mit einer Beichte aus der Welt zu schaffen ist, oder ...?«

Weiter kam Enya nicht, denn wegen ihrem neuerlichen »natürlichen«, aber total obszönem Gerede spritzte Cedric mit einer noch nie erlebten Heftigkeit, die ihresgleichen suchte. Enya hatte sichtbar Mühe, den ganzen Samen rechtzeitig in ihrem Rachen aufzufangen und hinunterzuschlucken. Ihr Mund schlug Schaum und als ihre Lippen Cedrics Bauch abermals berührten und ihr Mund sich dadurch ein wenig öffnete, spannten sich darin etliche schleimige weiße Stränge, die sie mit der Zunge auflöste und ebenfalls schluckte, obwohl der Penis wieder bis zum Ansatz in ihrem Rachen steckte. Während sich Enya redlich abmühte, die nähere Umgebung vor einer Verschmutzung zu bewahren, drückte Cedric seine Hand fest gegen ihren Hinterkopf, als wolle er sie am liebsten nie mehr von seinem Schoß wegtauchen lassen. Er stöhnte wieder wie ein Ochse, doch gottlob war

das kleine Zwischenspiel nach wenigen Sekunden vorbei.

Enya leckte sich kindlich wie eine richtige Loli-ta, und übertrieben genießerisch die Lippen, und verhielt sich danach in einer Mischung aus manierlich und natürlich, als hätte sie das schon tausendmal praktiziert. Sie meinte:

»Hmmm. Das war wirklich unglaublich. Zum guten Glück schmeckt dein Samen hervorragend, denn andernfalls hätte ich diesen vorwitzigen Lümmel sofort wieder in mein Arschloch gesteckt, wo er, wenn ich es mir recht überlege, auch diesmal hingehört hätte. Uuuh ... hmmm ... Schade übrigens, dass diesmal, im Vergleich zu unserem Schäferstündchen auf Valopo, so wenig Samen durch meine Kehle geflossen ist.«

\*\*\*

Enya hatte wegen Cedrics neuerlicher Reise nach Rom Gelegenheit, sich mit Liz und Brianna in Fenias weitläufiger Gartenanlage zu unterhalten. Das hatte Enya insgeheim angestrebt und so kam ihr Liz' Einladung, sie und Brianna bei einem Spaziergang zu begleiten, gerade recht. Was Enya an der großen schwarzhaarigen Edelnutte, die von dem Dreiergespann die attraktivste war, am besten gefiel, war die klare und prägnante Aussagekraft ihrer Worte und Sätze.

»Wäre es sehr unbescheiden von mir, wenn ich euch bitten würde, mir zu verraten, wie Fen in Wahrheit zu diesem schönen Anwesen gekommen ist?« fragte Enya später, als sie, Liz und Brianna in Fens Wohnzimmer saßen, während Fenia ein paar Besorgungen außer Haus zu machen hatte.

Liz und Bri sahen sich gegenseitig an und nachdem Liz wieder zustimmend genickt hatte, sagte Bri:

»Nein, Herzchen. Wenn du schwörst, es für dich zu behalten, erzählen wir dir die volle Wahrheit.«

»Ich schwöre, dass kein Sterbenswörtchen über meine Lippen kommt.«

»Wie du an uns sehen kannst, nimmt Fen nur Huren mit gewissen Vorzügen in ihre Loge auf« sagte Liz.

»Ja. Gut aussehende, mit riesigen Titten und einem mächtig breiten Hintern« lautete Enyas Entgegnung.

»Genau. Auch sollten die Edelhuren, die sich bei ihr vorstellen, nicht zu alt sein« setzte Bri hinzu.

»Wie alt seid ihr?« Liz beantwortete die Frage, denn Bri schien sich bezüglich des Alters ihrer beiden Kolleginnen nicht ganz sicher zu sein.

»Fen ist achtundzwanzig, Bri ist vierundzwanzig und ich bin zweiunddreißig. Der Grund für all diese Kriterien; Fenia fühlt sich dadurch, als wäre sie unter Schwestern, die mehr Verständnis für

die Begebenheit aufbringen, die ich dir nun verrate. Sie hat ihren reichen, betagten und herzkranken Mann in der Hochzeitsnacht vorsätzlich an bzw. in das Bett gefesselt und ihn mithilfe ihres angepissten Höschens und eines Lederknebels ruhig gestellt. Danach hat sie ihn, je nach Größe seiner Atemnot, entweder geritten, geohrfeigt oder sich mit ihrem großen Hintern auf sein Gesicht gesetzt, wobei sie seine Nase bis zum Anschlag in ihr Arschloch steckte, damit er keine Luft bekam. Da sie das nicht nur eine Stunde machte, sondern beinahe zwei Tage und zwei Nächte, war das Ergebnis sein qualvoller Tod. Und um dir die Frage zu ersparen, woher ich das weiß, verrate ich dir, dass sie es mir im betrunkenen Zustand, als ich an ihrer Seite in ihrem Bett schlief, ins Ohr lallte. Sie musste es mir einfach anvertrauen, weil sie sonst niemanden hatte, dem sie es vertrauensvoll auf die Nase binden konnte. Wir sind bereits seit unserer Schulzeit die besten Freundinnen, und Bri gehört auch schon seit etlichen Jahren zu unserer kleinen verschworenen Riege. Ihr hat Fen ebenfalls einiges anvertraut, denn sie ist ihre zweite Bettgenossin, wenn sie sich besonders einsam fühlt.« Da Enya Liz nach wie vor unverwandt anstarrte, fuhr Liz fort.

»Willst du wissen, was Fen hier, an diesem Tisch zu mir sagte, nachdem der Leichenbestatter die Leiche ihres Mannes abgeholt hatte?«

Enya nickte und die schwarzhaarige Hure sagte:  
»Sie sagte wortwörtlich; Liz, Schätzchen, ab jetzt gehöre ich auch zu den düsteren Witwen, die ihren Stand eigenhändig geschaffen haben. Ich hab‘ die impotente alte Drecksau gefesselt, geknebelt, und absichtlich zu Tode gefickt.«

»Ach herrje« sagte Enya.

»Das kannst du laut sagen, denn sie hat den alten Geizhals, wie Bri richtig sagte, über vierzig Stunden im gefesselten Zustand geohrfeigt und mit der Nase im Arsch in die Mangel genommen. Fen sagte, da ich nähere Details wissen wollte, wortwörtlich, sie hätte seine hässliche Fratze so lange zwischen ihre großen Arschbacken geklemmt und dabei seinen Schwanz mit dem Mund, den Zähnen und den Fingernägeln malträtiert, bis er leblos unter ihr zusammensackte.«

»Er ist erstickt?« Brianna riss das Wort schnell und daher ein wenig unhöflich an sich.

»Nein, Herzchen. Erstickt ist der steinreiche alte Knacker nicht. Sein schwaches Herz hat die Tortur, wie von Fen beabsichtigt, nicht ausgehalten.«

»Bri hat mir die Worte aus dem Mund genommen. Fen sagte, sie hätte gut darauf geachtet, dass er nicht wegen ihrem Arsch, sondern wegen der körperlichen Überforderung vor dem Teufel auf salutierte. Also hat sie ihn zuerst auf die normale Art, aber natürlich in gefesseltem Zustand und unter ständiger Verabreichung von Ohrfeigen, so oft

zum Spritzen gebracht, wie er einen hochbekommen hat, und danach hat sie ihn mit ihrem Arsch und ihren Schenkeln in die Mangel genommen und in vollkommener Hurenmanier fertig gemacht. Nur wir wissen, dass sie es vorsätzlich getan hat, weswegen sie in den Augen des Gesetzes unschuldig ist. Und weißt du was, Enya; es gibt keine bessere Methode, ein Gesetz zu übertreten, ohne dafür die Konsequenzen tragen zu müssen, als diese. Und weil das so ist, und weil es so wunderbar geklappt hat, sind Fen, Bri und ich der festen Überzeugung, dass bereits hunderte oder tausende reiche Witwen auf diese Art an ihr Vermögen und zu einem sorglosen Leben gekommen sind.«

Enya schüttelte betreten den Kopf.

»Ich hätte nie gedacht, dass Fenia so ein berechnendes und kaltblütiges Miststück ist.«

»Ein berechnendes und kaltblütiges Miststück, sagst du? Das, Herzchen, ist, um ehrlich zu sein, die Untertreibung des Jahrhunderts. Fen ist durch und durch eine herzlose Sadistin, die, wie du nun weißt, über Leichen geht, wenn sie Geld oder andere Vorteile wittert.« Liz sprach anstelle von Brianna weiter.

»Ja. Stell dir vor. Kurz vor der Hochzeit hat sie mich eingeladen und mich gebeten, ihr dabei zu helfen, den alten Knacker hörig zu machen. Wie ein getretenes Hündchen hat er gewinselt, als ich

sein Gesicht in meine Scheiße drückte und mich so schwer wie möglich auf seinen Hinterkopf setzte. Die abartige alte Sau ist in ihrem eigenen Keller beinahe erstickt, während unsere Schlagriemen so lange auf seinem nackten Arsch landeten, bis der Boden blitzblank war. Am Ende saßen wir wie Amazonen auf seinem Rücken und er kotzte sich fast die Seele aus dem Leib, doch von diesem Tag an war er unsere gemeinsame Marionette. Nimm dich also vor Fenia in acht, und denk' vor allem keine Sekunde daran, sie auffliegen zu lassen. Sie hat, so sagt sie jedenfalls, einen Freund, der an ihrer Stelle für einen Verrat Rache üben würde. Gut möglich, dass es sich dabei um ihren Gärtner handelt, denn der benimmt sich bei der Arbeit wie auch in seiner Freizeit, als würde das wunderschöne Anwesen ihm gehören.« Brianna drehte den Kopf zu Liz.

»Möchtest du dazu auch was persönliches sagen, Liz ... ich meine, was dich und deinen hübschen Besitz angeht?«

Nach kurzem Zögern sagte Liz:

»Ich weiß, worauf du anspielst, Satanela, und wenn du willst, übernehme ich deswegen den Spitznamen, den Enya dir gegeben hat, ab sofort von dir, wenn du mir versprichst, ihn nur dann zu verwenden, wenn wir unter uns sind. Auch ist es so, dass ich es dir nicht verüble, wenn Neid aus dir spricht, und dennoch möchte ich zum wieder-

holten Male erwähnen, dass es, mal abgesehen von der schwierigen Phase, trotz allem ein hartes Stück Arbeit war. Also gut. Ja; ich habe meine Villa ebenfalls auf halblegale Weise geerbt, und Fen hat mit dabei geholfen. Sie hat mir, um ehrlich zu sein, sogar sehr geholfen und es mir schlussendlich nachgemacht. Insofern könnte man sagen, dass wir quitt sind, was die Hilfe angeht.«

»Auf halblegale Weise?« fragte Enya.

»Ja. Und zwar im doppelten Sinn. Erstens haben wir uns dabei in einer Grauzone bewegt, die man auch als ›riskantes Liebesspiel‹ auslegen könnte, und zweitens hatte es der schmierige alte Bock, dem ich mein Jawort gab, verdient, dabei das Leben zu verlieren. Dieser Hundesohn hat drei Wochen vor dem Aufgebot, im Zuge eines Schäferstündchens voller Stolz und allen Ernstes zu mir gesagt, er hätte seine eigene Tochter gegen ihren Willen ab dem Alter von drei Jahren zu seiner persönlichen Liebesdienerin erzogen.«

»Wirklich?« fragte Enya in einer Mischung aus schockiert und empört.

»Ja. Fen und ich überprüften seine Angaben, und als sie sich als wahr herausstellten, meinte Fen spontan, es sei in diesem Fall besser und vor allem vorteilhafter, Selbstjustiz zu üben, anstatt die perverse Sau anzuzeigen. Der reiche alte Knacker, meinte sie, stünde ohnehin bereits wegen seinem Herzleiden mit einem Bein in der Grube.«

»Hast du ihn ebenfalls am Strand kennen gelernt?«

»Nein. Er ist mir nicht in aller Öffentlichkeit ins Netz gegangen, sondern in meinem Schlafzimmer – in der Zeit, als ich die Freier noch in meiner Wohnung empfing. Er war, als er eines Tages an meine Tür klopfte, knapp an die siebzig. Ich habe mich, seines guten Auftretens wegen, sofort um sein Vermögen schlau gemacht, ihn mir nach und nach infolge meiner herrischen Art hörig gemacht, und nachdem er mir unter Einfluss von Alkohol in einer schwachen Stunde die Sache mit seiner Tochter anvertraut, und mir kurz darauf vor dem Traualtar sein Jawort gegeben hatte, fickten Fen und ich die verdammte Drecksau geradewegs in die Hölle – und zwar auf dieselbe Art wie Fenia es kurze Zeit später im Alleingang machte; unter Einsatz unserer Mösen, unserer großen Ärsche, und unserer strammen Schenkel.«

Enya war sichtlich schockiert, was man an einer leichten Blässe ihres Gesichts erkennen konnte.

»Fen beteiligte sich allein wegen seines unverzeihlichen Vergehens in uneigennütziger Weise an der gefährvollen Sache, und erst im Angesicht seines Todes erfuhr er den Grund unseres radikalen Handelns. Der Ablauf war wie vom Schicksal vorgezeichnet. Er plauderte sein unverzeihliches Verbrechen in einem Anflug von Reue aus, Fen riet mir, die Gelegenheit am Schopf zu packen, und so

beschlossen wir gemeinsam, Stillschweigen zu bewahren, und ihn mit vereinten Kräften, nach einem Schema, das ich ausgearbeitet hatte, über den Jordan zu schicken. Was ihm am Herzen läge, sagte er am Tag der Hochzeit, sei eine versaute Hochzeitsnacht – mit Lederstiefeln, Lederhandschuhen, Peitsche und allem, was dazu gehöre. Gut, sagte ich mir insgeheim; das kannst du gerne haben, du perverse alte Sau, denn damit hatte er sein eigenes Todesurteil unterschrieben. Doch ich schwieg und nickte nur bejahend.

Nebenbei gesagt; ihr könnt euch nicht vorstellen, wie sehr man einen Mann hassen kann, der glaubt, sich seines Geldes wegen alles erlauben zu dürfen.«

»Und was genau ist in der Hochzeitsnacht passiert?« fragte Enya voller Neugier, was sie lieber nicht getan hätte, denn dass Bri eine boshafte Bemerkung vom Stapel ließ, war in ihren Augen die natürlichste Sache der Welt.

»Sieh an?! Haben wir etwa bereits die nächste Kandidatin in unserer Mitte, die mit dem Gedanken spielt, ihren künftigen reichen Ehemann in der Hochzeitsnacht zu Tode zu ficken? Womöglich mit meiner Hilfe, damit ich ebenfalls auf den Geschmack komme?« Sie grinste über das ganze Gesicht, obwohl von echtem grausamen Mord die Rede war.

»Sorry, Satanella, aber diese Bemerkung habe ich nicht gehört« lautete demzufolge Enyas Antwort, die wiederum Liz ein schiefes Grinsen entlockte.

»Wie du meinst, Herzchen. Wenn das so ist, bitte ich die einzige gruselige Witwe in unserer Runde, weiter zu erzählen.«

»Gut, dass ihr euch zumindest darin einig seid. Wo waren wir stehen geblieben. Ach ja. Der lüsterne alte Bastard wollte also sogar in der Hochzeitsnacht einen Fick der besonderen Art, um sich die Kosen für eine Nutte zu ersparen. Damit unser Plan noch besser gelingen konnte, verleiteten Fen und ich die nach Strenge und Fotzenschleim geifernde Sau am Tag der Hochzeit dazu, jede Menge Alkohol zu trinken, und als nicht *er mich*, sondern *ich ihn* über die Schwelle der Schlafzimmertür trug, wartete bereits Fenia auf uns, denn die hatte klarerweise einen Schlüssel von mir bekommen, um, wie vereinbart, ein paar Dinge vorbereiten zu können. Was wir benötigten, um ihn nach allen Regeln der Hurenkunst ins Jenseits zu befördern, lag griffbereit vor uns; schwarze Seidenstrümpfe, Strumpfgürtel und Strapse aus Leder, unsere hohen hochhackigen Lederstiefel und unsere langen, bis zu den Schultern reichenden Lederhandschuhe, um ihm seinen letzten Wunsch zu erfüllen, aber auch Dinge, wie Tücher, Handschellen und Knebel, denn schließlich wollte er ja streng be-

handelt werden. Wie staunte er, als er im stockbetrunkenen Zustand Fenia im Schlafzimmer erblickte, die ihre Domina-Klamotten bereits angezogen hatte. Alles in schwarzer Farbe, versteht sich, denn Toten und Todgeweihten soll man ja bekanntlich bis zu einem gewissen Grad Ehre erweisen. »Überraschung«, sagte ich, doch als hätte ihn eine Vorahnung beschlichen, wollte er einen Rückzieher machen, weshalb es uns nur mit viel Mühe gelang, ihn zu überreden, trotz Betrunkenheit mitzumachen. Er meinte, er könne in diesem Zustand keinen perfekten Liebhaber abgeben, und schon gar nicht für zwei so begehrenswerte Frauen, doch wir gaben uns zuversichtlich, spreizten vor seinen Augen die Beine, und zeigten ihm unsere auseinanderklaffenden Schamlippen. Daraufhin regte sich bei ihm anscheinend etwas, denn er willigte ein, und das war gut, denn schließlich konnten wir keine Gewalt anwenden, denn dann wäre unser Vorsatz ans Tageslicht gelangt. Wir drückten ihn sanft, aber bestimmend, unsere Mösen immer vor seinen Augen, auf das Bett, und so wie wir ihn splitterfasernackt ausgezogen und an das eiserne Bettgestänge gefesselt hatten, steckte ich ihm mein zusammengeknülltes Höschen ins Maul – genau wie wir es schon zuvor einige Male beim Liebesspiel gemacht hatten. Dann verpasste ich ihm einen ledernen Knebel, und nachdem wir uns versichert hatten, dass wir allein im Haus, und

die Türen verschlossen waren, war sein Schicksal besiegelt. Da die Hochzeit, dank meiner perfekten Planung an einem Freitag stattfand, hatten wir das ganze Wochenende Zeit, um unseren Plan zu verwirklichen und das perverse Schwein dorthin zu befördern, wo es hingehörte. Fen hatte, um die Samenflüssigkeit des alten Hurenbocks aufzufangen, ein paar kleine Gefäße und einen Eimer vorbereitet, damit wir mit dem ekligen Zeug nicht in Berührung kamen, und danach ging der Hexentanz los. Allerdings mussten wir hinterher, als er tot im Bett lag, die schleimige Flüssigkeit gleichmäßig im Bett verteilen und Fens Sachen wegräumen, damit es so aussah, als hätte einzig und allein ich ihn ungewollt zu Tode gefickt.«

Enya starrte Liz ungläubig an.

»Ja. Du hast richtig gehört. Fen fuhr mit dem Fahrrad, und natürlich mit blonder Perücke und Brille auf der Nase nach Hause und ich gab dem Doktor, den ich holte, mit weinender Stimme Auskunft über das tragische Unglück. Der Totenschein war schnell ausgestellt und ich war ab sofort eine scheinheilig trauernde, aber stinkreiche Witwe. Leicht war sein Tod gewiss nicht, ich meine, für ihn, aber schlecht war er auch nicht gerade, denn Fen und ich haben den zaundürren alten Bock so oft gefickt und gemolken, ohne ihm einen Schluck Wasser oder eine Pause zu gönnen, bis er uns mit den Augen fragte, ob wir die Absicht hät-

ten, ihn zu Tode zu ficken. Sprechen konnte er nicht, wegen dem gut sitzenden Knebel, und seine Hände konnte er auch nicht benutzen. Und wenn uns, nach Bekanntgabe unserer Absicht, sein dumpfes protestierendes Gemurmel störte, ließen wir seine Nase einfach abwechselnd in unserem mit den Fingern geweitem Arschloch verschwinden. Wir nahmen ihm oft und oft die letzte Möglichkeit, an Sauerstoff zu gelangen, und zugleich drückten wir seine Hoden in möglichst schmerzhafter Art zurück in seine Bauchhöhle, um ihm zu demonstrieren, was er in unseren Augen war. Dann wieder wickten wir seinen Schwanz in derselben Stellung und furzten und schissen ihm dabei hemmungslos in die Nasenlöcher, denn das Gas hinterließ schließlich keine Spuren und das bisschen Scheiße war leicht zu entfernen. Fen und ich nahmen ihn ungefähr vierzig Stunden, ohne ihm eine Pause zu gönnen, in die Mangel, und immer, wenn er vor Erschöpfung in den Schlaf zu fallen drohte, verhinderten wir es, indem wir kalte nasse Tücher auf sein Gesicht drückten oder ihn so lange ohrfeigten, bis er vor Entsetzen seine Augen weitete. Kurz bevor ihn das Zeitliche segnete, schmierten wir ihm sogar jede Menge Fotzenschleim in die Nasenlöcher, damit derselbe durch seine Kehle in den Magen gelangte, denn Fen meinte, das sei wichtig, falls es zu einer Obduktion käme. Fotzenschleim, sagte sie, würden alle

Männer gerne fressen, und so könne es sein, dass jemand stutzig werden würde, wenn die schwächliche alte Sau, der wir den Garaus gemacht hatten, im Zuge des Leckens keinen gefressen hätte.«

»Wann merkte er zum ersten Mal, dass ihr vorhattet, ihn um die Ecke zu bringen?«

»Das war, nachdem wir ihn das erste Mal trocken gemolken hatten, und Fen bei ihm blieb, um achtzugeben, dass er sich nicht aus eigener Kraft befreien konnte, während ich zum dritten Mal kontrollierte, ob im Haus alles in Ordnung war. Man konnte ja nie wissen, ob nicht jemand aus seinem Freundeskreis einen Zweitschlüssel hatte. Ich kam zurück, Fen hockte mit gespreizten Beinen auf seiner Brust, und dann sagte sie zu ihm ›so, du abartige Drecksau ... es ist soweit. Jetzt kommt der harte Teil deiner versauten Hochzeitsnacht, denn Babyficker, wie du, gehören geradewegs in die Hölle geritten. Deine fettärschige Braut und ich werden dir zeigen, was wir mit alten Lustmolchen machen, die einer Dreijährigen, die sich nicht wehren kann, den Lümmel in die Möse stecken.«

Ich werde nie den Ausdruck des Entsetzens in seinen Augen vergessen, als Fen zu mir sagte ›ich hab‘ das feste Kissen unter seinen Kopf geschoben ... willst du beginnen oder soll ich der alten Sau zuerst den Marsch blasen«, und ich, ohne mir ein Blatt vor den Mund zu nehmen, antwortete

›wie kannst du mich in meiner Hochzeitsnacht so etwas fragen? Natürlich will ich diejenige sein, die diesem dreckigen Bastard klarmacht, dass sein letztes Stündlein geschlagen hat‹.

Dann setzte ich mich verkehrt auf sein Gesicht und öffnete mein Arschloch mit den Fingern, Fen hielt seinen Kopf und positionierte seine Nase genau zwischen meinen weit auseinandergezogenen Arschbacken, und nachdem seine Nase bis zum Anschlag in meinem Arschloch steckte, blieb ich so lange wie eine Bruthenne auf seinem Gesicht sitzen, bis er zum ersten Mal ohnmächtig wurde. Als ich ihn freigab, mussten wir seine Nasenlöcher reinigen, denn in beiden Löchern steckte ein fester Pfropfen Scheiße. Fen holte ihn mithilfe eines kalten feuchten Schwamms aus der Bewusstlosigkeit, und begann dabei zu nörgeln, denn ich hatte ihr aus Gründen der Sicherheit verboten, ihm ins Maul zu scheißen. Sie wollte das Höschchen, das in seinem Maul steckte, gegen eine Kackwurst tauschen, doch ich fand, das sei zu gefährlich wegen einer eventuellen Obduktion. Wir einigten uns darauf, aus Gründen der Sicherheit darauf zu verzichten, doch wir wiederholten die Sache mit der Nase so oft, bis Fen es satt hatte, die Pfropfen aus seiner zu-geschissenen Nase zu anglen. Wir quälten ihn länger als vorgesehen auf diese Art, denn wir mussten nur die Arschbacken auseinander zieh‘n, damit wir seine Nase einmal

raus und wieder reinstecken konnten, und danach rang er wieder so lange um Luft, wie wir wollten und wie wir es gerade noch zulassen durften, damit der zappelnde alte Bock nicht unter einem von unseren Ärschen erstickte.«

»Und wie habt ihr ihn letztendlich geschafft?« wollte Brianna wissen.

»Seine Qualen und sein Todeskampf dauerten, wie ich sagte, ungefähr vierzig Stunden, in denen wir unseren Zorn, mit den von mir erlaubten Methoden, an ihm abreagierten. Sein Herz schlug und pochte wild und arhythmisch, und um es noch mehr aus dem Rhythmus zu bringen, ließ sich eine von uns zwischendurch mit dem Hintern schwer auf seine Brust fallen. Er hustete wie verrückt, während die andere den geknebelten Bastard auf das heftigste ohrfeigte, seine Atmung mithilfe ihres Arschlochs etappenweise einschränkte, und sich dabei mit den Händen auf seine Brust stützte, um sein Herz noch mehr zu strapazieren. Zwischendurch wurde er immer wieder von uns trocken gemolken und auf diese Weise haben wir ihn nach und nach fertig gemacht. Als ich merkte, dass es mit ihm zu Ende ging, wuchtete ich mich mit gespreizten Schenkeln auf seine gequälte Brust und schnarrte bitterböse: ›damit du es weißt, du gottverdammte Drecksau – das war die Strafe dafür, dass du deine eigene Tochter jahrelang zu allen erdenklichen Sauereien gezwungen hast‹.

Dann setzte ich mich wieder rittlings auf sein hochrotes Gesicht, damit ich seine verlogene Fresse nicht mehr sehen musste, und während seine Nase ein letztes Mal bis zum Anschlag in meinem Arschloch steckte und Fen seine Brust brutal mit ihrem Arsch niederdrückte, hauchte er sein Leben aus. Gleich wie Fens Mann, war er aufgrund der ausgeklügelten Kombination der Foltermethoden seinem Herzleiden erlegen. Wir fickten ihn, folterten seine Hoden, und verabreichten ihm hunderte Ohrfeigen, und wenn wir merkten, dass er vor lauter Anstrengung oder Erschöpfung nach Luft hechelte, nahmen wir ihm dieselbe noch mehr, indem wir seine Nase abwechselnd in unsere Arschlöcher steckten. Abwechselnd deshalb, da wir uns auf diese Weise selber ein wenig Erholung verschafften.«

»Ihr habt euch absichtlich extra ordinär benommen und ihm aus lauter Bosheit sogar in seinem Todeskampf ins Gesicht gefurzt?« fragte Enya beklommen.

»Ja. Aber wie ich schon sagte, saßen wir natürlich nur so lange auf seinem hochroten Gesicht, bis wir runter steigen mussten, weil er beinahe erstickte. Das wiederholten wir oft und oft, und Fen, die deswegen, gleich wie ich, zwei Mal schießen musste, bat mich vor lauter Zorn oder Ekstase mehrmals, das Höschen, das in seinem Maul steckte, gegen ihre Exkreme auswechseln zu

dürfen, doch ich blieb standhaft und erklärte ihr immer wieder, dann wären wir geliefert, denn dann sei der Vorsatz offensichtlich. Das sah Fen ein und deshalb verlegte sie sich darauf, den hässlichen alten Bock - neben der besagten Tortur - mit Worten fertig zu machen. Ich schloss mich ihr an, da ich ohnehin eine Grenze überschritten hatte, und so bezeichneten wir ihn beispielsweise, während wir ihn zu Tode fickten, als lüsternes Drecksschwein, als verdammenswerten Babyficker, als hartnäckigen Todeskandidaten, oder als gottverdammte Sau, die man normalerweise wie eine ebensolche abstechen sollte.«

Liz war ans Ende ihrer Beichte gekommen und die Ruhe, die nun folgt, war Enyas Beklommenheit geschuldet.

»Den Grund, warum ihr ihn misshandelt und getötet habt, kann ich versteh'n, aber eines kapiert' ich nicht« brach Enya die Stille.

»Und das wäre ...?«

»Die Sache mit den Tüchern. Wofür habt ihr die Tücher benötigt, wenn ihr ohnehin ein Höschen und einen richtigen Knebel aus dickem Leder benutzt habt?«

»Die Tücher benötigten wir nicht zum Knebeln sondern zum Fesseln, damit kein Verdacht, wir hätten es absichtlich getan, auf uns fiel. Handschellen hinterlassen Spuren. Aus demselben Grund haben wir in dieser Nacht auch schweren

Herzens darauf verzichtet, seinen Magen strafweise mit Pisse und Scheiße zu füllen, denn Scheiße stinkt sogar bei einem Toten aus dem Maul.

\*\*\*

Enyas letzter Tag, an dem sie die Möglichkeit hatte, Billy Watson eine Tortur unter vier Augen zukommen zu lassen, war gekommen. Enya wollte ab morgen keinen ganzen Tag mehr in Fens Villa verbringen, denn sie wollte sich lieber, in der Annahme, sie hätte genug gelernt, auf den Samenraub konzentrieren. Die vier Dominas hatten Billy Watson, wie besprochen, soweit in Ruhe gelassen, mit einer Ausnahme: Enya pisste und schiss ihm diesmal zum Abschied unter vier Augen hemmungslos ins Maul, ohne dass seine Augen verdeckt waren. Er durfte geradewegs zwischen ihre schwarz bestrumpften und bis zu den Oberschenkeln in Leder gehüllten Beine glotzen, bevor sie seine Kehle und seinen Rachen mit ihren Exkrementen füllte. Das Heiße an dem speziellen Ritual war der große Spiegel, den Fenia neben dem Käfig an die Wand gestellt hatte.

Wie kam es zum Fallen aller Hemmungen und Schranken? Das Ganze lief so: Enya kannte sich ab einem gewissen Zeitpunkt selbst nicht mehr. Sie starrte Billy Watson an wie eine Raubkatze. Dann machte sie etwas, das ihr spontan eingefal-

len war. Sie erinnerte sich, dass sich bei Fenia der Stuhlgang meldete, als ihre Rosette von seiner Zunge verwöhnt wurde. Darum drehte sie sich um, klemmte seinen Kopf zwischen die Pobacken und fauchte:

»So, Freundchen! Ich werde mich nun bei dir inoffiziell, aber umso versauter verabschieden! Zum Abschied will ich wegen dir einen letzten Höhepunkt bekommen und dazu ist es nötig, dass du deine Zunge ganz tief in mein Arschloch steckst! Und falls du es wagst, deinen voll geschissenen Lappen ohne meine Erlaubnis aus dem Arsch zu zieh'n, während ich genüsslich drauf rum reite, breche ich dir beide Daumen! Ist das klar?!«

»Ja, Herrin!« quetschte er während dem Schluchzen hervor.

»Gut, Sklave, denn wenn du das nicht so hinbekommst, wie ich es mir vorstelle, bekommst du die Peitsche zu spüren! Verstanden?!« Nun bekam es Billy Watson sichtlich mit der Angst zu tun – genau wie Enya es beabsichtigt hatte.

»Uäääh! Ja! Uä ...«

Enya positionierte sich, spreizte über ihm stehend die Beine, hockte sich mit sichtlichem Genuss auf seine Zunge, und zog dabei die Pobacken auseinander, damit sie im Spiegel sehen konnte, ob er sich auch redlich Mühe gab.

»Los geht's, du jämmerliches Schwein!«

Er schluchzte noch ein paar mal, doch dann steckte er seine Zunge brav, und vor allem tiefer als Enya es von Cedric gewohnt war, in Enyas Hintern, wobei sie extra ordinär die Beine spreizte. Tatsächlich war es so, dass Enya nun einen tollen Höhepunkt hatte

Nach ungefähr zehn Minuten, in denen er, der vielen Zungenkrämpfe wegen, einen Schweißausbruch nach dem anderen hatte, und Enya sich mit den Fingern zwei weitere sexuelle Höhepunkte verschafft hatte, war er für heute beinahe schon erlöst. Doch halt! Wegen dem andauernden Reiz, den er mit seiner Zunge ausgelöst hatte, musste Enya zu später Stunde kacken. Gleich wie es bei Fenia im Zuge der zweiten Session war, hatte sich auch bei ihr aufgrund der Reize der Stuhlgang gemeldet.

»Maul auf, Babyschweinchen!« Brav öffnete er, aus lauter Furcht, noch härter bestraft zu werden, den Mund, so weit er konnte, obwohl seine Zunge immer noch, wie befohlen, in Enyas Arschloch steckte. Doch nun, da sich die Rosette öffnete und seine Zunge automatisch wegen der harten herausquellenden Scheiße herausgedrückt wurde, kam ein neuer Befehl.

»Weg mit dem Lappen, du dumme Sau! Siehst du nicht, dass ich aufgrund deiner stimulierenden Zungenakrobatik in deine verlogene Fresse schei-

ßen möchte?!« schnarrte sie zornig, während sie bereits noch fester drückte.

»Jetzt ist nicht deine lügnerische Zunge gefragt, sondern dein freches Maul, das ich dir liebend gerne stopfe, du Sau! Schön weit aufmachen, wenn du nicht willst, dass ich richtig böse werde!« höhnte Enya, und dann schiss sie, als wäre es geplant gewesen, die volle Ladung in den weit geöffneten Rachen. Das spitze Ende der langen dunkelbraunen Wurst, das dummerweise aus Platzmangel über den Rand seiner Mundhöhle hing, stopfte sie vor lauter Machthunger oder Geilheit mit bloßen Händen zurück in seinen Rachen, wo sich der überwiegende Teil der Scheiße kringelte. Hätte Brianna in diesem Augenblick daneben gestanden, hätte sie möglicherweise applaudiert.

Die geheime Ausbildung zu einer privaten Domina hatte Enya gewiss mit gutem Erfolg abgeschlossen, und da sie genau deswegen mit Freude und Stolz erfüllt war, benahm sie sich auch so.

»Hörst du schlecht?! Ich sagte, du sollst still sein und still halten!« schimpfte sie empört, da er würgen musste. Enya wartete, bis er den größten Teil mit viel Mühe hinuntergeschlungen hatte, und dann hieß es:

»Gut! Und jetzt, du Arschgeburt, möchte ich, dass du dein Maul noch weiter aufmachst, weil ich nämlich pissen muss!«

Sie ließ ihn wieder ein paar Sekunden in ihre weit geöffnete Spalte starren und dann pisste sie ihm ergiebig in den Rachen, bis der Inhalt Schaum schlug. Als der Strahl versiegte, herrschte sie ihn abermals an.

»Schön saufen und schön runter schlucken, so gut wie's geht, du arschgefickte Drecksau!«

»Uäh ...! Mmmum ...«

»Klappe, du ekliges Schwein! Deine richtige Mammi kann dir hier unten nicht helfen und dein richtiger Pappi noch viel weniger! Also halt gefälligst die Fresse, oder ich prügeln dich windelweich!«

Enya wartete nun geduldig, bis alles in seinem Magen war.

»So, du unterwürfige Sau! Das allerletzte, was ich dir unter vier Augen befehle, ist, dass du dich sowohl über das, was dir in deiner Wohnung widerfahren ist, als auch über jenes, was du in diesem Keller erlebt hast, ausschweigst! Damit meine ich die Sache mit der bunten Überraschung, und die Rosskur, die wir dir verpasst haben! Solltest du es aus irgendeinem Grund nicht schaffen, die Klappe zu halten, werden meine Freundin und ich unsere Meinung bezüglich deiner Hinrichtung ändern, und danach hängst du wieder an den beiden Metzger-Haken, bevor dich deine große vollbusige Mammi zur Strafe und ohne Gegenstimme wie eine Sau absticht! Und damit du völlig im Bil-

de bist, verrate ich dir, dass wir dich bis an dein Lebensende als unseren Gemeinschafts-Sklaven betrachten! Das heißt: Da wir deine Identität kennen, und du im Unklaren darüber bist, wer wir sind, können wir dich jederzeit ein zweites Mal aufspüren und entführen! Stellen wir fest, dass du abermals Verbrechen begangen hast, kidnappen wir dich wieder, und wenn sich bei nochmaliger Überprüfung der Umstände herausstellt, dass du zu Recht im Käfig hockst, bist du so gut wie tot! Alles klar, Sklavensau?!«

»Ja, Herrin!«

»Gut, denn wäre das nicht der Fall gewesen, hätte ich dir jetzt und hier ein paar Zähne eingeschlagen! Morgen Vormittag werden meine Freundin und ich dich mit verbundenen Augen zu deinen Eltern bringen, und ich rate dir dringend, in Zukunft auf das zu hören, was sie sagen, denn Eltern meinen es grundsätzlich gut mit ihren Sprösslingen! Das solltest du dir auf jeden Fall merken, damit du nicht wieder abgleitest! Dein Leben, oder besser gesagt, dein Überleben liegt ab sofort in deinen eigenen Händen! Wir sind lediglich deine Richterinnen, beziehungsweise deine Scharfrichterinnen im Falle einer neuerlichen Enttäuschung! Du darfst klar und deutlich antworten!«

»Danke, Herrin! Ich weiß nun genau, woran ich bin, und deshalb verspreche ich, dass ich Sie nicht enttäuschen werde!«

»Gut! Dann würde ich sagen; runter mit dem Kopf und runter auf die Knie!!

Billy Watson tat wie geheißen.

»Kriech' auf Händen und Knien zu mir und küß' meine Stiefelspitzen!«

Auch dieser Befehl wurde von ihm ohne zu zögern oder zu murren befolgt.

»Gut gemacht, Sklave! Zur Belohnung für dein Bemühen, mein Wohlwollen zu erringen, darfst du heute Nacht ausnahmsweise außerhalb des Käfigs in einer Ecke des Kerkers schlafen, die ich auswähle! Wir seh'n uns morgen früh, denn wir bringen dich, wie versprochen, zu deinen Eltern, aber solltest du es wagen, uns dabei in irgendeiner Form zu hintergeh'n, seh'n wir uns hier in diesem Folterkeller wieder! Verstanden?!«

»Ja, Herrin, und vielen Dank, dass Sie gegen meine Hinrichtung gestimmt haben!«

»Bitte! Aber wäge dich deswegen ja nicht in Sicherheit!«

Enya stieg absichtlich auf seine Hand und stiefelte Richtung Tür.

»Los! In diese Ecke mit dir!« schnarrte sie, und zeigte dabei auf die am weitesten entfernte Ecke, damit der flinke Junge nicht neben ihr hinaus huschen konnte. Man konnte sehen, dass auch Enya viel dazugelernt hatte.

»Ja, Herrin!«

»Gut, Ficksau! Und wenn wir morgen an die Tür klopfen, und du bist nicht in deiner Schlaf-Ecke, werde ich persönlich dafür sorgen, dass deine Inhaftierung um drei Wochen verlängert wird! Ernährung mit Pisse und Scheiße anstatt Brot und Wasser inbegriffen! Kapiert?!«

»Ja, Herrin!«

Enya schaltete das Licht aus, trat über die Schwelle, ließ die Tür hinter sich in die Verriegelung fallen, und drehte den Schlüssel zwei Mal im Schloss.

\*\*\*

Erbaulicher als Briannas und Elizabeths schockierende Schilderungen war die Tatsache, dass Bri und Enya die Aufgabe übernehmen konnten, Billy Watson aufgrund der erfolgreichen Läuterung zu seinen Eltern zu karren und ihm ein paar letzte Instruktionen auf den neuen und verbesserten Lebensabschnitt mitzugeben. Er hatte sich gut erholt und Fenia war diejenige, die in das Portemonnaie gegriffen hatte, damit er vor der Abfahrt gepflegt und neu eingekleidet werden konnte. Danach führten sie den gefesselten Knaben mit verbundenen Augen in die Garage, wo er in das Auto gesetzt wurde, das er vor seiner Gefangennahme als »schick« bezeichnet hatte.

Die Fahrt zu dem von ihm genannten Ort, einer Stadt namens Mildura, verlief problemlos, und ebenso die Übergabe an seine Eltern, die Enya und Bri nur aus der Ferne zu Gesicht bekamen.

»So, Kleiner. Wir sind da« sagte Brianna, denn der Knabe hatte sie in guter und glaubhafter Art zu seinem Elternhaus gelotst. Es handelte sich um eine kleine Farm, die ihre Bewirtschafter passabel zu ernähren imstande war.

»Anne und ich bleiben im Wagen und du marschierst schnurstracks und auf geradem Weg zu deinem Elternhaus. Aber Vorsicht. Wir beobachten dich wie Adlerweibchen, und solltest du auch nur eine Sekunde zögern, an die Tür zu klopfen, oder einen Versuch zu starten, wegzurennen und dich zu verstecken, fangen wir dich ein, zerren dich wieder in den Wagen, brechen dir die Nase, und bringen dich zurück in das Verlies. Und frage nicht, was wir dann mit dir anstellen. Dieselben Torturen wie zuletzt wären das mindeste, was dir trotz gebrochener Nase widerfahren würde. Dasselbe wäre natürlich der Fall, wenn einer von uns Vieren zu Ohren käme, du hättest einen Rückfall in das Verbrechen erlitten. Verstanden?«

»Ja, Ma'am.«

»Gut. Und jetzt sieh zu, dass du deinen Eltern die Überraschung ihres Lebens bescherst. Doch wie gesagt. Wage es ja nicht, auch nur eine Se-

kunde zu zögern, in dein neues untadeliges Leben zu schreiten.«

»Keine Sorge, Ma'am. Sie können sich auf mich verlassen. Ich hab' versprochen, keinen Mist mehr zu bauen und dieses Versprechen werde ich halten.«

»Das wäre gut, denn andernfalls könnte ich für nichts garantieren. Gut möglich, dass dich meine beiden gruseligen Freundinnen beim nächsten Mal auf bestialische Art zu Tode foltern, wenn du uns angelogen hast. Dasselbe gilt auch für das, was wir in deiner kleinen verdreckten Wohnung besprochen haben. Wir sind aufgrund deiner Unterlegenheit reich, und du bist vorerst arm wie eine Kirchenmaus, doch dieser Zustand wird sich bald ändern, weil du, gleich wie wir, einer einträglichen, aber ehrenwerten Arbeit nachgehen wirst. Klar?«

»Ja, Ma'am.«

»Gut, Kleiner. Dann würde ich sagen; ab die Post.«

Billy Watson stieg mit dem Segen der beiden Dominas, die ihn gequält und geläutert hatten, aus dem Wagen, und Enya und Brianna verfolgten mit Argusaugen jeden einzelnen Schritt, den er machte.

Brav stiefelte er bis vor die Haustür, und Enya war die erste, die erkannte, dass er die Wahrheit gesprochen hatte. Die Frau, die auf sein Klopfzei-

chen die Tür geöffnet hatte, hatte die Hand vor den offenen Mund geschlagen, und danach umarmte und küsste sie ihn, was ein gutes und vielversprechendes Zeichen für seinen Neubeginn war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie . Gleich wie Billys Vater - längst alle Hoffnungen, ihn jemals wieder zu sehen, aufgegeben.

Brianna und ihre hocheufreute, stolze und zufriedene Begleiterin warteten noch eine halbe Stunde, in der auch ein Mann auf der Bildfläche erschienen war, bei dem es sich offensichtlich um den Vater gehandelt hatte, denn er sah dem Knaben ähnlich und hatte das Haus betreten, ohne anzuklopfen. Deshalb rauschten sie mit einem guten Gefühl und zufriedenen Mienen ab. Alles war plangemäß vonstatten gegangen und somit konnten die drei Edelhuren und Enya vollauf zufrieden sein. Das gute Werk, das sie vollbracht hatten, war ein voller Erfolg, weshalb Brianna bei der langen Rückfahrt auf die Idee kam, die Sache zu wiederholen. Enya winkte sofort ab und zwar ziemlich vehement, denn was sie aus Enyas Not heraus getan hatten, war in Wahrheit trotz allem ungesetzlich. Gewiss; es gab unzählige erwachsene Männer, die für dieselben Züchtigungen sogar viel Geld auf den Tisch gelegt hätten, doch erstens war Billy Watson noch kein Mann und zweitens fehlte der wichtige Aspekt der Freiwilligkeit.

## *Der Samenraub*

Cedric hatte wieder zwei Wochen in Rom zu tun, und dass Enya sich, mal abgesehen von der Einsamkeit, sofort nach Cedrics Rückkehr bei ihm darüber beschwerte, dass er sich nur im Verborgenen mit ihr traf, war unvermeidlich. Schließlich war sie ein menschliches Wesen mit Bedürfnissen, und keine Puppe, die man zum Spielen in die Hand nahm und danach wieder in einer klobigen Kiste verstaute.

»Zuerst lässt du mich zwei Mal hintereinander wochenlang allein, und nun dämmert mir, dass ich sogar dann, wenn du da bist, ein Mauerblümchendasein führen muss! So hatten wir das nicht vereinbart, Pater!«

Was auf ihren Protest folgte, war zwar keine Heldentat von ihm, aber es konnte sich einigermaßen sehen lassen – allerdings nur bei Leuten, die weder ihn noch Enya kannten.

Jedenfalls saß er einige Zeit später zusammen mit Enya in einem unauffälligen kleinen Lokal in der unteren Elizabeth Street. Dort würden ihn seine Kollegen von der heiligen Sippe nie vermuten,

obwohl es dort exzellente Weine gab. Enya strahlte absichtlich nur innerlich, damit er nicht dachte, er hätte übernatürliche Verzückung bei ihr ausgelöst oder voll ins Schwarze getroffen. Sie wollte ihm nämlich nach und nach immer mehr Terrain abgraben. Weil es ihr irgendwann zu dumm geworden war, immer nein zu sagen, wenn man ihr einen Kaffee anbot, hatte sie sich das Kaffee-Trinken angewöhnt. Doch wie um ihre Unabhängigkeit zu bekunden, sorgte sie dafür, dass sie stets ihr eigenes Geld zur Verfügung hielt. Sie blickte scheu zur Kellnerin, die neben ihr aufgetaucht war.

»Noch ein großes Glas von diesem exzellenten Rotwein für den charmanten Herrn und für mich noch einen großen Cappuccino, bitteschön.«

Es gefiel Cedric wenig, dass sie bereits zum zweiten Mal für beide bestellt hatte, und dann auch noch bezahlen wollte, doch er sparte sich jede Bemerkung dazu, verfolgte stattdessen den Gedanken weiter.

»Dunkler Kaffee für mich zum Wachbleiben oder Wachwerden wäre besser gewesen als einschläfernder Wein«, feixte er, halb zur Kellnerin, halb zu Enya gewandt und dann: »Woran denkst du, Schatz? Hast du Heimweh?« Enya lehnte die Ellbogen auf den Tisch. Im trüben Licht erschien in ihren Augen ein eigentümliches Schimmern.

»Was mich irgendwie beschäftigt, ist, dass es Dinge gibt, die man nur durch Erfahrung aus erster Hand lernen kann«, sagte sie leise und streckte die Hand aus, um eine Locke hinter ihr Ohr zu streichen.

»Findest du? Es gibt Menschen, die das genaue Gegenteil behaupten. Sie sagen, etwas gut zu beobachten, würde durchaus genügen.«

»Und wie steht es damit, wenn es um Liebe geht?« Durch feinste Artikulation verstand sie es, dem Wort »Liebe« Zartheit und Tiefe zu geben. »Brianna meinte, sie könne niemals Julia spielen, ohne zu wissen, was Liebe ist?«

»Ein gutes Argument. Da gebe ich euch recht.«

»Liebst du mich, so wie ich dich liebe, Cedric?«

»Tut mir leid, es sagen zu müssen, Enya, aber ich bin mir nicht sicher, ob es überhaupt im Bereich des Möglichen liegt, auch nur annähernd an deine unwahrscheinlich große Zuwendung heranzukommen.«

»Aber du weißt doch so viel über die Liebe?« Diesmal legte sie den Ton mehr auf »viel« als auf »Liebe«.

»Nein, im Grund gar nichts. In mancher Beziehung, vielleicht.« Er schickte sich an, einen Schluck Wein zu trinken, den die Kellnerin soeben auf den Tisch gestellt hatte.

»Danke.«

»Bitte sehr.«

»Ich möchte dir gerne zeigen, wie es ist, einer Keltengöre zu gehören, wenn ich darf.«

»Warum nicht?« sagte er voller Neugier.

Einen Augenblick blieben beide stumm. Dann riss Enya eines der Streichhölzer an, die jemand auf dem Tisch hatte liegen lassen, hielt die kleine Flamme in die Luft, und ihre Frage schien sich an das Feuer zu richten.

»Mondschein und Rosenduft, Belisama! Leidenschaftliches Sehnen, das unsere Herzen umgreift ... Erinnerung, Erfüllung und ein Stich in eines der beiden Herzen« sagte sie, bevor sie eine pathetische Geste mit der rechten Hand vollführte. Selbige auf die linke Brustseite gelegt, fügte sie hinzu: »Für Leidenschaft, für Umwerben und Umworben-Werden ist nicht jeder gebaut. Mal seh'n, ob du es bist, Cedric. Komm ... Trink deinen Wein und lass uns ein Hotelzimmer suchen, denn ich habe es satt, dich immer nur heimlich in meinem klitzekleinen Schlafzimmer lieben zu dürfen.«

Das Hotel Metropole lag nicht weit entfernt. Cedric bezahlte die Zeche und danach schlenderten sie Arm in Arm durch die Straßen, die um diese Zeit eher menschenleer wirkten. Hier und dort sah man ein paar junge Mädchen, die einen Schaufensterbummel machten, dabei jedoch verstohlen nach amerikanischen Seeleuten äugten. Niemand achtete auf Cedric und Enya, worüber der aus-

sichtsreiche Bischofskandidat sehr froh war. Während sie draußen wartete, ging er rasch in eine Drogerie und kam dann mit zufriedenen Lächeln zurück.

»Jetzt sind wir für alles gerüstet, mein Liebling.«

»Was hast du denn gekauft?« Er schnitt eine Grimasse, da er die Wirkung des Weins spürte.

»Guter Gott. Bist du neugierig. Jedenfalls kein Präservativ. Mit einem Präservativ, da bleibt einem soviel Gefühl wie – wie wenn man sich in ein paar Seiten Zeitungspapier einwickeln würde. Nein, wir machen es lieber wie gehabt.«

»Genau. Ich oben, du unten ... und dein Saft läuft, entweder wie beim ersten Mal, raus, durch meine Kehle, in die Hintertür, oder du sorgst dafür, dass er in hohem Bogen durch die Luft spritzt. Woher weißt du überhaupt etwas von Präservativen?« fragte sie wie selbstverständlich, ohne dass sie gewahrte, dass Cedric es war, der ihr vor knapp drei Jahren erklären musste, warum Blut auf ihrem Höschen war. So änderten sich manchmal die Rollen, wenn Wachstum im Spiel war.

»Ich hab' darüber gelesen. In einem Gesundheitsmagazin.« Sie grinste wegen Cedrics Offenbarung, die nunmehr, nach Briannas knallharter Einschulung wie ein Kindermärchen anmutete. Die drei Edelhuren hatten ihr inzwischen Bilder, Stellungen, Dinge und Vorgänge gezeigt und erklärt, und ihr Geschichten über ihre Liebesaben-

teuer erzählt, die selbst Marquis de Sade und Giacomo Casanova die Schamröte ins Gesicht getrieben hätten.

»Nun, ich gebe zu, du hast mich überrascht, aber nimm dich in acht; die Retourkutsche lässt nicht lange auf sich warten.« warnte sie fair und schnittig. Sie hatten keine Schwierigkeiten, ein Zimmer zu bekommen. Das »Metropole« war ein sehr großes Hotel – zumindest für die Maßstäbe der, wenn man es so nennen wollte, Vor-Hilton-Ära. Ein Badezimmer gab es nicht, dafür jedoch eine Art Kommode mit Marmorplatte, auf der eine Waschsüssel und ein Krug mit Wasser standen, sehr passend zu dem altmodischen Rahmen des viktorianischen Mobiliars. Enya schob die Gardine ein winziges Stück beiseite. Unten lag eine Brücke, die den Hafen überspannte.

»Eine schöne Aussicht, Priester, nicht wahr?« sagte Enya, ein Spiel beginnend, das ihr anscheinend gefiel. »Aber was tu' ich jetzt?« stellte sie sich unerfahren.

»Ja, ja, eine sehr schöne Aussicht. Und was du tun sollst? Dein Höschen ausziehen, natürlich« erieferte sich Cedric, wie üblich, während sie sich vorerst benahm, als wäre es ihr erstes Mal. In Wahrheit jedoch hatten sie die drei Huren – und hier vor allem Brianna - mittlerweile, extra wegen ihm, in privat-gedanklicher, vielleicht sogar in moralischer Hinsicht zu einer Straßennutte erzo-

gen – genau wie Belisama es mit ihrem Rat beabsichtigt hatte.

»Sonst noch etwas?« fragte sie boshaft. Er gestikuliert mit den Händen, sie möge sich einfach ihrer bisherigen Erfahrungen bedienen. Denkste, denn Enya hatte andere Pläne – sie wollte sich vollkommen gehen und sich von ihm schwängern lassen – koste es, was es wolle!

»Bitte alles ausziehen, Liebling! Wenn man nicht Haut an Haut fühlt, ist es längst nicht so schön« formulierte er höflich seinen bescheiden anmutenden Wunsch. Wie Brianna es vorhergesagt hatte, spielte Cedrics lange Abwesenheit Enya in die Karten. Seine heftige und nicht zu kontrollierende Erregung, die sich durch die erzwungene Enthaltbarkeit eingestellt hatte, kam Enya extrem gelegen. Ohne auch nur eine Spur von Scheu schlüpfte sie rasch aus ihren Sachen, legte sich dann aufs Bett und spreizte vor seinen Augen ordinär die Beine.

»Ist es so richtig, Priester? Oder willst du mir lieber die Beichte abnehmen, indem ich dich wie üblich reite? Ich könnte dir aber auch in den Mund pissen – einfach so, als wärst du eine öffentliche Latrine und ich eine Straßennutte mit heftigem Druck auf der Blase.«

»Lieber Himmel!« sagte er, während er sorgfältig seine Hose zusammenlegte. Er achtete immer genau darauf, ob sie auch nicht zerknittert war.

»Was denn, Priester?«

»Du kannst ja wirklich noch verdorbener sein, als ich es mir vor der besagten Nacht auf Valopo insgeheim im Kopf ausgemalt habe.« Belisama sei dank, kam er nicht auf die Idee, dass die Schuld dafür bei Brianna zu suchen war. Gut möglich, dass er es aber auch ahnte und absichtlich schwieg, um das sagenhaft anlaufende Schäferstündchen nicht durch unpassende Worte in Gefahr zu bringen. Umso heftiger gestaltete sich Enyas nächste Attacke.

»Was hattest du denn erwartet, als du mich damals, auf dem Bahnhof von Yelli, zum ersten Mal mit den Augen splitterfasernackt ausgezogen hast, obwohl meine neun Jahre alte Möse zu dieser Zeit noch aalglatt war? Eine Nonne?«

»Liebling, das mag ja ganz witzig sein«, sagte er nun doch tadelnd. »Aber es nimmt einem die Stimmung, hör also bitte auf damit.« Er zog den Bauch ein, stolzierte zum Bett, legte sich neben Enya und begann, sie zu küssen; er, der mittlerweile erfahrene Liebhaber, der einmal mehr eine Probe seines Könnens gibt: Seine Lippen streiften über ihre Wange, ihren Hals, lagen dann auf ihrer linken Brust.

»Mmm, ist das hübsch mit dir, Pater« lobte sie ihn schmeichelnd wie eine lauernde Katze. Er schlang seine Arme um sie.

»Ja! Ist das auch hübsch und angenehm?«

»Glaub' schon, Pater. Ja, ist eigentlich auch ganz nett. Noch angenehmer wäre es für mich, wenn du ein wenig mehr Unterwürfigkeit an den Tag legen würdest – wie die Hunde, die ich auf Valopo auspeitsche, wenn sie sich daneben benehmen.« Schweigen trat ein, denn die Methode »kalt – warm« kannte Cedric bis dato noch nicht. Fast völlige Stille. Nur das sanfte Geräusch der Küsse und ab und zu ein leises Murmeln, während Cedric das seltsame Gefühl beschlich, sein Penis hätte urplötzlich ein unkontrollierbares Eigenleben entwickelt. Groß und steil ragte er von seinem Körper weg, als wolle er wie eine Rakete zünden und abheben, bevor Enya den Pfahl, wie so oft, mit ihrer heißen fordernden Hand umklammerte, als wolle sie sich daran festhalten. Dann sagte sie streng und selbstbewusst etwas zu ihm, das ihr in dieser Form noch nie über die Lippen gekommen war.

»Ich warne dich, Priester! Wage es ja nicht, abzuspritzen, bevor ich es dir nicht freundlicherweise gestattet habe!«

Nicht weit vom Fußende des Bettes stand ein altmodischer Toilettentisch mit einem riesigen Spiegel, und dieser Spiegel war, vermutlich durch einen früheren Hotelgast, der sich erotisch hatte stimulieren wollen, genau so gedreht, dass man vom Bett aus eben dies – das Liebesnest – im Auge behalten konnte.

»Enya, mach das Licht aus.«

»Das heißt bitte« sagte sie, als wolle sie die künftige Rolle der Herrin von Valopo hervorkehren.

»Bitte, Enya.«

»Bitte abgelehnt, Priester!«

Cedric staunte nicht schlecht. War das wirklich seine kleine schüchterne Prinzessin oder hatte sich ebendiese quasi über Nacht in eine knallharte *Educatrix* verwandelt?

»Bitte *abgelehnt*?« fragte er zur Sicherheit.

»Allerdings, Sklave! Lektion Nummer Eins – es gibt keinen Aspekt der keltischen Liebe, der das Licht zu scheuen hätte. Abgesehen davon werde ich heute ausnahmsweise den Spieß umdreh'n! Erwinnere dich in diesem Zusammenhang an die Bemerkung von vorhin im Cafe, als ich von einer Retourkutsche sprach! Du wirst brav und munter arbeiten! Ich hingegen werde einfach auf dem Rücken liegen bleiben und weiterhin wie eine Weltmeisterin im Bodenturnen die Beine spreizen, und du wirst deinen Schwanz nicht in mein Arschloch, sondern in meine Möse stecken, wenn du nicht willst, dass ich in das frisch bezogene Hotelbett scheiße. Und wenn du dich ungeschickt anstellst, werde ich dich gebührend bestrafen!«

»Ach herrje. Und was ist mit meinem Samen?«

»Dafür bist ausnahmsweise rein du verantwortlich, Priester! Wenn du spürst, dass es dir kommt,

ziehst du den zuckenden Schwanz einfach aus meiner Fotze! Denk dir einfach, ich sei nicht ich, sondern eine der vielen hässlichen alten Nonnen, die du kennst, dann fällt es dir sicher leichter, dich von mir zu lösen!« lautete Enyas hinterlistiger Vorschlag. Mit einem Mal war sie die mit allen Wassern gewaschene Samenräuberin, denn man konnte sich gut ausmalen, was sie mit ihm aufführte, wenn er damit einverstanden war. Und ja; er war aufgrund der vielen überschüssigen Hormone und der logisch klingenden Argumente total kopflos und folge dessen einverstanden!

Nachdem er das unangenehme Zögern überwunden hatte, schob Cedric sich zwischen Enyas Beine. Ein bisschen tat es diesmal aufgrund seiner durch Verstörung verursachten Verspannung weh, doch das ließ sich ertragen, und wenn er in ihr noch keine Ekstase auslöste, so doch immerhin eine Art mütterliches Gefühl.

Braver Junge ... und jetzt wird schön gefickt, bis der Samen in Strömen fließt, dachte Enya voller List und Tücke.

Mochte es nun Neugier sein oder was immer sonst: Enya blickte über Cedrics Schulter hinweg zum Spiegel dort beim Fußende des Bettes. Was sie sah, bot sich ihrem Blick in absonderlicher perspektivischer Verkürzung, ja Verzerrung. Das dort waren also seine Beine, dunkler wirkend, weil behaart, die zwischen ihren glatten und som-

mersprossenfreien Beinen lagen wie zwischen zwei Sandwich-Scheiben. Noch amüsanter jedoch war etwas anderes, das zudem schon rein räumlich sozusagen bildbeherrschend wirkte: Cedrics Hinterteil. Nicht ohne eine gewisse Faszination beobachtete Enya, wie sich jene Doppelwölbung, die man sehr wohl auch als Backen bezeichnen mochte, in einem bestimmten Rhythmus auf und ab bewegte, wobei sich die Muskeln jeweils zusammenzogen, um sich danach wieder ein wenig zu entspannen. Doch die besondere Note dabei war eigentlich dies: Gleichfalls durch perspektivische Verkürzung bewirkt, schienen sich über Cedrics rückwärtigen Halbkugeln zwei Haarbüschel zu erheben, und diese beiden Haarbüschel wogten beim steten Auf und Ab wie Valopo-Gras im Sommerwind und winkten Enya gleichsam fröhlich zu. Enyas Plan ging auf. Sie wusste sofort, dass sie allein durch dieses berechnende Denken und der ernüchternden Eindrücke wegen, in diesem Augenblick die Domina war, die Herrin, die das stählerne Heft mit eiserner Klaue in der kontrollierenden Hand hatte. Sie vergewisserte sich durch einen zweiten und einen dritten Blick.

»Schneller, du katholischer Faulpelz! Schon vergessen?! Auch eine fünfzehnjährige Klosterschülerin will ordentlich gefickt werden – trotz aalglatter Fotze, und selbst wenn du ihr im Zuge der Beichte das Tragen eines Höschens und einer Kut-

te verboten hast!« herrschte sie ihn scheinbar zornig an. Das Rollenspiel, verbunden mit der strengen Artikulation, begann und es wirkte, denn ab nun legte er sich noch mehr ins Zeug.

»N... nein ... Enya!«

»Das heißt Herrin, oder zumindest Schwester Enya!«

»?«

»Was ist, du freche Sklavensau?! Ich warte auf eine förmliche Korrektur?!«

»Ähm ... nein, Herrin« sagte er, denn »Schwester« war dann doch zu viel des Guten.

»Schon besser! Und jetzt will ich keinen Ton mehr hören, wenn du nicht willst, dass ich dich beim nächsten Mal mit der Hundepeitsche züchtige, die ich mir von meiner Mutter auf jedem Fall schicken lasse!«

Cedric schaffte es wegen Enyas hurenhaftem Benehmen nicht allzu lange, sich zu beherrschen. Seine Samenblase entlud sich mit einer Intensität, die ihn zum ersten Mal total erschreckte. Enya versetzte ihm einen weiteren kleinen Schock, indem sie sich gebärdete, als könne sie die heftigen Zuckungen seines erigierten Glieds nicht spüren. Als hätte sie ihm wegen der Kraft, die sie in die Aktion legte, mithilfe der Schamlippen den Penis abgeschnitten, spürte er ihn eine ganze Weile nicht mehr, bevor er fühlen konnte, das der stramme Schaft buchstäblich im Würgegriff ihrer bren-

nend heißen Möse steckte. Enyas nasse saftige Vagina schmatzte bei der kleinsten Bewegung ohne Ende und sogar heller Schleim bedeckte Cedrics harten zuckenden Schaft. Doch ihn herausziehen? Nein ... keine Chance. Es war beinahe gleich, wie in der Nacht auf Valopo. Nein, es war sogar noch schöner, noch erregender, noch fesselnder. Aufgrund der unbeschreiblichen Lust, die es ihm bereitete, spielte Cedric nicht einmal ansatzweise mit dem Gedanken, seine entsicherte Pistole aus Enyas sagenhaft vereinnahmender Scheide zu ziehen. Er entlud sich wie noch nie zuvor in seinem Leben mit einer explosionsartigen Wucht, die ihresgleichen suchte. Enya genoss die wilden Stöße und Zuckungen sichtlich. Sie umschlang ihren Liebhaber und nunmehrigen Sklaven wie eine zweibeinige Spinne mit den Beinen, und presste ihre breiten hübschen Schenkel dermaßen fest gegeneinander, dass es ihm teilweise den Atem raubte. Dann packte sie ihn mit der Linken brutal am Schopf, ohrfeigte ihn, genau wie Brianna es ihr geraten hatte, mit der Rechten, um ihn völlig aus der Konzentration zu bringen, und forderte, ihrem gut einstudierten Repertoire entsprechend, streng und unerbittlich:

»Schneller! Und vor allem härter, du lahme Kröte! Du nichtsnutziger Sklave! Ein Sklavenschwein ohne jedem Ehrgeiz, die Herrin zu befriedigen, bist du! Jawohl! Sei versichert, dass ich dich ab

sofort drei Mal täglich wie einen Hammel melken werde, denn als zukünftige Schafbaronesse werde ich das zu meiner Spezialität erheben müssen! Halt! Kommando retour! Ich habe soeben beschlossen, ab morgen, anstatt mit dir, mit einem echten Hammel, oder noch besser; mit einem richtigen Hengst zu ficken! Du hingegen wirst ab morgen lediglich mein total unbedarftes und wenig beachtetes Lustobjekt sein, mit dessen Hilfe ich bis zum Morgengrauen alle erdenklichen Sauerereien üben und trainieren werde, die mit Ficken nicht das geringste zu tun haben werden! Eine wandelnde Latrine abzugeben, und von mir so oft wie möglich von oben bis unten an-gekotzt, angeschissen und bepisst zu werden wird ab morgen und bis an dein Lebensende dein jämmerliches Dasein füllen! Jawohl! Du hast richtig gehört! Eine faule tollpatschige Pfaffensau, wie du, der man normalerweise täglich ins Maul scheißen sollte, hat es nicht besser verdient!«

Cedric konnte wegen Enyas ordinärem und total respektlosem Gerede nicht aufhören, sie zu stoßen und bei jedem Stoß geradewegs in ihre Vagina zu spritzen. Er tat es wie zur Revanche für ihr respektloses Verhalten. Ja! Jetzt geb' ich es dir, du freche kleine Hexe! Er spritzte und spritzte, und spritzte nochmals, und brüllte im Stoßen wie ein Bulle, weshalb sie rasch die Hand gegen seinen

Mund presste, und was dennoch an Geräusch hervordrang, glich einem Gurgeln und Stöhnen.

»Halt gefälligst die Klappe, du völlig verblödetes Arschloch, oder ich stopf dir das Maul, indem ich dich ans Bett fessele und dir tatsächlich eine große fette Kackwurst rein-scheiße, bevor ich dich mit meinem vollgepissten Höschen kneble!« Dass Enya beinahe jedes einzelne Wort perfekt einstudiert hatte, ahnte Cedric nicht einmal ansatzweise. Aufgrund ihrer hurenhaften Überlegenheit verzichtete der Priester (!) sogar darauf, sich für ihr frivoles Betragen zu revanchieren – und genau das war der Wendepunkt - hin zur Hörigkeit im Schlafzimmer.

»Aaah!« brüllte er diesmal ungehindert, während sich zum dritten Mal eine Serie von Spritzern ungehindert in ihre Gebärmutter entlud und Cedric sich nicht genug wundern konnte, wie das überhaupt möglich war. Enya, die in jeder Faser ihres Körpers fühlte, dass ihre Vagina randvoll war mit heißem kostbarem Sperma, ließ ihm nicht den Hauch einer Chance, sich von ihr zu lösen. Im Gegenteil. Sein Penis steckte fest, wie in einem Schraubstock, verstopfte noch dazu den waagrechteten Rückfluss der Samenflüssigkeit, und die Fünfzehnjährige »Lolita« stachelte ihn sogar an.

»Los! Hoch mit dem Arsch und ein bisschen mehr Tempo, wenn ich bitten darf! Das kann doch nicht schon alles gewesen sein! Glaub' ja nicht,

dass ich das gelten lasse, bloß weil dich meine aalglatte Vagina an eine Babyfotze erinnert!« Dass Cedric in seinem gelösten Zustand den Befehl ausführte, kam Enya sehr gelegen, denn durch das Anheben seines Hintern floss noch mehr Sperma in Richtung Gebärmutter.

Enya hatte nämlich, wie von Bri und einem ihrer Bücher geheißen, kaum dass er nicht mehr »richtig« in ihr war, die Muskeln angespannt, ja, jene Muskeln dort innen. Als hätte er ihre Taktik überlauert, wälzte er sich herum, damit Enya oben saß, doch wenn er glaubte, er könne sie übertölpeln, befand er sich auf dem Holzweg. Sie hielt sich mit der Hand am großen, aber schlecht gespannten Bettlaken fest und nahm ihm auf diese Weise den Schwung. Und gleich danach lag sie wieder, von seinem Körper herab gleitend und sich sacht drehend, auf dem Rücken, zog die Beine dichter an den Leib und schlug sie übereinander, so dass die Oberschenkel fest gegeneinander gepresst waren. Dann umschlang sie ihn wieder mit den Beinen und sein nasser Penis steckte urplötzlich wieder in ihrer Scheide, was daran lag, dass aufgrund der Nässe so gut wie keine Reibung vorhanden war. Er hatte es, im Gegensatz zu ihr, gar nicht gespürt! Oho, mein feiner Gentleman, dir werd' ich's zeigen! Warte nur ab, Cedric Stuart! Ich komme zu meinem Baby, ob dir das nun recht ist oder nicht! Es musste gelingen, da das

Mädchen in seinem Bett nicht passiv war, sondern vielmehr überaus willig, und wartete und hoffte. Bitte, bitte, gib doch, dass ein Baby wächst und kommt! Das wäre eine Lösung für so vieles, vielleicht für alles. Ja, ja, ich möchte doch so gern ein Baby haben!

»Oh, Enya ... Oh, Enya ...Ich liebe dich bis in alle Ewigkeit – wie auch du mich liebst«, flüsterte er total erschöpft. In seinem Brustkorb staute sich die Luft so sehr, dass er fast fürchtete, zerplatzen zu müssen. Sie reckte ihr märchenhaft geformtes Becken schräg nach oben, schlang ihre Arme und Beine noch fester um ihn, und brüllte bei wiegenden Bewegungen in ihrer Rolle als Domina und der sicheren Gewissheit, dass er sie soeben geschwängert hatte:

»Was ist, du römisch katholische Ficksau?! Bin ich jetzt immer noch deine niedliche kleine Kelttenprinzessin?! Oder betrachtetest du mich ab heute als große respekteinflößende Wanderhure?! Als heiße schmatzende Kelttenfotze, die du dir am liebsten bis zum Hals über den Kopf ziehen würdest, um darin gekocht zu werden?!«

»Aaah!« Unglaublich, aber wahr, Cedric spritzte nochmals. Doch kaum den letzten Spritzer gespürt, schon quetschte Enya wieder die paar Tropfen gierig mittels melkender Muskelkontraktionen aus dem zuckenden Glied, damit ja nichts verloren ging.

»Jaaa. Brave Ficksau und braves kleines Ringelschwänzchen ...« lobte sie Cedric und dessen eifriges Glied in demütigender Manier. Doch Vorsicht! Warum herrschte plötzlich so eine unangenehme Stille, die dazu angetan war, sich konzentrieren zu können? Das durfte nicht sein. Also wirbelte Enya mit dem Oberkörper herum und stieß mit dem Kopf voller Zorn hoch.

»Was ist?! Bist du taub oder ist dir mein Lob in den Kopf gestiegen?! Ich warte immer noch auf Antwort?! Meine Frage lautete, ob du in mir immer noch eine handzahme Lolita siehst, die nur zum Arschficken taugt, oder ob du vor lauter Geilheit am liebsten deinen Kopf bis zum Hals in das frisch verschissene Arschloch deiner Herrin stecken würdest?!« Sie ohrfeigte ihn zur Strafe für seine Unaufmerksamkeit, und danach starrte sie ihm streng und scheinbar unerbittlich in die Augen.

»We... weder noch, Enya ... Liebling. Du bist meine über alles geliebte Keltengöre, der ich mit Haut und Haaren verfallen bin.«

»Und was ist mit deinem egoistischen Gott?!« keuchte sie voller Hoffnung, während sie ihren Schoß abermals mit aller Kraft gegen den seinen drückte, damit sie auch das erschlaffte Glied spüren und sogar die allerletzten Tropfen aus ihm heraus melken konnte – in der optimalen Position. Das teils dumpfe, teils helle Schmatzen, und die

seltensam geschmeidigen Bewegungen des erschlafften Glieds an den Innenwänden ihrer Scheide, in Verbindung mit den durch ruckende und reibende Berührungen an ihrer Klitoris erzeugten Reizen, erregte sie dermaßen, dass auch sie einen Höhepunkt hatte, was dazu führte, dass sie ihren Rücken wie bei einer Brücke nach hinten durchbog und schrie, als würde sie bei lebendigem Leib geröstet. Das Kieksen, das dem Schreien voranging, war kaum erwähnenswert, doch Cedric wusste gerade deshalb, dass er heute ganze Arbeit geleistet hatte.

»Iih! Aaah!!

»Das ... das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen, Liebes. Aber nun wird es allerhöchste Zeit, dass du dich umdrehst, damit mein Samen raus fließen kann.«

Armer Cedric. So klug er war, wusste er nicht, dass es längst zu spät war, doch Enya tat ihm den Gefallen, um keinen unnötigen Streit vom Zaun zu brechen. Es reichte, dass sie bei ihm wegen der Unvorsichtigkeit ein ungutes Gefühl weckte oder heraufbeschwor. So ließ sie seinen gemolkene Schwanz edelmütig mit schmatzendem Geräusch aus der aalglatten Lolita-Möse flutschen. Dann setzte sie sich einfach mit gespreizten Beinen auf sein Gesicht und wollte ihm zwecks Verlängerung des Liebesspiels in den Mund pissen, doch sie kam in ein regelrechtes Dilemma, denn einerseits

hatte Brianna gesagt, sie dürfe hinterher keinesfalls pinkeln, doch andererseits musste sie schon dringend. Was tun?« Enya dachte kurz nach und hatte die Lösung.

»Also gut, Priester! Wie du willst! Die kleine versaute Klosterschülerin wird dir nun, zum Dank dafür, dass du ihr die Absolution erteilt hast, geradewegs in das Schleckermäulchen pissen, und mit viel Glück ist dein ganzer heißer Samen darin gelöst. Allerdings könnte es sein, dass auch ein wenig Blut dabei ist, denn die besagte Nonnenfotze steht kurz davor, zu menstruieren.«

»Nein, Enya. Nicht. Weißt du; wenn die Lust bei einem Mann abgeklungen ist, macht das keinen Sinn. Lass' einfach den Samen raus laufen.«

»Du meinst, hier, mitten im Bett?«

»Ja.«

»Und was ist, wenn ein wenig Blut dabei ist? Ich bin, wie ich schon sagte, mit dem Menstruieren einen Tag überfällig. Und abgesehen davon hatten wir ausgemacht, dass du deinen Penis raus ziehst, bevor es dir kommt«, argumentierte sie gerissen und zugleich unschuldig wie eine Heilige. Das Rollenspiel (»Dominante Klosterschülerin fickt Beichtvater«) war vorbei, denn in Enyas Augen war die segensreiche und vielversprechende Tat vollbracht.

»Oh je. Enya, Liebes. Ja. Du hast natürlich in beidem recht. Darum wird dir wohl nichts anderes

übrig bleiben, als dass du so rasch wie möglich die Toilette auf dem Gang aufsuchst.«

Gesagt, getan, Enya stieg vorsichtig aus dem Bett, schlüpfte seelenruhig in die Pantoffeln, und danach ging sie, natürlich allein und ohne in Hektik zu geraten, auf die Toilette. Als sie zurückkam, hatte sie denselben Druck auf der Blase, und der Samen, der normalerweise herauslaufen hätte sollen, war ebenfalls noch drin, oder zumindest vorhanden denn Brianna, die die ganze Zeit darauf gelauert hatte, war ihr zur Sicherheit auf der Toilette zu Hilfe geeilt, um Cedric mittels »Zustopfen« und »Flüssigkeit auffangen und wieder hineinlaufen lassen« eins auszuwischen. Enya, die auf der verschlossenen Toilette hastig eine akrobatisch anmutende Stellung eingenommen hatte, damit Brianna von oben nach unten bequem einen langen Trichter hineinstecken konnte, wurde vor Scham hochrot im Gesicht, denn noch nie in ihrem bisherigen Leben hatte sie jemanden dermaßen vorsätzlich aufs Kreuz gelegt.

»Hältst du's noch eine Weile aus?« flüsterte Bri.

»Ja. Ich hab' alles genau so gemacht, wie du es mir erklärt hast.«

»Gut. Bist fürwahr eine gelehrige kleine Keltengöre ... eine durchtriebene Lolita sozusagen.«

»Nenn es ruhig beim Namen, Satanela. Eine richtige Hexe hast du aus mir gemacht.«

»Und wenn schon. Hauptsache, sein Samen befindet sich dort wo er hingehört.«

Die Quelle sprudelte nicht, Enya und Brianna kicherten amüsiert, und Cedric konnte immer noch nicht glauben, dass es nicht Gott war, der ihm die Sinne geraubt hatte, sondern ein fünfzehn Jahre altes Keltenmädchen, das er vor sechs Jahren, die im Nu verflogen waren, auf dem Bahnhof von Yellingbone kennen gelernt hatte.

»Alles erledigt, Schatz?«

»Ja ... alles erledigt« sagte sie, und das war nicht einmal gelogen.

Enya schaltete das Licht aus.

»Pater?«

»Ja, Enya?«

»Können wir's nicht immer so machen?

»Ausgeschlossen, Enya. Wir hätten es auch diesmal nicht tun dürfen. Als ich kam, war ich direkt in dir.« Sie beugte sich über ihn, streichelte seine Brust und spielte mit seiner empfindlichen Brustwarze, indem sie die Spitze ihres Zeigefingers darum kreisen ließ.

»Aber verstehst du denn nicht? Ich werde doch stets auf dir sitzen. Und da bleibt es überhaupt nicht in mir drin, sondern läuft gleich wieder raus! Oh, Cedric, bitte! Das ist doch viel schöner und viel hygienischer, als mich lediglich in den Arsch zu ficken. Beim letzten Mal hast du geseh'n, wozu das führen kann. Ich bin sicher, dass es so in

Ordnung ist, denn ich kann ja fühlen, dass es nicht in mir drin bleibt. Bitte!«

Welcher Mensch hat wohl je eine so plausibel klingende Erklärung von sich gewiesen, wenn sie ihm die gefahrlose Wiederholung des vollkommensten Genusses zusichert? In Cedric war der alte Adam am Werk, der sich eine solche Gelegenheit möglichst nicht entgehen lässt. Hinzu kam, dass er – wenn man von dem Gebrauch der »Gummidinger« absah, die er – Belisama sei Dank – nicht in Betracht gezogen hatte, jetzt weit weniger gut informiert war als Enya.

»Daran könnte schon was Wahres sein«, sagte er. Also gut, Liebes, von jetzt an machen wir's, kurz vor deinen Tagen, so, wie du sagst.«

Ihr zufriedenes Lächeln konnte er nicht sehen, dafür war es viel zu dunkel. Gut, dachte sie, gut. Ein Teilerfolg in Form eines vielversprechenden Kompromisses. Gelogen hatte sie nicht. Denn es war nicht in ihr geblieben, nicht alles jedenfalls. Aber das meiste davon bestimmt - dank Briannas Hilfe und Erfahrungheit.

Den Rest der Nacht verbrachten sie, eng aneinander-gekuschelt schlafend, und sich zwischendurch auf »normale« Art liebkosend, als wären sie schier unersättlich.

Wie durch ein Wunder musste Enya erst am Morgen pinkeln, und dass sie seit gestern Abend von Cedric schwanger war, war dank Brianna und

Belisama nunmehr ein nahezu unumstößliches Faktum.

\*\*\*

Einen Monat später, kurz bevor Enya beschloss, sich von Cedric vorübergehend zu trennen, kam es wieder einmal zu der üblichen Debatte zwischen ihr und dem »vernagelten« Priester, der nur seine Karriere im Kopf hatte. Jawohl; seine Karriere, denn Enya war sich mittlerweile sicher, dass das hartnäckige Problem weniger mit Gott, sondern vielmehr mit seinem unstillbaren Ehrgeiz zu tun hatte. Sie hatten sich zwar in Cedrics Domizil in gefahrvoller Weise geliebt, wobei Oralverkehr im Vordergrund stand, doch sie waren im Streit auseinandergegangen, und soeben hatte die Zwölfjährige, die ihren Roller regelmäßig im Flur abstellte, Enya aus lauter Eile beinahe umgerannt. Das schrullige Mädchen musste sich anscheinend sputen, denn die Nacht und die Dunkelheit waren bereits hereingebrochen.

Im Flur des Erdgeschosses begegnete ihr auch Brianna. Sie hatte eine Packung Malzkaffee in der Linken und wie es schien, hatte sie es, von Mrs. Devines Wohnung kommend, ebenfalls eilig, denn sie blieb nur kurz stehen, bevor sie die Stiege hinauf hastete und dabei zwei oder drei Stufen auf einmal übersprang.

»Hallo, Herzchen! Ich habe Milch auf den Herd gestellt! Du musst unbedingt rüberkommen! Tust du es nicht, werde ich mir bei Fen über dich das Maul zerreißen!«

»In Ordnung, Bri. Ich benötige lediglich ein wenig Zeit, um mich frisch zu machen.«

»Ist gut, Herzchen, aber wehe, du wagst es, dich rar zu machen und mir den Stand der Dinge vorzuenthalten!« rief sie, bevor sie im ersten Stock, am oberen Ende des Stiegenaufgangs um die Ecke bog und verschwand, damit die Milch nicht überkochte.

Oben angekommen kramte Enya nervös in ihrer Handtasche, schien einfach den Schlüssel nicht finden zu können. Herrgott, er musste doch da sein! Endlich hatte sie ihn und schloss auf. Im Zimmer saß sie dann auf ihrem Bett, starrte zum Rechteck des Fensters, hinter dem fahl der nächtliche Himmel schimmerte, und versuchte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Es war furchtbar, es war entsetzlich. Sie hätte weinen mögen, schreien, fluchen. Es war eine Tragödie. Nie wieder würde es zwischen Cedric und ihr so sein wie früher. Sie würde einen Freund verlieren. Nein, nicht einen Freund, sondern den besten, den einzigen, der wirklich zählte. Lügen, Lügen, nichts als leere Worte waren es, die sie sich gegenseitig um die Ohren geschmettert hatten. Jetzt, viel zu spät, begriff sie, weshalb sie in so panischem Schre-

cken davongelaufen war, als wäre Cedrics Kuss schlimmer als der schlimmste Mordanschlag gewesen. Dennoch war es richtig, die Liebe absichtlich zu unterdrücken, doch gegen diese Erkenntnis sträubte sie sich. Sie hatte ihn zwar nicht mit der Schwangerschaft konfrontiert, doch sie wusste: er wollte sie nicht, die Bindung, die Verpflichtung, die Verantwortung. Er wollte seine Selbständigkeit, seine Unabhängigkeit, sein obskures Verhältnis zu Gott behalten. Cedric wusste, dass ein dauerhaftes Liebesverhältnis zwischen ihm und Enya innerhalb der Kirche einem Versagen gleichkam. Er glaubte nach wie vor, seine Liebe zu Gott wäre die einzige Möglichkeit, überhaupt aus vollem Herzen lieben zu können, und dieses Eingeständnis – einem doppelten Versagen gleich - besaß für ihn etwas tief Demütigendes. Begründet war dieses Phänomen darin, dass er sich keineswegs sicher war, dass er überhaupt »richtig« lieben konnte. Und es gab niemanden, der seine bohrenden Selbstzweifel beseitigen helfen konnte, wenn Enya ihn verließ. Doch selbst darauf durfte sie keine Rücksicht nehmen, weshalb Enya Tränen über die Wangen rollten. Ihr war nichts anderes übrig geblieben, als vor Cedric davonzulaufen, denn hätte sie es nicht getan, wäre unweigerlich der Augenblick gekommen, in dem sie entdeckte, wie unzulänglich er war, in dem sie hinter die Fassade aus Charme und falschem Pflichtbewusstsein

– direkt auf sein Unvermögen hinsichtlich seiner Rolle als Vater geblickt und sich enttäuscht und angewidert von ihm abgewandt hätte. Nie sollte Enya hinter der Außenfront den wahren Cedric sehen wollen und können. Zum Glück kannte sie diesen verblendeten Priester immer noch nicht in all seinen Facetten, obwohl sie Dinge mit ihm getrieben hatte, die sogar manche Huren vor Scham erröten ließen. Cedric war einfach in vielem, wenn nicht sogar in allem eine Ausnahmeerscheinung. Nie hatte er ihr mehr gezeigt als die Fassade, ganz patent soweit – aber nur aus seiner Sicht. Von dem Meer von Zweifeln in ihm wusste er nicht einmal selbst. Nicht er, und auch sonst keine Menschenseele – außer Enya und bestenfalls Bri. Doch ... eine Person wusste noch davon – seine Mutter. Und das war das wunderbare: dass dieselbe ihren Sohn liebte, wie auch Enya es tat, obwohl sie wusste, wie der wahre Cedric aussah. Enya beugte den Kopf vor, lehnte ihn auf die kühle Nachttischplatte und spürte die Tränen, die den vorangegangenen nachfolgen wollten. Sie wischte sie fort. Und dann machte sie sich an die schwierige Aufgabe, ihren Kummer zu verdrängen. Doch es gelang. Sie hatte ja Übung, sehr viel Übung darin. Der Trick war sogar ziemlich einfach. Man musste sich nur mit etwas anderem beschäftigen, unablässig. Sie hob den Kopf, schaltete die Nachttischlampe an. Der Brief dort auf dem Nachttisch

– Mrs Devine musste ihn heraufgebracht haben auf ihr Zimmer. Bläuliches Papier, ein Luftpostbrief. Oben in der Ecke eine Briefmarke mit dem Kopf der Königin Elizabeth.

»Liebste Enya«, schrieb ihre Mutter, »komm uns bitte so bald du kannst besuchen. Du fehlst uns! Lass dich also bald sehen! Du wirst es mir vielleicht nicht glauben, doch sogar die Hunde vermissen dich – dich und die gut geführten Schläge deiner Peitsche – als hätten sie dich als ihre unerbittliche Herrin und Anführerin wahrgenommen, akzeptiert, und in ihr Herz geschlossen. Ein schmerzender Hieb mit der Peitsche ist besser, als wegen einem natürlichen Instinkt getötet zu werden. Das wissen diese schlaun Vierbeiner sehr wohl, Enya. Sagt Dir das vielleicht was? Diese seltsame Art von Macht und Unersetzbarkeit, die sie in deiner Gegenwart spüren? Die Rede ist von deiner Tante, die uns selbst über ihren Tod hinaus Rätsel aufgibt und uns ihre Macht spüren lässt. Ich arrangiere ein paar Zusammenkünfte mit unseren Nachbarinnen und natürlich auch mit deren charmanten Söhnen, falls Du interessiert bist.«

Ob Enya interessiert war? An den braven, tüchtigen, und fabelhaften Nachbarjungs? Nun, da sie von Cedric schwanger war und dennoch keinen Vater für die Frucht ihres Leibes vorzuweisen hatte? Nun, da die Möglichkeit bestand, ein so genanntes Kuckuckskind in ein Nest zu setzen? In-

folge des freundlichen Angebots ihrer Mutter zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen? Die Chance ihres Lebens zu nutzen und eine solide Wende herbeizuführen?! Und plötzlich stieg ihre Stimmung, wurde zu einem so überwältigenden Hochgefühl, dass die Szene mit Cedric an Bedeutung verlor, oder eher: dass sie eine andere Bedeutung, eine andere Relation annahm. Eine Schauspielerin zu mimen, wie Brianna eine war, dazu hatte Enya ab sofort entweder alle Zeit der Welt oder keine, da sich keine erübrigen ließ, wenn sie Briannas Angebot, in Queensland unterzutauchen, annahm. Nun; vielleicht gelang es ihr, sich Cedrics Freundschaft und Liebe zu erhalten, obwohl sie einen Abschiedsstreit inszenieren musste? Sie war bereit, alles zu tun, um ihn vor den Kopf zu stoßen und ihn dennoch nicht für immer zu verlieren. Nur eines konnte sie nicht – die Maske abnehmen, die sie und ihr Baby vor einem Schicksal schützte, dass sie nicht wollte. Aber die Neuigkeit, schwanger zu sein, musste unbedingt gefeiert werden. Doch mit wem? Richtig, da war ja Brianna, die sich mit ihr freuen würde. Rasch verließ sie ihr Zimmer und ging hinüber zu Bri, die bereits am Tisch saß, Kaffee trank, und in einer Zeitung blätterte. Triumphierend breitete Enya, nachdem sie Bri per Umarmung begrüßt hatte, die Arme, strahlte über das ganze Gesicht.

»Was?« Enyas Augen glänzten.

»Meine Hoffnung war nicht vergeblich, Bri. Es ist schon seit zwei Wochen überfällig, und sonst kommt es bei mir keinen einzigen Tag zu spät. Das heißt, es ist ausgeblieben. Ja, ich bin schwanger, Bri, ich weiß es.«

»Meine Güte!« Brianna starrte Enya fassungslos an. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, stammelte dann: »Aber wenn es nun doch ein falscher Alarm ist ...« Enya schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»O nein. Ich bin schwanger. Es gibt gewisse Dinge, die man ganz einfach weiß.«

Ein paar Sekunden war es ruhig in Briannas Küche. Dann zeigte Brianna sich kaum weniger glücklich, als Enya selbst es war. Das war beinahe ab der ersten Sekunde in ihrem Gesicht abzulesen.

»Also jetzt mal her mit einer Lage Bier!« rief ihr Gast nahezu frenetisch. »Ich hab' es nämlich, dank deiner Hilfe geschafft! Ich bin wahr und wahrhaftig schwanger!«

Für einen Augenblick blieb Enyas Nachbarin stumm, dann sagte sie sehr freundlich und nahezu feierlich: »Das ist aber fein, Enya. Ich habe keine Sekunde daran gezweifelt, dass unsere Gemeinschaftsarbeit in doppelter Hinsicht fruchtet. Zugegeben; ich war anfangs dagegen, doch nun freue ich mich über alle Maßen. Aus tiefstem Herzen, könnte man sogar sagen, da ich weiß, wie sehr du es dir herbeigesehnt hast.« Ihr Hochgefühl min-

derte sich nicht. Es steigerte sich sogar zu unkontrollierbarer Heiterkeit. Lachend ließ sie sich in den Sessel fallen, aus dem sie sich kurz zuvor extra erhoben hatte, um Enya zu umarmen, und nun musterte sie ihr lächelndes Gegenüber, ohne sich ein dickes fettes Lob zu erwarten. Herrgott, was für prachtvolle Freundin war sie doch! Natürlich konnte ihr die Neuigkeit in Wahrheit nichts oder nur wenig bedeuten. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, was es bedeutete, Mutter zu werden. Soweit Enya sich erinnern konnte, hatte die Hure die Rolle einer Mutter innerlich stets ein wenig verächtlich beiseite geschoben, wie alles, was mit Fortpflanzung und Familiensinn zusammenhing. Familie oder Kind »ja«, aber zuerst musste die Basis in Form von Reichtum geschaffen sein. Man musste wissen; Fenias Loge war ein etwas absonderliches Kollektivgebilde, das mit Enyas Lebenseinstellung nicht das Geringste zu tun hatte. Auf der Homestead mussten die drei Edelhuren wie Fremdkörper wirken - von einer geradezu unglaublichen Scheu und Einsilbigkeit in einer Welt, die ihnen absolut fremd war. Doch jetzt und hier, in Sydney, in Briannas Wohnung, entdeckte Enya plötzlich, dass sie die vollbusige Blondine eigentlich gern hatte, und dass das seit dem ersten Tag, an dem sie sich kennen gelernt hatten, auf Gegenseitigkeit beruhte. Es schien Enya, dass sie im Begriff war, diese sonderbare und etwas rätselhafte

Frau besser zu verstehen. Da saßen sie und blickten sich an, und das Glänzen in Briannas Augen war offenbar Ausdruck für etwas, das – ja, man konnte und musste es wohl Zuneigung nennen. Enyas Blick glitt im Geiste von einer Hure zur anderen, von einem dezent geschminkten, lächelnden Gesicht zum anderen. Da war Fenia, die schlaue und berechnende Chefin, die ihre kleine Schar jedoch völlig unauffällig leitete, ohne jemals aufzutrumpfen; Elizabeth, deren Lebenszweck gleichsam darin bestand, eine Art Schatten ihrer besten Freundin zu sein; und Brianna, die mitunter extrem boshaft sein konnte, den anderen in ihrer Doppelrolle als biedere Stadtbürgerin jedoch so überaus ähnlich. Zum Ganzen gehörend und dennoch eine Einheit, waren es lauter Doppelwesen für sich; und schließlich versuchte Enya gar, sich selbst in einem Spiegel zu erkennen. Als Briannas innerlich so ausgehöhlte Nachbarin, die von allen die einzige zu sein schien, die ständig ein Gefühl des Nichtgeborgenseins verfolgte. Außer Enya hatten alle auffallend große Brüste und beeindruckend breite Hinterteile, die aussahen, als hätte Belisama sie als Vorzeigexemplare für das Kinderkriegen erschaffen. Schön, geldgierig, hemmungslos und durchtrieben waren sie, und dennoch merkte man ihnen, wenn sie sich außerhalb der Villa in Sydneys Gesellschaft bewegten, ihr obszönes Hurenleben nicht an.

»Was wirst du nun tun, Herzchen?« wollte Brianna wissen, weshalb Enya aus ihren Gedanken gerissen wurde. »Wirst du versuchen, die wenig zufrieden stellende Beziehung aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen – je nachdem, was euer gruseliges Verhältnis darzustellen vermag?«

»Nein. Dieses Kapitel ist endgültig vorbei. Mir stellt sich nunmehr die Frage, in welcher Art und Weise ich das, was uns noch verbindet, durchtrennen soll. Was meinst du? Soll ich ihm einen Abschiedsbrief schreiben?«

»Nein – auf gar keinen Fall, Herzchen, denn dann hätte er etwas, an dem er sich samt seinem Ego aufrichten könnte.«

»Es wird dich zwar nicht mehr sonderlich überraschen, aber ich sage es dennoch zum wiederholten Mal. Cedric ist nicht irgendein Mann, und demzufolge sind seine Reaktionen schwer vorhersehbar« entgegnete Enya, als wolle sie den verbohrteten Priester in Schutz nehmen und doch wieder nicht.

Da Brianna den Eindruck erweckte, ihre Stimmung sei von einer Sekunde zu anderen umgeschlagen, wollte Enya wissen, was los war.

»Was hast du denn plötzlich?«

»Eine schöne Bescherung ist es in Wahrheit, Herzchen«, murmelte Brianna undeutlich. »Aber, Bri, sei doch nicht blind! Begreifst du denn nicht? Verstehst du denn nicht, was dies für mich bedeu-

tet? Ich kann Cedric vorerst nicht haben. Ich habe immer gewusst, dass es nicht leicht werden würde, ihn der Kirche und Gott abspenstig zu machen. Und doch habe ich es in gewisser Weise geschafft, ja, das habe ich!« Sie lachte, und ihre Arme schlangen sich so fest um Briannas Hals, dass Bri fürchtete, zu ersticken.

»Ich habe das von Cedric, was die Kirche nie haben kann – was von Generation zu Generation weitergeht. Durch mich wird Cedric weiterleben, denn ich weiß, dass es ein Sohn sein wird. Und dieser Sohn wird Söhne haben, und sie werden wieder Söhne haben – ich werde Gott doch noch das Nachsehen geben. Ich liebe Cedric, seit ich neun war, und wenn ich auch hundert Jahre alt werden sollte, ich würde ihn wohl noch immer lieben. Aber er gehört noch nicht mir, während dieses Kind mir gehören wird. Mir, Brianna, mir!« Doch die leidenschaftliche Erregtheit, der fast ekstatische Zustand klang ab, Enya war wieder die Enya, wie Bri sie sonst immer gekannt hatte, voller Freundlichkeit, voller Liebreiz – war all das und war doch nicht die alte Enya. In ihr wurde eine Kraft spürbar, wie man sie zuvor kaum hatte ahnen können: die fast unerschöpfliche Kraft zum Ertragen. Wie ein Geflecht aus biegsamem, sehr elastischem Stahl schien es ihr Wesen zu durchziehen. Was, dachte Brianna, habe ich nur getan, indem ich sie dabei unterstützte? War es vielleicht

doch völlig verkehrt? Hat sie das womöglich von Grund auf verwandelt? Und ist es vielleicht nicht nur ein Geflecht aus Stahl in ihrem Wesen? Ist ihr Wesen wie aus Stahl?

»Enya, wenn du mich ein bisschen lieb hast, solltest du bitte eines nie vergessen?« Die grünen Augen sahen sie sehr direkt an.

»Ich will's versuchen.«

»Genau wie ich hast du doch, mal abgesehen von den Büchern über Sex, so manches von den Büchern gelesen, die ich dir geborgt habe?«

»Ja, natürlich.«

»Einige handeln von den alten Griechen, und sie haben mich immer besonders fasziniert. Es heißt, die Griechen hätten für alles ein Wort gehabt, und es habe keine menschliche Situation gegeben, die von ihnen nicht beschrieben worden sei.«

»Ich weiß. Von diesen Büchern habe ich auch einige gelesen.«

»Dann erinnerst du dich sicher auch daran, dass die Griechen sagen, es sei eine Sünde wider die Götter, etwas über alle Maßen zu lieben. Wenn jemand so sehr geliebt werde, so sagen sie auch, dann errege das den Neid der Götter, die nicht zögerten, das Objekt einer solchen Liebe in der Blüte seines Lebens zu vernichten.« Sie schwieg einen Augenblick. »Enya, es ist profan, zu sehr zu lieben.«

»Profan, Bri? Das gibt mir das Stichwort! Ich werde Cedrics Baby nicht profan lieben, sondern mit der Reinheit der Heiligen Jungfrau.« Briannas grüne Augen wirkten sehr traurig. »Hat sie ihn mit solcher Reinheit geliebt? Schließlich traf es das Objekt ihrer Liebe in der Blüte seiner Jahre, nicht wahr?«

»Das ist richtig, aber es ist nun einmal, wie es ist. Cedric kann ich vorerst nicht haben, wohl aber sein Baby. Endlich spüre ich ... ja, ich spüre, dass mein Leben einen Sinn haben könnte, dass es ihn haben wird! Das war wohl das Schlimmste in letzter Zeit. Ich fing an zu glauben, dass mein Leben gar keinen Sinn und gar keinen Zweck habe.« Sie lächelte kurz, und selbst aus diesem flüchtigen Lächeln sprachen ihr neuer Lebenswille, ihre unvermutete Energie. »Ich werde dieses Kind auf jede mir mögliche Weise schützen, was immer mir das auch abverlangen mag. Und niemand, auch die Gott nicht, wird mich daran hindern, ihm den einzigen Namen zu geben, den ich ihm geben kann. Den Namen Stuart, wenn Cedric mich in ein paar Jahren heiratet. Schon bei dem Gedanken, mit einem anderen zu schlafen, wird mir übel. Ich warte ab, wie Cedric und die Kirche reagieren und dann kehre ich heim nach Valopo und hoffe, dass alles gut geht.«

»Vergiss jedenfalls die Sache mit dem Abschiedsbrief. Präge dich ihm stattdessen ins Ge-

dächtnis, indem du eine bühnenreife Abschiedsszene aufs Parkett legst. Du musst ihm auf jeden Fall allein durch dein Verhalten klarmachen, dass nicht du es wahrst, die versagt hat, sondern er. Die Schuld für das Scheitern eurer Beziehung ist ausschließlich bei ihm zu suchen. Keine Angst, Schätzchen. Er weiß das auch, und deshalb solltest du dafür sorgen, dass er möglichst lange an dem Verlust seiner jungen, aber erfahrenen Geliebten zu knabbern hat« sagte Bri.

»Und wie soll ich das bewerkstelligen?« Bri überlegte und legte dabei die Stirn in gut erkennbare Falten, doch die Antwort blieb aus.

»Und was ist, wenn ich ihm alles haarklein beichte? Soll ich Cedric schreiben und zerknirscht Abbitte leisten?« fragte Enya, da ihre Freundin nach wie vor schwieg.

»Aber du sagtest doch, gleich wie ich, du hättest Angst, dass er dir ein Leben lang vorwirft, du hättest in einem Stück seine Karriere und sein seltsames Verhältnis zu Gott zerstört?«

»Ja, das ist richtig, aber wo soll ich denn wohnen, Brianna? Und was für eine Arbeit kann ich denn tun? Hier gibt's doch keine Schaf- oder Rinderherden, um die ich mich kümmern könnte.«

»Ja, das ist natürlich sehr schade. Wieso gehst du nicht einfach zurück zu deiner Mutter, nach Valopo?«

»Wollen tu ich schon, aber ich kann nicht. Cedric würde mich sofort aufsuchen und versuchen, mich umzustimmen. Und dabei würde er nicht minder schnell dahinter kommen, was ich verbrochen habe.«

»Hmmm. Verdammt. Ja, da ist was dran.« Brianna runzelte abermals die Stirn und schien nun noch intensiver nachzudenken. Dann erklärte sie, was zu tun war.

»Weißt du was? Lass mich das machen. Ich helf' dir weiter. Ich besorg' dir eine Stellung, wo du zugleich freies Logis hast. Und natürlich auch freie Kost. Das Geld dafür kannst du dann sparen und außerdem bist du nicht allein, wenn das Baby zur Welt kommt.«

»Soll das etwa heißen, du hast etwas Bestimmtes im Auge?«

»Ja. Ich habe es mir zwar für mich zurechtgelegt, falls ich selber mal für eine Weile untertauche müsste, doch da es sich um einen Notfall handelt, betrachte ich es als Test. Du wirst als Dienstmädchen bei meiner Bekannten auf ›Himmelhoch‹ arbeiten. So heißt der Besitz. Er gehört Ludwig Müller, und das ist der größte Zuckerrohrmann im ganzen Distrikt. Seine Frau ist invalid und kann den Haushalt nicht selbst führen.

»Ich soll als Hausmädchen arbeiten?«

»Du sagst das, als bräche die Welt zusammen. Es sind nette Menschen. Ich kenne sie seit meiner Kindheit.«

»Ich hatte gedacht, dass ich mir trotz allem ein eigenes kleines Zuhause schaffen könnte, weil ich doch nicht völlig mittellos bin. Um der Wahrheit die Ehre zu geben; ich bin sogar, dank Billy Watson und einem anderen Dieb, stinkreich. Was habe ich? Ich habe zehntausend auf der Bank, ein Dutzend Goldbarren, die Hälfte von Billys Geld, die Diamanten, die goldenen Uhren und den Schmuck? Ich bin beinahe ebenso reich wie Fen, Ich könnte doch einen Teil des Goldes, der Uhren, des Schmucks oder der Diamanten verkaufen?«

»Das, Herzchen, wäre das schlechteste, was du tun könntest, denn erstens könnte es sein, dass unser genialer Glücksgriff deswegen auffliegt, und zweitens wirst du diese Sachen noch dringend benötigen, wenn du nach Valopo zurückkehrst, denn das Glück ist ein Vögelchen, wenn du verstehst was ich meine. Ein einziges katastrophales Jahr könnte genügen, dass ihr allesamt wieder am Hungertuch nagt.«

»Du hast Angst, die Sache mit Billy könnte deswegen ans Licht kommen?«

»Ja. Es ist weniger die Justiz, an die ich dabei denke, sondern vielmehr Fen. Sie und Liz würden mich sofort fragen, was das ganze soll.«

»Und was ist mit meinem eigenen Geld?«

»Das Geld bleibt schön auf der Bank – als Notgroschen! Du verdienst dort, wo ich dich hinbringen werde, genug. Du beißt hübsch die Zähne zusammen und schuftest, und auf diese bescheidene und unauffällige Weise kommst du schneller als du denkst an dein Ziel. Ich will doch nur das Beste für dich, für mich, und natürlich ebenso für das Baby, wenn du schon nicht zu deinen Eltern zurück willst.«

»Ich weiß ... ich weiß, aber beim Arbeitgeber im Haus?«

»Ja. Warum auch nicht? Du fährst weder auf Urlaub noch in die Flitterwochen. Du entziehst dich dem sturen Priester fürs erste in vollkommener Weise, indem du mein Angebot, auf Himmelhoch unterzutauchen, annimmst, und wenn er zur Besinnung gekommen ist, wird alles gut.«

»Und was ist mit meiner Mutter und mit meinen Brüdern?«

»Keine Sorge; die sind bis jetzt ganz gut ohne dich zurechtgekommen, und das wird auch bis zur Geburt deines Kindes der Fall sein. Lass diesen verbohrtten Pfaffen möglichst lange in seinen eigenen Hirngespinsten und Schuldgefühlen schmoren, bis er auf allen Vieren auf der Homestead angekrochen kommt, denn er muss den Trennungsschmerz möglichst intensiv spüren. Was wollen Männer? Männer wollen eine Frau, die schön, treu, klug und eine Hure im Bett ist. Sie soll zu-

dem gut kochen und wirtschaften können, genügend, freundlich und fruchtbar sein, und ich persönlich kenne kein Mädchen deines Alters, auf das diese Beschreibung besser passen würde, als auf dich. Darum wird ihm die Zeit der Trennung wie das reinste Fegefeuer vorkommen. Dessen bin ich mir sicher, sofern er nicht wirklich stockschwul ist.«

Brianna war zwar in Beziehungsfragen die gruseligste Beraterin, die man sich vorstellen konnte, aber was Enya und ihre Beziehung zu dem »Seelenschreck« von Priester betraf, konnte man sich ihr ausnahmsweise anschließen.

»... darum schlage ich vor, dass wir anhand deiner Situation testen, ob mein Plan in einem Notfall was taugt. Ich begleite dich zu meinen Bekannten nach Himmelhoch, wo du wohnen und arbeiten kannst, solange du lustig bist, und wenn der Vater deines Kindes zu der Erkenntnis gekommen ist, dass er einen riesigen Bock geschossen hat, indem er dich gehen ließ, wendet sich alles zum Guten.«

Später, als Bri und Enya in Enyas Wohnung am Tisch saßen, da die Blondine nachsehen wollte, wie es Enya ging, fühlte die Hure ihrer Freundin auf den Zahn. Möglicherweise hatte sie Angst, Enya hätte es sich anders überlegt.

»Wie geht es dir, Herzchen?«

»Danke, dass du fragst, aber im Augenblick fällt es mir schwer, meine Gefühle in Worte zu kleiden.«

»Versuchs trotzdem.« Enya seufzte.

»Meinetwegen. Zuerst fühlte ich mich bedrückt und niedergeschlagen, aber nachdem ich den Brief gelesen habe, den meine Mutter mir geschrieben hat, fühlte ich mich besser. Noch besser fühlte ich mich, nachdem ich mit dir gesprochen habe. Warum ist das Leben nur ein einziges Verwirrspiel? Warum geht kaum etwas je seinen vernünftigen Gang? Warum geschehen so furchtbare Dinge wie mit Liam, Dad und Kevin.« Der Gedanke an Kevins fürchterlichen Tod und den ihres Vaters ließ sie zusammenzucken. Plötzlich schien sie nicht mehr stillsitzen zu können. Sie beugte sich ein Stück vor, damit Bri merkte, dass sie in die Arme geschlossen werden wollte. Bri machte das und setzte den Dialog fort.

»Ich hab' mich total gefreut, dass du mein Angebot angenommen hast« sagte sie mit Stolz in der Stimme.

»Und jetzt meinst du wohl, dass ich vor Freude reinweg aus dem Häuschen bin, ja?«

»Bist du's?«

»Immer noch die alte Bri, die Frage mit Frage beantwortet, wie?«

»Weich mir nicht aus, Herzchen. Ich weiß, dass du weißt, dass es im Augenblick die beste Lösung

ist, denn nur auf diese Weise wird sich zeigen, ob dein Priester sich deiner überhaupt als würdig erweist. Ein Mann, der was taugt, lässt sich nicht so leicht endgültig aufs Abstellgleis schieben. Du bist keines dieser scheinheiligen katholischen Modepüppchen, die sich sogar im Schlafzimmer zieren, die Beine für ihren Mann breit zu machen, sondern eine echte, erfahrene und wunderschöne Keltengöre. Also soll er sich bloß nicht einbilden, jederzeit seinen alten Platz bei dir einnehmen zu können. Du willst ihn für eine ganze Weile mit deiner Abwesenheit strafen, und das hat er zu begreifen und zu akzeptieren.«

»Ich weiß nicht, Bri. Ich bin klug genug, um zu wissen, dass Stolz ein sehr einsamer Bettgenosse ist.«

»Das ist richtig, aber wenn er mit einer bitteren heilsamen Pille verbunden ist, wird es dazu führen, dass er irgendwann für immer zwischen deinen hübschen Beinen landet, die ihn fest umschlingen, damit ihn deine Möse noch besser unterjochen kann. Das hab' ich im Gefühl.«

»Wirklich?«

»Ja, Herzchen. Ich wette mir dir um eine Flasche Champagner, dass dein Name in spätestens fünf Jahren Mrs. Enya Stuart lautet.«

Sie umarmten sich, wobei Enya weinte und Bri mit-weinte, ob sie wollte oder nicht, denn langsam

aber sicher ging sogar ihr die seltsame Romanze an die Nieren.

»Weißt du, was du bist, Herzchen?«

»Nein. Was denn?«

»Ein rücksichtsloses Scheusal, das sogar Fenia in den völlig verrückten Liebesbann gezogen hat.«

Unglaublich aber wahr; Bri hatte es zuwege gebracht, dass Enya aufhörte, zu weinen. Sie lachte sogar und schniefte in ihr Taschentuch.

»Glaubst du, dass ich es bis zur Geburt meines Kindes ohne dich und ohne meine Familie in Queensland aushalte?«

»Nun; einfach wird es nicht gerade werden. Weder für dich noch für mich, denn die Beziehung zwischen uns ist nichts Flüchtiges, nicht Vorübergehendes. Also werde ich an dich als liebe Freundin denken und dich als liebe Freundin sehr vermissen, aber ich werde dir so oft wie möglich schreiben und mich über deine Antworten freuen.«

Sie legte sich, da sie sich, wie immer, wie zuhause fühlte, auf Enyas Couch, streckte sich aus, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und musterte Enya mit einem Lächeln.

»Was mich am allermeisten beruhigt ist, dass es dir nicht an Geld fehlt?« stellte sie in Anspielung auf den gelungenen und von ihr eingefädelten Coup fest.

In Enyas Gesicht zuckte es. Rasch drehte sie den Kopf. Als sie sich wieder unter Kontrolle hatte, sagte sie.

»Weißt du, Bri, ich würde etwas darum geben, zu erfahren, was genau der gewiefte Knirps in weiterer Folge vorhatte. Was denkst du? Ob er noch mehr exklusiven Läden einen nächtlichen Besuch abstatten wollte?«

»Ja. Gewiss, aber das haben wir ihm mit gutem Erfolg ein für allemal abgewöhnt. Aber lass uns zu seinem Priester zurückkommen. Was, zum Henker, findest du eigentlich an ihm? Bitte verzeih, dass ich dich das zum x-ten Mal frage, aber es will mir einfach nicht in den Kopf.«

»Es ist schlicht und ergreifend die Liebe. Seit Jahren hab' ich ihn haben wollen, Bri ..., wie ein Kind, das nach den Sternen greift. Wie etwas, das ich nicht haben kann.«

»Und was ist, wenn er sich nicht als richtiger Mann erweist? Ich meine, in Bezug auf das Abstellgleis, auf das du ihn schiebst. Du kannst nicht das ganze Leben lang träumen von einem Mann, der, wenn es der Teufel so haben will, nie dein sein wird, aber weil du entgegen meinem Rat deinen Willen durchgesetzt hast, musst du auch bei Eintritt dieser Variante dafür sorgen, dass dein Kind ein Zuhause und eine Familie hat. Das ist dir doch hoffentlich klar, denn das bist du dem klei-

nen Hosenscheißer oder der kleinen Hosenscheißerin einfach schuldig.«

»Ich weiß, Bri. Deshalb dachte ich mir, ich versuche mein Glück, falls alle Stricke reißen, bei den reichen Nachbarjungs.«

»Und was ist mit dem Kind?«

»Wenn Cedric wirklich unerreichbar für mich ist, muss es eben wie mein ältester Bruder aufwachsen, der ebenfalls einen anderen Vater hatte.«

– KAPITEL VIERZEHN –

## *Keltengören*

»Was ist, Enya?« fragte Bri drei Tage später. Enya setzte sich an den Tisch ihrer blonden Nachbarin.

»Mich – mich hat eine Art Racheblitz getroffen.«

»Was!?!«

»Du hast recht gehabt. Du hast gesagt, ich würde ihn verlieren. Ich wollte dir nicht glauben. Ich meinte, ich könnte Gott ein Schnippchen schlagen. Aber es hat noch nie eine Frau gegeben, die imstande gewesen wäre, Gott zu besiegen. Er ist ein Mann.« Brianna schenkte Enya eine Tasse Tee ein.

»Hier, trink erst einmal, damit du dich beruhigst«, sagte sie, und es klang, als biete sie Enya einen stärkenden Schluck Brandy an.

»Warum glaubst du, du hättest ihn nun verloren?«

»Er wird nun wirklich, seinen eigenen Worten zufolge, Bischof werden.« Sie begann zu lachen, doch in das Lachen mischte sich Schluchzen. Brianna erhob sich, bewegte sich mit wenigen Schritten zu Enya, setzte sich auf die Armlehne ihres Sessels und strich sacht über das schöne rotgoldene Haar ihrer Freundin.

»Oh, mein Liebes! Aber so schlimm ist das doch nun auch wieder nicht.«

»Weißt du über Cedric ...?« begann sie, doch Bri übe sich heute in Unhöflichkeit, indem sie Enya unterbrach.

»Ich habe es immer gewusst, von Beginn an, doch wie gesagt; deswegen geht die Welt nicht unter.« setzte sie nach. Enya unterdrückte das Schluchzen.

»So schlimm ist das gar nicht, meinst du? Ja, begreifst du denn nicht, dass dies der Anfang vom Ende ist? Mein Plan ist mit Pauken und Trompeten gescheitert. Oder mit Engelsposaunen, wenn du so willst, denn das wäre in diesem Fall treffender. Die Strafe, die Sühne. Ich habe Gott bestohlen, als ich nach dem Cafe mit Cedric zusammen war. Das und der fiese Trick mit der Scheiße nach dem letzten Mal Arschficken. Und dafür muss ich jetzt bezahlen. Du hast mir das gesagt, Bri, erinnerst du dich noch? Du hast als erstes von Samenraub und extrem tückischem Diebstahl gesprochen. Ich wollte die Wahrheit weder glauben noch wahrhaben. Aber du hattest recht, wie stets.«

»Wird er denn nun in Rom bleiben oder wird er wieder zurückkommen?« fragte Bri mit ihrem Sinn fürs Praktische. Enya lachte, und aus ihrem Lachen klang jetzt ein Hauch echter Belustigung.

»Nein, Bri. Und das ist für mich ein wenig ausgleichende Gerechtigkeit, wenn man so will: Sie schicken ihn nach der Ernennung zum Bischof wieder zu Francesco, der wie ein Sklavenhalter über ihn verfügt.« Sie zuckte mit den Achseln.

»Nun ja, solche Gedanken sind töricht – ausgleichende Gerechtigkeit. Es war mir klar, dass dieser ehrgeizige Karrierist nur zu gern nach Rom gehen würde, und so ergibt sich das praktisch von selbst.«

»Hast du es Fenia gesagt?«

»Nein, und das werde ich auch nie tun. Sie ist zwar meine beste Freundin, doch sie würde wohl kaum Mitgefühl für dich zeigen. Dazu ist sie viel zu abgebrüht.«

»Er und dieser ehrgeizige Erzbischof sind einander so ähnlich, dass ich es hätte wissen müssen.«

»Und was ist mit seiner Vaterschaft? Weiß er es mittlerweile?«

»Wer, Cedric? Der wird nie auch nur etwas ahnen! Genau wie du und Liz es mir vor damals in Fens Garten geraten habt.«

»Du ziehst das, was wir Plan B nannten, also wirklich knallhart durch?«

»Ja, Bri. Seinen Sohn oder seine Tochter wird er nie zu Gesicht bekommen, solange er die Soutane nicht ablegt.«

»Hüte dich vor dem Neid seines Gottes, Enya«, sagte Bri leise. »Es könnte sein, dass er mit dir noch nicht fertig ist.«

»Was sonst könnte er mir noch antun?« fragte Enya klagend.

»Weißt du was, Herzchen? Was hältst du davon, wenn wir mit meiner motorisierten Kutsche zu Fen fahren und die trauernde Witwe fragen, was sie von der Sache hält? Das würde dich ein wenig ablenken und mit viel Glück könnte es sogar sein, dass sie eine nützliche Anregung für dich parat hat.«

Enya war einverstanden und eine Stunde später strapazierten ihre Hinterteile Fenias Couch anstatt Briannas Küchensessel.

Brianna hatte sich getäuscht. Als Fenia von Cedrics rücksichtslosem Ehrgeiz hörte, war sie wütend, obwohl sie insgeheim damit gerechnet hatte. Was für Enya wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen war, war für Bri und Fenia so etwas wie der erwartete eiskalte Guss. Da zwischen den Freundinnen ein so enges Vertrauensverhältnis bestand, und beide zudem seit Jahren in Sydney auf dem Strich gingen, hatte es nicht ausbleiben können, dass Fenia aufgrund ihrer Erfahrungen sehr genau wusste, wie viel einem Priester Religion bedeutete.

Sie wusste, wann man einen Mann von dieser Sorte mithilfe gewisser Methoden umpolen konnte und wann nicht.

»Was ist es? Worin bestand die Schwachstelle in meinem Plan?« hoffte Enya zu erfragen.

»Nun; nicht allein Gott, sondern auch der mystische Sinn der katholischen Rituale haben es ihm angetan. Wäre er protestantisch erzogen worden, so hätte er zweifellos zum Katholizismus übergewechselt, um – um ein Irgendetwas in seiner Seele zu befriedigen.«

Enya dachte nach. Verdammt. Die gewiefte Edelhure hatte recht. Ein strenger, kalvinistischer Gott, nein, das wäre wirklich nichts für Cedric. Sein

Gott war abgebildet auf Glasscheiben, umwölkt von Weihrauch, umhüllt von goldgewirkten, spitzenverzierten Gewändern; und der Lobpreisung dieses Gottes galt alle musikalische Vielfalt, galten alle Gregorianischen Gesänge. War es nicht eine geradezu perverse Ironie, dass jemand, der mit so außergewöhnlichen körperlichen Vorzügen ausgestattet war, eben das zutiefst bedauerte, ja beklagte? Genau das tat Cedric. Jede Bemerkung über sein Aussehen schien ihn seit Jahren tief zu verschrecken. Vermutlich, dachte Enya nun, wäre er viel lieber hässlich oder zumindest von völlig unauffälligem Äußeren.

»Enya, Herzchen. So ist nun mal das Leben. Dein Verfloßener ist viel zu attraktiv und viel zu anziehend für seinen Beruf, und Fenia ist beispielsweise viel zu hübsch für den ihrigen. Damit meine ich das Theater. Immer nur Schneewittchen oder Helena von Troja erzwungenermaßen spielen zu müssen hat sie dermaßen genervt, dass sie sich sagte, es sei Zeit, sich nebenbei als Domina zu betätigen. Als Ausgleich für die Unterdrückung sozusagen. Aber im Grunde ist sie, gleich wie dein Verfloßener, selber schuld. Sie hätte das im Vorhinein wissen müssen. Sie hat sich einen Beruf gewählt, wo Herrschaft und Unterdrückung im Doppelpack zu den völlig alltäglichen und absolut unvermeidlichen Übeln gehören, und ich habe mich nach einer Zeit des Grübelns bei ihrer gehei-

men Loge eingeklinkt, wobei ein paar kleine, aber wichtige Unterschiede besteh'n. Dass ich mir, im Gegensatz zu ihr, beispielsweise dessen immer bewusst war, ein Opfer dieses Systems geworden zu sein, erkennst du daran, dass ich den Priester dafür hasste, dass er von seinem Aussehen nichts weiter hermachte. Noch mehr reizte er mich, obwohl ich ihn kaum zu Gesicht bekam, mit der Tatsache, dass er es dabei ja nicht mal belassen hat. Statt sein Äußeres einfach zu ignorieren, verabscheut er es – verabscheut es zutiefst. Dieser sagenhafte Idiot. Und was war mit dem Sex? Sag doch selbst. Was den Sex betraf, so schien er da keine übermäßigen Bedürfnisse zu empfinden. Dank meiner Anleitungen hast du es gerade 'mal mit viel Glück, Mühe und Geschick ... oder wenn man so will, mit Ach und Weh geschafft, ihm ein Baby abzuluchsen, weil er sich ansonsten bis an sein Lebensende damit begnügt hätte, sich von dir einen blasen zu lassen. Zugegeben; es hat dich anscheinend sogar recht passabel in den Arsch gefickt, aber nur deswegen, weil er es vom Priesterseminar her gewohnt war. Darum bin ich sogar jetzt noch der Meinung, dass er im Grunde gut zu diesen Arschfickern passt. Das war wahrscheinlich auch der Grund, warum er großmütig auf die Verwendung eines Parisers verzichtete.«

»Ach herrje. Bri! Du meinst wirklich nach wie vor, er hat mich nur deswegen ausschließlich in

den Arsch gefickt, weil er in Wahrheit schwul ist?« fragte Enya, während Fen neben ihr grinste, weil sie sich darüber köstlich amüsierte.

»Ja. Stockschwul und - ähnlich wie Fen und Liz - ein waschechter Päderast noch dazu, denn eine Lolita zur Freundin zu haben, ist auch nicht gerade alltäglich. Bitte verzeih, wenn ich sowohl das eine, als auch das andere zu direkt ausgedrückt habe. Und bitte verzeih' mir auch das, was noch kommt, Enya, denn du weißt, wie sehr ich linke Säue, wie ihn, verabscheue. Jemandem siebensüß ins Gesicht zu grinsen, und im Rücken einen Dolch bereit zu halten, oder jemanden jahrelang mit voller Absicht an der Nase herumzuführen, ist in meinen Augen das letzte. Cedric Stuart ist keinen Deut weniger abgebrüht wie Fen.«

»Moment mal!« warf Fen ein, denn das war nun anscheinend doch ein wenig zu viel des Guten, doch Brianna fuhr nahezu ungebremst fort.

»Sorry, Fen, aber jetzt rede ich. Und zwar mit Enya.« Sie fixierte Enya mit ihren stahlblauen Augen und setzte hinzu: »Er foltert dich zwar nicht physisch aber umso mehr foltert er dich seelisch. Über die tieferen Gründe seiner Sturheit bin ich mir allerdings nicht ganz im Klaren. Hat er – wie nennt man das doch nur – gelernt, seine Libido zu sublimieren, oder fehlt ihm, all seinen körperlichen Vorzügen zum Trotz, da irgendwas?«

Enya wusste es, doch sie schwieg. Darum fuhr Bri fort.

»Nun; wahrscheinlich ersteres, denn er hielt oder hält sorgfältig darauf, jeden Tag irgendeinen strapaziösen Sport zu betreiben, so dass er abends wie tot ins Bett fällt. Dass seine Neigungen völlig normal, das heißt heterosexuell sein sollen, kann ich mir, wie schon oft gesagt, beim besten Willen nicht vorstellen« setzte Enyas abgebrühte Nachbarin in ihrer sagenhaften Offenheit hinzu.

»Ein für allemal, Bri. Er ist nicht schwul. Ich hab' anhand der Illustrierten, die er ab und zu in der Tasche hatte, erkannt, auf welchen Mädchentyp er abfährt.«

»Sprichst du nur von Lolitas, wie dir, oder meinst du damit richtige Frauen?« fragte Fen.

»Vergiss es, Fenia. Er ist weder schwul, noch ein vorsätzlicher Päderast, wie du und Elizabeth.«

Peng! Enyas Geschoss hatte gegessen, denn Fen überließ freiwillig Brianna das Wort.

»Meinetwegen, du verblendete Schafzüchterin. Stur und naiv bist du ... Jawohl. Nach wie vor ... wie deine Merinos, die sich ohne jegliche Gegenwehr oder Fluchtgedanken zwecks Opferung zur Schlachtbank führen lassen ... Bäääh ... bäääh ... bäääää ...«

Da Enya mittlerweile wusste, dass für Bri Sarkasmus, boshafter Spott, oder Nachäffen Mittel

waren, um allen möglichen Dampf abzulassen, verzichtete sie diesmal auf eine Entgegnung.

»Nur für den Fall, dass es dir verborgen geblieben ist. Am meisten sagen ihm Mädchen und Frauen zu, die hoch gewachsen, brünett, und üppig sind – wie Fen – auf die würde er mit Sicherheit voll abfahren« erklärte sie mit vollem Ernst.

Bri machte große Augen, denn Enya hatte das genaue Gegenteil von sich beschrieben.

»Du willst mich verarschen. Richtig?«

»Nein. Keineswegs. Ich hab' ihn lediglich aufgrund meiner keltischen Aura fasziniert. Es war sozusagen Liebe auf den ersten Blick. Bei ihm und auch bei mir. Wie im Märchen oder wie in einem kitschigen Film. Das ist mir erst jetzt klar geworden. Keltengöre und so; du weißt schon. Dass er auf große Brünette mit dicken Titten steht, scheint ihm allerdings selber kaum bewusst zu sein. Jedenfalls nicht, dass solche Mädchen und Frauen eine gewisse sinnliche Anziehungskraft für ihn besitzen. Aber Dinge, die mit den Sinnen zusammenhängen, nimmt er ohnehin kaum wahr, nicht Formen und nicht Farben, nicht Düfte und Gerüche. Nur wenn der Reiz eines Mädchens einmal weit über das Normale hinausgeht, scheint er zu stutzen, scheint er plötzlich innezuwerden, dass es auch noch eine irdische Ebene gibt, auf der sich die meisten Menschen bewegen.« Brianna wandte sich händeringend der Gastgeberin zu.

»Ach herrje. Auch das noch. Jetzt kommt sie mir auch noch auf die philosophische Tour.«

Enya begann zu weinen, weshalb Bri aufstand und sie in die Arme schloss.

»Na endlich. Ja. Lass es raus, Herzchen. Aber richtig und meinetwegen gerne wegen meiner Boshaftigkeit. Und danach hakst du das leidige Thema ein für allemal ab.«

»Ich war zu egoistisch, Bri.«

»Quatsch mit Soße, Herzchen! Das genaue Gegenteil ist der Fall. Du musst lernen, noch viel egoistischer durchs Leben zu marschieren, damit du nicht unter all den anderen Egoisten untergehst oder damit du nicht, wie man so schön sagt; unter die Räder kommst. Widme dich ab sofort ausschließlich deinem Baby und deinen eigenen Bedürfnissen.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich bin natürlich die Ausnahme von der Regel, weil ich die Oberegoistin bin. Die Anführerin sozusagen, die gewisse Privilegien hat.«

»Eben. Darum wäre es wohl besser, wenn wir das Thema wechseln.«

»Meinetwegen. nun sag Fen und mir bitte, ob du eine Ahnung hast, was der eigentliche Grund sein könnte, warum dein schwuler Freund so hartnäckig am Arsch dieses Kardinals klebt. Es gibt jede Menge andere Schwulis mit kessen Ärschen, die zudem ohne diese bescheuerte Mütze durch die

Gegend laufen. Also frage ich mich ehrlich, was das ganze in Wahrheit soll.«

Enya seufzte und schniefte noch ein paar Mal und dann offenbarte sie den Grund, warum der Anker, der Cedric in seinem Tun festhielt, sich nicht lösen wollte.

»Soll ich euch wirklich den wahren Grund seiner Sturheit verraten?«

»Du weißt, warum er so ein stupider Vollkoffer ist?« fragte Fenia mit Staunen in den Augen.

»Ja. Es geht Cedric weder um Sex noch um Geld, und am allerwenigsten um den inneren Zwist, an der Treue zu Gott festzuhalten. Es geht vielmehr um sein schwer mit Reue beladenes Gewissen. Er hatte nämlich mit seiner Mutter aus demselben Grund, der unsere Hochzeit verhindert, einen furchtbaren Streit. Sie beschimpften sich gegenseitig, weil sie nicht wollte, dass er wegen der Kirche sein ganzes Leben in den Müll warf. Oder so ähnlich. Jedenfalls haben sie sich heillos überworfen, und als er sich wegen der Beleidigungen, die er ihr um die Ohren pfefferte, entschuldigen wollte, war sie verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt. Seither weint er jeden Abend in sein Kissen. Gelegentlich weint er sogar tagsüber, wenn er sich unbeobachtet fühlt.«

»Im Ernst?« fragten Fen und Brianna im Duett.

»Ja. Ich hab's mit eigenen Augen geseh'n. Er betete zu Gott, bevor er zu Bett ging und nach dem

Oralverkehr ging der leise und unauffällige Jammer los.«

»Wie denn, was denn? Er betete zu Gott, bevor du ihm einen geblasen hast?«

Für diese Bemerkung erntete Bri einen Schlag auf den Oberarm.«

»Aua! Zugegeben; die Frage war unnötig, aber eines kann ich dir sagen; sollte ich jemals einen Freund haben, der ein Gebet spricht, bevor ich mit ihm schlafe, kann der Typ was erleben. Er kann von Glück reden, wenn er am nächsten Tag nicht unter den Radieschen, im Gemüsebeet unserer Vermieterin die Augen aufschlägt. So geseh'n, hätte er zu Recht gebetet.«

»Das reicht. Ich will nach Hause fahren« sagte Enya, da sich die beiden Huren wegen Briannas Feixen köstlich amüsierten.

»Oooch. Bleiben wir doch noch ein bisschen. Jetzt, wo es gerade lustig wird.«

»Lass ihr doch ihren freien Willen, Bri.«

»Meinetwegen.« Bri sagte, an Enya gerichtet: Weißt du was? Bei uns, im Theater, steh'n in den Lagerräumen ein paar große Truhen, in denen sich Klamotten in Kindergröße befinden. Wir tuckern hin, kramen ein Weilchen in den klobigen Kisten herum, und suchen ein paar Stücke raus, die dir gefallen.«

»Und was ist, wenn jemand dahinter kommt?«

»Das wäre kein Problem, weil die Sachen ohnehin kein Mensch benötigt, seit Fenia, unser vollbusiges und obendrein pädophiles Schneewittchen, wegen der geringen Größe der Zwerge einen Aufstand angezettelt hat.« Beide Huren lachten wieder, denn das Leben, sagten sie, sei ohnehin wie eine Hühnerleiter – kurz und beschissen.

Enya lachte ausnahmsweise ebenfalls, und danach gingen sie Arm in Arm aus Fenias Haus. Bri hatte eine von Fens großen Taschen geschultert und Enya ebenfalls, denn schließlich benötigte das Baby etwas zum Schutz gegen die kalten Tage.

\*\*\*

Während Cedric wieder in Rom weilte, fuhr Enya mit dem Bus hinaus zum Botanischen Garten. Sie musste ganz einfach einmal fort aus dem Häusermeer und dem Menschengewimmel. Da es ein Dienstag war, würde sie am nördlichen Stadtrand kaum jemandem begegnen. Außerdem hatte sie wegen dem überraschend frühen Unterrichtsende keinen Lerndruck, konnte sich ihre Zeit und ihre Kräfte also so einteilen, wie sie wollte. Sie kannte den botanischen Garten. Sydney besaß viele Parks, viele schöne Anlagen, doch der Botanische Garten im Norden der Stadt stellte etwas Besonderes dar, und Enya war mit Cedric schon zwei Mal dort gewesen, denn von Monat zu Monat

wechselte die Pracht der Bäume und Blumen. Die Aprilmitte war die schönste Zeit, die Zeit der Narzissen, der Azaleen und blühenden Bäume, und sie kannte eine ganz bestimmte Stelle, von der sie meinte, dass sie auf der Welt kaum ihresgleichen hatte. Endlich war sie dort, setzte sich auf eine Bank und genoss das Bild, trank es tief in sich ein. Nichts schien es jetzt zu geben als das Gelb der Narzissen mit einem Mandelbaum in der Mitte, dessen Äste und Zweige, von weißen Blüten schwer, tief herabhangen. Wie eine wunderschöne japanische Tuschzeichnung sah das Ganze aus, so voller Frieden. Während sie noch dabei war, jede Einzelheit mit aller Intensität in sich aufzunehmen, drang plötzlich etwas Fremdes und doch Vertrautes ein in dieses friedvolle Bild.

»Bri?«

»Ja! Da staunst du wohl?«

»Woher, zum Kuckuck, hast du gewusst, dass ich hier bin?«

»Die alte Schachtel hat es ausgeplaudert, nachdem ich sie mit einer Packung Zigaretten bestochen hab'.«

»Muss ja enorm wichtig sein, was dich beschäftigt, dass du mir sogar bis hierher gefolgt bist.«

»Das kannst du getrost laut sagen, Herzchen. Allerdings ist es nicht allzu schwer zu erraten. Ich hab' mir schlicht und einfach Sorgen um dich gemacht.«

»Sorgen welcher Art?«

»Ich dachte mir, du könntest dir in deiner Verbit-  
terung was antun.«

»Wirklich?«

»Ja. Schimpf mich deswegen meinetwegen eine  
dumme Gans ... is' aber so.«

»Keine Angst; ich finde deine Besorgnis total  
lieb. Wie du siehst, geht es mir gut, mal abgese-  
hen von den Krämpfen im Bauch, den Krämpfen  
in den Beinen, und den Brechanfällen.«

»Das ist völlig normal. Du wirst seh'n: das ver-  
liert sich mit der Zeit.« Bri setzte sich zu ihr auf  
die Parkbank.

»Er hat dir wegen der langen Abwesenheit vor  
Augen geführt hat, dass ich die ganze Zeit Recht  
hatte. Richtig?«

»So in etwa. Liebte er mich wirklich, so würde  
er sich mir doch wohl gerade jetzt zuwenden,  
ganz instinktiv. Stattdessen zeigt sich, dass er sich  
von mir abwendet oder vielmehr abwenden muss.  
Sein Ehrgeiz zerfrisst ihn immer mehr, und des-  
halb möchte ich nach wie vor unter alles einen  
Schlussstrich zieh'n. Ich kann ihm nichts mehr  
geben, und ich will nichts mehr von ihm. Was ich  
durchgemacht habe, hat mir gezeigt, was es be-  
deutet, einen Menschen lange – sechs Jahre lang –  
zu kennen, ihm nahe zu sein. Ich könnte es nie  
wieder durchmachen. Und du selbst, nicht wahr,

hast ja gesagt: Ehe oder nichts. Nun, ich entscheide mich für nichts.«

»Ist das nun endgültig?«

»Ja, Bri. Wer mir dabei Leid tut, ist mein Baby.

»Ts. Gottes Wille geschehe« sagte die Blondine sarkastisch, bevor sie seufzte, als wäre sie die Betroffene. Dass sie dermaßen mitfühlte, half Enya in diesem Augenblick, da sie niemanden hatte, außerordentlich.

»Und was ist mit der Schule?«

»Was soll damit sein? Bis jetzt hab' ich kaum was gelernt, was ich für Valopo benötige, oder was ich nicht schon wusste, und ich wage anzunehmen, dass meine Mum mir jene Dinge, die ich wissen muss, genauso gut beibringen kann.«

»Du bist nur deshalb hier, in Sydney, weil du in seiner Nähe sein wolltest?«

»Erraten.«

»Ach herrje. Gibt es sonst noch was, das du mir vorenthalten hast?«

»Ja. Und wenn ich dir da jetzt und hier verrate, wirst du zum nächsten Laden rennen, eine Flasche Wein oder Sekt kaufen, und den Korken knallen lassen ... und zwar so laut, wie du es als Frau zustande bringst.«

Unglaublich, aber wahr; die blonde Nutte begann vor lauter Neugier nervös zu zappeln.« Sie machte große Augen und sagte:

»Scheiße. Nicht mal ein Orgasmus könnte mit dem Schauer mithalten, der mir gerade eben über den Rücken gelaufen ist.«

»Kann ich mir gut denken, Satanella. Alsdann: sperr' die Lauscher auf. Laut dem Testament meiner Tante geht Valopo nämlich in den Besitz einer unbekanntenen Person über, wenn ich meine Ausbildung abbreche.«

Nach diesen Worten kehrte Stille ein. Und ja; Enyas Prognose bewahrheitete sich, denn die Blondine erhob sich, nachdem sie sich gesammelt hatte, und begann tatsächlich in ihrer Tasche zu kramen.

»Ich bring uns obendrein zwei Gläser mit, denn wenn das kein Grund ist, einen hinter die Binde zu kippen, was dann?«

Sie marschierte zielbewusst über die Wiese und als sie mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern in der Tasche zurückkehrte, hatte sie sich schon jede Menge Gedanken über die Folgewirkungen der Testamentsklausel gemacht.

»Schön blöd warst du, dass du einen letzten Versuch gestartet hast, ihn an dich zu binden, aber nun wendet sich sicher alles zum Guten. Mal abgesehen davon, dass ich es ihm vergönnt bin, bricht nun eine neue Ära für dich an. Ich frag' mich bloß, warum du mir das erst jetzt verraten hast.« Enya schien den letzten Satz absichtlich überhört zu haben.

»Was willst du damit sagen; eine neue Ära?«

»Nun; dass deinen ehrgeizigen Widerling in absehbarer Zeit eine Erleuchtung der besonderen Art heimsuchen wird, liegt doch wohl auf der Hand, und ebenso, dass deine Tante eine verdammt schlaue Hexe war.«

»Könntest du dich bitte ein wenig deutlicher ausdrücken?«

»Aber klar. Überleg' doch mal. Sie hat dafür gesorgt, dass er in Kürze die Lektion bekommt, die er schon längst verdient hat, du bist von ihm schwanger, und die Farm wird der Kirche wieder weggenommen.«

»Und was ist mit der unbekanntenen Person, der dann alles gehört?«

»Ich schätze, du musst noch viel lernen, Herzchen. Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass deine Tante euch nach ihrem Tod allesamt hängen lässt? Sie hat bei der vorigen Variante an alle gedacht, und bei der, die nun folgt, wird das ebenso der Fall sein. Soweit es das Materielle betrifft, hat sie euer Wohlergehen gewiss in die Hände einer Person gelegt, die euch nie und nimmer enttäuschen wird. Du wirst seh'n; alle, die ihr am Herzen lagen, werden nach wie vor in den Genuss der Vorzüge kommen, einschließlich dir, aber mit Ausnahme der Kirche, und genau deswegen werden die Pfaffen – nämlich die mit der hässlichen Mütze – deinen stupiden Hengst abservieren. So-

wie sie von ihren Anwälten mitgeteilt bekommen, dass sie durch die Finger schau'n, ist der Zug für deinen Priester abgefahren und die Sache mit dem Bischof eine verworfene Geschichte.«

»Du meinst, gleich wie Colin, dass sie ihn deswegen vor den Kopf stoßen werden.«

»Lass dir eines gesagt sein, Schwester. Ich bin zwar noch jung, aber als Domina hab' ich jede Menge Erfahrungen gesammelt, was das Verhalten von Leuten angeht. Ich meine in Bezug auf Menschenkenntnis und so. So schnell, wie die ihm an der Schwelle seines luxuriös ausgestatteten Arbeitszimmers einen Tritt in den Arsch verpassen, kannst du dir nicht mal den Schwanz deines neuen Freundes in die Möse stecken, den ich dir aus lauter Freude verschaffen werde.«

»Du willst dich an meiner Stelle auf die Suche nach einem Vater für mein Kind begeben?«

»Ja! Allein schon deswegen, um meiner Freude über die Klugheit deiner Tante Ausdruck zu verleih'n! Die olle Gewitter-Ziege war gar nicht so fies, wie mir scheint! Im Gegenteil! Sie wollte zuerst dem scheinheiligen Priester, der sie die ganze Zeit an der Nase herumgeführt hat, eine ordentliche Lektion erteilen, und nun seid ihr an der Reihe. Ich meine in positiver Hinsicht. Ich halte jede Wette, dass diese Hexe, kurz bevor sie sich zum Sterben in eine Decke wickelte, in eine Kristallku-

gel blickte! Alles andere wäre, wenn du mich fragst, total unlogisch!«

Enya dachte nach.

»Hmmm. Aus dieser Sicht hab' ich es, ehrlich gesagt, noch nie betrachtet.«

»Solltest du aber, denn anzunehmen ist, dass sie stinksauer war, weil sie ihm, im Vergleich zu dir, nicht mal einen blasen durfte.«

»Ach herrje. Bri. Hast du denn immer nur das eine im Kopf?«

»Und wenn schon. Immerhin ist das, was ich mache, tausend mal ehrlicher, als das, was dein hinterlistiger Pfaffe bisher mit euch getrieben hat.«

Enya seufzte tiefer denn je.

»Ich frag' mich nur, wer diese unbekannte Person sein könnte, auf die meine Tante setzte.«

»Denk nach, Herzchen. Auch dafür muss es ein paar gute Anhaltspunkte geben.«

Enya runzelte die Stirn und strengte ihr Hirnschmalz diesmal doppelt und dreifach an, doch außer ihr und den Angehörigen ihrer Familie fiel ihr niemand ein, was im Prinzip sogar erbaulich anmutete.

»Egal«, sagte Bri, denn »... im Grunde genommen kann es nur besser werden. Wichtig ist, dass es dir und dem Baby gut geht, und dass du mich nicht vergisst, wenn sich unsere Wege auf Himmelhoch trennen.«

Enya umarmte und drückte sie. Mit Tränen in den Augen gestand sie:

»Keine Bange, Satanela. Ich hab' dich, samt deinen Macken, kennen und lieben gelernt, und demzufolge halt' ich dich bis ans Ende meiner Tage fest in meinem Herzen unter Verschluss.«

\*\*\*

Brianna betrachtete ihre junge Nachbarin, die dabei war, den Schlusssatz eines Briefes zu schreiben, aufmerksam.

»Du wirkst heute Abend so still, irgendwie bedrückt. Hast du Sorgen?«

»Nein. Ich meine, nicht direkt.« Enya schob ihren Dessertteller zur Seite, da sie mehr Platz benötigte, um den Brief fachgerecht kuvertieren zu können. »Jedenfalls scheint es eher eine Kleinigkeit zu sein. Mum und ich, wir schreiben uns ja nicht sehr häufig. Da wir uns so lange nicht gesehen haben, gibt es zwischen uns auch nicht mehr viel zu sagen. Aber heute – heute bekam ich einen sonderbaren Brief von ihr. Ganz und gar nicht typisch.« Bri spürte, wie es ihr einen Stich gab, denn sie wusste, dass Enya in Queensland noch mehr Heimweh haben würde. Enya hatte sich ein paar Tage Zeit gelassen. Doch offenbar hatte sie ihre Entscheidung jetzt getroffen. Wenn Brianna ihr Instinkt nicht völlig täuschte, so war sie jetzt

mehr denn je entschlossen, ihren Plan knallhart durchzuziehen. Sie streckte den Arm vor, nahm Enyas Hand. Ihr Gesicht wirkte reifer als früher, was ihr ausgezeichnet stand. Sie hatte ja immer etwas von einer Kindsbrau an sich gehabt, das Wesen einer Lolita eben, und das schien sich nun allmählich zu verwischen. Sie konnte es brauchen, soviel charakteristische Eigenprägung sie ansonsten auch besaß. Dass sie ihre Freundin und Nachbarin verlor, war, ging auch an ihr nicht spurlos vorüber.

»Herzchen«, begann sie und fuhr dann voll Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst fort: »Deine Mutter ist gewiss einsam.« Wenn Enya es so wollte, das Baby und die Phase des Untertauchens, nun, gut. Wie hätte sie sich gegen sie stellen können? Gegen sie, gegen das Baby und gegen den egoistischen Priester?

»Ja, vielleicht«, sagte Enya mit einem Stirnrunzeln. »Aber ich habe irgendwie das Gefühl, dass es tiefere Gründe gibt. Ich meine, einsam muss sie sich doch schon seit Jahren fühlen. Weshalb also dieses plötzliche – ich weiß nicht, wie ich's nennen soll? Ich werde einfach nicht schlau daraus, Bri, und das beunruhigt mich wohl am meisten.«

»Sie wird älter, Herzchen. Ich weiß nicht, ob du dir das so richtig klarmachst. Vieles, womit sie früher leichter fertig wurde, wird ihr jetzt wahrscheinlich zusetzen.« Ihre Augen blickten plötz-

lich wie aus großer Ferne. Es war, als ob ihr Mund Worte sagte, die zu denken sie ihr Gehirn erst zwingen musste. »Herzchen, vor nicht allzu langer Zeit hat sie ihren Mann und einen ihrer Söhne verloren. Glaubst du, dass sich ihr Schmerz um die beiden inzwischen gemildert hat? Ich glaube es nicht. Es dürfte damit eher schlimmer geworden sein. Schließlich muss sie inzwischen ja annehmen, auch dich irgendwann zu verlieren. Du hast sie, seit du hier bist, nicht einmal besucht.«

Enya schloss die Augen und stützte den Kopf mit den Händen auf dem Tisch. Dann seufzte sie und betrachtete ihr beinahe vollendetes Schriftwerk..

»Ich konnte sie nicht besuchen, das weißt du genau! Du hast natürlich einerseits recht, doch andererseits hätte es sein können, das die fehlenden Tage mein Vorhaben ins Wanken gebracht oder gar vereitelt hätten. Nie hätte ich geglaubt, dass mir Valopo einmal fehlen würde, aber in letzter Zeit denke ich oft daran. Es ist fast, als ob ich mich irgendwie doch Valopo zugehörig fühle, was mit Sicherheit der zunehmenden Länge der Trennung geschuldet ist. Um ehrlich zu sein, Bri; im Augenblick bist du diejenige, die ich als den Fels in der Brandung betrachte, an dem ich mich festklammern kann. Und dafür, dass ich das darf, möchte ich dir aus ganzem Herzen danken.«

Enya stand auf, umarmte die Blondine und gab ihr ein Wangenküsschen.

»Inzwischen vergiss bitte nicht auf Himmelhoch, dass ich dich ebenfalls auf meine sonderbare Weise liebe« sagte Bri, und Enya, die deswegen aufgehört und es als Anregung verstanden hatte, setzte sich und verwendete diesen Satz als Schlusssatz in ihrem Brief.

»Inzwischen vergiss bitte nicht, dass ich dich auf meine sonderbare Weise liebe.« Ohne die üblichen Schnörkel setzte sie ihren Namen darunter, und ihre Unterschrift sah ähnlich aus wie vor Jahren, als sie unter wachsamen Nonnenaugen pflichtgemäß ihre Briefe geschrieben hatte. Dann faltete sie die Blätter zusammen, steckte sie in das Luftpostkuvert. Als letztes kam die Anschrift ihrer Mutter. Später, als sie Brianna zum Theater, zu ihrer letzten Vorstellung von »Macbeth« begleitete, in der auch Fenia mitwirkte, steckte sie den Brief in einen Briefkasten. Und dann ging sie methodisch daran, in Sydney ihre Zelte abzubauen.

\*\*\*

»Enya! Was tust du denn hier?« wollte Cedric wissen, da Enya völlig unvermittelt in der Basilika, in der er den Gottesdienst geleitet hatte, aufgekreuzt war.

»Ich habe beschlossen, meine Ausbildung abzubauen und nach Valopo zurückzukehren« sagte sie nüchtern, prägnant und in knappster Form,

während er in der Sakristei die Messkleidung ablegte.

»Das ... das ist nicht dein Ernst.«

»Doch. Ich weiß zwar nicht, welche Konsequenzen es für uns alle haben wird, doch ich vertraue auf meine innere Stimme, die mir sagt, dass es das Beste für uns ist. Tante Jennyfer muss sich etwas dabei gedacht haben, der Kirche alle Rechte zu entzieh'n, wenn die Sache mit meiner Ausbildung nicht klappt. Vielleicht hat sie gehnt, was passieren wird, und vielleicht ist es sogar so, dass sie uns über ihren Tod hinaus einen Denkmalsstein verpassen wollte.«

»Wovon redest du überhaupt?« stellte sich Cedric dumm, doch Enya wusste genau, was sie tat.

»Schon vergessen? Sowie ich Mr. Scott mitteile, dass ich meine Ausbildung aus freien Stücken und mit gutem Grund abgebrochen habe, wird er das versiegelte Dokument öffnen, das meine Tante bei ihm hinterlegt hat, und wenn Tante Jennyfers Anwalt immer noch stinksauer auf dich ist, hat Valopo schon in absehbarer Zeit einen neuen Besitzer; wer immer das auch sein mag« erklärte sie grimmig.

»Mit gutem Grund?«

»Ja. Allerdings wirst du diesen Grund nicht erfahren, obwohl du der Kurator und mein offizieller Mentor bist.«

»Du ... du willst mir das tatsächlich antun?«

»Warum nicht? Ich komme mit Armut und Bescheidenheit klar, und warst nicht *du* derjenige, der immer großartig, edel und bescheiden verkündete »er müsse nicht an den Schaltstellen der kirchlichen Macht sitzen, um Gott dienen zu können?«

»Das ... ja ... das ist richtig, doch ...«

»Doch *was* ...?«

»Nun; es könnte sein, dass dein Verhalten auch auf andere Art und Weise auf mich zurückfällt. Ich spreche von meinem Ruf im Allgemeinen.«

»Von deinem Ruf im Allgemeinen und nicht etwa von deiner Ernennung zum Bischof, die bereits in Sichtweite ist?«

»Ja. Das auch, denn bei Abbruch deiner Ausbildung könnte es durchaus sein, dass sogar das aufgrund der Enttäuschung unseres Oberhirten ins Wackeln käme.«

»Und was ist, wenn Tante Jennyfer genau das bezweckte?«

»Enya ... Ich bitte dich aus ganzem Herzen, in dich zu geh'n, die Sache zu überschlafen, nein zu überdenken und ...«

»Zu spät, Priester. Nest Bauen auf Valopo ist ab sofort angesagt?«

»Du ... du hast, unserer intimen Beziehung zum Trotz, vor, zu heiraten und Kinder zu bekommen?«

»Ha! Das glaubst du wohl? Hat's nicht gereicht, uns um unser Erbe zu bringen? Schön blöd wär' ich, einem Mann das Ja-Wort und mein hart erspartes Geld zu geben. Im Gegenteil. Ich werde es bestenfalls so machen, wie meine Mutter es gemacht hat, bevor sie Liam zur Welt brachte. Bleibt der künftige Vater meines Kindes bei mir, soll es mir recht sein, und wenn nicht, soll er sich eben vom Acker machen – genau wie du, wenn du mich wochenlang allein lässt. Andere Mütter haben auch stramme Söhne.«

»Enya! Liebes! Was ist in dich gefahren? Wieso gibst du dich von einem Augenblick zum anderen wie ein amoralisches Ding, und warum tust du plötzlich so, als ob du mich für das, was ich repräsentiere, abgrundtief hassen würdest?«

»Wer sagt dir denn, dass ich nur so tue? Dachtest du etwa im Ernst, ich würde mich, ohne Stolz und Würde, damit abfinden, mein ganzes Leben lang deine Mätresse zu sein?«

»Nein ... natürlich nicht. Das dachte ich keineswegs, aber um bei der Wahrheit zu bleiben, musst du zugeben, dass nicht *ich* derjenige war, der unser Einswerden verschuldete, sondern du.«

»Und wenn schon. Abgesehen davon wird mir bei dem Wort ›verschuldet‹ speiübel, denn immerhin sprichst du von einem Akt der Liebe und Fruchtbarkeit.«

»Ach herrje. Das ist es also! Aus der wilden keltischen Ecke weht wieder mal der Wind! Du kämpfst quasi in Vertretung für Belisama gegen den Gott, der mich davon abhält, dich zu schwängern und zu ehelichen. Meine Güte, Enya. So war das weder gedacht noch zwischen uns vereinbart. Ich habe dir in der Nacht, als deine Tante starb, klipp und klar gesagt, dass ich Gott mehr liebe, als dich, und deshalb steht es mir zu, von dir fair und ...«

»Schon gut, Cedric. Du musst den Satz nicht zu Ende sprechen. Du hast Recht. Die Schuld liegt tatsächlich bei mir, doch wie ich schon sagte; Tante Jennyfer spielt noch einen letzten Trumpf aus, obwohl sie bereits ein Jahr unter der Erde ist. Mal seh'n, um welche Farbe es sich bei dem Blatt handelt.«

Enya wandte sich von ihm ab, ließ ihn steh'n, und marschierte sicheren Schrittes Richtung Tür.

»Enya!« rief er in einer Mischung aus verstört, verzweifelt und vor den Kopf gestoßen hinterher, doch sie blickte weder über die Schulter, noch machte sie sich Gedanken um sein Wohlergehen, als sie über die Schwelle trat und Cedric Stuart seinem Schicksal überließ. Dass er ab sofort nicht mehr der willkommene, bewunderte und gern gesehene Emporkömmling unter seinesgleichen sein würde, wusste er sehr wohl – gleich wie Enya,

doch die war zu verbittert, um sich noch einmal von ihm einwickeln zu lassen.

Die Kathedrale rasch hinter sich gelassen, dauerte es weniger als eine Stunde, bis sie ihre Habseligkeiten zusammen gekramt und sich von einem Taxi zum Bahnhof chauffieren hatte lassen, wo ein Zug bereitstand, der sie Valopo ein gutes Stück näher brachte. Leider war es so, dass Cedrick ihr bis zum Bahnhof gefolgt war.

»Enya! Liebes! Warte! Ich will nicht, dass du gehst!« Enya fiel es verdammt schwer, das Theater so realistisch wie möglich aufrecht zu erhalten, doch die forsche Abschiedsvorstellung musste sie geben, ob wie wollte oder nicht – ihretwegen, ihres Kindes wegen und ihm selbst wegen.

»Zu spät, Cedric Stuart! Seitdem dir von Francesco die Ernennung zum Bischof versprochen wurde, hast du dich einen Dreck um mich gekümmert! Durch dich hatte ich ne Menge Zeit, herauszufinden, was mir in Wirklichkeit fehlt. Und mir wurde klar; dass das letzte, was ich mir wünsche, ist, als Landkind und unglückliche Geliebte in einer Großstadt rumzuhocken!«

»Hör auf damit!«

»Das ist dann die große Belohnung! Was?! Während ich, wer weiß wie viele Jahre, darauf warten musste, dass du mich endlich erhörst, und du dir zu beweisen versuchst, war für ein unersetzbarer Gottesdiener du bist! Und dabei bist du nicht mal

ein wahrer Christ! Und wirst niemals einer sein!  
Und darum verlass' ich dich!«

»Kein wahrer Christ?! Ich?! Und mich verlassen? Nein; das kannst du nicht tun? Du weißt doch; die Klausel!«

»Kein Grund zur Traurigkeit! Die Kirche ist auch so reich genug, und du hast ja noch deinen lieben Francesco! Mit viel Glück hat er auch noch eine Verwendung für dich, nachdem er erfährt, dass die Kirche nun doch durch die Finger guckt! Ich hab' keine mehr! Denn wenn ich Kinder und eine Familie haben wollte; ich find' leicht einen, der's besser versteht, als du! Ha! Denn eins ist mir kürzlich klar geworden! Die Kirche hat aus dir einen eingebildeten, egoistischen, selbstgefälligen Angeber gemacht! Selbst als Liebhaber bist du ein Versager! Ha! Und was das Vermögen betrifft, das du uns gestohlen hast, indem du es geschafft hast, dich bei Tante Jennyfer einzuschmeicheln; Mum und unser Notar werden sicher so rasch wie möglich dafür sorgen, dass Tante Jennyfers allerletzter Wunsch in Erfüllung geht! Den Ring, den ich dir geschenkt habe, kannst du meinerwegen behalten! Unter einer Bedingung! Komm mir nie wieder unter die Augen, solange du die Klamotten eines Priesters trägst – und wenn es bis an mein Lebensende ist! Du weißt doch; echte Keltengören sind widerspenstig und unzähmbar!«

Enya hatte genug Dampf abgelassen. Sie stieg wortlos in den Zug und sagte damit ihm und Sydney scheinbar endgültig Lebewohl.

Klar war, dass sie Brianna ehest möglich über ihren bravourösen Auftritt, den sie schwersten Herzens absolviert hatte, berichtete.

»Und wie geht es dir nun, nachdem du es hinter dich gebracht hast?«

»Gut soweit ... danke«

»Soll das heißen, du bist bereits damit fertig, dir die Wunden zu lecken?«

»Nein ... das nicht, aber ich habe es mir schlimmer vorgestellt.«

»Nun; da es nicht angenehm werden würde, war wohl zu erwarten. Was mich betrifft, so begann ich nach und nach zu begreifen, dass du zu stolz sein würdest, die Hand noch mal und noch mal zur Versöhnung auszustrecken, und erst recht nicht, nachdem du ihm den Laufpass gegeben hattest.

»Ich denke, die Sache mit dem Hand ausstrecken werde ich mir in Zukunft drei Mal überlegen.« Enyas prompte Antwort irritierte Bri, doch sie gab sich sehr erleichtert darüber, dass es Enya gut ging.

Brianna lobte und tröstete sie noch ein Weilchen, und sie erzählte Enya im Anschluss, sie hätte Fen versprochen, weitere fünf Jahre an ihrer Seite versteckte und überaus einträgliche Hurerei zu betrei-

ben. Außerdem wollte ihr Fen dabei helfen, sich, gleich wie Fen und Liz, einen reichen alten Mann zu angeln, den aufgrund einer Krankheit in wenigen Jahren das Zeitliche segnen würde. Enya brachte dem Vorhaben offene Skepsis entgegen.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll, Bri. Fen ist, gleich wie Liz, nur deswegen an dieses schöne Anwesen gekommen, weil sie so berechnend ist, und ich kann nur hoffen, dass du nicht eines Tages aufwachst, weil du dahinter gekommen bist, dass sie dich die ganze Zeit als Werkzeug zur Verwirklichung ihrer eigenen Ziele benutzt hat.«

»Warum sprichst du plötzlich so?«

»Weil dir, um so wie Fenia und Liz zu sein, gottlob ein gutes Stück fehlt. Ich spreche von dem letzten Rest Skrupel, den du trotz allem hast, und den manche als das ›letzte Zehntel‹ bezeichnen. Und ich spreche ebenso von Fenias und Elizabeths berechnender Art.«

\*\*\*

Das Schiff, das Cedric und Enya einmal mehr immer weiter voneinander getrennt hatte, lief in den Hafen von Genua ein. Das Italien, das Cedric Stuart betrat, war ein Italien, das jetzt geradezu ausbrach in Blütenpracht, Mittelmeerfrühling in seinem vollen Glanz. Er fuhr mit dem Zug nach

Rom. Auf seinen Wunsch würde man ihn in einem Auto des Vatikans hinchaußiert haben, doch er scheute das Gefühl, sofort wieder umschlossen zu werden vom Schoß der Kirche, er wollte diesen Augenblick so lange hinausschieben, wie irgend möglich. Die Ewige Stadt. Ja, das war sie wirklich, dachte er, als er in einem Taxi durch Rom fuhr und hinausblickte durch die Fenster: die Kuppeln und die Campanilen, die von Tauben übersäten Plätze, die so auffälligen Springbrunnen, die uralten römischen Säulen, deren Fundamente tief im Staub der Jahrhunderte ruhten. Nun, für ihn war all dies entbehrliches Beiwerk. Das einzige, was ihn jetzt interessierte, war der Vatikan, seine prachtvoll ausgestatteten öffentlichen Räume, seine schlicht eingerichteten privaten Gemächer. Ein schwarz und weiß gekleideter Dominikaner führte ihn durch hohe Marmorkorridore, wo man Bronze- und Steinstatuen sah und großartige Gemälde im Stil von Giotto und Raphael und Botticelli und Fra Angelico. Hier befand er sich in den öffentlichen Räumen eines großen Kardinals, und zweifellos hatte die reiche Familie De Rosa so manches dazu beigetragen, um dem erhabenen Spross dieses Geschlechts eine würdige Umgebung zu gewährleisten. In einem Raum, der in Elfenbein und Gold gehalten und zudem geschmückt war mit den Farben der Wandteppiche und Gemälde, des französischen Mobiliars und anderem mehr –

irgendwie schien alles hinüberzuspielen ins Scharlachrote –, saß Francesco Savaria De Rosa. Er streckte seine kleine glatte Hand zum Willkommen aus, und Cedrick trat auf ihn zu und kniete nieder und nahm die Hand, um den Ring zu küssen. Und dann schmiegte er plötzlich seine Wange gegen die Finger. Er wusste, dass er nicht lügen konnte, obwohl eben dies seine Absicht gewesen war bis zu dem Augenblick, da seine Lippen das Symbol berührten, das geistliche Macht bedeutet, auf Zeit übertragen. Kardinal De Rosa legte seine andere Hand auf die vorgebeugte Schulter des Besuchers. Mit einem Nicken entließ er den Mönch, und als sich die Tür leise hinter dem Dominikaner schloss, hob sich die Hand des Kardinals von der Schulter des Gastes zu dessen schwarzem Haupthaar, verweilte einen Augenblick in der dichten, dunklen Fülle, strich es sacht aus der halb abgewandten Stirn zurück. Schon hatte eine Wandlung eingesetzt, noch nicht allzu stark bemerkbar; doch irgendwann würde das Haar nicht mehr schwarz sein, sondern eisgrau. Der gebeugte Rücken richtete sich auf, die gekrümmten Schultern strafften sich, Cedrick Stuart hob den Kopf und blickte dem Kardinal direkt ins Gesicht. O ja, da war eine Wandlung vor sich gegangen – und nichts, was nur die Haarfarbe betraf. Der Ausdruck des Mundes wirkte verändert, verletzlicher als zuvor, Schmerz schien sich darin auszusprechen. Die Au-

gen, in Form wie Farbe von auffallender Schönheit, waren dieselben wie früher, doch keineswegs die gleichen. Auch sie hatten sozusagen eine Wegstrecke hinter sich, während der sie gewandelt worden waren. Stets hatte Kardinal De Rosa sich die Augen Jesu blau vorgestellt, blau wie die Augen Cedricks, die ihnen – in seiner Vorstellung – auch sonst ähnlich waren: ruhig und still, allem enthoben und gerade deshalb fähig, alles zu umfassen, alles zu verstehen. Aber vielleicht war das eine sehr irrierte Vorstellung gewesen. Wie konnte man für die Menschheit empfinden und selbst leiden, ohne dass sich das in den Augen zeigte?

»Kommen Sie, Cedrick, nehmen Sie Platz.«

»Euer Eminenz, ich möchte beichten.«

»Später, später! Zunächst werden wir uns unterhalten, und zwar auf Englisch. Heutzutage gibt es überall Ohren, doch dank unserem lieben Herrn Jesus sind es nicht unbedingt Ohren, die Englisch verstehen. Setzen Sie sich doch, Ralph, bitte! Oh, es tut ja so gut. Sie wieder zu seh'n! Ich habe Ihren weisen Rat vermisst. Ihre Umsicht und Klugheit, die Art Ihrer Gesellschaft. Wen immer man mir an Ihrer Stelle gab, ich habe ihn nicht halb so sehr geschätzt wie Sie.« Während Cedrick Stuart noch kniete, konnte er förmlich fühlen, wie es sich nicht nur um ihn, sondern auch in ihm veränderte: wie das Formelle in ihm selbst Platz griff. Mehr als den meisten Menschen war ihm bewusst,

dass je nach Umgebung jeder Mensch graduell ein anderer wird. Für diese Ohren hier schien ein zwangloses Umgangsg Englisch kaum geeignet, und so ergab sich ganz automatisch die Notwendigkeit einer stilisierten, einer – behutsam ausgedrückt – akademischen Sprache. In kurzer Entfernung setzte er sich ihr gegenüber, der kleinen, rot gekleideten Gestalt, die weniger hervorstechen schien aus dem Interieur, als vielmehr einzuschmelzen ins Gold und Rot des Dekors. Zum ersten Mal seit Wochen hatte er das Gefühl, dass sich die furchtbare Müdigkeit minderte, die unablässig auf seinen Schultern gelastet hatte. Plötzlich begriff er nicht mehr, weshalb er sich vor diesem Augenblick so sehr gefürchtet hatte. Er konnte doch sicher sein – und war stets sicher gewesen –, dass er Verständnis finden würde und Vergebung. Doch eben damit hatte es für ihn nun nicht sein Bewenden. Er hatte gefehlt, hatte gegenüber seinen eigenen Ansprüchen an sich selbst versagt, hatte auch versagt gegenüber den Erwartungen, die dieser Mann hier, ein wahrer Freund, an ihn stellen durfte, an ihn stellen musste. Sein eigenes Schuldgefühl war es, das auf ihm lastete, das Bewusstsein, in der Gesellschaft eines Reinen selbst unrein zu sein.

»Cedrick, wir sind Priester, doch davor sind wir etwas anderes, etwas, das wir bereits waren, ehe wir Priester wurden, und dem wir nie entkommen,

unserer Sonderstellung zum Trotz. Wir sind Männer, Menschen, mit all den Mängeln und Schwächen, die Menschen nun einmal anhaften. Was immer Sie mir auch sagen mögen, nichts davon kann die Meinung ändern, die ich mir über Sie während unserer gemeinsamen Jahre gebildet habe. Nichts, was Sie mir sagen, kann bewirken, dass ich geringer von Ihnen denke oder Sie weniger mag. Mir war seit Jahren bewusst, dass sich unsere Menschlichkeit, die uns immanente Schwäche, gleichsam aus Ihrem Gesichtskreis verloren hatte. Und so stand zu erwarten, dass Sie eines Tages wohl wieder darauf stoßen würden. Keinem von uns ergeht es anders, nicht einmal dem Heiligen Vater, welcher der Demütigste und Menschlichste von uns allen ist.«

»Ich habe meine Gelübde gebrochen, Euer Eminenz. Das ist nicht leicht zu vergeben. Denn es ist eine Todsünde.«

»Nun, das Gelübde der Armut haben Sie schon vor Jahren gebrochen, als Sie das Legat von Mrs. Jennyfer Ryan akzeptierten. Bleiben also noch die Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams, nicht wahr?«

»Dann habe ich alle drei gebrochen, Euer Eminenz.«

»Ich wünschte, Sie würden mich Francesco nennen, genau wie früher! Ich bin nicht schockiert, Cedrick, oder auch nur enttäuscht. Was auch ge-

schiebt, es entspricht dem Willen unseren Herrn Jesus Christus, und vielleicht konnte das, was wir alle lernen mussten, nur auf so schmerzhaft Weise gelernt werden. Gott ist und bleibt für uns rätselhaft. Die Gründe für sein Tun entziehen sich unserem armseligen Erkenntnisvermögen. Doch was immer Sie auch getan haben mögen, leichtfertig haben Sie Ihre Gelübde gewiss nicht gebrochen. Schließlich kenne ich Sie sehr gut. Ich weiß, dass Sie stolz sind – ganz besonders stolz auch darauf, Priester zu sein, und sich dieser Sonderstellung vollauf bewusst. Vielleicht haben Sie gerade eine solche Lektion gebraucht, damit der Stolz nicht vollends überhand nahm: damit Sie begriffen, dass Sie zuallererst einmal Mensch sind und deshalb keineswegs eine solche Sonderstellung einnehmen, wie Sie glaubten. Stimmt das nicht?«

»Doch, es stimmt. Es mangelte mir an Demut, und ich glaube, dass ich in gewisser Weise danach strebte, Gott selbst zu sein. Ich habe gesündigt, schwer gesündigt. Ich kann mir selbst nicht vergeben. Wie also könnte ich göttliche Vergebung erhoffen?«

»Der Stolz, Cedric, der Hochmut! Begreifen Sie noch immer nicht, dass es Ihnen gar nicht zukommt, zu vergeben? Vergeben kann einzig Gott. Einzig Gott! Und er wird vergeben, wenn er aufrichtige Reue findet. Er hat weit größere Sünden

vergeben – bei weit größeren Heiligen ebenso wie bei weit größeren Schurken. Glauben Sie denn, Luzifer ist nicht vergeben worden? Ihm ward vergeben im Augenblick seiner Auflehnung. Sein Schicksal als Herrscher der Hölle verdankt er niemandem als sich selbst. Er sagt es doch! »Lieber in der Hölle herrschen, als im Himmel dienen!« Denn er konnte seinen Stolz, seinen Hochmut nicht bezwingen. Er konnte es nicht ertragen, seinen Willen dem Willen eines anderen unterzuordnen, obwohl dieser andere doch Gott der Herr war. Ich möchte nicht, dass Sie den gleichen Fehler begehen, liebster Freund. Demut, das war in der Tat jene Eigenschaft, an der es Ihnen mangelte. Und es handelt sich gerade um die Eigenschaft, die einen großen Heiligen ausmacht oder einen großen Mann. Ehe Sie nicht imstande sind, die Sache der Vergebung ganz Gott dem Herrn zu überlassen, können Sie auch die wahre Demut nicht erreichen.« In dem starken Gesicht zuckte es.

»Ja, ich weiß, dass Sie recht haben. Ohne Frage muss ich akzeptieren, was ich bin. Muss danach streben, mich zu bessern, ohne je Stolz zu empfinden. Ich bereue, und deshalb werde ich beichten und der Vergebung harren. Ja, ich bereue, bereue zutiefst.« Er seufzte. In seinen Augen spiegelte sich der innere Konflikt in einer Weise wider, wie seine Worte das nicht auszudrücken vermochten,

nicht in diesem Raum. »Und doch, Francesco«, fuhr er fort, »schien es in gewisser Weise gar keine andere Wahl für mich zu geben. Entweder hätte ich die Kirche ruiniert oder aber mich selbst. Ja, ich glaubte ganz fest, dass es gar keine andere Wahl geben konnte. Denn ich liebe sie. An ihr lag es gewiss nicht, dass ich stets zurückscheute vor dem körperlichen Ausdruck der Liebe. Nun jedoch wurde ihr Schicksal wichtiger als mein eigenes, verstehen Sie. Bis zu jenem Augenblick hatte ich mir selbst immer den Vorrang gegeben, hatte mich für wichtiger gehalten als sie, da ich doch ein Priester war und sie ein geringeres Wesen. Aber ich begriff, dass ich verantwortlich war für das, was sie ist. Ich hätte mich ganz und gar von ihr lösen müssen, als sie noch ein Kind war, doch das tat ich nicht. Ich behielt sie in meinem Herzen, und sie wusste es. Hätte ich mich innerlich von ihr gelöst, so hätte sie auch das gewusst – und wäre jemand geworden, den ich nicht beeinflussen konnte.« Er lächelte.

»Wie Sie sehen, habe ich viel zu bereuen. Ich wollte ein wenig den Schöpfergott spielen.«

»Es war im Prinzip die Rose, die Sie zu diesem Schritt veranlasst hat?« Der Erzbischof und nunmehrige Kardinal legte den Kopf in den Nacken zurück. Er blickte zur reich verzierten Decke und zum barocken Murano-Kronleuchter.

»Nein. Ich selbst und die Enttäuschung waren es. Die Enttäuschung, oder vielmehr die Einsicht, dass nicht ich in meinem neuen Umfeld angehim-melt wurde, sondern Jennyfer Ryans Vermögen. Wer sonst hätte es sein können? Enya war mein einziger Versuch, was die Schöpfung betrifft.«

»Und was wird werden mit Ihnen und der Rose? Haben Sie sich hierdurch mehr Schaden zugefügt, als es der Fall gewesen wäre, wenn Sie sich ihr verweigert hätten?«

»Ich weiß es nicht, Francesco. Ich wünschte, ich wüsste es! Es schien das einzig Richtige zu sein. Aber ich verfüge nun einmal nicht über die Gabe der Vorsehung, und wenn man mit seinen Gefüh- len so unmittelbar beteiligt ist, kann man das nur schwer beurteilen. Außerdem ist ... ja, es ist ganz einfach geschehen! Aber am meisten, glaube ich, brauchte sie vielleicht, was ich ihr gab, die Aner- kennung ihrer Identität als Frau. Damit meine ich nicht, dass sie nicht wusste, dass sie eine Frau war. Ich meine damit, dass ich es nicht wusste. Hätte ich sie als erwachsene Frau kennen gelernt, so wäre das alles vielleicht ganz anders gewesen. Aber ich kannte sie ja viele Jahre als Kind.«

»Wissen Sie, Cedrick, dass das aus Ihrem Mund noch alles recht dünnlichhaft klingt? Mir scheint, für eine Vergebung sind Sie noch nicht bereit. Es schmerzt, nicht wahr? Tut sehr weh. Dass Sie Mensch genug waren, um einer menschlichen

Schwäche anheim zu fallen. Ist es denn wirklich in einem solchen Geist edler Selbstaufopferung geschehen?« Verblüfft blickte Cedrick in die glänzenden braunen Augen und sah sich in ihnen gespiegelt: links und rechts, eine Doppelgestalt gleichsam, doch von winzigen, völlig unbedeutenden Ausmaßen.

»Nein«, sagte er. »Ich bin ein Mann, und als Mann fand ich eine Freude, ja eine Lust an ihr, von der ich mir nicht hätte träumen lassen. Ich habe nicht gewusst, dass man eine Frau so ... so fühlt. Oder dass sie der Quell einer solch tiefen Freude sein kann. Ich wollte sie nie mehr verlassen, nicht nur ihres Körpers wegen, sondern weil ich es einfach liebte, mit ihr zusammen zu sein, mit ihr zu sprechen, mit ihr zu schweigen, die Mahlzeiten zu essen, die sie kochte, sie anzulächeln, ihre Gedanken zu teilen. Ich werde sie vermissen, solange ich lebe, denn nun hat sie, soviel ich weiß, zwei Kinder von einem Mann, den sie nach mir kennen lernte.« Plötzlich entdeckte er in dem schmalen, asketischen Gesicht seines Gegenübers etwas, das ihn an Enya erinnerte: den Ausdruck auf ihrem Gesicht im Augenblick des Abschieds. Aber was war es nur, das die Ähnlichkeit ausmachte? Offenbar dies: das Aufheben einer Last und das entschlossene Voranschreiten auf dem Weg, der Bürde und allen Schmerzen und aller Pein zum Trotz. Was mochte er wohl erfahren

und erlebt haben, der rot gewandete Kardinal, dessen einzige menschliche Schwäche, wenn man so wollte, die Hinwendung zu einer trägen Abessinier-Katze zu sein schien?

»Ich kann nicht bereuen, was ich in dieser Weise mit ihr hatte«, fuhr Cedric Stuart fort, als der Kardinal weiterhin schwieg. »Ich bereue den Bruch feierlich abgelegter Gelübde, die mir so teuer waren wie mein eigenes Leben. Nie wieder werde ich meinen priesterlichen Pflichten im selben Licht oder mit dem gleichen Eifer nachkommen können. Das bereue ich zutiefst. Aber wie ist es mit Enya?« Der Ausdruck auf seinem Gesicht, als er den Namen aussprach, ließ den Kardinal unwillkürlich den Blick abwenden. Francesco De Rosa schien in Grübeln zu versinken, in sehr widerstreitende Gefühle über sich selbst. »Aber Enya?« wiederholte Cedrick Stuart. »Wenn ich sozusagen sie bereuen wollte, dann wäre das wie ein Mord an ihr.« Müde fuhr er sich mit der Hand über die Augen. »Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich überhaupt verständlich ausdrücke. Es scheint fast, daß ich völlig außerstande bin, das in Worte zu kleiden, was ich für Enya immer noch empfinde.« Er beugte sich auf seinem Stuhl vor, und im selben Augenblick wandte ihm der Kardinal auch wieder voll sein Gesicht zu. Wieder sah Cedrick Stuart sich in den braunen Augen als

Doppelgestalt, doch diesmal, so schien ihm, wirkte er ein wenig größer als zuvor. Francescos Augen waren wie Spiegel. Sie warfen zurück, was sie empfangen, ließen jedoch keinen Blick zu auf das, was hinter ihnen vorging. Enyas Augen waren das genaue Gegenteil. Bei ihr drang der Blick tiefer und tiefer und tiefer, bis auf den Grund der Seele.

»Enya ist eine Gnade«, sagte er. »Für mich ist sie etwas Heiliges, eine andere Art Sakrament.«

»Ja, ich verstehe«, seufzte der Kardinal. »Es ist gut, dass Sie so empfinden. In den Augen unseres Herrn, glaube ich, wird das die große Sünde mildern. Übrigens möchte ich Ihnen empfehlen, zur Beichte zu Pater Giorgio zu gehen und nicht zu Pater Guillermo, Pater Giorgio wird weder Ihre Gefühle noch Ihre Gedanken missdeuten. Er wird die Wahrheit sehen. Pater Guillermo hingegen scheint mir in geringerem Maße einer solchen Perzeption fähig, und es könnte sein, dass er Zweifel hätte, ob Sie auch wahre Reue empfinden.« Wie ein flüchtiger Schatten huschte ein Lächeln über seinen schmallippigen Mund. »Auch sie, die den Großen die Beichte abnehmen, sind Menschen, mein Cedrick. Vergessen Sie das nicht, solange Sie leben. Nur in ihrer unmittelbaren Eigenschaft als Priester sind sie Gefäße, in denen Gott ist. In allem übrigen sind sie Menschen. Und die Vergebung, die sie gewähren, kommt von

Gott, doch die Ohren, mit denen sie hören, und der Verstand, mit dem sie urteilen, das sind nur allzu menschliche Instrumente.« Es klopfte leise an die Tür. Kardinal De Rosa wartete schweigend, während das Teetablett zu einem Intarsientisch getragen wurde. Schließlich sprach er weiter. »Sehen Sie, Cedrick? Seit meiner Zeit in Australien ist mir der Nachmittagstee zu einer geradezu unentbehrlichen Gewohnheit geworden. Man bereitet ihn auch recht gut zu in meiner Küche, was zu Anfang allerdings keineswegs der Fall war.« Er sah, dass Cedrick Stuart die Teekanne nehmen wollte, und hob rasch die Hand. »Ah, nein! Ich werde selbst einschenken. Es bereitet mir Vergnügen, ›Mutter‹ zu sein.«

»Sowohl in Genua als auch in Rom habe ich auf den Straßen sehr viel Unruhe gesehen«, sagte Cedrick, während er zusah, wie der Kardinal den Tee einschenkte.

»Vor uns liegt eine sehr schwierige Zeit, mein Cedrick. Der Heilige Vater ist fest entschlossen, es zwischen der Kirche und der weltlichen Regierung Italiens heute wie morgen nicht zum Bruch kommen zu lassen, und er hat in diesem Punkt wie auch in allen anderen recht. Was immer auch geschieht, wir müssen uns die Freiheit bewahren, all unseren Kindern geistlichen Beistand zu leisten, selbst wenn Unfrieden bedeuten sollte, dass unsere Kinder in feindliche Lager geteilt sind und

einander im Namen eines katholischen Gottes bekämpfen. Welcher Seite unsere Herzen und Gefühle auch gehören mögen, wir müssen stets versuchen, die Kirche von politischen Ideologien und internationalen Auseinandersetzungen fernzuhalten. Ich wollte, dass Sie zu mir kommen, weil ich mich darauf verlassen kann, dass Ihr Gesicht nicht verrät, was Ihr Gehirn denkt, womöglich über das, was Ihre Augen gerade sehen. Zudem besitzen Sie mehr diplomatisches Geschick, als ich es jemals bei einem anderen Menschen angetroffen habe, doch nun, da Sie sich entschlossen haben, der Kirche den Rücken zu kehren, bleibt mir lediglich, Ihnen als Freund viel Glück und Gottes Segen zu wünschen.«

Im Lächeln von Cedrick Stuart spiegelte sich flüchtig ein eigentümlicher Ausdruck – wie ein Hauch von Wehmut. »Sie hätten meine Karriere sozusagen meiner selbst zum Trotz gefördert, nicht wahr? Wie hätte meine Zukunft ausgesehen, wäre ich Ihnen nicht begegnet?«

»Oh, Sie wären Erzbischof von Sydney geworden, ein schönes Amt und auch ein wichtiges«, sagte Seine Eminenz mit einem goldenen Lächeln. »Doch wie und in welchen Bahnen unser Leben verläuft, das liegt nun einmal nicht in unseren Händen. Wir sind einander begegnet, weil es uns so und nicht anders vorgezeichnet war. Genauso wie es uns jetzt vorgezeichnet ist, voneinander

Abschied zu nehmen, anstatt gemeinsam für den Heiligen Vater zu arbeiten.« Cedrick Stuart grübelte einen Augenblick. »Mir scheint«, sagte er dann, »dass wir keinen Erfolg zu erwarten hatten am Ende dieses Weges. Das Ergebnis wäre das gleiche wie stets gewesen, wenn wir versucht hätten, unparteiisch zu sein, um es mit keiner Seite zu verderben. Niemand hätte uns Sympathien entgegengebracht. Vielmehr hätten uns alle verdammt.« »Das weiß ich, und das weiß auch Seine Heiligkeit. Doch wir Gottesdiener können uns nun einmal nicht anders verhalten. Allerdings hindert uns nichts daran, insgeheim für etwas zu beten, das etwas Böses verkürzt?«

»Sie glauben also wirklich, dass es mit den Jahren zum Krieg kommen wird, Francesco?«

»Ich sehe keine Möglichkeit, wie er vermieden werden könnte.« Die Katze Seiner Eminenz, die in der Sonnenecke des Raums geschlummert hatte, raffte sich jetzt hoch und sprang dann auf den roten Schoß des Kardinals. Der Sprung wirkte ein wenig mühselig, was kaum verwundern konnte, denn die Katze war alt.

»Ah, mein hübsches Kätzchen! Begrüße deinen alten Freund Cedrick, dem du mir gegenüber ja den Vorzug zu geben pflegtest.« Die satanischen gelben Augen betrachteten Cedrick Stuart hochmütig und schlossen sich dann. Beide Männer lachten.

\*\*\*

Enya steckte in einem echten Dilemma, denn Elizabeth hatte ihr bizarres Versprechen gehalten. In Fenias Keller hockte ein nackter Sechsjähriger im Käfig, dessen Name William (»Wil«) Hopkins war, und der sich (laut Fenia) mit gutem Grund davor fürchtete, von der Heimleiterin oder von einer ihrer düsteren Handlangerinnen bestraft zu werden.

»Was hat er angestellt?« wollte Enya wissen, denn nun, da sie wusste, dass sie schwanger war, war ein Teil ihrer Hemmungen schlagartig zurückgekehrt. Kurzum; sie war vorsichtiger, wankelmütiger und scheuer gegenüber Männern geworden.

»Er wollte aus Rache für Elizabeths Art, mit ihm umzugeh'n, das Heim abfackeln, und zu diesem Zweck hat er in ihrem Arbeitszimmer den Mülleimer in Brand gesteckt und haufenweise Papier herangeschafft, um das Feuer am Brennen zu halten, was ihm im Prinzip gut gelungen ist. Zum guten Glück ist sie früher als geplant zurückgekehrt, aber trotz allem hatten sie und ihre Helfer und Helferinnen alle Hände voll zu tun, das Feuer unter Kontrolle zu bringen. Das Ganze Zimmer ist schwarz, ausgebrannt, und sogar der Nebenraum ist verwüstet.«

»Ach herrje. Ist das wirklich wahr?«

»Ja. Du kannst dich gerne an Ort und Stelle über den Wahrheitsgehalt der Geschichte schlau machen. Aus deiner Sicht könnte man es als nützlichen Zufall bezeichnen, denn im Grunde rettetest du ihm durch dein Engagement möglicherweise das Leben.« Enya war beinahe sprachlos.

»Wa... was willst du damit sagen?«

»Damit will ich sagen, dass Elizabeth mich gebeten hat, ihn an ihrer Stelle hierher zu bringen, weil sie mit gutem Grund befürchtete, sie würde ihn in einer entlegenen Bucht den Haien zum Fraß vorwerfen«

»Ach herrje.«

»Ja. Das kannst du laut sagen, denn ihre Existenz stand auf dem Spiel, und deswegen gibt es nur eine Möglichkeit, ihn vor Elizabeths Rache zu bewahren.«

»Und ... und die wäre?«

»Dass ihn eine von uns, oder wir beide gemeinsam dermaßen in die Mangel nehmen, dass er als kleines Wrack in das Heim zurückkehrt.«

»Da... das kann unmöglich dein Ernst sein. Sag‘ mir nicht, du würdest mir das wirklich zutrauen.«

»Doch. Genau das tue ich, weil du genau weißt, was ihm blüht, wenn du ihn unten im Keller nur mit der Peitsche streichelst anstatt ernsthaft zu versuchen, ihn geradezubiegen.«

»Und wie wäre es, wenn ich dein Angebot annehme?«

»Was denn für ein's?«

»Dass du ihn an meiner Stelle bestrafst.«

»Hmmm ... Seltsam ... wirklich seltsam ...« sagte Fenia bloß. Mehr sagte sie nicht, denn wie es aussah, wollte sie das Wort »seltsam« absichtlich im Raum stehen lassen, damit Enya nach bohrte.« Enya tat ihr den Gefallen.

»Was findest du seltsam?«

»Dass du mich nicht fragst, was ich mit dem Knirps anstelle, wie du es gerade eben in Bezug auf Elizabeth getan hast.«

»Weil ... weil ...« Scheiße! Enya wusste keine Antwort. Soviel sie auch nachdachte, sie wusste wirklich nicht, warum sie diesen Vorschlag gemacht hatte, ohne groß über die Folgen nachzudenken. Womöglich wollte sie sich lediglich auf bequeme Weise der Verantwortung entziehen.

Fenia sprach diesen Verdacht offen aus, denn das war für sie das kleinste aller Probleme.

»Dir ist scheißegal, was ich mit ihm mache, weil du haargenau weißt, dass ich mich nur in Elizabeths Gegenwart wie eine Bestie aufführe. Richtig?«

»Ja. So in etwa. Du benimmst dich in ihrer Anwesenheit seit Jahren wie eine waschechte Folterhexe, nein, beinahe wie eine Henkerin, weil du Angst hast, sie könnte dir ansonsten deinen Rang

als Chefin der Loge streitig machen. Wegen Führungsschwäche oder irgend so einem Scheiß.«

»Kompliment, Schätzchen, denn du hast es auf Anhieb erraten. Und?«

»Und was?«

»Was machen wir nun, wir zwei Hübschen?«

»Keine Ahnung, Fenia. Ich bin wirklich ratlos.«

»Fenia seufzte und dachte nach, und nach einer Weile schien es, als hätte sie eine Eingebung erteilt.

»Hmmm. Hör zu, Lolita. Ich glaube, ich habe eine Idee, die den goldenen Mittelweg darstellen könnte.«

»Das wäre wirklich gut, aber mach bitte ausnahmsweise schnell, anstatt mich, wie üblich aus lauter Bosheit auf die Folter zu spannen.«

»Na schön. Was hältst du davon, wenn du die Sache so durchziehst, wie du sie durchziehen würdest, wenn du an Elizabeths Stelle wärst, und ich erledige den etwas komplizierteren Rest.«

»Den etwas komplizierteren *Rest*?« fragte Enya, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass sie sich ein Echo angehört hatte.

»Ja. Den Rest. Damit meine ich die äußerlichen Zeichen von Gewalteinwirkung. Elizabeth erwartet sich von uns, dass wir mit ihm dasselbe machen, was sie mit ihm machen würde, wenn sie Zeit hätte, und deshalb schlage ich vor, dass wir ihr *eine* Sache vorgaukeln und ihr eine *andere* Sa-

che vorenthalten. Wir verschweigen ihr, dass du nur jene Dinge mit ihm getrieben hast, die du dir selbst zugemutet hast, und vorgaukeln werden wir ihr ein paar typische Verletzungen.

»Was mich angeht, ist alles klar, aber wie du das mit den Verletzungen anstellen willst, ist mir, ehrlich gesagt, ein Rätsel.«

»Ganz einfach. Ich füge ihm beispielsweise unter Anwendung eines Betäubungsmittels ein paar harmlose aber beeindruckende Wunden mit der Peitsche zu, und wenn Elizabeth fragt, wer ihm die Wunden zugefügt hat, sagen wir, du wärst es gewesen, weil er sich extrem heftig gewehrt hat, als du dich stundenlang auf sein Gesicht gesetzt hast, um ihn für die Brandlegung gebührend zu bestrafen. Oder so etwas in der Art. Oder hast du etwa eine bessere Idee, bei der dieser kleine Vollidiot weniger geschoren wird, obwohl ihm die Strafe durchaus gebühren würde?«

Enya stützte die Hände auf den Kopf, als wäre derselbe plötzlich schwer wie Blei. Sie dachte nach und sagte:

»Nein. Eine bessere Idee hab' ich leider nicht, aber wenn die Geschichte mit dem gelegten Feuer wirklich wahr ist, werde ich ihm gehörig den Arsch aufreißen. Weißt du, warum?«

Fenia sagte nichts, doch sie machte eine verneinende Geste mit dem Kopf.

Weil mein Vater und einer meiner Brüder auf Valopo in einem Feuer umgekommen sind. Nicht auszumalen, was passieren hätte können, wenn ihm der mörderische Anschlag gelungen wäre.«

»Na endlich!« Fenia atmete sichtlich auf. »endlich scheinst du kapiert zu haben, was Sache ist. Los, Lolita. Geh‘ in dein Zimmer, öffne deinen Schrank, zieh dich an, geh runter, und knöpf dir den vollkommen verblödeten oder durch und durch verkommenen Knirps vor, damit in ein paar Jahren kein weiterer Mörder frei in der Gegend rumläuft.«

Enya zögerte kurz. Dann tat sie, wie von Fenia geheißten. Eine knappe halbe Stunde später stand sie maskiert und in den üblichen Domina-Klamotten vor dem Käfig und starrte auf einen nackten Jungen hinab, der friedlich im Käfig schlief, als wäre nichts besonderes geschehen. Er war blond, blauäugig, und demzufolge viel zu niedlich, als dass ...

Enya schaffte es nicht, den Gedanken zu vervollständigen. Nein. Das kann nicht sein. Das soll ein kleiner hinterhältiger Brandstifter sein?

Sie kehrte um, verschloss die Tür von außen, und marschierte die Treppe hoch. Im Wohnsalon traf sie wie gewollt auf Fenia, die mit Brianna telefonierte. Das traf sich gut, denn genau dasselbe war Enya unten im Keller in den Sinn gekommen.

Sie gestikulierte, sie würde gerne mit Brianna sprechen. Fenia tat ihr den Gefallen und so hatte Enya Gelegenheit, sich Briannas wortreichen Kommentar anzuhören.

»Hallo Bri.«

»Hallo, Herzchen. Bist du jetzt erst zur Tür rein gekommen oder hast du schon davon gehört?«

»Ich war schon da, bevor du angerufen hast. Fenia erzählte es mir. Von wem hast du die Nachricht bekommen?«

»Aus erster Hand – von Elizabeth. Die gute ist völlig aus dem Häuschen. Kein Wunder. Wenn der boshafte Knirps dasselbe in meiner Wohnung gemacht hätte, läge er bereits tot und begraben unter dem Gemüsebeet der alten Schachtel. Schade, dass ich keine Zeit hatte, dich zu Fens Villa zu chauffieren, aber nun, da sie dich extra abgeholt hat, läuft ja alles wie geschmiert. Ist doch so. Oder etwa nicht?«

»Ich weiß nicht, Bri. Ich war gerade eben im Keller, um einen ersten Blick auf ihn zu werfen. Er schläft total friedlich, und ...«

Brianna unterbrach ihre Gesprächspartnerin.

»Kein Wunder, Herzchen. Fen hat ihn anstelle von Liz in den Keller transportiert, und wie ich sie kenne, hat sie die Situation in bestimmter Hinsicht knallhart ausgenutzt. Gewiss hat ihm eine der beiden obendrein ein Beruhigungsmittel eingeflößt, weil er ansonsten weiterhin den starken Mann ge-

mimt hätte.« Enya drehte den Kopf zu der brünetten Herrin des Hauses.

»Hör bitte zu, Fenia. Könnte es sein, dass Elizabeth ihm Baldriantee oder so etwas in der Art in die Kehle geschüttet hat?«

»Keine Ahnung, ob sie ihn zwingen musste, den Tee zu trinken, doch getrunken hat er welchen. Kurz vor der Abfahrt, weil er sich heftig gegen den Abtransport wehrte. Er schrie und verteilte jede Menge Tritte, weil er nicht ganz zu Unrecht dachte, er würde in ein Gefängnis gesteckt.«

»Hat Elizabeth den Vorfall bei der Polizei gemeldet?«

»Nein. Wo denkst du hin? Hätte sie das getan, wäre der kleine Brandstifter, den man eigentlich als Attentäter bezeichnen müsste, gewiss nicht hier.«

»Danke.« Enya wandte sich wieder ihrem Telefonat zu.

»Da bin ich wieder, Bri. Und zwar mit einer extrem schwierigen Frage. Was würdest du an meiner Stelle tun? Elizabeth erwartet sich von mir, dass ich ihm an ihrer Stelle die Hammelbeine langziehe, aber allein bei dem Gedanken, den schwächtigen Knirps übers Knie zu legen, kommt mir das große Schlottern.«

»Das verstehe wer will, Herzchen. Warum denkst du nicht einfach an den Tag, als ich dir anhand der Puppen beibrachte, wie eine korrupte

Königin zu denken, die ihren Gemahl vergiftet oder aus erfundenem Anlass hinrichten lässt?«

»Ich weiß, was du damit sagen willst, und ich schätze, das würde mir auch helfen, doch es beantwortet immer noch nicht meine Frage, was du an meiner Stelle tun würdest.«

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ja. Hätte ich dich sonst gefragt?«

»Also gut. Soviel ich weiß, hat Elizabeth die Verantwortung für rund hundertfünfzig bis zweihundert Knirpse im Alter zwischen fünf und fünfzehn Jahren, wobei sich die Zahl erhöht, da die Sechzehnjährigen, die sie automatisch zum Arbeiten verdonnert, dazugehören. Du weißt schon; die Jungs, die einen Teil der Kosten für das Heim rückerstatten können wegen der Arbeitsstelle, die ihnen vermittelt wird. Schließlich muss sich die Institution ja rechnen. Außerdem ist es so, dass dort sämtliche Fenster vergittert und die Türen Tag und Nacht verschlossen und verriegelt sind, was auch der Grund ist, warum manche Leute hinter vorgehaltener Hand sagen, Elizabeth würde das Heim wie ein Gefängnis führen. Und nun kommt's. Der springende Punkt ist der, dass selbst ich mir nicht vorstellen möchte, wie tief Elizabeth in der Scheiße stecken würde, wenn sie nicht aus purem Zufall früher als geplant von der Außenstelle zurückgekommen wäre. Mit Sicherheit hätte es dutzende Tote gegeben, und deswegen darfst du

davon ausgehen, dass ich den völlig verblödeten Knirps an deiner Stelle mit Benzin übergießen und bei lebendigem Leib in Brand stecken würde, damit er a; weiß, wie sich das anfühlt, und b; Satan sein Beschwichtigungsoffer bekommt. Ich hoffe, du hast deswegen kein völlig neues Bild von mir.«

»Nein, Bri. Das nicht. Im Gegenteil, denn nun weiß ich mit Sicherheit, dass die Geschichte wahr ist.«

»Herzchen! Sag bloß, du dachtest, das sei ein fauler Trick, um dich auf gemeine Art aufs Glatt-eis zu führen.«

»Ja und nein. Es war eine gewisse Unsicherheit, doch die ist nun, dank deiner Hilfe weg. Gleich wie unsere Freundschaft, wenn sich hinterher herausstellt, dass es doch ein gemeiner Trick war.«

»Keine Bange, Herzchen. Ich schwör' dir bei meinem Leben, dass die Geschichte alles andere als erfunden ist. Wieso stiefelst du nicht wieder in den Keller und fragst den Knirps, wie die Sache aus seiner Sicht vonstatten gegangen ist?«

»Du meinst, er würde es mir frank und frei erzählen, ohne dass ich ihn deswegen halbtot prügeln müsste?«

»Ja. Gewiss.«

»Darf ich fragen, warum du dir dessen so sicher bist?«

»Ja. Ganz einfach. Weil er, laut Liz, den anderen Jungs voller Stolz von seiner Heldentat berichtete – gleich nachdem er ihnen voller Freude erzählte, dass seine letzten beiden Verwandten, seinen Onkel und seine Tante, ein Schlaganfall ereilte.«

»Nicht möglich. Er hat sich damit gebrüstet?«

»Ja. Du sagst es. Ich dachte auch, ich hätte mich verhört, als Elizabeth es mir erzählte.«

Enya atmete tief durch.

»Weißt du was, Bri. Wenn das wirklich wahr ist, geh ich runter in den Keller, und stell ihm ein paar Fragen. Und wenn er mir die Geschichte aus freien Stücken in übereinstimmender Art erzählt, kann er sich auf was gefasst machen, denn dann ist er entweder völlig kaltschnäuzig und ein zukünftiger Verbrecher sondergleichen, oder er ist krank und gehört in eine geschlossene Anstalt.«

»Schon vergessen, Herzchen. Die schwierige Institution, die Elizabeth leitet, ist so eine geschlossene Anstalt, und glaub' bloß nicht, dass er der einzige Problemfall ist. Was glaubst du eigentlich, worauf Elizabeths sagenhafte Abgebrühtheit zurückzuführen ist? Soviel ich weiß, arbeitet sie seit dem fünfzehnten Lebensjahr in dieser Zuchtanstalt, weshalb ich davon ausgehe, dass es niemanden gibt, der über Jungs besser Bescheid weiß, wie sie. Elizabeth sagte mir, du hättest ausnahmsweise einen Freibrief, alles mit ihm zu tun, was dir in den Sinn kommt, weshalb ich an deiner

Stelle die Chance meines Lebens ergreifen würde. Geh‘ einfach in den Keller und tu, was du für richtig hältst. Foltere ihn, oder foltere und fick‘ ihn meinetwegen, und nach getaner Arbeit überlässt du ihn Fenia, denn die kennt sich ebenfalls hervorragend mit den Macken und dem Wesen des männlichen Geschlechts aus. Lehnst du es ab, was natürlich dein gutes Recht ist, landet der unheilbare Fall geradewegs bei den Haien oder bei den Dingos, aber frage nicht, was er vorher erleiden müsste, wenn sich Elizabeth persönlich seiner annimmt. Sie hätte nicht *ihn* vor Augen, sondern ihren verlorenen Job, eine Mordanklage, und dutzende verkohlte Leichen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ja, Danke, Bri. Du hast mir wieder mal sehr geholfen. Fast möchte ich sagen, du hast mir wieder mal die Augen geöffnet und mir aus der Patsche geholfen, denn ...«

»Lass nur, Herzchen. Ich freu‘ mich und wünsch dir viel Vergnügen bei deiner Premiere.«

»Eine letzte Frage Bri.«

»Nur zu.«

»Wäre es zu viel verlangt, wenn ich dich bitten würde, dich in mich und meine Lage zu versetzen und mir noch mal zu sagen, was du tun würdest?«

Diesmal überlegte die Blondine ein wenig länger, denn die Frage war wirklich extrem schwer zu beantworten.

»Nun; ich schätze, du solltest ihm zumindest wortwörtlich den kleinen nackten Arsch aufreißen, nachdem du ihm denselben nach Strich und Faden versohlt hast. Außerdem würde ich ihn verkehrt an die Kette hängen, weil ausgerechnet du am besten von uns allen gefühlvoll mit einer Peitsche umgehen kannst, sodass er das sicher recht passabel überstehen würde. Das dritte wäre wohl, dass ich ihm ins Maul pissen und scheißen würde, wenn es sich zufällig so ergeben würde, und als viertes würde ich ihn zur Strafe reiten, denn das wäre ebenfalls ein absolutes Muss, bevor ich ihn Fenia überlassen würde, damit sie Elizabeth einmal mehr auf's Kreuz legt.«

»Ihr habt über ihre Idee gesprochen.«

»Ja, aber ich war mir nicht sicher, ob sie dich oder mich meinte, weil sie es quasi verallgemeinert hat. Die Idee ist jedenfalls nicht schlecht. Nein, wenn du mich fragst, ist sie schlichtweg genial.«

»Also gut. Wie gesagt; ich marschiere jetzt in den Keller und versuche, meinen Zorn im Zaum zu halten.«

»Ja. Viel Glück und viel Spaß.«

»Lass den Unsinn, du blondes Scheusal.«

»Entschuldige. Wird nicht wieder vorkommen, denn ich werde mich auf jeden Fall bessern, doch zuerst werde ich zu Belisama beten, damit sie dir vergibt, wenn du ihn vor lauter Zorn beim Aus-

peitschen an den Eiern aufhängst anstatt an den Füßen. Sag‘ nichts, Herzchen. Danke für das Gespräch und Amen.«

Enya, in vorauseilenden Gedanken versunken, legte den Hörer auf die Gabel, ohne sich von Bri zu verabschieden und ohne Fenia zu fragen, ob sie nochmals mit Bri sprechen wollte.

»Sorry, Fen, aber ich ...«

»Ja, ja. Schon gut. Würde ich mit Brianna sprechen wollen, würde ich sie eben noch mal anrufen. Ich wünsche und empfehle dir dasselbe, was Brianna von sich gegeben hat.« Sie machte zwei große Schritte und drückte Enya einen Schlüssel in die Hand. Yelley wollte ihn zurückgeben.

»Danke, aber der Kellerschlüssel steckt bereits unten an der Tür. Ich hab ihn nämlich lediglich umgedreht und steckenlassen, weil ich ohnehin vorhatte, noch mal runterzugeh‘n.«

»Sieh genau hin. Das ist nicht der Schlüssel für den Keller.«

»Ach nein?«

»Nein. Das ist der Schlüssel, den du für die abgesperrte Nische benötigst, in der sich die Streckbank, die Spanischen Stiefel, die Judaswiege, Scavengers Tochter, die Daumenschrauben, das Brandeisen, und ein paar andere praktische Sachen befinden.« Enya geriet ins Stammeln.

»Ich ... ich ... du meinst ...«

»Ja. Aber nur, wenn du Lust darauf hast. Besonders empfehlen würde ich dir die Streckbank, denn wie du weißt, lassen sich ausgerenkte Gliedmaßen schnell wieder einrenken. Du ziehst ihm die Hammelbeine lang und sorgst dafür, dass seine Schultergelenke aus der Pfanne springen, und dann holst du mich, denn ich verstehe mich mittlerweile bestens darauf, sie im Handumdrehen in die alte Lage bringen. Du musst wissen, dass ich das in den vergangenen Jahren schon oft gemacht habe, bei verschiedenen Freiern von Elizabeth, Brianna und mir.«

»Und was ist der Sinn der Sache?«

»Nun; erstens ist es äußerst schmerzhaft, und zweitens kannst du mit ihm gleichzeitig verschiedene Dinge machen, wenn du ihn auf die Streckbank gefesselt hast. Du kannst es ihm mit dem Fickprügel besorgen und mit dem Lederriemen. Toilettenfolter ist auch möglich, wenn du hinterher die Bank sauber machst, und wenn du ihm ins Maul gepisst und geschissen hast, steigst du von ihm runter und spannst die Seile, bis die Gelenke an seinen Schultern sich von ihrer alten Stellung für kurze Zeit verabschieden. Ach ja. Und was noch ganz wunderbar auf der Streckbank funktioniert, ist das Ficken in der Stellung einer Reiterin.«

»Du ... du meinst ...?«

»Ich hab nichts gesagt und du hast nichts gehört, aber ganz unter uns. Du wärst beileibe nicht die erste, die es hinter vier Wänden mit einem Sechsjährigen getrieben hat. Was glaubst du wohl, warum die kleine Lecksau immer noch so friedlich schläft?«

»Du ... du hast ihn dir einverleibt?«

»Ja. Drei Mal um genau zu sein. In meinem Schlafzimmer.«

»Aber ... was soll das bringen? Ich meine nicht das Lecken, sondern seinen kleinen Pimmel?«

»Nun; wir drei finden, man sollte im Bereich der Erotik alles zumindest ein mal ausprobiert haben. Gefällt es dir, werden Elizabeth und ich dafür sorgen, dass du ebenfalls ab und zu in den Genuss kommt. Und gefällt es dir nicht, vergisst du es einfach so schnell du kannst, denn wie du weißt, ist es streng verboten, mit kleinen Jungs zu ficken. Brianna und ich glauben jedenfalls, dass es für dich eine einzigartige Gelegenheit wäre. Überleg‘ doch; niemand, nicht mal ich als Herrin des Hauses, würde davon erfahren, wenn du dich mit deinem Babyboy über den Balkon in dein Zimmer begibst, bevor du ihn in die Mangel nimmst. Ich könnte aber auch genauso gut einen Stadtbummel machen bis zehn, elf oder zwölf Uhr, während du dich allein mit ihm in der Villa vergnügst. Sechs bis sieben Stunden sind mehr als genug, damit du die erzwungenen Dienste der kleinen Lecksau in

aller Ruhe und Gemütlichkeit genießen kannst. Gemeinsames Baden samt Wasserfolter in der Badewanne inbegriffen.«

Enya dachte nach.

»Hmmm. Ja. Das ist richtig. Nehmen wir mal an, ich hätte Lust dazu. Wie wäre dann die beste Reihenfolge bis zum Start in der oberen Etage? Ich meine, um ihn zu läutern ...«

Fenia grinste diabolisch wie eine Teufelin, denn wie es aussah, hatte sie es gerade eben geschafft, Enya in den Rang einer ebensolchen zu erheben.

»Nun; zuerst würde ich meinen Babyboy übers Knie legen, damit er mir aufs Wort gehorcht. Danach käme das Reiten auf seinem Rücken an die Reihe. Dann würde ich den kleinen William fesseln, knebeln und in mein Schlafzimmer verfrachten, um ihn genau dort stundenlang in allen möglichen Stellungen zu vernaschen, wobei du ihn natürlich auch an das Bett fesseln und die tückische Kanaille in den Arsch ficken solltest oder könntest. Dann würde ich den lieben kleinen William wieder in den Keller tragen, um ihn auf der Streckbank tüchtig in den Arsch zu ficken und ihn dabei mit dem Lederriemen zu bearbeiten. Dann würde ich hier oben, in meinem Wohnbereich, gemütlich bei einer Tasse Tee und Kuchen darauf warten, dass sich mein Stuhlgang meldet, wegen der Toilettenfolter und der Geschichte mit der Streckbank und seinen Schultergelenken, und am

Ende würde ich den kleinen William an den Beinen zur Kette schleifen, um ihn auszupeitschen und zugleich die Wasserfolter anzuwenden. Du könntest aber auch die Sache mit dem Kacken und Pissen, je nach den Allüren deines Körpers, zu der Kette und zum Eimer hin verlegen. Dann würdest du dir das Reinigen der Streckbank ersparen. Ach ja; noch etwas, Wenn du Lust hast, dich in der großen Badewanne mit ihm zu vergnügen, würde ich dir die Panikstellung empfehlen.«

»Die Panikstellung?«

»Ja. Du füllst die Wanne randvoll, befehlst ihm gleich vorweg, die Zunge dort reinzustecken, wo du willst, und dann tauchst du ihn mit dem Gesicht nach oben bis auf den Boden der Wanne. Dann setzt du dich unter Wasser auf sein Gesicht, und dabei ist es wichtig, dass sein Köpfchen so tief wie möglich in deiner Arschspalte steckt, damit er gut mit der Zunge rankommt. Und wenn du die Zunge in deinem Arsch spürst, bleibst du so lange auf deiner kleinen Lecksau hocken, bis jede Menge Blubberbläschen an der Oberfläche des Wassers auftauchen. Verwende aber nicht zu viel Seife, denn sonst könnte es nämlich sein, dass du die Bläschen wegen dem vielen Schaum nicht erkennst. Das wäre eine gefährlich Sache, denn wenn du ihn nicht rechtzeitig aus deinem Arsch rauslässt, haben wir möglicherweise ein Problem. Also solltest du deinen Babyboy besser zu früh als

zu spät an den Haaren an die Oberfläche zieh'n, bevor du die Sache zehn oder zwölf Mal wiederholst, damit er dem Namen der Stellung gerecht wird. Und wenn du später, in deinem Zimmer, große Schnuller benötigst, findest du dieselben bei meinen anderen Sachen. Und jetzt spitz besonders gut die Ohren, Lolita, denn was ich dir nun sage, muss für immer unser Geheimnis bleiben. Und so wie ich dich kenne, wirst du es auch bewahren, Habe ich recht?«

»Ja. Das versteht sich von selbst.«

»Das ist gut, denn wenn du mit deinem Baby-boy, der heute Nacht einzig und allein dir gehört, heraufkommst, wirst du in deinem Zimmer eine Tasche vorfinden, die samt Inhalt dir gehört. Die Sachen, die sich darin befinden, ist die so genannte Babyausstattung, für den Fall, dass du dich entscheidest, dein Kind allein großzuzieh'n. Bekommst du ein Mädchen, versteckst du die Tasche irgendwo, weil du sie nicht benötigen wirst, bekommst du einen Jungen, öffnest du sie, damit du jene Dinge, die du für seine Erziehung benötigst, herausholen kannst.«

»Du meinst ...?«

»Ja. Nirgends steht geschrieben, dass ein Sohn nicht zu seiner Mutter gehen sollte, wenn er etwas wissen oder erproben will, und nirgend steht geschrieben, dass eine alleinerziehende Mutter ihren

Sohn nicht züchtigen darf, wenn er eine Scheune angezündet hat. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja ... natürlich.«

»Gut, denn somit weißt du, worum es bei unserem Geheimnis geht. Solltest du das Gefühl haben, dass dein Sohn oder einer deiner zukünftigen Söhne Gefahr läuft, hinter Gittern zu landen, füllst du eine große Tasche mit deinen Domina-Klamotten und den Spielsachen, die du benötigst, und gibst dich in sein Zimmer oder in den Keller, weil du ihm befohlen hast, sich dort einzufinden. Du schließt dich mit ihm ein, und dann; und das ist wichtig, ziehst du dich vor seinen Augen an, wobei er vor dir zu knien hat. Wie weit du gehst, bleib allein dir überlassen, denn das hast du sicher im Gefühl, aber auf jeden Fall solltest ihn fesseln, mit deinem bepissten Höschen und dem Knebel, den du ihn meiner Tasche findest, knebeln, übers Knie legen und ihm den nackten Hintern mit dem Schlagriemen versohlen, den du ebenfalls in der Babyboytasche findest, denn übers Knie legen kannst du ihn nicht früh genug. Sex und Dominanz gehören zusammen, weshalb es sein könnte, dass dein Sohn eines Tages davon zu träumen beginnt, von dir gezüchtigt zu werden, weil du ihn zuvor vielleicht schon ein paar Mal gefickt hast.« Enya musste zwangsläufig an Liam denken. Darum sagte sie:

»An deiner Einstellung könnte was dran sein, denn wenn ich daran denke, was meine Eltern bei meinem ältesten Bruder falsch gemacht haben, empfinde ich für diesen Gedanken Sympathie. Und wie steht es mit dem Ficken?«

»Ich würde sagen, für einen normalen Mutterfick gibt es keine bestimmte Grenze, denn der darf ohnehin auf keinen Fall erzwungen werden. Schlüpfst dein Sohn voller Stolz zu dir unter die Decke, weil er gerade gelernt hat, zu gehen, ist das in Ordnung. Schlüpfst dein Sohn im Alter von drei Jahren unter deine Decke, weil er sich deine Möse und deine Titten begucken, an deiner nackten Brust schlafen, oder seine Nase aus lauter Neugier in deine Möse stecken möchte, ist das auch in Ordnung. Schicke ihn niemals weg, sondern nimm ihn ruhig mit dem Schwanz oder dem Gesicht zwischen die Beine, damit er die Wärme deiner feuchten Möse und deiner heißen bestrumpften Schenkel spürt. Kommt er zu dir, weil er mit seiner ersten Latte nichts anzufangen weiß, lutscht du am besten seinen steifen Schwanz, bis er dir alles in den Mund spritzt und du den heißen Samen deines eigenen Sohnes trinkst. Fickst du ihn, egal wie oder egal mit welchem Loch, solltest du ihm zugleich in Aussicht stellen, dass du ihn übers Knie legen wirst, wenn er die Sache ausplaudert. Du zeigst ihm alles, was er wissen und ausprobieren will, aber pass auf, dass alles geheim bleibt,

dass alles auf Freiwilligkeit basiert, und dass du nie sagst, er soll weggehen. Ab dem Alter von zwölf Jahren könnte es auch sein, dass er den Wunsch verspürt, mit einer anderen Frau als dir zusammen zu sein. Liz, Bri und ich sind dann Mitte dreißig. Jungs lieben reife Frauen in diesem Alter. Und sie lieben vor allem riesige Titten und große Ärsche. Ich habe mich mit Brianna und Elizabeth abgesprochen, und unser Angebot lautet wie folgt. Solltest du in irgendeiner Form Hilfe benötigen, wie es beispielsweise bei deinem Priester und dem Samenraub war, kannst du immer zu uns kommen und dasselbe gilt für deine unerfahrenen Söhne. Das heißt, wir ficken die Knirpse, auch zu zweit oder zu dritt, oder wir biegen sie zu zweit oder zu dritt wieder zurecht. Fickst du sie selber, weil sie sich nach der heißen Möse ihrer Mutter sehnen und verzehren, ist es recht. Züchtigst du sie selber, weil du dir sicher bist, dass du damit klar kommst, ist das auch in Ordnung. Und wenn das nicht der Fall ist, greifst du einfach ohne Scheu zum Telefon und sagst uns, welche oder wie viele vollbusige Dominas oder großärschige Huren du benötigst, die dein neugieriges, spritzfreudiges, oder unartiges Söhnchen zart oder hart zureiten. Egal, ob er lediglich ein paar Schellen bekommen soll, oder ob wir ihm nacheinander eine Mahlzeit der besonderen Art aufzwingen sollen; du bestimmst es, du wirst es uns sagen, und

wir werden es auf Punkt und Beistrich befolgen. Und bevor du mich fragst, warum wir das für dich machen würden, sage ich dir klar und deutlich; weil du unsere Lolita mit aalglatter Fotze und unsere versaute Logenschwester bist. Alles klar, Schätzchen?«

»Ja. Danke.« Enya erhob sich und stiefelte wieder in den Keller, um einen zweiten Anlauf zu nehmen. Diesmal war der kleine Brandstifter wach, und wie es aussah, war er sich tatsächlich keiner Schuld bewusst.

»Na, du kleiner Satansbraten? Von dir hört man ja schöne Sachen. Und mit schön meine ich nicht schön, sondern haarsträubend. Leg los, Kleiner. Ich will auf der Stelle wissen, was sich in deinem Kopf abgespielt hat, als du absichtlich den Mülleimer angezündet und jede Menge Papier und Aktenordner drumherum angehäuft hast.«

Brav erzählte er mit einem gewissen Stolz in der Stimme dasselbe, was Fen und Bri erzählt hatten.

»Was gibt's denn da schon groß zu erzählen, Schwester? Ich wollte das düstere Gefängnis abfackeln, und wenn die fette Kuh mit dem großen Hintern und den dicken Titten nicht viel zu früh zurückgekommen wäre, wäre es mir auch ohne weiteres gelungen!«

»Und was wäre mit dir und den vielen anderen Jungs in dem brennenden Gebäude passiert?«

»Na was wohl? Ich schätze, wir wären allesamt mit Haut und Haaren verbrannt, weil ein Gefängnis, wie dieses, klarerweise ausbruchsicher ist!«

»Soll das etwa heißen, es wäre dir völlig egal gewesen, wenn du dabei selber zu Tode gekommen wärst?«

»Ja! Klar! Wer will denn schon jahrelang hinter Gittern leben?!«

»Wie? Bloß, weil dir dieses Leben, zu dem es für dich übrigens keine Alternative gibt, verhasst ist, wolltest du dutzende andere Kinder mit in den Tod reißen?«

»Ja! Warum denn nicht?! Alle hassen mich! Arschlöcher sind sie - allesamt! Also hätten sie ruhig lichterloh brennen können – wie die Kerzen auf einem Weihnachtsbaum!«

Enya wusste wirklich nicht, was sie dazu sagen oder wie sie darauf reagieren sollte, denn in ihren Augen war der Knirps schlichtweg irre. Darum stellte sie ihm folgende Frage.

»Hör mal, Kleiner. Du hast mir bis jetzt alle Frage ehrlich beantwortet, obwohl du dich damit gewaltig in die Nesseln gesetzt hast. Nichtsdestotrotz rechne ich dir hoch an, dass ich dich nicht fürchterlich verprügeln musste, um die Wahrheit herauszufinden. Das liegt vor allem daran, da ich weiß, dass im Mittelalter abertausende unschuldige Leute auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurden, weil Vertreter der Kirche zuvor ein Geständ-

nis aus ihnen herausgepresst haben, das sie oder die Folterknechte hören wollten. Darum stelle ich dir noch eine Frage, mit der Bitte, mir noch mal so ehrlich zu antworten. Ich habe nämlich das dumme Gefühl, dass es absolut nichts bringen würde, wenn ich dich hier unten Tage, Wochen oder gar Monate nachts in einen Käfig sperren und tagsüber quälen würde. Um es auf den Punkt zu bringen. Ich habe den Eindruck, dass es dir völlig egal ist, was ich mit dir mache, weil du dein Leben abgehakt hast. Man sagt dazu, ein Mensch hat sich aus irgendwelchen Gründen selbst aufgegeben, und dass das so ist, erkennt man daran, dass der besagte Mensch an nichts mehr Freude hat. Sag‘, Kleiner. Habe ich ins Schwarze getroffen, wenn ich behaupte, dass es dir vollkommen egal wäre, wenn ich dich in diesem Keller zu Tode foltern würde, und dass dir trotz deiner Jugend nichts im Leben Freude bereitet?«

Der Knabe dachte nur wenige Sekunden nach und sagte wie aus der Pistole geschossen:

»Ja, Schwester. Beides ist richtig.«

»Verstehe. Ach, was ich noch wissen wollte. Warum nennst du mich eigentlich Schwester?«

»Weil du wie eine Nonne angezogen bist?«

»Wie bitte? Was sagst du da? Du meinst tatsächlich, ich sei eine Nonne?«

»Ja! Klar! Die Nonne, die bei uns in der Nachbarschaft wohnte, trug beinahe dieselben Klamotten, wenn sie mich Tag für Tag über‘s Knie legte.«

»Hab‘ ich richtig gehört? Sagtest du tatsächlich, die Nonne hätte dich Tag für Tag über‘s Knie gelegt?«

»Ja. Beinahe. Und zwar einfach so – zum Spaß.«

»Quatsch mit viel Soße, Kleiner! Ich schätze, das war deine erste Lüge. Aber egal. Kommen wir zu was anderem. Du sagtest, dir sei alles egal. Wie sieht es demzufolge mit Schmerzen aus? Ist es nicht so, dass jemandem, dem alles egal ist, auch unerträgliche Schmerzen egal sind?«

Hoppla. Jetzt kam der Knirps zum ersten Mal gehörig ins Grübeln, denn so hatte noch niemand mit ihm gesprochen. Was ihn noch irritierte war, dass er immer noch im Käfig hockte und die fremde »Nonne« ihn noch nicht einmal angefasst hatte.

»Ähm. Ja. Im Prinzip schon, Ma‘am, aber in meinem Fall muss es daran liegen, dass mich Mrs. Valentine schon oft windelweich geprügelt hat, weil sie dachte, sie könnte mich auf diese Weise zu einem Verräter machen.«

Enya wechselte wieder das Thema, was den Knaben extrem irritierte.

»Darf ich fragen, warum du mich plötzlich Ma‘am, anstatt Schwester genannt hast?«

»Ähm ... ähm ... Weil ... weil ... keine Ahnung.  
Ich ... »

»Hör sofort auf, zu stammeln, und antworte mir lieber, oder du lernst mich von einer anderen Seite kennen!« Nun war es mit dem logischen Denken des Knaben aus und vorbei, denn er stellte sich nur mehr eine einzige Frage: Warum, zum Henker, fuhr dieses seltsame Mädchen beinahe aus der Haut, weil er stammelte? Warum hatte sie völlig andere Gedanken im Kopf, anstatt ihn fürchterlich zu verprügeln, weil er versucht hatte, eine Erziehungsanstalt niederzubrennen? Keine Chance. Er kam einfach zu keinem Ergebnis, und weil er nicht antwortete, zückte Enya den Schlüssel für den Käfig, und holte ihn auf dieselbe brutale Art heraus, wie sie es mit Billy Watson gemacht hatte. Der Knirps war vergleichsweise federleicht, weshalb sie achtgeben musste, dass sie ihn nicht mit der Würgekette umbrachte, oder dass sie ihm nicht versehentlich eine Schelle verpasste, die ihm das Genick brach. Schnell waren seine Hände und Füße mit Handschellen gefesselt, und ehe er sich versah, lag er bäuchlings über Enyas linkem Knie, das in einen langen schwarzen geschnürten Stiefel gehüllt war, der knapp unter den schwarzen Strapsen und dem breiten dunkleren Saum der schwarzen Seidenstrümpfe endete. Den Saum des schwarzen transparenten Seidenröckchens hatte sie elegant hochgeschoben, obwohl die seitlichen

Schlitze ohnehin für größtmögliche Bewegungsfreiheit sorgten, denn es war eine Bewegung, die sie wie automatisch vollführte, wenn sie die Beine, so wie jetzt, extrem frivol spreizte.

»So, Kleiner! Da wären wir also! Du und ich! Beziehungsweise die Hexe, die du als Nonne bezeichnet hast, und der kleine Junge, der einen Brand gelegt hat, weil er keine Schmerzen fühlt! Ist doch so, oder etwa nicht?! Los, du elender Verbrecher! Antworte gefälligst, und wehe du wagst es, mich Schwester oder Ma'am zu nennen! Die richtige Bezeichnung lautet nämlich Mammi! Jawohl, Kleiner! Du hast richtig gehört! Ich möchte nämlich meinen Spaß haben, und obendrein verrate ich dir ganz unter uns, dass ich mit Mrs. Valentine, die du gerade eben in sträflicher Manier verunglimpft hast, unter einer Decke stecke! Was sagst du dazu, du mickrige Leck- und Ficksau! Jawohl! Noch mal richtig gehört, denn die Gelegenheit, heute Nacht einen sechs Jahre alten Verbrecher zu vergewaltigen, lass ich mir keinesfalls entgeh'n!«

O oh. Welch Überraschung? Das freche aber schlaue Mädchen steckte nicht nur mit der Heimleiterin unter einer Decke, sondern auch mit der Frau, die drei mal heftig auf ihm herumgehopt war, bevor sie ihn gezwungen hatte, die Zunge stundenlang in ihre Möse und ihr Arschloch zu stecken. Die Zunge tat ihm sogar jetzt noch weh,

und so war es kein Wunder, dass er keinen ganzen Satz mehr hervorbrachte.

»Ich ... ich ... sorry, aber ich ... ich meine ...«

»Sagte ich nicht klar und deutlich, du sollst aufhören zu stammeln und stattdessen antworten, wenn ich dir eine Frage stelle?!«

Dicke Tränen waren fällig, denn Enya versohlte ihm den Hintern, als wäre sie tatsächlich seine strenge Mutter.

»Oooh! Was ist denn plötzlich mit dir?! Hat das etwa wehgetan?!« feixte sie boshaft, nachdem sie ihn nach Strich und Faden verdroschen hatte.

»J... ja, Ma'am ...«

»Was hab' ich gehört?! Du hast mich schon wieder Ma'am genannt, obwohl ich es dir ausdrücklich verboten habe?! Sagte ich nicht klipp und klar, du hättest mich ab sofort mit Mammi anzusprechen?! Na warte, du ungelehriger Knirps!«

Enya knebelte ihn mit ihrem bepissten schwarzen Höschen und mit dem Lederknebel, und dann legte sie richtig los. Unglaublich aber wahr; sie wollte etwas schaffen, woran eine professionelle Institution - samt weiblichem Führungsorgan in Form ihrer Freundin - kläglich gescheitert war. Enya versohlte William Hopkins in Fenia Claytons schalldichtem Keller dermaßen den Hintern, dass er nicht mehr wusste, ob er ein Männchen oder ein Weibchen war, doch auf den Kern der Sache war sie immer noch nicht zu sprechen gekom-

men – die teuflische Brandlegung! Warum?! Nun; erstens hatte er damit geprahlt, weshalb Enya ihm nachträglich kein Gefühl der Genugtuung verschaffen wollte, und zweitens fiel es ihr nicht schwer, genug andere Gründe zu finden oder zu erfinden, damit sie ihm das Gefühl vermittelte, er – das erbärmliche Würstchen – hätte jede erdenkliche Strafe verdient. Aufgezählt hatte die besagen erdenklichen Strafen Fenia, die sich gerade absichtlich in ihr Auto setzte, damit Enya mit William Hopkins allein in der Villa war.

\*\*\*

Das nächste, was Enya machte, um ihm zu beweisen, wie kostbar ein Leben in Gesundheit war, war die Sache mit der Kette. Sie packte den federleichten Knaben und klemmte ihn unter den linken Arm, damit sie mit der Rechten ein paar Sachen vorbereiten konnte – das waren die Peitsche, der Eimer, und der Schlagriemen, denn ob sie die Peitsche bei dem Schwächling so einsetzten konnte, wie es sich normalerweise gehörte, war äußerst fraglich. Sie wusste nur eines. Ein kleines teuflisches Scheusal, wie er, musste nicht auch noch belohnt werden, indem man es mit Laudanum betäubte, damit es zu herzeigbaren Wunden kam. Enya wollte dem kleinen Brandstifter jedenfalls so viele blutige Rillen zufügen, dass Fenia sich

jede Mühe, Elizabeth auf's Kreuz zu legen, ersparen konnte. Soviel stand fest, denn so ein korruptes Kretin war Enya noch nie zuvor begegnet. Wahrscheinlich hatte die ganze Welt dergleichen noch nicht erlebt, denn darauf stolz zu sein, ein Kinderheim angezündet zu haben, war wirklich ein extrem starkes Stück – egal, ob der Knirps sechs oder sechzehn Jahre alt war. Zugegeben; viele Kinder seines Alters – und sogar Enyas Brüder - spielten in diesem Alter in gefahrvoller Weise mit Streichhölzern, doch solange ein Kind Reue zeigte, handelte es sich dabei lediglich um eine Riesendummheit. Anders bei William Hopkins. Enya hatte zunehmend das Gefühl, dass sie sich, wie Fenia und Brianna es angedeutet hatten, voll und ganz gehen lassen konnte, sofern sie dem Jungen keinen bleibenden Schaden zufügte. Also peitschte sie ihn tüchtig aus, während der zappelnde und in den Knebel schreiende Knirps mit dem Kopf nach unten von der Decke baumelte.

Dann wagte Enya etwas, das wenige Wochen zuvor noch undenkbar gewesen wäre. Sie löste den Knebel und ließ den verkommenen Toddler (so lautete die englische Bezeichnung für Kleinkinder bis zu diesem Alter) nach Herzenslust schreien, was dazu führte, dass Enya, wie bei manchen »Behandlungen« von Billy Watson, im Schritt feucht wurde. Noch feuchter ging es zu, nachdem sie den Eimer mit Wasser aus der gleich daneben

befindlichen Wasserleitung gefüllt hatte, denn Wasserfolter war für Jungs dieser Größe bestens geeignet. Dumm war nur, dass Wasser keine Spuren an seinem Körper hinterließ, aber nichtsdestotrotz quälte Enya den gefallenen Knirps mithilfe des Wassers, des Eimers und des Flaschenzugs so lange, bis er wie tot von der Decke hing.

Zum guten Glück wusste sie dank ihrer Einschulung, was in diesem Fall zu tun war. Da man in dieser Lage nicht oder nur äußerst schwer ertrinken konnte, war seine Ohnmacht seinem Angstgefühl, seiner Panik, und seiner bodenlosen Verzweiflung geschuldet, was bedeutete; Enya hatte ihr nächstes Zwischenziel erreicht. Nun konnte sie seinen Kopf aus dem Wasser ziehen, und ihn mithilfe einiger kräftiger Ohrfeigen zum Leben erwecken. Er hustete zwar unaufhörlich, doch die Tortur konnte beinahe ungebremst weitergehen. Fünf tiefe Wunden aufgrund der Züchtigung mit der Peitsche? Nein. Viel zu wenig würden alle drei Edelhuren sagen. Enya holte aus und ein dreimaliges lautes Klatschen, begleitet von je einem gellenden Schrei, gab davon Kunde, dass sich die Anzahl der langen blutigen Rillen auf seinem kleinen blassen Rücken um dieselbe Zahl erhöht hatte. Noch zwei Hiebe, untermalt von zwei kläglichen Schreien eines Kindes, und schon waren es genau zehn. Zehn tiefe blutige Rillen; das musste reichen, um in der Hurenloge weiterhin

Akzeptanz zu finden. Da der missratene Junge keine Freunde und keine Eltern mehr hatte, und seine nächsten Verwandten, laut Fenia, kürzlich verstorben waren, schrie er klarerweise pausenlos und allgemein um Hilfe, anstatt um seine Mammi oder seinen Daddy zu flehen, weshalb Enya auf eine Idee kam, die alles bisherige an Abartigkeit bei Weitem übertraf. Sie befahl ihm mit herrischer Stimme, ausgerechnet jene Frau zu Hilfe zu rufen, die ihn am liebsten auf der Stelle töten wollte. Das war Elizabeth Valentine – die dritte Hure im Bunde, in deren Arbeitszimmer er in der Zeit ihrer Abwesenheit absichtlich Feuer gelegt hatte.

»Aufgepasst, du hinterhältiges Schwein! Mammi möchte, dass du niemanden außer Mrs Valentine zu Hilfe rufst! Wehe du rufst noch mal ›Hilfe‹, ohne den Namen von Mrs. Valentine hinzuzufügen! Ich versichere dir, dass Mammi dir für jedes Mal, wenn du das vergisst, mit dem Stiefel in die Fresse treten wird! Verstanden?!«

Eine Weile war es ruhig, da Enya die Peitsche gesenkt hatte, und William Hopkins nicht wusste, was er davon halten sollte. Doch sechs oder sieben Hiebe auf seine Schenkel reichten, und er weinte und schrie wieder bitterlich. Noch drei ordentliche Peitschenhiebe und er schrie wieder gelend laut um Hilfe.

»Hilfe Mrs. Valentine! Hilfe, Mrs. Valentine! Hilfee ...!« Enya bekam am ganzen Körper eine

Gänsehaut, aber weniger wegen seinem Geschrei, sondern vielmehr wegen ihrer feuchten Möse. Ein paar Berührungen ihres Kitzlers mit den rubbelnden Fingern, und sie fühlte, wie der Höhepunkt in ihren Unterleib hoch prickelte, als hätte ihr jemand in Bauchlage Sekt in den Nabel gegossen. Da er vorhin ein Mal vergessen hatte, »Mrs. Valentine« hinzuzufügen, sagte die Domina hämisch grinsend:

»Sorry, Kleiner, aber selbst auf die Gefahr hin, dass du mich für kleinlich hältst, muss ich leider darauf hinweisen, dass du beim letzten Hilfeschrei vergessen hast, Mrs. Valentine hinzuzufügen!«

Sie holte aus und trat ihm mit dem Stiefel von der Seite hart ins Gesicht, wobei sie gut darauf achtete, dass sie ihm nicht die Nase brach. Leider ritzte sie ihm dabei das Kinn mit dem großen silbernen Sporenrad auf, weshalb er wieder bitterlich heulte und laut und kläglich um Hilfe schrie.

»Hilfe Mrs. Valentine! Hilfe, Mrs. Valentine! Hilfe, Mrs. Valentine!«

Dabei entdeckte Enya erst recht ihre sadistische Ader, da sie ihm deswegen am liebsten zehn, elf, oder zwölf mal mit aller Kraft in die Fresse getreten hätte. Sie rubbelte wieder an ihrer Möse, und steckte sich danach die glitschigen Finger in den Hintern, wobei sie die Rosette dehnte und den Knirps, der in ihre offene Spalte gaffte, völlig ignorierte.

»Hilfe Mrs. Valentine! Hilfe, Mrs. Valentine! Hilfe, Mrs. Valentine!«

»Halt die Klappe, du Sau, oder ich trete dir noch mal mit dem Stiefel in die Fresse! Los! Rein mit der Zunge in Mammis Arsch!«

Enya war auf dem Absatz ihres Stiefels herumgewirbelt, und da er nicht gehorchte, obwohl sie ihm verkehrt, breitbeinig und in gehockter Stellung ihr Arschloch zum Lecken angeboten hatte, trat sie ihm diesmal noch kräftiger seitlich ins Gesicht. Dann drehte sie sich wieder um und zog seinen Kopf diesmal an den Haaren zwischen ihre Beine, denn in dieser Stellung konnte sie ihn noch besser mit ihrem Arschloch bekannt machen.

Das schien tatsächlich besser zu funktionieren, zumal sie sein Kinn zusätzlich von hinten gegen den Arsch drückte, doch wie es aussah, mangelte es ihm an Willen und Respekt.

»Hörst du schlecht?! Der neue Befehl lautete, deine Zunge so tief wie möglich in Mammis Arschloch zu stecken!« Ein paar Ohrfeigen und das resolute Heranführen seines Mundes an die besagte Stelle, mittels schmerzhafter Zugkraft an den Haaren, reichten, damit er vor lauter Angst tat, was Enya wollte.

»Tiefer! Los! Ja! Gut so! Schön rein mit der Zunge, und zwar so tief, bis die Spitze deiner Zunge in Mammis Scheiße steckt! Und wehe du

wagst es, die Zunge aus meinem Arsch zu zieh'n, ohne dass ich es dir erlaubt habe!«

Enya räumte ihm die Chance ein, sich an die perverse Sache zu gewöhnen, doch seine Zurückhaltung aufgrund seines Ekels gab Anlass zu geharnischter Kritik.

»Gib dir gefälligst Mühe, du verkommene Drecksau! Mammi zum Scheißen zu stimulieren, ist alles andere, als schwer!« Enya gab ihm wieder ein wenig Zeit, seine Emsigkeit unter Beweis zu stellen, doch wie sich schnell herausstellte, war seine Leistung immer noch tadelnswert.

»Noch tiefer, oder ich steck dich mit dem Kopf in die Senkgrube, wo tückische Schweine, wie du, normalerweise hingehören! Mammi will dir richtig geil und abartig ins Maul scheißen, doch dazu ist es nötig, dass du Mammis Rosette und Mammis Darm richtig gut massierst und stimulierst! Und genau deshalb wirst du deine Zunge so lange und so tief in Mammis Arschloch stecken und darin herumwühlen, bis Mammi spürt, dass es höchste Zeit ist, in dein Maul zu scheißen, als wäre es das stinkende Loch einer Latrine!«

Nach einer Weile, in der sich der Junge ein klein wenig beruhigte, fühlte Enya erste Bewegungen ihres Darms.

»Gut so, du kleine verbrecherische Lecksau! Mammi spürt die Scheiße schon kommen, aber glaub ja nicht, du könntest du Zunge aus dem

Arsch zieh'n, bevor sie nicht automatisch wegen der Scheiße rausgedrückt wird! Bis es soweit ist, wirst du weiterhin hübsch, artig und vor allem tief in Mammis Darm herumwühlen!«, brüllte Enya strenger denn je. Brianna und die beiden anderen Huren hatten ganze Arbeit geleistet, denn so, wie Enya sich hinter vier Wänden aufführte, und aufgrund ihrer umwerfenden Erscheinung, konnte man sie ab sofort ebenfalls als Edelhure einstufen. Sie sah blendend aus, hatte eine tolle Figur, ein großes, breites, und wunderbar geformtes Gesäß, wundervoll geformte mittelgroße Brüste, und wäre der Knirps, den sie in der Mangel hatte, ein erwachsener Mann gewesen, hätte er gewiss eine ansehnliche Summe für die versaute Orgie bezahlt. Dass es sich bei William Hopkins um einen Sechsjährigen handelte, und alles, was sie mit ihm veranstaltete, bei Strafe verboten war, stand auf einem anderen Blatt Papier, doch da alle Faktoren (Notwendigkeit, Gelegenheit, Diskretion, Sicherheit, Lust, etc) in perfekter Art aufeinander getroffen waren, hatte Enya damit kein Problem. Hätte es sich bei William Hopkins um einen Dreijährigen gehandelt, hätte sie ihm unter denselben Umständen ebenfalls gezeigt, was Knirpsen blühte, die es sich mit ihr aus irgendeinem Grund verscherzt hatten. Enya war wirklich binnen weniger Wochen zu einer Raubkatze mutiert. Zu einer Tigerin, wie jene, die in Indien bisweilen nachts

kleine Kinder aus den Hütten von Eingeborenen raubten und bei lebendigem Leib fraßen. Man konnte nur hoffen, dass sie ihre Erfahrungen nicht dahingehend umlegte, indem sie, im Falle des richtigen Geschlechts ihres Babys, und dem Fehlen eines strengen Vaters, ihren Sohn nicht auf dieselbe Art und Weise erzog oder züchtigte. Die Möglichkeiten dazu bestünden, denn auf Valopo war Diskretion Ehrensache, und ein Keller war ebenfalls vorhanden. Er lag tief unter der Erde, weshalb kein Laut an die Oberfläche dringen würde, wenn sie dort unten, nachts oder auch tagsüber, anstatt einem erwachsenen Partner einen Jungen zum Weinen und Schreien brachte, indem sie ihn aus irgendeinem Grund drakonisch bestrafte. Gewiss; Möse und Arschloch kamen nicht in Betracht, und Pisse und Scheiße ebenso wenig, doch Furcht einflößende Domina-Klamotten, der kurze schwarze Schlagriemen, ein Rohrstock, die kurze schwarze Bullenpeitsche, oder der Fickschwanz zum Umschnallen, waren gewiss erlaubte und probate Hilfsmittel, wenn es darum ging, den eigenen Sohn zu einem anständigen Menschen zu erziehen, oder ihm Respekt vor seiner allein erziehenden Mutter einzubläuen. Mit Domina-Klamotten auf seinem Rücken reiten, ihn mit Sporen bearbeiten und ihn mit der Peitsche durch den Keller treiben? Hmmm ... Ja. Warum nicht? Auf einer entlegenen Farm konnte man ihm ja bis

zu einem gewissen Alter einreden, das sei völlig normal. Eine Gewöhnung an das harte Leben – draußen bei den Koppeln. Jedenfalls durfte aus ihm kein Nachfolger von Onkel Liam werden – soviel stand fest. Und würde Enya merken, dass genau diese Gefahr im Falle eines Nichteinschreitens bestünde, würde sie ihm, aus der doppelten »Not« heraus, bereits im Alter von drei Jahren eine stinkende braune Überraschung der besonderen Art ins Maul scheißen. Auch Pisse seiner Mammi, die zur Strafe direkt von der Quelle in rauen Mengen durch seine Kehle floss, war kein Ding der Unmöglichkeit, und selbst die Strafe, samt Drohungen und Beschimpfungen stundenlang mit der Nase voran zwischen Mammis Arschbacken gesteckt zu werden war denkbar, um zu verhindern, das aus dem eigenen Sohn ein Verbrecher wurde. Das alles war Faktum, denn das war in Enyas Augen, im Vergleich dazu, ihren eigenen Sohn im Gefängnis besuchen zu müssen, ein Kinderspiel. Vieles war nun, nach Abschluss des Hurenpraktikums, möglich und machbar, sofern es zu einem zufrieden stellenden Ergebnis in Form einer positiven Wende führte.

Enya verwarf die Zukunftsbilder und kehrte zurück zu der Gegenwart.

Ja. Tatsächlich. Die Sache mit dem Reiz, der aufgrund einer bestimmten Technik den Stuhlgang aktivierte, funktionierte erstaunlicherweise, und

der Zeitpunkt konnte nicht perfekter sein, weshalb sie tiefer in die Hocke ging. Sie drückte und drückte, während den Jungen bereits die nächste Panik ereilte.

»Naaa, Kleiner?! Wie sieht es aus?! Spürst du schon mit der Zunge, was aus Mammis hübschem Arschloch auf dich zukommt?!« fragte sie hämisch, als die Spitze der dicken Wurst gute zehn Zentimeter herausragte.

»Hilfe Mrs. Valentine! Hilfe, Mrs. Valentine! Hilfeee, Mrs. Valentine ...!«

»Hab‘ ich richtig gehört?! Du schreist um Hilfe, obwohl dir alles egal ist, und Scheiße im Maul keine Schmerzen verursacht?! Wie kann das ein?! Sicher ist es so, dass du mich narren wolltest, und genau deswegen werde ich dir nun das Maul stopfen, mein kleiner Freund!«

Enya packte ihn noch fester am Schopf und drückte sein Maul wieder dorthin, wo es in diesem Augenblick, ihrer Ansicht nach, hingehörte. Sofort verstummten seine Schreie, denn nun hatte er bereits das dicke vordere Ende der Kackwurst im Mund, was einer ekligen Knebelung gleichkam.

»Wage es ja nicht, dem weichen stinkenden Ende der Kackwurst auszuweichen, du mickrige Sau! Wehe, Kleiner! Du weißt; Mammi kann bitterböse werden!«

Im Zuge der Suche nach einer Gelegenheit, besser atmen zu können, schaffte er es irgendwie,

sich aus Enyas Umklammerung zu befreien, was zur Folge hatte, dass er in seiner Panik wieder um Hilfe schrie, so gut er konnte, während Enya noch fester drückte, damit die volle Ladung mit viel Schwung in seiner Kehle landete.

»Hilfe Mmmrs. Mmmmes... malentine! Hii-  
immmmlfe, Mrs. Mmmm...mmmalentine! Hii-  
immmmmmlfmmmeeee, Mmmrs. Mmmmma-  
lenmmmtine ...!«

Noch während der verzweifelte Knirps gleichermaßen unverständlich wie vergeblich brüllte, schiss Enya ihm den ekligen weichen Rest, und somit die ganze dicke fette Kackwurst ins Maul. Schnell breitete sich der typisch eklige Geruch von Scheiße im schalldichten Kerker aus.

Damit sie den Geruch nicht zu lange ertragen musste, drehte sie sich um und stopfte ihm die Scheiße mithilfe des Höschens als zusätzlichem Handschuh in die Kehle, weshalb er beinahe erstickte. Er kaute, würgte, kotzte und hustete wie verrückt, doch zumindest hatte er aufgehört, zu jammern und zu schreien, denn dazu fehlte ihm schlichtweg die Luft.

»Wie kann es sein, dass du dich immer noch so tollpatschig anstellst, und dich zierst, die Scheiße einer Herrin zu fressen! Ist es nicht so, dass Mrs. Valentine dich, ihr schwärzestes Schäfchen, schon x-Mal gezwungen hat, ihre Scheiße zur Strafe zu

fressen?! Einmal Nicken mit dem Kopf bedeutet, Ja!«

Er nickte mit viel Mühe, und Enya meinte:

»Na also! Ich wusste es! Dann muss das, was du gerade veranstaltest, wohl reine Bosheit sein, denn fast sieht es danach aus, als würde dir Mrs. Valentines Scheiße besser schmecken als meine! Los, Kleiner! Runter damit! Denk dir einfach, ich wäre Mrs. Valentine, und du wärst der Glückliche, dem sie zum Geburtstag eine Schokoladen-Torte ins Maul geschissen hat!«

Enyas Vorschlag führte dazu, dass »Mammi« angeekelt die Nase rümpfte, da er es anscheinend wirklich schaffte, die ganze Wurst nach und nach durch seine Kehle wandern zu lassen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als ein Wort des Lobes für ihr gefallenes Stiefsöhnchen übrig zu haben.

»Jaaa! Gut so, Kleiner! Siehst du, wie Mammi sich darüber freut?! Und jetzt, mein kleiner Freund, wird brav weiter gefressen, denn Mammis Scheiße ist ebenfalls eine wahre Delikatesse! Gleich wie die von Mrs. Valentine! Schön runter würgen, du Arschgeburt, damit die ganze eklige Masse so rasch wie möglich dort landet, wo sie hingehört! Wenn du brav und artig alles frisst, was Mammi dir soeben ins Maul geschissen hat, gibt es zum Nachtsch Mammis Fotzenschleim! Der schmeckt vermutlich noch besser! Ich könnte es zwar nicht beschwören, aber ich denke, er

schmeckt zumindest ebenso gut, wie Mammis Rotze, die ich als Würze gleich jetzt auf die Scheiße drauf spucke!«

Enya dehnte seinen Rachen mit jeweils zwei Fingern, verwirklichte ohne jedes Mitleid und ohne Erbarmen ihre Ankündigung, und rotzte ein schleimiges gelbes Gebilde aus der Kehle – geradewegs auf die weiche breiige Scheiße, die sich noch in dem weit geöffneten Rachen des Sechsjährigen kringelte. Der harte vordere - der knödelige Teil ihrer Kacke, befand sich aufgrund seiner Atemnot bereits größtenteils in seinem kleinen Magen, doch die zweite Hälfte, die etwas weichere, schien ihm aufgrund der Brechreize Probleme zu bereiten.

»Was ist, Kleiner? Mammi wartet! Oder soll ich dir zur Strafe für deine Faulheit auf der Streckbank die Hammelbeine langzieh'n?!«

Die Drohungen wirkten Wunder, denn so klein er auch war, schaffte er es dennoch auf wundersame Weise, einen Großteil von Enyas Kacke in seinem weit geöffneten Rachen und in seiner Kehle unterzubringen und trotz verkehrter Lage erstaunlich viel hinunterzuwürgen.

»Wir müssen gut darauf achten, dass kein einziger Krümel auf den Boden fällt, denn wir wollen doch nicht, dass es heißt, wir beide hätten eine Sauerei im Folterkeller veranstaltet! Oder?! Wie siehst du die Sache, Sklavenschweinchen?!«

Enya gestattete dem gefolterten Knirps, den letzten Rest in Ruhe hinunterzuwürgen, und immer wenn er ein wenig Kot mit der Zunge über seine Lippen schob, sorgte sie dafür, dass der stinkende Dreck wieder in seinem Rachen landete, indem sie ihr schwarzes Höschen als zweiten Handschuh verwendete und alles zurück stopfte. Nach ungefähr fünfzehn Minuten, in denen ihm aufgrund der Art des Hängens das Blut in den hochroten Kopf gelaufen war, machte Enya weiter.

»So, Kleiner! Ich werde dir jetzt zur Strafe für deine frechen Worte zu Beginn und zum Runterspülen geradewegs in die Kehle pissen, und wehe, du wagst es, meine Pisse rauslaufen zu lassen, anstatt sie zu trinken!«

Da er wegen Elizabeths strenger Vorarbeit, oder wegen der rätselhaften »Nonne« auch diese Prozedur zur Genüge kannte, öffnete er wieder unter fürchterlichem Zwang den Mund, und diesmal pisste Enya dem Knirps ins Maul, bis sein Mund überschäumte. Dann stoppte sie, damit er Zeit hatte, ihre Gabe zu schlucken, und hätte Cedric sie in diesem Augenblick gesehen, hätte er sie nicht wieder erkannt.

Enya hockte, in brennender Erwartung auf das nächste Pissen, mit extraordinär gespreizten Beinen direkt über dem Gesicht eines Sechsjährigen, nur Millimeter von seiner Nase entfernt, und allein die Sachen, die sie trug, waren geeignet, je-

den Mann oder Jungen um den Verstand zu bringen.

Wie eine abgebrühte und waschechte Edelhure, behandelte sie den Knirps, als hätte sein Vater ein kleines Vermögen dafür hingeblättert, dermaßen versaut und rücksichtslos, dass weiche Herzen stillstehen und sogar versteinerte vor lauter Frösteln zerspringen konnten.

Die schwarzen, gepflegten, und bis zur Hälfte ihrer breiten schönen Oberschenkel geschnürten Lederstiefel, die sie von Fenia geschenkt bekommen hatte, waren eine Augenweide, und ebenso die schwarzen glänzenden Seidenstrümpfe, der rabenschwarze Strumpfgürtel aus Nappaleder, mit seinen vier langen schwarzen Strapsen, und die bis fast zu den Schultern reichenden schwarzen Lederhandschuhe. Was vor allem verwunderte, war die Tatsache, dass Enya sich nicht davor scheute, im Beisein eines Sklavenjungen oder ihren Freundinnen eine schwarze lederne Büstenhebe zu tragen, die ihre Brüste stützten, und Sporen an die Fesseln ihre Beine zu schnallen, damit sie den Sklavenjungen ordentlich quälen konnte, nachdem sie sich auf dessen Rücken geschwungen hatte. Dann war da noch das kurze, schwarze, durchsichtige und obligate Seidenröckchen mit den zwei Schlitzten, von denen sie sogar drei Stück hatte, und das ab und zu ein wenig hinder-

lich, aber umso erregender anzusehen war, da es mehr enthüllte als es verbarg.

Hoppla! Der Knirps hatte es gewagt, den Kopf vor lauter Kraftlosigkeit nach unten hängen und durchpendeln zu lassen.

»Was soll das! Gib Acht, du Rotznase, dass dein Gesicht weiterhin nach oben zeigt! Wir beide sind lange noch nicht fertig! Na warte, Freundchen! Zur Strafe dafür, dass du es gewagt hast, Mammis Griff durch eine geschickte Drehung zu entkommen, anstatt dir weiterhin redlich Mühe zu geben, werde ich dich nachher auf die Streckbank verfrachten!«

William Hopkins zuckte trotz verkehrter Lage zusammen und wurde kreidebleich im Gesicht, was darauf hindeutete, dass Elizabeth ihn auch mit diesem Foltergerät in ausreichender Form konfrontiert hatte.

Enya war einfach zu neugierig, was es mit seiner Reaktion auf sich hatte.

»Aufgepasst, Kleiner! Mammi will sofort wissen, warum du so erschrocken bist! Liegt es daran, dass du schon mal auf der Streckbank liegen musstest, oder hat Mrs. Valentine dir nur damit gedroht?! Los! Antworte ... aber zackig, wenn ich bitten darf!«

Er weinte Rotz und Wasser, da Elizabeth ihm befohlen hatte, Stillschweigen zu bewahren, doch

seine momentane Furcht brachte ihn dazu, den Wunsch ordnungsgemäß erfüllen zu können.

»Die ... die .. die Nonne war's, Mammi. Sie hat mir die Hammelbeine lang gezogen ... kurz, bevor sie mich in das Heim steckte ...«

»Was?!« Enya traute ihren Ohren nicht. Wer, zum Henker, war diese rätselhafte Nonne, die sogar über eine Streckbank verfügte, und ihn bereits missbrauchte, noch bevor er in Elizabeths Krallen gelandet war.

»Wie lautete der Name der Nonne?!«

»Schwester Leola!«

»Und wie kann das sein, das sie diejenige war, die dich in das Heim steckte?!«

»Sie war meine Nachbarin, zu der ich gehen musste, wenn meine Eltern nicht zuhause waren. Sie wohnte gleich nebenan, im alten Kloster. Und als sie keine Lust mehr hatte, mich zu quälen, hatte sie Angst, ich würde alles verraten, obwohl sie drohte, mich vom Kirchturm runter zu werfen. Darum erzählte sie meinen Eltern abscheuliche Dinge über mich, und als meine Eltern ihren Rat, mich in das Heim zu stecken, befolgten, hat mich Schwester Leola ins Heim gebracht ... zu Mrs. Valentine ... und kurz darauf sind meine Eltern verunglückt.«

»Und wie sah diese Nonne aus?!«

»Sie ... sie sah aus, wie Mrs. Valentine, aber sie hatte noch größere Titten und einen noch größeren Hintern.«

Enya konnte wirklich nicht glauben, was er behauptet hatte.

»Unsinn, du Wicht! In ganz Australien gibt es keine Frau, die größere Titten und einen größeren Arsch wie Mrs. Valentine haben könnte! Also musst du mich belogen haben!«

»Nein! Es ist wahr! Ich schwör's!«

»Und wie alt soll die rätselhafte Nonne gewesen sein?!«

»Ungefähr so alt wie Mrs. Valentine!«

Enya geriet ins Grübeln, denn je mehr Fragen er beantwortete, desto unangenehmer fühlte sie sich in ihrer Rolle als Domina, die eine Strafe zu vollziehen hatte. Wie es schien, hatte das Schicksal dem Knirps bis jetzt übel mitgespielt. Doch diese Erkenntnis half ihr und dem Jungen auch nicht weiter.

Enya pisste ihm den Rest in den Mund, und danach marschierte sie wieder mit klackernden und klimpernden Stiefel- und Sporengeräuschen um ihn herum und griff wieder nach der kurzen Bullenpeitsche. Bilder erschienen in ihrem Kopf. Bilder von Kindern, rund zweihundert an der Zahl, die ängstlich schreiend kreuz und quer durch einen Speisesaal rannten oder verzweifelt an einer

großen schweren Tür rüttelten, die fest verschlossen war. Andere wiederum hingen wie Schimpansen in einem Zoo an den Stäben der vergitterten Fenster, während brennende Balken von der Decke fielen. Dann sah Enya ihren Bruder und ihren Vater, die nicht minder verzweifelt versuchten, sich einen Weg durch brennende Bäume frei zu kämpfen, doch sowie sie einen Schritt nach vorne wagten, mussten sie drei Schritte vor dem Feuer ring, in dem sie eingeschlossen waren, zurückweichen.

Und ... nein ... die nächsten Bilder, die vor Enyas geistigen Auge auftauchten, waren einfach zu erschreckend. Hass stieg in ihr hoch. Tiefer, nein abgrundtiefer Hass auf William Hopkins, der um ein Haar daran vorbeigeschrammt war, zu einem Massenmörder zu werden. Sie holte aus und schlug mit aller Kraft zu, und als sie die schreckliche Wunde sah, die ihrem grausamen Hieb geschuldet war, zuckte sie erschrocken zusammen. Erschrocken über sich selbst, denn der Rücken des Jungen war mittlerweile ein einziger roter Fleck. Wie, zum Teufel, hatte sie es fertig gebracht, ein sechsjähriges Kind so grausam zu züchtigen. Der Knirps hing ohnmächtig an der Kette, und dennoch hätte Enya ihn, gleich wie die die drei Huren, in diesem Augenblick am liebsten mit Freude und Begeisterung wie eine Sau abgestochen. Sie hielt inne, wandte sich auf dem Ab-

satz, und beugte sich hinunter, um den nächsten Wassereimer voll zu füllen. Der kalte Schwall brachte den Jungen wieder einigermaßen zu sich, doch das war im Grunde egal, denn Enya musste aufhören. Ob sie wollte oder nicht. Doch halt; er begann wieder lauthals zu schreien! Das konnte nur bedeuten, dass noch Kraftreserven in ihm steckten, die es Enya erlaubten, weiterzumachen. Weitermachen ... ja. Aber wie?

Der Schrecken über sich selbst hielt sich in verträglichen Grenzen, da sie mit William Hopkins allein im Keller war. Um von dem Gedanken des Mitleids und von Vorwürfen gegen sich selbst wegzukommen, verlegte sie sich auf das, was sie gelernt hatte. Sie beschimpfte den schreienden Jungen auf das Übelste, während sie die Peitsche zur Sicherheit gegen den Lederriemen tauschte.

»Ja! Schrei nur, du Raben-Aas! Schrei, so laut du kannst, denn damit beweist du dir selbst, was für ein sagenhafter Dummkopf du bist! Was sagtest du noch mal?! Dir wäre alles egal?! Pah! Von wegen! So wie ich das sehe, hängst du sehr wohl an deinem verbrecherischen Leben! Aber keine Angst, Kleiner! Ich bleibe so lange hier, bis ich die ganze Scheiße, die sich in deinem Kopf angesammelt hat, heraus geprügelt habe! Und nun hör besonders gut zu, denn ich verspreche dir folgendes! Sollte ich jemals erfahren, dass du noch mal Mist in dieser Größenordnung gebaut hast, brech‘

ich dir hier, in diesem Keller, sämtliche Knochen, bevor ich deinen halbtoten Kadaver ins Outback verfrachte, wo ich ihn mit flüssigem Spiritus übergieße und anzünde, damit du weißt, wie es sich anfühlt, wenn jemand voller Verzweiflung als lebende Fackel durch die Gegend rennt! Ach ja! Noch etwas Wichtiges! Du kommst hier nicht eher raus, bis Mrs. Valentine festgestellt hat, dass du imstande bist, zumindest einen kleinen Funken Reue zu zeigen! Verstanden?!«

Da der Knabe nun wie verrückt schrie, und sich im Hängen vor lauter Angst bepinkelte, packte ihn Enya seitlich stehend am Schwänzchen und an den Eiern und verpasste ihm in ihrem unkontrollierbaren Zorn beinahe dieselbe Abreibung wie Billy Watson, indem sie den Lederriemen schwang und mit mäßigem Kraftaufwand auf seine kleinen Hoden drosch. Sein jämmerliches Geschrei ging dennoch sofort in ein Winseln und in eine gut verständliche Bettelei über.

»Aufhören! Auuu! Mein Rücken brennt wie Feuer und ... Aua! ... Sie tun mir schon wieder schrecklich weh!«

»Erstens heißt das bitte, und zweitens hast du vergessen, mich mit Mammi anzusprechen, du kleine unbelehrbare Sau! Los! Entschuldige dich gefälligst, und danach will ich die Worte ›bitte aufhören, liebe Mammi‹ hören! Das ist zwar ein wenig abartig, doch es geht darum, dass du meine

Befehle auf Punkt und Beistrich ausführst! Wie ich schon sagte; die Scheiße muss raus aus deinem Kopf! Wie bei einer Rosskur! Ob du willst oder nicht!«

Diesmal tat er genau, was Enya wollte. Er sagte brav und klar »bitte aufhören, liebe Mammi!« weshalb Enya tatsächlich aufhörte, ihn zu schlagen.

»Gut so, Kleiner! Das war bereits der zweite Schritt in die richtige Richtung!« klärte sie ihn großzügig auf. Dann holte und befreite sie ihn von der Kette, indem sie das kurze Seil löste, das die Handschelle an den Füßen mit der Kette verband. Sie verzichtete sogar auf die Verwendung des Flaschenzugs, da der leichtgewichtige Knirps bestenfalls zehn bis fünfzehn Kilo hatte. Das war insofern praktisch, da Enya auch bei der nächsten »Station« keine Hilfe benötigte.

Eine der erdenklichen Strafen war der Ritt auf seinem Rücken, von dem Brianna behauptete, das wäre in diesem Fall so etwa wie eine Pflicht. Das Enya diese Art von Folter vorziehen musste, lag auf der Hand, denn wenn sie ihm die Haut des Rücken in noch blutigere Fetzen peitschte, konnte sie die Sache mit dem Ritt abhaken. Der Knebel konnte in seinem Mund bleiben, aber die Handschellen mussten weg. Das war schnell erledigt, und dann hieß es:

»Los! Runter auf die Knie!« Da er nur kniete, ohne den Oberkörper in die Waagrechte zu bringen, drückte sie seinen Kopf hinunter, damit er wusste, was sie wollte. Dann schwang sie sich auf seinen kleinen nackten Rücken, wobei er beinahe unter ihrem Gewicht zusammenbrach. Sie stieg von ihm herunter, ohrfeigte ihn mehrere Male, und schnarrte böse:

»Was soll das?! Falls du es noch nicht bemerkt hast; Mammi will auf dir reiten wie auf einem Pferd! Deshalb hast du auf Kommando zu tun, was ich von dir verlange, und wenn du es wagst, dich hinzulegen, bekommst du zur Strafe die Bullenpeitsche zu spüren!«

Das war natürlich der gemeinste Trick aller Zeiten, denn erstens bekam er nachher sowieso wieder die Peitsche zu spüren, und zweitens sorgte Enya gewiss dafür, dass er zumindest am Ende dieser Folter unter ihr zusammenbrach, damit sie einen Vorwand für die nächste, und noch viel grausamere Züchtigung hatte. Doch der Trick funktionierte, und so ritt Enya auf ihm kreuz und quer durch den Keller.

Als ihr einfiel, dass es Zeit wäre, nachzusehen, ob Fenia tatsächlich das Haus für einige Stunden verlassen hatte, konnte William Hopkins ein Weilchen aufatmen, denn die junge, aber strenge Domina sperrte ihn in den Käfig, verließ den Keller und stiefelte die steile Treppe hoch.

Tatsächlich! Die Villa war leer! Fenia hatte alles was sie gesagt hatte, todernst gemeint und somit stand die Villa Enya zur freien Verfügung! Oder anders ausgedrückt; sie konnte in den luxuriös ausgestatteten Räumlichkeiten mit dem geliebten Babyboy tun und lassen, was sie wollte! Genau! »Babyboy« hatte Fenia den Knirps genannt! Und schon hatte Enya noch etwas dazugelernt, obwohl das Praktikum bereits vorbei war. Im Leben lernte man eben nie aus. Leben! Ja ... genau das konnte sie heute, hier und jetzt, denn die feudale Villa war eine einzige Pracht und ein einziger Traum, und die Eigentümerin war wirklich ausgeflogen!

Enya gewährte diesen vorteilhaften Umstand, als sie den Wohnsalon betrat und einen Zettel auf dem Tisch fand, auf dem »Bin gegen Mitternacht wieder hier. Du hättest also theoretisch gute sieben Stunden Zeit, um das große Badezimmer zu benutzen und dich anschließend in deinem Zimmer »auszuruhen«.

Enya wusste die zweideutige und zugleich unterschwellige Botschaft gut zu deuten und zu nutzen. Da sie, gleich wie die drei Edelhuren, einen Schlüssel für die Haustür besaß, steckte sie den Schlüssel ins Schloss, damit sie keine böse Überraschung erlebte. Dann stiefelte sie in den Keller, und als sie zurückkam, hing ein langer schwarzer Fickschwanz über ihre rechte Schulter, und ein

kleiner gefesselter und geknebelter Junge, dessen Hintern in allen erdenklichen Farben schillerte, über die linke. Enya marschierte geradewegs in das große luxuriöse Badezimmer und verlor keine Sekunde Zeit, als sie den Wasserhahn aufdrehte, den Knirps in eine Ecke legte, und sich entkleidete, während sich die große Badewanne füllte. Fenia hatte sogar den großen Badezimmerofen vorgeheizt. Was für eine schlaue und hochattraktive Hure ...

Nachdem Enya ihren geliebten Babyboy ordentlich gebadet, in der Badewanne in verschiedenster Weise »benutzt«, und etliche Male die »Panikstellung« an ihm erprobt hatte, befahl sie ihm ein letztes Mal, unter Wasser ihre Möse zu lecken.

Aaah! Herrlich! Obwohl, oder gerade weil seine flinke Zunge um ihren Kitzler rotierte, klemmte sie sein Köpfchen zwischen die Schenkel, damit er nicht auf die Idee kam, einen Versuch zu starten, an die Oberfläche zu gelangen. Da er sich, dank Elizabeths strenger Erziehung, redlich bemühte, ihre Möse zu ihrer Zufriedenheit zu lecken, aber aus lauter Atemnot zwischen ihren Beinen zu zappeln begann, kam es Enya dermaßen heftig, dass sie nach unten rutschte und der Knirps zwischen ihren Beinen lag, als würde er sie ficken. Sie packte ihn am Schopf und zog seinen Kopf aus dem Wasser, damit er Luft holen konnte,

und danach brachte sie ihn wieder in die alte Position. Dann steckte sie seinen kleinen Schwanz in ihre Möse und fickte ihn, bis es ihr noch einmal kam, und den dritten Orgasmus durchlebte sie, weil sie sogar seine Nase unter Wasser fickte, bis sie einen Drang verspürte, ihre Blase auf seinem heran gedrückten Gesicht zu entleeren. Dann stieg Enya aus der Wanne, trocknete sich und den Knirps ab, zog sie die Domina-Klamotten wieder an, und legte ihm die Würgekette um den Hals, damit er nicht weglaufen konnte. Ab jetzt hatte sie gute sechs Stunden Zeit, ihm in ihrem Zimmer in voller Domina- Montur dieselben Dienste abzuverlangen, die Fenja von ihm erzwungen hatte. Mehr musste man dazu nicht sagen, außer, dass zwei der drei Huren es als »glücklichen Zufall« ansahen, und dass Enya gut darauf achtete, dass keine verräterischen Spuren in ihrem Zimmer und im Badezimmer zurückblieben, wo der kleine William es sogar unter Wasser – mit zwischen den Pobacken eingeklemmtem Köpfchen und der Zunge in Enyas Arschloch - geschafft hatte, Enyas Möse drei Mal zum Glühen und zum Explodieren zu bringen. Fast hätte sie ihn vor lauter Erregung unter ihrem Arsch ersäuft und zu Tode geschissen, doch das letzte Blubberbläschen hatte Enyas kleinschwänziges Lustobjekt gerettet. Scheißen und Pissen unter Wasser – samt direkter Entsorgung – wieder was Neues dazugelernt! Wie Recht

Fenia doch hatte. Versauter gin'g gar nicht, und das war amtlich, denn Enya hatte ihn sogar in der Badewanne in den Arsch gefickt. Jawohl – sie drückte einfach seinen Kopf vorne unter Wasser und dann fickte sie ihren geliehenen Babyboy so lange mit dem dreißig Zentimeter langen Pferdeschwanz von hinten in den Arsch, bis der liebe kleine William unter Wasser »Hilfe Mrs. Valentine« blubberte.

Wie von Fenia versprochen, stand die große schwarze längliche »Babyboy-Tasche« am Bett, und ein Blick in den Reisebehälter genügte, dass Enyas Augen leuchteten. Wie eine Reiterin bequem auf Klein Williams Rücken sitzend, als wäre er ein solider Hocker, konnte sie alles genau sehen. Alles nagelneu! Fünf Schlagriemen, zwei schwarze Fesselgürtel für die Erziehung zum Scheiße-Fresser, ein Paar Sporen, mehrere Bullenpeitschen, Reitgerten (alles in schwarzem Leder), Rohrstöcke, drei schwarze verschieden große Hengstschwänze zum Umschnallen, drei Augenmasken, ein Dutzend große Fick-und-Leck-Schnuller für Zwangsernährung, drei Leder-Knebel, haufenweise schwarze Höschen, fünf lederne schwarze Büstenheben, zwanzig Paar schwarze Seidenstümpfe, drei Paar Lederhandschuhe, drei schwarze, seitlich geschlitzte und transparente Seidenröckchen, ein Paar nagelneue schwarze schenkelhohe Domina-Schnürslederstiefel, drei

lederne schwarze Strumpfgürtel mit Strapsen, drei Hundehalsbänder mit spitzen langen Stacheln ... alles, was sie benötigte, war da. Obenauf lag ein Zettel und Enya las in aller Gemütlichkeit, obwohl der Knirps bei dem Anblick der gruseligen Sachen unter ihrem Gewicht zusammengebrochen war. So hockte sie auf dem Rücken einer kleiner plattgedrückten Flunder, namens William Hopkins, mit dem Zettel in der Hand

»Viel Spaß mit deinem Babyboy, Schätzchen! (damit war nicht William Hopkins sondern Enyas erster Sohn gemeint) Und denk an uns, wenn du ihm den Arsch versohlst, wenn du auf ihm reitest und ihm die Sporen gibst, wenn er wegen der Kombinierten Folter (Peitsche, Fäkalien-Eimer, Ficken) verkehrt an der Kette hängt, wenn du ihn im Keller in einen Käfig sperrst, oder wenn du ihm unter Verwendung des Gürtels ins Maul pisst und schießt, weil er (als Anwärter für ein Staatsgefängnis) plötzlich glaubt, er hätte dir keinen Respekt mehr zu zollen!«

Zurück zu William Hopkins, den Enya jetzt und hier nochmals total hemmungslos fickten wollte, obwohl sie schwanger war. Warum auch nicht?

Den sechs Jahre alten Knirps in ihrem Zimmer in der dritten Steigerungsform von versaut, und in verbotener Weise zu ficken war für Enya ein unvergessliches Erlebnis. Zuerst fesselte sie ihn mit gespreizten Beinen in Bauchlage auf und an das

Bett, damit sie ihm gemütlich und bequem von hinten aufbocken konnte, was folgte, waren die übliche Art des Knebelns (Höschen mit Pisse und Lederknebel) und der erregende Anblick, wie er dabei zusehen musste, wie Mammi vor seinen verheulten Augen den langen schwarzen Fickschwanz lasziv und genüsslich um die Hüften schnallte, bevor er von Mammi wie eine rossige Stute behandelt wurde. Enya sagte nur »Mach dich auf was gefasst, Kleiner, denn was Mrs. Valentine kann, kann ich mindestens ebenso gut.« Dann bockte sie dem kleinen Brandstifter, weil er ja schließlich geläutert werden musste, auf, und was folgte war ein extrem wilder und ungezügelter Ritt, der seinesgleichen suchte - samt Sporen und Gerte.

Zwischen Enyas rabenschwarzen Strapsen, ihren schwarzen Lederstiefeln, und ihren schwarz bestrumpften Schenkeln – so heiß und erregend sie auch waren - hatte er nichts zu lachen.

Enya fickte ihn bis zum Anschlag, und am Ende zog sie den langen dicken Fickprügel aus seinem Hintern und löste seine Fesseln, aber nicht seinen Knebel, damit sie ihn in Rückenlage bringen konnte. Dann hockte sie sich mit gespreizten Beinen auf sein kleines und dennoch erregendes Schwänzchen und auf seine gequälten Eier, denn wie Brianna und Fenja richtig sagten; so eine Gelegenheit kam nicht so schnell wieder. Sie fickte

den sechsjährigen Knirps, trotz aller guten Vorsätze nochmals, denn »Schwangerschaft« war in diesem Fall kein Thema. Auch konnte keine Rede davon sein, dass sie ihn »richtig« fickte. Im Grunde ging es lediglich darum, dass sie ihre Klitoris so lange an seinem Schwänzchen rieb, bis sie erneut einen Orgasmus bekam, von dem nie jemand erfahren durfte – gleich wie es bei den sexuellen Ausschweifungen und Höhepunkten in der Badewanne der Fall war. Im Grunde machte Enya beinahe dasselbe, was Fenia und Elizabeth mit Billy Watson getan hatten. Sie missbrauchte den wehrlosen Knirps im Verborgenen auf das übelste, und da er in diesem Augenblick nicht genug in das bepisste Höschen hinein jammerte, half sie ein wenig nach. Sie steckte sein kleines Glied diesmal so tief wie möglich in ihre klitschnasse Möse, und während sie ihn fickte, überschüttete sie ihn mit Ohrfeigen. Es hagelte Schellen ohne Ende, bloß weil er keine Ahnung hatte, was Enya mit all dem bezweckte. Sie ritt und fickte, und schlug den kleinen Verbrecher links und rechts, und machte das so lange, bis sich sein Wimmern und Weinen dermaßen Mitleid erregend anhörte, dass Enya einen weiteren Höhepunkt hatte, der mit Worten nicht mehr zu beschreiben war. Sie bäumte sich wegen dem gleichermaßen betörenden wie umwerfenden Macht- und Lustgefühl über dem Jungen, der noch nicht einmal im Schulalter war, auf,

als hätte sein kleiner Penis die Länge einer Zaunlatte und die Dicke einer Weinflasche, und nachdem sie sich von dem sagenhaften Orgasmus und der wunderbaren Ekstase erholt hatte, machte sie weiter.

»Gut gemacht, Kleiner!« lobte sie den schwächlichen Sklavenjungen »zumindest gibt es schon mal eine Sache, für die du trotz allem zu gebrauchen bist.«

So hatte Enya an diesem Abend aufgrund der einzigartigen Gelegenheit vorsätzlich etwas Verbotenes praktiziert, um ein paar weitere Dinge über sich und das männlich Geschlecht in Erfahrung zu bringen. Sie machte noch etliche total versaute Dinge mit dem völlig erschöpften Dreikäsehoch, wie beispielsweise „Trinken von der Quelle“, „Mösenschleimnuckel und Scheißeschnuller“, „Reiten seiner Nase mit beiden Löchern, samt Furzen und Züchtigung mit dem Lederriemen“, oder Lecken der Möse mit Motivation durch Versohlen des Arsches“, und eine Stunde, bevor Fenia zurückkam, machte Enya sich daran, einen letzten Ritt hinzulegen, und ihm einzuschärfen, dass sie ihn in der Wildnis bis zum Hals in einem Ameisenhaufen vergrub, ihn anpisste, mit Scheiße knete, und sich von ihm mit ein paar Tritten in die Fresse verabschiedete, wenn er die verbotene Sache ausplauderte. Damit er zeitgerecht im Käfig landete, ohne zu wissen, dass es heute ohnehin

schon zu spät war, um mit den Züchtigungen fortzufahren, schnarrte sie:

»So! Ich denke, das war's für heute, Kleiner! Mamma hat keine Lust mehr, sich noch länger mit dir abzugeben!« Enya hielt inne, denn irgendwie hatte sie das Gefühl, sie hätte die einmalige Gelegenheit nicht optimal genutzt. Dann dämmerte ihr, dass ausgerechnet das, was sie mit Cedric am allermeisten praktiziert hatte, ins »Hintertreffen« geraten war. Jawohl; Hintertreffen, und das war sogar wörtlich zu verstehen.

»... doch da es sein könnte, dass wir heute das erste und zugleich das letzte Mal gefickt haben, wäre es beinahe ein Sakrileg, wenn ich dich zu guter Letzt nicht mit dem Arschloch reiten würde!« setzte sie rasch hinzu. Gesagt, getan!

Sie versuchte es diesmal, wie angekündigt, mit dem Arschloch. Verdammt! So ein kleines Schwänzchen hatte sie noch nie in ihren Anus zu stecken versucht. »Dehnung« lautete das Zauberwort, und das klappte auch, doch was störend war, waren William Hopkins' große staunende Augen, denn sie saß rittlings auf ihm, sodass er es genau sehen konnte. Sollte sie schimpfen? Nein. Sollte sie die Rotznase darüber aufklären, was sie da machte? Wozu? Was ihr weiterhin half, waren seine Eier, denn die hingen seltsamerweise schlaff und weit hinunter, als wäre er achtzig Jahre alt. Klar. Bei über dreißig Grad im Badewasser und im

Zimmer – da konnten schon mal einige Sachen Kopfstehen. Sie dehnte ihren Anus so weit wie möglich, und ließ diesmal jene Finger drin, die für die Breite zuständig waren. Dann packte sie mit der anderen Hand die Beine ihres Versuchsobjekts und drückte sie über seinen Kopf. Nun galt es nur noch, in der »verkehrten Amazonenstellung« einen Versuch zu starten, ob das, was Enya vorhatte, anatomisch gesehen überhaupt möglich war. Nach drei verhexten Anläufen klappte es. Von Lust oder Spaß konnte keine Rede sein. Anstrengend war es, Ja! Und dennoch konnte es als Krönung des Tages gelten, denn wie Enya lange Zeit später erfuhr, war sie die einzige der vier Dominas, die es jemals geschafft hatte, ein ganzes Paar Kinderhoden in das Arschloch zu stecken. Dass das überhaupt möglich war, war dem warmen Badewasser geschuldet, aber auch Enyas Schlagtechnik mit dem Riemen lautete Briannas A-N-A-L yse. William Hopkins war jedenfalls froh, dass Enya seine Hoden wieder vor seinen Augen heraus geschissen hatte. Seine Augen waren so groß wie kleine Kuchenteller, doch Kommentar abgeben konnte er aufgrund der gründlichen Knebelung keinen – Belisama - der Göttin der Fruchtbarkeit war's gedankt. Enya konnte nur hoffen, dass die Göttin es nicht als Sakrileg empfand, denn »Hoden gehörten nicht in den Arsch – Amen« hätte Brianna gesagt, wenn sie das gesehen hätte. Leider hatte sie

es nicht gesehen, weshalb William Hopkins der einzige Zeuge war. Schade, dass er ein potentieller Massenmörder war, denn mit diesem einzigartigen Kunststück hätten er und Enya quer durch die australischen Distrikte tingeln und jede Menge Kohle machen können.

Schlussendlich klappte es auch mit dem Schwänzchen im Arsch, und das kam der Sache schon näher! Enya ritt ihn in der normalen Reitstellung mit dem Arschloch, und furzte dabei ein paar Mal vor lauter Freude, was William Hopkins gar nicht zu gefallen schien. Die ekligen Furze, sagte er hinterher, habe er genau auf der Penisspitze gefühlt, und jeden weiteren Kommentar konnte er sich sparen. Hätte er keinen gemeinsamen Rekord mit Enya erzielt, hätte sie ihn wegen dieser unnötigen Bemerkung im Keller regelrecht verdroschen, doch er hatte einen Bonus, den er nun (genau deswegen) verbraucht hatte.

So steckte Mammi ihren Babyboy wieder voller Wonne in den kleinen engen Schweine-Käfig, mit der Begründung:

»Genau dort gehören kleine unartige Leck- und Ficksäue hin!«

Als die reiche Hausherrin über die Schwelle ihrer Haustür stöckelte, empfing Enya sie an der Tür, und klar war, das Fenia vor Neugier platzte und Enya kein Sterbenswörtchen verriet. Enya fragte seltsamerweise bloß wie beiläufig »Hattest

du schon mal einen ganzen Satz Hoden im Arsch oder kennst du jemanden, der das schon mal zuwege gebracht hat?« Ansonsten war alles so, wie es war, als Fenia das Haus verlassen hatte, mal abgesehen von den beiden Schnullern, doch da die Herrin des Hauses keine Inventarliste führte, fehlte auch dieser Hinweis, Enya könne den Knirps nach Strich und Faden vernascht haben. Kein Krümelchen deutete darauf hin, dass sie auf Fenias Rat den Knirps gebadet, an der Würgekette in ihr Zimmer gezerrt, an das Bett gekettet, und dieselben abartigen Dinge mit ihm getrieben hatte, wie Fenia Clayton, obwohl oder gerade weil Enya schwanger war und keinen Mann mehr hatte. Im Großen und Ganzen war der Knirps gut dabei weggekommen, mit hoher Wahrscheinlichkeit sogar besser als bei Fenia und Elizabeth, die ihm, laut seinen eigenen Worten, bereits im vergangenen Jahr, kurz nach seiner Ankunft im Heim und seinem fünften Geburtstag, nebenan in der Toilette zur Begrüßung jeweils eine große Kackwurst in den Mund geschissen hätten, während sie abwechselnd auf seinem Gesicht gesessen, sein Schwänzchen in den Mund genommen, und ihm gedroht hätten, es abzubeißen, wenn er nicht brav und artig zwecks Respektbezeugung futterte. Enya wusste nun jedenfalls über vieles Bescheid, auch über Missstände, doch ein mischte sie sich nicht. Sie kämpfte bereits jetzt mit ihrem Gewissen, da

sie keine Ahnung hatte, wie sie sich jemals bei den drei Huren und vor allem bei Brianna revan- chieren sollte. Allein die Sache mit William Hop- kins war eine Sache für sich, einerseits brandge- fährlich, doch andererseits im höchsten Maße er- regend. Gewiss; mit seinem kleinen Penis war nicht allzu viel anzufangen, und dennoch hatte ihr der Knirps einen einzigartigen Rekord und einige Höhepunkte verschafft, die Enya unvergesslich blieben. Am meisten erregt hatte sie das Verbotene an sich, zumal sie ständig das Gefühl hatte, eine der drei vollbusigen Huren könne jede Se- kunde an die Tür klopfen, während Enya dem kleinen gefesselten William mit dem kurzen schwarzen Lederriemen den Hintern versohlte, weil er seine Zunge nicht tief genug in Mammis Möse oder Arschloch gesteckt hatte. Zahlreiche Tränen waren eine Folge der »mütterlichen Zucht im Schlafzimmer«, doch das Weinen hatte Mammi ihm schnell abgewöhnt, indem sie dasselbe mit ihm machte, was die Huren mit Billy Watson ge- tan hatten. Mammi (Enya) zog einfach die Poback- en auseinander, setzte sich auf das kleine ver- heulte Gesicht ihres »Söhnchens«, und erzählte dem Sechsjährigen (ausgerechnet morgen hatte er seinen sechsten Geburtstag) anstatt einer Gute- nachtgeschichte knallhart, was ihm morgen alles blühte. Manche Dinge hatte das kleine Monster bereits hinter sich, und weitere folgten, denn was

bei Billy Watson gelungen war, konnte auch bei ihm glücken. Das Programm wiederholte sich in weiten Teilen, und wenn es durchgeackert war, sollte sich eigentlich der Erfolg abzeichnen. Schlagriemen, Streckbank, Fickprügel, und eine Toilettenfolter anstatt einer Geburtstagstorte. Tja; harte Zeiten waren für William Hopkins angebrochen, doch so war das im Leben – ein ständiges Auf und Ab.

Große Hoffnungen setzte Enya darin, dass er sagte, es hätte ihm gefallen, wie sie sein Pimmelchen in die beiden Löcher gesteckt und mit ihrem großen dicken Hintern darauf herumgeritten sei, und Enya, die schon bald abreiste, tröstete ihn damit, er solle sich an Mrs. Valentine wenden, wenn er täglich von einer großen vollbusigen Mammi geritten und gefickt werden wolle, die den größten Hintern von Australien hätte. Was der kleine William – seinen eigenen Worten zufolge – noch spannend gefunden hatte, war die ‚Stellung »69«, bei der Mammi sein Schwänzchen lutschte, seine Nase in Mammis Arschloch steckte, und jede Menge Möenschleim in seinem Mund landete. Dabei fiel Enya Fens Bemerkung ein, sie hätte bei ihren Sachen unter anderem auch riesengroße Schnuller, die sie für die Freier benutzte, die wie ein Baby behandelt werden wollten. Enya borgte sich zwei dieser großen länglich-rundlichen Kostbarkeiten (im Mittelmaß gute 10 cm lang und ca.

4 cm breit) obwohl sie originalverpackte in der Tasche hatte, und steckte sich eine bis zum Anschlag in die Möse und die andere nicht minder tief in das Arschloch. Dann fütterte sie den kleinen hungrigen William trotz Plärren und dicker Tränen immer und immer wieder direkt von der Möse und vom Arsch, während sie teuflisch grinste und mit gespreizten Beinen über seinem Gesicht hockte. So extraordinär, wie Enya dabei mit ihren schwarzen Seidenstrümpfen, Lederstiefeln und Lederhandschuhen über dem Gesicht des Toddlers die Arschbacken auseinanderzog, als würde sie dem sechs Jahre alten Knirps jede Sekunde ins Maul schießen, war nicht einmal Daumendicks Mutter, die Daumendick (laut Brianna) bei der Geburt ebenfalls (!) aus dem Arsch geschissen hatte. Erst jetzt, als sie Klein-William, trotz seines herzerreißenden Gewimmerns, die beiden mit Mösenschleim und Scheiße bedeckten Schnuller immer und immer wieder unter Androhungen von Ohrfeigen in den Mund steckte, wurde Enya bewusst, welche Welt sie betreten hatte, indem sie an Brianna Sinclairs Tür geklopft und sich von ihr pro forma Zucker geborgt hatte, um die vollbusige Schönheit näher kennen zu lernen. Der Zucker muss fürwahr vergiftet gewesen sein. Jawohl; vergiftet, sinnierte Enya vor sich hin, doch darüber nachzudenken, war längst müßig geworden, denn die Hauptsache war; Enya war

schwanger!!! Dennoch war es legitim, sich Gedanken zu machen. Gedanken über die Zukunft und über das, was sich in Enyas erotisch kreativer Ecke im Gehirn festgesetzt hatte. War es wirklich gut, dass sie sich auch weiterhin nach Außen wie eine Landpomeranze gab, obwohl mittlerweile eine knallharte Domina in ihr steckte, die wie zur Krönung ihres Diploms heute Abend sogar einen Sechsjährigen nach allen Regeln der Hurenkunst gefoltert, gedemütigt, und gefickt hatte?

Und wie, zum Henker, konnte man die Relationen auf die Reihe bringen, mit denen es Enya zu tun hatte? Zum Beispiel die Relation eines bösen Menschen, der einen anderen, einen guten, in böser Absicht mit einer Pistole erschoss - zu einem guten Menschen, der einen anderen, einen bösen, in guter Absicht drangsalierte?

Die beiden Verbrecher, Billy Watson und William Hopkins, konnten als gutes Beispiel gelten. Beide hatte ein Teufel in böser Absicht geritten, und beide wurden von Enya in guter Absicht geritten! Dennoch war letzteres verboten. Warum? Ganz einfach! Weil es, mal abgesehen vom jugendlichen Alter der Jungs, verboten war, Selbstjustiz zu üben! Was aber war, wenn die besagte Selbstjustiz – so primitiv, obszön, und bizarr sie auch anmutete - fünfzig Mal effizienter war und viel höhere Erfolgsaussichten hatte?

\*\*\*

Nochmals auf William Hopkins' Rücken zu reiten, konnte Enya schnell vergessen, wenn sie ihm nicht regelrecht das Kreuz brechen wollte, und ebenso die Sache mit den Stachelriemen. Darum machte Enya am nächsten Tag folgendes. Sie holte ihn aus dem Käfig, packte ihn, umklammerte seinen Bauch mit den Händen, hob ihn hoch und marschierte mit ihm – Bauch nach vorne, als wäre er ein zu groß geratenes Murmeltier – schnurstracks zu der kleinen, mittels einer Tür abgetrennten Nische, in der Fenia diverse Sachen platziert hatte, die aus dem Mittelalter stammten. Fenia hatte sie keineswegs zum Ausschmücken des Kellers auf diversen Sammlerbörsen oder Auktionen erworben; das wusste Enya von Bri. Alles war funktionstüchtig; angefangen von den Daumenschrauben, bis hin zu der Kopfpresse, der Judaswiege, den Spanischen Stiefeln, Cavengers Tochter oder der hölzernen Streckbank. Was Enya benötigte, um dem Wicht so richtig das Fürchten zu lehren, war die Streckbank, denn die war hervorragend dafür geeignet, ein Lebewesen hart, aber trotz allem mit Fingerspitzengefühl zu martern.

So öffnete Enya die Tür, die sich unheimlich quietschend und knarrend in den Angeln drehte. Dann packte sie ihr blutjunges Opfer noch fester, trug es in die Kammer des Schreckens, und fessel-

te es aus Mangel an Unterstützung auf die Streckbank. Schnell steckte auch Enyas bepisstes und mit Kacke beschmutztes Höschen in seinem Mund, und was noch schneller vonstatten ging, war das Festzurren des Lederknebels an seinem Hinterkopf. Zu guter Letzt schnallte sie sich den kleineren der Fickschwänze um die Hüften, der mit einer Länge von gut dreißig Zentimetern immer noch die Größe von Cedrics erigiertem Penis hatte. Drei Minuten später war es besser, den Keller nicht zu betreten, denn Enya folterte den Sechsjährigen, als hätte er ihre ganze Familie ausgerottet. Sie fickte ihn, schlug ihn dabei mit dem Lederriemen, und zwischendurch spannte sie die gedehnten Seile mithilfe des Hebels und des Drehrundlings, der nach gewissen Abständen automatisch an einem der Zähne einrastete, neu bzw. noch mehr, damit die Seile gespannt blieben. Dann bockte sie ihm wieder auf und stieß ihm dabei den Schwanz rhythmisch bis zum Anschlag in den Arsch, während sie sich mit der Linken an seinen Haaren festklammerte, und mit der Rechten, in der sie den Schlagriemen hielt, auf jede Stelle seines gespannten Körpers eindrosch, die sie in dieser Stellung mit dem Riemen erreichte. Das waren vor allem seine gespannten und gedehnten Beine, seine nicht minder gespannten Arme, seine Schultern, aber auch seine rechte Wange, denn Enya verstand es mittlerweile bes-

tens, den kurzen Schlagriemen so zu führen, dass sich die Treffer wie Ohrfeigen anfühlten. Damit er infolge des Weckens seiner Aufmerksamkeit länger bei Bewusstsein blieb, demütigte sie ihn oben-drein im Zuge des wilden Ritts mit Worten, denn Gründe gab es dafür jede Menge.

»Was soll das, du dreckige Ficksau?! Wie kann es sein, dass du immer noch zappelst wie ein Fisch, obwohl ich dir bereits die ‚Hammelbeine lang gezogen habe?! Na warte, du kleiner arschgefickter Gaul! Dir werd’ ich’s zeigen!«

Sie gab ihm die Sporen, drückte die um ihre Oberschenkel geschnallten Stachelriemen in seine Flanken, griff mit der Linken nach vorne, legte ihre Hand auf sein Gesicht, und hielt ihm mit dem Zeigefinger und dem Daumen die Nasenlöcher zu. Auf diese Weise schränkte sie seine Atmung drastisch ein. Dann bockte und wartete sie, bis er den Kopf hob oder senkte, weil er um Luft rang, und jedes mal, wenn er den Kopf bewegte, ohne dass sie es ihm erlaubte hatte, schlug sie mit der Rechten, in der sie nun die bereit gelegte Reitgerte hielt, mit aller Kraft von hinten auf seine Hoden. Wie ein Krötenmännchen mit breit gespreizten und umklammernden Beinen auf seinem kleinen Rücken zu sitzen, ohne runterfallen zu können, weil der Schwanz in voller Länge in seinem Arsch steckte, und ihm dabei anhand der Stöße und Schläge das Gefühl zu vermitteln, er sei eine klei-

ne fickbereite Stute und sie eine Mischung aus starkem Hengst und Jockey, gefiel Enya sehr. Doch was ihr noch mehr gefiel, waren die damit verbundenen Möglichkeiten der Beleidigungen, denn Brianna hatte ihr erklärt, dass es keinen Unterschied machte, ob man einen Sklaven in dieser Stellung wie ein Pony oder wie eine homosexuelle Reitunterlage behandelte. Da Enya bis jetzt keine Gelegenheit hatte, dieses seltsame Phänomen zu überprüfen, holte sie mit der Gerte aus, schlug und fickte ihn ununterbrochen, ohne seine Nasenlöcher freizugeben, und brüllte dabei:

»Ohren auf, du schwule Sau! Jawohl! Du hast richtig gehört! Mammi ist zu der Erkenntnis gekommen, dass du eine waschechte Tunte bist, denn nur Homos halten so brav still, wenn sie geschlagen und in den Arsch gefickt werden! Darum wirst du auf der Stelle zugeben, dass du stockschwul bist! Tust du es nicht, halt' ich deine Nasenlöcher so lange zu, bis du ohnmächtig wirst! Zwei Mal Kopf heben bedeutet, ja, ich bin eine schwule Sau, und ein Mal Kopf heben bedeutet, nein, ich bin eine ganz normale Ficksau! Los geht's! Und wehe, du hebst den Kopf nur ein Mal!«

Enya gab seine Nasenlöcher frei, damit er Luft bekam, und dann ging es für ihn ans Eingemachte, denn egal, was er tat; Enya bestrafte ihn auf grässliche Weise. Nachdem er sich gefangen hatte, hob

er den Kopf, dann noch einmal, und darum schlug und fickte Enya ihn, wie noch nie zuvor.

»Ich wusste, dass du Mammi etwas Wichtiges verheimlicht hast! Na warte! Du schwule Drecksau! Mach dich auf etwas gefasst, denn wenn ich etwas hasse, dann sind es kleine schwule Jungs, die den ganzen Tag mit einem langen dicken Stock im Arsch durch die Gegend rennen, und so tun, als wären sie völlig normal!«

Sie zog den Schwanz aus seinem Arsch, stieg von ihm herunter, und begab sich wieder zur Zugvorrichtung.

Diesmal streckte sie ihn so lange und so fest, bis sie das Gefühl hatte, dass beim nächsten Drehen des Hebelrades beide Schultergelenke des schreienden Dreikäsehochs aus der Pfanne sprangen. Dann stellte sie sich hinter ihn und züchtigte ihn mit dem Lederriemen, doch das schlimmste, was sie tat, war, ihm folgendes anzukündigen:

»So, du verbrecherischer Knirps! Jetzt ist es soweit! Mit deinem Eingeständnis, dass du ein kleiner schwuler und wahrscheinlich unverbesserlicher Brandstifter bist, hast du Mammi so böse gemacht, dass sie dir in wenigen Sekunden die Schultern ausrenken wird!«

Unglaublich aber wahr; Enya setzte sich in Bewegung, um ihre Drohung zu verwirklichen, und schnarrte im Vorbeigehen bitterböse:

»Ich fass es nicht! Du wagst es, Mammi im Vorbeigehen auf die Strapse und auf die Strümpfe zu gaffen?! Na warte, Keiner! Mammi kennt gute Methoden, wie man kleine Jungs, wie dich, im Handumdrehen zerbricht, wie eine Eierschale!«

Sie stiefelte resolut zur dicken hölzernen Rolle, packte den Hebel mit beiden Händen, stellte dabei ein gestiefeltes Bein auf die Streckbank, damit sie sich besser abstützen konnte, und drehte den Hebel Zahn für Zahn, bis die Schultergelenke des zu Läuternden krachten, weil sie, wie von Enya angekündigt, aus den Gelenkspfannen gesprungen waren. Die Schmerzen, die durch William Hopkins' kleinen gequälten Körper rasten, waren unerträglich. Er schrie sich die Seele aus dem Leib, sein Körper zuckte unkontrolliert, soweit das aufgrund der gespannten Seile möglich war, und was die Sache verschlimmerte, war die Tatsache, dass Enya nicht aufhören konnte und durfte, ihn zu foltern, bis sie sagen konnte, sie musste aufhören, da er Reue gezeigt hatte oder in Ohnmacht gefallen war.

Also stiefelte sie wieder resolut nach hinten, wobei der steil aufgerichtete Fickschwanz nach vorne ragte, und bei jedem Schritt einmal nach links und dann wieder nach rechts pendelte, was besonders geil aussah, wenn sie stehen blieb und mit breit gespreizten Beinen in die Hocke ging. Dann pendelte der Schwanz nämlich ein wenig nach,

und da Enya der umgeschnallte Schwanz ebenfalls erregte, und William Hopkins anscheinend noch Kraftreserven hatte, trieb Enya es auf die Spitze, indem sie den kleinen Fickschwanz gegen den größten und dicksten austauschte, der ungefähr eine Länge von vierzig Zentimetern hatte, und einen Durchmesser von (vorne) sechs und (hinten) zehn Zentimetern.

Kaum den Fickschwanz um die Hüften geschnallt, schon legte Enya los. Sie bockte dem kleinen Verbrecher wieder auf, und schob den langen dicken Prügel Zentimeter um Zentimeter bis zum Anschlag in den kleinen mit Striemen übersäten Hintern, und was folgte waren heftige Stöße, die dem Gefolterten arg zu schaffen machten. Was die Sache noch verschlimmerte, waren Enyas letzte Karten, die sie ausspielte, denn Schlimmeres wollte sie ihm im Rahmen der Selbstjustiz wirklich nicht antun. Was sie zu guter Letzt machte, um ihn neuerlich in die Bewusstlosigkeit zu treiben, waren, neben den brutalen Fickstößen, Schläge mit dem Riemen direkt auf seine ausgekugelten Gelenke, das Quetschen seiner Hoden mit der Faust, das Hochziehen seines Kopfes, indem sie zwei Finger in seine Nasenlöcher steckte und daran zog, und das Brechen von Knochen.

Allerdings war das zuletzt angeführte nicht absichtlich, denn Enya hatte die Kraft der Schläge, die sie vollführte, unterschätzt, als sie mit der

Kante des dicken Lederriemens auf seine Finger zielte. Damit wollte sie bewirken, dass er die gespannten Seile losließ. Warum er sich plötzlich daran festklammerte, wusste Enya nicht, doch sie lernte hinterher dazu, denn Brianna erklärte ihr, dass es mit den starken Schmerzen zu tun hatte, die er auf diese Weise auf ein erträgliches Maß mildern wollte und konnte. Das war schlussendlich auch der Grund, warum er es so lange ausgehalten hatte, ohne die Besinnung zu verlieren. Man konnte es mit dem bekannten Holzstöckchen vergleichen, dass man jemandem zwischen die Zähne steckte, wenn dieser Jemand von unerträglichen Schmerzen gepeinigt wurde. Jedenfalls knackte es links und dann rechts, und wie sich hinterher herausstellte, hatte Enya ihm mit zwei gezielten Schlägen zwei Finger gebrochen. Das war das schlechte an Enyas Finale.

Das gute an dieser brachialen Methode war, dass er mit dem Schreien aufgehört hatte, weil die Schmerzen am Ende Überhand, und eine gnädige (weil von den Schmerzen erlösende) Ohnmacht an deren Stelle getreten war. Enya hingegen, die ihm dabei von hinten rücksichtslos aufgebockt, und den Knirps, dessen Sinne und Wahrnehmung sich gerade verabschiedeten, wild und ungestüm gerammelt hatte, als würde sie ihn begatten, und dass es verbotener nicht sein oder gehen konnte, war wach und mit ihrer bisherigen Arbeit hochzu-

frieden. Sie zog den schwarzen Fickschwanz, den die Huren auch als »Gurke« oder als »Neger-schwanz« bezeichneten, mit einem schmatzenden Geräusch – begleitet von einem leisen »Plopp« - aus seinem Hintern, holte einen Eimer Wasser, und nachdem sie ihn mithilfe des Wassers und einiger Ohrfeigen in das Reich der Sinne, Wahrnehmung und Schmerzen zurückgeholt hatte, machte sie weiter. Da er wie automatisch zu stöhnen, zu murmeln, und unverständlich zu reden begann, atmete Enya auf, denn er war am Leben, obwohl sie das »Soll« erfüllt hatte.

»Was hast du gesagt?! Ich kann dich so schlecht versteh‘ n, höhnte sie gekünstelt boshaft auf ihn hinab, während er vor lauter Schmerzen und Todesfurcht wie Espenlaub zitterte. Kein Wunder, denn so erbärmlich verrenkt, wie er in den Seilen hing, und wie Enya ihn als Ganzes zugerichtet hatte, musste er sich wie eine drakonisch drangsalierte Marionette fühlen.

»Mammi hat dich was gefragt! Antworte gefälligst oder es setzt wieder Schläge!«

Brechen wollte Enya ihm willentlich nichts. Das hatte sie sich fest vorgenommen, doch was sie stattdessen tat und tun musste, war folgendes. Sie bockte ihm wieder mit dem Fickschwanz auf, schlug mit dem Riemen einmal mehr auf seine ausgekugelten Gelenke, und rammelte ihn dabei wieder hart mit dem Hengstschwanz, als wolle sie

dessen Spitze anstatt dem Knebel in seinem Maul sehen, damit er wusste, dass er alles, was sie sagte, ernst nehmen musste. Dann stieg sie wieder herunter, entfernte den Knebel und das Höschen aus seinem Mund, und sagte zu dem wimmernden Knirps:

»Aufgepasst, Kleiner! Da du immer noch weit davon entfernt bist, Reue zu zeigen, und weil es etliche Personen gibt, die dich am liebsten töten und deine Leiche den Haien zum Fraß vorwerfen würden, habe ich mich gestern, als ich dir ins Maul geschissen habe, dazu durchgerungen, deine Schultern auszurenken und dich dabei abermals mit dem Lederriemen zu verprügeln! Das wusstest du bereits, denn das war das mindeste, was ich tun musste, und nun tue ich uns beiden einen Gefallen, indem ich darüber spreche, wie es zu dieser abartigen und verbotenen Situation gekommen ist! Die Gründe, warum ich dir all das antun musste sind klar! Erstens ist es die einzige Möglichkeit, dass Mrs. Valentine dein Leben verschont, und zweitens muss dir, verdammt noch mal, bewusst werden, was du getan hast! Niemand, auch du nicht, hat das Recht, arglose und unschuldige Menschen in Gefahr zu bringen! Und was die Grausamkeit der Folter angeht; Schultern kann man wieder einrenken, und obendrein gibt es in diesem Haus eine Person, die das absolut perfekt beherrscht! Es wird zwar, wie von mir gewollt,

extrem wehtun, aber glaube mir; bei lebendigem Leib Verbrennen zu müssen ist tausend Mal schmerzhafter! Dir war vollkommen egal, ob zehn, fünfzig, oder hundertfünfzig Kinder verbrennen, also war es legitim, dass ich dir wortwörtlich den Arsch aufgerissen, dich mit dem Lederriemen gezüchtigt, dir ins Maul geschissen, und dir zu guter Letzt beide Schultern ausgerenkt habe! Recht viel mehr kann man mit einem schwächlichen Knirps, wie dir, nicht machen, ohne dass er in der Mitte auseinander bricht! Also leuchtet es ein, dass ich die aufgezählten Methoden gewählt und angewendet habe, damit du die Tortur überstehst, und damit am Ende der Aktion alle wissen, dass ich tüchtig zugelangt habe – genau so, wie es sich alle, einschließlich Mrs. Valentine, von mir erwartet haben! Ist das soweit klar?«

Der junge weinte zwar Rotz und Wasser, doch er schaffte es diesmal, ähnlich wie bei Leola Valentine, in einer Art und Weise zu antworten, die Enya einen Stich ins Herz bescherte.

»Ja, liebe Mammi.« Ach herrje. Enya riss sich mit aller Kraft zusammen, denn schließlich hatte sie es mit einem potentiellen Mörder zu tun.

»Ähm ... Sprich lauter, du Sau!«

»Ja, liebe Mammi!« sagte er laut, brav, und in sich wiederholender Weise.

»Schon besser, du elender Knirps!«

William Hopkins' Einsehen und guter Wille änderten allerdings nichts daran, dass Enya in ihrem Bemühen, die Sache zu einem erträglichen Abschluss zu bringen, unterbrochen wurde, denn soeben öffnete jemand die Kellertür. Fenia und Elizabeth waren es, die das Gewölbe völlig unverhofft betraten, und Enya reagierte blitzschnell und instinktiv, indem sie den Jungen hinter ihrem eigenen Rücken unauffällig mit der rechten Hand an den Eiern packte und brutal zusammendrückte. Sie quetschte seine Hoden absichtlich so fest zusammen, dass er vor lauter Schmerzen schrie und so lange nicht aufhörte, wie Enya seine kleinen Eier mit der Faust umklammerte und zusammendrückte. Dass der Knirps jämmerlich schrie, war unbedingt nötig, damit die zwei Huren sahen, dachten oder wussten, dass Enya ihn schwer misshandelt hatte. Erst als sie nahe herangekommen waren, ließ Enya seine Hoden los, doch sie zog den rechten Handschuh aus und zwickte ihn hinter ihrem kessen Arsch schmerzhaft in die Eichel, damit er wusste, dass »Mammi« wollte, dass er weiter schrie. Also schrie er aus Leibeskräften, während Enya von den beiden Huren bestaunt und begrüßt wurde. Enya grüßte sie ebenfalls, und danach drehte sie sich um und tat so, als müsse sie etwas an den Seilen richten. Dabei steckte sie William Hopkins unauffällig eine der Nadeln, die in ihrem Stiefelrand steckten, in voller Länge unter

den Nagel der großen Zehe, wodurch er noch erbärmlicher schrie, und der Eindruck, Enya hätte ihm auf das übelste mitgespielt, sich verstärkte. Enya griff bei dieser Gelegenheit auf den Rücken des schreienden Gefolterten, riss ihm mit den Fingernägeln eine der frischen Wunden auf, und zeigte Elizabeth die mit Blut beschmierten Finger. Dann nahm sie die kurze Bullenpeitsche und holte aus.

»Halt gefälligst die Klappe, du kleine verrotzte Drecksau!« Sie schlug zu und schon klaffte die nächste offene Wunde auf seinem kleinen malträtierten Rücken. Vollkommen klar war, dass er nun ununterbrochen schrie, was dazu führte, dass er sich noch drei kräftige Peitschenhiebe einhandelte, die tiefe klaffende Wunden auf seinen Oberschenkeln hinterließen. Das schmerzte auch Enya, doch wie gesagt; nur so war es möglich, dass Elizabeth darauf verzichtete, ihn im toten oder lebend Zustand den Haien oder den Dingos als Futter zu präsentieren.

»Ich warne dich, du voll geschissener Dreikäsehoch! Noch ein Ton, und Mammi reißt dir mit einer Kneifzange die Zunge raus!«

Das wirkte. Ab nun winselte er nur mehr vor sich hin, und genau das war es, was Enya bezweckt hatte. Die Huren hatten gesehen, dass er sich dermaßen vor ihr fürchtete, dass es ihm sogar gelang, deswegen Schmerzen zu unterdrücken.

»Gut so, du getretener Wurm! Aber gib gut Acht, was du tust! Wage es ja nicht noch mal, Mammi durch falsches Verhalten herauszufordern! Du weißt, was Mammi mit dir anstellt, wenn du nicht gehorchst! Ein Knoten im Schwanz, der sich nie mehr öffnen lässt, wäre das mindeste, das dir blüht, wenn du Mammi noch mal verärgerst! Und damit Mammi sich sicher sein kann, dass es dir Leid tut, will ich eine Entschuldigung hören! Aber zackig!«

»E... entschuldige, liebe Mammi.«

»Lauter, du Sau! Und wehe, du stammelst noch mal!« Enya schlug ihn wieder heftig mit der Peitsche, doch nachdem er aufgejault hatte, klappte die Sache wie am Schnürchen.

»Entschuldige, liebe Mammi!«

»Schon besser, du korruptes Aas!«

»Alle Achtung, Schätzchen« sagte Fenia, und Elizabeth vollführte eine anerkennende Geste mit dem Kopf, weshalb Enya insgeheim aufatmete, da sie William Hopkins in diesen zwei gut gespielten Minuten aufgrund der schmerzhaften Züchtigung scheinbar das Leben gerettet hatte. Nun, nachdem die beiden Edelhuren gesehen hatten, wozu Enya nötigenfalls imstande war, nickten sie nochmals anerkennend. Fenia stiefelte zum hinteren Teil der Streckbank und löste den starken Zug der Seile, indem sie den Hebel aus der Verankerung zog, doch zu Enyas und William Hopkins' Überras-

schung knebelte sie den Gefolterten, und zwar wohlweislich, denn die Schmerzen, die sie ihm gleich zufügte, waren schlimmer, wie jene, die Enya ihm zum Schluss in Summe zugefügt hatte. Die Rede war vom Einrenken seiner Gelenke, was die Expertin nur etappenweise machen konnte. Zuerst eines, und nach ein paar Minuten Pause das zweite. Sie griff sich genüsslich an die klitschnasse Möse, schwang und setzte sich schwer, breitbeinig und wie eine Reiterin auf seinen blutenden Rücken, umklammerte ihn dabei fest mit ihren wohlgeformten Beinen, obwohl sie unter dem durchsichtigen schwarzen Huren-Röckchen (aus Seide und seitlich an den Oberschenkeln offen) die obligaten teuren schwarzen Seidenstrümpfe trug, und am Ende renkte sie seine linke Schulter im wortwörtlichen »Handumdrehen« ein. Es krachte, als hätte sie ihm mindestens einen Knochen gebrochen, und William Hopkins stand aufgrund der heftigen Schmerzen kurz davor, ein viertes Mal in Ohnmacht zu fallen. Nein ... Unsinn ... der Schmerz raubte ihm nun mit ein wenig Verzögerung tatsächlich ein viertes Mal die Besinnung. Wie ein lebloses Bündel Fleisch hing er bewusstlos in den Seilen des Foltergerätes, und Enya dachte spontan, ich fress' auf der Stelle einen Besen, wenn ich in diesem Augenblick die einzige in dieser Runde bin, die sich in das tiefste und dunkelste Mittelalter zurückversetzt fühlt. Sie

musste sich extrem beherrschen, doch sie schwieg, denn wenn er wegen dem Vorhaben der zwei Huren binnen kürzester Zeit zum fünften oder sechsten Mal in Ohnmacht fiel, würden sie schon merken, dass Enya die Lage richtig eingeschätzt hatte

»Warum seid ihr heruntergekommen?« stellte sie sich naiv und unwissend, um von den düsteren Gedanken wegzukommen, während Fenia voller Wonne ihre nasse Klitoris am Rücken des gefolterten Jungen rieb, und seinen Schopf mit der Rechten packte, um durch Hochziehen des Kopfes erkennen zu können, ob er schon zu sich kam. Das Klatschen von sechs, nein sieben Ohrfeigen erfüllte den Keller, und tatsächlich war es so, dass er wegen Fenias »Hausrezept« die Augen aufschlug.

»Hättest du etwas dagegen, wenn Elizabeth und ich dich ablösen?« lautete Fenias Gegenfrage, die man gut und gerne auch als »Gretchenfrage« bezeichnen konnte, denn Enya fühlte sich deswegen im ersten Augenblick schlichtweg verkohlt.

»Oh Gott. Ihr habt es doch gerade eben mit eigenen Augen geseh'n! Ich hab' ihn bereits schwer in die Mangel genommen! Was habt ihr mit ihm vor?« lautete diesmal Enyas spontane Reaktion.

»Kommt drauf an, was du bereits mit ihm gemacht hast – hier auf der Streckbank oder anderswo« gab sich Elizabeth völlig normal, und genau deswegen hörte es sich in Enyas vor Wut rau-

schenden Ohren an, als hätte sie sich im Ton vergriffen. Fast kam es ihr vor, als müsste sie nun, da sie alles nahezu perfekt zu Ende gebracht hatte, erneut um das Leben des kleinen gebrechlichen Opfers ringen. Um der Folter ein schnelles Ende zu setzen, zählte Enya alles auf, was sie mit ihm gemacht hatte.

»Das Maximum, würde ich sagen. Lederriemen, Reitfolter, Peitsche, Wasserfolter, Toilettenfolter, Fickprügelfolter, Hodenfolter, Ohrfeigen, Unzählige Erniedrigungen, und am Ende hab' ich ihm zur Strafe für das Legen des Feuers sogar beide Schultern ausgerenkt. Ich schätze, das einzige, was er heute eventuell noch verkräften könnte, wäre, wenn ich ihm noch mal befehlen würde, mein frisch verschissenes Arschloch sauber zu lecken.«

Fenia und Elizabeth sahen sich an und dachten ein Weilchen nach.

»Ach. Was du nicht sagst! Genau dasselbe hatte ich Elizabeth auch vorgeschlagen, denn wie der Zufall es wollte, hat sich vorhin ihr Darm gemeldet« sagte die Chefin der kleinen exklusiven Hurengilde.

Da musste wohl ein Irrtum vorliegen, denn Enya hatte laut und deutlich nur von »Saubere-Lecken« gesprochen. Sie beließ es dabei, denn wenn er ... wenn er ... Enyas Gedankenfaden riss, denn soeben machte sich Fenia daran, die zweite Schulter

einzurenken. Das war wirklich interessant. Nein, es war sogar spannend, denn was Fenia mit dem Knirps machte, war ein perfektes Beispiel dafür, dass man einem Menschen etwas Gutes tun konnte, indem man ihn extrem starke Schmerzen zufügte. Allerdings hielt Fenia in ihren Tun inne.

»Halt den Kopf still, du dumme Sau, wenn du nicht willst, dass ich mich zur Spannvorrichtung begeben und das andere Gelenk wieder aus der Pfanne springen lasse!« brüllte sie ihn an, denn sie hasste es anscheinend, wenn der Patient sich dabei bewegte. Die Drohung wirkte, denn der Junge weinte zwar Rotz und Wasser, weil er sich vor dem grässlichen Schmerz fürchtete, doch er hielt still, während Fenia ihn wieder zwischen ihre heißen Schenkel nahm und ihre nasse Möse gegen seinen schwächtigen Rücken drückte. Prompt erntete sie deswegen von Elizabeth einen spitzfindigen Kommentar.

»Was ist? Richtest du nun seine Schulter, oder willst du den Knirps lieber reiten, weil du dich daran aufgeilst, wenn er schreit, weil du ihn dabei brutal an der verrenkten Schulter packst?«

»Erraten!« sagte Fenia barsch »denn schließlich bin immer noch ich eure Chefin und obendrein die Herrin des Hauses, die bestimmt, wann wer was wo oder wie tut!«

Als hätte sie die Absicht, sich selbst etwas zu beweisen, rutschte sie mit ihrem großen Hintern

ein kleines Stück nach hinten. Dann packte sie den wimmernden Knirps mit der Linken am Schopf und zog seinen Oberkörper so weit hoch, dass sein Rücken eine Brücke bildete, in deren Mitte Fenia saß. Dann umklammerte sie seinen kleinen nackten Oberkörper mit ihren bestrumpften, bestrapsten und gestiefelten Beinen mit aller Kraft, sodass ihm deswegen beinahe die Luft wegblieb, und zu guter Letzt langte sie mit der rechten nach dem Lederriemen. Dann begann sie zu reiten, damit sich ihre Möse wieder an seinem Rücken rieb, und weil er deswegen zu heulen begann, landete der Riemen ein gutes Dutzend Mal auf seinem Hintern. Da sie dabei hinter ihrem Rücken auf sein Gesäß schlagen musste, und der Körper des Jungen durch Fenias Bewegung automatisch in den Seilen hin und bewegt wurde, mutete die Szene tatsächlich an, als würde sie auf einem Minipferd reiten und galoppieren, denn seine Haare waren die Zügel und ... oh nein. Nun gab sie ihm auch noch auf dem mittelalterlichen Relikt die Sporen – gleich wie Enya es getan hatte, aber da sie die Füße vorne auf seinem Bauch überkreuzt hatte, riss sie ihm mit einem Sporenrad genau dort eine tiefe Wunde. Blut spritzte durch die Gegend und auf das stabile hölzerne Streckbett, und weil Fenia ihm bei dem wilden Ritt beinahe das kleine durchgebogene Kreuz brach, war Enya

diejenige, die ihre Hand als erste auf Fenias Schulter legte.

»Nein ...«

»Weg mit der Hand von meiner Schulter! Entweder ich höre ein Wort des Respekts von euch beiden, oder ich lege meine Hand auf die Schulter meines Pferdchens!«

Da Enya zögerte, und Elizabeth ebenfalls schwieg, packte sie William Hopkins an der ausgereckten Schulter, sodass er schrie, so laut er schreien konnte.

»Aaah! Aaaa! Neiiiiin! Aaah Hilfe Mrs. Valentine!«

»Hüa! Vorwärts, du kleiner lahmarschiger Gaul! Na warte! Du wirst der erste sein, der kapiert, wer in diesem Haus das Sagen hat! Und aufhören werde ich erst, wenn deine Mammi und Mrs. Valentine mich darum bitten, weil sie derselben Meinung sind!«

»Aua! Auah Nein! Bitte aufhören! Hilfe, Mrs. Valentine! Hilfe Mrs. Valentine« schrie er, weil Enya ihm diese Phrase eingebläut hatte.

Elizabeth fiel deswegen aus allen Wolken. Nie im Leben hätte sie gedacht, dass der Knirps, den sie wie die Pest hasste, und der sich vor ihr seit einem Jahr zu Tode fürchtete, ausgerechnet sie um Hilfe anflehte. Was, zu Henker, wurde hier gespielt. Elizabeth hatte schon viele abartige Dinge

erlebt oder gesehen, aber das war nicht nur abartig, sondern obendrein makaber und mysteriös.

Elizabeth blickte zu Enya, die lediglich mit den Schultern zuckte. Und Fenia, die kurz vor dem Höhepunkt stand, da ihr die verstörende Sache vor lauter Geilheit gar nicht aufgefallen war, schlug ihn noch ein Dutzend Mal während sie seinen schwächtigen Körper zwischen ihre schönen, breiten, hellen und makellosen Schenkel klemmte, die umso erregender wirkten, wenn sich die schwarzen Seidenstrümpfe dieser hochattraktiven Domina auf der gezeichneten Haut des Sechsjährigen rieben. Dann packte sie ihn wieder hart an der ausgerenkten Schulter, weshalb wieder ein Schmerz durch seinen Körper raste, der ihm beinahe die nächste Ohnmacht bescherte.

»Aaah! Aaaa! Neiiiin! Aaah Hilfe Mrs. Valentine!« schrie er, und noch während die letzte Silbe im Keller am Verhalten war, hatte Fenia einen heftigen Orgasmus. Sie bäumte sich stöhnend über dem blutjungen Pferdchen auf, und am Ende stieß sie den typisch kieksenden Laut aus, wenn eine Frau den Gipfelpunkt der Wollust erlebte.

»liiih« Keine Sekunde zu früh kam Elizabeths Respektbezeugung.

»Lass es gut sein, Chefin! Unsere Lolita und ich haben verstanden, worum es dir geht! Natürlich ist es so, dass du uns weiterhin unangefochten führst, zumal wir damit die besten Erfahrungen

gemacht haben! Und was das Pferdchen angeht, das du gerade unnachahmlich brillant zugeritten hast, möchte ich lediglich erwähnen, dass du, unseren Regeln entsprechend, und gleich wie ich in meiner Eigenschaft als seine offizielle Erziehungsberechtigte, frei über ihn verfügen kannst! Unser Recht endet jedoch, wenn wir eine Abstimmung durchführen, was mit ihm zu geschehen hat! Wie denkst du darüber, Lolita?!«

»Ich schließe mich Elizabeths Meinung zu hundert Prozent an! An deinen Führungsqualitäten und Rechten gibt es weder etwas zu zweifeln, noch zu rütteln, oder zu bekritteln, und wenn ich zuwenig Respekt gezeigt habe, tut es mir von Herzen leid. Ich entschuldige mich dafür und bitte dich, damit aufzuhören, den geschundenen Sklavenjungen zuzureiten.«

Fenia hörte daraufhin stante pede auf.

»Na also! Geht doch! Ich wusste, dass ihr nur zu achtundneunzig Prozent mit der Möse denkt!« feixte sie. »Keine Bange, ihr Lieben ... das war nur ein kleiner spitzer Spaß! Als Trost stehen oben Tee und die üblichen Naschereien bereit!«

Sie griff sich genüsslich an die klitschnasse Möse und weil sie sich ein wenig erhoben hatte, um den Mösensaft auf seinen Rücken rinnen zu lassen, setzte sie sich wieder schwer, breitbeinig und wie eine Reiterin auf seinen blutenden Rücken. Dann umklammerte ihn wieder fest mit

ihren wohlgeformten Beinen, schob den Saum des Seidenröckchens hoch, sodass wegen der Schlitze die rabenschwarzen, glänzenden, und sündhaft teuren Strümpfe rundum zum Vorschein kamen, und am Ende renkte die rechte Schulter des Pferchens ein. Es krachte abermals, als hätte sie ihm zumindest das Schlüsselbein gebrochen, und William Hopkins stand aufgrund der heftigen Schmerzen kurz davor, ein fünftes Mal in Ohnmacht zu fallen. Nein ... Unsinn ... der Schmerz raubte ihm abermals mit ein wenig Verzögerung ein die Besinnung.

»Ist es dir recht, wenn ich mir gestatte, auf das von euch angesprochene Thema zurückzukommen?« wollte Enya von der Chefin wissen.

»Natürlich, Schätzchen. Wir sind lediglich wegen dem kleinen Verbrecher, den ich unbedingt zureiten musste, ein wenig davon abgeschweift.

»Danke. Ist es wahr, dass Elizabeth lediglich Lust hat, ihm eine frivole Mahlzeit zukommen zu lassen, oder habt ihr noch was Schlimmeres mit ihm vor?« gab sich Enya misstrauisch. Schnell ergriff Elizabeth das Wort.

»Nein! Wo denkst du hin! Sieh dir diesen mickrigen Bastard doch an! Von wegen übertriebene Grausamkeit! Ich möchte wirklich nur dasselbe wie du praktizieren! Ich meine; lediglich Toilettenfolter mit allem, was dazugehört. Und wenn du mich aufgrund der Regung oder Erregung meines

Darms an deiner Stelle ranlässt, werde ich es dir jetzt und hier beweisen.«

Enya war in diesem Augenblick ratlos wie schon lange nicht. Sie hatte, aus ihrer Sicht alles getan, was nötig war, um William Hopkins zurechtzubiegen doch es war anscheinend immer noch nicht genug. Sie hatte ihn in ihrer abartigen Rolle als »strenge böse Mammi« genau nach Plan gezüchtigt, ihn mit Pisse und Scheiße gefüttert, und sie hatte ihm sogar die Schultern ausgekugelt. Was war das nächste, fragte sie sich mit gutem Recht. So blickte sie beinahe Hilfe suchend zu der Herrin des Hauses, die den Kopf zu ihr drehte, beschwichtigend die Augen schloss, und »ja« deutete. »Keine Sorge – ich hab’ bereits seine Schultern eingerenkt und Elizabeth wird sich ausnahmsweise zurückhalten« drückte die Gestik in Summe aus, weshalb Enya sich ein wenig widerwillig von der Streckbank wegbewegte. Doch eine Frage wollte sie unbedingt von Elizabeth beantwortet haben.

»Und was macht ihr mit ihm, nachdem du ihm tüchtig ins Maul geschissen hast, um deinen Rachedurst zu stillen, und ich nicht mehr da bin?«

»Was würdest du denn mit diesem unheilbaren Fall machen?« lautete Elizabeths zweideutige Gegenfrage.

»Ich ... keine Ahnung. Doch. Jetzt fällt es mir wieder ein. Ich würde ihn so lange hier behalten,

bis keine Gefahr mehr bestünde, dass er noch mal Dummheiten anstellt, weil er, gleich wie Billy Watson, aufgrund einiger Scheinhinrichtungen gebrochen werden würde.«

Elizabeth, die wegen William Hopkins beinahe alles verloren hätte und ins Gefängnis gewandert wäre, starrte lange und durchdringend in Enyas funkelnde Augen, dachte nach und sagte:

»Also gut, Lolita. Du hast gewonnen. Ich schieß' dem kleinen hinterhältigen Bastard heute nur ins Maul, und danach lassen wir ihn in Frieden. Und sei versichert, dass du dich ab sofort damit brüsten kannst, einem Sechsjährigen, dem wir bereits die Hauptrolle in einem Film der besonderen Art zgedacht hatten, das Leben gerettet zu haben.« Kaum verplappert und von Enya gehört; schon wurde Enya klarerweise von Empörung übermannt. Zorn kochte in ihr hoch, weshalb sie den Mut aufbrachte, den beiden Huren, trotz Fenias aktueller Allüren, die Leviten zu lesen. Es als »Standpauke« oder »Gardinenpredigt« zu bezeichnen, wäre sicher ebenso zutreffend und gerechtfertigt gewesen, denn Enya war dermaßen in Rage, dass sie den Altersunterschied völlig außer Acht ließ.

»Ich wusste es! Jawohl! Ich wusste haargenau, was ihr vorhattet! Und zwar ab der ersten Sekunde, als ich euch kommen sah! Das habt ihr euch ja fein ausgedacht! Ihr wolltet ohne mein Wissen

eine Premiere veranstalten und euch aufgrund eurer Vorkenntnisse – Filmen im Garten und so - erstmals in der Kunst des Filme Machens versuchen! Du hinter der Kamera und Elizabeth wegen ihrer Rachegeleüste mit dem Schlachtmesser in der Hand davor! Wie sollte er denn heißen, der schaurige Akt?! ›Mickriger Toddler und grausame Mammi<?!, ›Herzlose Babysitterin greift zu neuen Methoden<?! Oder ›Strenge Hexe und ihr kleinschwänziges Blutopfer<?! Oder sollte es womöglich sogar eine geheime Anleitung werden?! Ein streng geheimer und teuer bezahlter Leitfaden für verkannte Lehrerinnen oder angehende Metzgerinnen, mit dem Titel ›Fachgerechtes Fesseln, Knebeln, Foltern und Abstechen eines unartigen Erstklässlers<?!«

Enya hielt inne, um die Reaktion der beiden korrupten Huren abzuwarten, doch da sie keine Anstalten machten, sich zu rechtfertigen, fuhr sie fort, da sie gerade so schön in Fahrt war.

»Warum schweigt ihr denn plötzlich?! Es sollte doch die filmische Aufzeichnung eines Mordes werden! Das sagtest du doch gerade eben selbst?! Oder?! Oder ist es dir etwa vor lauter Rachegeanken lediglich rausgerutscht, ohne dass du es wolltest?! Oh! Noch eine Möglichkeit fällt mir ein! Ich könnte mir sogar vorstellen, dass du in der besagten Sekunde dachtest; die dumme kleine

Landpomeranze denkt ohnehin ausschließlich mit ihrer aalglatten Lolita-Möse!«

Beide Huren übten sich wegen Enyas forscher Gardinenpredigt nach wie vor in Schweigen.

Enya, die glaubte, genau zu wissen, wie der Hase lief, seufzte und schüttelte den Kopf.

»Na schön! Schweigt euch ruhig aus, denn Schweigen ist auch eine Antwort! Nur gut, dass ihr im letzten Augenblick eingesehen habt, dass diese Art von Zweckentfremdung des Kellers unentschuldigbar ist, denn mit kaltblütigen Mörderinnen, die vor laufender Kamera Kinder auf bestialische Weise töten, und den Film für teures Geld an irgendeinen reichen, perversen Verbrecher verkaufen, will ich nichts zu tun haben! Zugegeben; ich bin in meinem Eifer auch schon viel zu weit gegangen, aber ein lebendes Kind bestialisch abschlachten?! Oh nein! Nicht mit mir!«

Erneut schwiegen alle, und diesmal war Fenia diejenige, die sich nicht mehr länger in Schweigen hüllte, sondern die Stille brach, denn sie hatte wirklich lange und mit einer Engelsgeduld zugehört.

»Es reicht, Schätzchen. Lass es gut sein, bevor du im Beisein eines Sklaven etwas sagst, das uns, wie wir hier sind, schlecht bekommen könnte. Lass uns stattdessen in Ruhe darüber reden und nach einer Lösung suchen, mit der jede von uns leben kann, denn schön dumm wären wir, wenn

unsere Freundschaft wegen einem verbrecherischen Knirps, der normalerweise für den Rest seines Lebens hinter Gitter gehören würde, Schaden nehmen würde.«

Enya dachte nach und kam zu demselben Schluss.

»Ja. Das ist richtig, und wenn ich mich ein wenig vergessen habe, entschuldige ich mich dafür, Chefin, aber ich war wirklich total aus dem Häuschen, und das bin ich immer noch. Ich bin total aufgewühlt, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, ihr hättet wirklich die Absicht, ihn zu töten, und eure Freiheit oder euer Leben aufs Spiel zu setzen, bloß damit ihr noch reicher werdet.«

Fenia ergriff wieder das Wort,

»Wir wissen, du meinst es gut und willst nur das Beste für uns alle, doch sag'; was glaubst du, warum wir uns mit dieser Sache herumschlagen und herumschlagen müssen? Glaubst du wirklich, wir hätten es als neuen Geschäftszweig erachtet, oder würdest du es mir stattdessen abkaufen, wenn ich dir verrate, dass es sich um eine einmalige Sache gehandelt hätte?«

Enya starrte der brünetten Anführerin in die Augen, um erkennen zu können, woran sie mit ihr war.

»Sag' mir bitte nicht, dass ihr es ausprobieren wolltet, weil ihr so etwas noch nie gemacht habt.

Streng nach der Devise, man sollte alles im Leben einmal ausprobiert haben.«

»Nein. Keine Bange, Schätzchen. So weit ist es mit uns noch nicht gekommen, aber leider ist es so, dass ich dir den wahren Grund nicht verraten kann. Zumindest jetzt noch nicht.«

»Und ... und wie steht es mit dem Titel des Films? Kannst du mir zumindest den verraten?«

Fenia warf einen Blick zu Elizabeth, und nachdem Elizabeth genickt hatte, verriet sie den schockierenden Gedanken.

»Es sollte ein Film werden über eine dominante Mutter, die ihren jüngsten Sohn, von dessen Existenz niemand weiß, da seine allein stehende Tante ihn seit seiner Geburt im Keller, in einem Käfig gehalten hat, dafür bestraft, dass er ihr, nicht, wie befohlen, die Fotze und das Arschloch sauber geleckt hat.«

»Und was wäre in dem Film der Grund gewesen, ihn zu töten?«

»Der Grund wäre eine gegen die Mutter geäußerte Beleidigung gewesen, und danach hätten sie den verhassten Knirps im Keller seiner Tante, von der er glaubte, sie sei seine Mutter, wie eine kleine Sau abgestochen und ausgeweidet. Elizabeth hätte die Mutter gespielt und ich die Schwester.«

Enya schüttelte abermals den Kopf, doch ihre Neugier siegte.

»Und wie hättet ihr ihn dazu gebracht, ausgerechnet die Frau zu beleidigen, vor der er sich am allermeisten fürchtet?«

»Das wäre das geringste Problem gewesen. Ich hätte ihm einfach versprochen, wir würden ihn am Leben lassen, wenn er brav mitspielt und Mrs. Valentine die Beleidigung, die wir ihm vorgebetet hätten, an den Kopf wirft.«

»Und wie hätte die schlimme Beleidigung, die sogar seinen Tod nach sich gezogen hätte, gelaundet?«

»Er hätte zu ihr, weil er sie kaum kannte, in einer abschätzenden und abwertenden Laune gesagt, sie sei gewiss die schlechteste Mammi der Welt, und deswegen sollte man sie normalerweise an seiner Stelle im Keller einsperren und abstecken.«

»Ihr ... ihr hättet also genau das mit ihm gemacht, was er selber als Vorgangsweise für seine Mutter empfohlen hätte?«

»Ja.«

Einen Augenblick war es wieder still im Keller, bis auf das leise Wimmern von William Hopkins, der alles gehört hatte und deswegen mit gutem Recht traumatisiert war.

»War das alles, was du dazu wissen wolltest, oder können wir uns nun daran machen, zu analysieren, ob oder welche Möglichkeiten bestünden, den verbrecherischen Abschaum am Leben zu las-

sen, denn einmal mehr stellt sich das Problem, dass wir ihn weder der Polizei, noch einer anderen Erziehungsanstalt ausliefern können, da Erziehungsanstalten bezahlt werden wollen, und die Polizei sich zu intensiv mit ihm beschäftigen würde.«

»Ja. Analysieren wäre gut« sagte Enya, wobei Elizabeth zustimmend nickte. Die engagierte Praktikantin sprach weiter: »Wenn ihr mich fragt; muss es einen triftigen Grund geben, warum das kleine Ungeheuer zu dem geworden ist, was es ist! Und diesem Grund gilt es auf die Schliche zu kommen! Der Knirps erzählte vorhin etwas von einer Nonne, die wie eine Domina gekleidet war und ihn ab einem bestimmten Zeitpunkt beinahe tagtäglich grundlos verprügelte! Er behauptete, die Nonne hätte in seiner Nachbarschaft gelebt und, mal abgesehen von ihrer Haarfarbe, eine gewisse Ähnlichkeit mit Elizabeth gehabt, doch hege ich starke Zweifel, ob er die Wahrheit sagte, denn er behauptete zudem, sie hätte größere Titten und einen größeren Hintern mit sich rumgeschleppt.«

»Hmmm. Gut möglich, dass ihn schon mal jemand für einen Film dieser Art missbrauchte, und dass diese sadistisch veranlagte Frau das sprichwörtliche Monster in ihm geweckt hat« sagte Fenia scheinheilig, damit sie Enyas Argwohn nicht weckte.

»Ja. Das könnte durchaus sein. Sprecht mit ihm und ihr werdet das finstere Rätsel knacken. Es reicht, wenn man ganz nebenbei mit ihm darüber redet, und nach und nach aus ihm herauskitzelt, was diese rätselhafte Frau machte und bezweckte! So einfach ist das!«

Elizabeth und Fenia schenkten sich Blicke. Dann drehte Elizabeth, die viel zu lange geduldig zugehört hatte, ein klein wenig empört den Kopf zu Enya.

»Eines muss ich dir schon sagen, meine Liebe. Über den verlogenen Knirps hast du anscheinend gründlich gegrübelt, aber über meine Wenigkeit scheinst du dir nicht allzu viele Gedanken gemacht zu haben, denn wenn es dem kleinen Arschloch gelungen wäre, das schaurige Vorhaben zu verwirklichen, wäre ich nicht hier, sondern drüben, in einer Zelle des Staatsgefängnisses, samt mehrfacher Mordanklage! Und mein guter Ruf und die Ehrungen für meine bisher erbrachten Leistungen wären auch von heute auf morgen den Bach runter geschwommen, denn über hunderte tote Kinder sind nicht gerade das, was man als herzeigbar, repräsentativ und ehrbar bezeichnen könnte!« Enya konterte.

»Nun; wie ich schon des Öfteren sagte! Jeder ist seines Glückes Schmied, aber Unfälle und schlimme Ereignisse lassen sich dennoch nicht immer vermeiden, und ich bitte dich, meine Worte nicht

als Sarkasmus zu werten. Aber zurück zum Finanziellen, und zu dem Spruch ›Ausnahmen bilden die Regel! Scheiß doch zur Abwechslung mal auf deine guten Statistiken, und behalt‘ ihn einfach so lange hier, in diesem gut verborgenen Keller, bis die strenge Behandlung Früchte zeigt! Ihn sang und klanglos, aufgrund von Rachegeleüsten und der kürzlich verstorbenen Verwandtschaft, bei Nacht und Nebel verschwinden zu lassen, wäre nicht nur unfair sondern total unmoralisch! In jedem Menschen steckt das letzte Zehntel! Und der Junge, der hier auf der Streckbank liegt, ist keinesfalls eine Ausnahme! Merkt euch das! Ich überlasse ihn euch nur ungern, aber wenn ihr mir feierlich beim Leben eurer zukünftigen Kinder verspricht, ihn am Leben zu lassen, bitte ich, ihr wisst schon wen, mich mit dem Auto nach Hause zu bringen!«

Die zwei Huren schwiegen, doch zum Glück betrat Brianna, als hätte sie gespürt, dass ihre Freundin sie herbeigesehnt hatte, den Keller. Sie hatte an der Tür gestanden und nun benahm sie sich, als hätte sie den letzten Teil der Debatte mitbekommen.

»Hallo!« sagte sie, und alle drehten sich zu ihr. »Ich glaube erahnen zu können, was euch bewegt!«

»Hallo, Schätzchen« sagte Fenia mit einem schlangengleichen Funkeln in ihren Augen, als

wäre ihr Denken in diesem Augenblick von Ver-  
rat, List, Tücke und Intrigen durchdrungen.

»Und was würdest du dir nun von uns erwarten,  
wenn ich sagen würde, du hättest voll ins Schwar-  
ze getroffen?« übte Fenia sich in der Kunst der  
Hypothese.

»Dass ihr mir zuerst mal sagt, wie offen ich im  
Beisein unserer Praktikantin über diese spezielle  
Sache sprechen darf« zeigte sich Brianna Sinclair  
schlagfertig.

»Nun; Angesichts deiner Unkenntnis der aktuel-  
len Situation wäre es eine gute Idee, wenn Enya  
oben im Salon auf dich warten würde« schlug die  
Herrin des Hauses wise vor.

Brianna wartete ein paar Sekunden. Dann gab  
sie Enya per Nicken ein Zeichen, sie könne und  
möge bitte den Raum verlassen, da sie sich mit  
den beiden rachelüsternen Huren und dem besag-  
ten Problem allein auseinandersetzen wollte. Und  
ja; sie hatte recht, denn Enya konnte ihr dabei am  
allerwenigsten helfen. Enya schien dasselbe zu  
denken, denn sie verließ ohne zu murren den Kel-  
ler.

Nachdem sie die Tür von außen geschlossen hat-  
te, klärten Fenia und Elizabeth die dritte im Bunde  
außer Hörweite des Jungen über den Stand der  
Dinge auf. Das Wort ergriff Fenia.

»Sie weiß großteils Bescheid, weil Elizabeth  
wieder mal ihren Mund nicht halten konnte.«

»Wie meinst du das, ›größtenteils‹?« bohrte Brianna nach.

»Nun; sie weiß, dass wir Elizabeths größten Problemfall für die filmische Aufzeichnung eines Mordes verwenden wollten, aber sie weiß nicht, dass es uns dadurch möglich geworden wäre, deinen Goldesel an die Leine zu legen. Ach ja; und sie weiß ebenso, dass der Knirps bereits missbraucht wurde, bevor er in Elizabeths Fänge geriet, aber sie hat keinen blassen Schimmer, dass Elizabeths Schwester sich in diesem Fall als Kindererschänderin und Kinderfängerin in einem betätigte. Und weil der kleine Trottel immer noch richtige Nonnen mit Dominas verwechselt, die eine Nonnenkapuze tragen, glaubt deine Praktikantin, eine waschechte Nonne hätte ihn missbraucht. Auf die Idee, dass Elizabeths Schwester ebenfalls pädophil veranlagt, und den Knirps zu diesem Zweck für teures Geld angekauft haben könnte, könnte sie somit nicht mal dann kommen, wenn man sie mit der Nase darauf stoßen würde, dass Elizabeth eine Zwillingsschwester hat. Tja. Und nun haben wir das Problem, dass unser toller Plan, gleich mehrere Fliegen mit einem Streich zu erschlagen, wegen deiner Nachbarin, die anscheinend immer noch ein viel zu weiches Herz hat, in die Binsen gegangen ist.«

Brianna dachte angestrengt nach und hatte eine Idee.

»Was würdet ihr davon halten, wenn ich die Verantwortung dafür übernehme, dass er erstens dicht hält, und dass zweitens ein anständiger Mensch aus ihm wird?!«

Elizabeth und Fenia starrten sich wieder gegenseitig an.

»Und wie willst du das bewerkstelligen?« wollte Elizabeth wissen, die es am meisten betraf.

»Indem wir ihm dieselbe Gehirnwäsche wie Billy Watson zukommen lassen.«

Ein paar Sekunden herrschte wieder Stille.

»Und weiter? Nehmen wir an, es wäre uns gelungen, den kleinen Brandstifter und Mitwisser zu dem zu machen, was du dir vorstellst. Damit meine ich einen artigen Dreikäsehoch, der die Klappe hält, tut was man ihm sagt, und ansonsten brav in seinem Zimmer hockt. Bleibt immer noch die Frage offen, wer sich um ihn kümmern würde. Wie du weißt, sind nun auch seine letzten Angehörigen gestorben, die beinahe ebenso mittellos waren wie seine Eltern, was soviel heißt, wie; es kommen keine finanziellen Zuwendungen mehr.«

»Aaah! Wie es aussieht, ist die Katze nun aus dem Sack. Ihr zweifelt weder an der Möglichkeit, ihn läutern zu können, noch an der Wirksamkeit unserer Methode, doch in seinem Fall wäre es, eurer Ansicht nach, zu viel Aufwand, weil kein finanzieller Gewinn winkt. Das einzig lukrative wäre das filmische Massaker. Richtig?!«

»Ja. Du sagst es, Schätzchen Nun haben wir allesamt Klartext gesprochen, und nun frage ich dich, ob dir eine Alternative vorschwebt, die jeder einzelnen von uns, einschließlich unserer weicherzigen Lolita, gerecht werden kann. Wenn nicht, stechen wir die kleine Sau, wie von mir, Elizabeth, und Elizabeths Zwillingsschwester geplant, vor laufender Kamera ab – drüben am Gully, damit wir die Sauerei hinterher gut, schnell und bequem in den Griff bekommen. Damit wären alle Probleme gelöst. Wir könnten aufatmen, und Leola ebenfalls, denn es ist nur eine Frage der Zeit, wann unsere Lolita herausfindet, dass Elizabeth eine Zwillingsschwester hat, die ab und zu spezielle Filme dreht, um doppelt und dreifach daran zu verdienen, indem sie im Club absahnt, beim Verkauf der Filme ein Vermögen verdient, und zu guter Letzt ihren Freundinnen die Namen der alten Knacker verrät, die, ihrer Filme wegen, vor lauter Wachsen Herzprobleme bekommen haben.«

Elizabeth entfernte sich, um nach dem Gefangenen zu sehen, und die beiden anderen Huren nutzten die Gelegenheit, sich in einer Art auszutauschen, die Elizabeth bekrittelt hätte.

»Wie seid ihr eigentlich auf die verwegene Idee gekommen, den Film selber zu dreh'n, anstatt die Sache wie üblich Leola zu überlassen?« fragte Brianna Sinclair.

»Weil die Tage deines Goldesels aufgrund seiner Herzprobleme gezählt sind, und weil Leola davor zurückscheut, noch mal Hand an den Knirps zu legen, bloß weil das kleine Arschloch aus Zufall ihren richtigen Namen aufgeschnappt hat.«

»Ach herrje. Er weiß wirklich ihren richtigen Vornamen?«

»Ja. Keine Ahnung wie es dazu kommen konnte. Wahrscheinlich hat er ihn im Zuge einer zu lauten Unterhaltung ganz nebenbei aufgeschnappt. Beim letzten Mal, als sie ihn vor laufender Kamera auf die Streckbank spannte, und in den Arsch fickte, sagte er halb ohnmächtig, mit letzter Kraft, und kurz nachdem seine Gelenke sich verabschiedet hatten, zu ihr ›Bitte aufhören, Schwester Leola – du tust mir grässlich weh‹ anstatt wie befohlen ›bitte aufhören, Schwester Dämonica‹. Daraufhin hätte sie normalerweise abrechnen und die Szene wiederholen müssen, doch sie zitterte stattdessen wie Espenlaub, sperrte ihn wieder in den Käfig, und seither ist nichts mehr mit ihr anzufangen. Überhaupt scheint das kleine Arschloch eine Art Magnet für Verwirrungen zu sein, denn vor ungefähr fünfzehn Minuten flehte es ausgerechnet seine Erzfeindin, Elizabeth um Hilfe an. Stell dir vor; er brüllte, während ich ihn scharf zugeritten und zur Strafe gequält habe, ›Hilfe Mrs. Valentine, Hilfe Mrs. Valentine‹.«

»Hmmm. Unglaublich Da sieht man mal wieder, wie wichtig es ist, im Beisein eines Sklaven jedes einzelne Wort auf die Goldwaage zu legen, egal wie alt er ist« lautete Briannas Kommentar.

»Ja. Du sagst es. Aber kommen wir zurück zum eigentlichen Thema. Ich mag deine Freundin, ehrlich, doch mittlerweile frage ich mich immer öfter, ob es nicht doch ein Fehler war, sie zu nahe an unseren Kreis heran zu lassen, bloß weil wir uns darin einig waren, dass sie ein Glücksgriff als vierte im Bunde sein könnte. Nur gut, dass sie nicht weiß, dass der Knirps bloß deswegen noch lebt, weil Elizabeth nicht mehr mit ansehen konnte, wie sie sich mit Billy Watson abplagte, obwohl die diebische kleine Ficksau bereits zwölf Jahre alt ist. Nicht auszumalen, was für einen Zirkus sie erst veranstalten würde, wenn sie wüsste, dass Leola sogar schon mal in voller Montur einen Toddler in die Mangel genommen hat, den irgendeine betrunkene Schlampe bei Nacht und Nebel auf die Stiege der Klosterkirche gelegt hatte.«

»Wie bitte? Nein ... Das kann nicht sein. Du beliebst gruselig zu scherzen. Habe ich recht?«

»Nein. Keineswegs. Sie hat es zwar bis heute nicht gewagt, es Elizabeth anzuvertrauen, aber ich weiß es von meinem verstorbenen Mann, der damals mein Verlobter war und durch Zufall die Gelegenheit hatte, sich den Film bei einem seiner reichen Freunde, der den Film gekauft hatte, anzu-

schauen. Er war betrunken, als er nach Hause kam, und sagte dennoch, so etwas schockierendes hätte er noch nie geseh'n. Gut möglich, dass er sich aber auch erst betrunken hatte, nachdem und weil er den Film gesehen hatte.«

»Meine Güte. Und ich dumme Kuh dachte bis jetzt, Elizabeth sei die Ausgeburt der Hölle in dieser Familie, denn ihre beiden Cousinen sind angeblich auch pädophile Sadistinnen. Dass Leola von Luzifer höchstpersönlich geritten wurde, wissen wir, aber das hätte ich ihr wirklich nicht zuge-  
traut. Was, zum Henker, hat sie mit dem Toddler angestellt, dass sie uns damit die halbe Arbeit in deiner Hochzeitsnacht abgenommen hat?«

»Der alte Bock, damit meine ich meinen damaligen Verlobten, den wir in meiner Hochzeitsnacht um die Ecke brachten, behauptete steif und fest, sie hätte zu Beginn mit dem splitterfasernackten Knirps auf dem Arm in einem Schlafzimmer auf einem normalen eisernen Bett gesessen, ihm dann nach und nach in allen erdenklichen Positionen ihre extrem steifen und großen Brustwarzen in den Mund gesteckt, und ihn mit ihren riesigen Tit-  
ten gestillt.«

»Wie kann das sein? Soviel ich weiß, war sie noch nie schwanger?«

»Keine Ahnung, Schätzchen. Vielleicht war sie scheinsschwanger ... das läge durchaus im Bereich des Möglichen. Oder vielleicht hat sie heimlich

entbunden und den Knirps vorher monatelang in ihrem privaten Keller in einen Käfig gesperrt. Das wäre nämlich das letzte, worüber ich mich wundern würde, denn das hätte ich an ihrer Stelle sowieso getan. Ich hätte ihn so lange wie möglich eingesperrt und in dieser Zeit so viele Filme wie möglich gedreht. Du weißt schon; die üblichen Rollenspiele und was es eben sonst noch auf diesem verbotenen Sektor gibt. Jedenfalls behauptete mein damaliger Verlobter steif und fest, die vollbusige Domina hätte den durstigen Knirps literweise Milch trinken lassen und ihm zwischendurch Milch in den Rachen und ins Gesicht gespritzt, indem sie auf ihre Titten drückte. Er sagte aber auch, er hätte sich, gleich wie wir, darüber gewundert.«

»Und weiter?«

»Sie verhätschelte ihn, klemmte sein kleines Köpfchen zwischen ihre Monstertitten, und streichelte ihn sogar liebevoll, obwohl die korrupte Hexe bereits die Wäsche anhatte, die Elizabeth ihr geborgt hatte. Du weißt schon; die schwarzen Strümpfe, den schwarzen Lederstrumpfgürtel mit den Strapsen, das schwarze geschlitzte Seidenröckchen, die bis zu den Oberschenkeln reichenden schwarzen Lederstiefel, die schwarze lederne Büstenhebe und die langen schwarzen Lederhandschuhe. Den Knirps, sagte mein betrunkenener Zuträger, hätte das am Anfang wenig gekümmert,

denn sie benahm sich, mal abgesehen von der düsteren Reizwäsche, relativ normal, sofern man dieses Wort bei so einem schockierenden Film überhaupt in den Mund nehmen darf. Mein Verlobter und ich sprachen mehr als einmal über diesen Film, dessen Inhalt, oder ob es gut sei, dass Leola Elizabeths Wäsche trug. Er meinte, es sei insofern gefährlich, weil es sein könnte, dass einer unserer Freier aufgrund dessen einen Zusammenhang erkennen und uns erpressen könnte. Gratisdienste, meinte er, wären das mindeste, womit wir rechnen müssten. Das, sagte ich, sei Unsinn, denn Wäsche dieser Art gibt es in vielen Ländern. Einig waren wir uns hingegen darüber, dass Elizabeths Schwester eine Perfektionistin ist, und dass die korrupte Schlampe sich deshalb mit Sicherheit in jeder Hinsicht perfekt darauf vorbereitet hatte. Ich halte jede Wette, dass sie dem Knirps vorher sogar ein paar Sachen beigebracht, eingeschärft oder eingebläut hat, die für seine Rolle von Nutzen oder von Vorteil waren. Interessant wäre auch die Frage, ob sie ihn bis zum ersten Drehtag in Ruhe gelassen oder sich sogar mit ihm angefreundet hat.«

»Wenn du mich fragst; ich schätze, sie hat sich gleich verhalten, wie bei den älteren.«

»Das, Schätzchen, wage ich zu bezweifeln, denn die meisten Kinder – einschließlich der kleinsten der kleinen, sind nicht dumm. Sie merken sich ge-

nau, wer sie gut oder schlecht behandelt. Und weil mein Verlobter sagte, sie hätte dem Knirps sogar zur Beruhigung erlaubt, mit seinem eigenen Schnuller zu spielen, der an seinem Handgelenk befestigt war und sich wahrscheinlich in dem Korb befunden hatte, in dem er lag, gehe ich davon aus, dass er völlig ahnungslos war. Das wiederum bedeutet; sie muss vom Tag der Entführung bis zum ersten Drehtag freundlich zu ihm gewesen sein. Der Knirps, sagte mein Verlobter, war ihr zu Beginn ebenfalls zugetan, als wäre sie tatsächlich seine neue Mammi. Allein dieser Gedanke versetzt mir einen Stich mitten ins Herz. Der Knirps schenkte ihr bis zu Beginn des Films in seiner Hilflosigkeit sein volles Vertrauen, und bei ihr war alles nur teuflisch gut gespielt. Und wenn du mich fragst, ist das das grausamste überhaupt an diesem abartigem Film. Aber selbst wenn er auf der Kirchenstiege in seinem Korb geahnt hätte, dass ihn das gruseligste Schicksal ereilte, dass man sich im Kopf ausmalen kann, hätte es ihm nichts genützt.«

»Ja. Da stimme ich dir gerne zu. Und wie ging es weiter?«

»Leola ließ ihn in allen möglichen Positionen an ihren großen Brüsten trinken, und ab dem Zeitpunkt, als sie so tat, als hätte er sie beim Stillen mit den Kieferleisten oder mit den Zähnen in die Brustwarze gekniffen oder gebissen, wurde das

ganze für den Knirps zu einem schockierenden und schmerzhaften Albtraum. Seine Ersatzzamme wurde urplötzlich streng und zornig, als wäre sie zu einer Raubkatze mutiert, weil der Knirps sie, wahrscheinlich nicht wirklich, sondern nur dem Drehbuch gemäß, in den Nippel gekniffen hatte, und so konnte man bei der nächsten Einstellung seh'n, wie sie ihn, mit dem Kopf nach unten, mithilfe des breiten schwarzen Gürtels an ihren Bauch geschnallt hatte. Sein Köpfchen steckte, mit dem Gesicht zur Möse, in Leolas schwarzem Höschen, und der Pimmel des plärrenden und zum Lecken gezwungenen Toddlers steckte zwischen Leolas riesigen Titten, während sie mit breit gespreizten Beinen in voller Domina Montur auf einer Latrine saß, als hätte sie soeben gepisst und geschissen. Und dann, sagte mein Verlobter, wurde es extrem gruselig, wobei das Wort ›gruselig‹ die Untertreibung des Jahrhunderts ist, denn wenn es sich wirklich so abgespielt hat, wie mein Goldesel es schilderte, landet die steinreiche Schlampe nach ihrem Tod garantiert geradewegs in der Hölle.«

»Hat dein betrunkenere Verlobter zufällig den Titel des Films erwähnt?«

»Ja. Warte, lass mich nachdenken.« Fenia grübelte und tatsächlich war es so, dass sie sich sogar an den Titel erinnern konnte, was jedoch, wenn man es sich genauer überlegte, kein Wunder war,

denn die Produktion von Filmen dieser Art war gewiss seit der Erfindung dieses Mediums verboten.

»Ja. Jetzt fällt's mir wieder ein. Er hieß schlicht und einfach ›Mammis unartiger Babyboy‹.

»Danke. Der Titel ist in jedem Fall treffend. Bitte erzäh'l weiter, und mach' schnell, denn Liz macht bereits Anstalten, die demoralisierenden Drohungen, die sie dem Brandstifter um die Ohren schmettert, zu beenden.«

»Nun ... Nachdem sie ihn gestillt und so getan hat, als hätte er sie in boshafter Absicht in den Nippel gebissen, hat sie ihn zur Strafe heftig gehohlet, den plärrenden Knirps auf das Bett geworfen, und ihn bei der nächsten Einstellung wieder beruhigt, indem sie ihm mit ihrem schwarzen Höschen, das sie in Großaufnahme auszog, die Augen verband und ihm einen großen, mit Honig beschmierten Schnuller in den Mund steckte. Dabei ist sie, damit er es nicht gleich merkte, nach und nach dazu übergegangen, die abartige Sache mit den beiden Schnullern durchzuzieh'n – du weißt schon, gespreizte Hocke über seinem Gesicht, Arschloch entgegen recken, Backen auseinander zieh'n, einen Schnuller pro Loch bis zum Anschlag reinstecken, und Nahrung aus Möse und Arschloch verabreichen. Und stell dir vor; laut meinem Goldesel nahm sie ihm den eigenen, den kleinen Schnuller weg, und verwendete stattdes-

sen absichtlich drei dieser großen identischen Schnuller, damit das nackte Bündel nicht mitbekam, dass es sich um seine bittere Henkersmahlzeit handelte.«

»Du meinst, sie hat die Handlung absichtlich hinausgezögert, indem er sich erst an den riesigen Schnuller gewöhnen musste und weil er sich schwer tat, die drei Exemplare zu unterscheiden?«

»Ja. Genau. Damit er nicht gleich wieder plärrte, wenn er den bitteren Geschmack ihrer Scheiße auf der Zunge spürte. Zuerst durfte er den Honignuckel genießen, doch nach einer Weile steckte sie ihm abwechselnd und unregelmäßig auch jene Schnuller in den Mund, die sie zuvor in Honig getaucht und jeweils in ihre Möse und in ihren Arsch gesteckt hatte, damit der Übergang zu Mösen-schleim und Scheiße fließend war. Das war zum Teil in Großaufnahme, sagte mein Verlobter. Vor allem die Szenen, wo sie den Nuckel bis zum Anschlag in ihr Arschloch steckte, oder wenn sie den Nuckel aus ihrer Möse zog, und jede Menge weißer Schleim darauf klebte. Jedenfalls hat sie sich dabei mit den Fingern direkt über seinem Gesicht den ersten Orgasmus verschafft. Danach hat sie ihm nur mehr den mit Scheiße bedeckten Schnuller in den Mund gesteckt, und zwar so oft, bis er den Schnuller ausspuckte und wieder plärrte, denn das war zugleich der gespielte Grund, warum sie ihn noch mehr bestrafte, indem sie ihm befahl,

seine Zunge in ihr Arschloch zu stecken. Zugleich steckte sie sein Köpfchen so lange zwischen ihre Arschbacken, bis der plärrende Knirps zu zappeln aufhörte. Wie eine Bruthenne hockte sie auf ihm, sagte mein Verlobter, während sie ihn unter sich begrub. Wieder belebt hat sie ihn auf dieselbe Art, wie wir es machen, wenn einer unserer Freier die Besinnung verliert - mit ein paar kräftigen Ohrfeigen.

»Lass mich raten; danach hat sie ihn, weil sie mit seiner Leistung nicht zufrieden war, an Händen und Füßen gefesselt, das Höschen von seinem Kopf gezogen, es ein wenig angepisst und in seinen Mund gesteckt, ihm zusätzlich einen kleinen Lederknebel angelegt, und ihn zur Strafe übers Knie gelegt. Richtig?«

»Ja. Quasi das übliche Programm für starke Kerle oder jene, die glauben, sich zu denen zählen zu dürfen. Mein Goldesel sagte, sie hätte den dumpf schreienden Toddler, der beinahe literweise Tränen vergoss, mit dem kurzen Riemen windelweich geprügelt. Dabei hat sie ihn pausenlos angebrüllt, und der Kleine hat sich dabei vor lauter Furcht und Schmerzen angepisst und angeschissen. Leola, die eine schwarze Augenmaske, aber keine Perücke trug, weil sie die Haare streng nach hinten gekämmt und zu einem langen Zopf geflochten hatte, lachte höhnisch wie eine Hexe, bevor sie noch zorniger wurde. Der Grund war der

übliche. Er beschmutzte dabei ihre Lederstiefel und außerdem ärgerte sie sich, weil seine Hoden und sein Penis so klein waren, dass sie sich wegen dem Handschuh schwer tat, die beiden Teile mit den Fingern zu umgreifen. Also hat sie den linken Handschuh ausgezogen, ihn an den Eiern gepackt, und ihn im Zuge der Hodenfolter noch mehr verdroschen. Und nun halt dich fest, denn mein Verlobter meinte, das sei noch eines der harmloseren Dinge gewesen.«

»Ach herrje.«

»Ja. Du sagst es, und deshalb frage ich dich, ob du wirklich wissen willst, auf welche Art sie den bemitleidenswerten Knirps zu seinem Schöpfer schickte, obwohl er lediglich das Pech hatte, dass sie die erste war, die beim Vorbeigehen an der Kirche den Korb erblickte und denselben unauffällig an sich nehmen konnte, weil Elizabeth mit ihrem Körper einen Sichtschutz bildete.«

»Moment mal. Wie kann es eigentlich sein, dass du sogar weißt, wie sich die Entführung abgespielt hat?«

»Ganz einfach. Ich hab' die gruselige Schlampe hinterher in eine stille Ecke gezogen und sie damit konfrontiert, dass ich es in Erfahrung gebracht hatte, was auch der Grund ist, warum ich den Inhalt des Films so gut kenne, ohne ihn gesehen zu haben. Sie erschrak zwar heftig, aber abgestritten hat sie es nicht, als wir uns darüber unterhielten,

denn sie wusste haargenau, dass sie mir nichts vormachen konnte, und dass sie ein paar haarsträubende Fehler gemacht hatte.«

»Ach ja? Was denn für welche?«

»Erstens hat sie vergessen, ein sternförmiges Muttermal abzudecken, das sich seitlich über ihrem Bauchnabel befindet, zweitens hat sie den Film nach Fertigstellung einem Freund meines Verlobten übergeben, der sie für das schaurige aber gelungene Werk mit einem kleinen Koffer voll Geld, einer Villa, und diversen Anteilen an Minen entschädigte, und drittens hat sie ein paar mal mit meinem Verlobten geschlafen, weshalb er sie trotz Augenmaske eindeutig an ihren Gesten, an ihrer Mimik und an ihrer Stimme erkannte.«

»Und wo befindet sich der Film jetzt?«

»Was für eine Frage? Natürlich immer noch dort, wo mein Verlobter ihn sich ansehen durfte. Ich wette, der besagte Freund meines Mannes, hat ihn in seinem Tresor aufbewahrt und möglicherweise sogar eine Kopie anfertigen lassen, weil sich dieses elende Schwein daran aufgeilt.«

»Hat er den Namen des Freundes genannt?«

»Nein. Das war auch nicht nötig, denn als er betrunken nach Hause kam, wusste ich sofort, wo er war. Er stank nach Whisky und Zigarren, und als er sich auszog und eine Schachtel Streichhölzer auf das Nachtkästchen legte, wusste ich, wo er die halbe Nacht verbracht hatte, denn der besagte

Freund ist der Besitzer des Ladens, und die Werbeaufschrift auf der Streichholzschachtel stimmte mit seinem Namen überein.«

»Das war eine verdammt kluge Schlussfolgerung. Was meinst du? Würde es sich lohnen, den Film zu stehlen?«

»Wozu?«

»Um etwas gegen Leola in der Hand zu haben, falls sie irgendwann auf dumme Ideen kommt, bezüglich Erziehungsheim und so.«

»Ach das meinst du.«

»Ja. Denk doch. Damit könntest du zugleich deine Führungsposition verteidigen. Elizabeths Ambitionen und so weiter und so fort.«

»Hmmm. Ja. Damit hast du, verdammt noch eins, recht. Das hatte ich bis jetzt seltsamerweise gar nicht in Betracht gezogen. Und wie stellst du dir das vor? Um in diese Villa einzudringen, und an den Inhalt des Tresors ranzukommen, würden wir einen Meisterdieb benötigen.«

Brianna starrte ihrem Gegenüber geradewegs in die Augen, und dann zündete der Funke.

»Nein. Sag' mir sofort, dass das nicht dein Ernst ist.«

»Doch. Warum denn nicht? Billy Watson wäre der ideale Handlanger. Zwischen ihm und uns besteht nämlich keinerlei Verbindung. Wir maskieren uns wieder, wie bei seiner Läuterung, reden mit ihm, und als Anreiz versprechen wir, ihn fürst-

lich zu entlohnen oder ihn auf normale Weise zu ficken, bis ihm die Sinne schwinden. Wir besorgen es ihm gründlich zu zweit, unterstützen ihn beim Eindringen in das Haus, indem wir den Besitzer des Hauses lange genug ablenken, und wenn er in der Villa ist, soll er die Sache zuerst mal nur aus der Nähe betrachten und uns sagen, ob eine Möglichkeit besteht, an den Inhalt des Tresors heranzukommen. Wenn ja, ficken wir ihn noch mal extrem versaut, und weil er uns ohnehin hörig ist, bekommt er danach genaue Instruktionen. Macht er Zicken, sperren wir ihn wieder in den Keller, wo wir ihn wegen Befehlsverweigerung in die Mangel nehmen und ihm eine Abreibung verpassen, die er sein ganzes Leben lang nicht vergisst. Schließlich hat er uns sein Glück und seine Freiheit zu verdanken.«

Fenia schüttelte den Kopf.

»Mal ehrlich, Brianna. Findest du es richtig, ihn wochenlang zu quälen, damit er nicht mehr stiehlt, und dann herzugehen und ihn zu bitten oder zu zwingen, in unserem Auftrag etwas auszukundschaften und zu stehlen?«

»Hmmm. Nein. Du hast recht. Wohl eher nicht. Und wie wäre es, wenn wir ihm sagen, dass der Mann ein Verbrecher ist, und er ausnahmsweise die Möglichkeit hätte, dem Guten zum Sieg zu verhelfen, indem er uns hilft, die Verbrechen des Mannes aufzudecken?«

»Du ... du würdest sogar so weit gehen, den Freund meines Goldesels ans Messer zu liefern, um an den Film ranzukommen?«

»Ja. Warum nicht? Oder gehört der Schweinehund etwa zu deinen Kunden?«

»Nein. Das nicht, aber ...«

»Aber was?«

»Hmmm. Ich finde die Angelegenheit ziemlich riskant.«

»Wer nicht wagt, der gewinnt nicht, Fen. Außerdem würde uns die Kopie reichen. Billy Watson könnte sich irgendwo im Haus verstecken, und wenn das besoffene Schwein, damit meine ich Leolas Abnehmer, das Original oder die Kopie aus irgendeinem Grund aus dem Tresor holt, könnte unser Handlanger zuschlagen. Und wenn ich es mir so recht überlege, könnten wir sogar darauf verzichten, ihn ans Messer zu liefern, weil er bestimmt nicht auf die Idee käme, wegen dem gestohlenen Film eine Anzeige zu erstatten – egal, was er dafür bezahlt hat.« Fenia überlegte und hatte eine Idee.

»Hör zu. Ich glaube, ich habe eine Idee, wie es klappen könnte. Ich flüstere dem Freund meines verstorbenen Mannes auf der Rennbahn oder anderswo unter vier Augen ins Ohr, mein Mann hätte mir von dem Film erzählt, was ja der Wahrheit entspricht, und sowie er zugegeben hat, dass es der Wahrheit entspricht, frage ich ihn, ob ich mir

den Film in seinem Haus gegen Entschädigung in irgendeiner Form ansehen könnte. Da ich von der verbotenen Sache weiß, hätte er keinen Grund, mir eine Absage zu erteilen, und wenn wir vor der Leinwand sitzen, soll Billy Watson, der sich kurz zuvor irgendwo im Haus versteckt hat, zuschlagen. Er müsste nur heranschleichen, den Film an sich nehmen, wegrennen und bei der Tür oder bei einem Fenster rausspringen.«

»Und wie willst du es bewerkstelligen, dass er ungehindert mit der Filmrolle flüchten kann?«

»Ich gebe ihm ein Zeichen, wenn der Hausherr wegen der Vielzahl der Getränke, die wir im selben Maß getrunken haben, auf die Toilette gegangen ist. Natürlich müsste ich Billy Watson die Wohnräume genau beschreiben, aber das wäre das kleinere Problem, da ich die Wohnung kenne, weil er uns vor der Hochzeit eingeladen hat. Außerdem sieht der flinke Dreikäsehoch ohnehin beim Auskundschaften einiges.« Jetzt war Brianna es, die einen Geistesblitz hatte.

»Handelt es sich bei dem Freund deines Mannes etwa um seinen Trauzeugen?«

»Ja. Erraten.«

»Hmmm. Wenn ich es mir recht überlege, hätte dieses Schwein eigentlich den Tod verdient. Damit gäbe es einen Verbrecher weniger auf der Welt, und wir könnten trotz geklautem Film weiterhin ruhig schlafen. Warum, zum Henker, brin-

gen wir dieses Schwein nicht um die Ecke, nachdem wir ihm den Film abgenommen haben? Damit wäre zugleich die Gefahr gebannt, dass das reiche Ekel Leola beauftragt, einen weiteren Knirps gegen Bezahlung zu massakrieren. Und noch einen, und noch einen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Glaub mir, Schätzchen; derselbe Gedanke ist mir auch schon mehrere Male durch den Kopf gegangen, aber ich frage dich jetzt und hier, wie du das anstellen willst.«

»Wie wäre es, wenn wir Billy Watson bitten oder befehlen, dass er einen Blick in den Küchenschrank oder in die Speisekammer wirft, und feststellt, welche Teemarke er bevorzugt. Dann kaufen wir diesen Tee, mischen getrockneten Eisenhut dazu, und wenn du dir den Film ansiehst, und er auf der Toilette ist, tauscht du die Teepackung aus. So einfach könnte das vonstatten geh'n. Es könnte zwar Monate dauern, bis das dreckige Schwein den Tee zubereitet und krepirt, doch das Risiko, dass er noch einen Film in Auftrag gibt, ist leichter vor unserem Gewissen zu verantworten, als dass Leola wegen ihm mit den Jahren zehn oder zwanzig Jungs zu Tode foltert.«

Fenia machte große Augen und staunte einmal mehr über das Phänomen, dass ihre Freundin ein Ausbund an Tücke sein konnte. Sie überlegte angestrengt, doch da die Notwendigkeit auf der

Hand lag, und Briannas Geistesblitz tatsächlich grandios war, willigte sie ein.

»Weißt du was. Ich sage ja. Zieh'n wir die Sache durch. Wir besprechen es nachher in Ruhe, oben, im Salon, nachdem Elizabeth den Heimweg angetreten hat.«

»In Ordnung. Erzählst du mir nun das schaurige Ende des Films?«

»Ja. Meinetwegen. Aber zuvor wiederhole ich zur Sicherheit meine Frage. Willst du wirklich wissen, was Leola mit dem bemitleidenswerten Knirps nach den Schlägen auf die Hoden machte, wie sie ihn in weiterer Folge quälte, und auf welcher grausamen Weise sie ihn ermordete? Es ist wirklich gruselig. So gruselig, dass Leola mir das Ende vorenthielt. Das Ende hab' ich nur von meinem Verlobten erfahren.«

Brianna zögerte, doch sie nickte und meinte:

»Warum nicht. Wenn du es verkraftet hast, werde ich es ebenfalls verkraften.«

»Reicht es, wenn ich es dir in groben Zügen erzähle, oder willst du es ungefähr so hören, wie ich es unter vier Augen im Bett erzählt bekam, weil ich es dem alten Bock bereits vor der Hochzeitsnacht ordentlich besorgte?«

»Er erzählte es dir im Bett?«

»Ja. Wo sonst? Meine Kommentare waren ihm wichtig, und wenn ich schwieg, glaubte er, er hätte mich verärgert, und das veranlasste ihn meis-

tens, mir Dinge wie diese zu erzählen, oder Begebenheiten, die mit dem Leben der Reichen und Mächtigen zu tun hatten.«

»Du musstest bloß schweigen, wenn du Lust hattest, interessante Dinge zu erfahren?«

»Ja. Du sagst es.«

»Und je länger du ihn bestraft hast, indem du geschwiegen hast, desto interessanter waren die besagten Informationen. Richtig?«

»Genau. Auf deinen Schultern sitzt fürwahr ein helles Köpfchen.«

»Danke.«

»Bitte. Und da du meine letzte Frage nicht beantwortet hast, und Elizabeth bereits Anstalten macht, sich von ihrem Opfer abzuwenden, erzähle ich es dir lediglich in groben Zügen.«

»Täusch dich nur nicht, Fen. Wie mir scheint, hat Elizabeth bemerkt, dass wir uns ausquatschen wollen. Mir persönlich wäre es lieber, wenn ich ihr Gesicht heute nicht mehr sehen müsste. Ehrlich. Gut möglich, dass sie und ihre Zwillingsschwester heute Nacht der Grund für einen Albtraum sind.«

»Ja. Dasselbe dachte ich auch gerade, obwohl ich ebenfalls ein ziemlich abgebrühtes Miststück bin. Leola ist wirklich eine Teufelin in Menschengestalt. Zumindest aber war sie es, bis der kleine Brandstifter die passenden Worte zu ihr sagte. Andererseits frage ich mich; wie blöd kann man als

Mutter eigentlich sein, wenn man das eigene Kind auf eine Kirchenstiege legt, anstatt es unauffällig an einer guten Stelle in einem Krankenhaus zurückzulassen.«

»Mir scheint, wir beide haben uns heute irgendwie kurzgeschlossen, denn genau derselbe Gedanke ist mir vorhin auch durch den Kopf gegangen. Erzählst du es nun zu Ende, oder erzählst du mir den schockierenden Rest oben, nachdem Elizabeth sich vom Acker gemacht hat?«

»Nun ... Das ist jetzt, wie ich glaube, auch schon egal. Also. Nachdem sie ihn mit dem kurzen schwarzen Lederriemen verdroschen hat, und ich sage absichtlich verdroschen, denn von gerechtfertigter Züchtigung kann in diesem Fall keine Rede sein, hat sie den zappelnden Knirps an den Füßen gepackt und ihn, mit dem Kopf nach unten hängend, wie ein schlachtreifes Hühnchen zur Streckbank getragen. Dort hat sie ihn, fachmännisch, wie es sich gehört, mit dem Bauch nach unten an die Zugvorrichtung gefesselt, und seine Arme und Beine so weit gestreckt, dass sie ihn bequem mit dem Fickschwanz, jawohl du hast richtig gehört, mit einem der schwarzen Schwänze, von hinten in den Arsch ficken konnte. Genau wie Elizabeth es mit den älteren Jungs macht, wenn sie sich sicher ist, alle Möglichkeiten ausgereizt zu haben. Leola hat den Knirps buchstäblich aufgespießt, sagte mein Verlobter, was kein Wun-

der war, denn selbst der kleinste Schwanz, den ich Elizabeth gegeben habe, hat eine Länge von über zwanzig Zentimetern. Dabei kam wieder der Schlagriemen zur Anwendung, und zwar so lange, bis er ohnmächtig war. Mein toter Goldesel sagte, sie hätte ihn zwei oder drei Mal mit einem Eimer Wasser wieder belebt, und einmal, sagte er, hat sie den Knebel gelöst, damit man den Knirps schreien hören konnte, während sie mit gespreizten Beinen - wie eine Reiterin - auf der Streckbank hockte, voller Wonne ihren Kitzler bearbeitete, und sich aufbäumte, als hätte sie den Toddler geritten, was sie ja im Prinzip auch getan hat – bloß von hinten, denn gewiss war es so, dass sie ihm richtig aufgebockt hat, wie Elizabeth es von ihr übernommen und uns gezeigt hat. Dabei hatte sie ihren zweiten Höhepunkt, der mit Sicherheit nicht gespielt war, denn wie du weißt, hasst Leola gespielte Sachen.«

»Ja. Das ist richtig. Und weiter?«

»Tja. Dann kam, wie üblich, die Sache mit dem Mästen, wobei meinem Verlobten auffiel, dass der Toddler wieder bei vollem Bewusstsein war, was aber logisch ist, weil sie den Film auf ihren Stuhlgang abstimmen musste. Gewiss war es so, dass sie, nachdem sie die Kamera abgestellt hatte, den Knirps sogar verarztete und aufpäppelte, oder dass sie ihn möglicherweise sogar falsch-freundlich tröstete und ihn dabei wieder an die Brust legte, denn dieser Hexe traue ich mittlerweile alles zu,

was man sich im Kopf ausmalen kann. Und um ehrlich zu sein; wenn ich mir vorstelle, dass Elizabeth eine Zweitausgabe von ihr ist, wird mir schlichtweg übel, gleich wie damals, als ich es von meinem Mann erfuhr, oder wie an dem Tag, als Leola es zugab und mir ein paar Details über das erzählte, was sie als glücklichen Zufall bezeichnete. Die Rede ist von der Entführung, denn die bezeichnete Leola wortwörtlich als Kinderspiel. Was mich hinterher am meisten ins Grübeln brachte, war die Art, wie sie darüber sprach, nachdem sie sich von der Überraschung erholte hatte. Sie kramte in ihrer schwarzen Handtasche, und plauderte mit mir, als ginge es um die Organisation eines Teekränzchens.

Egal; jedenfalls hat sie den schwarzen Fickschwanz, den sie sich um die Hüften geschnallt hatte, aus seinem kleinen gequälten Körper gezogen, und seine Bauchlage auf Rückenlage geändert. Danach hat sie seinen Kopf fixiert, und seinen Mund mit der üblichen Methode, du weißt schon, mit demselben runden Gerät, das ich einem meiner Freier, der Zahnarzt ist, abkaufte, aufgespreizt, und als sie damit fertig war, hat sie sich auf der Streckbank mit breit gespreizten Beinen über ihn gehockt, und in seinen weit geöffneten Mund gepisst und geschissen. Mein damaliger Verlobter sagte, diese Stelle hätte ihn am meisten erregt, und zwar deshalb, weil sie dem Jungen, der

laut Leola an den Drehtagen ungefähr ein Jahr alt war, laut den Worten meines verstorbenen Mannes, die größte, längste und dickste Kackwurst ins Maul geschissen hat, die er je gesehen hatte. Leola hatte alle Hände voll zu tun, dass er nicht daran erstickte, doch irgendwie schaffte sie es, die ganzen Fäkalien mithilfe des Stopfers in seinen kleinen Magen zu befördern. Danach war die nächste Station an der Reihe, doch zuvor fesselte und knebelte sie ihn wieder. Ausgelassen hat sie, laut Leolas eigenen Worten, nur das Reiten auf seinem Rücken, aber das war ohnehin sonnenklar, denn wie sollte das funktionieren? Egal; jedenfalls hat sie ihn bei der Kette verkehrt von der Decke hängend, ebenfalls behandelt, als wäre er ein Erwachsener.«

»Meine Güte. Sie hat das alles wirklich knallhart durchgezogen?«

»Ja. Mit der kurzen Bullenpeitsche, Wasserfolter im Eimer, und allem was sonst noch dazu gehört. Totenbleich war mein Verlobter, als er mir erzählte, was sie mit dem Knirps aufführte, bevor sie die Sauhaken durch seine Handgelenke stieß, damit sie ihn aufhängen und vor laufender Kamera abstechen konnte. Allerdings hat sie dem blutigen Bündel, weil das perverse Schwein ein richtiges Massaker sehen wollte, zuvor auch noch die Haut abgezogen, ihm ein paar Finger und die Nase gebrochen, und ihm zu guter Letzt die Augen ausge-

stochen und die Ohren abgeschnitten, aber im Grunde war das auch schon egal, denn als sie dem ohnmächtigen Knirps den Bauch aufschlitzte und seine Gedärme heraus quollen, spürte er längst nichts mehr. Das mit Abstand Erschütterndste, wenn nicht gar Traumatisierendste, sagte mein Verlobter, war ihr teuflisches Grinsen und das Schreien des Toddlers, als sie ihm den Schwanz und die Eier abgeschnitten hat, denn das hat er sehr wohl gespürt. Das war schlussendlich auch der Grund, warum er wieder die Besinnung verloren hat, kurz bevor sie ihn über dem Gully aufhängte, ihn erfolglos mit einem Eimer Wasser überschüttete und massakrierte. Das mit dem Gully muss sich in deinen Ohren, gleich wie in meinen, anhören, als hätte sie den Film in meinem Keller gedreht, und deshalb lege ich großen Wert darauf, dass du weißt, dass das nicht der Fall war, denn das hätte ich nie und nimmer zugelassen.«

Elizabeth gesellte sich wieder zu ihnen, weshalb Bri und Fen so tun mussten, als hätten sie über belanglose Dinge gesprochen.

»Und? Wie sieht es aus? Seid ihr euch nun einig geworden?« wollte die große schwarzhäarige Edelhure wissen.

»Ja« antwortete Fenia knapper denn je.

»Heißt das, wir können nun doch, wie geplant, seine letzten zwei Stunden auf dieser Welt filmen?« Brianna, die absichtlich den Kopf wegge-

dreht hatte, da sie Elizabeth nicht in die Augen schauen konnte, horchte und blickte auf.

»Das kommt nicht in Frage!« rief sie empört. »Ihr habt Enya ein Versprechen gegeben und wenn ihr euch nicht daran haltet; ich werde es tun! Sie ist meine beste Freundin und das wird sie immer bleiben! Verlasst euch drauf! Und da ich weiß, dass man in eine lebenslange Freundschaft etwas investieren muss, präsentiere ich euch nun die Lösung für das Problem!« Brianna wandte sich Fenia zu. »Ihr führt die heutige Session zu Ende, ohne ihm den Gnadenstoß zu geben, damit Elizabeth ihre Rache bekommt und damit leben kann, du bekommst von Elizabeth die übliche Miete für den Keller, und nachdem ich die kleine Ratte mit eurer Hilfe zu einem anständigen Weggeführten erzogen habe, nehme ich sie unter meine Obhut!«

»Und als was?! Als deinen Adoptivsohn, als dein Lustobjekt, oder als deinen kleinen Bruder, den du privat versklavst und fickst, wenn es dich danach gelüftet?« fragte Elizabeth boshaft.

»Ich würde sagen, das letztere käme dabei am ehesten in Betracht, und nebenbei gesagt, käme mir das sogar gelegen, denn was ich vorerst am allerwenigsten gebrauchen kann, ist ein hirnloser Schwanzträger, der mir täglich die Ohren voll singst, wie schön es nicht wäre, zu heiraten und eine Familie zu gründen!«

»Du willst den kleinen verbrecherischen Bastard tatsächlich wie eine Katze in deiner Wohnung halten, in der Hoffnung, dass er sie nicht eines Tages plündert oder in Brand steckt?« fragte Fenia, wobei sie ungläubig dreinschaute.

»Ja. Ich werde ihn, nachdem wir ihn gebrochen haben, fesseln, knebeln, an mein Bett ketten, und so lange ficken und erziehen, bis er nur mehr seiner großen strengen Schwester die Scheiße aus dem Arsch frisst. Und danach werde ich ihn in Schritten an seine Freiheit und sein neues Leben als mein persönlicher Sklave gewöhnen. Und wenn er einen Rückfall bekommt, bin ich die erste, die ihm, draußen, im Outback, nach einem als Picknick getarnten Rendezvous ein Messer zwischen die Rippen stoßt, und mit seinem eigenen Blut die Dingos anlockt.«

»Sorry, Schätzchen, aber ich kann es immer noch nicht glauben. Du willst die tückische kleine Ratte wirklich als deinen kleinen verfuckten Bruder ausgeben?« bohrte Fenia hartnäckig nach.

»Ja. Das scheint mir die bessere Lösung zu sein, damit die alte Schachtel, die mir die Wohnung vermietet hat, nicht auf die Idee kommt, an der Sache könnte was faul sein.«

»Und was machst du, wenn sie auf die Idee kommt, mithilfe ihres eigenen Schlüssels ausgerechnet in der heiklen Anfangsphase in deinem Schlafzimmer herumzuspionieren?«

»Keine Sorge. Ich hab' das Schloss – wegen meiner teuren Wäsche - an beiden Türen ausgetauscht, und tagsüber werde ich ihn in meinem klobigen Schrank einschließen, damit er sieht, dass ich keine Zicken mache, wenn er mir nicht auf Punkt und Beistrich gehorcht! Ich werde die tückische kleine Sau, unserer Lolita zuliebe, ab heute Nacht zu einem perfekten Sklaven erzieh'n. Ihn in jeder Hinsicht zu unterwerfen, und ihm klarzumachen, dass er ab heute mein Eigentum ist, ist sicher das geringere Problem! Und damit ihr seht, dass es mir ernst ist, werde ich ihn, nachdem wir die Sache per Handschlag und Küsschen besiegelt haben, vor euren Augen auf der Streckbank zureiten.« Alle drei Huren blickten wie auf ein geheimes Zeichen zu William Hopkins, der wegen Elizabeths Drohungen wie ein Häuflein Elend auf der Streckbank um sein Leben zitterte.

»Und wie sieht es mit der Schule aus?« wollte Fenia wissen, um sicherzugehen, dass Brianna keinen Mist baute, indem sie irgendetwas außer Acht gelassen hatte.

»Damit die Sache mit der Schule klappt, werde ich ihm, außer der Rolle meines kleinen Bruders, auch die Rolle als Schüler einbläuen. Das heißt; er wird mich in der Öffentlichkeit als seine große Schwester bezeichnen oder vorstellen, und hinter verschlossener Tür bin ich seine Educatrix; damit meine ich, seine herrische Privatlehrerin, seine

strenge Gouvernante, seine versaute Stiefmutter, und seine potentielle Henkerin, denn falls er es wagen sollte, nicht nach meiner Pfeife zu tanzen, sich jemandem anzuvertrauen, oder seine Hausaufgaben nicht zu machen, schieß ich ihm ins Maul, bevor ich ihn kneble, fessele und die halbe Nacht lang in den Arsch ficke und mit dem Schlagriemen bearbeite.«

»Und was machen wir, wenn er abhaut, weil du ihn zu früh vor die Tür gelassen oder gesetzt hast?«

»Dann landet er, nachdem wir ihn wieder eingefangen haben, hier in diesem Keller, damit ihr beide mit ihm machen könnt, was ihr wollt – inklusive Folterungen mit Todesfolge - mit ihm als Hauptdarsteller. Zu euren Moneten kommt ihr so oder so, weil der alte abartige Bock, der den Film in Auftrag gegeben hat, froh sein kann, wenn er nicht vor der Erfüllung seines Wunsches abkratzt. Ich halte jede Wette, dass es ihm vollkommen egal ist, ob es in dem Film um einen Fünfjährigen geht, der von seiner als Domina verkleideten Mutter zu Tode gefoltert wird, oder um eine in schwarzem Leder und schwarzen Strümpfen agierende Lehrerin, die ihren Achtjährigen Schüler im Zuge des Nachsitzens in einem Folterkeller in die Mangel nimmt und massakriert.«

Fenia und Elizabeth sahen sich wieder an, während William Hopkins' Leben einmal mehr an ei-

nem seidenen Faden hing. Dann zuckte Elizabeth plötzlich mit den Schultern und sagte laut und klar:

»Na schön, Gothica Erotica! Du hast, dank deiner Überredungskunst gewonnen! Mach mit dem kleinen hinterhältigen Bastard vorerst, was du willst, aber wehe, du tanzst irgendwann bei mir an, und bittest mich, ihn zurückzunehmen, ohne das Doppelte für seine neuerliche Aufnahme in die Anstalt zu bezahlen! Der tückische Knirps ist eine tickende Zeitbombe, und wenn wir es wirklich schaffen sollten, ihn hinzubiegen, fress' ich einen Besen und bekenne mich dazu, eine schwarz-malerische Hexe zu sein! Außerdem bleibt die Frage offen, wo wir ein Ersatzopfer herbekommen könnten, damit uns dein Goldesel ins Netz geht! Schon vergessen?! Du bist immer noch die einzige von uns, die im Vergleich arm wie eine Kirchenmaus ist!«

Hinter Briannas Stirn ratterten die Rädchen, denn in Wahrheit war sie um ein vielfaches reicher als Fenia und Elizabeth zusammen.

»Ist das wirklich die einzige Möglichkeit, einen intimeren Kontakt zwischen mir und ihm herzustellen?«

»Ja! Das abartige Schwein steht nun mal drauf, und deshalb frage ich dich noch mal! Wo sollen wir ein ähnliches Opfer herbekommen, das es verdient hat, vor laufender Kamera wie eine Sau ab-

gestochen zu werden! Überlege gut, denn der alte Lustmolch ist nicht nur steinreich, sondern oben-drein schwer herzkrank und somit deine Eintrittskarte in ein neues Leben! Und zwar in doppelter Hinsicht! Erstens würde er die besagte Summe hinblättern, die wir uns gerecht teilen würden, und zweitens wäre er, gleich wie unsere toten Männer, bereit, seine Verwandten vor den Kopf zu stoßen, indem er sein Testament ändert! Und jetzt will ich eine gute Antwort hören, wenn du nicht willst, dass ich die kleine Ratte doch noch an den Haaren zu den Schweinehaken zerre und die Kamera aktiviere, damit die Schlachtung wie geplant vonstatten gehen kann!«

Brianna Sinclair überlegte fieberhaft, denn weder wollte sie ihre Freundschaft zu Enya aufgeben, noch die Chance, einen steinreichen Mann ehelichen zu können, den sie in weiterer Folge in Teamarbeit zu Tode ficken konnten. William Hopkins' Leben stand nach wie vor an der Kippe, doch er konnte aufatmen, denn Brianna sagte:

»Na schön! Da ich diejenige bin, die am meisten von der Sache profitiert, werde auch ich diejenige sein, die das neue Opfer beschafft, doch ich stelle vier Bedingungen!«

»Und die wären?!« rief Fenia voller Neugier.

»Erstens wird sich die Sache nicht wiederholen, selbst wenn sie sich hinterher als das lukrativste Unterfangen aller Zeiten erweist, zweitens werde

ich dabei sein, drittens werden wir ein Betäubungsmittel verwenden, damit der Knirps, obwohl oder gerade weil er bei Bewusstsein ist, nicht zu sehr leidet, und viertens verlange ich von euch, mich ab heute als vollwertige Partnerin zu akzeptieren! Das heißt; Besprechungen oder Aktionen hinter meinem Rücken, wie diese, wird es nicht mehr geben! Dass betrifft auch diverse Züchtigungen der besonderen Art in euren Schlafzimmern! Es kann nicht angehen, dass ihr ohne mein Wissen einen der Knirpse zu zweit in der Wohntage einer Villa fickt oder zu Leckdiensten verdonnert, bis ihm die Zunge wie eine Krawatte rauhängt, oder dass er in einem Moment der Unaufmerksamkeit beim Fenster einer Toilette rauskotzt, weil ihr ihm zwecks Bestrafung, Erziehung, oder Begrüßung der Reihe nach ins Maul geschissen habt, und ich bis zum Hals mit drin stecke, wenn die verbotene Sache auffliegt! Ach ja! Noch etwas! Sollten wir deswegen irgendwann Probleme bekommen, werden wir meine Praktikantin auf jeden Fall aus allem heraushalten! Sie hat keinen der Knirpse gefoltert und ebenso wenig hat sie mit ihnen rumgehurt! Das wäre meine fünfte Bedingung, damit alles beinahe wie bisher weitergehen kann! Entweder ihr akzeptiert diese fünf Forderungen, oder ich verlasse die Loge und suche mir neue Freundinnen! Lola und Samanta wären gewiss entzückt,

wenn sich ihr Status infolge meiner Freundschaft zum Positiven verändern würde!«

Fenia und Elizabeth blickten sich an, und die Logenchefin war diejenige, die nach Elizabeths zustimmendem Nicken das Wort ergriff.

»Na schön! Einverstanden! Ab sofort gibt es nur mich, als Oberhaupt, und euch beide als gleichwertige Prostituierte und Beraterinnen. Und nun will ich von dir wissen, wo du das Ersatzopfer herbekommen willst, und wie alt der Knirps ist, denn wie du weißt, steht sein Alter in Relation zu der Abartigkeit deines Goldesels! Jedenfalls sollte er nicht älter sein, wie der elende Wicht, der es beinahe geschafft hat, Elizabeths Leben zu zerstören und zum Massenmörder zu werden!«

»Keine Angst! Ich werde mich ins Zeug legen und das beste daraus machen, sodass ihr hinterher froh sein werdet, den Knirps, der auf der Streckbank liegt, verschont zu haben! Damit weder Enya noch ich Probleme mit unserem Gewissen bekommen, werde ich mit eurer Hilfe einen Jungen aus einem Krankenhaus entführen, der ohnehin dem Tod geweiht ist! Ihr wisst schon; eines dieser bleichen dünnen Gerippe, die ein Dutzend Ärzte benötigen, damit sie ein letztes oder vorletztes Mal die Sonne aufgehen sehen! Wir betäuben und entführen ihn, erledigen die Sache mit dem Film, und nachdem wir das, was von ihm übrig

ist, den Haien spendiert haben, zünden wir eine Kerze an und sprechen ein Gebet.«

Fenia und Elizabeth sahen sich wieder gegenseitig an.

»Dein Vorschlag ist gar nicht mal so schlecht, Gothica Erotica, denn um ehrlich zu sein, war die Tatsache, dass der kleine Brandstifter kerngesund ist, das einzige, was mich an der Sache störte!« gab Elizabeth Valentine zu. »Hier ist meine Hand!«

Sie reichte ihrem Gegenüber und der Chefin der Loge zum Glück aller Beteiligten die Hand und Brianna und Fenia schlugen ein.

»Ist es somit fix, gewiss und garantiert, dass er heil aus der Sache rauskommt?!« wollte Brianna zur Sicherheit wissen, wobei sie mit dem Kopf auf William Hopkins deutete.

»Ja! Ich verspreche beim Leben meiner zukünftigen Kinder, dass ich das kleine Arschloch nicht aus Zorn massakrieren werde, aber ich hoffe, du bist dir dessen bewusst, wie viel uns die Läuterung dieses kleinen Idioten kosten wird, falls er sich tatsächlich als unheilbarer Fall erweist!« sagte Elizabeth, nun, da sie vollends eingelenkt und eingewilligt hatte.

»Ja. Keine Sorge. Das weiß ich sehr wohl, und wenn ihr glaubt, es finanziell nicht verkraften zu können, werde ich mich an den Kosten zu einem Viertel beteiligen, denn schließlich stecke ich nun,

dank dem perversen alten Knacker mit drin. Was ich euch trotz unseres Kompromisses ankreide, ist, dass ihr Enyas Vertrauen missbraucht habt. Die Aufgabe, die sie sich aus feien Stücken zuge-  
mutet hatte, war – und das hatte ich wahrhaftig im Gefühl - ein unwürdiges Ablenkungsmanöver, das ihr euch erspart hättet, wenn ich eingeweiht worden wäre.«

»Ja, Schätzchen. Ich stimme dir zu, und ich entschuldige mich aus tiefstem Herzen und in unser beider Namen dafür, wobei als Milderungsgrund gelten sollte, dass wir nicht wussten, wie viel unsererer Lolita daran lag, das kleine Aas am Leben zu lassen« lautete Fenias wenig glaubwürdiger Beitrag zu der fruchtbaren Debatte.

»Wie dem auch sei! Nun wisst ihr es, und wenn ihr noch mal versucht, uns reinzulegen, wird es der Loge nicht gut bekommen. Meine Freundin würde ihr sicher den Rücken kehren, und ich natürlich auch – für alle Ewigkeit! Das sage ich vor allem deshalb, weil ich weiß, wie viel ein Versprechen in diesem schaurigen Keller wert ist! Das war's! Mehr möchte, will und muss ich dazu nicht sagen! Eines vielleicht noch zu guter Letzt! Zugegeben; ihr habt mir dabei geholfen, aus der kleinen Landpomeranze eine passable Domina zu machen, aber das heißt noch lange nicht, dass ich es zulasse, dass ihr wie nebenbei eine gedungene Mörderin aus ihr oder mir konstruiert!«

Enya wusste zwar von all dem nichts, doch sie konnte sich (laut Briannas Schilderungen im Zuge des kommenden Briefwechsels) in weiterer Folge beruhigen. Die beiden Huren hielten ihr Versprechen, und schafften es nach drei Monaten tatsächlich, den Jungen auf dieselbe Art wie Billy Watson zu brechen, und einen neuen Charakter in ihm zu formen. Sie machten zwar zusätzlich Dinge mit ihm, die normalerweise nirgends erwähnt werden durften, doch es lohnte sich scheinbar, all jene Methoden anzuwenden, die schmerzhaft waren, aber allerhöchstens reparable Schäden an Körper und Seele verursachten. Ein kleines Trauma hatten sich, aus der Sicht der drei Huren, aber auch nach Enyas Einschätzung, beide Jungs redlich verdient, und die körperlichen Züchtigungen; also jene Dinge, die Enya mit knapper Not fertig gebracht hätte, wie die Sache mit Zwangsernährung auf der Streckbank, samt Anwendung des Schlagriemen und der Fickgurke, ebenso. Enya hatte sogar ihre Einwilligung zur Benutzung der Streckbank – inklusive dem grausamen Spannen der Seile gegeben, jedoch nur so stark, bis die Schultergelenke des Jungen in schmerzhafter Weise aus den Pfannen sprangen. Das waren allerdings Einmal-Momente sowie das höchste der gruseligen Gefühle, und zugleich eine absolute Ausnahme, da das kleine Monster im wahrsten Sinn des Wortes mit voller Absicht mit dem Feuer und dem Leben von

hundertfünfzig Kindern gespielt hatte, und nicht einmal ansatzweise Reue zeigte.

William Hopkins blieb also vorerst am Leben. Enya fiel der Abschied von Sydney und der Loge allein wegen dieser Debatte wesentlich leichter, und einmal mehr hatte Enya die Erfahrung gemacht, dass Geld und Reichtum bestens geeignet waren, sogar den eigenen Charakter zu verderben.

## *Flucht nach Himmelhoch*

Enya und Brianna waren bereits auf dem Weg nach North Queensland. Sie hatten sich dagegen gesträubt, die Nacht, im Imperial zu verbringen, und der Grund dafür lautete: Der Zug nach Goondiwindi, von wo es weiter nach Brisbane gehen sollte, fuhr nur einmal pro Woche – Samstagabend. Wenn es mit der Verbindung plangemäß klappte, würden sie am Montag rechtzeitig in Brisbane sein, um in den Cairns-Express zu steigen. Der Goondiwindi-Zug war überfüllt. Da es keine Schlafwagen gab, hockten sie die ganze Zeit mit anderen Passagieren dicht an dicht auf Bänken, und natürlich blieb keine Minute für richtiges Abschalten. Die Lokomotive stampfte Stunde nach Stunde ihren Weg in nordöstlicher Richtung, eigenbrötlerisch, wenn man so wollte. Zwischendurch wurde immer wieder mal gehalten, wenn's dem Lokführer einfiel, sich eine Kanne Tee zu kochen, oder wenn eine Schafherde über die Geleise hinweg zog, oder wenn der Mann vorn auf der Maschine Lust zu einem kleinen Plausch mit dem Viehtreiber hatte.

»Ich möchte nur mal wissen, weshalb man Goondiwindi wie Gandiwindi ausspricht?« fragte Enya, als sie dann am Sonntag in Goondiwindi waren, im Wartesaal des Bahnhofs, der in einem schrecklichen »amtlichen« Grün gestrichen war und mit dem sie vorlieb nehmen mussten, weil an diesem Tag sonst nichts weiter geöffnet blieb. Arme Enya! Sie war nervös und fühlte sich beklommen.

»Woher soll ich das wissen?« fragte Brianna mit einem Seufzen. Ihre Einsilbigkeit hatte in diesem Fall einen besonderen Grund. Sie plagte ganz einfach Hunger. Da es Sonntag war, konnten sie nicht einmal eine Tasse Tee bekommen, geschweige denn irgendeinen Bissen. Erst am Montagmorgen, im Zug nach Brisbane, würden sie wieder Gelegenheit haben, etwas zu essen und zu trinken. Dann die Ankunft in Brisbane, im Südbahnhof. Quer durch die Stadt ging es zum RomaStreet-Bahnhof. Und als sie dann in den Cairns-Express stiegen, entdeckte Enya zu ihrem Schrecken, dass Brianna nicht etwa ein Schlafwagenabteil gebucht hatte, sondern zwei einfache Sitzplätze in der 2. Klasse.

»Brianna, wir sind doch nicht knapp an Geld!« sagte sie müde und verdrossen. »Falls du vergessen haben solltest, zur Bank zu gehen, ich habe hier in meinem Portemonnaie hundert Pfund, die Colin mir bei der Abfahrt nach Sydney gegeben

hat. Warum hast du uns denn kein Schlafwagenabteil erster Klasse besorgt?« Sie war verblüfft.

»Aber bis Dungloe sind's doch nur drei Tage und drei Nächte! Warum Geld für ein Schlafwagenabteil ausgeben, wo wir doch beide jung, gesund und stark sind? Das Sitzen hier im Zug bringt dich schon nicht um, Herzchen! Wird wohl langsam Zeit, dass du dir was klarmachst – du hast eine harte Zeit ohne Mann vor dir. Enya ließ sich auf den Fensterplatz sacken, den Brianna für sie ergattert hatte, und drehte dann, das zitternde Kinn auf die Hand gestützt, den Kopf zum Fenster. Brianna sollte ihre Tränen nicht sehen. Wie zu einem unmündigen Kind hatte sie eben zu ihr gesprochen. War sie das etwa in ihren Augen? Ein Funke Aufsässigkeit begann sich in ihr zu regen, aber mehr wurde es auch nicht, denn ihr Stolz, ihr geradezu unbeugsamer Stolz ließ es nicht zu, dass sie sich mit ihrer Freundin zankte, wo sie doch so viel für sie tat. Das wäre nicht richtig gewesen. Stattdessen versuchte sie, sich in Gedanken vor Augen zu führen, dass sie im doppelten Boden ihrer Tasche Pistolen und Werte transportierte, die mit König Salomons Schatz konkurrieren konnten, und dass sie Mutter sein würde, sich jedoch daran erst gewöhnen musste. Und das brauchte seine Zeit. Nach und nach würde sich alles finden. Sie würde ihre Tasche bewachen und mit ihrem Leben verteidigen, sie würde kochen, Sachen fli-

cken, das Baby zur Welt bringen, und eine gute Mutter sein. Und das alles ohne Ehemann. Ihr verantwortungsvoller Vater, Angus Kelly, kam ihr in den Sinn. Wie viel Hochachtung hatte Daddy doch für Mum gehabt, wie sehr hatte er sie bewundert und geliebt. Man musste Cedric Zeit lassen.

Ihr Ziel war eine Stadt namens Dungloe, nur etwa achtzig Kilometer von Cairns entfernt. Und Cairns selbst war der Endpunkt dieser Strecke, die an der Queensland-Küste entlanglief. Nahezu zweitausend Kilometer galt es zurückzulegen, und das in einem Abteil, wo kein Platz unbesetzt blieb, wo man sich nie hinlegen oder auch nur ein wenig ausstrecken konnte, wo man immerzu durchgeschüttelt und durchgerüttelt wurde. Das Land hier war zwar weit stärker besiedelt als jenes um Yelli, auch wirkte die Landschaft abwechslungsreicher, doch Enya konnte kein Interesse dafür aufbringen. Ihr Kopf schmerzte, ihr Magen rebellierte, und die Hitze war viel, viel schlimmer, als sie das je in Yelli erlebt hatte. Ihr schönes rosafarbenes Seidenkleid, erst Hochzeitsstaat, nun Reisedress – wie sah es jetzt aus? Schmutzig von dem Ruß, der durch die Fenster herein geweht wurde. Außerdem klebte sie nur so vor Schweiß, und es schien, dass davon auch nicht ein einziger Tropfen verdunsten wollte. Doch schlimmer als dieses körperliche Unbehagen war etwas anderes.

»Streckenarbeiter«, erklärte Brianna Enya beim ersten Mal. »Sind ausgehungert nach Neuigkeiten und einer Möse.« Brianna plauderte viel und gerne um sie aufzuheitern, doch sie soweit zu bringen, das sie sich genauso behaglich und zufrieden fühlte wie ihre Freundin, und genauso fasziniert von der Küstenebene, war ein schwieriges Unterfangen. Enya saß nur, starrte aus dem Fenster und sah nichts. Brianna ging zu einer Art Kiosk auf der anderen Seite der Straße, einem Fishand-Chips Shop, und kam mit einem in Zeitungspapier gewickelten Päckchen zurück. »Es heißt, Cardwell-Fisch muß man selber kosten, sonst glaubt man's nicht, Herzchen«, sagte sie. »Der beste Fisch, den's auf der Welt gibt. Hier, versuch mal was davon. Alle zehn Finger wirst du dir danach lecken. Ich sag's dir, es gibt nichts auf der Welt, das es mit Queensland aufnehmen kann.« Enya warf einen einzigen Blick auf den Fisch, schmierig wirkende Stücke mit Klümpchen, als habe man das Ganze paniert – und sie stürzte davon in Richtung Toilette. Als sie dann, noch mit bleichem Gesicht und zitternden Fingern, wieder heraustrat auf den Gang, wartete Brianna dort auf sie. Es war später Nachmittag, als sie aus dem Zug stiegen. Verzweifelt hielt Enya sich an Briannas Arm fest, viel zu stolz, um zuzugeben, dass sie nicht mehr richtig gehen konnte. Bri fragte den Bahnhofsvorsteher nach einem billigen Hotel.

Dann nahm sie die Koffer und trat hinaus auf die Straße. Enya schwankte wie betrunken hinter ihr her.

»Ist nicht weit«, sagte sie tröstend. »Nur bis zum Ende des Blocks auf der anderen Straßenseite. Das weiße, zweistöckige Haus.« Das Zimmer, das sie erhielten, war zwar klein und zu allem Überfluss auch noch mit großformatigen viktorianischen Möbelstücken voll gestopft, doch Enya erschien es jetzt als der Himmel. Sie ließ sich auf die eine Seite des Doppelbetts sacken.

»Ja, leg dich nur vor dem Essen hin.« Das Bett schien im gleichen Rhythmus über knackende Geleise hinwegzurollen wie der Zug, klicketi-klick, klicketi-klick, doch Enya drehte nur den Kopf zur Seite, dankbar ins Kissen geschmiegt, und schlief und schlief. Brianna hatte ihr Schuhe und Strümpfe ausgezogen und sie mit einem Laken zugedeckt. Enya bewegte sich unruhig, öffnete die Augen.

»Ich bin einfach nicht daran gewöhnt, eine Begleiterin zu haben, meine ich. Das ist der ganze Grund, aber mit dem Auto hätte die Reise doppelt oder drei Mal so lange gedauert. Hast du Hunger, Herzchen?«

»Hunger!? Na, das ist gar kein Ausdruck! Weißt du, dass es fast eine Woche her ist, seit ich das letzte Mal richtig gegessen habe?«

»Dann mache ich dir einen Vorschlag. Nimm ein Bad, zieh dir ein frisches Kleid an, und dann wollen wir doch mal sehen, ob Dungloe dir gefällt.« Gleich neben dem Hotel war ein chinesisches Restaurant, und dort machte Enya zum ersten Mal in ihrem Leben Bekanntschaft mit der asiatischen Küche. Ausgehungert wie sie war, hätte sie wohl alles in sich hinein geschlungen, was auch nur einen leidlichen Geschmack besaß, aber dies hier, dies war einfach großartig. Es war so wunderbar, dass sie es auch gegessen hätte, wenn's Rattenschwänze und Haifischflossen und Hühnereweide gewesen wären – wenigstens hatte man sich's so immer in Yelli erzählt. Aber in Yelli gab's an Besonderheiten dieser Art nur ein griechisches Restaurant, an dem gar nichts so Besonderes war, denn dort bekam man Steak und Chips. Brianna hatte aus dem Hotel zwei Flaschen Bier mitgebracht, und sie bestand darauf, dass sie ein Glas davon trank, obwohl sie Bier nicht mochte.

»Sei ja vorsichtig mit Wassertrinken«, sagte Bri eindringlich. »Vom Bier kriegst du keinen Durchfall.« Nach dem Essen nahm sie ihren Arm und führte sie stolz durch Dungloe, ganz als ob es ihr gehöre. Aber nun ja, sie stammte ja aus Queensland, da schien das verständlich. Was für ein Ort war dieses Dungloe doch! Seinem ganzen Charakter nach schien es den Städten im Westen weitgehend unähnlich zu sein. In der Größe Yelli ver-

gleichbar, folgten die Häuser jedoch nicht endlos einer Hauptstraße, sondern waren gleichsam zu Blöcken von quadratischer Form geordnet, sämtlich weiß und nicht braun, nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch die Geschäfte und Läden. Die Fenster schienen eigentlich nur Fensterblenden zu sein; luftdurchlässige Holzgebilde also, und offenbar aus eben diesem Grund bevorzugt. So hatte jedes noch so leichte Lüftchen Zutritt ins Hausinnere. Zum Teil, beim Kino zum Beispiel, sahen sogar die Dächer und die Wände so ähnlich aus, eher wie Gitter- oder Lattenwerk. Rundum war die Stadt von Dschungel umschlossen, echtem Dschungel. So konnte es auch wenig verwundern, dass man überall Ranken und Kletterpflanzen sah, an Pfosten wanden sie sich hinauf, über Dächer schlängelten sie sich hinweg, an Mauern hafteten sie fest. Bäume wuchsen mitten auf der Straße. Manchmal hatte man um sie herum ein Haus gebaut, vielleicht auch waren sie durch das Haus hindurch gewachsen. Es schien unmöglich, zu sagen, was zuerst da gewesen war, die Bäume oder die menschlichen Behausungen. Denn wenn es einen überwältigenden Eindruck gab, dann diesen: dass nichts diese ungeheure und wie hektische Vegetation in Schach halten konnte. Kokospalmen wuchsen hier höher als die mächtigen Geister-Eukalypten auf Valopo, und die Palmwedel schwankten vor einem tiefblauen Himmel. Wohin

Enya auch blickte, überall schien es vor Farben geradezu zu explodieren. Nein, dies hier war kein Land in Braun und Grau. Jede Baumart schien in Blüte zu stehen, purpur, orange und scharlachfarben, rosa, blau und weiß. Es gab viele Chinesen in schwarzen Seidenhosen, winzigen schwarzweißen Schuhen und weißen Strümpfen, weißen Hemden mit so genannten Mandarin-Kragen, und mit Zöpfen, die ihnen ein kleines Stück auf den Rücken hingen. Männer und Frauen sahen einander so ähnlich, dass Enya sie kaum unterscheiden konnte. Fast der gesamte Handel des Ortes schien in den Händen von Chinesen zu liegen. Ein Kaufhaus, wie es das in dieser Art in Yelli überhaupt nicht gab, trug einen chinesischen Namen. AH WONG'S stand auf dem Schild. Alle Häuser standen auf hohen Pfählen, ähnlich wie das alte Haus für den Oberviehtreiber auf Valopo. Brianna erklärte, weshalb das so war. Erstens sorgte man auf diese Weise für eine bessere Luftzirkulation, und zweitens konnte man dadurch die Termiten abwehren, denen ein neu errichtetes Haus sonst bereits nach einem Jahr zum Opfer gefallen wäre. Oben an jedem Pfahl war rundherum Blech befestigt, und zwar mit herab gebogenen Rändern: eine sichere Sperre gegen Termiten, da sie ihren Körper in der Mitte nicht krümmen und also auch nicht weiter kriechen konnten zum eigentlichen Haus. Natürlich zerfraßen sie die Pfähle, doch die

ließen sich dann jeweils ersetzen, und das war wesentlich bequemer und vor allem auch billiger, als wenn man ein neues Haus bauen musste. Die meisten Gärten sahen gar nicht wie Gärten aus, sondern wie ein Stück Dschungel, hauptsächlich Bambus und Palmen, als hätten es die Besitzer aufgegeben, dort so etwas wie eine gärtnerische Ordnung zu schaffen. Was Enya wirklich schockierte, war der Anblick, den Männer und Frauen hier boten. Für das Essen im Restaurant und den anschließenden Spaziergang hatte Enya sich so gekleidet, wie das Sitte und Anstand nun einmal verlangten: hochhackige Schuhe, Seidenstrümpfe, Satinunterrock und Seidenkleid mit halblangen Ärmeln und Gürtel. Was sie am meisten irritierte, war die Tatsache, dass die Leute sie anstarrten, als wäre sie nicht schicklich gekleidet. Die meisten Männer waren, bis auf ihre verschmuddelten khakifarbenen Shorts, ganz einfach nackt. Sie trugen auch keine Schuhe, und wer ausnahmsweise nicht mit bloßem Oberkörper herumlief, hatte nicht etwa ein Hemd an, sondern nur ein Unterhemd. Noch schlimmer war's allerdings mit den Frauen. Manche trugen dürftige Baumwollfähnchen, wobei sich deutlich erkennen ließ, dass sie auf jegliche Unterwäsche ganz schlicht verzichteten. Strümpfe? Natürlich keine Spur. Höchstens abgetretene Sandalen. Doch die meisten gingen barfuß und trugen im übrigen Shorts wie die Männer, nur

dass es ausnehmend kurze Shorts waren. Als Oberteil genügten ihnen winzige ärmellose Fetzen, die mehr unbedeckt ließen als sie bedeckten. Hier in Dungloe befand man sich in einer zivilisierten Stadt und nicht am Strand. Dennoch ließen sich die weißen Einwohner praktisch unbekleidet sehen. Selbst die Chinesen waren besser angezogen. Überall sah man Fahrräder, zu Hunderten, wenige Autos, überhaupt keine Pferde. Alles war doch sehr viel anders als in Yelli. Und dann diese Hitze, diese unglaubliche, diese fürchterliche Hitze. Sie kamen an einem Thermometer vorbei, und Enya warf rasch einen Blick darauf. Nur zweiunddreißig Grad, einfach unfassbar. Da kam es einem in Yelli ja bei fünfundvierzig Grad kühler vor! Enya hatte das Gefühl, sich nicht durch Luft hindurch zu bewegen, sondern durch eine glitschige Masse, ähnlich feuchter, dampfender Butter, und beim Atmen schien Wasserdampf in ihre Lungen zu dringen.

»Bri, das ist ja unerträglich!« keuchte sie schon nach kurzer Zeit. »Bitte, können wir zurückgehen?«

»Wenn du willst. Was dir so zusetzt, ist die Luftfeuchtigkeit. Die beträgt selten weniger als neunzig Prozent, ob es nun Winter ist oder Sommer, und die Temperaturen bewegen sich allgemein so zwischen dreißig und fünfunddreißig Grad. Großen Unterschied zwischen den Jahreszeiten gibt es

nicht. Allerdings steigt die Luftfeuchtigkeit im Sommer durch den Monsun bis auf hundert Prozent.«

»Sommer- und nicht Winterregen?«

»Das ganze Jahr über. Hier hört der Monsun eigentlich nie auf, und falls doch, nun, dann sind da die Südostwinde, die gleichfalls sehr viel Regen mitbringen. Die jährliche Niederschlagsmenge schwankt so zwischen drei und sieben Metern.«  
Sieben Meter Regen pro Jahr! Das arme Yelli war außer sich vor Freude, wenn es dort vierzig Zentimeter wurden!

»Kühlt es wenigstens nachts ab?« fragte Enya, als sie das Hotel erreichten. Im Vergleich zu dieser Dampfbad-Atmosphäre schienen selbst die heißesten Nächte in Yelli recht erträglich.

»Nicht sehr. Aber du wirst dich daran gewöhnen.« Bri öffnete die Tür zum Zimmer. Während Enya eintrat, blieb sie selbst draußen stehen. »Ich gehe auf ein Bier nach unten in die Bar und werde so in einer halben Stunde wieder hier sein. Mal seh'n, ob ich einen meiner alten Freier treffe, der uns die Reisekosten rückerstattet. Die Zeit sollte dir eigentlich genügen, nicht?« Verdutzt suchte ihr Blick Bris Gesicht.

»Ja, Bri – mach nur.« Dungloe lag siebzehn Breitengrade südlich vom Äquator, und so fiel die Nacht herab wie ein schwarzer Block. Kaum war die Sonne untergegangen, so herrschte auch schon

tiefe Dunkelheit. Als Enyas Begleiterin zurückkam, hatte Enya bereits das Licht ausgeschaltet und lag im Bett, unter einem Laken. Lachend griff Bri danach und warf es auf den Fußboden.

»Liebes, es ist heiß genug! Wir brauchen nichts zum Zudecken.« Nur sehr undeutlich sah sie Briannas Gestalt. Mit raschen Bewegungen zog sie sich aus. »Ich habe deinen Pyjama auf den Toiletentisch gelegt«, sagte sie fast unhörbar.

»Pyjama? Bei diesem Wetter? Ich weiß, in Yelli wäre es unvorstellbar, ohne Pyjama zu schlafen. Die würden schon beim bloßen Gedanken einen Schlaganfall bekommen. Aber wir sind hier in Dungloe! Hast du wirklich ein Nachthemd an?«

»Ja.«

»Dann zieh's aus. Ist doch sowieso nur lästig, so ein Ding.« Rasch schlüpfte Enya aus ihrem Nachthemd. Aus Batist war es, und ihre Mutter hatte es überaus liebevoll bestickt. Nur gut, dass Brianna es bei dieser Dunkelheit nicht sehen konnte. Im übrigen hatte sie recht. Es war doch viel angenehmer, nackt dazuliegen und die Luft, die durch das Fenster einströmte, sacht über sich hinweg streichen zu lassen. Allerdings wirkte der Gedanke an einen zweiten nackten Körper im Bett wenig verlockend. Die Sprungfedern quietschten. Enya spürte, wie feuchte Haut ihren Arm berührte, und fuhr unwillkürlich zusammen. Brianna streckte sich so aus, dass sie auf der Seite lag. Den Rü-

cken zu Enya gedreht schlief sie tief und fest, aber Enya lag noch lange wach. Während ihr die Tränen über die Wangen liefen und dann in ihrem Haar versickerten, dachte sie an Valopo. Wenn sie doch nur dort oder bei Cedric wäre! Schlaflos lag sie, während Bri völlig ungestört und selig schlief. Und als sie endlich einzudämmern glaubte – vielleicht war sie auch ein wenig eingenickt –, war schon die Morgendämmerung da. Nein, keine Morgendämmerung. Alles ging genauso schnell und freudlos vor sich wie am vergangenen Abend, als es fast übergangslos dunkel geworden war. Jetzt handelte es sich nur um die umgekehrte Prozedur. Wie ganz anders erlebte man das doch auf Valopo, das Krähen der Hähne und all die anderen Laute und Geräusche der Schafe und Pferde und Schweine und Hunde, die vom Erwachen sprachen. Bri wachte auf, wälzte sich herum, und Enya spürte einen leichten Stoß an ihrer Schulter. Doch sie war so müde und so heimwehkrank, dass sie liegen blieb, ohne jegliches Schamgefühl, sie bedeckte sich nicht.

»Komm, Herzchen, ich muss mir jetzt erst einmal alles richtig ansehen«, sagte sie, die Hand auf ihrer Hüfte. »Dreh dich ganz zu mir herum.« An diesem Morgen schien alles gleichgültig zu sein. Wie willenlos kam sie Briannas Aufforderung nach.

»Herzchen gefällt mir nicht in dem großzügigen Ausmaß, wie du es mir zukommen lässt«, bekrittelte sie in ihrer wankelmütigen Schwangerschaftslaune, und dies war der einzige Protest, zu dem sie sich aufraffen konnte. »Ich wünschte, du würdest mich öfter Enya nennen.«

»Na, mir gefällt Herzchen eben. Aber wenn du Herzchen so scheußlich findest, dann werde ich dich Herzblatt nennen.« Wie verträumt stand sie am Fenster während ihr Blick über die Häuser und die Straße glitt. »Erinnere dich. Ich habe dir einen Job besorgt, Enya«, sagte Bri, als sie im Speiseraum des Hotels beim Frühstück saßen.

»Was!? Bevor ich Gelegenheit habe, meine eigene Bleibe einzurichten? Ich muss ja überhaupt erst eine suchen!«

»Hat gar keinen Sinn, dass du was mietest, Schätzchen. Ist alles schon geregelt, denn wenn ich zurückfahre, will ich dich gut versorgt wissen.«

»Soll das heißen, dass du nun doch nicht ein paar Tage bei mir bleiben kannst, Bri?«

»Ist leider ausgeschlossen, Enya! Ich muss nach Sydney zurück wegen dem Theater und wegen Fen, und was für einen Sinn hätte es, wenn du allein in einer Wohnung hausen würdest? Da musst du doch gleichfalls arbeiten. Das Geld, das du verdienst, hast du noch bitter nötig für andere

Dinge. Morgen früh bringe ich dich zu den Müllers.«

»Aber wann sehen wir uns denn wieder?«

»Keine Ahnung. Luddie weiß, dass du schwanger bist, und er hat nichts dagegen, wenn du so lange bleibst, wie es dir gefällt.«

»Ach, wirklich! Nun, du hast wohl alles zu deiner völligen Zufriedenheit arrangiert, wie?«

»Glaub' schon. Oh, Enya, du musst froh drüber sein und jeden Penny sparen. Nur dann kommst du aus dieser Zwickmühle raus. Die vierzehntausend, die auf der Bank in Gilly liegen, zusammen mit dem, was du im Haushalt verdienst, und dem Anteil aus Billys Beute, kannst du es schaffen, dein Kind allein großzuzieh'n, aber leicht wird es vor allem dann nicht, wenn du keinen Vater für dein Kind auftreibst. Das kannst du mir glauben. Aber Kopf hoch, ja? Nimm's nicht schwer. Denn sieh mal, was sollst du mit einer gemieteten Wohnung, wenn du dich, je härter du arbeitest, bald in deiner eigenen Küche umsehen kannst? Ob das nun in Valopo ist oder anderswo, spielt dabei keine Rolle.«

»Wenn du es so siehst?« Enya blickte auf das Portemonnaie in ihrer Hand. »Bri, hast du meine hundert Pfund genommen?«

»Ja. Ich hab' sie auf die Bank gebracht. Soviel Geld kannst du doch nicht so einfach mit dir herumschleppen.«

»Du hast mein Reisegeld eingezahlt, das ich dir geben wollte, damit ich mich besser fühle?«

»Ja!«

»Ich glaub's einfach nicht! Ich hab achtzehn große Diamanten im Gepäck, etliche goldene und silberne Taschenuhren, haufenweise Gold und Silberschmuck, aber keinen einzigen Penny Geld. Tatsächlich hätte ich dir nur neunzig Pfund rückerstattet, also wären mir zehn Pfund geblieben! ! Wenigstens etwas Taschengeld hätte ich doch gern!«

»Wozu, Himmelherrgott, brauchst du Taschengeld? Gleich morgen früh bist du auf ›Himmelhoch‹, und da kannst du nichts ausgeben. Die Hotelrechnung bezahle ich ebenfalls. Stell dir einfach vor, du hättest dein ganzes Geld in Valopo im Garten vergraben – gleich wie deine Goldbarren. Es wird langsam Zeit, dass du dir klarmachst, dass du in der Scheiße steckst. Herzchen, du bist nicht mehr die verhätschelte Squattertochter, die mit Geld nur so um sich werfen kann. Was du von Müller als Lohn erhältst, zahlt der ebenfalls direkt auf dein Bankkonto ein, und da bleibt dann dein Verdienst zusammen mit deinem Ersparnen. Gib' das Geld nicht für dich selbst aus, Schatz, das wäre bereits jetzt schlecht. Rühr's nicht an, denn es ist für deine Zukunft. Wie sollst du, gleich wie Fen und Liz, zu einer eigenen Villa kommen, wenn du dich sträubst, einen alten herzkranken

Knacker zu heiraten, und selbigen in der Hochzeitsnacht über den Jordan zu vögeln?« Enya seufzte.

»Hmmm ...Ja, ich verstehe. Du bist sehr vernünftig. Danke vielmals, Satanella. Aber was wird sein, wenn das Baby kommt?« Einen Augenblick fühlte Brianna sich versucht, ihr die Wahrheit zu sagen, aber irgendetwas in Enyas Gesicht bewog sie, das nicht zu tun.

»Na, das warten wir mal in aller Ruhe ab, Herzchen, nicht? Glaub bloß nicht, dass du es hier so lange aushältst, wie du dir das vorgestellt hast. Kein eigenes Heim, kein Geld, kein Ehemann, aber ein nach Nahrung schreiendes Kind.«

Am nächsten Morgen fuhren sie mit dem normalen Verkehrsbus nach »Himmelhoch«. Es war ein alter Ford, in dem zwölf Personen Platz hatten. Fensterscheiben gab es nicht, wohl schon lange nicht mehr. Enya fühlte sich an diesem Tag besser, weil Brianna sich mit dem Fußboden als Bett begnügt hatte. So war ihr diesmal die Schlaflosigkeit erspart geblieben. Und so sah die Welt an diesem Tag für sie doch schon freundlicher aus. Voll Interesse blickte sie durch die unverglasten Fenster, während der Bus über das rote Band der ungepflasterten Landstraße schnaufte.

Ganz anders als um Yelli sah es hier aus. Ganz, ganz anders sogar. Aber die Landschaft war wirklich wunderschön, gar kein Zweifel. Schon auf

den ersten Blick ließ sich erkennen, dass hier nie Mangel an Wasser herrschte. Der Erdboden hatte die Farbe frischen Blutes, ein leuchtendes Scharlachrot, und das Zuckerrohr auf den Feldern bildete dazu einen starken Kontrast. Auf den Stengeln, die bis zu sieben Meter hoch wuchsen, stark und dick wie ein Männerarm und von rötlicher Färbung, befanden sich grüne, maisähnliche Blätter. Nirgendwo sonst auf der Welt, behauptete Bristol, wachse das Zuckerrohr so hoch und werfe einen solchen Ertrag ab. Und was den roten Erdboden betreffe, so handle es sich da nicht etwa um eine dünne Schicht, o nein, sie sei rund dreißig Meter dick und enthalte an Nährstoffen einfach alles, was das Zuckerrohr brauche. Es müsse hier also ganz einfach hundertprozentig gedeihen, zumal bei dem Regen. Und nirgends sonst auf der Welt werde Zuckerrohr von weißen Männern geschnitten: in dem fiebrigen, geldhungrigen Tempo des weißen Mannes.

»Du bist ja eine richtige Rednernatur, Brianna«, sagte Enya ironisch. Die Blondine, die Enya irgendwann als vollwertiges und betuchtes Mitglied in Fenias Hurenloge vorfinden wollte, musterte Enya kritisch, schwieg jedoch, denn der Bus hielt, und sie waren am Ziel. »Himmelhoch« lag auf einem Hügel, ein großes, weißes Haus, rings umgeben von Kokospalmen, Bananenpalmen und wunderschönen kleineren Palmen, deren Wedel sich

nach außen fächerten wie Pfauenschwänze. Ein über zehn Meter hoher Bambushain bot dem Haus leidlich Schutz vor den Nordwestwinden. Im Übrigen stand es trotz seiner Hügellage auf vier bis fünf Meter hohen Pfählen. Brianna trug den Koffer, Enya ging an ihrer Seite, nach wie vor »korrekt« gekleidet, also mit hochhackigen Schuhen, Seidenstrümpfen und mit einem Hut, der gleich einer welken Blume schlaff um ihr Gesicht zu hängen schien. Wie sich zeigte, war der Zuckerrohrbaron zwar nicht zu Hause, aber seine Frau kam auf die Veranda, als Brianna und Enya die Treppe emporstiegen. Sie bewegte sich mit Hilfe von zwei Stöcken voran und lächelte.

»Juhuu! Anne!«

»Hallo, Brianna! Was für eine Freude?!«

Als Enya das freundliche Gesicht sah, fühlte sie sich sofort wohler.

»Kommen Sie herein, kommen Sie herein!« sagte die Hausherrin mit starkem australischem Akzent. Enya hatte natürlich eine deutsche Stimme erwartet, und durch den vertrauten australischen Akzent fühlte sie sich in noch stärkerem Maße erleichtert. Brianna stellte Enyas Koffer auf den Boden, wechselte mit der Hausherrin eine herzliche Umarmung und eilte schon wieder die Treppe hinunter. Sie wollte unbedingt wieder mit dem Bus zurück, weil ihr »alter Bekannter« sie um zehn Uhr vom Hotel abholen wollte. Gewiss war es so,

dass sie einen Freier in petto hatte, der ihre und Enyas Reisekosten deckte.

Allerdings winkte sie Enya zu sich heran, da sie sich unter vier Augen von ihr verabschieden wollte. Seite an Seite gingen Enya und Bri über die Wiese.

»Dann also adieu, Bri. Und vielen Dank für alles.«, sagte Enya und kämpfte bereits mit den Tränen.

»Nun, ja, vorläufig.« Die Blondine versuchte, ihrer Stimme einen beschwingteren Klang zu geben. »Wir können ruhig Auf Wiedersehen zueinander sagen, denn ich werde, wenn ich kann, ab und zu kommen, und ich hoffe, dass du dann Zeit für mich findest ... wegen dem Baby.« Enya schüttelte den Kopf.

»Nein, Bri. Ich habe es im Gefühl. Dies ist unser Adieu. Ich glaube nicht, dass du Zeit finden wirst – bei deinem Lebenswandel.«

»Du meinst, ich werde anderen Dingen mehr Priorität beimessen?« Sie brachte etwas zustande, das wie ein Lachen klang.

»Schon gut, Bri! Du brauchst mich nicht zu schonen, ich kann die Wahrheit vertragen.« Brianna umarmte sie.

»Dummerchen! Jawohl! Dummerchen! Du solltest Acht geben, dass das nicht dein neuer Kosename wird! Dummerchen anstatt Herzchen!« Sie

richtete sich wieder auf, lächelte Enya in die Augen und ging davon.

\*\*\*

»Wie heißen Sie mit Vornamen, Mrs. Kelly?« lautete die Frage ihrer Dienstgeberin, nachdem Enya wieder die Veranda des schönen Hauses betreten hatte.

»Enya.«

»Oh, wie hübsch. Ich heiße Anne, und es wäre mir auch lieber, wenn Sie mich Anne nennen wollten. Mein letztes Mädchen ist vor einem Monat fort, und seitdem war's hier so einsam. Aber eine gute Haushilfe zu bekommen, ist nicht leicht, und so habe ich mich allein beholfen. Zu kümmern brauchen Sie sich hier nur um Luddie und mich, Kinder haben wir nicht. Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen, Enya.«

»Ganz bestimmt, Mrs. Müller ... Anne.«

»Ich möchte Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Werden Sie mit dem Koffer fertig? Beim Tragen, fürchte ich, kann ich nicht viel helfen.« Das Zimmer war keineswegs luxuriös möbliert, was übrigens für das ganze Haus zu gelten schien, doch es ging auf dieselbe Veranda hinaus wie das Wohnzimmer, und die Aussicht wurde durch keinerlei »Windbrecher« behindert. Anne erklärte, was es mit dem eher kärglich wirkenden Mobiliar auf sich habe.

»Für Samt- oder Seidenbezüge oder sonst etwas in der Art ist es hier oben ganz einfach zu heiß«, sagte sie. »Und so leben wir also gewissermaßen mit Korbmöbeln und ziehen uns so wenig an, wie es der Anstand gerade noch erlaubt. Ich fürchte, da werden Sie sehr schnell einiges lernen müssen, denn in Ihrer Kleidung – also, nein, darin kommen Sie ja glatt um.« Sie trug ein tief ausgeschnittenes, ärmelloses Oberteil und ein Paar Shorts, aus dem gleichsam hilflos ihre verdrehten Beine hervorstaken. Jedenfalls dauerte es nicht lange, und Enya hatte selbst solche Shorts und ein solches Oberteil an – von Anne geliehen natürlich, sanft, doch nachdrücklich von ihr dazu gedrängt. Enya genierte sich zuerst sehr, doch noch größer war ihre Beschämung darüber, Anne erklären zu müssen, dass sie extrem sparen müsse, und dass sie sich selbst wenig kaufen könne ... ja, eigentlich nichts, denn Brianna hatte es strikt verboten.

»Nun, Sie sehen in meinen Shorts jedenfalls viel hübscher aus als ich«, versicherte Anne und fuhr dann in der Aufzählung wichtiger Punkte fort: »Das Brennholz bringt Luddie. Sie brauchen es weder zu hacken noch die Treppe heraufzuschleppen. Ich wünschte, wir hätten schon elektrischen Strom wie die Häuser, die näher zu Dunny hin liegen, aber bei der Verwaltung geht ja alles so grauenvoll langsam. Vielleicht verlegen sie die Leitung im nächsten Jahr bis nach ›Himmelhoch‹,

doch bis dahin müssen wir uns noch mit dem scheußlichen alten Holzherd begnügen, fürchte ich. Aber warten Sie nur, Enya! In dem Augenblick, in dem wir elektrischen Strom bekommen, haben wir elektrisches Licht, einen Elektroherd und einen Kühlschrank.«

»Ich bin es gewohnt, ohne all das zurechtzukommen.«

»Das mag schon sein, nur, bei Ihnen unten im Süden ist die Hitze trocken. Das hier ist viel, viel schlimmer. Ich habe Angst, dass Ihre Gesundheit vielleicht darunter leiden könnte. Das geschieht oft bei Frauen, die nicht hier geboren und aufgewachsen sind. Hat irgendwas mit dem Blut zu tun. Wir liegen genauso weit südlich vom Äquator wie Bombay und Rangun nördlich vom Äquator, wissen Sie, und das sind Breiten, die weder für Mensch noch Tier taugen, es sei denn, man ist da geboren.« Sie lächelte. »Oh, ich freue mich schon jetzt so sehr, dass Sie hier sind! Wir beide werden zusammen bestimmt eine wunderbare Zeit erleben! Lesen Sie gern? Bei Luddie und mir ist das eine wahre Leidenschaft.« Enyas Augen glänzten.

»O ja!«

»Großartig! Ich glaube, Sie werden Ihr Zuhause gar nicht so sehr vermissen.« Enya schwieg, Schließlich hatte ihr niemand diese Entscheidung aufgezwungen, sie selbst hatte sie getroffen, aus völlig freien Stücken und mit offenen Augen.

Vielleicht brauchte auch wirklich alles nur Geduld und Zeit, viel Geduld und viel Zeit: bis sie ihr Leben wieder richtig in den Griff bekam. Das Geld zusammenhalten für ein Leben für sie und das Baby – damit ihr Wunsch Wirklichkeit wurde. Enya hatte es nun genauso gemeint, wie Brianna es gesagt hatte: Das Geld würde auf der Bank bleiben. Was ihr fehlte, war die Fähigkeit – und zudem wohl auch die Geduld, sich klar zu werden, dass »blutjunge Mutter zu sein« nun einmal anders war als das vorherige Leben, und dass sie ihre eigenen Bedürfnisse noch mehr zurückstellen musste. Keinen Augenblick kam ihr ab sofort der Gedanke, sie könne das Geld zum eigenen Vergnügen verwenden. Nun ja, es hätte schlimmer kommen können, denn zumindest mit dem Job, den Brianna ihr besorgt hatte, der zugleich für ihre Unterkunft garantierte, schien sie Glück gehabt zu haben. Anne Müller schien eine wirklich freundliche und warmherzige Person zu sein. Ja, auf »Himmelhoch« würde sie sich soweit sicher wohl fühlen, nur – wie entsetzlich weit war es doch von Valopo entfernt. Dieser letzte Gedanke stellte sich wieder ein, nachdem Anne sie durch das ganze Haus geführt hatte. Die beiden Frauen standen auf der Wohnzimmerveranda und blickten hinaus über das Anwesen von »Himmelhoch«. Über große Felder voll Zuckerrohr strich der Wind, das frische Grün der Pflanzen schien zu glänzen und zu

glitzern, und über einen allmählich abschrägenden Hang glitt das Auge zu einem breiten Fluss, weit-  
aus breiter als der Barwon, mit undurchdringli-  
chem Dschungel an den Ufern. Jenseits des Flus-  
ses dehnten sich wieder Zuckerrohrfelder, giftgrü-  
ne Rechtecke, durchbrochen von Brachfeldern mit  
ihrem blutigen Rot, bis hin zum Fuß eines mächtigen  
Berges, und dort nahm wieder der Dschungel  
überhand. Hinter der Bergspitze erhoben sich  
noch weitere Gipfel und verblichen dann purpur-  
farben in der Ferne. Das Blau des Himmels war  
hier tiefer und intensiver als über Yelli, und alle  
Farben waren unglaublich satt und kontrastreich.

»Das dort ist Mount Bartle Frere«, sagte Anne  
und deutete auf den vordersten Gipfel. »Fast  
zweitausend Meter über dem Meeresspiegel. Soll  
voller Erz sein, aber wegen des Dschungels, heißt  
es, lässt es sich nicht abbauen.« Der schwere, trä-  
ge Wind führte einen Geruch herbei, den Enya so-  
fort bemerkt hatte, als sie in Dungloe aus dem  
Zug gestiegen war. Wie von Verwesung und doch  
nicht von Verwesung, jedenfalls süß, unerträglich  
süß – etwas, das alles durchdrang und nie weichen  
wollte, so stark der Wind auch wehte.

»Was Sie riechen, ist Molasse«, sagte Anne, als  
sie Enyas geblähte Nasenflügel sah. Sie steckte  
sich eine Ardath-Zigarette an.

»Ist ja widerlich.«

»Ich weiß. Deshalb rauche ich auch. Aber bis zu einem gewissen Grad gewöhnt man sich daran, obwohl dieser Geruch, anders als andere Gerüche, nie ganz verschwindet. Tagaus, tagein ist er da, der Molassengeruch.«

»Dort am Fluss, diese Gebäude mit den schwarzen Schornsteinen, was ist das?«

»Das ist die so genannte Mühle. Dort wird aus Zuckerrohr Rohzucker gewonnen. Was dabei übrig bleibt, ich meine das Zuckerrohr ohne Zucker, nennt man Bagasse. Beides, Rohzucker wie Bagasse, wird zur Weiterverarbeitung nach Sydney transportiert. Aus dem Rohzucker gewinnt man dann Molassen, so genannten goldenen Sirup, braunen Zucker, weißen Zucker und flüssige Glukose. Die Bagasse dient als Material für eine Art Holzfaserplatte, wie man sie beim Bauen verwendet. Nichts wird vergeudet, absolut nichts. Und deshalb ist selbst in dieser Depression der Anbau von Zuckerrohr noch immer sehr profitabel.«

Alle Männer trugen hier Shorts und hatten dicke Wollsocken und hohe Schuhe an. Hüte aus Zelttuch schützten ihre Köpfe. Die Augen unwillkürlich verengend, starrte Enya die Männer, die manchmal vorbei spazierten wortlos an. Sie boten in der Tat einen sonderbaren Anblick. Von Kopf bis Fuß deckte sie ein Belag aus kohlschwarzem Schmutz, in den der Schweiß, vor allem auf Brust,

Rücken und Armen, rosafarbene Bahnen gezeichnet hatte.

»Das ist der Ruß und der Dreck vom Zuckerrohr«, erklärte Anne. »Bevor die Arbeiter es schneiden können, müssen sie's abbrennen.« Enya bückte sich, hob zwei gleichartige Gegenstände auf, reichte einen davon Anne.

»Dies ist das Schnitt- oder auch Haumesser«, sagte sie, während sie es in der Hand wog. »Hiermit schneidet man das Zuckerrohr – kinderleicht, wenn man weiß wie.« Sie grinste, demonstrierte sodann den Arbeitsvorgang behelfsmäßig, wobei sie die Sache vermutlich weit leichter aussehen ließ, als sie es in Wirklichkeit war. Enya blickte auf das tödliche Gerät in ihrer Hand, das sich von den Macheten, wie sie im tropischen Amerika zum Zuckerrohrschneiden verwendet wurden, deutlich unterschied. Die Klinge verbreiterte sich dreieckförmig, an einem Ende der Schneide befand sich eine Art Sporn oder Dorn. »Eine Machete«, erklärte Anne, »wäre für das Zuckerrohr hier in North Queensland zu klein. Dies ist gerade das richtige Arbeitsgerät, wie Sie sehen werden. Schön scharf halten – na, und denn: viel Glück.« Die Männer, die neugierig herüber gespäht hatten, drehten sich um und verschwanden. Für sie wurde es Zeit, einen neuen Arbeitsabschnitt in Angriff zu nehmen. Zuckerrohrschneiden war früher Sklaven überlassen, weshalb man es anderswo auch heut-

zutage noch Rassen überließ, die offenbar nicht wussten, dass man sich sein Geld auf leichtere Weise verdienen konnte – mit Schafscheren zum Beispiel, dachte Enya. Sich bücken, dann hacken, sich wieder aufrichten. Dann ließ man den so genannten Stengel – den Schaft oder Stamm des Zuckerrohrs – durch beide Hände gleiten, bis man zu den Blättern gelangte. Diese wurden abgehackt und auf einen Haufen geworfen. Und weiter ging's zur nächsten Pflanze, unaufhörlich im gleichen Rhythmus: bücken, hacken, sich aufrichten; Schaft durch die Hände gleiten lassen, wieder hacken, Blätter auf den Haufen werfen ... Im Zuckerrohr wimmelte es von Ungeziefer: Ratten, Kröten, Spinnen, Schlangen, Wespen, Fliegen, Bienen. Was auch immer gemein beißen oder stechen konnte, hier schien es sich zu finden. Das war auch der Grund, weswegen die Schnitter das Zuckerrohr, bevor sie an ihre eigentliche Arbeit gingen, erst einmal »abbrannten«. Das Feuer erfasste jedoch nur die untersten Hülsenblätter am Fuß des Stammes. Es hieß sogar, dass der Zuckergehalt dadurch noch erhöht werde. Jedenfalls sollte durch das Abbrennen das Ungeziefer vertrieben werden, und den Ruß und Dreck bei der Arbeit nahmen die Schnitter dafür gern in Kauf. Allerdings blieb trotz des Feuers noch immer genügend Getier übrig, so dass die Männer dennoch eine Menge Bisse und Stiche abbekamen. Würden die

Schnitter nicht die schützenden Schuhe und Socken tragen, würden sie an den Füßen noch übler zugerichtet als an den Händen. Übrigens fiel es keinem Schnitter ein, sich etwa Handschuhe überzustreifen. Das hätte sie bei der Arbeit behindert, und gerade in diesem Job war Zeit Geld. Außerdem waren Handschuhe etwas für Weichlinge. Vier Wochen dauerte es, bis Enya sich einigermaßen an das Klima gewöhnt hatte. Sonntag für Sonntag hatte sie sich die schweißglänzende Nase gepudert und sich ein hübsches Seidenkleid angezogen – auf Unterrock und Strümpfe verzichtete sie inzwischen wohlweislich, das war bei diesem Höllenklima denn doch zu viel. Anne und Luddie Müller ließen kein Wort darüber fallen, dass Enya allein war, sie beobachteten sie nur. Wie auf einer hell erleuchteten, doch völlig leeren Bühne saß sie Sonntag auf der Veranda, und am Ende fiel dann immer der Vorhang, ohne dass sich auch nur das Geringste ereignet hatte. Dabei ließ sich seltsamerweise keineswegs behaupten, dass sie sich so sehr nach Gesellschaft gesehnt hätte. Anne fand nur, Eheleute gehörten, wenn es denn schon die Umstände nicht anders gestatteten, zumindest am Sonntag zusammen. Weshalb kam der Vater des Kindes nur nicht? Dachte er überhaupt nicht mehr an das arme Geschöpf? Aber sie konnte sich den Grund schon denken. Ihm fehlte ganz einfach der

Mut, väterliche Pflichten und Verantwortung zu übernehmen.

\*\*\*

Zuhause angekommen ging Brianna zuerst zu Mrs. Devine, um sich nach der Post zu erkundigen.

»Auf der Kommode liegt ein Brief von Enyas Mutter, Schätzchen! Ich schätze, du weißt, was zu tun ist! Ach ja! Du hast übrigens in dieser Woche Toilettendienst ... und bitte nicht vergessen, auch das Fenster zu putzen!«

»In Ordnung! Vielen Dank!« rief Brianna in Richtung Küche. Sie nahm den Brief an sich, murmelte im Gehen »boshafte alte Schachtel«, und marschierte die Treppe hoch. In ihrer kleinen gemütlichen Wohnung entledigte sie sich, nachdem sie den Koffer auf den Boden gestellt hatte, erst einmal ihrer Handtasche, ihres Mantels und ihrer Schuhe. Dann ging sie ins Schlafzimmer und wuchtete ihren Koffer auf das Bett. Minutenlang saß sie, grübelnd, an ihrer Unterlippe nagend neben dem Koffer auf der Bettkante. Ihr Blick streifte über die Fotografie, die Enya zeigte: Andenken an einen Tag im Botanischen Garten. Und dann bemerkte sie plötzlich, dass sie mit den Zehen den Teppich aus Känguru-Fellen streichelte, den sie von Enya geschenkt bekommen hatte – als Revan-

che für ein paar nützlich scheinende Ratschläge. Abrupt hielt sie inne, stand hastig auf. Sie ging in die Küche. Dort setzte sie Kaffee-, nein Teewasser auf. Eine Tasse aus dem Schrank genommen ... nicht die, das ist die, die Enya gehört – sie trinkt grundsätzlich nur aus ihrer eigenen Tasse. Kleines anspruchsvolles Scheusal ... warum musste ich ihr bloß all diese Ratschläge geben ... jetzt hab' ich den Salat. Brianna schalt sich selbst einen Narren, denn Enya fehlte ihr mehr als sie vor Antritt der Reise dachte. Dann sah sie sich in dem totenstillen Raum um, als wäre sie zum ersten Mal hier. Kleine Risse und Sprünge, Unebenheiten an den Wänden, jetzt entging ihr nichts. Von der Decke hing ein Korb mit Philodendron, und die Uhr in Form eines Katzenkopfes mit rollenden Augen schien mit eindringlichem Ticken darauf aufmerksam machen zu wollen, dass hier die Zeit wahrhaftig im Unmaß verschwendet werde. Oder sagte man Übermaß? Scheißegal ... Verfickte Kirchengschwuchtel. Du bist an allem schuld.

Auf der Merktafel stand in Blockschrift: HAAR-BÜRSTE EINPACKEN. Sie blickte zum Tisch. Ein Blatt Papier. Richtig, die Bleistiftskizze, die sie vor einigen Wochen von Enya aus dem Gedächtnis gemacht hatte – samt Comic-Sprechblase. »Hallo, Satanella! Bäää ... bäää ... bäää ... Von wegen Lolita! Ein waschechtes schwarzes Schaf bin ich! Hi, hi!« Ein volles Zigarettenpäck-

chen lag dort, doch dummerweise hatte sie aufgehört zu rauchen. Niemand ist so blöd wie ich, dachte sie mürrisch, denn wer hörte schon auf zu rauchen, weil er sich eine nagelneue Packung Zigaretten gekauft hatte, und dabei um das Kleingeld geprellt wurde? Sie schluckte, als hätte sie einen Kloß im Hals, und die Tränen, die sich in den Augenwinkeln sammelten, wischte sie mit dem Handrücken weg. Einmal kurz geschnieft. Dann sagte sie laut zu sich selbst: »Weißt du was du bist, Brianna Sinclair? Eine dumme Gans. Ja. Denn wie kannst du ein Mädchen lieben, wie eine Schwester, die du nie hattest?«

\*\*\*

Die Sache mit dem Schlafen gestaltete sich anfangs ähnlich wie im letzten Reiseabschnitt, doch zumindest war es so, dass Enya mit Sicherheit wusste, dass sie geschlafen hatte. Warum? Ganz einfach. Sie konnte sich an das, was sie geträumt hatte erinnern. Der Traum war kurz, aber wunderschön, weshalb es eben schade war, dass er so kurz war. Doch Enya nahm an, dass schöne Träume ebendiese gut gewürzte Kürze so an sich hatten. Der Einstieg in den Traum war abrupt und ziemlich realistisch.

Enya hatte sich von Cedric schwängern lassen, die Ausbildung abgebrochen, war jedoch auf di-

rektem Weg nach Valopo zurückgekehrt, ohne Cedric aus Rücksicht auf seine Karriere von der Schwangerschaft zu erzählen. Im Gegenteil. Sie hatte, wie in Wirklichkeit, einen künstlichen Streit vom Zaun gebrochen, damit ihm die Trennung leichter fiel.

»Endlich wieder daheim! Colin!«

»Juhuuu! Enya! Was tust du denn hier?!«

Mrs Miller war ebenfalls total aus dem Häuschen.

»Oh mein Gott. Mrs. Kelly! Kommen Sie! Enya ist gekommen! Was für eine Überraschung?! Enya! Dass du wieder da bist! Warum hast du nicht vorher angerufen, dass du kommst?!«

Brighit trat über die Schwelle der Tür und gesellte sich zu Mrs. Miller.

»Mum! Ich bin wieder da. Für immer« lauteten die Worte, die sie von Enya in schockierender Offenheit zu hören bekam.

»Dann hast du Cedric also verlassen und deine Ausbildung abgebrochen?«

»Ja. Ich möchte nicht, dass er mich eines Tages verflucht, weil er wegen mir der Kirche den Rücken kehren muss. Gut möglich, dass sie ihn wieder in eine Einöde verbannen, doch das ist immer noch besser, als ein Leben lang Verrat an Gott zu üben. Oder etwa nicht?«

Brighit unterließ es in Enyas Traum aus Gründen, die sie lieber für sich behalten wollte, zu antworten.

»Komm rein, Liebes.«

Das waren die letzten Bilder, die Enya im Schlaf anscheinend herbeigeseht hatte.

\*\*\*

Am vierten Sonntag machte Enya dem Theater mit dem Schlafen (einmal gut, einmal schlecht) und dem anschließenden Grübeln ein Ende. Statt sich wieder ihr feinstes Seidenes anzuziehen, schlüpfte sie wie inzwischen gewohnt in Shorts und Oberteil und ging barfuß in der Küche umher, eifrig damit beschäftigt, für Luddie und Anne ein warmes Frühstück zu machen. Als sie auf der Hintertreppe Schritte hörte, wandte sie der Pfanne mit dem brutzelnden Speck den Rücken zu – und starrte dann Luddie Müller an, der in die Küche kam und sie höflich anlächelte. Innerlich kochte er jedoch: So ein Scheißkerl – seine junge Frau so lange zu vernachlässigen.

»Kommen Sie mit auf die Veranda, und frühstücken Sie zusammen mit Anne und mir. Helfen Sie mir den Speck und die Eier tragen. Mit dem Toaster komme ich schon selber zurecht.« Ludwig Müller war zwar in Australien zur Welt gekommen, konnte seine deutsche Herkunft jedoch nicht gut verleugnen. Er hatte hellblaue Augen, einen ziemlich kantigen grauhaarigen Kopf, und seine rötliche Hautfarbe verriet, dass ihm die Kombina-

tion von Bier und Sonne denn doch nicht so ganz bekam. Beide Müllers hatten Enya inzwischen ins Herz geschlossen, und voll Dank registrierte Luddie, dass Anne immer mehr auflebte, seit Enya im Haus war. »Wie geht's Ihnen?« fragte er, während er sich Ei und Speck auf den Teller tat.

»Wenn ich Ihnen sage, dass es mir hier, bei Ihnen, mittlerweile gefällt, glauben Sie's mir dann auch?« fragte Enya lachend zurück. Luddie musterte sie aufmerksam. Aus seinem Blick sprach viel Lebenserfahrung.

»Durchaus«, erwiderte er. Er war ein Menschenkenner und verstand es, seine eigenen Beobachtungen mit den Erkenntnissen anderer zu vergleichen und dadurch auf ein festeres Fundament zu stellen. Was bei ihm wohl niemand so ohne weiteres vermutet hätte: Eifrig las er die Werke von Freud und Jung, von Huxley und Russell.

»Ich dachte schon, Sie wollten sich überhaupt nicht mehr mit dieser Gegend anfreunden«, sagte Anne und strich sich halbflüssige Butter auf ihre Toastscheibe. Anders als in diesem Zustand ließ sich Butter hier oben nicht aufbewahren – immer noch besser als gar keine Butter. Es brauchte nur einen kleinen Anstoß, um Luddies Beredsamkeit ein wenig ins Rollen zu bringen, denn wenn er sich von den Strapazen seiner Arbeit erholt hatte, war er beredsam. Er sprach von Queensland. von dem saftigen Gras, von den großen, grauen Brol-

ga-Vögeln, die im Staub der einzigen Straße von Kynuna herum pickten, von den Tausenden und aber Tausenden hüpfender Kängurus und von der heißen, trockenen Sonne. Er sprach und sprach, aber wenn er das untrügliche Gefühl hatte, dass ihm niemand mehr zuhörte, nahm er wieder das weg gelegte Buch zur Hand. Enya schlürfte indessen ihren starken, dunklen Tee. Das Zuckerrohr verarbeiten war etwas, das er offenbar geradezu liebte. Und sie? Sollte sie sich gedulden und immer wieder gedulden? Sollte sie ergeben abwarten, wie am Ende alles wurde? Die Müllers waren sehr freundlich zu ihr, und über ein Übermaß an Arbeit brauchte sie sich wirklich nicht zu beklagen. Nur: Wenn sie schon ohne Mann leben musste, so wäre wohl Valopo dafür der geeignete Ort gewesen. Seit einem Monat war sie nun auf »Himmelhoch«, aber keinen einzigen Tag hatte sie sich hier wirklich wohl gefühlt. Sie litt an Appetitlosigkeit und an Durchfall und schien die Lethargie, die sie erfüllte, einfach nicht abschütteln zu können. Da sie es gewohnt war, sich blendend zu fühlen, beunruhigte dieser eigentümliche Zustand sie sehr. Nach dem Frühstück half Luddie ihr beim Geschirrspülen. Dann machte sie einen Spaziergang. Wohin? Zum nächsten Zuckerrohrfeld, wohin eigentlich auch sonst? Sie kehrte um, stieg wieder den Hügel hinauf. Doch sie ging nicht ins Haus. Stattdessen führte sie ihr Weg zwi-

schen die Pfähle darunter, in eine Art Höhle oder doch Höhlung, in der es verhältnismäßig kühl war. Hier gab es Behältnisse aus Terrakotta in den verschiedensten Formen, voll gefüllt mit Erde, die Orchideen und manchen anderen Pflanzen als Nährboden diente. An langen Drähten hingen, vom Gebälk oben, Körbe herab, und man sah Farne und Tuberosen und Begonien und anderes, was das Auge wahrhaft entzücken konnte. Hierhin zog Enya sich gerne zurück, und dies war auch das einzige auf »Himmelhoch«, das ihr besser gefiel als irgend etwas auf Valopo; denn auf Valopo hätten auf einem so beschränkten Raum niemals so viele Pflanzen wachsen können, dazu fehlte es dort ganz einfach an genügend Luftfeuchtigkeit. Reizend war dieser Anblick. Ob sie sich nach zwei Jahren vielleicht auch ein Haus kaufen konnte? So etwas wie dies würde sie nämlich selbst gern versuchen, doch konnte sie sich ein Wohnhaus leisten? Wir sind hier nicht in Yelli, Enya. Eine allein wohnende Frau wäre hier nicht sicher. Bei den Müllers bist du viel besser dran, sagte sie sich. Was war los? Fühlte sie sich bei ihnen doch nicht glücklich? Doch! Ich fühle mich so glücklich, wie man sich im Haus anderer Leute fühlen kann. Ich muss mit dem, was ich jetzt habe, nun mal so lange zufrieden sein, bis ich wieder nach Valopo ziehe. Ich muss Ausdauer an den Tag legen und durchbeißen. Ich kann es mir einfach

nicht leisten, ein Haus zu mieten und ein Luxusleben zu führen. Brianna hatte recht. Ich muss sparen. Schließlich erwarte ich ein Kind.

»Arme kleine Seele!« sagte Anne zu Luddie. »Ich könnte ihn umbringen!« Tja; woher sollten die Müllers wissen, dass der Vater des Kindes ein katholischer Priester war?

Der Januar kam und ging vorbei, der ruhigste Monat für Zuckerrohrschneider, doch Brianna ließ sich nicht blicken. Sie hatte zwar davon gesprochen, Enya vielleicht nach Sydney mitnehmen zu wollen, aber bei diesem Vielleicht blieb es auch. Statt Enya zu besuchen, blieb sie in Sydney, doch sie schrieb ihr einmal pro Woche einen langen Brief, den Enya mit viel Freude fürs Detail beantwortete.

So lebte Enya weiterhin allein bei den Müllers. Schwitzend durchstand sie die feuchte Jahreszeit, in aller Kürze nur »die Feuchte« genannt, und damit meinte man nichts anderes als die Monsun-Saison. Außer der »Feuchten« gab es auch noch »die Trockene«, die von März bis November dauerte und in diesem Teil des Kontinents keinesfalls wirklich trocken war, dafür jedoch, im Vergleich zur »Feuchten«, geradezu himmlisch. Während der »Feuchten« öffnete der Himmel seine Schleusen und spie Wasser aus, nicht ununterbrochen, sondern gleichsam in Anfällen, in Aufwallungen. Und zwischen den unglaublichen Wolkenbrüchen

dampfte das Land, große Wolken aus weißem Dunst stiegen empor von den brachliegenden Feldern, vom Zuckerrohr, vom Dschungel, von den Bergen. Je mehr Zeit verging, desto größer wurde Enyas Heimweh. Inzwischen wusste sie, dass North Queensland für sie nie zur neuen Heimat werden konnte. Zum einen war das Klima nichts für sie, und der Grund dafür lag vielleicht darin, dass sie den größten Teil ihres Lebens in einer ausgesprochen trockenen Region verbracht hatte. Und zum anderen – o Gott, da gab es so vieles. Die Einsamkeit setzte ihr zu, das Gefühl einer geradezu erdrückenden Lethargie. Und dann die vielen Insekten und Reptilien, vor denen man nirgends sicher zu sein schien, auch nicht im Haus. Riesenkröten, Taranteln, Ratten, Schaben aller Art, vieles mehr, es war so ungeheuerlich, und sie fürchtete sich davor. Am meisten aber hasste sie das Dunny. Nun hatte es damit zunächst allerdings eine eher lustige Bewandnis. Genauso wie die Einheimischen Yellingbone meist nur Yelli nannten, begnügte man sich hier in der Regel mit Dunny für Dungloe. Daneben hatte Dunny aber noch eine Bedeutung: Man bezeichnete damit auch die Toilette, den Lokus. Und bei einem Dunny in Dunny, einem Dunny-Dunny, verging einem aller Spaß, und zwar gründlich. Wegen des Klimas hier konnte man sich nicht einfach mit einem Loch im Boden begnügen, schon allein wegen der Typhus-

gefahr. Ein Dunny-Dunny war daher eine Art ge-  
teerter Blechkasten, aus dem es so grauenvoll  
stank, dass es einem den Magen umstülpte. Au-  
ßerdem erwachten, wenn man ihn benutzte, wim-  
melnde Würmerscharen zum Leben. Jeweils nach  
einer Woche wurde er entfernt und durch einen  
leeren ersetzt, und das war bei weitem nicht bald  
genug. Alles in Enya rebellierte dagegen, solche  
Dinge als normal hinzunehmen und dagegen so  
gleichgültig zu werden wie fast alle hier. Nicht  
einmal ein ganzes Leben würde ihr genügen, um  
sich damit auszusöhnen. Allerdings, so grübelte  
sie bedrückt, konnte es durchaus sein, dass sie  
längere Zeit hier in North Queensland zubringen  
musste. Sosehr sie sich nach Valopo sehnte und  
immer wieder davon träumte, sie war viel zu  
stolz, um ihrer Familie zu gestehen, dass sie Ced-  
ric ein Kind abgeluchst hatte. Ehe sie das zugab,  
so versicherte sie sich selbst nachdrücklich, nahm  
sie lieber dieses Lebenslänglich auf sich. Monat  
um Monat verging und schließlich näherte sich  
das halbe Jahr seinem Ende. Wenn Enya es über-  
haupt auf »Himmelhoch« aushielt, so lag das ein-  
zig an der gleich bleibenden Freundlichkeit der  
Müllers. Hätte Enya ihren Bruder Colin in einem  
Brief um das Fahrgeld nach Valopo gebeten, so  
wäre die Summe zweifellos postwendend zu ihrer  
Verfügung gewesen, telegrafisch überwiesen.  
Doch Enya konnte ihrer Familie unmöglich mit-

teilen, dass sie ohne einen einzigen Penny von Sydney hierher gezogen war. An dem Tag, an dem sie das tat, würde sie sich auch unwiderruflich von ihrem Selbstbewusstsein trennen, und alles in ihrer Erziehung war gleichsam darauf angelegt, sie von einem solchen Schritt zurückzuhalten. Da war ihre Hoffnung auf ein gesundes Baby, da war die anerzogene Achtung vor dem Schicksal. Anderes kam hinzu, und dieses andere entsprang ihrem Charakter. Zum einen ein unbeugbarer, geradezu starrköpfiger Kelly-Stolz, zum anderen ein bohrender Zweifel, eine Art Schuldgefühl. War sie für die ganze Situation nicht selbst verantwortlich? Hätte sie sich richtig verhalten? Hatte es unweigerlich dazu kommen müssen? Die beiden Müllers und Enya frönten auf »Himmelhoch« ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Lesen. Die Bibliothek hier erwies sich als wesentlich reichhaltiger als die auf Valopo. Auch gab es viele Bücher, die ein umfangreiches und gut fundiertes Wissen vermittelten. Enya lernte beim Lesen ganz automatisch, und es war durchaus nicht wenig, was sie lernte. Im Allgemeinen zeigten die verschiedenen ethnischen Gruppen auf dem Kontinent eine starke Tendenz, sich rasch zu assimilieren, also durch und durch Australier zu werden. Hier oben auf der Halbinsel, die North Queensland bildete, war das allerdings anders. Die einzelnen Volksgruppen hielten zäh an ihren Traditionen fest: die Chine-

sen, die Italiener, die Deutschen, die Iroschotten. Um diese vier Gruppen handelte es sich in der Hauptsache. Und wenn die Schotten einen Ceilidh hielten, dann strömte alles, was Schottenblut hatte, aus dem näheren und weiteren Umkreis herbei.

»Was ist eigentlich ein Ceilidh?« fragte Enya, als sie darüber las.

»Das ist das gälische Wort für ein Shinding – so ein Vergnügen mit Tanz und allem. Der Ceilidh findet in einer halbverfallenen wirkenden Scheune statt, die inmitten der Mangroven-Sümpfe an der Mündung des Dungloe Rivers steht.«

O Gott! dachte Enya entsetzt, an Gerüchen aller Art ist dieses Land wohl wirklich nicht leicht zu übertreffen. Molassen, Moder, dann die Dunnys, und jetzt auch noch Mangroven: die ganzen fauligen Ausdünstungen der Meeresküste gleichsam zu einem Geruchspaket vereinigt.

Weit entfernt befand man sich hier von Schottland - Blair Atholl oder Skye – inmitten der Schwüle einer tropischen Nacht. Träge schien sich der große, schwere Mond über die unendlichen, sternenfunkelnden Weiten des Himmels zu schleppen, und alles war gleichsam verseucht vom stinkenden Miasma der Mangroven. Dennoch wünschte sich Enya immer noch das Baby, ohne zu ahnen, dass sie und Cedric doppelte Arbeit geleistet hatten.

\*\*\*

»Eminenz.« Francesco machte, nachdem Cedric ihn würdevoll angesprochen hatte, ein Kreuzzeichen, da er ein Gebet beendete, in das er sich kurz davor vertieft hatte.

»Eminenz. Ich scheine mich noch nicht daran gewöhnt zu haben, Kardinal zu sein, Cedric. Ich bin immer etwas verduzt, wenn Sie mich so anreden. Sie werden versteh'n, was ich meine, wenn man Sie zum ersten Mal Bischof nennen wird, aber ich denke, Sie sind dem sicher gewachsen.«

»Ich hoffe es ... und dass ich mich als würdig erweise.«

»Mein lieber Cedric. Wenn ich mit Ihnen über Ihren Aufstieg in der Kirche spreche, tue ich das oft auf sehr weltliche Weise. Spöttisch sogar. Ich bin mir über Sie immer noch nicht im Klaren. Vielleicht werd' ich das nie sein, aber ich habe nie dran gezweifelt, dass Sie Ihr Leben Gott geweiht haben. Ich zweifle auch nicht daran, dass, wenn ich Sie heute zum Bischof geweiht habe, die Kirche Ihnen das größte Glück geschenkt hat, welches Sie bisher erfahren haben.«

»Ja.«

Cedric dachte an Enya und sogleich wirkte er wieder traurig, obwohl er es mit aller Kraft zu verhindern versuchte.

»Sie werden es mir nie sagen. Nicht wahr, Cedric?«

»Eminenz?«

»Was Sie noch immer so zutiefst bekümmert. ich habe Sie übrigens empfohlen für meinen Posten in Australien.«

»Sie wollen mich fortschicken? Wieso? Hab' ich in Ihren Augen versagt?«

»Nun; Sie haben bisher eine brillante Karriere gemacht. Sie sind bereits meine rechte Hand geworden, und es gibt nichts, was Sie aufhalten könnte, noch höher zu steigen. Nichts. Bis auf die Rose. Als ich die Rose in Ihrem Buch sah, verstand ich endlich Ihre Traurigkeit, in die Sie sich einhüllen, wie in einen heiligen Mantel.«

»Oh, Francesco. Ich habe alles versucht, sie mir aus dem Herzen zu reißen.«

»Denken Sie denn, ich wüsste das nicht?«

»Warum dann das alles?«

»Cedric; Gott hat uns den freien Willen gegeben und mit diesem Geschenk kam die Qual der Wahl. Es ist an der Zeit, fast ist es schon zu spät, sich dem zu stellen. Denn wenn Sie das nicht tun, kommen Sie nicht voran.«

»Aber wenn Sie mich wieder dahin schicken, wo sie ist, das ist, als forderten Sie mich auf, zu fallen.«

»Nein. Es ist eine Aufforderung, zu wählen.«

»Sie haben doch immer noch den Wunsch, Bischof zu werden. Oder etwa nicht?«

»Natürlich. Wie könnte ich sonst darauf hoffen, eines Tages Kardinal oder Papst zu werden?«

»Die perfekte Antwort, wie immer. Täuschen mit der Wahrheit. Haben Sie nicht einen unbedachten Moment?!«

»Ich bitte um Verzeihung, Eminenz. Hab' ich Sie verletzt?«

»Und ich wünsche, dass Sie endlich aufhören, mich mit dem Titel anzusprechen. Ich heiße Francesco. Als Pius, der zehnte Papst wurde, gab man ihm ein wunderschönes Bett, und wissen Sie, was er sagte? Es ist wirklich schön, aber ich werde darin sterben. Soviel zu dem Thema Ehrgeiz.«

Nun war der entscheidende Punkt gekommen. Der keltische Wunsch, den Fortuna und Belisama Enya wegen Schwester Alexas Attacke gewährt hatten, ging in Erfüllung.

»Es ist müßig, zu ihr zu fahren, Francesco. Ich habe mein Gelübde bereits gebrochen.«

»Sie sind schon zur Rose gegangen?«

»Ja, Francesco. Und ich habe in Gottes Gegenwart nie ein solches Glücksgefühl empfunden, wie bei ihr. Ich habe durch sie eine Freude kennen gelernt, von der ich bisher nichts ahnte. Nicht nur die körperliche. Es war schön, bei ihr zu sein, mit ihr zu lachen, mit ihr zu reden, mit ihr zu essen, an ihren Gedanken teilzuhaben. Ich wollte sie nie mehr verlassen.«

»Aber Sie haben sie verlassen. Sie haben die Kraft dazu gefunden.«

»Aber ich komme nicht von ihr los. Das ist die schmerzende Wunde, und ich weiß einfach nicht, wie ich diese Wunde heilen kann.«

»Vielleicht geht es darum gar nicht. Vielleicht rettet Sie diese Wunde. Erinnern Sie sich an die griechische Sage von Hippolytos?«

»Das Stück, das wir in Athen gesehen haben? Ja. Er wurde getötet, weil er nicht lieben konnte.«

»Nein. Er war zu hochmütig zur Liebe. So hochmütig, dass er sich nicht zu den Sterblichen zählte. Ja. Ihr Gelübde haben Sie gebrochen, aber lassen Sie uns dasselbe auch von Ihrem Stolz hoffen, der Sie abhielt, von dem, was Ihr größter Wunsch war. Sehen Sie; man kann kein wahrer Priester sein, ohne Demut zu besitzen ..., zu seh'n, dass man zuerst ein Mensch ist. Wenn Sie an Ihre Rose denken, denken Sie daran, dass sie es war, die Sie zu dieser Einsicht geführt hat.«

»Nein. Oh nein. Sie nur zu seh'n als ein ... als ein Mittel, mich zu retten, wäre wohl die größte Anmaßung. Sie liebt. Allem zum Trotz. Ausschließlich und ungebrochenen Herzens. Und ich kann sie nur so lieben, wie es ist.«

»Und wie sollte es nun, Ihrer Ansicht nach, weitergeh'n?«

»Ich will und werde weiterhin Gott dienen.«

»Maßen Sie sich etwa an, über der menschlichen Liebe zu steh'n? Ist Ihr Herz kalt? Leugnen Sie etwa jede menschliche Leidenschaft?«

»Drei gute Fragen, die ich leider nicht zu beantworten vermag, Eminenz. Darum ist es wohl besser, wenn ich jetzt und hier Farbe bekenne. Jennifer Ryans letzter Wille besagt, dass ihr gesamtes Vermögen einer unbekanntem Person zufällt, wenn ich es nicht schaffe, der Rose bis zu ihrer Rechtsfähigkeit eine veritable Ausbildung angedeihen zu lassen.«

»Nun; wenn das so ist, ist Ihr Schicksal anscheinend besiegelt. Sie können nicht wählen, ohne danach Taten sprechen zu lassen.«

»Und was, wenn ich mich von ihr mitreißen ließe? Würde ich dann meinem Schicksal entrinnen?«

»Tja. Das ist ja gerade das grausame – wie bei Hippolytos. Das ist ja eben Schicksal. Sie können die Liebe nicht wählen.«

\*\*\*

Enya war von Briannas Bekannten in Queensland, in dem großen gemütlichen Landhaus begrüßt und empfangen worden, als wäre sie eine Angehörige der Familie. Was Enya besonders gefiel, war, dass das freundliche Ehepaar nur wenige Fragen gestellt hatte.

»Sie sind nicht verheiratet?«

»Nein. Das wollte ich mir nicht antun.«

»Und Sie wollen wirklich hier in unserem Haushalt arbeiten – allein und für hundertfünfzig Schilling die Woche, bei freier Kost und Logis?«

»Ja. Bitte. Ich hab' nämlich weder Haus noch Wohnung und auch nicht die Absicht, mir was zu suchen. Das will ich nicht, denn das wäre lediglich rausgeschmissenes Geld.«

»Wunderbar! Ich meine natürlich die Sache mit der Arbeit als Hausmädchen, und nicht die mit der fehlenden Wohnung, damit Sie mich nicht missversteh'n. Morgen geht's los« sagte die Herrin des Hauses, die, gleich wie ihr Mann, einen sympathischen Eindruck machte.

»Danke ... und danke, dass ich bei Ihnen wohnen kann.«

Dieser angenehme Dialog war beispielhaft für die angenehme Art von Anne und Luddie. Dennoch war es so, dass Enyas Traurigkeit über den Verlust ihrer Freundin manchmal in ungerechten Zorn auf Brianna überging.

Enya kam sich einmal mehr ausgenutzt vor. Ja wohl, ausgenutzt. Und zwar bis auf's letzte, denn Bri hatte ihren Bekannten eine billige Arbeitskraft vermittelt, und Enya war, mal abgesehen von Briannas Nichteinhalten des Versprechens, sie zu besuchen, keinen einzigen Schritt vorangekommen. So empfand es Enya jedenfalls in dieser schwieri-

gen und beklemmenden Phase aufgrund ihrer beunruhigenden Anwandlungen. Anflüge waren es, die man aus neutraler Sicht als »unfair« bezeichnen musste, und gewiss war es so, dass es mit Enyas völlig über den Haufen geworfenem Östrogen-Haushalt zu tun hatte. »Situationsbedingter Wankelmut« oder »aufgrund der Schwangerschaft hervorgerufene und nicht oder nur schwer nachvollziehbare Urteilsschwäche« mochte man es wohl auch titulieren. Egal wie man es bezeichnete; unfair war es allemal. Unfair Brianna gegenüber, denn die hatte in Wahrheit ihr bestes gegeben, damit Enya ihren Willen durchsetzen konnte.

\*\*\*

Da Enya sich von Cedric – wie von Jennyfer Ryan zu Lebzeiten erhofft - schwängern »ließ« und die Beendigung von Enyas Ausbildung wegen Enyas Entscheidung ins Wasser gefallen war, fiel Jennyfer Ryans Erbe, der im Testament angeführten Klausel zufolge, an eine unbekannte Person. Dass William Scott ein hervorragender Anwalt und Notar war, zeigte sich in der Schnelligkeit, in der er Jennyfers allerletzten Willen realisierte und sämtliche Formalitäten abwickelte. Die Aversion, die er seit Jahren gegen die römisch katholische Kirche hegte, aber auch Cedrics Unverfrorenheit, das Erbe anzunehmen, waren ihm dabei große ermun-

ternde Hilfen. Ermunternd hinsichtlich der Motivation, die schwierige Aufgabe in Angriff zu nehmen und selbige bis zum Ende im Sinne der Erblasserin durchzuziehen.

Im selben Maß, wie der Anwalt der Kellys sich an der neuen Entwicklung erfreute, fiel Cedric Stuart ins Bodenlose, denn wie Brianna es prophezeit hatte, kam er unter seinesgleichen in arge Bedrängnis. Er wurde, um das Dilemma auf den Punkt zu bringen, ausgerechnet von all jenen, die ihm am meisten Honig um den Bart geschmiert hatten, als erstes fallen gelassen. Dass seine Ernennung zum Bischof von den vorhin genannten Bauchpinslern absichtlich auf die lange Bank geschoben wurde, setzte ihm, neben Enyas Entscheidung, sich von ihm zu trennen, am allermeisten zu. Francescos vielsagende Blicke und der Gedanke, von Enya zurückgewiesen worden zu sein, waren einfach unerträglich, und so fragten sich viele in Cedrics Umfeld mit gutem Recht, wie lange er die Schmach, von Francesco und allen anderen wie ein Ministrant behandelt zu werden, hinzunehmen imstande war. Um seine Demütigung perfekt zu machen, konfrontierte ihn nicht Francesco, sondern Francescos neuer Sekretär in selber Art mit seinem Vergehen, wie Cedric es zu Beginn auf Francescos Anordnung mit einigen Jungpriestern getan hatte.

»Du warst ungehorsam. Wir wissen, du hast das Gelübde des Zölibats weder leichtfertig abgelegt noch leichtfertig gebrochen, aber du hast es gebrochen und unglücklicherweise ist das auch noch öffentlich bekannt geworden. Wir haben also keine andere Wahl, als zu handeln. Unsere Eminenz hat mir aufgetragen, dir mitzuteilen, dass man dich in den Norden, schickt. Du wirst sofort aufbrechen. Pater Richard wartet schon. Er wird dich auf deiner Reise begleiten. Natürlich darf dieses Mädchen, das Unsere Eminenz als Rose bezeichnet, nie erfahren, wohin du gegangen bist.«

»Natürlich, Monsignore.« Cedric drückte mit den Tränen, obwohl er sich sichtlich bemühte, keine vollkommene Memme abzugeben.

»Leb' wohl, Bruder« sagte der Sekretär, der zugleich das Amte eines Priesters ausübte.

»Pater!« Der junge und einst aussichtsreiche Priester war bereits auf dem Weg zur Tür, doch auf Zuruf des Sekretärs blieb er stehen und drehte sich um.

»Ich kenne den Schmerz, den du jetzt empfindest. So manche in dieser Situation würden sich von der Kirche trennen. Du hast dich für die Treue entschieden. Das erfordert sehr viel Kraft. Möge Gott dich dafür segnen.« Cedric ging und Kardinal Francesco betrat an seiner Stelle den luxuriös ausgestatteten Raum. Im Vorbeigehen verabschiedete er sich von Cedric mit einem viel sagenden

Nicken, als hätten sie sich erst vor kurzem kennen gelernt.

»Solche Vorfälle sind höchst bedauerlich. Aber ich fürchte, sogar manche Kardinäle sind schwach und nur allzu menschlich.«

»Ich habe Mitleid mit ihm, denn Yellingbone, wo seine berufliche Laufbahn begann, ist ein Paradies gegenüber dem Ort, an den man ihn geschickt hat.«

»Gerade die besten von uns finden zu ihrer Stärke wegen einem Missgeschick oder einem Zwist, wie Sie ja wissen« übte sich Francesco De Rosa in Sarkasmus.

»Ja, Eminenz.«

Dass Cedrick wenige Wochen später seinen Abschied von der Kirche einreichte, war aufgrund der Enttäuschungen, die er in der Zeit, in der Enya in Queensland lebte, unvermeidlich. Da er nun nicht mehr unter dem Schutz der römisch katholischen Kirche stand, musste er sogar damit rechnen, dass eines Tages ein Hüter des Gesetzes vor seiner Tür stand, der ihn damit konfrontierte, dass er Sex mit einer Minderjährigen hatte. Das wiederum mochte wohl der Grund dafür sein, dass er, laut Brianna und Enyas Mutter, eines Tages urplötzlich von der Bildfläche verschwunden war, als wäre er auf Tauchstation gegangen, um Gras über die Sache wachsen zu lassen.

\*\*\*

Luddie konnte jetzt sogar beweisen, dass er sich – für einen Mann recht ungewöhnlich – auf weibliche Handarbeiten verstand, unter anderem aufs Sticken. Und während er schon dieses und jenes Stück der Babyausstattung in Angriff nahm, machten Enya, die sich in puncto Handarbeiten keiner großen Fähigkeiten rühmen konnte, und Anne bis in alle Einzelheiten Pläne für ein Kinderzimmer. Das Baby – irgendwie schien es aufgrund seines ungestümen Strampelns nicht so in ihrem Leib zu liegen, wie es eigentlich hätte liegen sollen. Die Morgenübelkeit legte sich auch am späten Vormittag noch nicht, oft genug hielt sie den ganzen Tag über an. So schlank und leichtgewichtig Enya immer gewesen war, jetzt schienen sich alle ihre Gewebe mit Flüssigkeit voll zu saugen, sie quoll auf und litt sehr darunter. Ihr Blutdruck erklimm Höhen, die Doc Smith nicht wenig beunruhigten. Zuerst wollte er sie auf der Stelle bis zu ihrer Entbindung in das Hospital in Cairns einweisen. Doch dann überlegte er sich die Sache noch einmal. In Anbetracht ihrer Situation, so fand er, war es doch wohl besser, wenn sie bei guten Freunden wie Luddie und Anne Müller blieb, die sie liebten und sie umsorgten.

»Spätestens drei Wochen vor ihrer Niederkunft müssen Sie nach Cairns, da hilft nun alles nichts,

meine Liebe«, sagte der Doktor, doch Enya beharrte stur darauf, das Kind, gleich wie ihre Mutter, zuhause zu bekommen.

»Dann sorgen Sie wenigstens dafür, dass ihr Mann sie besuchen kommt«, knurrte er Luddie an, der von allen am wenigsten dafür konnte, dass die Umstände so waren, wie sie eben waren.

Enya nahm alle mit der Schwangerschaft verbundenen Unannehmlichkeiten geduldig in Kauf. Denn; War es zuvor hauptsächlich Cedrics Art und Ausstrahlung gewesen, was sie an ihn fesselte, so bildete nun das Kind, das sie erwartete, ein weiteres Band zwischen ihm und ihr.

Gern wäre sie nach Yellingbone gereist und hätte dort unten im Süden entbunden, in der Nähe ihrer Familie. Je mehr Zeit vergangen war, desto mehr war in ihr der Wunsch entflammt, endlich jemanden zu haben, den sie lieben konnte und der sie liebte. Doc Smith begann davon zu sprechen, sie früher als ursprünglich geplant nach Cairns zu bringen. Ihr Blutdruck war »widerspenstig«, wie er es nannte, er murmelte etwas von Toxämie, Eklampsie und anderem mehr, Wörter, die so beängstigend und unheildrohend klangen, dass Anne und Luddie Müller meinten, es wäre vielleicht wirklich besser, wenn man Enya ins Krankenhaus brachte, obwohl sie beide sich doch so sehr wünschten, dass das Kind auf »Himmelhoch« zur Welt käme. Hätten sie und Enya gewusst, dass

Enya nicht ein Kind, sondern zwei unter ihrem Herzen trug, hätten sie den Doktor augenblicklich einen »Quacksalber« geschimpft, denn auf der Hand lag, dass zwei Kinder dem Körper einer werdenden Mutter wesentlich mehr zusetzten als eines.

## KAPITEL DREIUNDZWANZIG –

### *Lestly und Paddy*

Bis zur Entbindung waren es noch ein paar Tage. Und der Vater? Bei der Entbindung anwesend? Nein. Ein unmöglicher Wunsch, eine nie zu verwirklichende Hoffnung, sie wusste es. Er diente einer Institution, die darauf bestand, ihn ganz für sich zu haben, einschließlich dessen, wofür sie gar keine Verwendung hatte, sein Mannestum. Mutter Kirche verlangte dieses Opfer nun einmal von ihm. Aber weshalb eigentlich? Als Tribut an ihre Macht doch wohl. Das, was er darstellte, wurde ganz einfach verschwendet, vergeudet. Und eines Tages gab es dann keinen Cedric Stuart mehr, und wenn es nach der Kirche gegangen wäre, hätte es auch nichts und niemanden gegeben, der ihm nachfolgen konnte. Was für ein sinnloses Opfer, das die Kirche von ihren Gottesdienern verlangte ...

Plötzlich stand Enya auf und ging mit schwerfälligen Schritten ins Wohnzimmer, wo Anne mit einem Buch saß.

»Anne, ich glaube, Ihr Wunsch wird erfüllt werden.« Anne hob den Kopf. »Was ist, Enya?« fragte sie abwesend.

»Rufen Sie bitte eine Hebamme. Ich werde das Baby hier bekommen – jetzt gleich.«

»Oh, mein Gott! Gehen Sie ins Schlafzimmer und legen Sie sich hin – nein, nicht in Ihr Schlafzimmer, in unseres!«

Anne verständigte ihren Mann, der wiederum den Doktor und die Hebammen aufschreckte. Dann bewegte sie sich nach draußen und beugte sich über die Verandabrüstung. Während sie sich mühsam an ihren Krücken voranbewegte, dachte sie: Ist das Haus auch sauber und ordentlich? Habe ich Staub gewischt? Haben wir diese alte Hammelkeule weggeworfen, die schon so scheußlich roch? wo bleibt nur Luddie? Warum bimmelt das Telefon nicht? Was ist mit seiner Rückmeldung? Und außerdem; der Junge, den ich in guter Ahnung zu ihm schickte, muss ihn doch schon vor Stunden gefunden haben!

Fluchend kam Doc Smith in seinem zerbeulten Auto von Dungloe nach »Himmelhoch« gerattert. Auf dem hinteren Sitz saßen zwei Ortshebammen. Außerdem hatte er aus dem kleinen Krankenhaus, das er in Dunny betrieb – eigentlich war es gar kein Haus, sondern nur eine Hütte – alles mitgenommen, was er bei der Entbindung brauchen mochte. Sie jetzt dort hinzubringen hätte keinen

Sinn gehabt. Ins Hospital in Cairns – dorthin gehörte sie eigentlich.

»Weiß der Ehemann inzwischen Bescheid?« fragte er, als er, die Hebammen unmittelbar hinter sich, die Treppe zum Haus hinauf keuchte. Er hasste es, wenn sich jemand so dicht in seinem Schlepptau befand, doch heute schien er darüber glücklich zu sein – was für ein seltsames Original.

»Sie hat sich vom Vater ihres Kindes getrennt, Doktor«, erwiderte Anne. »Sie ist in unserem Schlafzimmer. Ich dachte mir, dort hätten Sie mehr Platz.« Enya lag auf dem Bett. Ihre Augen wirkten sehr groß, doch nichts in ihrem Gesicht verriet, dass sie Schmerzen empfand, obwohl ihr Bauch ungewöhnlich groß war. So ein großer Bauch – als wäre er in den letzten drei oder vier Monaten mit einer Pumpe zusätzlich aufgetrieben worden, damit sich die Besitzerin wie ein Fesselballon fühlte. Allerdings ging es manchmal wie ein Krampf durch deren Körper, auch ihre Arme und Hände spannten sich eigentümlich. Enya blickte zu Anne, und Anne sah, dass in ihren Augen die Freude aber auch die nackte Angst stand.

»Ich bin froh, dass ich nicht nach Cairns gekommen bin«, sagte Enya. »Meine Mutter ist nie in ein Krankenhaus oder eine Klinik gegangen, wenn sie ein Kind bekam, und einmal, hat Daddy erzählt, ging es ihr sehr schlecht. Das war, als sie Roy erwartete. Doch sie hat es überstanden, und

ich werde dies auch überstehen. So leicht sind wir nicht umzubringen, wir Kelly-Frauen.«

\*\*\*

»Pünktlich« am 13. April brachte Enya auf Himmelhoch ihre beiden Kinder zur Welt. Ganz kurz nur spürte Enya heftige Presswehen, dann sprang die Fruchtblase, und wenige Minuten nachdem Enyas Dienstgeber den Arzt angerufen hatten, mussten der Doktor und zwei Nachbarinnen auch schon Hebammendienst leisten. Da Enya keine Zeit blieb, für ihren ungeduldigen Sohn und ihre ungeduldige Tochter unten weit genug aufzumachen, kam es bei ihr zum Dammriss. Doch die Schmerzen waren nicht sehr schlimm, und das Ganze ging so schnell vorüber, dass es überhaupt nicht geschehen zu sein schien. Enya musste genäht werden, doch das änderte überhaupt nichts daran, dass sie sich einfach wunderbar fühlte. Ihre Brüste strömten geradezu über vor lauter Milch. Und wie schön und gesund waren ihre Babys doch. Lang und schlank, mit hellem Haar auf den perfekt geformten kleinen Schädeln, mit lebhaften blauen Augen, bei denen nichts darauf hindeutete, dass sie später zu einer anderen Farbe überwechseln würden. Wie hätten sie auch wechseln können? Es waren ja Cedrics Augen, Cedrics Hände, Cedrics Nase und Cedrics Mund und sogar Ced-

rics Füßchen. Welch ein Glück, dachte Enya, dass nur Augen von Leuten die Äußerlichkeiten wahrnahmen, die Cedric nicht kannten, denn ihre Kinder waren von gleichem Typ wie der Vater. Sie waren ganz und gar Cedric und lediglich Lesly hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer strahlenden und blutjungen Mutter. Ansonsten waren sie Cedrics Ebenbilder. Die Hände zum Beispiel und die Art, wie die Augenbrauen wuchsen, der flaumige Haaransatz in der Mitte der Stirn und die Form der Finger und der Zehen. Aber gut – sehr gut sogar, wenn in den nächsten Monaten niemandem auffiel, an welchen Mann all diese Augenfälligkeiten erinnerten.

Luddie holte die Flasche Champagner, die er eigens für diesen Zweck aufgehoben hatte, und ließ den Korken knallen. Und dann standen sie alle im Kreis – der Doktor, die Hebammen, der Farmer und seine Frau – und tranken auf das Wohl der Mutter und der aus Leibeskräften schreienden Babys.

»Haben Sie schon Namen für sie?« wurde Enya von den Hebammen gefragt, die von den Babys fasziniert zu sein schienen. Enya betrachtete zuerst den Stapel Briefe, die Brianna und ihre Mutter ihr geschrieben hatten, und danach die Frauen, die je ein Baby in den Armen hielten. Ja, dachte sie, alle, einschließlich Mum, werden die süßen Kinder lieben. Oh, vielleicht wird Mum Lesly und

Paddy nicht so lieben, wie sie Liam geliebt hat, aber sie wird doch wenigstens etwas empfinden.

»Ich werde das Mädchen Lesly und den Jungen Paddy nennen.«

»Das sind wunderschöne Namen. Sind es Namen, die bei ihrer Familie häufig vorkommen?«

»Nein. Die beiden Namen gehören niemandem sonst. Ich hasse diese Namen, die sich vom Vater oder Großvater auf den Sohn vererben, oder von der Großmutter oder der Mutter auf die Tochter. Jeder sollte seinen eigenen Namen haben. Lesly habe ich so genannt, weil mir der Name ganz einfach gefiel, und bei Paddy ist das nicht anders.«

»Nun, sie klingen, wie gesagt, wirklich hübsch«, räumte eine der Hebammen ein.

»Geben Sie mir bitte beide zugleich? Ich möchte meine beiden Lieblinge, obwohl sie meine Kräfte in Teamarbeit aufgezehrt haben, in die Arme schließen. Hoffentlich haben sie Hunger. Ach ja; vielen lieben Dank für die Milchpumpe. Ich wüsste nicht, wie ich mit der vielen Milch zurande gekommen wäre, denn allein die Verschwendung hätte mir arg zugesetzt.« Paddy hatte Hunger und Lesly ebenfalls. Ihre kleinen Lippen schlossen sich so fest um Enyas Brustwarzen, dass sie es recht deutlich spürte. Als sie die Babys so an ihrer Brust sah, die geschlossenen Augen, die dunklen, wie mit Goldstaub betupften Wimpern, die flaumigen Brauen, die winzigen sich emsig bewegen-

den Wangen – da empfand sie eine Liebe für die beiden, die so tief und so voll eigentümlichem Schmerz war, dass sie die schmerzenden Brüste darüber vergaß. Er ist genug, es muss genug sein. Noch ein Kind werde ich erst dann bekommen, wenn ich Cedric aufgespürt habe. Aber bei Gott, Cedric Stuart, bei dem Gott, den du mehr liebst als mich, du sollst nie erfahren, was ich dir – und ihm – gestohlen habe, sofern du dein Priestergewand nicht ablegst. Nichts sollst du wissen über Paddy und Lesly. Oh meine Babys. Sie schüttelte die Kissen mit den Fingern notdürftig auf, um die Babys weicher legen, und ihre wunderschönen kleinen Gesichter eingehender betrachten zu können. Meine Babys! Mir gehört ihr, und nie werde ich euch einem anderen überlassen. Am allerwenigsten eurem Vater, sofern er noch ein Priester ist und euch nicht anerkennen kann. Ist das nicht wunderbar?

Die Babys gediehen prächtig. Enya war imstande, die Kinder zu stillen, sie tat alles, was zu den Mutterpflichten gehörte, gab den Bündelchen die Flasche, und wechselte die Windeln, denn ein wunderbares, ein allüberwältigendes Gefühl hatte sich in ihr entwickelt und eingestellt. Sie empfand das Verlangen, die winzigen Gesichter mit Küssen zu bedecken, die kleinen Finger zärtlich in den Mund zu nehmen oder andere Dinge zu tun, wodurch Mütter ihre Liebe auszudrücken suchen. Sie

hatte das Gefühl, dass es ihre Babys waren, und es schien, dass die Kinder sie wollten und brauchten, wie sie es tat. Stets war sie zur Stelle, wenn eines oder beide weinten oder schrien, sie wiegte sie in ihren Armen, legte sie trocken oder tat, was immer notwendig schien. Hochgehoben und getröstet wollten sie werden, die kleinen Schlauberger. Überließ man sie sich selbst, beruhigten sie sich weniger schnell. Und die Farbe ihrer Augen? Genauso blau leuchtend wie die ihres Vaters. Es waren sehr auffallende Augen, positiv auffallende Augen - gar kein Zweifel.

\*\*\*

Anne hatte nichts dagegen, Kinder im Haus zu haben, ganz im Gegenteil. Genauso war es mit Luddie. Beide hatten es ihr Hunderte von Malen versichert.

Enya hatte die Zwillinge demzufolge reinen Gewissens auf Himmelhoch zur Welt gebracht – ein Mädchen und einen Jungen. Leicht war die Geburt für Enya nicht, doch alles war gut verlaufen, und nun stützte sie sich gerade gegen die Wand und beugte sich dann über die Korbwiege. Vorsichtig hob sie das Baby heraus, schaffte es dann irgendwie, mitsamt dem kleinen Korb in der Rechten schlurfenden Schrittes zum Bett zu gelangen, wo sie sich setzte. Enya legte Lesly aufs

Bett und betrachtete ihre Augen. Sie hatte, gleich wie ihr Zwillingenbrüderchen, die schönen blauen Augen ihres Vaters, die so eigentümlich entrückt und so klug wirkten, als ließen sie sich durch nichts täuschen. Wie gerne wäre Enya jetzt samt ihren Kindern bei Cedric gewesen. Hatte sie richtig gehandelt? Hatte sie sich zu viel erhofft oder erwartet? Oder hatte Cody etwa recht? War Liebe vielleicht wirklich nichts als ein weibliches Hirn-espinst? Oder handelte es sich dabei um etwas, das nur Frauen empfinden konnten und solche Männer, in denen auch etwas Weibliches war – ja, Weibliches und nicht etwa Weibisches? Keiner Frau würde es wohl je gelingen, Cedric an sich zu binden, keiner Frau war es je gelungen. Was er wollte, konnte ihm anscheinend keine Frau jemals geben. Gedanken dieser Art plagten sie bereits eine geraume Zeit.

Am nächsten Tag fühlte sie sich ruhiger und meinte nicht länger, alles sei verhext oder völlig sinnlos gewesen.

Enya trug Lesly auf die Vorderveranda hinaus. In dem Korb, den sie bereits auf den Tisch auf der Veranda gestellt hatte, befand sich, was das Baby brauchte: Windeln, Spielzeug, Puder. Enya setzte sich auf einen Stuhl, nahm Lesly und gab ihr die Flasche mit Lactogen, die sie warm gemacht hatte. Paddy schlief zum Glück, denn nicht selten schrien die Zwillinge um die Wette nach dem

Fläschchen. So hatte die blutjunge Mutter vom Tag der Geburt an tagein tagaus alle Hände voll zu tun, was an sich gut war, denn dadurch hatte sie kaum Zeit zum Grübeln. Der Tag war angenehm, überhaupt war das ganze Leben hier angenehmer als in Sydney oder in der trockenen Gegend, in der Valopo lag ... das musste man ehrlich zugeben. Enya seufzte und sprach, wie so oft, mit dem kleinen Mädchen, das seine junge Mutter mit großen Augen anstarrte.

»Irgendwann muss natürlich der Tag kommen, an dem wir nach Valopo fahren, Schatz. Weißt du, dass ich mich vor diesem Tag ein klein wenig fürchte? Und soll ich dir verraten, warum? Ja? Also gut, Lesly, mein neugieriger kleiner Schatz. Weil ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll, wenn dein Daddy auf der Bildfläche erscheint. Kreuzt er auf, ohne dass er die Soutane abgelegt hat, ist mein ganzer schöner Plan gescheitert.«

Sie steckte dem Baby den Nuckel gerade rechtzeitig in den Mund, bevor es zum großen, vielleicht zum ganz großen Protest kommen konnte. Dann hob sie den Kopf. Sie setzte sich auf einen Stuhl, nahm Baby und Flasche, schlug die Beine übereinander, steckte Lesly vorsichtig den Gummisauger zwischen die Lippen. Brav begann das Baby zu trinken. Leslys Haare hatten genau den gleichen Farbton wie Enyas Vater. Hoffentlich kriegt das arme Dingelchen später nicht eine Mil-

lion Sommersprossen, dachte Enya, während sie das Baby fütterte. Sie legte die leere Flasche wenige Minuten später aus der Hand, setzte das Baby aufrecht auf ihr Knie, so dass es ihr das Gesicht zuwandte, und ließ es dann, während sie Lesly gleichzeitig mit festen rhythmischen Bewegungen den Rücken rieb, einige Verbeugungen vollführen. Das war die beste Art und Weise, ein Baby sein Bäuerchen machen zu lassen: Die Luft kann raus, und die Milch blieb drin – das kannte sie von ihren jüngeren Geschwistern. Wie eigens zum Beweis machte Lesly mehrmals ihr Bäuerchen, ohne dass etwa wieder ein Schwall Milch hervorkam. Enya lachte, rieb ihr mit der Hand wieder über den Rücken und legte sie sich, als nichts weiter geschah, vorsichtig in die Ellbogenbeuge. Was für fabulöse exotische Augen Lesly hatte. Phantastisch. Nun, bei Enya musste man wohl immer mit etwas Besonderem rechnen. Lesly war in ihrem Arm eingeschlafen. Enya kuschelte sie noch enger an sich. Sie hatte sich von der Entbindung gut erholt, und mit der Feuchte dieser Gegend kam sie mittlerweile auch ganz passabel zurecht. Sie musste an Cedric denken. Ob inzwischen eine Wandlung in ihm vorgegangen war? Hatte er das Platzgreifen einer tiefen Enttäuschung, das sie ihm bei der Abschiedsszene vermittelt hatte, schon überwunden? Sie hatte immer noch sein verdutztes Gesicht vor sich, das ein schroffes Zu-

nichtewerden von Vorfreude und Freude hinsichtlich ihres Erscheinens in der Basilika ausdrückte. Dann, während sie auf ihn einsprach, hatte er sie gleichermaßen aufmerksam wie ungläubig gemustert, denn gerechnet hatte er nicht damit.

Enya atmete tief durch und machte sich daran, Paddy zu füttern. Lesly, halb-vergessen in der Beuge des Ellbogens, musste nun in die Korbwiege gelegt werden, und deshalb löste sie das schlafende Baby sehr behutsam aus ihrer Ellbogen-Beuge, bevor sie es nicht minder behutsam ins Zimmer trug und in die Wiege legte. Dann drehte sie sich um und widmete ihre volle Aufmerksamkeit dem Jungen, der soeben die Augen aufgeschlagen hatte. Meine Güte. Was für ein prachtvolles Bürschchen. Enya wurde auch von ihm mit großen Augen bestaunt, als könne er nicht fassen, dass seine Mutter so hübsch und so jung war. In seinen Augen war ein eigentümlicher, wie um Verständnis bittender Ausdruck, weshalb sie zu ihm sagte. »Braver kleiner Schatz. Wie angenehm, dass du so lange geschlafen hast, und wie schön, dass du deiner Schwester und mir gegenüber so rücksichtsvoll bist. Danke, lieber Paddy.« Sie küsste ihn und dann nahm sie ihn aus der Korbwiege, denn dieselbe Prozedur, wie vorhin wiederholte sich.

Er begann zu brabbeln, als wüsste er sehr genau, was sie soeben gesagt hatte, und zweifellos be-

griff der kluge Junge auch jedes ihrer mütterlichen Motive. Als wartete er auf Antwort auf sein Gebrabbel, starrte er sie wieder mit großen blauen Augen an, doch Enya schwieg lange, sehr lange, denn Paddy verschluckte sich gerne, wenn sie ihn ansprach, während er aus dem Fläschchen trank. Er meinte dann immer, er müsse auch während dem Trinken mit seiner Mutter zu brabbeln beginnen, doch Enya war schlau genug, in allen Lebenslagen ihr Gehirnschmalz zu strapazieren. Sie lächelte ihn an, anstatt ihm alles Mögliche zu erzählen, doch selbst das schien bereits zu viel des Guten zu sein, denn er verschluckte sich einmal, weshalb sie ihn rasch zur Seite drehen musste.

Von Dungloe her kam ein roter Sportwagen herbei gejagt, ein englisches Modell offenbar. Er bog in die Abzweigung nach »Himmelhoch« ein und nahm den steilen, langen Anstieg. Ein nagelneues Auto war es, wie Enya jetzt deutlich sehen konnte, ja, nagelneu und mit Sicherheit sehr teuer. Doch den Mann, der am Steuer saß und der jetzt, als der Wagen vor dem Haus hielt, mit einem Sprung über die niedrige Autotür hinwegsetzte, diesen Mann kannte sie nicht. Sie sah nur, dass er die NorthQueensland-Einheitsuniform trug – Shorts und nichts sonst – und dass er offenbar ein Bild von einem Urlauber war. Jeweils zwei Stufen auf einmal nehmend, kam er jetzt die Treppe herauf, und seine grauen Schläfen verrieten, dass er

keineswegs mehr der jüngste war. Alle Achtung, dachte sie, in einer besseren körperlichen Verfassung habe ich noch keinen Zuckerrohrschnitter gesehen. Als dann der Blick aus den ruhigen, eigentümlich distanziert wirkenden Augen auf sie traf, erkannte sie den Mann in Shorts.

»Mein Gott! « sagte sie und ließ die Flasche des Babys fallen. Er hob sie auf, gab sie ihr, lehnte sich dann mit dem Rücken gegen die Verandabrüstung.

»Alles in Ordnung. Der Nuckel ist mit dem Boden nicht in Berührung gekommen. Sie können dem Baby die Flasche wieder geben.«

»Nun, Mister Scott, das ist aber wirklich eine Überraschung!« Amüsiert ließ sie ihren Blick über ihn hinweg gleiten.

»Wie Sie sich denken können, habe ich das Angenehme mit dem Nützlichen und Zweckmäßigen verbunden, Miss Enya. Und da sie sich unmöglich vorstellen können, wie groß meine Freude darüber ist, dass der römisch katholischen Kirche aufgrund Ihrer Entscheidung das Vermögen Ihrer Tante entrissen wird, bitte ich Sie, mich William zu nennen. Wie geht es Ihnen? Hatten Sie Schwierigkeiten, das erste Kind zur Welt zu bringen, oder bereitete es Ihnen mehr Freude als Probleme?«

»Bei uns steht, dank einer normalen Geburt, alles zum Besten, William.«

»Wie schön. Das freut mich umso mehr. Dennoch möchte ich anmerken; Sie haben sich ein klein wenig verändert, Enya.«

»Wirklich?« Die vollen, weichen Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. »Nun, im Grunde glaub' ich das nicht. Es sind nur Sydney und der Große Nordwesten, was mich ein wenig abgeschliffen hat. Es ist bei mir wie bei Salome mit ihren sieben Schleiern; einer nach dem anderen verschwindet. Oder wie bei einer Zwiebel mit ihren diversen Häuten.«

William Scott lachte herzlich, denn wegen Enyas Jugend hatte es sich wie ein Witz angehört.

»Ihr Kind lacht genau wie Sie, Miss Enya. Es gefällt mir sehr« sagte der Anwalt. »Darf ich es mal haben? Ich glaube, ich bring's sogar fertig, die Flasche im richtigen Winkel zu halten.« Er langte nach dem Baby, das Enya ihm bereitwillig anvertraute, doch das Fläschchen behielt sie.

»Tut mir leid, aber das Fläschchen ist bereits leergetrunken.«

»Ach ja. Richtig. Das ist einerseits gut, doch andererseits schade.«

Nachdem sie ins Haus gegangen waren, und William Enyas Sohn vorsichtig in die Wiege gelegt hatte, staunte William Scott, dass es Zwillinge waren. Unmittelbar nach Enyas ergänzender Erläuterung verriet er ihr, dass er die Adresse von Colin erfragt hatte, dass er in der Nähe ein paar Urlaubstage verbrachte, und dass er alles daran setzte, dass Jennyfers letzter Wunsch so rasch wie mög-

lich verwirklicht wurde. Sie sprachen lange und ausführlich, denn als Notar der Kellys war er ebenso verantwortungsbewusst wie verschwiegen. Gottlob war er auch verschlagen, was auch dringend nötig war, denn wenn er mit den Rechtsvertretern der Römisch Katholischen Kirche in den Ring stieg, konnte er sich auf einiges gefasst machen.

\*\*\*

Wie war es dem Bürgermeister, Notar und Anwalt in einer Person gelungen, das Nützliche, das er in diesem Fall nicht als »Arbeit« ansah, mit seinem wohlverdienten Urlaub zu verbinden?

Ganz einfach. Enya schrieb ihrer Mutter und ihren Brüdern von hier aus keinen Brief, doch sie schickte ab und zu einen Brief im Brief für Brianna mit, mit der Bitte, ihn von Sydney abzuschicken, damit in Valopo alle dachten, sie sei nach wie vor in Sydney. Dass Enya ihre Mutter und ihre Brüder vollends in ihren Plan einweihte, ließ ihr Stolz einfach nicht zu.

Bei den Müllers handelte es sich um Freunde von Brianna, bei denen Enya im Prinzip so lange sie wollte wohnen und arbeiten durfte. Die Gegebenheit, dass sie das Ehepaar wirklich mochte, drückte sich in jeder Zeile aus, die sie ihrer Freundin über Luddie und Anne schrieb, und da ihre

Freundin die Post für sie in Sydney aufgab, machte sich auf Valopo niemand um Enya Sorgen. Traurig war man allerdings, da sie nie zu Besuch kam. Aber wie hätte Enya erklären können, dass sie wegen Cedric eine Zeitlang verschollen sein musste? Sie wäre dann ja gezwungen gewesen, gleichzeitig davon zu sprechen, wie berechnend und selbstsüchtig sie gehandelt hatte. Nur gelegentlich wagte es Enya, in ihren Briefen eine beiläufige Frage nach Cedric Stuart zu stellen. Noch seltener antwortete ihre Freundin auf Fragen dieser Art, doch das wenige, das sie über ihn erfahren hatte, teilte sie Enya stets mit. Aber eines Tages kam dann ein Brief, der von Colin stammte und bereits auf den ersten Blick fast nur von Cedric zu handeln schien. Allerdings war der Brief anscheinend irgendwo eine Zeitlang liegengeblieben, was Enya anhand des Datums, das Colin angeführt hatte, erkennen konnte.

»Ganz überraschend kam er hier an, Enya«, schrieb ihr Bruder, der ihre Adresse mit viel Diplomatie und Überredungskunst aus Brianna herausgekitzelt hatte. »Ich fragte mich, warum er ohne dich aufkreuzte und was eigentlich los war. Er wirkte zugleich aufgeregt und bedrückt, doch nachdem er uns gesagt hatte, was du getan hast, machte ich mir, im Gegensatz zu allen anderen, den richtigen Reim. Doch zurück zu Pater Cedric. Weil Du nicht mehr bei ihm bist, hat er uns mit al-

lerlei Fragen überschüttet. Doch dann kochte er vor Wut und wollte von mir wissen, weshalb ich nichts über Dich berichte. Ich sagte wahrheitsgetreu, es wäre nun mal so dass ich von Deinen verrückten Ideen nichts gewusst hätte, Du hättest partout nicht gewollt, dass er irgendwas davon erfuhr. Daraufhin sagte er kein Sterbenswörtchen mehr, aber ich bin mir sicher, dass er Dich sehr vermisst und dass Du ihm – mal abgesehen von seinem Glauben - nach wie vor mehr bedeutest als alles andere auf dieser Welt. Ist ja auch nur natürlich, denn Du bist mit ihm ja viel mehr zusammen gewesen als irgendeiner dieser Priester, und ich glaube, er hat in Dir immer so etwas wie eine Heilige gesehen. Er ging umher, als ob er überzeugt wäre, Du müsstest doch noch jeden Augenblick irgendwo auftauchen, der arme Kerl. Wir konnten ihm auch gar keine neueren Bilder von Dir zeigen, was mir erst auffiel, als er fragte, ob er nicht welche sehen könnte. Da wurde mir auf einmal klar, wie komisch es doch ist, dass es nicht mal Bilder von Dir gibt. Er fragte, ob Du einen Freund oder ein Kind hättest, und ich sagte, das könnte sein, denn sonst wärest Du nicht durchgebrannt. Stimmt doch auch, Enya, nicht? Wie die Zeit vergeht, was? Wär' doch schön, wenn Du bald einen Vater für dein Kind hättest, ich meine, es würde mich und Brianna freuen. Ich wollte ihm Deine Adresse geben, aber Brianna meinte, das wäre dir nicht

recht. Obendrein liegt er anscheinend wegen dir und Valopo mit dem Erzbischof, für den er arbeitet, im Clinch und somit hat er jede Menge andere Sorgen. Der Erzbischof hat irgend so einen Ithaker-Namen, riesig lang, konnte ihn mir einfach nicht merken. Die streiten sich also anscheinend wegen Valopo und der missglückten Erbschaft. Ist schon phantastisch, nicht? Jedenfalls, nachdem er festgestellt hatte, dass Du nicht da warst, um mit ihm auf Valopo die Runden zu machen, schwang sich Pater Cedric nur ein- oder zweimal in den Sattel, und viel mehr unternahm er auch sonst nicht. Er las zwar jeden Tag die Messe, aber schon nach sechs Tagen reiste er wieder ab. Ach, liebes Schwesterherz, wie froh bin ich, deiner Freundin mit viel Mühe den Ort entlockt zu haben, an dem du dich völlig unnötig versteckst, als hättest du etwas Schlimmes verbrochen.«

Enya legte den Brief aus der Hand. Er wusste, er wusste! Endlich wusste Cedric! Was hatte er gedacht, wie sehr hatte es ihn bekümmert? Und warum hatte er sie in diese Sache gehetzt? Besser geworden war dadurch nichts, außer, dass sich Briannas Vorhersage, Cedric würde wegen ihr Probleme mit der Kirche bekommen, abzuzeichnen begann. So gesehen, und angesichts dem, was William Scott gesagt hatte, lief alles plangemäß.

Die Babys gediehen, ihr Gesundheitszustand war gut, wie jener der glücklichen Mutter. Mit vier

Monaten hörten sie auf, soviel zu schreien, und es schien ihnen Vergnügen zu bereiten, sich mit den bunten Perlen zu beschäftigen, die sie in ihrer Wiege in Reichweite hatten. Jedermann wurde von ihnen angelächelt.

Die Feuchte kam frühzeitig, schon im Oktober, und es war eine sehr feuchte Feuchte. Tag für Tag peitschte der Regen auf »Himmelhoch« herab, weichte den roten Erdboden auf, durchnässte das Zuckerrohr, füllte den breiten, tiefen Dungloe River immer mehr. Dennoch trat der Fluss nicht über die Ufer: Sein Weg bis zur Küste, bis zum Ozean war kurz. Irgendwann tauchte die Sonne wieder auf, die Erde dampfte, das feuchte Zuckerrohr glänzte und funkelte, und der Fluss ähnelte einer großen, goldenen Schlange. Dann erschien vor der Himmelswölbung ein Regenbogen, ein Doppelregenbogen sogar, dessen Farben von einer solchen Leuchtkraft waren, dass sie wohl jede Landschaft recht buchstäblich in den Schatten gestellt hätten, nur die Landschaft von North Queensland nicht. Die Farbtöne dieses Landes hier waren sozusagen von Grund auf so satt und so üppig, dass sie sich kaum durch irgendetwas übertreffen ließen. An einem Tag Anfang Dezember kam Anne auf die Veranda und setzte sich neben Enya.

Der Doppelregenbogen war verschwunden und die Sonne auch, es schien wieder regnen zu wollen.

»Anne, wenn nicht Sie und Luddie gewesen wären, so wäre ich verrückt geworden, das wissen Sie. Manchmal wache ich nachts auf und frage mich, was wohl hätte werden sollen, wenn ich bei anderen, weniger freundlichen Menschen gelandete wäre. Sie haben sich ja mehr, viel mehr um mich gekümmert als ich es mir je zu erhoffen wagte.«

»Ach, Unsinn, was hätte schon werden sollen? Im Falle des Falles wären Sie wahrscheinlich nach Valopo zurückgefahren, und wer weiß – vielleicht hätte sich so alles am schnellsten wieder eingerenkt.«

»Nein. Sie ist wirklich nicht angenehm gewesen, diese Sache, von der ich nie gesprochen habe, aber es war besser, dass ich hier geblieben bin und sie durchgestanden habe.« Es regnete wieder, noch nicht unmittelbar über dem Haus, aber doch über den Feldern in der Nähe. Wie ein Trennungstrich, ja fast wie ein spaltendes Beil war die Regenwand. »Sie haben recht«, sagte Enya.

»Den Vater der Kinder – ja, ich habe ihn geliebt, seit ich ein kleines Mädchen war. Armer Mann! Ich hatte kein Recht, zu ihm zu sagen, was ich gesagt habe. Denn er hat mich nie ermutigt, wissen Sie. Ich hoffe, dass er Zeit hat, über alles nachzudenken. Dann wird er sicherlich verstehen, wie es dazu kommen konnte, dass ich so redete, als ich mich von ihm trennte. Nur an eines konnte ich

denken, immer nur an dieses eine, dass es sein Kind war, das ich empfang. Und soll ich Ihnen etwas sagen, Anne? Was ich dafür getan habe, war eine zu verabscheuende Sünde, als ob jemand ein Gelübde brechen würde – wahrscheinlich sogar schlimmer. Doch ich war trotzig, denn ich hatte das Gefühl, alle hätten mir unterstellt, meine Liebe zu ihm oder seine Liebe zu mir sei falsch.«

Die grauen Augen hatten die gleiche Farbe wie der Regen, der jetzt auch auf das Haus fiel. Die Stimmen der beiden Frauen hoben sich unwillkürlich, um durch das laute Prasseln auf dem Dach vernehmlich zu bleiben.

Hier auf ›Himmelhoch‹ ist es wirklich schön. Ich möchte nicht, dass Sie mich für undankbar halten. Aber ich möchte ein Heim, ein eigenes Heim! Ich möchte, eine Familie, ich möchte auf meinen eigenen Möbeln Staub wischen, ich möchte Vorhänge für meine eigenen Fenster machen, ich möchte auf meinem eigenen Herd für meinen eigenen Mann kochen. Oh, Anne! Ich bin ein ganz gewöhnliches Mädchen. Ich bin nicht ehrgeizig, ich bin nicht intelligent, ich bin nicht besonders gebildet. Alles, was ich mir wünsche, das ist ein Mann, das sind Kinder, ein eigenes Heim. Und ein bisschen Liebe von irgend jemandem.«

Anne holte ihr Taschentuch hervor, fuhr sich damit über die Augen und versuchte zu lachen.

»Na, wir beide sind vielleicht ein Paar – sentimental ist schon gar kein Ausdruck! Aber ich verstehe, Enya, ich verstehe wirklich. Seit zehn Jahren bin ich jetzt mit Luddie verheiratet, und diese zehn Jahre sind in meinem Leben die einzigen glücklichen gewesen. Mit fünf Jahren bekam ich Kinderlähmung, und die Folgen sieht man ja noch. Ich war fest davon überzeugt, dass mich nie jemand auch nur ansehen werde. Und es sah mich ja auch nie jemand an, weiß Gott. Als ich Luddie begegnete, war ich dreißig Jahre alt und verdiente mir meinen Lebensunterhalt als Lehrerin. Er war zehn Jahre jünger als ich, und so nahm ich ihn einfach nicht ernst, als er sagte, dass er mich liebe und mich heiraten wolle. Wie furchtbar, Enya, das Leben eines so jungen Menschen zu ruinieren! Fünf Jahre lang habe ich ihn auf eine Weise behandelt, wie sich das normalerweise niemand gefallen lassen würde, doch er – er ließ sich dadurch nicht beirren, nicht abhalten. Und so habe ich ihn schließlich geheiratet und bin seitdem glücklich. Luddie sagt, er sei es auch, aber ich bin da nicht so sicher. Er hat sehr viel für mich aufgeben müssen, nicht zuletzt auch die Hoffnung auf eigene Kinder, und er sieht jetzt älter aus als ich, der arme Kerl.«

»Das macht das Leben, Anne, und das Klima.«  
Der Regen hörte plötzlich auf, wie er eingesetzt hatte. Die Sonne kam wieder hervor, in voller

Pracht standen am dampfenden Himmel die Regenbogen, und Mount Bartle Frere trat in eigentümlicher lilafarbener Tönung aus den ziehenden Wolken.

\*\*\*

Enya hatte dank Colin und Brianna in einem nächsten Brief von Cedrics Enttäuschung und Abkehr von der Römisch Katholischen Kirche erfahren, und so war es, ihrem Plan entsprechend, Zeit, ihr Zelt in Queensland abzubauen. Doch jeweils tauchten, quasi in letzter Minute, triftige Gründe auf, die sie an der Abreise hinderten. Der wirkliche Grund war ihr durchaus bewusst: eine Mischung aus Schuldgefühl und Feigheit. Der Gedanke an eine Begegnung mit ihrer Mutter ängstigte und verschreckte sie. Gewiss würde dann alles zur Sprache kommen, die ganze »furchtbare« Geschichte. Und musste das nicht erst richtig aufwühlen, was sie bislang leidlich unter Kontrolle gehalten hatte: Kummer, Schmerz, Gram? Schon der Gedanke an diese Möglichkeit war unerträglich, denn schließlich hatte sie es gewagt, einen angehenden Bischof ins berufliche Unglück zu stürzen und eine Erbschaftsangelegenheit total ins Ungewisse umzukrempeln. Die Menschen von Valopo, vor allem ihre Mutter, sollten sich dennoch nicht weiter beunruhigen. Sie sollten glau-

ben, dass zumindest in Enyas Leben soweit alles in Ordnung sei: dass es ihr gelungen sei, sich wenigstens leidlich abzufinden mit ihrem verkorksten Liebesleben. Und deshalb war es besser, sich noch eine Weile von Valopo fernzuhalten - viel besser. Doch andererseits juckte es Enya in allen Poren, sich dessen zu vergewissern, dass Cedric Stuart der Kirche wirklich den Rücken gekehrt hatte, denn wäre das der Fall, würde sie alles daran setzen, ihn zu finden und sich bei ihm auf spezielle Art zu entschuldigen.

Also entschloss sie sich, den Müllers, Himmelhoch und Queensland Lebewohl zu sagen. Sechs Monate nach der Geburt ihrer Kinder kehrte sie nach Valopo zurück, denn genau dort wollte sie ihre Kinder aufwachsen sehen.

Enya hob Lesly am Tag ihrer Abreise aus der Wiege und hielt sie dann so, als begreife sie erst jetzt, was es bedeutete, Kinder zu haben. Das Mädchen sacht in ihren Armen wiegend, blickte sie aus dem Fenster und ihre Augen waren so erfüllt von Leben und von Gefühl, dass sogar Fremde im Raum gespürt hätten, wie es in der Kehle aufstieg, bis sie sogar hastig geschluckt hätten.

»Lesly, mein Engel. Ich kann Brianna Sinclair gar nicht genug danken.« Enya legte ihre schläfrige Tochter in die Wiege und nahm ihren strampelnden Sohn in die Arme. »Paddy, mein Schatz. Wie wichtig es für mich gewesen ist, euch das

Licht der Welt erblicken zu lassen, kannst du dir gar nicht vorstellen in deinem süßen kleinen Köpfchen. Weißt du; ich hatte alles genau geplant. Uns dreien hat es schlussendlich gut gefallen in diesem hübschen Haus und in dieser fruchtbaren Gegend, aber jetzt kehren wir nach Valopo zurück, endgültig. Der netten Dame und dem netten Herrn, die uns so freundlich bei sich aufgenommen haben, wird es zwar sehr schwer fallen, auf euch zu verzichten, doch sie werden sich mit uns freuen – dessen ist Mammi sich sicher. Und wenn wir erst mal zuhause sind, wird mit ein wenig Glück alles gut. Weißt du, Paddy; dein Daddy hat angeblich der Kirche den Rücken gekehrt, aber leider ist das nicht gewiss. Doch keine Angst. Mammi wird es gewiss herausfinden.« Enya legte Paddy wieder in die Korbwiege. Noch stand sie halb über die Wiege gebeugt. Dann drehte sie sich ganz herum, denn jemand hatte an die Tür ihres Zimmers geklopft.

»Ja, bitte?!« Anne, die Herrin des Hauses war es, die zugleich Enyas Dienstgeberin war. Seltsam. Enya betrachtete sie ob ihrer Freundlichkeit seit einiger Zeit eher als Freundin, denn als Dienstherrin.

»Entschuldigen Sie bitte, falls ich bei etwas gestört habe. Ich wollte Sie lediglich fragen, ob Sie noch einen Reisebehälter benötigen, oder ob sie alles untergebracht haben.«

»Danke, Anne. Ich habe meine privaten Sachen, und alles, was ich auf der Fahrt für die Kinder benötige, verstaut. Werden Sie uns besuchen? Auf Valopo ist immer Platz für Freunde.«

»Ja. Gerne. Einmal jedes Jahr, Enya, solange wir nur irgend können. Wir wollen Lesly und Paddy aufwachsen sehen.«

Da Enya ohne jedes Aufsehen nach Valopo zurückkehren wollte, fuhr sie nach Beendigung der Reise mit dem Zug mit dem alten Joey Baxter im Postwagen mit. Lesly und Paddy hatte sie in zwei Körbchen neben sich auf dem Sitz. Joey war über das Wiedersehen hochofren und schien begierig, zu erfahren – was sie in den vergangenen Monaten denn so alles getan und erlebt hatte. Doch je näher sie der Homestead kamen, desto schweigsamer wurde er. Ein Mann wie er wusste es zu respektieren, wenn jemand möglichst ungestört mit der alten Heimat Wiedersehen feiern wollte. Die alte Heimat, hier war sie: voller Braun- und Silbertöne, voller Staub, aber auch voll jener wunderbaren Reinheit und Schlichtheit, die North Queensland so fehlte. Hier gab es keinen wuchernden Wuchs, keine zuchtlose Überfülle, kein schleuniges Verwesen, um Platz zu machen für mehr. Was hier gedieh, war in gewisser Weise so unausweichlich wie die Sternbilder am Himmel. Kängurus mehr denn je. Wunderschöne kleine, sehr symmetrisch wirkende Wilgas, die etwas

Rundliches und eigentümlich Matronenhaftes an sich hatten. Über den Lastwagen schwebten Galahs dahin: Galahs, die so grau wirkten, wenn sie auf dem Boden hockten, die im Flug jedoch rosa-rote Unterseiten zeigten. Emus jagten in vollem Lauf voran. Kaninchen hüpfen, nein, zuckten über die Straße hinweg. Im Gras erhoben sich die ausgebleichten Skelette toter Bäume. Als sie die Dibban-Dibban-Ebene überquerten, tauchte am fernen, gekrümmten Horizont die Fata Morgana von Baumgruppen auf, und nur die wabernden Linien unten verrieten, dass es sich um Luftspiegelung handelte und nicht um Wirklichkeit. Jene Laute, die sie so vermisst hatte und von denen sie nie geglaubt hätte, dass sie sie je vermissen würde, jetzt hörte sie sie wieder: das einsame Krächzen der Krähen. Der trockene Herbstwind peitschte braune Staubschleier hoch, und man hätte meinen können, es sei wirbelnder Regen. Und dann das Gras, das silberne, bräunliche Gras des Großen Nordwesten, das sich bis zum Himmel zu erstrecken schien wie ein Segen, wie eine Gnade. Valopo!, Valopo! Geister-Eukalyptus und verschlafene riesige Pfefferbäume, in denen es vor Bienen nur so summte. Viehhöfe und buttermilchgelbe Sandsteingebäude, fast fremdartig wirkender grüner Rasen um das große Haus, Herbstblumen im Garten, Astern und Dahlien, Zinnien und Ringelblumen, Chrysanthemen und Samtblumen. Und

Rosen, Rosen, Rosen. Auf dem Hof beim Kochhaus stand Feena und starrte, und lachte dann, und weinte im nächsten Augenblick. Dann kam Penny gelaufen. Wie sehnige Bänder hielten die Arme sie umschlungen, denn Valopo war die Heimat, war das Zuhause, war der Ort, wo auch ihr Herz hingehörte, für immer. Colin kam heraus, um zu sehen, was der Grund für all den Trubel war.

»Hallo, Colin. Ich bin heimgekommen.«

»Hallo, Schwesterherz. Schön, dass du wieder da bist. Sag‘ nichts. Ich weiß dank Brianna über alles Bescheid. Prachtvolle Kinder sind es, die du Cedric mit viel Mühe abgeluchst hast. Wirst schon seh‘n; nun, da du ihm, aber auch uns, die Augen geöffnet hast, wir sich alles zum besten wenden. Erzähl’s Mum und Mrs. Miller. Die beiden werden ganz aus dem Häuschen sein. Sie sind im Salon und trinken Tee.«

Nachdem sie sich begrüßt und umarmt hatten, ging Enya mit Beinen wie aus Blei, mit den Kindern auf dem Arm nicht in Richtung Kochhaus, sondern zum großen Haus und betrat dann den Salon, wo Brigit saß, erstaunlicherweise nicht am Schreibtisch, sondern, zusammen mit Mrs. Miller, beim Nachmittagstee. Das Ticken der Ormolu-Uhr auf dem Kaminsims klang dröhnend in die Stille. Mary Carsons Augen, auf dem Gemälde, starrten herausfordernd zu ihrem Widerpart auf der anderen Seite des Raums, zu dem Bild von

Brighits Großmutter. Bright und Mrs. Miller saßen auf einem cremefarbenen Sofa, und sie saßen so nahe beieinander, dass ihre Schultern sich leicht berührten. Normalerweise saßen sie beim Plaudern stets gegenüber, doch wie es aussah, hatten sie ein Strickmuster studiert.

Die beiden Frauen hoben den Kopf und musterten Enya aufmerksam. Deutlich war Enya vom Gesicht abzulesen, dass ein neuer Lebensabschnitt für sie begonnen hatte.

Der Ausdruck der grauen Augen ihrer Mutter wollte sich selbst in Situationen wie dieser nicht ändern. Doch jetzt, da sich in ihr selbst so vieles geändert hatte und änderte, begriff Enya; Mum freute sich. Sie wusste nur nicht, wie sie's zeigen sollte.

»Hallo, Enya. Willst du immer noch um Cedric Stuart kämpfen?« fragte Bright, und offenbar erschien es ihr selbstverständlich, dass Mrs. Miller und Feena und Penny, die Enya gefolgt waren, das gleiche Recht hatten, die Wahrheit zu erfahren, wie sie selbst.

»Ja. Ich weiß, dass er insgeheim ein Heim und eine Familie will.«

»Eine Familie?« Erst jetzt schien Bright Enyas brave und aufmerksam in die Gegend lugenden Sprösslinge wahrzunehmen. Fest und sicher hielt Enya sie in den Armen, als wolle sie die beiden zuckersüßen Geschenke nie mehr loslassen.

»Ja. Sieh' nur, Mum! Darf ich vorstellen? Das sind Lesly und Paddy, Cedrics und meine Kinder!«

Während die Haushälterin und die beiden Dienstmädchen sich vor Freude kaum zu fassen wussten, sagte Brighit im Aufstehen und Nähertreten, in jenem genau bemessenen Ton, in dem Emotionen nur ganz verhalten, doch keinesfalls weniger echt schwangen:

»Hübsche und liebenswerte Kinder sind es, Enya. Fürwahr. Wie die Lage steht, so warst du im Recht, heimzukommen. Wir können uns hier gut und warmherzig um euch drei kümmern.«

Bald war Enya in ihrem alten Zimmer, von wo sie Ausblick hatte über die Home Paddock und über die Gärten. In einem Zimmer nebenan würden Lesly und Paddy schlafen. Oh, es tat ja so gut, wieder daheim zu sein! Natürlich freute sich auch Colin, sie wiederzusehen. Mehr und mehr glich er seinem Vater, die sehnige Gestalt, ein klein wenig gekrümmt schon, mit einer Haut, die von der Sonne so stark gegerbt war, dass sie buchstäblich Leder ähnelte. Auch in seiner Art war er wie Angus, ruhig und freundlich, doch voll innerer Kraft. Allerdings fehlte ihm jener ausgeprägt väterliche Zug. Was kaum überraschen kann, dachte Enya, er hat ja noch keine eigene Familie. Und plötzlich stutzte sie: er war noch immer ledig? – und würde es auch bleiben? Sie hatte schon häufiger darüber

nachgedacht, weshalb ihre Brüder bisher ledig geblieben waren. Eine wirklich überzeugende Antwort hatte sich jedoch nie finden lassen. Als dann Finn und Glenn kamen, beide gleichsam Duplikate von Colin, nur dass ihnen seine Autorität fehlte, und sie mit scheuem Lächeln willkommen hießen, da glaubte sie, besser zu begreifen denn je: Es war das Land, das diese Männer so prägte. Das Land verlangte keine Beredsamkeit, keine gesellschaftlichen Umgangsformen. Ihm genügten die wortlose Liebe, die nie artikulierte Treue. Und so flüchteten sich diese Männer, statt Gefühle äußerlich zu bekunden, in ihr scheues Lächeln. Das Land, so schien es Enya, verlangte von ihnen gleichzeitig weniger und mehr, als eine Frau je von ihnen verlangen würde. An diesem Abend waren die Kelly-Männer alle zu Hause, um einen Lastwagen voll Getreide abzuladen, den Jims und Patsy von der AML&F in Yelli geholt hatten.

»So trocken hab' ich's noch nie erlebt, Enya«, sagte Colin. »Seit zwei Jahren kein Regen, nicht ein Tropfen. Und die Kaninchen sind eine größere Plage als die Kängurus. Sie fressen mehr Gras als Schafe und Kängurus zusammen. Wir werden's mit Füttern versuchen, aber du weißt ja, wie Schafe sind.« Ja, Enya wusste sehr gut, wie Schafe waren: so furchtbar dumm, dass sie nicht einmal die primitivsten Grundregeln des Überlebens kapierten. Ob die Urahnen dieser Tiere wenigstens ein

bisschen Gehirn besessen hatten? Nun, wie immer dem sein mochte: aus diesen Woll-Aristokraten war es jedenfalls total herausgezüchtet worden. Schafe fraßen nichts weiter außer Gras und Scrub, also Buschwerk. Dieses Futter nahmen sie auch an, wenn es gemäht oder abgeschnitten worden war. Aber, Himmelherrgott, woher sollten all die Arbeitskräfte kommen, die das für über einhunderttausend Schafe besorgten?

»Dann könnt ihr mich sicher gebrauchen, wie?« fragte sie. »Und ob wir dich gebrauchen können! Wenn du so wie früher wieder auf den Innenkoppeln reitest, wird ein Mann fürs ScrubSchneiden frei.« Was Jims und Patsy betraf, so waren sie, ihrem Wort getreu, keinen Tag länger auf dem Riverview-College geblieben, als sie unbedingt mussten, und hatten sich, so schnell es irgend ging, auf die Rückreise nach Valopo gemacht. Inzwischen waren sie so etwas wie die jüngeren Ausgaben von Colin, Finn und Glenn. Sie trugen jene Tracht – wenn man es denn so nennen wollte –, die in immer stärkerem Maße im Großen Nordwesten das altmodische Grau von Twill und Flannel abzulösen begann: weiße Moleskin-Reithosen, weißes Hemd, Hut aus grauem Filz, Kopfteil flach geformt, Krempe ziemlich breit, und knöchelhohe Zugstiefel. Nur eine Handvoll Halbblut-Aborigines in Yelli trugen sich wie die Cowboys des amerikanischen Westens: Phantasiestiefel mit

hohen Absätzen und gewaltig ausladende Hüte. Für die Männer der Schwarzerdebene war dergleichen völlig sinnlose und absolut zweckwidrige Angeberei, Teil einer anderen Kultur. Mit solchen hochhackigen Stiefeln konnte man nicht durch den Scrub gehen, und das musste man oft genug. Und was die Riesenhüte, die so genannten Stetsons betraf: viel zu schwer und viel zu heiß. Die braune Stute und der schwarze Wallach waren inzwischen tot, und der Stall stand leer. Enya versicherte zwar, sie würde mit einem normalen Treiberpferd zufrieden sein, doch Colin fuhr hinüber zum Nachbarn, der Pferde züchtete, und kaufte für sie zwei von dessen Reitpferden, Halbblüter: eine cremefarbene Stute mit schwarzer Mähne und schwarzem Schwanz und einen sehr hochbeinigen, braunen Wallach. Bei Enya zeigte sich eine sonderbare Reaktion. Die Tatsache, dass die braune Stute, Cedrics einstiges Reitpferd, nicht mehr da war, schien sie härter zu treffen als der eigentliche Abschied von Cedric in Sydney: eine gleichsam verzögerte Reaktion – es war, als wäre die Trennung von ihm erst jetzt ganz vollzogen. Doch es tat gut, wieder auf den Paddocks zu sein, zu reiten, die Hundemeute in der Nähe, den hochwirbelnden Staub der ziehenden Schafherde über sich hinweg streichen zu lassen, die Vögel und den Himmel und das Land zu beobachten. Die Dürre war grauenvoll. Enya erinnerte sich gut,

dass das Gras auf Valopo noch stets über die Trockenperioden gereicht hatte. Doch diesmal war das anders. Es schien zu immer kleineren Flächen zu schrumpfen, und zwischen den Büscheln sah man den dunklen Boden, durchzogen von einem Netz feiner Risse, aufgesprungenen Lippen ähnlich. Die Kaninchenplage war wirklich furchterlich. In den vier Jahren von Enyas Abwesenheit hatten sie sich über alles Maß hinaus vermehrt, es gab praktisch keinen Flecken, wo man sie nicht sah: Massen, Unmassen, die das kostbare Gras weg fraßen. Enya lernte es, Kaninchenfallen aufzustellen, obwohl es ihr zuwider war, erleben zu müssen, wie die reizenden kleinen Tiere von den Stahlzähnen zu Tode gewürgt wurden. Doch sie war zu sehr Landmensch, als dass sie sich vor dem gedrückt hätte, was nun einmal getan werden musste. Töten, um das Überleben zu sichern, war keine Grausamkeit.

»Gott verdamme den heimwehkranken Einwanderer, der als erster aus England Kaninchen mitbrachte«, sagte Colin erbittert. Ursprünglich hatte es in Australien nämlich keine gegeben. Aber als sie dann – über Tasmanien, wie es hieß – auf den jüngsten Kontinent gekommen waren, dauerte es nicht allzu lange, bis sie das ökologische Gleichgewicht völlig in Unordnung brachten, was weder Rinder noch Schafe getan hatten. Hier sorgte die Zucht mit ihrer strikten Kontrolle für die richtige

Balance. Es gab praktisch nichts, das ihre Vermehrung hinderte oder hemmte. Sie hatten in Australien keine natürlichen Feinde, und die importierten Füchse gediehen hier nicht. Also musste der Mensch die Rolle der fehlenden natürlichen Feinde übernehmen. Doch es gab zu wenig Menschen und zu viele Kaninchen. Da Enya mit ihren Kindern total ausgelastet war, verbrachte sie ihre Zeit überwiegend in der Homestead bei Mrs. Miller, Feena und Penny. Sie nähte und strickte Babysachen für die Zwillinge. Ansonsten dachte sie an Cedric. Bei der Schwangerschaft wurde sie nur anfangs von Übelkeit heimgesucht, und zweifellos war es ihrer Erwartungsfreude in keineswegs unbeträchtlichem Maße geschuldet, dass alles so gut verlaufen war. Das wiederum hatte bewirkt, dass Enya gut bei Kräften und eine einsatzfreudige Mutter war. Die Entwicklung der Zwillinge faszinierte Enya. Die winzigen Wesen mit den großen glänzenden Augen hatten begonnen, sich in hochintelligente Kinder zu verwandeln, und Enya war ihrem Töchterchen und ihrem Söhnchen gegenüber die aufmerksamste und liebevollste Mutter, die man sich vorstellen konnte. Es verlangte sie danach, beide mit Liebe zu überschütten, sie zu umarmen, zu küssen, mit ihnen zu lachen. Es wäre ein Schock für sie gewesen, wenn sie entdecken hätte müssen, dass sie von einem oder gar beiden Kindern zurückgewiesen worden wäre. Als Jims

und Patsy aus Sydney zurückgekehrt waren, hatte Mrs. Miller die »großen« Zwillinge wieder unter ihre Fittiche nehmen wollen, doch zu ihrem Leidwesen hielten sich die beiden meist irgendwo auf den Koppeln auf. So wandte sie sich dann Enyas Zwillingen zu – und fand sich mit Gegenliebe angenommen. Das Mädchen und der Junge wollten umarmt, geküsst und zum Lachen gebracht werden. Mit neun Monaten konnten sie bereits gehen und sprechen. Und sobald sie ihrer Beine und ihrer Zunge einigermaßen mächtig waren, benutzten sie beides, um – im doppelten Sinne – ihre eigenen Wege zu gehen, ohne ihren Willen mit Hartnäckigkeit durchsetzen zu wollen. Nicht, dass sie, wie so manche Kinder, mit lautem Geschrei oder einem gewaltigen »Bockchen« versucht hätten, Mammi in Bedrängnis zu bringen, nein, sie hielten sie allein durch das Laufen und Plaudern auf Trab. Sie waren ganz einfach zum knuddeln. Enya wusste nichts über Gene. Hatte sie etwas darüber gewusst, so wäre ihr wohl klar gewesen, dass geradezu mit Naturnotwendigkeit eine solche Kombination entstehen musste, wenn man Kelly-, und Stuart-Gene in einen Topf warf – eine Energie und Charme-Brühe sondergleichen. Sie lachten oft und oft oder zeigten zumindest häufig ein Lächeln, sodass kein Tag verging, an dem Enya sie nicht als Geschenk Belisamas erachtete – der keltischen Göttin der Fruchtbarkeit. Jeder auf Valopo

überbot sich geradezu, Lesly und Paddy durch irgendwelche Albernheiten noch mehr Heiterkeit zu entlocken, und so fragten sich viele, wie es sein konnte, dass die undurchdringliche Miene ihrer Großmutter in der Versenkung verschwunden war.

Was seltsam war, war die Tatsache, dass sich der Leiter des Treuhand-Firma, die Valopo im Auftrag der fremden Person verwaltete, regelmäßig nach Enyas gesundheitlichem Befinden erkundigte.

\*\*\*

Zur selben Zeit legte in Sydney, auf einem städtischen Friedhof, in der Ecke der Reichen, wo sich eine Gruft an die andere reihte, eine in Schwarz gekleidete Frau einen Strauß Rosen auf einen mit Blumen überhäuftem Sarg. Fenia Clayton war es, die ihrer Verpflichtung, dem verstorbenen Freund ihres verstorbenen Mannes die letzte Ehre zu erweisen, nachgekommen war. Unzählige Trauergäste waren erschienen, da lediglich Fenia und ihr verstorbener Mann von der bizarren und verdammenswerten Vorliebe des Verbrechers gewusst hatten. Falsch, denn Brianna Sinclair war ebenfalls eingeweiht, und sie war schlussendlich die Person, der dieses fiese Schwein den grässlichen Tod zu verdanken hatte. Stundenlang hatte er mit dem Sensenmann gekämpft und gerungen, doch genützt hatte es ihm nichts, denn Eisenhut war

und ist eines der stärksten und unauffälligsten Gifte, derer man sich als rachsüchtige Hexe bedienen konnte und auch heute noch kann.

Alles war genau so abgelaufen, wie die beiden Edelhuren es geplant hatten, und das beste war; sogar das zehnmalige Ficken als Entschädigung hatte sich Fenia erspart, denn der ahnungslose Trottel hatte sich bereits drei Tage später einen Tee zubereitet und war genau deswegen geradewegs in die Hölle gefahren. Da er sich, der heftigen Bauchkrämpfe wegen, ins Bett gelegt hatte, anstatt sofort den Weg in das nächste Krankenhaus anzutreten, war es nicht einmal dazu gekommen, dass jemand versucht hatte, ihm das Leben zu retten. Kein Wunder, wo er doch nicht im Traum daran dachte, sein erbärmlicher Zustand könnte mit einer ordentlichen Vergiftung zu tun haben. Ganze und unauffällige Arbeit hatten der unauffällig zusammengemischte Tee und das dreiköpfige Team geleistet, denn Billy Watson war, dank Fenias Ablenkungsmanöver (sie benötigte ein paar Tipps für das nächste Pferderennen, was natürlich nur bei lockerem Geplauder in einem Restaurant möglich war) in die Villa eingedrungen und hatte alles ausspioniert, ohne verdächtige Spuren zu hinterlassen. Dank guter Kletterkünste war er bei einem Dachfenster eingedrungen, und auf selbem Weg zu Brianna zurückgelangt, die ihn für seinen segensreichen Dienst fürstlich entschä-

digst hatte – schnelle und »normale« Nummer inklusive. Billy Watson fühlte sich wie ein Mann und war sichtlich stolz, und dazu hatte er auch allen Grund, denn er überwand jedes Hindernis, um dorthin gelangen zu können, wo er hingelangen sollte. Bei dieser Gelegenheit hatte er nicht nur die Teemarke des Hausherrn eruiert, sondern auch den Aufbewahrungsort des Films ausfindig gemacht, denn mit Verstecken kannte sich niemand besser aus als er. Dadurch ersparte er sich auch das Risiko, dass er beim Entwenden des Films geschnappt wurde, denn klauen konnte er die Filmrolle auch hinterher – und zwar in aller Ruhe. Fenia sah sich den grausigen Film im Wohnsalon des Trauzeugen ihres Mannes an, versprach ihm dabei als Revanche das Paradies auf Erden, tauschte während seines Gangs zur Toilette die Teepackung aus, und am Ende des gruseligen Abends verabschiedete sie sich mit einem Küsschen und dem Versprechen, sie würde ihn als Gegenleistung zehn mal in einer Art und Weise ficken, dass er es nie mehr vergessen würde. Zwei Tage später klaute Billy Watson den Film, und damit war die Sache beinahe schon erledigt, denn perfekter konnten die Planung und das Timing gar nicht sein. Tja. Und nun stand Fenia Clayton vor der Familiengruft und wollte am liebsten auf seinen Sarg spucken, doch leider durfte sie das nicht, denn das hätte gewiss Verdacht erregt.

Der schaurige Film lag vorerst in Fenias Keller, doch ausgemacht war, dass er später in Briannas Tresor landete, denn dort sollte eine Sammlung angelegt werden, sofern es noch mehr verbrecherische Schweine gab, die solche Filme in Auftrag gaben. Auf Leolas Aussage wollten sich die beiden Huren nicht verlassen, doch wenn es tatsächlich stimmte, dass sie nur diesen einen Film produziert hatte, war der Fall in positiver Weise abgehakt.

\*\*\*

Auf Valopo gab es jetzt ein Radio. Inzwischen war nämlich der Fortschritt bis nach Yellingbone vorgedrungen, und zwar in Gestalt einer Sendestation der Australian Broadcasting Commission. Das Rundfunkgerät, ein recht hässlich aussehendes Gebilde in einem Nussholzgehäuse, stand im Salon auf einer kostbaren kleinen Vitrine und wurde von geschickt versteckten Autobatterien gespeist. Jeden Morgen hörten Brigit, Enya und Mrs. Miller die Lokalnachrichten vom Yellingbone-Distrikt und den Wetterbericht, und allabendlich schalteten Brigit und Enya den Apparat dann noch einmal für die allgemeinen Nachrichten ein, die ABC brachte. Es war schon ein sonderbares Gefühl, auf diese Weise mit der Außenwelt in ständiger Verbindung zu stehen: von Über-

schwemmungen und Bränden in anderen Teilen Australiens zu hören, von dem Unruheherd Europa und von so manchem mehr. Früher hatte man ja immer auf Joey Baxters Postwagen warten müssen, auf die Zeitungen mit den längst überholten Meldungen, die er jeweils mitbrachte. Heute Abend waren nur Brigit und Enya zu Hause, und nur sie hörten über ABC-News Nachrichten über diverse Unruhen in der Welt. Beide achteten nicht weiter darauf, denn die Unruheherde lagen eine halbe Welt von Australien entfernt. Mit Valopo hatten sie jedenfalls nichts zu tun, und Valopo war das Zentrum des Universums. Tags darauf waren die Männer alle von den Koppeln zurück, um den neuen und doch schon alten Pater die Messe lesen zu hören. Danach ging es wieder an die Arbeit. Da waren die Rinder, die Fleisch gaben, und die alten Schöpse und die Böcke die Felle lieferten, für Leim, für Talg, für Lanolin. Valopo konnte wirklich nicht einfach sich selbst überlassen werden. Und das Wetter? Die Dürre dauerte jetzt schon das dritte Jahr, Scrub musste geschnitten werden, und die Kaninchen machten reinweg alle verrückt. Alle hatten hier auf Valopo bestimmte Aufgaben zu erfüllen, was sicher nicht so interessant war wie so manches andere jetzt – in der Welt da draußen. Aber es war genauso notwendig.

Enya war bereit, richtig ins Geschirr zu steigen und die Innenkoppeln zu übernehmen. Es würde

zwar ganz mächtig schwer werden, aber jetzt bei dieser Dürre, könnten fünf Männer und Enya den Betrieb auf Valopo schaffen, wenn sie sieben Tage pro Woche arbeiteten. Doch das war von Enya mit ihren beiden Kindern wirklich eine Menge verlangt.«

»Wenn's sein muss, Colin, muss es sein«, sagte sie. »Mrs. Miller hat bestimmt nichts dagegen, sich um Lesly und Paddy zu kümmern. Ein Wort von dir genügt, und ich bin bereit, wieder auf den Innenkoppeln zu arbeiten.«

»Nun«, erklärte Colin mit einem Lächeln, »dann willkommen bei den Koppeln!« Wollen mal sehen, ob wir die Produktion auf Valopo nicht steigern können, trotz Dürre und Kaninchen.« Leise verließ Enya den Raum und ging nach oben zum Kinderzimmer. Lesly und Paddy, jeder in seinem weiß gestrichenen Bettchen, lagen tief im Schlaf. An ihrer Tochter vorbei, trat Enya zu ihrem Sohn, beugte sich über ihn und betrachtete ihn lange. »Gott sei gedankt, dass ihr gesunde Babys seid«, sagte sie.

Im Laufe dieses Jahres vermehrten sich die Kaninchen noch stärker, versuchte Colin, die Produktion allem zum Trotz zu steigern. Der Himmel schien sich wirklich gegen das Land und die Menschen verschworen zu haben mit der furchtbaren Dürreperiode, und Enya, Colin, Finn, Glenn, und Brigit waren verzweifelt. Zwar besaß Valopo ge-

nügend Geldreserven, um für alle Schafe ausreichend Futter zu kaufen, nur weigerten sich die meisten, dieses Futter auch zu fressen. Jede Herde hatte ein Leittier, den so genannten Judas, und nur wenn es gelang, diesen zur Annahme des Futters zu bringen, bestand auch Hoffnung, dass der Rest der Herde davon fraß. Eine sichere Garantie war das allerdings keineswegs. Manchmal weigerten sich die übrigen Tiere, dem Beispiel des Leithammels zu folgen. Gras gab es praktisch kaum noch, die Schwarzerde der Koppeln war eine rissige Fläche mit Gruppen grauer und graubrauner Bäume. Außer ihren Gewehren nahmen die Kellys jetzt auch Messer mit. Sahen sie, dass ein Tier zusammengebrochen war, schnitten sie ihm die Kehle durch, um ihm ein langes, qualvolles Sterben zu ersparen. Denn die Krähen pflegten den hilflosen, verendenden Tieren die Augen auszuhacken. Colin vermehrte den Rinderbestand. Im Gegensatz zu den Schafen verweigerten die Rinder die Annahme des Futters nicht. Aber ein Gewinn ließ sich dabei nicht erzielen, denn jene Agrarregionen, aus denen man das Futter bezog, waren durch die Dürre genauso hart getroffen wie die Weidewirtschaft hier unten. Die landwirtschaftlichen Erträge schrumpften entsetzlich zusammen, was die Preise natürlich enorm in die Höhe trieb. Doch vom neuen unbekanntem Verwalter hatten die Kellys ausdrücklich die Anweisung erhalten, keine

Kosten zu scheuen. Colin fühlte sich dadurch in seiner Entscheidung bestätigt. Es war nun einmal wichtig, die Produktion allen Umständen zum Trotz möglichst noch zu steigern. Von den Viehtreibern hatte nur einer Valopo nicht verlassen, und auf Ersatz konnte man jetzt kaum hoffen. In Australien herrschte schon in normalen Zeiten ein Mangel an Arbeitskräften. Also ritt Enya an sieben Tagen in der Woche hinaus auf die Koppeln, es sei denn, Colin fand, sie sei zu abgespannt und zu müde, und gab ihr den Sonntag frei. Das aber hieß, dass er noch mehr arbeiten musste als sonst schon, und so versuchte sie, sich nach Möglichkeit nichts anmerken zu lassen. Ihre kleinen Kinder als Grund dafür zu nehmen, die Arbeit als Viehtreiber überhaupt abzulehnen, kam ihr nicht in den Sinn. Lesly und Paddy wurden ja gut versorgt, und Colin brauchte so überaus dringend jede Arbeitskraft. Dass auch ihre Kinder sie brauchten, begriff sie nicht ganz. Da sich beide in so liebevollen und treu sorgenden Händen befanden, hatte sie das Gefühl, unter den gegebenen Umständen sei das ununterdrückbare Verlangen, bei Lesly und Paddy zu sein, reiner Egoismus. Und so kam es, dass sie ihre Kinder manchmal wochenlang erst nach der Arbeit auf den Koppeln sah – wenn beide schon in ihren Bettchen lagen.

Sie waren wunderschöne Kinder, fand Enya. Um mütterliche Überschätzung handelte es sich

da keineswegs. Denn wenn Brigit sie mitunter nach Yelli mitnahm, ließen dort Wildfremde bewundernde Ausrufe hören. Normalerweise zeigten sie ein Lächeln, und in diesem Lächeln schien sich ihre ruhige und ausgeglichene Wesensart widerzuspiegeln: ein glückliches, tief in sich selbst wurzelndes Naturell. Ihnen schien gleichsam mitgegeben, was sich Kinder für gewöhnlich nur unter vielen Schmerzen und Enttäuschungen erwerben – das Sichzurechtfinden in der Welt, das Gefühl für die eigene Persönlichkeit. Ihrer jungen Mutter erschien ihre Ähnlichkeit mit Cedric manchmal geradezu erschreckend. Doch außer ihr bemerkte offenbar niemand etwas. Allerdings war Cedric schon lange von Yellingbone fort, und bei aller frappierenden Ähnlichkeit gab es doch einen Unterschied, der über diese starke Ähnlichkeit hinwegtäuschen konnte und dies augenscheinlich auch tat. Anders als Cedric, hatten sie nicht schwarzes Haar, sondern helles. Aber man konnte es weder weizen- noch flachsblond nennen. Der Farbton glich dem des Grases auf Valopo, Gold mit Silber und Beige darin. Lesly war in ihr Brüderchen vom ersten Augenblick an vernarrt. Für Paddy konnte gar nichts gut genug sein, für ihn machte ihr nichts zu viel Mühe. Sobald sie zu laufen begannen, wichen sie einander nicht mehr von der Seite. Enya war darüber sehr froh. Mrs. Miller und die Dienstmädchen, so schien ihr, wurden all-

mählich zu alt, um kleine flinke Kinder mit genügender Aufmerksamkeit einzufangen oder auch nur im Auge zu behalten und bei Gefahr Alarm zu schlagen. An einem ihrer wenigen freien Sonntage setzte sie sich ihre Kinder auf den Schoß und begann sehr ernst darüber zu sprechen, wie wichtig es sei, sorgfältig aufeinander aufzupassen.

»Ich kann nicht hier in der Homestead sein, um das selbst zu tun«, sagte sie, als spräche sie mit Erwachsenen »also kommt es ganz und gar auf euch an, ihr Lieben. Ihr müsst weiterhin gut aufeinander aufpassen, damit euch nichts passiert.« Die hellen Augen blickten so klug und aufmerksam, wie das bei Kleinkindern gewiss nicht typisch war.

»Mach dir keine Sorgen, Mammi«, schienen sie brabbeln zu wollen, und ihre Stimmen klangen sehr selbstsicher. »Wir werden immer auf einander aufpassen« sprachen auch ihre großen schönen Augen.

»Ich wünschte, ich könnte das selber tun«, seufzte Enya und fühlte sich beschwichtigt und beunruhigt zugleich, wenn ihre Mutter und Mrs. Miller Hand anlegten. Beschwichtigt, weil sie sicher war, dass beide wirklich mit aller Sorgfalt ihre Kinder bewachen würden, beunruhigt, weil sie wusste, dass sie wieder hinaus auf die Koppeln musste, während die beiden Kinder in vielem, in sehr vielem, voneinander lernten. Enya brachte diese Tat-

sache die bedrückende Erkenntnis, dass Paddy und Lesly offenbar sehr gut ohne ihre Mutter auszukommen vermochten. Wie konnte das sein? Die kleinen hilfsbedürftigen Babys, winzige Wesen, die man badete, in Windeln legte und fütterte, deren kleine Wunden man mit Küssen heilte (»fortzauberte«) oder sonst wie pflegte.

Alle umdrängten die niedlichen Zwillinge und natürlich mussten sie oft und oft geküsst werden. Nach Mrs. Miller kam Enya, und schon wartete das Hausmädchen, schon wartete das nächste Hausmädchen. Mum drückten die Zwillinge eher scheu an sich, und Glenn und Finn reichten sie lächelnd aber wortlos das Händchen. Wie sehr hatten sich die Menschen von Valopo auf diese Augenblicke gefreut! Zum Glück brachten die Zwillinge einen Appetit mit, wie man ihn sich besser nicht wünschen konnte. Natürlich hielt man für sie die besten Leckerbissen bereit, rosa und weiße Fairy Cakes, Lamingtons in Schokoladenguss mit Kokosstreuseln, gefleckten Dog-Pudding, Passionsfrucht mit Sahne. Besorgt beobachtete Mrs. Miller ihre Schützlinge, wusste sie doch noch sehr gut, was für empfindliche Mägen Babys hatten. Jetzt jedoch schienen ihnen die Riesenmengen, die sie da sozusagen stehenden Fußes verdrückten, nicht das Geringste auszumachen, solange nur genügend Tee da war, um die Bissen hinunterzuspülen.

Die großen Zwillinge hingegen schienen mit den Frauen überhaupt nichts weiter zu tun haben zu wollen. Eng schlossen sie sich Glenn, Finn und Colin an, und mit ihnen saßen sie dann, wenn die Frauen zu Bett gegangen waren, bis spät in die Nacht zusammen. Am Tage ritten sie mit auf die versengten Koppeln von Valopo, das unter dem Dürrejahr litt. Das knochentrockene, von der Glut der Sonne und dem Mangel an Regen gequälte und gemarterte Land, für sie besaß es dennoch eine unvergleichliche Schönheit. Die späten Rosen im Garten verbreiteten einen Duft, der dem Himmel zu entströmen schien. Tief, ganz tief mussten sie alles in sich aufnehmen, in sich hinein trinken, so dass sie nichts mehr davon würden vergessen können. Als sie das erste Mal von Valopo fort gegangen waren, hatten sie keinen Gedanken daran verschwendet, was das eigentlich bedeutete. Jetzt wussten sie es, und sie nahmen jede noch so kleine und doch so kostbare Erinnerung mit, und dazu auch gepresste Valopo-Rosen und ein paar Halme vom spärlichen Valopo-Gras. Bright gegenüber verhielten sie sich freundlich und aufmerksam, doch bei Enya, Mrs. Miller, Feena und Penny waren sie voll Wärme und Zartgefühl. In ihnen sahen sie ihre eigentlichen Mütter. Besonders glücklich war Enya darüber, dass sie sich in Paddy und Lesly geradezu vernarrt zeigten. Stundenlang spielten sie mit ihnen, nah-

men sie dann und wann auch ein Stück auf einem Ritt mit oder wälzten sich mit ihnen auf dem Rasen. Vor Lesly schienen sie irgendwie ein wenig zurückzusehen, was ganz zu ihrer Reserviertheit in Bezug auf alle weiblichen Wesen passte, wenn man einmal von den alt vertrauten auf Valopo absah. Was Lesly betraf, so war sie vor Eifersucht geradezu wild, weil die Zwillinge Paddy so für sich beanspruchten und weil sie jetzt niemanden zum Spielen hatte.

»Ist schon ein Pfundskerlchen«, sagten sie eines Tages zu Enya im Duett, als sie auf die Veranda kam. Sie saßen in einem Rohrsessel und beobachteten ihren Sohn, der auf dem Rasen spielte.

»Ja, er ist bildhübsch, nicht?« Sie lächelte und setzte sich in den freien Sessel neben ihre Brüder. In ihren Augen war ein sehr weicher und teilnahmsvoller Ausdruck. Die nunmehr »großen« Zwillinge waren auch Enyas Babys gewesen.

\*\*\*

Allerdings – und das mochte zumindest zum Teil der Grund dafür sein – war die Verwaltung einer Station von der Größe Valopos etwas, das einen kaum zu Atem und zur Besinnung kommen ließ, und Brightits Aufgaben beschränkten sich keineswegs auf die Buchführung. Es gab kaum etwas, das von ihr nicht schriftlich festgehalten wurde,

und wenn man wollte, konnte man durchaus von den Annalen von Valopo sprechen. Sorgfältig vermerkte Bright, wann die verschiedenen Herden wohin getrieben wurden, welcher Wechsel sich von Jahreszeit zu Jahreszeit ergab, was für Wetter man an jedem einzelnen Tag gehabt hatte, ja sogar die Gerichte, die Mrs. Miller auf den Tisch brachte. Am Sonntag, dem 22. Juli 1934, lautete ihre Eintragung: Klarer Himmel, keine Wolke, Temperatur frühmorgens 2 Grad über Null. Heute keine Messe. Colin zu Hause, Finn draußen bei Murrimbah mit 2 Viehtreibern, Glenn draußen bei West Dam mit 1 Viehtreiber, Beerbarrel bei Trieb von Schöpsen von Budgin nach Winnemurra. Temperatur um 3 Uhr nachmittags 29 Grad. Barometer unverändert, 78 cm. Wind genau westlich. Zum Dinner: Corned Beef, Salzkartoffeln, Möhren und Kohl; als Nachtisch Pflaumenpudding – Eingetragen um 9 Uhr abends, Temperatur 8 Grad, Mond im letzten Viertel.

Trotz Brights starkem Interesse für Buchführung kam es mitunter vor, dass sie und Enya, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, im Freien saßen und sich über dieses und jenes unterhielten, wohingegen die Männer bis kurz vor dem Schlafengehen über Valopos Wohlergehen und das seiner Bewohner wachten.

»Ohne dich wären wir ausgestorben, Liebes«, sagte Bright, während sie ihre Söhne beobachte-

te, die an der Umzäunung der großen Koppel standen, in der sich ein junger Hengst mit einer Stute paarte.

»Wie bitte?« fragte Enya. Sie saßen in einer warmen Ecke der Veranda und lasen, doch Enya hatte ihr Buch jetzt auf den Schoß sinken lassen und blickte zum Rasen, wo zwei Willy-Wagtails mit wippenden Sterzen einher stolzierten. Es war ein feuchtes Jahr gewesen, überall gab es Würmer in Massen, und niemand konnte sich erinnern, je so viele, so fette und so glückliche Vögel gesehen zu haben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war es ein einziges Singen, Zwitschern, Jubilieren.

»Ich habe gesagt, ohne dich und Cedric wären wir ausgestorben«, wiederholte Enyas Mutter. »Die Familie, meine ich. Weil es doch ganz und gar an Nachkommen fehlt. Das ist ja fast wie ein toter Zweig, der keine Knospen mehr treibt. Wer hätte das gedacht, als wir nach Valopo kamen? Wie hoffnungsvoll sah das doch damals aus!«

»Wie meinst du das?«

»Insgesamt sechs Söhne, dazu noch du. Und ein Jahr später weitere zwei Söhne. Also sollte man doch wohl annehmen, dass da jetzt Dutzende von Kindern wären und wenigstens ein halbes Hundert Enkelkinder. Und wie sieht die Wirklichkeit aus? Liam ist seinem Schicksal anheimgefallen, Roy und Kevin sind tot, und von den Lebenden scheint

keiner an Heirat zu denken. Nur du, durch die der Name Kelly ja nicht erhalten bleiben kann, hat Valopo sozusagen seine Erben geschenkt. Aber auch darüber schienen die Götter nicht allzu glücklich zu sein. Ein Sohn und eine Tochter. Also sollte man doch auf jeden Fall mit mehreren Enkelkindern rechnen können, nicht wahr? Und was wird gescheh'n?« Bright blickte ihrer Tochter fragend ins Gesicht.

»Keine Angst, Mum. Du hast keinen Grund, alles irgendwie sonderbar zu finden?« sagte Enya.

»Nun, ich weniger. Dass alles so ist, wie es ist, erscheint mir insgesamt recht plausibel. Nimm deine Brüder. Was ließ sich da schon, hier auf Valopo, von ihnen erwarten? Sie leben abseits von allem, sind scheu wie die Kängurus und haben nie die Mädchen kennen gelernt, die sie vielleicht hätten heiraten können. Die Zwillinge wiederum sind zu viel für und miteinander eingestellt, und wenn einer beschließt, Single zu bleiben, tut der zweite es auch. Im Übrigen fordert das Land von allen Männern praktisch die ganze Kraft, und mir scheint, dass sie's im Übermaß ohnehin nicht haben. Dieses Körperliche, wenn du verstehst, was ich meine. Ist dir der Gedanke noch nie gekommen, Enya? Sex ist in deiner Familie nicht gerade etwas von großer Bedeutung, um es sehr direkt zu sagen. Und das wird auch für Paddy und Lesly gelten, wenn sie erwachsen sind. Ich meine, es

gibt Menschen, die dem Sex geradezu besessen nachjagen. Das ist bei euch nun wirklich nicht der Fall« sagte Brigit, da sie von Enyas Mitgliedschaft in der Hurenloge keinen blassen Schimmer hatte. Auch wusste sie nicht, dass Enya aufgrund der Goldbarren sowie der Wertgegenstände und Diamanten aus Billys Beute stinkend reich war. Sie sprach weiter. »Aber vielleicht heiraten Paddy und Lesly ja, wenn sie erwachsen sind.«

»Da hast du den Nagel auf den Kopf getroffen, Mum, denn dafür werde ich höchstpersönlich Sorge tragen«, sagte Enya. »Ich liebe meine Kinder über alles und sie lieben mich. Darum werden sie auch auf meine Ratschläge hören, wenn sie groß sind. Mehr kann eine Mutter sich nicht wünschen oder erträumen. Eine Liebesheirat mit fünfzehn würde ich ihnen beispielsweise gestatten oder gar gönnen, ohne mit der Wimper zu zucken, da ich weiß, wie groß eine Liebe bereits in jungen Jahren sein kann. Und sollten sie in dieser Hinsicht nicht nach mir geraten, bin ich auf jeden Fall klug genug, zu warten, bis sie von sich aus bereit sind, den Sprung zu wagen. Zum Heiraten und Kinderkriegen drängen werde ich sie keinesfalls, denn das würde das genaue Gegenteil bewirken.«

Brigit beugte sich ein wenig vor, lauschte.

»Hör doch nur, dieser Vogel! Ich bin sicher, nicht einmal eine Nachtigall kann schöner singen.« Und dann sagte sie, was sie schon seit Wochen sagen

wollte. »Such' ihn, Enya, und verträgle keine weitere Woche, denn er hat ein Recht darauf, seine beiden Kinder aufwachsen zu seh'n.«

»Und wer kümmert sich um meine Babys ... ich meine, so liebevoll wie ich?!« entfuhr es Enya. Sie presste die Zähne aufeinander. »Ich bin gerade mal ein paar Wochen hier und soll von Valopo schon wieder fortgeh'n?«

»Aber, Enya, das geht doch nicht! Du kannst ihn doch nicht so enttäuschen, ohne dass er von irgendetwas eine Ahnung hat! Fahr nach Sydney oder meinetwegen nach Rom und erkundige dich, wo er stecken könnte. Wenn du's nicht tust, tu ich es auf meine alten Tage. Jawohl, Liebes. Ich mache mich auf und nehme die Strapazen der Reise auf mich, obwohl ich mir nicht sicher wäre, dass ich es körperlich durchstehen könnte.«

»Das würdest du wirklich für uns tun, wenn ich ...?«

»Ja! Gewiss! Und nichts würde mich zurückhalten können. Ich will endlich wieder ein zufriedenes Lächeln in deinem Gesicht seh'n? Lieber wäre ich tot, als mitansehen zu müssen, wie du aus Gründen der Bequemlichkeit nach und nach das Interesse an deiner wahren Bestimmung verlierst! Finde ihn, liebe ihn noch mehr, sofern das überhaupt möglich ist, und schenk uns allen noch ein paar so wunderhübsche Kinder. Oh, Enya, Enya! Warum machst du Anstalten, dich immer mehr

deinem eigenen Inneren zuzuwenden, ohne an das zu denken, was deine Kinder so dringend benötigen? Damit meine ich den leiblichen Vater. Hast du nicht selbst einmal gesagt, es sei deine eigene Schuld, dass alles so gekommen ist? Lass also allen falschen Stolz und reise nach Sydney und nach Rom. Bitte!«

»Stolz? Das ist gar nicht das entscheidende. Oh, Mum, ich habe Angst, nach Rom zu reisen! Denn ich glaube es nicht, ich glaube es einfach nicht, dass ich Francescos Blicke ertragen kann! Mich überkommt ein Frösteln, wenn ich nur daran denke.«

»Und was ist, wenn ausgerechnet er derjenige ist, der dir Cedrics Wohnort nennen kann? Hast du daran schon gedacht? Tust du es nicht, ist es mit deinem Seelenfrieden für immer vorbei. Er hat sich entschieden, der Kirche den Rücken zu kehren, und der Grund, warum er es getan hat, ist für uns, im Gegensatz zu ihm, zu einer Nebensächlichkeit geworden. Allein deswegen solltest du versuchen, den Vater deiner Kinder bereits jetzt aufzustöbern. Findet er aufgrund deines Zögerns eine andere, wirst du es bis an dein Lebensende bitter bereuen. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass du dich nicht dafür entschuldigen möchtest, dass du seinen beruflichen Absturz verschuldet hast. Fahr nach Sydney, Enya!«

»Ich kann nicht. Ich meine, jetzt noch nicht. Wenn du nur wüsstest, wie groß meine Angst vor Francescos starrem Blick ist, aber auch vor Gottes Zorn, den dieser besessene Kardinal mir insgeheim auf den Pelz wünschen würde, wenn er es nicht schon x-mal getan hat! Stolz oder falscher Stolz? Nein, das ist es wirklich nicht. Und wenn ich gesagt habe, ich müsste zuerst Cedrics zufriedenes Lächeln im Traum sehen, damit ich Belisamas Gunst auf meiner Seite weiß, so war das nicht so hin gesagt, um möglichst weitere Fragen abzuwehren. In Wahrheit sehne ich mich so sehr nach ihm, dass ich auf den Knien zu ihm kriechen würde, wenn ich das Gefühl hätte, es würde Belisamas Plan entsprechen. Oh, Cedric würde sich schon freuen, mich wieder zu sehen, denn nie im Leben würde er aufgrund einer bestimmten Sache vergessen, dass ich existiere. Ich fürchte mich nicht vor ihm, oder vor seiner Reaktion, sondern vor einer entscheidenden Schlacht zwischen zwei Gottheiten, ich sag's dir. Irgendetwas in mir weiß, dass etwas gerade deswegen nicht passieren wird, wenn ich bereits jetzt nach Sydney oder nach Rom reise. Also reise ich nicht.«

»Ja, um Himmels willen, was sollte denn passieren?«

»Das weiß ich nicht... Wenn ich's wüsste, hätte ich ja etwas, wogegen ich mich wappnen könnte.

Aber es ist so ein Instinkt, eine Vorahnung. Als ob sich die Götter versammeln.« Brigit lachte.

»Allmählich wirst du wirklich eine Frau mit Ecken und Kanten. Hör auf!«

»Ich kann nicht. Ich kann nicht. Und ich bin eine Frau, ja, und gerade deswegen folge ich meinem fraulichen Instinkt, denn er hat dazu geführt, dass ich zwei Kinder von Cedric habe und dass er erkannt hat, dass die Kirche ihn nur ausgenutzt hat. Der Rest wird sich fügen, wenn Belisama mir oder meinerwegen uns ein Zeichen gibt. Ich bin auf jeden Fall jung und gesund genug, um zu verkraften, dass sich die Göttin der Fruchtbarkeit von mir abwendet, aber extra heraufbeschwören, indem ich überhastet handle, tue ich es nicht. Ich warte wieder auf ein Zeichen von Belisama und erst danach werde ich unverzüglich handeln. Ich bin und bleibe eine Keltengöre, und deshalb halte ich an meiner Naturreligion fest.«

»Ist das der Grund, warum du jeden Tag drei Mal oder öfter den großen Schuppen aufsuchst?«

»Ja, Mum, denn dort hat Belisama zum ersten Mal zu mir gesprochen. Und nun lass mich bitte in Ruhe!« sagte Enya heftig und nahm wieder ihr Buch zur Hand.

\*\*\*

Viel zu lange war kein Regen mehr gefallen, der für das Land wirklich von Nutzen gewesen wäre. Doch an diesem Tag ballten sich am Himmel urgewaltige dunkle Wolken, rissen dann auf und schütteten dreißig Zentimeter Regen auf die durstige Erde. Zwei oder drei Zentimeter Regen, das ist bei einer Dürre oft wirklich nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, jedenfalls wenn nichts weiter nachfolgt. Doch dreißig Zentimeter, das bedeutet Gras. Enya, Bright, Colin, Finn, Glenn und Patsy standen auf der Veranda und sahen zu, wie es herab goss durch die Dunkelheit. Und sie genossen den unbeschreiblichen süßen Geruch des Regens auf der durstigen, zerbröckelten Erde. Pferde, Schweine, Schafe. Rinder stemmten ihre Beine in den unter ihnen gleichsam dahin schmelzenden Boden und ließen ihre zuckenden Leiber vom Wasser überfluten. Die meisten Tiere waren zu jung, um so etwas je erlebt zu haben. Auf dem Friedhof schwemmte der Regen den Staub fort und spülte alle Verkrustungen von den gebreiteten Flügeln des Botticelli-Engels. Im Creek gab es eine richtige Flutwelle, und das Dröhnen des dahinjagenden Wassers mischte sich mit dem harten Trommeln des unablässig fallenden Regens. Ja, Regen, Regen! Es war, als ob eine gigantische Hand jetzt jenen Segen erteilte, der den Menschen und den Tieren und nicht zuletzt dem Land aus unerforschlichen Gründen so unendlich lange vor-

enthalten worden war. Der Regen, der wunderbare, gesegnete Regen: Regen bedeutete Gras, und Gras bedeutete Leben. Wie hellgrüner Flaum begann es, den Erdboden zu überziehen. Fast zaghaft lugten zuerst die winzigen Halme hervor und wuchsen dann rasch und immer rascher, und je höher das Gras wuchs, desto dunkler wurde es, bis es sich, kniehoch inzwischen, in jenes Gras verwandelte, das typisches Valopo-Gras war: Silber-Beige. Die Home-Paddock sah aus wie ein Weizenfeld, über das mutwillig der Wind hin strich, und in den Gärten gab es geradezu eine Explosion von Farben. Überall sah man schwellende, aufbrechende Knospen, und selbst der Geister-Eukalyptus, über viele Jahre hinweg wie völlig von Staub umhüllt, wurde nun wieder zum alt vertrauten Weiß und Lindgrün. Aber mochte nicht nur der Geister-Eukalyptus, sondern praktisch alles grau und braun gewesen sein vor Staub, eines hatte sich immerhin bewahrheitet: Den vielen einst von Donovan Ryan angelegten Wassertanks verdankte es zumindest die Homestead von Valopo, dass eine zehnjährige Dürreperiode überdauert worden war. Colin, Finn, Glenn und Patsy ritten hinaus auf die Koppeln und beratschlagten, wie und wo man damit anfangen sollte, den Viehbestand zu vergrößern. Bright verbannte bei ihrer Buchführung energisch die rote Tinte: die würde sie hoffentlich nicht so rasch wieder brauchen. Was Enya

betraff, so ließ sich absehen, dass ihr Leben im Sattel nun ein Ende fand. Es konnte nicht allzu lange dauern, bis Jims nach Hause kam und Männer auftauchten, die auf der Station nach einem Job suchten. Nach den vielen Dürrejahren war der Viehbestand ganz unglaublich zusammengeschrumpft, doch man hatte alles getan, um sich die für die Zucht wertvollsten Tiere zu erhalten. Sie befanden sich in Verschlagen und wurden sorgfältig gefüttert, die Schafböcke und die Bullen, von denen man sich am meisten versprach. Colin fuhr nach Osten zum oberen Teil der Western Slopes, und dort, wo die Stationen von der Dürre nicht so hart getroffen worden waren, kaufte er Mutterschafe. Jims kehrte heim nach Valopo. Acht Viehtreiber wurden eingestellt. Enya konnte ihren Sattel an den Nagel hängen. Brighit kam auf die Veranda, wo Enya saß, den Blick abwesend auf das leuchtende Grün des Rasens gerichtet. Brighit setzte sich zu ihrer Tochter, und zwar so, dass sie sie genau im Auge hatte. Aus einiger Entfernung hörte man Hämmern und rufende Männerstimmen. Überall wurden so genannte Fliegenfenster angebracht, überaus feinmaschige Drahtnetze. In der Zeit der Dürre war die Fliegenplage von Jahr zu Jahr verheerender geworden. Lange, sehr lange hatte Brighit sich gesträubt, die Fassaden der Häuser »verschandeln« zu lassen – bis es mit den Fliegen dann so unerträglich wurde, dass

sie schließlich dem scheinbar Unumgänglichen zustimmte. Also hatte sie einen so genannten Contractor mit seinen Leuten engagiert, die nun überall diese Drahtnetze zum Schutz gegen die Fliegen anbrachten. Doch von Elektrizität wollte sie nach wie vor nichts wissen, obwohl die Scherer in ihrer Schurhütte schon seit 1915 durch Generatoren mit Strom versorgt wurden. Anstelle des sanften Lampenscheins, wie man ihn bisher kannte, das grelle elektrische Licht? Nein, das kam gar nicht in Frage. Immerhin gab es auf Valopo jetzt einen dieser neuen Propangasherde sowie ein rundes Dutzend der nicht weniger neuen Kerosin-Kühlschränke.

»Enya, warum heiratest du nicht?« fragte Brigit unvermittelt. »Enoch Davies könntest du sofort haben, er hat nie eine andere angesehen.« Enyas schöne Augen richteten sich voll Verwunderung auf ihre Mutter.

»Guter Gott, Mum, ich glaube fast, du sprichst zu mir wirklich ganz von Frau zu Frau!« Brigit lächelte nicht. Brigit lächelte selten.

»Nun, wenn du inzwischen nicht eine Frau geworden bist, wirst du nie eine werden. Aber ich denke doch, dass man dich als eine ansehen könnte. Ich scheine alt zu werden, ich fühle mich geschwätzig.« Enya lachte vergnügt. Ihre Mutter befand sich offenbar in einer Stimmung, die man bei ihr sonst kaum oder gar nicht gewohnt war.

»Das macht der Regen, Mum, wirklich. Ich meine, es ist doch so wunderbar, auf Valopo wieder das Gras wachsen zu sehen. Da, der grüne Rasen, sieh doch nur! «

»Ja, sicher. Aber du weichst meiner Frage aus. Warum willst du nicht heiraten?«

»Das wäre gegen das Gebot der Kirche.«

»Unsinn!« sagte Bright, doch sie sagte es ohne Schärfe. »Zur Hälfte stammst du von mir, und ich bin keine Katholikin. Versuche nicht, mir etwas vorzumachen, Enya. Wenn du wirklich heiraten wolltest, würdest du mir den Gefallen tun.«

»Ja, wahrscheinlich. Aber ich will eben nicht überstürzt, aus der Not heraus heiraten. Ich bin hier auf Valopo mit meinen Kindern glücklich.« Aus einem nahen Gebüsch drang ein Kichern, unverkennbare Laute. »Da, hörst du ihn, Mum?« fragte Enya. »Das ist Paddy. Natürlich, wer sonst könnte es sein? Aber weißt du auch, dass er bald genauso gut zu Pferde sitzt wie ich?« Sie beugte sich vor.

»Paddy, was treibst du da? Komm sofort heraus!« Er kroch unter dem tiefsten Gezweig hervor, die Hände voll schwarzer Erde und auch den Mund auffallend schwarz verschmiert.

»Mammi, hast du gewusst, dass Erde gut schmeckt? Tut sie wirklich, Mammi, ehrlich!« Er kam zu ihr, ein schlankes und anmutiges Kerlchen mit einem Gesicht wie aus Porzellan. Für sein Al-

ter war er ziemlich groß und auch recht kräftig. Lesly tauchte auf und stellte sich neben ihn. Auch sie war von selber Größe. Ihr Gesicht mit den sandfarbenen Brauen und Wimpern war mit ein paar Sommersprossen verziert, was man nur bei näherer Betrachtung erkannte, und ihre blauen Augen wirkten genauso beruhigend, wie die ihres Brüderchens. Fürwahr; hübsche Kinder hatten sie gezeugt – sie und Cedric. Auch ihr guter Charakter prägte sich anderen unvergesslich ein, ihre vereinnahmend ehrliche Direktheit, ihre Willensstärke, ihre Kompromisslosigkeit, wenn es um gute Dinge ging. Beide – Enyas gut und sorgsam umhütetes »Eigentum« - wurden von vielen nahezu angebetet. Kein Wunder, dass es deshalb zwischen ihr und ihrer Mutter zu manchem harten Zusammenstoß kam. Enya sei zu nachgiebig – zu weicherzig für dieses harte Land, sagte sie aus lauter Unwissenheit – Enyas versteckte Dominanz betreffend. Als Enya nicht mehr auf die Koppeln ritt und sich wieder in ein mütterliches Wesen zurückverwandelte, war das für Lesly fast so etwas wie ein Schock. Was sie selbst betraf, so schien sie keine Mutter zu brauchen, sie war ohnedies davon überzeugt, in allem recht zu haben. Eine Vertraute oder jemanden, der ihr Anerkennung zollte, brauchte sie ebenso wenig. In ihren Augen war Enya in der Hauptsache jemand, der stets und ständig das Vergnügen beeinträchtigte, das sie an

ihrem Zwillingsbruder hatte. Mit ihrer Großmutter kam sie am besten von allen aus. Brigit gehörte zu den Menschen, die Leslys ausdrückliche Billigung fanden: Sie hielt auf Distanz und traute einem ein Mindestmaß an Verstand zu.

»Ich habe ihm gesagt, dass er keinen Schmutz essen soll«, erklärte Lesly.

»Nun, er wird davon schon nicht sterben, Lesly, aber gut ist es für ihn natürlich auch nicht.« Enya blickte zu ihrem Sohn.

»Warum hast du das getan, Paddy?« Er überlegte sehr ernsthaft.

»Sie war da, und deshalb habe ich sie gegessen. Und sie hat gut geschmeckt. Wenn sie für mich schlecht wäre, würde sie doch nicht gut schmecken, nicht wahr?«

»Ach was, das will doch gar nichts sagen«, unterbrach ihn Lesly. »Aber mit dir geb' ich's langsam auf, Paddy. Es gibt doch Sachen, die ganz besonders gut schmecken und ganz besonders giftig sind.«

»Nenn doch mal eine!« forderte er sie heraus.

»Melasse!« rief sie triumphierend. Bei Mrs. Miller in der Speisekammer hatte Paddy einmal einen Topf voll Melasse entdeckt und den gesamten Inhalt verschlungen, woraufhin ihm natürlich mordsübel geworden war. Jetzt nickte er kurz, versuchte jedoch, seiner Schwester in die Parade zu fahren.

»Ich lebe ja noch, also kann's doch gar nicht so giftig gewesen sein.«

»Ts! Das ist nur, weil du's wieder ausgebrochen hast. Hättest du das nicht getan, wärest du jetzt tot.« Dagegen fiel ihm kein Argument ein, doch das schien ihm nichts weiter auszumachen. Er hakte sich bei Lesly ein, die Geschwister waren gleich groß, und gemeinsam gingen beide zu dem so genannten Kinderhäuschen, das die Kelly-Männer – übrigens genau nach Anweisung – zwischen den tief hängenden Ästen eines Pfefferbaums für sie hatten errichten müssen. Die Erwachsenen waren zunächst sehr dagegen gewesen wegen der dort so zahlreich umher schwirrenden Bienen. Die Kinder hatten jedoch gemeint, das sei überhaupt nicht gefährlich, und sie hatten recht behalten. Pfefferbäume, so erklärten sie, seien die nettesten aller Bäume. Ganz friedlich war es dort, und sie rochen auch so gut und hatten so hübsche rötliche Früchte.

»Sie gehen miteinander durch dick und dünn, und dennoch; sie sind seltsamerweise verschieden voneinander, die beiden, und kommen doch so gut miteinander aus«, sagte Enya. »Das verwundert mich immer wieder. Ich wüsste nicht, wann sie sich schon einmal gestritten hätten, wobei mir einfach rätselhaft ist, wie Paddy es schafft, bei einem so halsstarrigen Mädchen wie Lesly beständig ei-

nem Streit aus dem Weg zu gehen.« Doch Brights Gedanken waren auf etwas anderes gerichtet.

»Gott, sie sind ihrem Vater wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten«, sagte sie, während Paddy sich unter die tiefsten Zweige des Pfefferbaums duckte und verschwand. Enya spürte, wie sofort Abwehrbereitschaft in ihr hochstieg. So oft hatte sie das schon gehört in den vergangenen Monaten, von so vielen Seiten, doch nie konnte sie sich daran gewöhnen, dass es mittlerweile ein offenes Geheimnis war. Weshalb eigentlich nicht? Cedric hatte sich von der Kirche voller Enttäuschung abgewandt. Dennoch reagierte sie nie ganz natürlich, wenn jemand von Paddys und Leslys Ähnlichkeit mit ihrem Vater sprach. Die einstige Geheimnistuerei saß einfach zu tief. Sie konnte in den Kindern selbstverständlich alles von Cedric finden, doch es genügte ihr, wenn sich allein sie daran erfreute.

»Meinst du wirklich, Mum?« fragte sie so bei­läufig sie nur konnte. »Ich meinerseits sehe das einfach nicht. Aber vielleicht liegt das daran, dass sie in ihrem Wesen so ....« Bright unterbrach ihre aus Not verlogene Tochter, indem sie lachte. Es klang zwar halb wie ein Schnauben, doch es war ein Lachen, und ihr Blick haftete voll grimmiger Ironie auf Enyas verdutztem Gesicht.

»Hältst du mich wirklich für eine solche Närrin, Enya? Ich spreche von dem, was du als dein allei-

niges Eigentum betrachtetest, und ich spreche davon, dass sie Cedric Stuart wie aus dem Gesicht geschnitten sind.«

Blei. Alles an Enya und in ihr schien plötzlich aus Blei zu sein, der Kopf, die Arme, die Beine, selbst das Herz.

»Aber, Mum!« Auch ihre Stimme klang bleiern. »Was sagst du da – Mein alleiniges Eigentum!?!«

»Ganz recht. Du hast dich nicht verhört, und du weißt es auch! Egoistisch bist du geworden! Cedric Stuart hat diese Kinder gezeugt, und damit scheint alles für dich zum Besten zu steh'n, ohne dass du dir darüber Gedanken machst, dass die Kinder einen Vater benötigen, den sie ebenso lieben können wie dich. Ich habe beim ersten Blick gewusst, dass du egoistisch genug bist, um den Plan, ihn aufzuspüren, ins Schlendern geraten zu lassen.«

»Warum hast du dann bis jetzt nichts gesagt? Weshalb hast du bis jetzt gewartet mit deiner – deiner verrückten und unbegründeten Anschuldigung?« Brigit streckte ihre Beine aus und legte bequem die Füße übereinander.

»Ich werde nun doch langsam alt, Enya. Und da tun einem die Dinge nicht mehr so weh. Ja, Alter kann ein Segen sein! Es tut gut zu sehen, wie Valopo sozusagen wieder zu sich selber kommt. Deshalb fühle ich mich wie schon lange nicht

mehr. Und zum ersten Mal seit Jahren bin ich auch zum Sprechen aufgelegt.«

»Nun, Mum, wenn du dich schon mal zum Reden entschließt, dann setzt du aber gleich sonderbare Behauptungen in die Welt! Dazu hast du doch einfach kein Recht! Es ist einfach nicht wahr!« sagte Enya verzweifelt. Plötzlich streckte Brigit die Hand aus und legte sie Enya aufs Knie. Und sie lächelte – nicht verbittert oder verächtlich, sondern mit einem eigentümlichen Ausdruck von Anteilnahme. »Lüge mir bitte nichts vor, Enya. Belüge sonst, wen immer du belügen magst, aber nicht mich. Es gibt nichts, das mich je davon überzeugen könnte, dass du aus irgendeinem Grund zu feige bist, um ein Werk zu vollenden, das du hier, auf Valopo, begonnen hast. Ich bin nicht dumm, und ich habe Augen im Kopf. In deinen Kindern ist Cedrics vollständiges Wesen. Sie sind das Ebenbild dieses Priesters. Seine Gesichtsförm, seine Augenbrauen, sein Haaransatz, sein Mund, sogar die Form der Hände und die Art, wie sie sich bewegen. Cedric Stuart, Enya, Cedric Stuart! Er hat dasselbe Recht, sich am Aufwachsen seine Kinder zu erfreuen, und wenn du das nicht verstehen willst, obwohl du ihn immer noch liebst, solltest du zumindest dafür sorgen, dass eine andere männliche Bezugsperson seinen Platz einnimmt« Enya gab das Leugnen auf. Plötzlich fühlte sie sich wie erlöst. Sie saß völlig entspannt.

»Und vor allem der Ausdruck in ihren Augen«, sagte sie, »diese – wie soll ich sagen – Distanziertheit, das fällt mir selbst immer am meisten auf. Und ist es nicht auch auffällig, Mum, dies alles, meine ich? Und wissen es nicht alle?«

»Natürlich – ihr attraktives Aussehen spricht Bände«, erklärte Brigit mit aller Entschiedenheit. »Die Leute sehen die Farbe der Augen, die Form der Nase, die ganze Gestalt – nun ja, den Typ halt. Und da besteht dann durchaus eine gewisse Sicherheit. Oder auch nicht. Je nach Beobachtungsgabe der Menschen. Bei mir war das anders. Ich wusste es sofort, weil ich dich und Cedric Stuart jahrelang beobachtet hatte. Mir war klar, er brauchte nur den kleinen Finger zu krümmen, und sofort würdest du gelaufen kommen. Schamlos warst du, Enya, ja absolut schamlos!« In ihrer Stimme klang eine unüberhörbare Härte an. »Aber er war ein sehr standfester Mann. Er war fest entschlossen, ein vollkommener Priester zu sein. Du kamst für ihn erst in zweiter Linie. Oh, was für eine Dummheit! Denn es hat ihm nichts genützt, nicht wahr? Es war nur eine Frage der Zeit, bis es geschah.« Um die Hausecke ließ einer der Handwerker seinen Hammer fallen und fluchte laut. Brigit fuhr unwillkürlich zusammen. »Lieber Himmel«, sagte sie, »ich wünschte wirklich, die wären endlich fertig mit diesen Fliegenfenstern!« Sofort kehrte sie wieder zum Thema zurück.

»Glaubst du denn, du hättest mich damals getäuscht, als du wolltest, dass Cedric Stuart herkam, um dich so rasch wie möglich nach Sydney zu entführen? Pah! Von wegen Schule und Lernehrgeiz! Ich wusste Bescheid und ich war diejenige, die es wagte, die Sache zu verzögern. Du wolltest ihn nicht als Mentor, sondern als Bräutigam. Als er dann, nach deiner Flucht nach Himmelhoch, nach Valopo kam und dich hier nicht mehr vorfand, war mir klar, dass er früher oder später versuchen würde, dich zu finden, und dass er nicht noch einmal hierher gekommen ist, kann nur bedeuten, dass er annimmt, du hättest einen anderen Mann gefunden. Wie ein völlig verirrter und verwirrter kleiner Junge lief er hier herum. Dein Untertauchen im Norden war dein klügster Schachzug, Enya. Solange du wusstest, dass er nach dir schmachtet, konnte er dir nicht die Schuld am Bruch seiner Karriere in die Schuhe schieben. Wie auch, wenn er nicht einmal wusste, dass du zwei Kindern das Leben geschenkt hast, deren Vater er ist? Kaum, dass du dich ihm gänzlich entzogen hast, zeigte er alle klassischen Symptome der verletzten Ehre, um nicht zu sagen des verletzten Männerstolzes. Natürlich hatte er sich selber eingeredet, seine Gefühle für dich seien so rein wie der reinste Schnee. Tatsache blieb allerdings, dass er dich brauchte, oder dass er dich immer noch braucht. Du warst für ihn so wichtig, so

notwendig, wie es wohl noch nie eine Frau für ihn gewesen war und wie es sicher nie wieder eine Frau für ihn sein wird. Sonderbar.« Brighit schüttelte verwundert den Kopf. »Ich habe mich immer gefragt, was, um alles in der Welt, er nur in dir sah. Aber Mütter sind, was ihre Töchter betrifft, wohl ziemlich blind – bis sie zu alt werden, um auf die Jugend noch länger eifersüchtig zu sein.«

Sie lehnte sich auf ihrem Sessel zurück, schaukelte mit halb geschlossenen Augen ein wenig hin und her, behielt Enya jedoch so sorgfältig im Blick wie ein Wissenschaftler sein Präparat. »Was er auch immer in dir gesehen haben mag«, fuhr sie fort, »er sah es gleich beim allerersten Mal, und es hörte nie auf, ihn zu verzaubern. Besonders hart kam es ihn an, als er sich damit abfinden musste, dass du allmählich erwachsen wurdest. Als er dann auf Valopo erschien, war er bereit, sich damit abzufinden, doch da warst du fort. Armer Cedric! Er musste ganz einfach nach dir suchen, aber er hat dich nicht gefunden, nicht wahr? Ich wusste es, als du nach Hause kamst, nachdem Paddy und Lesly geboren wurden. Sobald du wusstest, dass er der Kirche den Rücken kehrte, brauchtest du nicht länger abgängig zu bleiben.« Was du bist, Enya Kelly, würden manch einer und manch eine, so ungern ich es auch sage, als berechnende Kanaille bezeichnen.«

»Ja. Du hast wohl recht, Mum«, sagte Enya leise, und es klang wie ein Seufzen. »Ich bin in Wahrheit eine Kanaille und noch dazu eine ziemlich dominante, aber bis jetzt habe ich, dank Belisama und Bri, bekommen, was ich bekommen wollte. Cedric hat mich gottlob nicht gefunden, und das war ein wichtiger Teil meines Plans, wenn nicht sogar der wichtigste überhaupt. Aber gelöst worden ist dadurch für uns vorerst nichts, denn wie es aussieht, hat er den Spieß umgedreht. Ich habe nämlich keinen blassen Schimmer, wo er jetzt sein könnte. Ich wusste, dass er seinen Gott aufgeben würde. Und deshalb war ich entschlossen, zuerst das von ihm zu bekommen, was ich von ihm bekommen konnte. Seine Kinder. Paddy und Lesly.«

»Es ist, als ob ich ein Echo hörte«, sagte Brigit und lachte ihr eigentümliches, wie rostiges Lachen. »Das könnte durchaus ich sein, die so spricht.«

»Liam?« Der Sessel scharrte. Brigit stand auf, entfernte sich ein Stück, kehrte wieder um, starrte ihre Tochter an.

»Sieh mal an«, sagte sie. »Wie du mir, so ich dir, oder? Seit wann weißt du es denn?«

»Seit ich ein kleines Mädchen war. Seit Liam weggelaufen ist.«

»Sein Vater war bereits verheiratet. Er war viel älter als ich, ein bedeutender Politiker. Wenn ich

seinen Namen nennen würde, wüsstest du sofort Bescheid. Überall in Neuseeland sind Straßen nach ihm benannt, wohl auch ein oder zwei Städte. Nennen wir ihn jetzt Pakeha. Das bedeutet in der Maori-Sprache ›weißer Mann‹, und es mag für diesen Zweck genügen. Er ist inzwischen natürlich tot. Ich habe eine Spur Maori-Blut in mir, doch Liams Vater war zur Hälfte Maori. Bei Liam hat sich das so stark ausgeprägt, weil er von beiden Elternteilen etwas mitbekam. Oh, wie sehr habe ich diesen Mann geliebt! Vielleicht war es der Ruf unseres Blutes, ich weiß es nicht. Er war stattlich. Ein großer Mann mit einem schwarzen Haarschopf und wunderbar glänzenden, lachenden schwarzen Augen. Er war alles, was Angus nicht war – gebildet, kultiviert, überaus charmant. Ich liebte ihn bis zur Besessenheit. Und ich glaubte, nie wieder einen anderen lieben zu können. Mit diesem Selbstbetrug begnügte ich mich so lange, bis – bis es zu spät war, ja, zu spät!« Ihre Stimme klang plötzlich sehr brüchig. Sie drehte den Kopf, blickte zum Garten. »Da sind viele offene Fragen, die ich zu beantworten hätte, Enya, glaub' mir.«

»Deshalb hast du Liam also mehr geliebt als uns andere«, sagte Enya.

»Ich habe geglaubt, ihn mehr zu lieben, weil er Pakehas Sohn war, die übrigen jedoch Gus' Kinder waren.« Brighit setzte sich wieder, gab dann einen leisen und sonderbaren Laut von sich, wie

ein klagendes Ausatmen. »Alles ist schon einmal da gewesen«, sagte sie dann. »Und wenn ich's dir offen gestehen soll, Enya – als ich deine Kinder sah, da musste ich ganz unwillkürlich für mich lachen.«

»Mum, du bist eine außergewöhnliche Frau!«

»Bin ich das?« Der Sessel ächzte, sie beugte sich vor. »Ich möchte dir ein kleines Geheimnis verraten, Enya. Ob ich nun eine außergewöhnliche oder eine ganz gewöhnliche Frau bin, ich bin auf jeden Fall eine sehr unglückliche Frau. Aus irgendeinem Grund bin ich unglücklich gewesen seit dem Tag, an dem ich Pakeha kennen lernte, und hauptsächlich ist das meine eigene Schuld. Ich liebte ihn, doch was er mir antat, sollte keiner Frau widerfahren. Und dann war da Liam. Krampfhaft klammerte ich mich an ihn und ignorierte euch übrige. Ignorierte auch Angus, den besten Menschen, der mir je begegnet war. Nur begriff ich das nicht. Ich hatte ja viel zu viel damit zu tun, ihn mit Pakeha zu vergleichen. Oh, ich war ihm durchaus dankbar, und es konnte mir ja auch einfach nicht verborgen bleiben, was für ein feiner Mann er war ...« Sie zuckte die Achseln. »Nun, das ist alles Vergangenheit. Wenn ich etwas sagen wollte, Enya, dann dies: Es ist verkehrt, es ist falsch. Das weißt du doch, nicht wahr?«

»Nein, das weiß ich nicht. So wie ich das sehe, ist die Kirche grundsätzlich im Unrecht, wenn sie erwartet, dass ihre Priester ihr auch das geben.«

»Sonderbar eigentlich, dass es die Kirche heißt, dass sie also weiblichen Geschlechts ist, nicht wahr? Du hast einer Frau den Mann gestohlen, Enya, genau wie ich damals.«

»Cedric hatte nie eine Verbindung oder ein Verhältnis mit einer Frau außer mit mir, Mum. Die Kirche ist keine Frau. Sie ist ein fehlerhaftes Ding, eine fehlerhafte und unbelehrbare Institution.«

»Versuche nicht, dich vor mir zu rechtfertigen. Das ist völlig überflüssig. So wie du jetzt denkst, habe ich damals auch gedacht. Doch eine Scheidung konnte für ihn nicht in Frage kommen. Er war einer der ersten Männer seiner Rasse, der politische Bedeutung erlangte. Er musste wählen zwischen seinem Volk und mir. Und welcher Mann könnte wohl einer solchen Gelegenheit widerstehen, sich von besonderem Wert zu erweisen? Genauso hat ja auch Cedric die Kirche gewählt, nicht wahr? Und so dachte ich: Soll's mir doch gleichgültig sein, ich nehme, was ich von ihm bekommen kann. Dann bleibt mir zum Lieben wenigstens sein Kind.« Plötzlich hasste Enya ihre Mutter. Sie hasste sie, weil ihr der Vorwurf, der implizite Vorwurf, sie habe so etwas wie ein

heilloses Chaos angerichtet, ungerechtfertigt und unerträglich schien. Und so sagte sie:

»Allerdings habe ich's weit geschickter angestellt als du, Mum. Meine Chancen und die Chancen meiner Kinder leben.« Brighits Atemstoß war so heftig, dass es wie ein Zischen klang.

»Gemein! O ja, man täuscht sich in dir! Du bist doch so sanftmütig, so lammfromm, nicht wahr? Fast so etwas wie die verkörperte edle Einfalt. Nun, mein Vater hat mir damals einen Mann gekauft, um Liam einen Namen zu geben und mich loszuwerden. Das hast du wohl nicht gewusst, aber woher wusstest du überhaupt?«

»Das ist meine Sache.«

»Du wirst bezahlen, wenn du nicht auf mich hörst, Enya. Glaub' mir, du wirst bezahlen. Irgendwann kommt für dich genauso die Quittung, wie sie für mich gekommen ist. Ich habe Liam auf eine Weise verloren, die ... für eine Mutter kann es nichts Schlimmeres geben. Ich sehne mich danach, ihn wieder zu sehen, und darf es doch nicht... Warte nur! Auch du wirst deine Kinder verlieren, wenn du weiterhin glaubst, sie mit niemandem teilen zu müssen.«

»Also gut, Mum. Ich werde meinen Plan ab sofort weiterverfolgen, aber lass mich noch eines sagen. Du hast Liam verloren, weil er und Daddy sich nicht miteinander verstanden. Ich dachte mir, ich Sorge vorerst dafür, dass bei Paddy und Lesly

kein Daddy da ist, der ihnen Fesseln anlegen könnte. Stattdessen werde ich sie an Valopo fesseln. So lautete mein leicht abgeänderter Plan, der Cedric nicht mit einschloss, da er ja dieselben Rechte hätte, wie ich. Weshalb wohl mache ich schon jetzt so etwas wie kleine Viehtreiber aus ihnen? Auf Valopo werden sie sicher sein. Egal, ob ich Cedric finde oder nicht.«

»Täusch dir bloß nicht, Enya. War Daddy hier sicher? Oder Stuart? Wirkliche Sicherheit, das gibt es nirgendwo. Und wenn Paddy und Lesly einmal von hier fort wollen, wirst du sie nicht zurückhalten können. Daddy hat Liam keine Fesseln angelegt, wie du das nennst. Das war es ja gerade. Liam ließ sich nicht anbinden, ließ sich an nichts fesseln. Und wenn du meinst, dir, einer Frau, könnte das bei Cedric Stuarts Kindern gelingen, so irrst du dich gewaltig. Das liegt doch auf der Hand, nicht wahr? Wenn keine von uns beiden den Vater halten konnte, wie können wir dann hoffen, einen Spross zu halten?«

»Ich kann Paddy und Lesly nur auf eine Weise verlieren: wenn du nicht für dich behältst, was du über mich und sie weißt, Mum. Aber ich warne dich, ich würde dich umbringen, wenn du die Wahrheit rumerzählst, wenn du rumerzählst, ich sei seit meiner Zeit in Sydney eine berechnende Kanaille.«

»Keine Sorge. Soviel Mühe bin ich gar nicht wert, und außerdem ist dein Geheimnis bei mir gut aufgehoben. Ich bin nur eine interessierte Zuschauerin. Ja, in der Tat, das ist alles, was ich bin. Eine Zuschauerin.«

»Oh, Mum! Was hat dich nur so werden lassen? Warum bist du nur so – so gar nicht bereit, zu geben?« Brigit seufzte.

»Da waren Ereignisse, die lange vor deiner Geburt liegen«, sagte sie in einem Ton, der aus ihrem Mund überraschend pathetisch klang. Enya ballte unwillkürlich die Hände.

»Hör schon auf damit! Komm mir nicht so, nach allem, was du mir gerade erzählt hast. Du prügelst auf einem toten Gaul herum, ich kann's einfach nicht mehr hören. Es ist Unsinn, Unsinn, Unsinn! Verstehst du, Mum? Den größten Teil deines Lebens hast du dich darin gesuhlt wie eine Fliege im Sirup!«

Brigit lächelte breit. Plötzlich wirkte sie sehr zufrieden.

»Ich habe immer geglaubt, es sei viel wichtiger, Söhne zu haben als eine Tochter. Doch das war offenbar ein Irrtum. Ich habe meine Freude an dir, Enya, wie ich sie an meinen Söhnen nie haben könnte. Eine Tochter ist ebenbürtig. Söhne sind's nicht, weißt du. Sie sind nichts als hilflose Puppen, die wir aufstellen, um sie ganz nach Belieben

wieder umwerfen zu können.« Enya starrte ihre Mutter an.

»Du hast so recht, aber du bist so – so erbarmungslos. Erbarmungsloser wie ich, wenn ich ...«

»Wenn du was?«

»Ach ... ist nicht wichtig. Aber dann sag mir doch, worin liegt der Irrtum, den wir begehen?«

»Darin, dass wir zur Welt kommen«, erwiderte Bright.

\*\*\*

Ab Anfang Juli kam ein merklicher Schwung in gewisse Dinge, und auf den Gesichtern zeigte sich so etwas Ähnliches wie ein versonnenes Lächeln, das sich gleichsam vom Salon über das Kochhaus bis zu den Koppeln ausbreitete. Enya schrieb Brianna alle zwei Wochen einen Brief. Einen Brief von schier unbeschränkter Ausführlichkeit und Offenheit. Sie berichtete ihr über das Land, über die Schafe und über den Gesundheitszustand der Kellys. Offenbar sah sie es als ihre Pflicht an, ihr zu versichern, dass daheim alles zum Besten stehe. »Narzisse, o wisse, auch ich tröste fort die Bitternisse.« schrieb Bri in ihrer Eigenschaft als Schauspielerin beispielsweise zurück, oder »Hast du schon etwas über deinen Priester erfahren – du weißt schon – ob sein Heiligenschein endlich soweit ins Rutschen gekommen ist, dass er auf allen

Vieren durch das Outback kriecht, um seine Sünden ein für allemal loszuwerden? Das wäre zugleich eine gute Übung, bevor du mit der Peitsche in der Hand auf seinem Rücken Platz nimmst« weshalb Enya wusste, dass die vollbusige Blondine gottlob nicht im Traum daran dachte, sich zu ändern.

»Ich hab' mich schuldig gemacht. Ich hab' mein Herz verschlossen vor meinem eigenen Kind« sagte Brigit eines Tages zu Enya, nachdem sie in den Spiegel geblickt und gewahrt hatte, dass sie nicht ewig lebte. »Oh, Enya. Wenn ich daran denke, was dein Vater und ich dir vorenthalten haben.«

»Ist schon gut, Mum. Nicht doch« sagte Enya, während Brigit zu weinen begann und sich hinsetzte, da sie Stiche in ihrem Herzen verspürt hatte.

»Ich werde zum Zeichen meiner Reue versuchen, einen Beitrag zu leisten, der dir zu deinem Glück verhelfen soll, meine Tochter. Gut möglich, dass dies das Zeichen ist, von dem du gesprochen hast. Ich weiß es nicht, aber einen Versuch wäre es allemal wert.«

»Einen Versuch? Einen Versuch welcher Art?«

»Nimm den Schlüssel, der an der Rückseite des Spiegels hängt, krame ein wenig in der untersten Schublade meines Schreibtisches, und suche nach einem Umschlag, auf dem ›zu Händen von Mrs.

Lonsdale« steht. Darin findest du eine Notiz von mir, die dir darüber Auskunft gibt, an welche Kontaktperson du dich wenden könntest, um herauszufinden, um wen es sich bei dem mysteriösen Erben handelt.«

Enya tat, wie von ihrer Mutter geheißen, und während sie die Notiz hervorkramte und selbige las, sprach Brigit weiter.

»Mr. Jackson, der ansonsten unzugängliche Verwalter von Valopo, erwähnte eine gewisse Miss Patton, die für die Korrespondenz zwischen der anonymen Erbin und dem privaten Verein für Erbschaftsangelegenheiten zuständig sei.«

»Bei dem anonymen Erben handelt es sich um eine Frau?«

»Ja. Das scheint mir eine gesicherte Tatsache zu sein, doch niemand war auch nur annähernd bereit, ihren Namen preiszugeben, da sie angeblich sehr menschencheu ist und demzufolge zurückgezogen lebt. Also wäre es gut, wenn du ein paar von meinen erlesensten Schmuckstücken mitnimmst, falls es nötig ist, Mrs. Patton oder eine andere Person zu bestechen. Ich schätze, nur auf diese Weise könnte es dir unter Umständen gelingen, das seltsame Handeln deiner gehässigen und verschrobenen Tante nachzuvollziehen.«

»Danke, Mum. Dieser Ansatz scheint mir wesentlich besser zu sein, als diese Pharisäer auf dem Bischofssitz, in Sydney, oder die Kardinäle

in Rom aufzusuchen. Ich werde Doktor Wallis und Mrs Miller bitten, gut auf euch alle acht zu geben, während ich weg bin.«

»Keine Sorge, Liebes. Wir kommen schon zu recht.«

»Eine Frage hätte ich noch, Mum. Warum ... warum jetzt ... und warum drängst du mich nahezu? Einmal mehr könnte man sagen, denn genau deswegen kommt es mir tatsächlich so vor, als wärst du Belisamas Sprachrohr. Ja. Das muss es sein; wie konnte ich das übersehen? Die Göttin, zu der ich bete, muss diesmal über dich zu mir gesprochen haben – anders kann ich mir dein ungewöhnliches Engagement, wie du es selbst in den Tagen meiner Kindheit nicht in vergleichbarer Art an den Tag gelegt hast, beim besten Willen nicht erklären.«

»Enya, Schatz. Ich hab' doch bemerkt, was zwischen dir und Cedric Stuart vorgegangen ist in all den Jahren. Er brauchte nur mit dem kleinen Finger zu winken, und schon kamst du gerannt. Und genau so war's auch umgekehrt. Vom ersten Augenblick an. Ich dachte, ihr könntet ohne einander nicht mehr leben. Darum sage ich; such' ihn, Tochter, und kämpfe weiterhin um ihn. Oder fürchtest du dich etwa immer noch vor Gott?«

»Du bist wirklich grausam, Mum.«

»Grausam hin, grausam her. Er hatte all das, was Cody nicht hatte. Er war klug, kultiviert, und charmant.«

»Aber er liebte Gott mehr als mich, sodass er zum Schluss zu sehr im Licht der Öffentlichkeit stand. Er wäre nie bereit gewesen, für mich aus diesem Verein auszutreten und für mich ins Gefängnis zu geh'n, wenn ich nicht Tante Jennifers Hintertürchen benutzt hätte. Und woher dieser Impuls kam, kann ich dir nicht mal erklären, denn der Grund dieser Eingebung grenzte an Obszönität. Ich war ein Nichts gegen seine ehrgeizigen Pläne. Auch wären alle gegen uns gewesen. Schlussendlich habe ich ihn verlassen, weil ich wusste, dass ich ihn im Falle eines Müßiggangs nicht auf Dauer haben durfte. Wir haben beide einen hohen Preis für unser kurzes Glück bezahlt. Gott hat dafür gesorgt ... wir haben schon genug bezahlt.«

»Bezahlt?«

»Ja; bezahlt. Was haben wir denn getan, als zu bezahlen für die große Sünde, uns zu lieben? Unser ganzes junges Leben sind wir den schmalen Pfad gegangen; aus Furcht vor Gott dem Allmächtigen und aus Furcht vor einem unsinnigen und engstirnigen Gesetz. Und was hat es uns gebracht, außer einem gebrochenen Herzen? Oh nein, Mum. Jetzt, da ich weiß, dass Belisama nach wie vor

über mich wacht, fürchte mich vor Gott nicht mehr.«

»Ja. Du wirst Gott, dank unserer Urgottheit, die du stärker vernimmst, eines Tages besiegen. So wie ich. Cedric hatte den Gott der Christen schon besiegt, doch du hast mit deinem vorschnellen Handeln dafür gesorgt, dass es ihm verborgen blieb.

## KAPITEL VIERUNDZWANZIG –

### *Rhona Stuart*

Enya packte den schönsten Schmuck, den sie von ihrer Mutter eigens für diesen Zweck geschenkt bekommen hatte, aber auch ein paar von jenen Stücken, die Billy geklaut hatte, in einen großen braunen Koffer, und machte sich auf den Weg. Mrs. Patton in Sydney, in einem Vorzimmer der ASSOCIATION for INHERITANCE PROBLEMS anzutreffen, war nicht allzu schwer, doch sie zum Reden zu bringen, umso kniffliger. Erst, als Enya der Blondine unauffällig einen verstohlenen Blick in ihre Handtasche gestattete, schien sich die Sache in Wohlgefallen aufzulösen.

»Ich muss mir nur mal kurz die Nase pudern, Mrs. Kelly. Wie sieht es aus? Hätten Sie Lust, mich auf die Toilette zu begleiten?« fragte die geschminkte und mit einer Parfümwolke umgebene Blondine.

»Ja. Gerne.«

»Also. Da wären wir« sagte Akira Patton, bevor Enya ihr in dem von innen verschlossenen Raum das hübsche Diadem in die Hand drückte. Sowie

die Blondine es in ihre Unterwäsche gesteckt hatte, redete sie gottlob Klartext.

»Wie die geheimnisumwitterte Erbin der Ländereien, auf denen ihre Familie bis zur dritten Generation wohnen darf, heißt, weiß ich nicht, aber sie wickelt ihre Korrespondenz über ein Verwaltungsbüro in Dublin, das einer gewissen Sally Lonsdale gehört, ab. Mrs. Lonsdale erwähnte im Zuge des Schriftverkehrs ab und zu anstatt der Bezeichnung ›Kuratorin‹ den Namen ›Joanne Nightingale‹, wobei ich jedoch die Vermutung hege, dass das nicht ihr richtiger Name ist, da er mich zu sehr an die britische Krankenschwester erinnert; wenn Sie versteh'n, was ich meine.«

»Ja. Das verstehe ich durchaus. Sie meinen sicher Florence Nightingale, die das Sanitätswesen und die Gesundheitsfürsorge reformierte. Bitte reden Sie weiter.«

»Die alte Dame, sagte Mr. Johnson, mein Vorgesetzter, wohnt im Norden von Schottland, in Malraig, in der Aberdeen-Road 13, aber mehr weiß ich darüber leider nicht.«

»Danke vielmals, Mrs. Patton. Ich stehe für immer in Ihrer Schuld, denn Sie haben mir sehr geholfen.«

»Aber ich bitte Sie. Verraten Sie es bloß niemandem, denn wie Sie sich denken können, müsste ich dann möglicherweise um meinen hart erkämpften Arbeitsplatz bangen.«

»Keine Angst. Ich weiß unser kleines, aber segenreiches Geheimnis gut zu hüten.«

\*\*\*

Die Reise mit dem Schiff bis Bristol dauerte eine halbe Ewigkeit, doch danach ging es umso flotter per Bahn nach Edinburgh. Dort musste sich Enya über eine Reisemöglichkeit schlau machen, die sie ans Ziel ihrer Reise führen konnte. Wie sich herausstellte, war das entweder per Schiff oder per Bahn und Fähre möglich, wobei man im Falle der Reise mit dem Schiff zuerst mit der Bahn bis Glasgow fahren musste. Da dies das geringste Problem war, entschied sich Enya für die Reise per Bahn und Fähre, und obwohl beides komfortabel war, war sie todmüde, als sie mit der Fähre in Mallaig ankam. Der Umstieg auf die Fähre war nötig, da das Schiff lediglich die Stadt »Oban« angelaufen hatte, die weiter südlich, zwischen der Isle of Mull und Loch Lomond lag.

Mallaig war ein Dorf mit rund fünfhundert Einwohnern an der Westküste Schottlands in der Council Area Highland. Der Ort war ein wichtiger Fischerei- und Fährhafen, 1840 von Lord Lovat als reiner Fischereihafen gegründet. Seine rasch wachsende Bedeutung im 20. Jahrhundert verdankte der Ort in allererster Linie dem Anschluss an das britische Eisenbahnnetz im Jahr 1901, in-

dem die West Higkland Railway von Fort William aus bis nach Mallaig ausgebaut wurde. Der in Mallaig angelandete Fisch konnte auf diese Weise schnell und kostengünstig abtransportiert werden. Die ortsansässigen Fischer fingen vor allem Hering, aber auch Garnelen und Hummer. Von hier gab es Fährverbindungen zu den Inseln Skye, Rùm, Canna, Eigg, Muck und South Uist sowie zur Halbinsel Knoydart, wodurch die Bedeutung Mallaigs als Fährhafen immer stärker zunahm. Gut möglich, dass das auch einer der Gründe war, warum sich dort Leute, wie Joanna Nightingale ansiedelten und wohl fühlten.

Bekannt war Mallaig auch als Endstation des Dampfzugs »The Jacobite«, der im Sommerhalbjahr täglich von Fort William nach Mallaig fuhr. Im Dorfzentrum gab es mehrere Pubs und Läden und viele Passagiere des Jacobite Steam Trains, der im Ort für eindreivierteil Stunden hielt, nutzen die Zeit für eine Besichtigung.

Da am darauffolgenden Vormittag niemand öffnete, nachdem Enya an Mrs. Nightingales Tür geklopft hatte, versuchte Enya ihr Glück beim Nachbarn, nebenan.

»Guten Tag.«

»Guten Tag« sagte eine freundliche alte Dame, die es gewagt hatte, ihre Tür schüchtern einen Spaltbreit zu öffnen. Sie war ein wenig aufgetakelt; nicht allzu übertrieben, aber immerhin, denn

in der Wohnung einen geschmackvollen schwarzen Hut zu tagen, war ungewöhnlich. Wie sich später herausstellte, hatte sie ihn jedoch lediglich anprobiert und beim Öffnen der Tür auf dem Kopf behalten.

»Entschuldigen Sie bitte, falls ich Sie bei irgend-etwas gestört habe. Mein Name ist Enya Kelly. Ich bin extra von Australien nach Schottland gereist, um mit Ihrer Nachbarin, Mrs. Nightingale zu sprechen. Könnten Sie mir bitte sagen, ob sie noch hier wohnt, und wenn ja; wann sie voraussichtlich anzutreffen ist?«

»Wie sagten Sie noch mal, ist Ihr Name?«

»Enya. Enya Kelly.«

Enya musste ein paar kritische Blicke über sich ergehen lassen, bis sich die Dame anschickte, zu handeln.

»Augenblick« sagte sie. Dann drehte sie sich um und marschierte schnurstracks in einen Nebenraum, dessen Inneres man von der Tür nicht sehen konnte. Eine Minute später kam sie zurück.

»Kommen sie bitte herein, Mrs. Kelly. Joanna sitzt in meinem Wohnzimmer. Sie müssen wissen; wir beide feiern ihren sechzigsten Geburtstag in ganz kleinem Rahmen, da wir quasi allein stehend sind. Alle unsere Verwandten, die wir noch nicht überlebt haben, leben drüben, in Irland. Also mussten wir das Beste aus der Einsamkeit, die wir selbst gewählt haben, machen. Aber nichtsdesto-

trotz haben wir für die Feier jede Menge Aufwand betrieben – schicke Hüte anprobieren mit eingeschlossen, denn es ist nicht etwa so, dass das nördliche Ende Schottlands auch das Ende der Welt ist.«

»Ich verstehe. Danke, Ma'am.«

Das Staunen, das Enya an den Tag legte, als sie Joanna Nightingale erblickte, beruhte auf Gegenseitigkeit, denn die ruhige und besonnene Erbin von Valopo war alles andere als abgehoben. Im Gegenteil. Sie trug ein schlichtes altrosa-farbiges Kleid, und die Teetasse, die sie in der Hand hielt, stellte sie höflicherweise sofort auf den Tisch, wohingegen Enya, die sich in ihren zerknitterten Reiseklamotten sichtlich unwohl fühlte, vor Aufregung zu zappeln begann.

»Guten Tag, Mrs. Nightingale. Mein Name ist Enya Kelly. Ich bin extra von Australien hierher gekommen, um mich mit Ihnen über das Anwesen zu unterhalten, das, aus welchem Grund auch immer, eine unbekannte Frau von Jennyfer Ryan geerbt hat, und auf dem meine Mutter und ich leben. Laut meinen bisherigen Recherchen führen Sie die Korrespondenz, weshalb ich mir erhoffte, von Ihnen unter vier Augen über den Sachverhalt aufgeklärt zu werden.«

Die höfliche Nachbarin verließ, da sie gewahrte, dass es um eine vertrauliche Angelegenheit ging,

aus eigenen Stücken das Zimmer, weshalb Enya beinahe ungebremst fortfahren konnte.

»Um ehrlich zu sein; ich wollte endlich herausfinden, warum meine Tante diese seltsame Entscheidung getroffen hat, die nach wie vor niemand in unserer Familie nachvollziehen kann. Was ich liebend gerne wissen möchte, ist; in welcher Weise sich die Erbin und meine Tante nahe gestanden haben. Mehr nicht.«

Die adrett und selbstsicher auftretende Frau, die sich erhoben hatte und Enya gegenüberstand, starrte dem Überraschungsbesuch einige Sekunden in die Augen.

»Darf ich fragen, wie Sie es geschafft haben, in Erfahrung zu bringen, dass ich mich um die Korrespondenz kümmere?«

»Sorry, Mrs. Nightingale, aber das kann ich ihnen beim besten Willen nicht sagen, da ich ein Versprechen gegeben habe.«

»Aha. Nun denn. Ich sehe ein, dass Sie es mittlerweile satt haben, in der ständigen Ungewissheit zu leben, ob Ihre Tante nicht kurz vor ihrem Tod dem Irrsinn verfallen ist. Schwören Sie beim Leben Ihrer Mutter, dass Sie Jennyfers Nichte sind, und ich erzähle Ihnen das Drumherum, damit Sie mich nicht auf ewig verdammen, weil sie andernfalls die beschwerliche Reise umsonst auf sich genommen hätten.«

»Ich versichere Ihnen hoch und heilig, beim Leben meiner Mutter und beim Leben meiner Kinder, dass ich sie nicht belogen habe.«

Enya holte ein Dokument aus der Tasche, auf dem ihr Name stand. Nachdem Joanna Nightingale das Schriftstück mit schmalen Augen taxiert und studiert hatte, sagte sie:

»Also gut. Wie ich finde, haben Sie als Person, die auf schändliche Weise um ihr Erbe gebracht werden musste, ein Anrecht darauf, die volle Wahrheit zu erfahren. Doch besprechen wir die Angelegenheit nicht hier, sondern in meiner eigenen Wohnung, gleich nebenan.«

Joanna Nightingale nahm noch einen Schluck Tee und sagte im Vorbeigehen zu ihrer gleichermaßen weißhaarigen Nachbarin: »Danke, Leonore. Bitte entschuldige die unerwartete Unterbrechung, aber es geht um eine sehr wichtige Angelegenheit – auch für mich persönlich. Darum ist es besser, wenn ich Ms. Kelly das Gefühl einer schnell arrangierten Vertrautheit verschaffe.«

»Das ist doch selbstverständlich.«

»Und du bist deswegen hinterher sicher nicht eingeschleppt?«

»Wo denkst du hin? Wir seh'n uns später. Ich schieb' inzwischen noch ein paar Kekse in den Ofen.«

»Wie schön. Danke. Kommen Sie, Miss Kelly.«

In der Wohnung der netten alten Dame angekommen, setzte sich der Dialog im Sitzen wie folgt fort:

»So, meine Liebe. Hier sind wir ungestört. Darum bitte ich Sie, mir zu sagen, warum sie den weiten Weg von Australien wirklich bewältigt haben. Es gibt heutzutage Telefon- und Telegraphenleitungen und es gibt in Schottland bekanntermaßen hervorragende Detektive. Mit ein wenig Ausdauer und Hausverstand hätten sie es auch ohne diesen persönlichen Aufwand geschafft, herauszufinden, was ich ihnen in den nächsten Minuten anvertrauen werde.«

»Nun; ich sagte doch, dass es mir lediglich um die Beseitigung der Ungewissheit geht, und darüber hinaus hatte ich das seltsam sichere Gefühl, dass diese Unterredung immens wichtig für mich und das Schicksal meiner Familie sein könnte.«

»Sie haben Recht, denn ich bin nicht nur die Korrespondentin, die über den Verein in Sydney die Abrechnung zugeschickt bekommt, sondern auch die Erbin in einer Person. Demzufolge bin ich die Frau, die sie gesucht und gefunden haben, doch nun frage ich mich nochmals, wie Sie ohne Hinzuziehen eines Detektivs an meine Wohnadresse gekommen sind.«

»Versprechen Sie mir, dass die Person, von der ich sie bekommen habe, mit keinen Konsequenzen zu rechnen hat?«

»Ja. Warum auch nicht, denn sowie ich ihnen Jennyfers letzten Willen erklärt habe, gibt es keine Geheimnisse mehr zu hüten oder zu offenbaren. Also schwöre ich hiermit, dass die Person ihre Arbeit und ihren guten Ruf behält.«

»Danke.«

Enya erzählte ihr den Hergang, und danach hieß es vonseiten der Erbin:

»Ich muss sagen, Sie haben es geschafft, mein Interesse an Ihrer Person noch mehr zu wecken, denn wenn mich etwas fasziniert, ist es Ausdauer, Stehvermögen, und eine gewisse Hartnäckigkeit, die Sie seltsamerweise sympathisch erscheinen lässt. Zumindest mir gegenüber. Doch das sei nur am Rande erwähnt. Aufgrund der von mir als vorteilhaft angesehenen Eigenschaft wundere ich mich jedenfalls, dass Sie sich nicht anhand einer gewissen Logik einen eigenen Reim darauf gemacht haben. Haben Sie keine Scheu, Ms. Kelly; uns sagen Sie mir; warum haben Sie sich erst jetzt so richtig ins Zeug gelegt?«

»Ich weiß auch nicht. Tut mir leid, aber ich bin schlicht und einfach viel zu verwirrt, um lange Erklärungen abgeben zu können. Ich versteh' das alles nicht. Wieso hat meine Tante diese Klausel in ihr Testament eingeflochten, obwohl sie sich nicht kannten?«

»Nun; wenn Sie es unbedingt wissen wollen: Jennyfer Ryan kreuzte eines schönen Tages bei

mir, in Dublin, auf und bat mich aus heiterem Himmel, ihr Erbe im Falle des Eintretens einer bestimmten Begebenheit anstelle ihre Verwandten anzunehmen und zu verwalten. Und nun aufgepasst, meine Liebe, denn sie tat es aus gutem Grund. Ich sollte ihr Erbe nämlich nur dann verwalten, falls sich herausstellen würde, dass der Mann, in den sie vernarrt war, unverrückbar an seinen zuwider laufenden Ideen festhielt. Da der besagte Mann das tat, vermachte sie mir ihr gesamtes Vermögen, wobei, wie Sie wissen, im Vorfeld eine zweite Klausel zum Tragen kam, die mit Ihrer Ausbildung zu tun hatte.«

Enya nickte, da sie verstand.

»Und obwohl ich mir immer noch die Frage stelle, welche Bewandnis es mit Ihrem Besuch in Wahrheit hat, verrate ich Ihnen das allerwichtigste. Bei dem Mann, in den sich Ihre Tante verschossen hatte, handelte es sich um meinen Sohn.«

»Wie ... wie lautet der Name Ihres Sohnes?«

»Cedric. Cedric Stuart.«

Enya blieb vor Staunen der Mund offen, obwohl eine gewisse Ähnlichkeit der Gesichtszüge zu erkennen war. Nie im Leben hatte sie damit gerechnet, dass es sich bei der Erbin von Valopo, die noch dazu ein derart schlichtes Leben führte, um Cedrics Mutter handeln könnte. Dennoch nahm

die dahinter stehende Logik langsam, aber sicher, Gestalt an.

»Sie ... Sie sind Cedrics Mutter?«

»Ja.«

»Und ... und warum lautet Ihr Name Nightingale anstatt Stuart?«

»Weil ich noch mal geheiratet habe, und abgesehen davon habe ich meinem zweiten Vornamen, Joanne, den Vorzug gegeben, da ich in meiner Kindheit von ein paar dummen und gehässigen Klosterschwestern in diesem Zusammenhang beschimpft wurde. Mein erster Vorname ist zwar schön, aber gleich wie der ihre, weist er in aller Deutlichkeit darauf hin, dass keltisches Blut in meinen Adern fließt. Das sagte sogar mein verstorbener Mann. Also verwendete ich praktischerweise meinen zweiten Vornamen, um mich nach dem erzwungenen Aufenthalt in dem irischen Kloster ein klein wenig besser zu fühlen. Bitte verzeih'n Sie meine Unhöflichkeit. Möchten Sie eine Tasse Tee?«

»Ja, bitte. Um ehrlich zu sein; die Fahrt mit Zug und der Fähre war zwar schön, aber ziemlich anstrengend.«

»Sie sind mit der Fähre nach Mallaig gekommen und nicht mit dem Jacobite Steam Train?«

»Ja.«

»Wie schade, denn wie ich meine, haben Sie sich dadurch ein schönes Erlebnis entgehen lassen.«

»Das könnte durchaus sein, Mrs. Nightingale, doch wie ich sehe, hat es sich dennoch gelohnt, der Reise als ebensolche weniger Augenmerk zu schenken. Sie müssen wissen; Cedric und ich hatten, als wir das letzte Mal zusammen waren, wegen seiner fanatischen Liebe zu Gott einen Streit, den ich irgendwann ein für allemal aus der Welt schaffen möchte.«

»Das kann ich gut versteh'n. Cedric hat wegen seinem Glauben auch mich in schockierender Weise vor den Kopf gestoßen, doch noch ist nicht aller Tage Abend.«

»Darf ich fragen, wie das zu verstehen ist?«

»Natürlich, Teuerste. Die Sache ist die: Jennyfer Ryan war das mit Abstand intelligenteste Geschöpf, das ich bis dato kennen gelernt hatte, denn sie wusste haargenau, wie Cedric tickt. Als das Erbe an mich übertragen werden musste, und die römisch katholische Kirche kein Interesse mehr an ihm hatte, ist er dahinter gekommen, dass nicht er als Mensch, sondern vielmehr seine Anziehungskraft als gewinnbringender Faktor geschätzt wurde. Soviel ich weiß, hat er dieser materialistisch eingestellten Kirche endlich den Rücken gekehrt, und nun sieht es ganz danach aus, als könnte mein Wunsch und jener von Jennyfer Ryan in Erfüllung geh'n. Enttäuschung ist nicht immer eine schlechte Sache, Miss Kelly. Merken Sie sich das gut, denn so weh sie tut, so stark ist sie, wenn

es darum geht, eine Wende zum Positiven herbeizuführen.

»Sie ... Sie haben, gemeinsam mit meiner Tante, einen Plan ausgeheckt?«

»Ja. Und zu meiner Freude ist er aufgegangen, denn ein attraktiver und gesunder Mann, wie Cedric, hat in diesem idiotischen Verein, in dem sich hauptsächlich homosexuelle und verwirrte Gestalten herumdrücken, nichts zu suchen. Allein die Sache mit dem Zölibat ist purer Schwachsinn, der in meinen Augen wie ein Frevel gegen Belisama anmutet.«

»Sie huldigen, gleich wie ich, Belisama, der Göttin der Fruchtbarkeit?«

»Ja. Aber nicht nur das. Ich vergöttere sie im wahrsten Sinn des Wortes, denn sie ist diejenige, die mir die Kraft gab, mich in Geduld zu üben. Gegen die römisch katholische Kirche anzutreten, war weder erbaulich noch einfach, doch was sein musste, musste sein. Die erzwungene Enthaltensamkeit, verbunden mit einem nicht minder erzwungenen Gelübde, hat bereits abertausende von Müttern, wie mich, von einem Tag auf den anderen ins Unglück gestürzt.«

»Dann sind wir sozusagen Verbündete?«

»Ja. Gewissermaßen, denn ich bin fürwahr eine glühende Gegnerin dieser abartigen Religion. Dafür stehe ich, mal abgesehen von meinem zweiten Vornamen, der mir jede Menge Unannehmlichkei-

ten erspart, um so mehr zu meiner eigenen mystischen Herkunft.«

Für ein paar Sekunden kehrte Stille ein.

»Um ehrlich zu sein; Cedric hat mir vor nicht allzu langer Zeit anvertraut, dass er im Bösen von Zuhause weggegangen ist, und dennoch erlaube ich mir, Sie zu fragen, ob Sie wissen, wo er sich nun aufhält. Oder anders ausgedrückt; was sollte ich Ihrer Meinung nach tun, wenn ich die Absicht hätte, ihn zu suchen?« wollte Enya wissen.

»Diese Frage kann ich Ihnen leider nicht beantworten, Miss Kelly, aber in Anbetracht seiner Lage könnte ich mir vorstellen, dass er sich auf einer der vorgelagerten Inseln an der Ostküste Australiens aufhält. Die Gegenden um Hamilton Island, Cooktown, Hinchinbrooke, oder Lockhart kämen wohl am ehesten in Frage.«

»Sie haben sich bereits damit auseinandergesetzt?«

»Natürlich, denn von einem naturbewussten Leben auf einer beschaulichen Insel träumte er schon als kleiner Junge, da ihm sein Vater dereinst ein Buch schenkte, das etliche Bilder vom Great Barrier Reef enthielt.«

Enya sah Rhona in die Augen; nahe daran, in Weinen auszubrechen.

»Sie lieben ihn immer noch. Richtig? Doch da er nicht bereit war, sein Leben als Priester für Sie aufzugeben, haben sie ihn verlassen.«

»Ja, Mrs. Nightingale.«

»Bitte nennen Sie mich Rhona.«

»Danke, Rhona. Was für ein schöner Name.«

»Ja. Dem schließe ich mich an, doch ist er ebenso verräterisch wie der ihre. Jeder, der sich auch nur ein klein wenig mit der Herkunft von Namen beschäftigt, weiß sofort, dass ich eine heidnisch veranlagte Keltengöre bin.«

»Ei... eine Keltengöre?«

»Ja. Sie wissen schon. Die von mir erwähnte Beschimpfung durch die Klosterschwestern. Keltengöre schimpften mich diese Teufelinnen in Menschengestalt, bevor sie mich grundlos mit einem Stock verprügelten, denn ich bin eine waschechte ebensolche - ich spreche von mir, um es anders auszudrücken, wie von einem steinzeitlichen Relikt, das es gewagt hat, Mutter Natur bis zum heutigen Tag nicht durch Gott, den Allmächtigen, zu ersetzen. Ich trotze diesbezüglich jeder Art von Veränderung - gleich wie Sie, nehme ich an.«

Wie staunte Enya über diese ehrlichen und klaren Worte, denn ihr war es in der Schulzeit gleich ergangen.

»Ähm. Ja, Mrs Nightingale. Äh ... Rhona. Sie haben voll ins Schwarze getroffen. Auch ich konnte mich bis zu dieser Stunde nicht mit der Lehre der römisch katholischen Kirche anfreunden. Allein diese völlig unnatürliche Sache mit

dem Zölibat bringt mich, gleich wie Sie, beinahe um den Verstand.«

»Wie wahr, wie wahr. Mir ging es, wie bereits versichert, ähnlich, doch kommen wir zurück zu Ihrem aufwändigen und kostspieligen Vorhaben. Gewiss wäre es mir mit der nötigen Anstrengung gelungen, Cedrics Aufenthaltsort herauszufinden und mit ihm Kontakt aufzunehmen, doch hielt ich es für besser, den bequemeren Weg zu gehen. So wartete ich geduldig, aber leider vergebens, auf ein Lebenszeichen von ihm. Doch nun, da mir klar ist, dass ich Glückseligen spielen kann, soll, muss, oder vielmehr ›darf‹, fällt es mir leicht, meinen Stolz zu überwinden und eine völlig neue Haltung einzunehmen. Und ich schätze, dass es genau das ist, was Jennyfer Ryan veranlasst hat, die Verwaltung ihres Erbes im Fall des Falles in meine Hände zu legen. Sie meinte anlässlich ihres Aufenthalts in Dublin, es bedürfe eines stabilen Auffangnetzes, falls alle Stricke reißen. Gute, weit reichende Lebens-Strategien zu entwickeln, und dabei Übles durch Flexibilität abwenden zu können, ist nicht jedermanns Sache, doch als wir uns an meinem Esstisch wie eineiige Zwillinge über den weiteren Verlauf von Cedrics Schicksal, und die Möglichkeiten, in positiver Weise darauf Einfluss nehmen zu können, einig waren, war es, als hätten wir in eine Kristallkugel geblickt. Wir setzten das Testament gemeinsam auf, und alles Wei-

tere überließ Jennyfer ihrem nicht minder schlitzohrigen Notar. Da bis jetzt alle unsere Vorhersagen eingetroffen sind, steht es Ihnen zweifellos zu, dass sie mich ab nun ›Hexe‹ nennen. Nein; Spaß beiseite, denn wer sonst, außer mir, hätte besser abschätzen können, wie sich Cedric verhalten wird, wenn er ohne Stütze und Rückhalt durchs Leben marschieren muss. *Ich* kannte meinen Sohn, Jennyfer Ryan kannte das gierige Wesen der Kirche, und so stand für uns fest, dass wir lediglich darauf achten mussten, wer mit wem spielt. Cedric hatte seinen Willen scheinbar durchgesetzt, doch nun hat er die bittere, aber kostbare Lehre gezogen, die wir, Fortuna sei's gedankt, vorhergesehen haben. Nicht hinter ihm, als Mensch, waren diese machtgierigen Proleten her, sondern hinter Jennyfers Geld. Gewiss; die römisch katholische Kirche verfügt über ausgezeichnete Finanzgenies und Strategen, doch gegen eine erfahrene Druidin und einen nicht minder erfahrenen Notar kamen sie trotz ihrer vielen Rechtsanwälte und Verbindungen nicht an. Und wenn Fortuna sich nicht von mir abgewandt hat, stehen, so hoffe ich zumindest, bald ein paar freudige Ereignisse ins Haus. Damit meine ich ein Wiederseh'n, Glück und Zufriedenheit auf Valopo, und euren gemeinsamen Lebensabend.«

»Das hört sich fürwahr vielversprechend an. Und wo soll ich mit der Suche beginnen? Ich habe,

ehrlich gesagt, keinen blassen Schimmer, wo sich Cedric versteckt haben könnte, um Gras über die Sache wachsen zu lassen.«

»Bitte verzeih'n Sie, aber ich verstehe nicht ganz.«

»Sie waren ehrlich zu mir, also bin ich es auch, Rhona. Meine beiden Kinder, Paddy und Lesly, sind das Ebenbild Ihres Sohnes, denn er war derjenige, dem ich sie kurzerhand gestohlen habe.«

»Sie haben es trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit geschafft, meinen Sohn im Zuge eines Schäferstündchens zu übertölpeln?« fragte die staunende alte Dame.

»Ja, doch glauben Sie mir; das war nur deshalb möglich, da ich mich lange und gründlich darauf vorbereitet habe. Cedric musste letztendlich wegen mir untertauchen, denn ich war noch minderjährig, als wir uns liebten. Es schien mir die einzige Möglichkeit, nicht vor Kummer unterzugeh'n, doch als die Kirche ihn nicht mehr schützte, waren plötzlich einige findige Vertreter des Gesetzes hinter ihm her. Eine Lolita, wie mich, als Geliebte zu haben, stößt, wie Sie wissen, vor allem bei erzkonservativen Katholiken auf Unverständnis. Der Schutz der Kirche fiel kurzerhand weg, und bereits am nächsten Tag waren, laut meiner Freundin, die Häscher der Justiz hinter ihm her, da sie davon ausgingen, er hätte mich unter Einsatz von Gewalt geschändet.«

Mit Anzeichen von Tränenfluss in den Augen machte Rhona Stuart zwei Schritte, um Enya wie eine Mutter zu umarmen. Dann trat sie wieder einen Schritt zurück, damit sie der Mutter ihrer Enkelkinder die Hände auf die Schultern legen und ihr geradewegs in die Augen starren konnte.

»Hör zu, Enya Kelly. Ich denke, es wäre gut, in Brisbane zu beginnen und die dürftig besiedelten Areale an der Ostküste Australiens abzuklappern. Vor allem jene, wo es sich besonders lohnt, Tauchgänge zu unternehmen. Touristenmagneten, Flitterwochen-Domizile und so weiter und so fort. Du musst wissen; Tauchen war das, was Cedric am meisten faszinierte. Er träumte davon, Meeresbiologe zu werden, bevor ihm ein teuflischer Priester in Dublin die abstruse Idee, Priester zu werden, ins Gehirn gepflanzt hat. Cedric brütete zuerst Wochen und Monate über Dinge, die Mutter Natur erschaffen hatte, und die es zu schützen galt, und umso größer war mein Entsetzen, als er mir mitteilte, er hätte die Absicht, Priester zu werden. Der Streit war aufgrund unseres Temperaments unausweichlich.«

»Ach so war das. Meine Güte. Bitte verzeihen Sie, dass ich nicht allzu viel Verwunderung an den Tag lege, denn bekanntermaßen verstehen es die Vertreter Christi hervorragend, ihren Schäfchen Flöhe ins Ohr zu setzen. Cedric einzuhämmern, er

müsse Gott dienen, war gewiss leichter, als es ihm, Jahre danach auszureden.«

»Du sagst es. Doch nun, da wir die irdischen Vertreter Gottes mit ihren eigenen Waffen geschlagen haben, sind die Flöhe weg, und demzufolge haben wir freie Bahn. Ich halte jede Wette, dass Cedric mittlerweile einen Beruf ergriffen hat, der mit dem besagten Faible zu tun hat. Damit meine ich eine Tauchschule, Lehrgänge für Touristen, Schnorcheln in Ufernähe, Führungen durch die Unterwasserwelt oder etwas in der Art.«

»Das klingt logisch und hilfreich. Doch bevor ich mich auf den Weg mache, werde ich mich nach dem Wohlergehen meiner Liebsten erkundigen.«

»Willst du die beschwerliche Suche etwa allein antreten? Oder möchtest du, dass ich dich begleite? Wenn ja, wäre es gut, wenn du ein paar Tage hier bleiben und mir Gesellschaft leisten würdest, denn weißt du; hier, in Mallaig, ist nicht besonders viel los. Ich habe ein kleines, aber gemütliches Zimmer für Freunde und Verwandte eingerichtet. Wir könnten uns heute Abend und morgen ausführlich unterhalten, eine Marschroute festlegen, und Mittel ins Spiel bringen, die normalerweise dir und deinen Angehörigen zugestanden wären. So gerüstet, begeben wir uns mit der Eisenbahn, und ab Bristol per Schiff nach Australien, um Cedric aufzuspüren und ihn auf seine neu-

en Pflichten als Vater vorzubereiten. Was uns mit Sicherheit eine erste gemeinsame Freude bereiten wird, ist die Reise mit dem Jacobite Steam-Train bis Fort William.«

Enya zeigte sich positiv überrascht. Ihr Herz begann schneller zu schlagen und eine Röte bemächtigte sich ihres Gesichts.

»Das würden Sie, trotz Ihres ansehnlichen Alters, wirklich für mich tun?«

»Aber ja. Schließlich geht es um das Glück meines Sohnes, das meiner Enkelkinder, und das meiner künftigen Schwiegertochter. Auch ist es so, dass sich die Dauer der Suche um die Hälfte reduziert, wenn wir in entgegen gesetzter Richtung beginnen. Eine beginnt im Süden, in Brisbane, die andere im Norden, in Darwin, und Kontakt halten wir über einen Mittelsmann, der sich in Townsville befindet. Das liegt ungefähr in der Mitte. Und mit ein wenig Glück und guter Absprache treffen wir uns am Ende dort, wo der Vater meiner Enkelkinder, gleich wie ich, unter einem anderen Namen lebt. Ich hoffe bloß, dass dieser Dickkopf keine neue Beziehung eingegangen ist, denn in diesem Fall müsste ich ihn fürwahr um einen Kopf kürzer machen.«

Enya lächelte aus tiefstem Herzen.

»Ich verstehe. Gut ... Vielen Dank, Mrs Nightingale. Ähm ... Rhona. Ein paar Tage hier, bei Ihnen, in Mallaig zu verbringen, würde mir gewiss

viel Freude bereiten, denn es gibt noch so vieles, worüber ich mich mit Ihnen unterhalten möchte.«

»Das kann ich gut versteh'n. Doch hab' einen Augenblick Geduld, Kindchen, denn bevor wir mit dem Austausch unseres bisherigen Schicksals, und den gemeinsamen Erlebnissen mit Cedric fortfahren, muss ich mich bei meiner Nachbarin, die sich nach und nach als Glücke und beste Freundin entpuppte, abmelden. Sie schmolzt beizeiten, doch sie ist eine Seele von Mensch.«

## KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG –

### *Insel der Glückseligkeit*

»Ich an Ihrer Stelle würde es in Matlock–Island versuchen, Miss« sagte ein alter Mann in Brisbane, der sich laut Aussagen einiger Taucher jahrzehntelang mit dem Großen Barriereriff beschäftigt hatte. Enya hatte ihm, nachdem sie bereits erfolglos etliche Inseln und Gegenden an der Ostküste abgeklappert hatte, ihr spezielles Anliegen geschildert, und nun stellte sich folgende Frage:

»Matlock-Island? Wo ist das?«

»Ganz in der Nähe der Whitsunday Passage auf dem Großen Barriereriff. Es ist dort sehr ruhig und sehr abgeschieden, heute hauptsächlich ein Flitterwochen-Paradies, doch ebenso ein wahres Paradies für Leute, die sich für's Tauchen begeistern. Eigentlich genau die Kombination, die Sie mir beschrieben haben. Sie wissen schon – Tauchkurse – Touristen - und lauter Cottages an Stelle eines zentralen Hotels. So bleibt es einem auch erspart, zum Dinner in einen überfüllten Speisesaal gehen oder zu einem Haufen von Leuten höflich sein zu müssen, mit denen man lieber kein Wort wechseln möchte. Um diese Jahreszeit ist dort al-

lerdings kaum jemand, wegen der Gefahr der Sommerzyklone. Die Feuchte ist kein Problem, aber niemand scheint im Sommer je zum Riff zu wollen. Wahrscheinlich liegt das daran, dass die meisten Leute, die sich das Riff als Ziel wählen, aus Sydney oder aus Melbourne kommen, und dort unten ist es im Sommer so schön, dass man gar nicht verreisen muss. Aber im Juni, Juli und August, da geht es dann los, für die Zeit haben die Südländer für drei Jahre im voraus gebucht.«

So fuhr Enya mit dem Zug hoffnungsvoll und mit einem guten Gefühl im Bauch nach Townsville, wo der Mittelsmann wohnte, und wobei in Enya Erinnerungen an Queensland aufkamen, da sie mit dem Zug durch dieses Territorium fuhr. Endlich lag ein großer Teil dieses Bundesstaates mit seinem ewigen Geruch von widerlich süßer Molasse hinter ihr. Eine große, dschungelüberwucherte Schlucht wechselte sich mit einer etwas kleineren ab. Auf der einen Seite schoss das tosende, tobende Wasser eines breiten Flusses dahin. Dann zog eine Landschaft vorbei mit einer Stelle, wo vom Felsen auf der anderen Seite ein ausfächerndes Band herabstürzte: ein Wasserfall, der über der Straße gleichsam einen mächtigen Torbogen bildete, bevor er sich mit dem schäumenden Fluss vereinigte. Unter diesem Bogen fuhr der Zug durch und Enya erlebte dabei ein phantastisches Spiel von Licht und Schatten. Weiter ging

es, und je höher die Strecke anstieg, desto kühler und erfrischender wurde die Luft. Enya hatte gar nicht mehr gewusst, wie unglaublich belebend solch herrliche Luft wirken konnte. Der Dschungel schob sich immer dichter heran, er erschien undurchdringlich. Unter den alles beherrschenden Lianen, die sich wie endlose Girlanden in dichter Fülle von Baum zu Baum zogen, ließen sich nicht allzu viele Einzelheiten erkennen. Wie eine riesige Decke aus grünem Samt breitete es sich über den Urwald. Da und dort sah Enya im Vorbeifliegen wunderschöne Blumen und Schmetterlinge. Spinnen hatten große Netze gespannt und lauerten in deren Mitte reglos auf Beute. An moosüberzogenen Stämmen wuchsen phantastische Pilze. Vögel mit langen, am Boden schleifenden roten oder gelben Schwänzen stolzierten umher, in idyllischer Umgebung, neben stillem Wasser. Fledermausartige Tiere, »fliegende Füchse« oder auch »fliegende Hunde« genannt, strebten wie Unheilsboten zu später Stunde zu Tausenden jenen Orten zu, wo sie Futter fanden. Widerlich und abstoßend wirkten sie und waren dabei überaus scheu und völlig harmlos. Wenn man sah, wie sie in gleichsam pulsierenden Scharen über den dunklen Himmel hinwegzogen, so empfand man eine eigenartige Beklemmung. Enya hatte sie oft und oft von der Veranda auf »Himmelhoch« beobachtet.

Townsville, der größte Ort in North Queensland, war eine blühende Stadt von mehreren tausend Einwohnern, die in »Pfahlhäusern« wohnten. Allerdings blieb Enya zwischen der Ankunft des Zuges und der Abfahrt des Schiffes so wenig Zeit, dass sie sich dort nichts in Ruhe ansehen konnte. Sie bedauerte das jedoch nicht. Es war wohl das beste, wenn sie Hals über Kopf zum Hafen musste, um ihr Schiff zu erreichen. So hatte sie kaum Gelegenheit, sich mit der Erinnerung an jene so furchtbare Seereise zu beschäftigen, als die Kellys von Neuseeland nach Australien gekommen waren. Nein, verlockend erschienen sie ihr nicht, die bevorstehenden Stunden auf einem Schiff, das zu allem auch noch kleiner war als die »Wahine« von damals. Doch ihre Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Schwerelos glitt das Schiff durch die ruhige See, und Enya, durch die Bahnreise doch etwas ermüdet, legte sich schon frühzeitig in ihre Koje und schlief traumlos bis zum nächsten Morgen um sechs. Auf ihre Bitte brachte ihr der Steward eine Tasse Tee und einfaches süßes Biskuit. Später dann ging sie an Deck und erlebte ein anderes, neues Australien. Eigentümlich farblos wirkte der hohe, klare Himmel, während sich am östlichen Horizont eine zarte, beinahe perlenhafte Röte abzuzeichnen begann. Langsam schob sich der Sonnenball empor, und das zuerst schimmern- de, dann glutende Rot wurde zur Tageshelle. Laut-

los glitt das Schiff durch Wasser, das so durchsichtig war, dass man metertief hinabblicken konnte: auf purpurfarbene Grotten, auf blitzschnell dahinzuckende Fische. In der Ferne war das Meer ein flächiges Grünblau mit hinein getupften Flecken wie von dunklem Rotwein. Dort befanden sich, unterhalb der Wasseroberfläche, ausgedehnte Korallengebilde. Und überall rundum schienen, gleichsam aus dem Nichts heraus, Inseln mit palmenbewachsenen Stränden zu entstehen. Manche waren so flach, dass sie sich nur knapp aus dem Wasser hoben, auf anderen hingegen sah man Berge und eine dschungelartige Vegetation.

»Die flachen sind die echten Koralleninseln«, erklärte ein Matrose. »Wenn sie ringförmig sind und eine Lagune umschließen, nennt man sie Atolle. Sonst spricht man ganz einfach von Korallenriff oder auch Cay. Die hügeligen Inseln sind eigentlich nur die Spitzen von Gebirgen, aber rundherum gibt's auch Korallenriffe, und sie haben Lagunen.«

»Wo liegt Matlock Island?« fragte Enya. Er musterte sie neugierig. Dass ein Mädchen allein zu einer Flitterwochen-Insel wie Matlock wollte, reimte sich für ihn einfach nicht zusammen.

»Also wir dampfen jetzt die Whitsunday Passage entlang, und dann geht's hinaus auf die pazifische Seite des Großen Barriereriffs. Was Matlock be-

trifft – also die Insel liegt mit der einen Seite offen zum Ozean hin, und da rollt vom Pazifik her Brecher auf Brecher herbei und kracht Matlock wie ein Expresszug in die Flanke. Das ist ein Lärm, dass man nicht mal sein eigenes Wort hören kann. Über hundert Meilen kommt so ein Riesending von Welle herangerollt, können Sie sich das vorstellen? Darauf müsste man mal mitreiten können.« Er seufzte sehnsüchtig. »Wir erreichen Matlock noch vor Sonnenuntergang, Miss.«

Genauso war es dann auch. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang kämpfte sich das kleine Schiff durch die Brandung an der Ostseite der Insel voran, die wie eine himmelhoch stiebende Wand gegen die Küste peitschte, und die Schiffsmaschine arbeitete sich nur mit Mühe durch den entstehenden Rückstau vorwärts. Endlich konnte man an der Anlegestelle beidrehen. Es handelte sich um eine Art Außenpier, einen etwa achthundert Meter langen Steg auf eher schwächtigen Pfählen, der weit über ein wegen der herrschenden Ebbe frei liegendes Riff hinwegreichte. Enya blickte zur Küstenlinie, deren hoher, zerklüfteter Verlauf sich mit Enyas Vorstellung von tropischer Pracht gar nicht vereinbaren wollte. An der Anlegestelle wartete ein älterer Mann auf sie. Er half ihr vom Schiff und ließ sich von einem Matrosen ihre Koffer geben.

»Guten Tag, Miss«, begrüßte er sie. »Ich bin Walter Riley. Hoffentlich kann Ihr Gatte später noch nachkommen. Um diese Jahreszeit findet man auf Matlock nicht allzu viel Gesellschaft. Das ist hier eher was für einen Urlaub im Winter.« Seite an Seite gingen sie den Steg entlang, der unter ihren Schritten zu schwanken schien. Wie geschmolzenes Metall lag die freiliegende Korallenbank im Schein der untergehenden Sonne, und über dem Meer, furchterregend und faszinierend zugleich, wirbelte und schäumte der scharlachrote, der blutrote Gischt.

»Sie haben Glück, dass Ebbe ist«, sagte Walter, »sonst hätten Sie eine etwas rauere Reise gehabt. Sehen Sie den Dunst dort im Osten? Das ist der Rand des Großen Barriereriffs. Wir hier auf Matlock krallen uns sozusagen mit Klauen und Nägeln ein – Sie werden noch spüren, wie die Insel ununterbrochen unter dem Anprall der Brecher zittert.« Er half ihr in ein Auto. »Dies hier ist die Luvseite von Matlock – sieht ziemlich wild und abschreckend aus, wie? Aber warten Sie mal, bis Sie die Leeseite sehen, ah! Das ist wirklich etwas, das sich lohnt.« In zügigem Tempo fuhren sie die schmale Straße entlang, die eine Art Schotterbelag aus Korallenstücken hatte. Zwischen Palmen und dichtem Unterholz fuhren sie etwa sechs bis sieben Kilometer. Auf der einen Seite erhob sich ein hoher Hügel, und dann ... »Oh, wie schön, wie

wunderschön!« sagte Enya. Sie waren in eine andere Straße eingebogen, die zu den Sandstränden auf der Lagunenseite führte. Auch von hier aus konnte man weit draußen, wo sich der Ozean an den Rändern des Lagunenriffs wie an einem Gitterwerk brach, hoch stiebenden weißen Gischt sehen. Doch innerhalb des Atolls, in der Lagune also, war das Wasser unglaublich still und ruhig – ein polierter Silberspiegel, hier und dort bronzefarben überhaucht.

»Die Insel ist gut zwölf Kilometer lang und sechs bis sieben Kilometer breit«, sagte Walter. Sie kamen an einem weißen Gebäude mit tiefer Veranda und großen, ladenähnlichen Fenstern vorbei. »Der General Store«, erklärte er in einer Art Besitzerstolz. »Hier wohne ich mit meiner Frau, und ich kann Ihnen nur sagen, sie ist nicht gerade glücklich darüber, dass eine einzelne Dame herkommt. Sie hat Angst, ich könnte verführt werden. Genau so hat sie's genannt. Nur gut, dass Sie anscheinend Ihre absolute Ruhe wollen. Es wird meine Frau ein bisschen beruhigen. Ich gebe Ihnen natürlich die Cottage, die am weitesten entfernt ist. Denn da sind Sie völlig ungestört. Die anderen Gäste, ein Pärchen, wohnen auf der entgegengesetzten Seite. Sie können also praktisch ohne einen Faden am Leibe herum hüpfen, niemand wird Sie sehen. Solange Sie hier sind, lässt mich meine Frau doch keine zwei Minuten aus

den Augen. Falls Sie irgendwas brauchen – Telefonanruf genügt, schon bringe ich das Verlangte. Und einmal pro Tag, jeweils bei Sonnenuntergang, lasse ich mich sowieso bei Ihnen sehen. Um mich persönlich davon zu überzeugen, dass bei Ihnen alles in Ordnung ist – mag meine Frau auch noch so sehr zetern. Aber es wird das beste sein, wenn Sie dann in der Cottage sind – und gebühlich bekleidet, wenn ich mal so sagen darf. Könnte ja sein, dass mich meine Frau begleitet.«

Die so genannte Cottage bestand aus drei Zimmern und hatte einen eigenen Strandabschnitt: weißer Sand zwischen zwei zangenartigen Ausläufern des Hügels, die ein Stück ins Meer hineinragten. Hier endete auch die Straße. Das Innere der Cottage war einfach, doch komfortabel ausgestattet. Es gab elektrischen Strom und mithin auch elektrisches Licht sowie ein Telefon und sogar ein Radio. Die Toilettenspülung funktionierte, in die Badewanne strömte frisches Wasser, und soviel Luxus kannte man weder auf Valopo noch auf »Himmelhoch«, wie Enya nicht ohne Belustigung überlegte. Ja, gar kein Zweifel: Die Gäste aus Sydney oder Melbourne, die hier ihren Urlaub verbrachten, waren die zivilisatorischen Errungenschaften so gewohnt, dass sie auf sie einfach nicht verzichten konnten. Während Walter Riley zu seiner misstrauischen Frau zurückfuhr, packte Enya ihre Koffer aus und sah sich in der Cottage um.

Eines stand fest: Das große Doppelbett war wesentlich bequemer als jene sonderbare Liege, auf der Brianna und sie bei der Reise nach Queenland liegen mussten. Nun ja – die Gäste in dem so genannten Hotel waren meist viel zu betrunken, um sich etwa über miserable Matratzen zu beklagen, während die Gäste hier ein echtes Flitterwochen-Paradies verlangten. Im Kühl- wie auch im Küchenschrank fand sich ein ausreichender Lebensmittelvorrat, und auf einem Tisch stand ein großer Korb mit Bananen, Ananas, Mango und der so genannten Essbaren Passionsblume. Nein, es gab wohl keinen Grund, warum sie hier nicht gut essen und gut schlafen sollte. Doch dies tat sie nur aus einem Grund: sie benötigte eine Ausgangsbasis, um Cedric zu suchen. Dass sie so erschöpft war, hatte sie wirklich nicht geahnt, und ebenso wenig war ihr bewusst gewesen, dass ihre ständige Appetitlosigkeit das veränderte Klima zur Ursache hatte. Kaum dass sie sich in dem wunderbaren Bett ausstreckte, schlief sie auch schon ein und wachte erst nach zehn oder zwölf Stunden wieder auf. Das war wohltuend aber ärgerlich. Was ihren Appetit anging: Seit ihrer Reise nach Sydney in Cedrics Auto hatte sie nicht mehr so gern und so viel gegessen. Die Mangopflaumen nahm sie sogar ins Wasser mit, das – von der Badewanne einmal abgesehen – auch der geeignetste Platz dafür war, denn die Früchte schienen aus

nichts zu bestehen als aus Saft. Da ihr winziger Strandabschnitt unmittelbar an der Lagune lag, war das Wasser hier sehr flach und sehr ruhig, was ihr nur recht war, denn sie konnte nicht schwimmen. Doch sie versuchte es, probeweise – am Abend, nachdem sie die planmäßige Suche an einem bestimmten Strandabschnitt beendet hatte. In jeder Cottage, die sie aufsuchte, fragte sie nach Cedric, beschrieb sein Aussehen, deponierte ihr Anliegen, und hinterließ eine Nachricht, wo sie anzutreffen war. Das stark salzhaltige Wasser trug sehr gut, und als sie es schaffte, zehn Sekunden oben zu bleiben, fühlte sie sich sehr glücklich. Das Empfinden, aller Erdschwere enthoben zu sein, war einfach herrlich, und sie wünschte sich, es den Fischen nachzutun zu können. Und das Alleinsein war dann sogar eine herrliche Sache. Wie sehr hatte der alte Mann doch recht gehabt! Nie in ihrem Leben, mal abgesehen von den ersten Tagen in Sydney, in ihrer kleinen Wohnung, war Enya allein gewesen, immer hatte es in ihrer Nähe – unter demselben Dach, wenn man so wollte – irgendjemanden gegeben. Und jetzt? Es war alles so überaus friedvoll. Einsam, nein, einsam fühlte sie sich überhaupt nicht. Sie vermisste seltsamerweise niemanden – auch ihre Mutter, ihre Brüder oder Brianna fehlten ihr nicht. Und zum ersten Mal seit langer Zeit empfand sie keine Sehnsucht nach Valopo. Was Walter Riley anging, so störte

er sie wirklich nicht in ihrer Ruhe. Jeweils bei Sonnenuntergang kam er mit seinem Auto gerade nahe genug, um das Winksignal, das sie ihm von der Veranda aus gab, als Nicht-Notzeichen zu erkennen. Dann wendete er sofort, während seine – erstaunlich hübsche – Frau die Flinte sozusagen in Bereitschaft hielt. Einmal telefonierte er Enya an: Er fahre in seinem Glasbodenboot mit dem Pärchen, das hier noch eingemietet sei, aufs Meer hinaus – ob sie nicht Lust habe mitzukommen? Sie hatte Lust – und entdeckte bei der Fahrt dann einen völlig neuen Planeten. Durch das Glas spähte sie hinab in eine Welt, in der es vor Leben nur so zu wimmeln schien. Dass Cedric sich als Junge für das Tauchen begeisterte, konnte sie nun gut nachvollziehen. Lebendige Korallen, so entdeckte sie, besaßen ganz und gar nicht jene üppigen Farbtöne, wie sie in Souvenirläden die Regel waren. Sie hatten ein zartes Rosa oder Beige oder Blaugrau, und um jede Ausbuchtung, um jede Verästelung schien es regenbogenfarben zu schillern. Mächtige Anemonen mit einem Durchmesser von nicht weniger als dreißig Zentimeter waren rötlich oder bläulich getönt, und Muscheln von den Ausmaßen größerer Steine hatten geriffelte Ränder, und wenn man wie durch fedrig zerfaserte Lippen tiefer in sie hineinblickte, so wurde man Augenzeuge eines eigentümlich ruhelosen und bunten Geschehens. Keiner der vier im Boot wäre

auch nur im Mindesten überrascht gewesen, hier plötzlich eine Meerjungfrau zu sehen: mit prallen, glänzenden Brüsten, glitzerndem Schuppenleib, üppig wallendem Haar und jenem verführerischen Lächeln, das Seeleute so unwiderstehlich in Bann zu ziehen vermochte. Und die Fische, die unendlich vielen Fische! Wie lebende Juwelen huschten sie zu Tausenden und aber Tausenden hin und her. in mannigfachen Formen und Farben – diese hier rund wie chinesische Lampions, jene dort schlank wie Pfeile, golden und scharlachrot die einen, von silbrig-kühlem Blau die anderen, Krötenfische und Nadelfische und Barracudas und so genannte Gropers, die riesenmäulig in Grotten zu lauern schienen, und schlanke graue Nurse-Haie, die tief unter dem Boot unaufhörlich hin und her jagten.

»Aber keine Sorge«, sagte Walter. »Für Seewespen sind wir hier zu weit südlich, und wenn es hier auf dem Riff irgend etwas gibt, das Sie umbringen könnte, so am ehesten noch der Steinfisch, und daher meine Warnung – gehen Sie nie ohne Schuhe hinaus auf die Korallen.« Enya war froh, die Fahrt mitgemacht zu haben. Andererseits verlangte es sie nicht danach, die Fahrt ein zweites Mal zu machen oder sich mit dem Pärchen anzufreunden. Sie badete in der Lagune, sie ging spazieren, sie lag in der Sonne. Merkwürdigerweise vermisste sie nicht einmal Bücher zum Lesen, denn stets schien da etwas Interessantes zum Beo-

bachten zu sein. Sie befolgte Walters Ratschlag und »hüpfte am Abend ohne einen Faden auf dem Leib herum«. Zunächst verhielt sie sich dabei wie ein Kaninchen, das beim leisesten Knacken eines Zweiges in Deckung springt. Aber nach einigen Tagen gewann sie dann doch die Überzeugung, dass weit und breit wirklich niemand war. Und so hörte sie endlich auf, sich zu genieren, denn es gab ganz einfach niemanden, vor dem sie sich hätte schämen müssen. Sie fühlte sich wie ein Tier, das nach langer Gefangenschaft endlich freigelassen worden war und sich nun auf sich selbst gestellt fand - in einer Welt, die voller Sanftmut und Sonne, voller Weiträumigkeit und Willkommen war. Was ihre Sinne jetzt entdeckten, da sie fern von ihrer Mutter und ihren Brüdern war, das schien etwas zu sein, das sich nur mit dem Begriff reiner Muße umschreiben ließ. Zum ersten Mal in ihrem Leben unterlag sie nicht dem Zwang, sich irgendeiner Form von Arbeitsordnung unterwerfen zu müssen. Zu ihrer Überraschung entdeckte sie, dass ausgiebige körperliche Aktivität offenbar so etwas wie die wirksamste Sperre für geistige Aktivität war. Vor Jahren hatte Pater Cedric sie einmal gefragt, woran sie denn so denke, und sie hatte erwidert: an Daddy und Mum, an Colin, Finn, Glenn, Kev, an die kleinen Zwillinge, an Liam, Valopo, das Haus, die Arbeit, die Dürre. Sie hatte nicht gesagt: an ihn, aber er stand auf ihrer

Liste immer ganz oben. Später waren dann noch hinzugekommen: Brianna und das Heimweh und der Regen. Und natürlich gab es immer irgendwelche Bücher, die ihr die so lebensnotwendige Atempause verschafften. Doch all ihre Gedanken waren stets mehr oder minder zufällig ausgelöst worden und hatten sich dann ebenso zufällig aneinandergereiht zu wirren Zufallsgebilden, zu bunt durcheinander gemengten, ordnungslosen Gedankenhaufen oder wohl eher: Knoten und Klumpen. Es fehlte ihr ganz einfach an der Übung, sich hinzusetzen und in aller Ruhe und einigermaßen systematisch über eine wichtige Frage nachzudenken. Über diese zum Beispiel: Wer war Enya Kelly? Wer war sie eigentlich? Was wollte sie, was wünschte sie sich vom Leben? Was war für sie der Sinn des Lebens? Ja, es fehlte ihr an Übung, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, doch sie musste es wenigstens versuchen. Hier boten sich ihr endlich einmal die Zeit und die Gelegenheit dazu. Lang im Sand ausgestreckt, konnte sie sich voll darauf konzentrieren. Doch wo beginnen? Nun, da war Cedric. Bitterkeit stieg in ihr auf. Nein, verlockend schien es wirklich nicht, mit den Überlegungen an diesem Punkt anzusetzen, doch in gewisser Weise war Cedric immer noch wie Gott: Bei ihm nahm alles seinen Anfang und sein Ende. Seit jenem Tag, da er sich im Staub des Bahnhofsplatzes in Yelli zu ihr gebeugt und ihre

Hände in seine Hände genommen hatte, war Cedric da gewesen in ihrem Leben, und selbst wenn sie ihn bis zu ihrem Tod nicht wieder sehen sollte, würde gewiss noch ihr letzter Gedanke ihm gelten. Erschreckend eigentlich, dass ein einzelner Mensch eine solche allumfassende Bedeutung annehmen konnte. Was hatte sie doch zu Brianna gesagt? Dass ihre Wünsche und Bedürfnisse absolut nicht außergewöhnlich waren – Ehemann, Kinder, ein eigenes Heim, jemand, der sie liebte. Das schien doch nicht zu viel verlangt, schließlich konnten die meisten Frauen von sich behaupten, zumindest dies zu haben. Andererseits: Wie viele der Frauen, die einen Mann und Kinder und ein eigenes Heim hatten, waren wohl wirklich zufrieden? Nun, sie würde ganz bestimmt zufrieden sein, schon weil es für sie so schwer war, sich wenigstens diese Wünsche zu verwirklichen. Nimm es hin, Enya Kelly! Eigentlich willst du Cedric Stuart, doch ihn kannst du anscheinend nicht haben. Oder zumindest nicht so leicht, wie du es dir vorgestellt hast. Und für dich scheint dadurch die Möglichkeit zu einer inneren Bindung an einen anderen Mann ein für allemal zunichte gemacht. Nun gut. Dann akzeptiere den Gedanken, dass es nie einen anderen Mann geben wird, den du liebst. Also wird deine Liebe ganz deinen Kindern gelten müssen, also werden es ganz und gar deine Kinder sein, von denen du Liebe empfängst: deine und

Cedrics Kinder. Oh, lieber Gott, lieber Gott! Nein, nicht lieber Gott! Was hat Gott je für mich getan, außer dass er mir Ralph weggenommen hat? Wir sind nicht sehr gut aufeinander zu sprechen, Gott und ich. Und weißt du was, Gott? Ich habe nicht mehr soviel Angst vor dir wie früher. Wie sehr habe ich doch dich und deine Strafen gefürchtet! Bis jetzt musste ich immer den schmalen und geraden Tugendpfad entlang trotten, aus Angst vor dir. Und was hat es mir eingebracht? Nicht mehr, als wenn ich wieder und wieder gegen sämtliche Gebote verstoßen hätte. Du bist nicht wie Belisama, Gott. Nein. Du bist ein Betrüger, ein Dämon der Furcht. Du behandelst uns wie Kinder, die man sich mit der Androhung von Strafen gefügig macht. Aber ich habe keine Angst mehr vor dir, und nicht Cedric sollte ich hassen, sondern dich. Denn es ist deine Schuld, ganz und gar deine: Er lebt so in Furcht vor dir, wie ich immer in Furcht vor dir gelebt habe. Dass er dich zu lieben vermag, ist etwas, das ich nicht begreifen kann. Denn was an dir wäre schon liebenswert!? Wie kann ich nur aufhören, diesen Mann zu lieben, der Gott liebt? Sosehr ich es auch versuche, es scheint mir unmöglich zu sein. Er ist der Mond, und ich verzehre mich nach ihm und heule mir die Augen aus dem Kopf. Aber weißt du was, Enya Kelly? Hör auf, dir die Augen aus dem Kopf zu heulen, weiter ist gar nichts dabei. Du wirst dich mit seinen Kin-

dern bescheiden müssen. Gut, Enya Kelly, und wie weiter? Nun, du wirst das Gold, den Schmuck, und die Diamanten in Geld umtauschen und dir ein richtig schönes eigenes Heim einrichten, das dir bis jetzt vorenthalten wurde. Und dieses Geld wird dir auch helfen, deinen Kindern eine gute Erziehung zu geben und sie vor Not zu schützen. Und mehr ist darüber gar nicht zu sagen, Enya Kelly. Ich Enya Kelly, nicht Enya Stuart. Klingt zwar äußerst gut, ist aber nicht erzwingbar. Oh, werde ich wohl je aufhören zu bedauern, mich von Cedric auf leichtsinnige Weise getrennt zu haben? Das ist die Frage, nicht wahr? Sage es dir vor, wieder und wieder: Es ist dein eigenes Leben, Enya Kelly. Du hast es so gewollt, und du wirst es nicht verschleudern, indem du weiterhin von einem Mann träumst, der sich möglicherweise bereits in eine andere verliebt hat. Ja! So ist es recht! Es hat keinen Sinn, an Vergangenes zu denken, an das, was begraben werden muss. An etwas zu denken, dass nicht realisierbar ist. Auf die Zukunft kommt es an, und die Zukunft gehört unseren beiden Kindern, von denen Cedric nichts weiß. Cedric gehört sie nicht, falls er sich mittlerweile in eine andere verguckt hat. Er ist Vergangenheit. Enya wälzte sich herum. Ein- oder zweimal drehte sie sich im Sand um die Längsachse ihres Körpers, und dann lag sie ganz still und weinte, wie sie nicht mehr geweint hatte, seit

sie drei Jahre alt gewesen war: laut und schrill. Und nur die Vögel und die Krabben hörten es, niemand sonst. Als hätte der alte Mann ihr in der Absicht, sich Cedric endgültig aus dem Kopf zu schlagen, Matlock Island als möglichen Fundort vorgeschlagen. Enyas Absicht war es, sobald es irgend ging, nochmals an diesen wunderbaren Ort zu kommen. Was sie nicht wusste; ein Mann, der auf der anderen Seite der Insel eine Tauchschule besaß, hatte auf eine Information reagiert, die er auf Umwegen von einer Frau bekommen hatte, die wie Enya ein Cottage bewohnte. Bitte umgehend zum letzten Cottage an der gegenüberliegenden Seite kommen, lautete die Nachricht, die er erhalten hatte, da die Beschreibung auf ihn zutraf. An sich entsprach es keineswegs der Art der Frau, in das Leben anderer Menschen einzugreifen, doch sie ahnte, dass das Glück zweier Menschen einzig und allein von ihr abhing.

Der attraktive junge Mann blickte über die Verandabrüstung zum Meer. Fasziniert betrachtete sie sein Profil – das gewölbte Augenlid, die gerade Nase, den eigentümlich verschlossen wirkenden Mund, das energische Kinn. Was überlegte, was grübelte er? Welche Kräfte in ihm strebten da widereinander? Liebe und Sehnsucht, Pflichtgefühl und Willenskraft, so manches mehr? Er hob die Hand an die Lippen, und die Frau, die das Cottage bewohnte sah, dass seine Finger zitterten.

Unhörbar blies sie die in ihrer Lunge aufgestaute Luft ab: Nein, es war nicht gleichgültig, dass sie die Information weitergegeben hatte - ganz und gar nicht. Er schwieg eine halbe Ewigkeit, Minuten, löste seinen Blick keine Sekunde von der glitzernden Meeresoberfläche und den Wolken, die scheinbar neugierig am Himmel hingen.

»Welches Cottage, sagten Sie, bewohnt das Mädchen, das anscheinend nach mir gefragt hat?« fragte er schließlich mit ruhiger und völlig normal klingender Stimme, während er sich mit der Hand auf die Brüstung stützte, als hätte er Butter in den Knien. Die Frau wusste, von ihrer Antwort hing seine Entscheidung ab, und so war es jetzt also abermals an ihr, sich alles sehr sorgfältig zu überlegen. War es richtig, andere Menschen auf einen Weg zu leiten, von dem man nicht wusste, wohin er überhaupt führte? Verpflichtungen empfand sie niemandem gegenüber. Was mit diesem Mann und der Frau wurde, konnte ihr gleichgültig sein. In gewisser Weise ließen sich ohnehin alle Männer auf einen Nenner bringen. Die meisten in Australien stellten das, worauf sie im Leben aus waren und was ihnen so etwas wie eine männliche Daseinserfüllung bedeutete, über die wirkliche Existenz, das tatsächliche Vorhandensein einer Frau. Wirre Träume vernebelten ihnen die Köpfe, doch echte Australier würden wohl weiter und immer weiter ihren Phantasien nachjagen, der eine dieser,

der andere jener. Dabei war die Frau inzwischen davon überzeugt, dass er das Mädchen mehr liebte als alles andere auf der Welt – außer seinem Beruf – dem Tauchen, denn er hatte einige typische Utensilien dabei. Eine Taucherbrille, Schnorchel und Flossen. Nein, nicht einmal diesem hübschen Mädchen zuliebe würde er die Hoffnung auf die spätere Erfüllung seiner tiefsten Sehnsüchte und Wünsche aufgeben – wie alle Männer. Sacht fuhr sich die attraktive Touristin mit der Zunge über die Lippen, räusperte sich kurz.

»Das adrette Mädchen, das tizianrotes Haar hatte und sich nach einem Mann Ihres Aussehens erkundigte, bewohnt die letzte Cottage in der südlichsten Ecke der Insel. Sie können Ihre Sachen getrost hier lassen, wenn Sie sich auf den Weg zu ihr machen, denn bis jetzt ist, soviel ich weiß, in den Cottages noch nie etwas abhanden gekommen.«

»Wie beruhigend. Ich danke Ihnen«, sagte er, während er bereits die Taucherbrille und die Flossen auf einen Tisch legte und zur Treppe ging..«

Als Walter Rileys Auto die Straße herauf geschnauft kam, stand Enya wie gewöhnlich auf der Cottage-Veranda und bedeutete ihm durch Winksignale, dass alles in bester Ordnung sei und sie nichts brauche. Er hielt, um an derselben Stelle zu wenden wie immer. Doch bevor er das tat, sprang

ein Mann in Shorts, Hemd und Sandalen aus dem Auto, in der Hand einen Rucksack.

»Alles Guuuute, Mister!« rief Walter Riley, als er davonbrauste. Mister? Obwohl die Gestalt dort bei der Entfernung und im einsetzenden Abenddunkel nicht in allem deutlich zu erkennen war, ließ Enya sich keinen Augenblick täuschen. Wie erstarrt stand sie, während er, Cedric Stuart, über die Straße auf sie zuschritt. Also musste er wohl mit ziemlicher Sicherheit auf dieser Insel oder auf einer Nachbarinsel leben. Denn einen anderen Grund konnte es nicht dafür geben, dass er bereits nach ein paar Tagen auf ihre Nachricht reagiert hatte. Enya fühlte sich, als würde eine Entrückung von ihr Besitz ergreifen. Nichts in ihr schien richtig zu reagieren, nicht das Herz, nicht der Verstand, auch nicht die Beine. Weshalb empfand sie nichts, wo er jetzt doch endlich zu ihr kam? Warum lief sie ihm nicht entgegen, um sich in seine Arme zu werfen? Dies war doch Cedric, und er war alles, was sie sich je im Leben und vom Leben wirklich gewünscht hatte. War nicht gerade eine ganze Woche darüber vergangen, dass sie versuchte, in gerade diesem Punkt mit sich ins reine zu kommen - endlich einen Schlusstrich zu ziehen!? Oh, Gott verdamme ihn, verdamme ihn, verdamme ihn! Warum zum Teufel musste er wieder auftauchen, wo es ihr doch endlich zu gelingen schien, ihn aus ihren Gedanken zu verdrän-

gen, wenn schon nicht aus ihrem Herzen? Oh, jetzt fing doch alles wieder von vorne an, wenn sich das Gerücht, er hätte der Kirche den Rücken gekehrt, nicht bewahrheitete! Erstarrt stand sie, wie ein Stück Holz, und sie spürte die brodelnde Wut in sich, als wäre es gestern gewesen, als sie ihm perfektes Abschiedstheater vorgegaukelt hatte.

»Hallo, Pater«, sagte sie schelmisch anmutend, als er unmittelbar vor der Cottage war.

»Hallo, Enya.«

»Bring deinen Rucksack nur herein. Möchtest du eine Tasse warmen Tee?« Während sie sprach, führte sie ihn ins Wohnzimmer. Die ganze Zeit über vermied sie es, ihn anzusehen.

»Das wäre sehr nett«, erwiderte er, und seine Stimme klang genauso steif wie ihre. Er folgte ihr in die Küche und stand dann und sah zu, während sie einen elektrischen Stecker einstöpselte und aus einem kleinen Warmwasserzubereiter über dem Spülstein Wasser in eine Teekanne füllte. Aus einem Schrank nahm sie Tassen und Untertassen, dann reichte sie ihm eine große Fünfpfunddose mit Arnotts-Biskuits. Er nahm eine Handvoll heraus, tat sie auf einen Teller. Das Wasser kochte, sie hatte inzwischen lose Teeblätter eingefüllt, jetzt musste der Tee noch einen Augenblick ziehen. Dann trugen beide alles in das Wohnzimmer, Enya die Teekanne und den Teller mit den Bis-

kuits, Cedric die Tassen und die Untertassen. Die Cottage hatte zwei Verandas, die unmittelbar ans Wohnzimmer anschlossen. Die eine ging auf die Straße hinaus, die andere auf den Strand: auf zwei entgegengesetzte Seiten also. Und das hieß, dass Enya und Cedric auf »plausible« Weise in zwei verschiedene Richtungen blicken konnten und einander nicht ansehen mussten. Sehr rasch kam allerdings, wie stets in den Tropen, die völlige Dunkelheit. Durch die weit geöffneten Schiebetüren drang die Luft, und sie brachte allerlei Geräusche mit sich: das leise klatschende und schmatzende Hin und Her des Wassers in der Lagune, das ferne Brausen der Brandung draußen am Riff, das sanfte Kommen und Gehen des warmen Windes. Schweigend tranken beide ihren Tee, keiner griff zu einem Biskuit, und es dauerte an, dieses Schweigen, bis sie mit dem Tee fertig waren und er ihr seinen Blick zuwandte, während sie ihre Augen starr auf eine kleine Palme gerichtet hielt, die in der Nähe jener Verandatür zu erkennen war, welche auf die Straße hinausging.

»Was ist denn, Enya?« fragte er so sanft und so zart, dass ihr Herz sofort wild zu klopfen begann – und zu sterben schien vor Schmerz, denn offenbar war es so, wie es stets gewesen war: dass er, der erwachsene Mann, kam, um nach ihr, dem kleinen Mädchen, zu sehen. Er war nicht nach Matlock gekommen, um die Frau zu besuchen,

sondern das Kind. Die Frau hatte er wohl von jenem Moment an gehasst, da er zu begreifen begann, dass es sie gab. Voll wandte sie ihm jetzt ihr Gesicht zu, und aus ihrem Blick sprachen Verwunderung und Empörung und Zorn. Etwas Sonderbares geschah. Wie ein rückwärts laufender Filmstreifen jagte die Zeit zurück zu jenem Punkt, da sich, auf dem staubigen Bahnhofplatz von Yelli, der Priester zu dem kleinen Mädchen gebeugt hatte. Was er sah, waren genau dieselben Augen wie damals, Enyas Augen, die ihn in ihren Bann zogen, schier unwiderstehlich, es waren die Augen der kleinen Enya. Doch dann begriff er plötzlich, dass es nicht nur diese Augen waren, die Augen des Kindes, oder vielmehr: dass ihn aus diesen Augen, die für ihn die gleiche Faszination besaßen wie eh und je, jetzt die Frau anblickte. Er wollte sie umarmen, sie küssen, am liebsten auf der Stelle mit ihr schlafen, obwohl sie ihn von sich gestoßen hatte. Die Situation war genau so, wie es die drei Edelhuren vorausgesagt hatten. Enya hatte ihn zornig und scheinbar lieblos von sich gestoßen, sich danach jede Menge Zeit gelassen, und nun wollte er sich am liebsten auf der Stelle töten, um ihr zu beweisen, was sie wollte. Seine Liebe, seine Hörigkeit, sein ... eben alles, was ihr beliebte, wenn sie nur bei ihm blieb. Er wusste, er gehörte ihr, und weil das so war, sagte er nur elf Worte:

»Enya, Liebling. Ich habe Gott und der Kirche, wie du es dir seit Jahren gewünscht hast, den Rücken gekehrt.«

»Ich weiß, Cedric.«

Er staunte nach den drei knappen Worten, doch gleichzeitig wollte er der Frage auf den Grund zu kommen: worin Enyas scheinbar unabänderliche Faszination für ihn bestand. Fand er die volle Antwort auf diese Frage, so konnte es ihm vielleicht gelingen, eben diese Faszination zum Erlöschen zu bringen. Es war ihm früher wirklich nicht leicht gefallen, sich mit dem Gedanken auszusöhnen, dass Enya nun den Körper einer Frau mit völlig unübersehbaren weiblichen Attributen besaß. In einem jedoch schien sie sich unwandelbar gleich zu bleiben. Stets zeigte sich in ihren Augen jenes Licht, das er schon beim allerersten Mal dort entdeckt hatte und das dem schimmernden Glanz eines Lämpchens in einem Heiligtum glich. Ja, dies war seine Enya, war unverändert das Kind, das er seit jeher so liebte, und solange das so blieb, konnte er den veränderten Körper sozusagen in Kauf nehmen, konnte die Anziehungskraft, die dieser zweifellos besaß, ohne allzu große Mühe unter Kontrolle halten. Und irgendwie hatte er stets als selbstverständlich vorausgesetzt, dass es Enya ihm gegenüber nicht anders erging. Gewiss konnte sie die Wirkung, die er rein physisch auf sie ausüben mochte, ohne besondere Schwie-

rigkeiten ausschalten. So hatte er geglaubt oder doch glauben wollen, bis dann eine seltsame Veränderung eintrat – ihr herrisches Wesen. Eine wilde, bis zum äußersten gereizte Katze schien ihn plötzlich ab und zu anzufauchen, nachdem er von Rom zurückgekommen war. Aufgestautes schien sich zu entladen wie bei einem Gewitter, und manches, was sie sagte, nein, schrie, traf ihn tief, verletzte ihn, und zugleich jagte es ihm erregende Schauer über den Rücken. Später jedoch, nachdem seine Verstörung abgeklungen waren, schob er Enyas forsche Ausbrüche darauf, dass sie wie von Sinnen gewesen war vor Schmerz, und zwar weniger vor körperlichem als vor seelischem. Ja, so hatte er geglaubt oder doch glauben wollen bis zu dieser Minute, da er in den Kinderaugen plötzlich den Blick der erfahrenen Frau entdeckte: da ihm dies zum ersten Mal voll bewusst wurde. Und jetzt erinnerte er sich auch wieder an jene Szene auf dem Friedhof auf Valopo, wo er nach Jennyfer Ryans Geburtstagsparty mit Enya gesprochen hatte. Deutlich trat es in sein Gedächtnis, hob sich ganz scharf hervor. Wie er damals zu ihr sagte, er könne sie nicht mehr mit besonderer Aufmerksamkeit bedenken, da man sonst glauben werde, er interessiere sich für sie nicht als Priester, sondern als Mann; wie sie ihn ansah mit einem so eigentümlichen Blick, der ihm unverständlich blieb, wie sie den Kopf abwandte und wie dann, als sie

ihn wieder ansah, dieser sonderbare Ausdruck aus ihren Augen verschwunden war. Erst jetzt wurde ihm klar, dass sie ihn von jenem Zeitpunkt an in einem anderen Licht gesehen hatte. Und der Kuss, den sie ihm damals gab, war ganz und gar nicht jenes flüchtige Zwischenspiel gewesen, das eine Bedeutung, eine wirkliche Bedeutung, nie und nimmer annehmen konnte. Für sie hatte es diese Bedeutung angenommen, während für ihn die Episode Episode blieb. Offenbar nährte sie seitdem bestimmte Träume und Wünsche ... Nun, er musste es sich wohl eingestehen, dass er sie seit jenem ersten Kuss körperlich begehrte, und doch war dieses Verlangen nach ihr nie von ähnlich verzehrender Wirkung auf ihn gewesen wie seine Liebe für sie. Denn bis jetzt hatte er beides, Verlangen und Liebe, als voneinander völlig getrennte, ja als gegensätzliche Dinge gesehen und nicht als Facetten des einen und selben ... bis jetzt ... Hätte es für ihn in diesem Augenblick eine Möglichkeit gegeben, Matlock Island zu verlassen, so wäre er geflohen wie Orest vor den Eumeniden. Doch diese Möglichkeit gab es nicht. Und statt einfach wie blind davonzulaufen in die Nacht, hatte er den Mut, hier in der Cottage bei Enya zu bleiben und sich der Wirklichkeit zu stellen. Denn ich liebe Enya. Und wenn ich sie liebe, dann deshalb, weil sie so ist, wie sie jetzt ist, und nicht, wie ich sie in Erinnerung habe als das kleine, hilf-

lose Mädchen auf dem Bahnhofplatz. Es war jenes so überaus Weibliche an ihr, das er liebte. Schon in dem kleinen Mädchen war das nicht nur zu ahnen, sondern zu spüren gewesen, und schon damals hatte er diesen so ausgeprägten Zug ihres Wesens geliebt. Wirf endlich die Scheuklappen ab, Cedric Stuart! Sieh sie ganz so, wie sie jetzt ist. Neun Jahre sind vergangen seit jenem Tag auf dem staubigen Bahnhofplatz, Neun unglaublich lange Jahre, ich bin sechsundzwanzig, sie ist achtzehn. Nein, Kinder sind wir beide nicht, doch sie, sie ist bei weitem reifer als ich. Enya, dachte er, als ich aus Walter Rileys Auto stieg, hast du geglaubt zu wissen, aus welchem Grund ich gekommen war. Und ich? Ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als dir zu beweisen, wie recht du hattest. Ich musste dir demonstrieren, wie sehr zwischen uns doch noch alles genau wie früher war. Oder musste ich es nicht vielmehr mir selbst demonstrieren? Gott, wie grauenvoll egoistisch bin ich doch. Das einzig Wichtige scheint mir immer zu sein, dass ich mich selbst bestätige. Enya, Enya, deine Liebe und meine Liebe – all diese Jahre sind sie aneinander vorbeigegangen. Noch immer hielt sie ihren Blick voll auf ihn gerichtet. In rascher Folge, so hatte sie genau beobachten können, wechselte auf seinem Gesicht der Ausdruck: eine weit gespannte Skala, die wohl beim Mitleid für sie begann und schließlich einmündete in die Erkenntnis dessen,

was sie bei seiner Ankunft als selbstverständlichen Grund angenommen hatte: dass er zu ihr kam, der Frau und Herrin, und nicht mehr zu Enya, dem Mädchen – der Lolita, mit der er nur Anal oder Oralverkehr treiben durfte, damit sie nicht von ihm schwanger wurde. Und dies war auf einmal das Schlimmste für ihn, das Gefühl, dass sie wusste, was er die ganze Zeit gedacht hatte, und die Beschämung darüber. Und plötzlich dachte er, dachte es in ihm: Nur fort, fort! Solange in dir noch ein Funken Stolz, ein Funken Selbstachtung ist. Er war aufgesprungen, hatte sich umgedreht, doch bevor er die Veranda erreichen konnte, hörte er eine herrische Stimme hinter sich rufen:

»Stop! Hier geblieben und runter mit der Hose, Sklave!« Er hielt inne, drehte sich unendlich langsam um, seine Hand streckte sich zitternd nach seiner Gürtelschnalle. Er zog artig seine Hose aus, die Unterhose folgte, und dann fiel er nackt vor ihr auf die Knie und starrte sie mit großen Augen an, während sie mit sicheren Bewegungen eine schwarze Tasche öffnete und allerlei erregende Dinge auf den Tisch legte.

Lange rabenschwarze Seidenstrümpfe, schwarze hochhackige Lederstiefel, die mit Sicherheit bis zur Mitte ihrer Oberschenkel reichten, Sporen, schwarze lange Handschuhe, eine lederne schwarze Reitgerte, ein schwarzes Höschen, einen professionellen Knebel, Handschellen, eine Würge-

kette, ein Tuch, ein seltsames Geschirr mit einem langen schwarzen daran befestigten Prügel aus Holz, der einem erigierten Penis stark ähnelte, und ein schwarzes durchsichtiges Röckchen kamen in genau dieser Reihenfolge zum Vorschein.

»Schön artig innehalten, Sklave. Deine Herrin wird sich in wenigen Minuten deiner annehmen und sich strenger denn je um dich kümmern, denn sang und klanglos verschwinden zu wollen, ist weit abseits von dem, was ich dir in mühevoller Arbeit eingebläut habe.«

Sie platzierte ihren Sessel unmittelbar vor Cedric, setzte sich mit ordinär gespreizten Beinen hin, und begann, sich in extrem aufreizender Manier anzukleiden.

Als sie damit fertig war, pisste sie ihm mit ordinär gespreizten Beinen in gehockter Stellung zur eigentlichen Eröffnung des Liebesspiels mitten ins Gesicht und schnarrte, als wäre sie wegen ihm erobost:

»Nun, da du kein Priester mehr bist, darfst du dir eine von drei neuen Bezeichnungen aussuchen! Wie willst du von deiner Herrin für den Rest deines Lebens im Schlafzimmer genannt werden, Sklave? Sklavensau, Ficksau oder Drecksau?«

Cedric wusste, dass alles nur ein höchst bizarres Spiel war, das seiner natürlichen Neigung, die manch andere als »widernatürlich« bezeichnen mochten, in vollkommener Manier entgegenkam,

doch er zitterte vor Erregung am ganzen Körper. So war es kein Wunder, dass das lange Wort, das ihm auf der Zunge lag, beinahe seine Stimmbänder fesselte – ähnlich wie es Enya mit seinen Händen und Füßen machte. Sie nahm die Handschellen, fesselte ihm die Hände auf den Rücken, und seine Beine fesselte sie so, dass sie mit der anderen Fessel verbunden waren. Und nachdem sie ihn in dieser unbequemen Stellung mehrere Male gehohlet und ihm das schwarze Höschen und den Knebel in den Mund gestopft hatte, erfuhr er seinen neuen Titel, denn er hatte bis zur Verabreichung des Knebels keinen Ton herausgebracht.

»Wenn da so ist, Sklave, nenne ich dich ab sofort Ficksau! Jawohl! Du hast richtig gehört, denn in unserem Schlafzimmer kann ich dich nennen, wie ich will! Nicht ich bin es, die rund um die Uhr danach geifert, Sperma in eine Möse zu pumpen, sondern du! Und jetzt wird es Zeit, dass du wie ein Schweinchen zu grunzen beginnst, wenn du nicht willst, dass ich dich in den Arsch ficke – wie du es mit einer frech anmutenden Selbstverständlichkeit bei mir Wochen und Monate getan hast!«

Da Cedric sich in erregender Weise wie der jämmerlichste Wurm der ganzen Insel fühlte, und sie immer noch wie erstarrt anglotzte, anstatt sich zu artikulieren, wie Enya es verlangt hatte, schnallte sie sich die seltsame lange Gurke um die Hüften, und nachdem sie großmütig seine Beinfessel ge-

löst und seine Beine mit den Füßen energisch auseinandergedrängt hatte, fickte sie ihn genau dort, wo er sich befand, höllisch brutal in den Arsch. Sie ging einfach hinter ihm mit breit gespreizten Beinen in die Hocke, rammte ihm die Gurke mit stoßenden Hüftbewegungen in den Hintern, und brüllte, da es ohnehin niemand hören konnte:

»Arsch auf, du verklemmte Ficksau! Die zahme Lolita hat mächtig dazugelernt, ein paar praktische Gegenstände mit eingepackt, und genau deshalb wird sie dir zeigen, was es heißt, ihr unerlaubterweise den Rücken zu kehren! Am besten betrachtetest du es als eine Art Retourkutsche, Sklave, und mehr muss ich dazu hoffentlich nicht sagen« lautete ihr zynischer Kommentar, während sie ihm von hinten auf-bockte, als wäre er lediglich eine Aue, die darauf wartete, tüchtig besamt zu werden. Oh Gott! Enya hatte die Wahrheit gesprochen. Mehr Erklärung war wirklich nicht nötig, denn Cedric wusste sofort Bescheid, was sie mit all dem bezweckte. Anstatt ihn aufgrund des Wiedersehens mit Küssen zu überhäufen, oder ihn, vom Hals beginnend, zu liebkosen, hatte sie sich vorgenommen, ihm zu zeigen, was er falsch gemacht hatte, und die obszöne Bestrafung endete erst, als er wegen Enyas Befehl zu grunzen begann wie ein Schwein.

»Oink, oink!« konnte man es sogar draußen auf der Veranda klar und deutlich vernehmen, doch

niemand war da, der es hören oder Cedric ins Lächerliche ziehen hätte können. Er gab sich Enya zum ersten Mal voll und ganz hin – als wäre er seit seiner Geburt ihr persönliches Eigentum. Und ja; er war, gleich wie sie, von einem Glücksgefühl beseelt, wie es nie zuvor in dieser intensiven Form in ihm hochgestiegen war. Dieses Mädchen brachte ihn fürwahr um den Verstand, denn obwohl er nahe daran war, einer totalen sinnlichen Entrückung anheimzufallen, musterte sie ihn, bei seitlich verdrehtem Kopf, in einer nahezu unmöglichen Mischung aus Strenge und Belustigung, wobei sich Letzteres in einem gemeinen Grinsen offenbarte.

»Braves Schweinchen. Ich schätze, jetzt hast du endlich kapiert, wie unser erregendes Doppelleben funktionieren wird. Wir werden heiraten und extrem glücklich sein, denn tagsüber werden wir leben, wie das spießbürgerlichste Ehepaar Australiens, und nachts hast du nach der Pfeife deiner Herrin zu tanzen.« Sie beendete das Spiel mit der Gurke, packte ihn am Haarschopf und drehte ihn seitlich, damit er auf den Rücken kippte, und danach setzte sie sich mit sichtlichem Genuss auf seinen erigierten Penis. Selbst wenn er es gewollt hätte, hätte er den neuerlichen Samenraub in der Lage, in der er sich befand, nicht verhindern können. So verwirklichte sie in diesen spannenden Sekunden eine Variante des Samenraubes, die Bri-

anna einstmals aufgrund der Offensichtlichkeit als »eher weniger empfehlenswert« bezeichnet hatte.

»Schön stillhalten, Ficksau. Wenn du dich dabei ebenso artig verhältst, wie beim Arschficken, verate ich dir ein Geheimnis, das dir gewiss Freude bereiten wird – das sagt mir mein keltischer Instinkt.«

Enya fickte ihn mit einer natürlichen Gründlichkeit, die ihm schier den Atem und jede Menge Samen raubte. Er füllte ihre Vagina immer und immer wieder und diesmal war er sich sowohl seiner Hilflosigkeit, als auch der Folgen vollauf bewusst. Es war eine perfekte Verschmelzung ihrer Körper und ihrer Seelen, und die Tatsache, dass er ihr in diesem ungleichen Kampf der Geschlechter mit Haut und Haaren ausgeliefert war, war ihm von Herzen egal, denn diese entfesselte Keltengöre wollte er nie mehr hergeben. Enya gehörte ihm und er gehörte Enya, doch irgendwie fühlte er sich dabei, als wäre er „Daumendick“, und sie eine übermächtige Riesin, die ihn mit dem Kopf voran in ihre siedend heiße Kelten-Möse gesteckt hatte, um ihn ein für allemal weichzukochen. Ein besserer Vergleich fiel ihm ad hoc nicht ein, denn unglaublich, aber wahr, die siebzehn Jahr alte Keltengöre hatte ihn buchstäblich vergewaltigt. Und ja; Enya hatte erreicht, was sie erreichen wollte. Cedric war ihr ab sofort hörig, wie ein Mann einem resoluten Mädchen nur hörig sein konnte.

Enya war sich sicher; Briannas obszöner Hurensprache entsprechend, fraß er ab heute - wie ein Koala-Baby - aus freien Stücken ihren Kot, wann immer oder wo immer sie es ihm gestattete, weil er sie darum angebettelt hatte, direkt aus ihrem hübschen knackigen Hintern. Zumindest aber war er ihr, bei vorübergehendem Mangel an ihren Exkrementen, mit Haut und Haaren verfallen. Egal, wie man es auch drehte und wendete, unterm Strich kam es auf ein und dasselbe heraus, denn er zitterte immer noch vor Angst oder Erregung, als hätte ihn nicht Enya, sondern Brunhilde aus der Nibelungensage in die erotisierende Mangel genommen. Hätte Brianna in diesem Augenblick neben Enya gestanden, hätte sie wohl wortwörtlich und mit zufriedener Miene gesagt: »Gut gemacht, Herzchen - du kannst deiner Ficksau nun eine kleine Pause gewähren, denn wie es aussieht, frisst sie dir ab jetzt die Scheiße aus dem Arsch.«

Da Enya merkte, dass Cedric ab nun mit allem einverstanden war, was sie mit ihm machte, entfernte sie nach dem Melken den Knebel. Dann setzte sie sich wieder mit gespreizten Beinen auf seinen nassen glänzenden Penis und drückte ihm die Sporen in die Flanken. Das schwarze Leder ihrer schenkelhohen Stiefel knirschte, die Sporenrädchen klimperten hell und typisch, und ihr Sklave jaulte auf, obwohl er sich wie im siebenten Himmel fühlte.

»Aaah!«

»Gefällt es dir, wie deine versaute Keltengöre mit dir verfährt, Liebster?« fragte sie ihn nach einer Weile, während er abermals einen Höhepunkt erlebte, den er nie mehr vergessen würde.

»Ja ... sehr. Oh, Enya. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich dich vermisst habe, und wie ich mich für das, was ich dir angetan habe, gehasst habe.«

»Ich weiß, Liebster« hauchte sie ihm mit betont erotischer Stimme ins Ohr, bevor sie ihn so leidenschaftlich wie noch nie küsste und mit geschickten Fingern seinen Penis, obwohl derselbe am Erschlaffen war, in ihren mit den Fingern erweiterten Anus stopfte. Dabei drückte sie ihm wieder die Sporen in die Flanken und da sie keine Lust mehr hatte, ihn zu küssen, biss sie ihn leicht, aber gut spürbar in die Unterlippe, um dieselbe sofort wieder loszulassen.

»Gestatten; Daumendick, sagte sie keck an ihren Hintern gerichtet, weshalb der Penis aufgrund von Cedrics gutem Erinnerungsvermögen sofort wieder – wie von Enya beabsichtigt - steif wurde.

»Enya, Schatz. Was ... was machst du bloß mit mir?«

»Klappe, du Ficksau ... oder ich scheid dir wieder, wie anno dazumal, auf die Eier, nachdem du ein zehntes Mal abgespritzt hast!«

Vom eigenen Schwung herumgerissen, prallte sie mit dem Hintern so hart gegen seine Hoden, dass

er einen Augenblick schwankte, taumelte. Doch in ihm, da war kein Schwanken, kein Taumeln. Was monatelang wie im Schlummer gelegen hatte, was niedergehalten worden war durch Willensstärke, unterjocht durch eiserne Selbstdisziplin; jetzt genügte sozusagen der Funken eines Funkens, um dank ihrer massierenden Rosette eine Detonation auszulösen und alles hinwegzufegen. Im selben Augenblick, da er sich in ihren Darm entlud, schlangen sich ihre Arme um seinen Hals. In derselben Sekunde, da sein Mund ihren Mund suchte, forschten ihre Lippen nach seinen Lippen. Und wieder war es kein flüchtiger Kuss, kein halb zufälliges Gegeneinanderstreifen. Hunger war es wieder, ja Gier, ein ersehntes Verlangen und erschreckendes Begehren zugleich. Diesmal wollte und konnte er sich nicht mehr versagen, was er sich so lange versagt hatte – nicht nur sie als Mädchen, sondern den bloßen Gedanken daran, dass sie nun eine erfahrene und betörende Frau war, die ihm sämtliche Sinne raubte. Hatte er sie hochgehoben und zum Bett getragen? Er wusste es nicht mehr, jede Erinnerung daran fehlte. Er wusste nur, dass sie jetzt, nachdem sie seine Fessel gelöst hatte, beide dort lagen, ihre Haut unter seinen Händen, seine Haut unter ihren. O Gott! Meine Enya, meine Enya! Wie hat man nur versuchen können, mir weismachen zu wollen, dass du nichts bist als eine Profanierung? Die Zeit verlор

ihr tickendes Gleichmaß, wurde zum Strom, der über ihn hinweg flutete, bis sie keine Bedeutung mehr besaß, dafür jedoch eine Tiefe der Dimension, die wirklicher war als die wirkliche Zeit. Er wollte Enya zu einem Teil von sich machen, zu einem tatsächlichen Bestandteil, der mehr war, viel mehr, als das in irgendeiner Form der Symbiose je der Fall sein konnte. Und war sie nicht, ihm bislang eher unbewusst, ein Teil der Schöpfung, an dem er in einem gewissen Sinn mitgewirkt hatte? Sie schien einem Traum zu gleichen, aus dem er nie wieder aufwachen wollte, jedenfalls nicht, solange er ein Mann war mit dem Körper eines Mannes. O Gott! Lieber Gott! Ich weiß es, ja, jetzt weiß ich es! Ich weiß, weshalb ich so starr daran festhielt, in ihr nichts als ein Kind, als eine Idee zu sehen, als sie schon längst den Körper einer Frau besaß. Denn nun begriff er deutlicher denn je zuvor, dass er sich vor der Trennung wie der dümmste Idiot verhalten hatte. Sich unter ihrer Knute nicht als Mann zu beweisen, sich nicht beweisen zu wollen, ein Mann zu sein, war beinahe der größte Fehler seines Lebens, doch Enya hatte den Fehler mit List und Tücke ausgeglichen. Ihn einzufangen war nicht leicht, doch nun hatte sie es endgültig geschafft. Er zappelt in ihrem Netz und von heute an wurde er von ihr, mal abgesehen von kurzen Zeiten in der Schwangerschaft oder wenn sie ihre Tage hatte, gemolken, gemolken und noch

mal gemolken – wie eine Milchkuh, deren Bestimmung es war, dafür zu sorgen, dass ein Rekord den anderen jagte. Heute eine Tasse voll Samenflüssigkeit, einen Monat später zwei, und am Ende des Jahres so viel Sperma, wie Enya in einem Zug aus eine riesigen Glas trinken konnte. Tja ... und nebenbei bemerkt, wurden der Oralverkehr und der Analverkehr zugunsten der Möse, die ab jetzt einem alles verschlingenden Monster gleichzusetzen war, auf ein Minimum reduziert. So lauteten Enyas Vorstellungen. Mann war er nun, nichts als Mann, ihr Mann, ihr befehlsgeohnter Diener, ihr höriger Sklave, und ihr gut trainierter Samenspender. Darüber hinaus war der ehemalige Priester ihre auf Kommando grunzende »Ficksau« oder ihr zärtlich verwöhnter »Liebling«, wann und wo immer sie es wollte. Gott, mein Gott. Ich bin diesem umwerfenden Mädchen, das sich im Schlafzimmer wie eine erfahrene Hure gebärdet, hörig, dämmerte ihm die richtige Erkenntnis. Das Suchen nach Göttlichkeit hatte ein Ende gefunden, denn Enya war eine Göttin – eine Göttin der Lust, der Erotik und der Liebe in der typisch keltischen Dreifaltigkeit. Der christliche, der egoistische Gott, der scheinbar nur die Erhaltung eines exklusiven und abgehobenen Clubs im Sinn hatte, dessen Zweck es wiederum war, leicht beeinflussbare Dummköpfe auszubeuten, war zu einer unvollkommenen Illusion ver-

kommen. Sind wir uns alle gleich, wir Männer? Sehnen wir uns alle danach, Gott zu sein? Und ist das der Grund dafür, dass ein Priester jenem Akt abschwört, der ihn unwiderruflich zu einem Mann stempelt? Cedric hielt seine neue Gottheit in seinen Armen, betrachtete sie mit einem Blick, der nur noch undeutlich wahrzunehmen schien. Er sah Enyas Mund, ihre rosenroten Lippen, die wie hilflos gerundet waren in einem Ausdruck tiefen Behagens, ja tiefer Lust und verführerischer Sinnlichkeit. Ihre Arme und ihre Beine umschlangen ihn, fesselten ihn wie an dem Tag, als sie in dem kleinen Weinlokal saßen, an ihren Körper wie glatte seidige Bänder, und in ihm war es wie ein eigentümliches Flackern, tiefe, pechschwarze Dunkelheit in dieser Sekunde, grelles Aufblitzen in der nächsten. Sonne und Finsternis lagen gleichsam im Widerstreit miteinander, und dies war es wohl, was gemeint war mit dem: Ich bin ein Mann. Mehr konnte er nicht sein, nein, mehr nicht. Doch dies war nicht die eigentliche Ursache für den Schmerz. Der Schmerz kam in jenem abschließenden, in jenem allerletzten Augenblick, da die leere, verzweifelte Erkenntnis Oberhand gewann: Die sagenhafte Ekstase schwindet. Sie kann nicht ewig andauern. Der Gedanke, sich von Enya lösen zu müssen, jetzt, da es sozusagen zu Ende war, er konnte ihn nicht ertragen, und so klammerte er sich an ihr fest wie der Ertrinkende an

dem sprichwörtlichen Balken, der ihn über Wasser hält – und war so jenem Schicksal unterworfen, das Menschenschicksal ist. Ob er wohl schlief? fragte sich Enya. Auch sie war müde, doch sie gönnte sich den Schlaf nicht, aus Angst, er könnte trotz seiner Hörigkeit verschwunden sein, wenn sie erwachte. Und wenn er dann wach wurde, welche Worte würde sein schöner, so verschwiegen wirkender Mund wohl sprechen? Worte des Bedauerns, der Reue? Tadelnde Worte oder Vorwürfe wegen ihrer obszönen Art? So viele Jahre hatte er dagegen angekämpft, und jetzt, würde er sagen, würde er denken, dass es dann am Ende nichts als Vergeudung gewesen war – oder vielleicht doch Erfüllung, wenn auch auf andere Art, als er sie sich je erträumt hatte? Noch immer vermochte sie nicht ganz zu glauben, dass dies hier Wahrheit war, dass der Mann, den sie liebte, mit ihr in diesem Bett lag. Sie war glücklich, glücklicher, als sie es je in ihrem Leben gewesen war. Von dem Augenblick an, da sie ihn mit strenger Stimme zurückbeordnete, bevor er die Verandatür erreichte, hatte sie es gewusst – hatte gewusst, dass zutraf, was sie schon immer ahnte: Sie, seine Herrin, war für ihn gemacht, eigens für ihn ... Deshalb habe ich bei Cody auch nie wirklich etwas empfunden, deshalb konnte es zwischen uns auch wohl nichts werden ... Sie hatte versucht, alles zu tun, was eine Frau nur tun konnte, um Ced-

ric glücklich zu machen. Ihm ein kleines Mädchen, ihm eine erfahrene Frau, ihm eine hemmungslose Hure im Bett zu sein. Nie sollte er es bereuen, nie. Allerdings hatte es Augenblicke gegeben, in denen sie seinen Schmerz so deutlich spürte, als ob es ihr eigener wäre. Und dennoch schien diese Empfindung etwas zu sein, das beitrug zu ihrem Glück. Er war wach. Sie blickte ihm in die Augen und fand dort in jenem unverwechselbaren Blau dieselbe Liebe, die sie gleichsam von Kind auf begleitet und ihr Wärme gegeben hatte. Und sie entdeckte auch eine große, wie überschattete Müdigkeit, nicht des Körpers, sondern der Seele. Er dachte daran, dass er nie mehr, ohne ihr an seiner Seite, aufwachen wollte. Irgendwie, so schien ihm, hatte dies einen intimeren Charakter als der Geschlechtsakt zuvor – es war, wenn man so wollte, eine uneigennützigte Bekundung von Gefühlsbindungen. Wie entleert lag er und so leicht wie die Luft, die den Geruch von Tang und sonnengesättigten Pflanzen herbei trug. Und endlich fühlte er sich befreit von dem Zwang, gegen sie ankämpfen zu müssen, die hier neben ihm lag – das Ende einer langen, sehr langen Schlacht. Er der Verlierer, sie die Siegerin? Du bist mir geschickt worden, Enya, ja, so ist es wohl: Man hat dich mir gesandt. Um mir zu zeigen, wie falsch, wie unglaublich hochmütig der Stolz eines Priesters meiner Art war. Gleich Luzi-

fer habe ich jenem nachgestrebt, das einzig Gott zugehört; und genau wie Luzifer bin ich gestürzt. Vor Jennyfer Ryan, ja, da hatte ich alles oder doch fast alles, die Keuschheit, den Gehorsam und selbst die Armut. Doch eines habe ich bis zu diesem Tag nicht gekannt: die Demut. Herr, mein Gott, wenn sie, das Mädchen, nein, die Frau, mir nichts bedeuten würde, so wäre es ja leichter zu ertragen, aber manchmal glaube ich, dass ich sie weit mehr liebe als mich selbst oder meine Mutter, die ich ebenso maßlos wegen Gott enttäuschte ... und auch das ist Teil der Strafe für mich. An ihr zweifle ich nicht. Du hingegen, Gott, wer bist du? Ein Schemen, ein Phantom, eine Phantasmagoric! Wie also konnte ich dich lieben?

Cedric wurde von seiner siebzehnjährigen Göttin geküsst und bei dieser Gelegenheit stellte er ihr zur Sicherheit eine wichtige Frage.

Enya, Schatz. Willst du mich bis zum Rest meines Lebens nur auf strenge Art im Schlafzimmer beglücken, oder wirst du es zur Kenntnis nehmen, wenn ich in gewissen Nächten nur auf zärtliche Art und Weise von dir geliebt werden will?«

Enya horchte auf, denn nun bewahrheitete sich etwas, was Brianna ihr vorhergesagt hatte. Cedric war quasi von ihr »zugeritten« worden, und nun wollte er von sich aus einen Gang zurückschalten. Und dann noch einen und noch einen ...

Was tun? Enya überlegte und kam zu der Erkenntnis, dass sie nur dann Spaß im Bett hatten, wenn sie sich mit ihm in möglichst vollkommener Weise gleichschaltete. Da sie keine »geborene« sondern eine »angelernte« Domina war, der es rein zufällig Spaß machte, ihren Partner zu unterjochen, sagte sie:

»Wie du willst, Liebling, doch wenn das so ist, musst du damit rechnen, dass ich in einer anderen Nacht ausgleiche, was eine Hure die Würze in einer Beziehung nennen würde.«

»Die Würze?«

»Ja. Die Spannung, habe ich gelesen, kann in einer Beziehung nur dann aufrechterhalten werden, wenn so oft wie möglich, so hemmungslos wie möglich, so liebevoll wie möglich, so abwechslungsreich wie möglich, und so rücksichtslos wie möglich gefickt wird.«

»Und was heißt das im Klartext?«

»Da heißt, dass ich, auf deinen Wunsch hin, Stunde um Stunde eine zärtliche Geliebte bin, doch es heißt ebenso, dass ich dir einen Tag später geradewegs ins Maul scheißen werde, wenn mir danach ist.«

»Du ... du willst ...?«

»Ja. Du hast richtig gehört. Ich will und ich werde. Schon vergessen? Nicht du hast im Schlafzimmer das Sagen, sondern ich, deine keltische Herrin. Eine zärtliche Geliebte, aber auch eine Domi-

na und Educatrix will und werde ich für dich sein. Also mache ich genau das, was ich will, aber solange ich fühle, dass du mich liebst, wird mir gefallen, was du liebst. Und da ich davon ausgehe, dass du mich ebenfalls liebst, werden dir jene Dinge, die ich sonst noch mit dir anstellen werde, ebenfalls gefallen. So einfach ist die keltische Formel der Fruchtbarkeit, wenn man das Glück hat, einen Mann zu haben, der es liebt, von einer Frau geknechtet zu werden.«

»Du meinst, es würde mir in einem Zustand der Ekstase gefallen, als deine Toilette zu fungieren, solange ich dich vergöttere?«

»Ich sehe, du hast verstanden, worauf die Sache hinauslaufen soll und hinauslaufen wird. Sei versichert, Cedric; wir werden uns zügellos lieben, noch ein paar Kinder bekommen, und damit in unserem Schlafzimmer keine Langeweile einkehrt, werde ich mir immer wieder neue Sachen ausdenken, mit denen ich dich überrasche, überhäufe und beglücke. Ich habe dich mit viel Ehrgeiz und Einfühlungsvermögen zugeritten und nun gehörs du mir und ab und zu drei Freundinnen, denen ich diesen Umstand zu verdanken habe.«

»Drei Freundinnen?«

»Ja. Ganz recht. Drei vollbusigen und total versauten Edelhuren, wobei eine genau dein Typ ist, oder glaubst du etwa im Ernst, ich hätte es ohne Hilfe zuwege gebracht, mich in kürzester Zeit von

einer schüchternen Lolita in eine erfahrene Domina zu verwandeln? Also nimm dich in acht vor meinen Züchtigungsmethoden und den Orten, die mir dafür zur Verfügung steh'n. Gut möglich, dass du eines Tages an Händen und Füßen gefesselt, und mit einem Knebel im Mund in einer Folterkammer aufwachst, wo vier Edelhuren über dich herfallen, und Dinge mit dir anstellen werden, die du dir in den kühnsten Träumen nicht ausmalen kannst.«

»Oh Gott. Enya. Was bist du nur für ein unberechenbares, rätselhaftes, und zugleich umwerfendes Kelten-Mädchen.«

Sie küsste ihn wieder voller Leidenschaft, und in der sicheren Gewissheit, dass sich aus seinem Samen bereits der nächste Spross entwickelte. Dann ließ sie von ihrem Sklaven ab und taxierte ihn, als würde sie überlegen, ob sie ihn in einen Käfig sperren oder lieber draußen, am Strand, bis zum Hals im Sand vergraben sollte, damit sie seinen Kopf als Strandhocker benutzen konnte. Ihre Augen flackerten geheimnisvoll und was sie sprachen, waren lesbare Verzückungen und zugleich nicht entzifferbare Rätsel. Dieses schöne und umwerfende Keltenmädchen musste Belisamas leibliche Tochter sein – etwas anderes kam für Cedric nicht mehr in Frage.

»Wenn ... wenn ich mich aufraffen könnte, würde ich ja schwimmen gehen und, äh ... und dann

das Frühstück machen«, stammelte er, um nur irgendetwas zu sagen. Sie lächelte geheimnisvoller denn je, denn sie war die Selbstbewusstheit in Person. Brianna, Fenia und Elizabeth hatten, gleich wie Enya und Cedric bei der Zeugung der Zwillinge, ganze Arbeit geleistet.

»Wie wär's mit Arbeitsteilung? Du gehst schwimmen, und ich mache das Frühstück. Übrigens – eine Badehose wäre überflüssig. Hier ist niemand weit und breit.«

»Das wahre Paradies!« Er schwenkte die Beine herum, saß auf dem Rand des Bettes, streckte sich. »Ein wunderschöner Morgen – ob das wohl ein gutes Omen ist?« Er stand auf und ging zu der Schiebetür, die zum Strand hinausführte. Dort blieb er stehen und streckte die Hand aus – streckte sie zurück. »Willst du nicht mitkommen? Mit dem Frühstück hat's doch noch Zeit.« Sie folgte seiner Aufforderung sofort, griff nach seiner ausgestreckten Hand, stand dann neben ihm. Er blickte hinaus. Jetzt war Flut, und die frühe Sonne brannte schon heiß. Doch immer wieder strich der Wind kühl über die Haut. »Mir ist, als hätte ich die Welt noch nie zuvor gesehen«, sagte er, hinaus aufs Meer blickend. Enya betrachtete ihn, und irgendwie erschien ihr dieses Nachspiel in der Morgensonne unwirklicher als die Realität des nächtlichen Traums.

»Natürlich nicht«, sagte sie. »Nicht diese Welt. Denn dies ist unsere Welt. Bis der Tod uns scheidet.« Später, beim Frühstück, fragte er: »Sagtest du nicht gestern, du würdest mir aufgrund meines guten Betragens ein Geheimnis anvertrauen?«

»Ach ja. Richtig, Liebster. Aber zuvor möchte ich, dass du mich küsst.«

Er tat wie geheißen und dann sagte Enya:

»Schließ‘ bitte die Schiebetür und leg‘ dich zu mir auf das Bett.« Er erfüllte ihr auch diesen Wunsch und als sie Seite an Seite auf dem Bett lagen, legte sie ihren Kopf auf seine Brust und sagte:

»Spitz die Ohren, Liebster, denn ich werde dir nun etwas sagen, das dich, gleich wie es bei mir war, für vieles entschädigt, dich tröstet, dich glücklich macht, und dich für immer an mich bindet, wenn du es wirklich willst. Belisama, die Göttin der Fruchtbarkeit, hat für ihre weiblichen Schäfchen folgende Regel ins Leben gerufen, die gleichermaßen tröstlich wie erbaulich ist! Auch wenn du als Mädchen oder als Frau nicht an Gott oder die ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals glaubst, sagte sie zu mir, merk dir folgendes; Schimpft dich jemand voller Zorn, Missgunst oder Häme ›Keltengöre‹, hast du ein sattes Guthaben bei Fortuna, der Göttin des Glücks, das du als Betroffene einlösen kannst, wenn du es für richtig findest. Und nun ist es an der Zeit, dass ich das

Glücksguthaben einlöse, das ich übertragen bekam, als Schwester Alexa mich eine dumme heidnische Keltengöre schimpfte. Ich spreche von einem Geheimnis, das ich bis jetzt bewahrte, um es dir in Form eines Geständnisses – ähnlich wie bei einem keltischen Ritual – auf die Nase binde. Das schönste und wichtigste, das ich von dir bis jetzt bekommen habe, das musste ich mir stehlen. Aber das war wirklich das Beste. Es sind Paddy und Lesly – meine Tochter und mein Sohn. Die Zwillinge, die ich in der Zeit unserer Trennung zur Welt brachte, sind auch deine Kinder. Deine und meine.«

Da Cedric die Brauen hob, die Augen weitete, und völlig verdutzt den Kopf zu ihr drehte, sagte Enya:

»Bitte sag‘ nichts, Cedric, denn ich möchte dir zuerst erklären, wie es dazu gekommen ist. In der Nacht, als es an dir lag, dein strammes Schwert rechtzeitig aus meiner Scheide zu zieh’n, wurde ich von dir schwanger, und exakt neun Monate später kamen die Zwillinge zur Welt; ein Mädchen, dem ich, wie gesagt, den Namen Lesly gab, und ein Junge, den ich mit ›Hallo, lieber Paddy‹ begrüßte. Wie alt die beiden hübschen und gesunden Wonnebrocken sind, Liebster, kannst du dir mit Leichtigkeit ausrechnen.«

Cedric fehlten die Worte, doch diesmal war es nicht seiner Erregung oder seiner Verblüffung ge-

schuldet, sondern es war Ausdruck seiner Freude. Nachdem er sich gefangen hatte, stammelte er voller Stolz und Verzückung:

»Ich ... du ... ich bin wirklich Vater von Zwillingen?«

»Ja. Und zwar von bemerkenswert hübschen, denn alle, die Lesly und Paddy bis jetzt zu Gesicht bekommen haben, meinten, wir beide hätten hervorragende Arbeit geleistet. Paddy ist dein leiblicher Sohn, und Lesly ist deine leibliche Tochter – so wahr ich neben dir liege und in deine Augen starre, um deine Gedanken erraten zu können, Cedric Stuart. Hättest du es in den Zeiten deiner Priesterschaft gewusst, erkannt, oder wäre es dir gelungen, es in Erfahrung zu bringen, wäre ich zu einem Dorn in deinem Herzen geworden – dessen bin ich mir sicher. Ich verschwieg es aus Rücksicht auf deinen Gott, aber noch mehr aus Rücksicht auf dich und deinen Wunsch, Karriere zu machen. Komm mit mir und lerne dein eigenes Fleisch und Blut kennen; dann wirst du es fortan unterlassen, an deinem Glück zu zweifeln. Du wirst erkennen, dass sie Abbilder von dir sind, nur vollkommener.«

»Oh, Enya. Ich ... ich glaube, ich versinke in einem Meer aus Glück und ...«

Enya verschloss seine Lippen mithilfe eines lang andauernden Kusses.

»Ich weiß, Cedric. Mir ist es kurz nach der Geburt ähnlich ergangen.« Sie legte ihren Kopf wieder auf seine Brust und schmiegte sich so eng wie möglich an ihn.

»Wenn ich dir nur sagen könnte, wie sehr ich dich dafür, für dein Wesen, für dein Aussehen, deine Ausstrahlung und für die Gefühle, die du mir entgegenbringst, liebe« bekannte Enyas Geliebter. Enya, die das als Initialzündung erachtete, verlangte eine Verstärkung derselben, indem sie ihn am Schopf packte und folgendes forderte:

»Ich möchte, dass du sagst, ich bin es wert, dass ich von dir nach allen Regeln der Hurenkunst geliebt werde.«

»Warum soll ich das sagen?«

»Weil es sein könnte, dass ich ab einem gewissen Alter Belisama huldige, indem ich, wie viele andere Keltengören auch, einmal im Jahr, zu Beltane, einen so genannten Grünling ficke, und weil du einmal sagtest, du hättest das Gefühl, du könntest nicht lieben. Brianna sagte eine Woche später, es gäbe Menschen, die seltsamerweise das Gefühl hätten, es nicht wert zu sein, geliebt zu werden.«

»Ja. Das ist richtig, und jetzt, wo du es sagst, glaube ich beinahe, dieses Phänomen trifft auf mich zu.«

»Unsinn. Vergiss dieses dumme Gefühl, nicht liebenswert zu sein, denn du bist es ... du bist es, Cedric. Wie sonst wäre es möglich, dass ich dir

am liebsten den Schwanz abschneiden würde, damit ich ihn mir so oft und so lange ich Lust dazu hätte, in die klitschnasse Möse stecken könnte?« Da Cedric nicht antwortete, fiel Enya wie eine wild gewordene Hyäne über ihn her, um den Beweis anzutreten, dass sie ohne ihn nicht mehr leben konnte.

Sie küssten und liebten sich wieder volle zwei Stunden, als wären sie in den Flitterwochen, und weil Enya nach der Stellung »69« seinen steifen Penis, trotz dessen Länge von über zwanzig Zentimetern in Reitstellung bis zum Anschlag in ihrer Vagina verschwinden ließ, und Cedric durch Heran-Drücken ihrer großen und extrem betörenden Pobacken die Penisspitze unter heftigen Stößen so tief wie möglich in ihren Schoß ramnte, als er den von Enya provozierten Orgasmus hatte, war es kein Wunder, dass neun Monate später das dritte Kind (Ralph Cedric Stuart) das Licht der Welt erblickte.

»Armer Cedric, armer Kardinal Francesco, armer Jesus, armer Heiliger Geist, und armer Gott im Himmel, denn ihr wart allesamt zwei Keltengören im Kampf unterlegen« sinnierte Enya im erholsamen Halbschlaf, weshalb Cedric sich erschrocken zu ihr drehte.

»Ach herrje. Enya. Bitte versündige dich nicht.«

»Keine Angst, Cedric. Keltisches Blut, keltisches Temperament, keltische Treue und keltische Liebe

für immer und ewig. Das ist es, woran deine Mutter, dank deren Hilfe ich dich gefunden habe, und ich felsenfest und nunmehr ohne Frucht vor Gott glauben.«

Tag folgte Tag, und Nacht folgte Nacht. Selbst die schweren Sommerregen waren schön. Nackt liefen sie umher, ließen sich von ihnen streicheln wie von der Sonne und lauschten ihrem Trommeltakt auf dem Wellblechdach. Und wenn dann wieder strahlender Sonnenschein über allem lag, konnten sie am Strand faulenzen oder auch schwimmen. Er unternahm es, ihr das Schwimmen beizubringen.

Als sie eines Abends bei Sonnenuntergang noch am Strand lagen – wie blutübergossen war das Meer, und in dunstigem Gelb schimmerte der Sand –, sagte er zu ihr:

»Enya, ich bin noch nie so glücklich gewesen.«

»Ich weiß.«

»Ja, das glaube ich. Ist das der Grund, weshalb ich dich liebe? Es ist sonderbar mit dir. Einerseits bist du ganz und gar nicht außergewöhnlich, Enya Kelly, andererseits bist du es doch. Habe ich das schon damals gespürt, vor sechs Jahren? Wahrscheinlich. Meine Leidenschaft für tizianrotes Haar! Nicht im Traum habe ich geahnt, wohin mich das führen würde.

Was Enya hier und jetzt geklärt haben wollte, bevor sie gemeinsam die Rückreise nach Valopo

antraten, war der Ort, an dem sie nach der Hochzeit leben wollten. Enya saß auf seinem steifen Glied, und während sie es mit kreisenden Hüftbewegungen massierte, damit sie es zum Spritzen brachte, einigten sie sich bis zur Erreichung seines Höhepunktes - der Cedric aufgrund der fehlenden Samenflüssigkeit bereits ein wenig Schmerzen bereitete - darauf, dass Cedric eine Tauchschule in der Nähe von Sydney eröffnete, die er nur an den Wochenenden betrieb, außer er leistete sich einen Partner, der ihn mindestens die halbe Woche ablöste.

\*\*\*

Von Enya war diesmal nur eine Postkarte gekommen. Enthusiastisch pries sie Matlock Island und schrieb, es gehe ihr ganz ausgezeichnet.

Allerdings wusste Brianna Sinclair zu diesem Zeitpunkt nicht, dass Enya den ehemaligen Priester aufgestöbert hatte, denn die Postkarte war Tage davor im Briefkasten gelandet.

Etwas Gutes, dachte Brianna, hatte das Ganze jedenfalls gehabt, nachdem sie Enyas Postkarte weggelegt hatte. Enya fühlte sich besser. Nun, da sie wieder auf Valopo war, würde sie ihr Leben besser meistern können. Ab sofort kann ich mich voll und ganz auf James konzentrieren, dachte sie. James? Wer, in drei Teufels Namen war James?

Nun; James war einer von Elizabeths stinkreichen Freiern, und zugleich das Paradebeispiel eines Anwärters auf einen Glücksbringer der besonderen Art. Er war um die Siebzig, er war reicher wie Jennyfer Ryan, aber das wichtigste war; er hatte bereits zwei Herzanfälle hinter sich, die er nur deswegen überlebt hatte, da jedes Mal ein Arzt in seiner Nähe war. Der Arzt war zugleich sein Freund, der mit ihm regelmäßig Schach spielte, und der ihm seit dem Tod seiner Frau aufgrund der Krankheit davon abriet, noch einmal zu heiraten. Hätte er gewusst, dass sich sein Freund ab und zu gegen extrem gute Bezahlung mit Elizabeth im Bett vergnügte, hätte er ihm gewiss auch davon abgeraten, doch dieses Laster wollte sich James nicht nehmen lassen. Liz und Fen, die in ihm ein ideales Opfer sahen, hatten, gemeinsam mit Brianna, folgenden Plan geschmiedet. Elizabeth, zu der er am allerliebsten ging, entzog ihm die bezahlten Schäferstündchen zur Gänze, mit der Begründung, er solle sich ab sofort an Brianna wenden, denn die hätte die Absicht, unter die Haube zu kommen.

Elizabeth trumpfte also bis zu einem gewissen Grad mit Offenheit auf, denn sie setzte sogar hinzu; »die Gute beneidet Fenia und mich tagein tagaus um unseren Besitz, und damit die nervende Quengelei endlich ein Ende hat, wäre es gut, wenn du sie heiratest, nachdem du sie, dank mei-

nem Zutun, richtig gut kennen gelernt hast. Kennst du sie in und auswendig, wirst du feststellen, dass sie ein absolut liebenswertes Geschöpf ist.«

Das war ziemlich zweideutig, doch er hatte verstanden, und da er aufgrund von Elizabeths Lobeshymnen und Ausschmückungen gespannt und interessiert war, nahm eine Geschichte ihren Lauf, die in ähnlicher Form bereits zwei Mal in Brianas Freundeskreis über die Bühne des Lebens gegangen war. Genau genommen, musste man sagen, über die Bühne des »Ablebens«, denn wenn Brianna ihn erst einmal unter der Knute hatte, und der hörige Herzpatient ihr in der Hochzeitsnacht – bildlich gesprochen (oder auch nicht) - die »Scheiße aus dem Arsch« fraß (bzw. fressen musste), ohne dass er es verkräftete, war er selber schuld. So lautete die Ansicht der drei berechnenden Huren, und Enya war zum Glück weit von ihnen entfernt. So weit, dass Bri darauf verzichtete, in Form eines Briefes auf die »positive Entwicklung« anzuspielen, und das war gut, denn James Flannagan erwies sich als harte Nuss. Hart insofern, da sie viele Monate auf »normale« Weise mit dem unappetitlichen alten Mann das Lotterbett teilen musste, bis er ihr endlich einen Antrag machte. Elizabeth hatte ihn des Geldes und der Geschenke wegen viel zu sehr verwöhnt, und umso länger dauerte es, bis er von ihr loskam.

Doch es schien nach und nach zu gelingen, und wie würde der herzkrankte und altersschwache Bock gerade deshalb staunen, wenn sie ihn in der Hochzeitsnacht zu dritt zu Tode fickten. Umso sanfter und liebevoller ging Brianna in der Zeit davor mit ihm um.

»Jetzt ist es amtlich« sagte sie in einer seltenen Minute des In-sich-Gehens zu sich selbst, während sie ihr hübsches Gesicht im Spiegel betrachtete. »Ein Ungeheuer bist du, Brianna Sinclair – jawohl – fürwahr ein Ungeheuer, gleich wie deine beiden Huren-Schwestern.«

Hatte Enyas Freundin recht? Nun; ein »Ungeheuer ist jemand, der andere in Angst und Schrecken versetzt, der sie einfach überrollt, der sich so stark fühlt, dass er meint, höchstens Gott könnte ihn bezwingen, einer, der keine Skrupel und kaum moralische Grundsätze kennt. So lautete die Definition in etwa, und demnach konnte Bri kein Ungeheuer sein. Zumindest kein vollkommenes, denn immerhin empfand sie für Enya, die alles von ihr haben konnte, tiefe Zuneigung.

## *Rückkehr nach Valopo*

Cedric musste, bevor er auf der anderen Seite der Insel im Beisein seiner zukünftigen Gemahlin seine Siebensachen zusammen kramte, eine ordentliche Stärkung zu sich nehmen, denn Enya hatte ihm alles abverlangt. Seine Kräfte waren auf mehr als die Hälfte geschwunden, denn sie hatte ihn so oft geritten und gemolken, wie er Finger benötigte, um die sieben oder acht Gläser Bier zu bestellen, die er benötigte, um den Flüssigkeitsverlust wettzumachen, der seinem Dauerschwitzen geschuldet war. Dieses sagenhafte Mädchen machte ihn innerhalb kürzester Zeit fix und fertig.

Rhona, Cedrics Mutter, traf, wie mit dem Mittelsmann in Townsville vereinbart, drei Wochen später auf Valopo ein und wie freuten sich Mutter und Sohn, einander wieder zu sehen. Sie umarmten und küssten sich, und Cedric scheute sich nicht davor, vor den Augen der Kellys Tränen zu vergießen. Dass Jennyfer Ryans Erbe wenige Wochen später an Enya und ihre Kinder übertragen wurde, bei existenzsichernden Rechten für die Kelly-Brüder und Cedric, verstand sich von selbst. Cedric blieb von der Verantwortung, einen

Teil des Erbes als sein Eigentum betrachten zu können verschont, da Rhona befürchtete, ihr Sohn würde eine Art »Rückfall« erleiden.

Enya und Cedric feierten nichtsdestotrotz das gemeinsame Glück am Abend mit einem Glas Wein, und nach einer weiteren stürmischen Liebesnacht wechselten sie am darauffolgenden Morgen im Doppelbett folgende Worte:

»Meine Enya. Ich wusste, dass du auf mich warten oder nach mir suchen würdest. Ich wusste es. Es hat sich nichts geändert, obwohl wir viel zu lange nichts voneinander gehört haben. Nur, dass du noch schöner geworden bist. Viel schöner, als das Mädchen, das auf dem Bahnsteig stand und einen schwarzen Hut trug.«

»Weil ich so glücklich bin.«

»Als du mich damals verlassen hast, dachte ich, es sei für immer, und jetzt bist du wieder da. So bald schon.«

»Wen wundert's? Was ich mit dir gehabt habe, blieb bislang unerreicht. Wie habe ich ankämpfen müssen gegen meine Schuld und mein Gewissen, als ich erfuhr, dass du wegen mir in Ungnade fielst und fliehen musstest. Dich einmal noch wieder zu seh'n, und mich bei dir zu entschuldigen – das hatte ich mir zum Ziel gesetzt ... und nun bist du wieder hier, bei mir, auf Valopo.«

»Du bist doch nicht etwa krank?«

»Nein. Nur; ich musste dir zu unserem Glück wehtun.« Cedric wechselte das Thema.

»Du liebst unsere Kinder sehr. Oder?«

»Ja. Viel zu sehr, wie ich auch dich zu sehr geliebt habe, in der Zeit, als du für mich unerreichbar warst.«

»Warum sprichst du so, Enya? Du bist dir dessen wahrscheinlich nicht bewusst, aber ich hatte und habe große Ehrfurcht und großen Respekt vor dir. All die Jahre hab' ich mit angesehen, wie du gegen Gott gekämpft hast. Und doch bist du ihm immer näher gewesen, als ich es war. Du warst immer die, die liebte. Deinen Vater, Liam, Kevin, Roy ... was du auch verloren hast; die Liebe hast du nie verloren. Irgendwo in meinem Inneren wusste ich es vom ersten Augenblick an, dass ich dich mehr liebte als Gott, aber ich wollte es nicht wahrhaben. Ich wollte Karriere machen, mehr als ich dich wollte, mehr als ich eine Familie wollte. Von all meinen Fehlern, die ich begangen habe, war der größte, dass ich mich nicht früher entschieden habe für die Liebe. Halb gehörte ich dir, halb gehörte ich Gott, doch in Wirklichkeit meinem überbordenden Ehrgeiz. Ich wusste es, und doch; ich konnte nicht anders. Ich redete mir ein, es müsse so sein. Ich verriet dir den Grund meiner bitteren Reue, doch nun, da du mich gelehrt hast, was für ein Segen es ist, wenn man von einer echten Keltengöre geliebt wird, geht es mir besser.

Obwohl es von mir als Beleidigung gedacht war, war es keine, und so kann ich nur hoffen, dass meine Mutter mir vergeben hat.«

»Kopf hoch, Liebster. Du wirst seh'n; auch das kommt mit der Zeit vollends ins Lot.«

\*\*\*

Enya sagte zu Cedric, rund ein Jahr später:

»Cedric ... deiner Mutter geht es schlecht. Bitte geh' zu ihr.«

»Nein, Enya. Sie findet ohne mich besser zu ihren Ursprüngen und Wurzeln. Auch sie kommt irgendwann nach Hause – zu den keltischen Gottheiten, die sie verehrte, die sie fürchtete, und zu denen sie Zeit ihres Lebens betete.«

»Und wenn sie vor unseren Augen stirbt, weil sie sich zu sehr darüber freut, dass es ihr gelungen ist, das Glück auf uns über zu wälzen?«

»Hmmm. Also gut. Dann rei ich sie eben aus der Glückslethargie, der Trance, oder wie auch immer man ihren Zustand bezeichnen könnte – egal, ob es ihr gefllt oder nicht.«

Wie es schien, hatte der ehemalige Priester recht behalten, denn er erntete bei seinem Erscheinen weder Lob noch Dank.

»Hallo, Mutter. Wie geht es dir in diesem glücklichen Moment? Dankst du Fortuna oder einer anderen Gottheit, die ich nur flüchtig kenne, oder

verschwendest du ausnahmsweise auch einen Gedanken an Gott, den Allmächtigen?«

»Verstehen ist nicht gerade das, worauf es dir ankommt. Der Glaube – nur darauf kommt es dir anscheinend an! Ich will dir etwas sagen, Cedric. Ich habe mehr Glaube, als du und alle himmlischen Heerscharen zusammen, denn die Gottheiten, zu denen ich bete, haben mich nie verlassen! Der Gott der Christen hingegen war immer nur dann zugegen, wenn er mir etwas nehmen wollte, was mich hätte glücklich machen können. Dennoch hatte die Sache etwas Gutes, denn als Jennyfer Ryan zu mir kam, wusste ich sofort, was zu tun war. Ich war diejenige, die ihr riet, die Kirche zu eurem persönlichen Glück über ihren Tod hinaus an der Nase herumzuführen, und wie staunte ich in freudiger Erregung, als ich erfuhr, dass sie sich an meinen Rat gehalten hatte.«

»Zugegeben, Mutter. Nie in der Geschichte der keltischen Kultur gab es einen teuflischeren Plan, doch er sei dir verzieh'n, denn auch ich habe eingesehen, dass ich von der Macht des Geldes in die Irre geleitet wurde.«

»Das ist gut, mein Junge. Und nun komm zu mir, damit ich dich – solange wie ich will – in meine Arme schließen kann.«

Das tat Rhona Stewart dann auch, und am Ende atmeten beide tief und befreit durch.

»Ich liebe dich, Mutter, aber auf andere Weise wie Enya.«

»Das ist völlig normal und zwar so normal, dass du mir keine größere Freude hättest bereiten können, als du es mit diesem knappen Satz getan hast. Wie sieht es aus, mein Junge? Hast du nun auch erkannt, welche Qualen Enya ausstand, als sie dich vorübergehend, um eures Glückes wegen, verlassen musste?«

»Ja. Sie hat mich schon immer über alles geliebt, und dennoch schaffte sie es, mir die Trennung leichter zu machen, indem sie perfektes Theater spielte. Ich liebte sie ebenfalls sehr, doch ich liebte Gott, oder vielmehr meine Karriere, mehr. Ich entschied mich für die Kirche, doch schlussendlich habe ich sie und Gott verlassen, und so kann ich nur hoffen, dass er keine Wiedergutmachung fordert.«

»Wieso sollte er das tun? Enya hat die Schuld, wenn es denn je so etwas gegeben hat, für euch beide beglichen. Alles, aber auch alles, was sie in ihrem bisherigen Leben je geliebt und besessen hat, hat sie deinetwegen hingegeben. Selbst der Gott der Christen kann nicht mehr verlangen. Ich an deiner Stelle hätte mich gut in Enyas Lage versetzen können.«

»Ach ja?«

»Ja. Ich konnte deine Liebe zu Gott nämlich nicht teilen, aber ich verstand, dass du ihm dein

Leben weihen wolltest. Jeder von uns trägt etwas in sich, das er nicht verleugnen darf – von dem wir getrieben werden, und selbst wenn wir dabei vor Schmerz sterben wollen. Und nun sieh zu, dass du wieder zu deiner Geliebten kommst. Da drüben steht sie, und wärest du eine Frau, würdest du, gleich wie ich, spüren, dass sie sich nach dir verzehrt. Ihr beide habt einiges nachzuholen.«

Sie lächelten sich gegenseitig an, bevor Cedric ihrem Rat folgte.

»Enya, Schatz. Du hast, wie so oft, Recht behalten. Dass wir beide für immer zusammen bleiben, bedeutet ihr so viel, dass es ihr selbst Wotan nicht aus dem Kopf schlagen könnte.«

»Das ist gut und richtig, und vor allem du solltest es versteh'n. Du warst immer ihr ein und alles; selbst dann, als du sie beleidigt und vor den Kopf gestoßen hast. Stets wollte sie dir Gutes tun. Sich vorzustellen, dass es ihr beinahe das Herz zerriss, als sie dich gehen lassen musste, fällt nicht schwer ..., es gibt niemanden, der das Gefühl, einen Menschen für immer zu verlieren, besser kennt, als ich. Umso schwerer fiel es mir, mich in deine Lage zu versetzen, als es darum ging, eine Entscheidung zwischen deiner Familie und Gott zu treffen.«

»Glaube mir, Enya; ich war mir nie sicher, ob ich auf Dauer fähig sein könnte, Gott auf diese Weise zu dienen, aber hätte ich es nicht zumindest ver-

sucht, hätte das Leben für mich keinen Sinn mehr gehabt. Es war der einzige Weg, Gott zu zeigen, wie sehr ich ihn liebte. Und dass ich hinterher aus tiefstem Herzen bereute, was ich meiner Mutter angetan habe, versteht sich von selbst.«

»Und was ist mit mir? Bereust du ebenso, dass ...?«

Weiter kam Enya nicht, denn Cedric küsste sie leidenschaftlicher denn je.

\*\*\*

Tags darauf hauchte Rhona Stewart im Alter von einundsechzig Jahren ihr Leben aufgrund einer Herzschwäche in Cedrics Armen aus, und gewiss war es so, dass der keltische Glücksimpuls, den sie ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter hinterlassen hatte, für zwei Leben gereicht hätte.

Der Raum schien erfüllt von raschelnden Geräuschen, von Flüstern und Wispern, von leisen, spitzen Schreien. Die Uhr auf dem Kaminsims tickte genau im gleichen Takt mit dem Schlag ihres Herzens. Doch dann geriet es plötzlich aus diesem ruhigen, steten Rhythmus. Es hielt nicht mehr Schritt, vermochte es nicht mehr. Verschwommen gewahrte sie, wie Enya und Cedric, drüben auf dem cremefarbenen Sofa, die Köpfe hoben, hastig auf die Beine kamen. Wie durch ein wässriges, wesenloses Nebelgebilde sah sie ihre erschrocke-

nen Gesichter. Sie sagten etwas zu ihr, doch sie vernahm nichts, keinen Laut, kein Wort. »Aaah!« schrie sie plötzlich, und es war, als ob sie doch verstand. Der Schmerzen war sie sich kaum bewusst. Das einzige, was sie wirklich fühlte, waren Cedrics Arme, die sie hielten, war seine Schulter, an der ihr Kopf jetzt lag. Doch sie hob ihn sacht, und es gelang ihr, ihr Gesicht so weit herumzudrehen, dass sie ihn sehen, ihm in die Augen blicken konnte.

»Werdet glücklich und vergesst mich nicht« sagte sie mit schwacher Stimme. Dann wandten sich ihre glasig flackernden Augen zu Enya.

»Und du, meine Tochter; bleib' wie und was du bist – eine wunderhübsche und blitzgescheite Keltengöre ...«

Tränen zeigten sich in Cedrics und Enyas Augenwinkeln, denn das waren Rhona Stuarts letzte Worte. Ab sofort sprachen nur mehr ihre auf Cedric gerichteten Augen, denn zum Sprechen war sie zu schwach.

Vergib mir, wenn ich in deinen Augen falsch gehandelt habe, versuchte sie zu sagen, und sah, dass er ihr längst schon alles vergeben hatte. Doch es gab nicht zu vergeben – im Gegenteil.

»Verzeih', Mutter, dass ich es dir so schwer gemacht habe« sagte Cedric, während er ihr liebevoll mit der Hand über den Kopf strich. Zehn Sekunden später brach er in Tränen aus. Sie wollte

etwas sagen, das so vollkommen war, dass es ihn für immer trösten würde. Doch als Enya ihren Arm tröstend um seine Schulter legte, begriff Rhona, dass das nicht nötig war. Was immer sie in den Augen anderer im tiefsten sein mochte, sie konnte alles ertragen. Alles, denn sie wusste, Enya und Cedric kannten die wahre Rhona Stuart – die nach Freiheit und Gerechtigkeit dürstende Kelten-göre. Und so schloss sie die Augen und überließ sich zum letzten Mal diesem Gefühl, dem Vergessen in Cedric. Cedric weinte wie ein kleiner Junge, und Enya weinte ebenfalls, denn was Rhona Stuart für sie, ihre Kinder, für Cedric und überhaupt für Valopo getan hatte, war und blieb unerreich und demzufolge unübertroffen. Von Liebe, Mütterlichkeit und Verantwortungsbewusstsein geprägt, blieb sie Enya in guter und nachahmenswerter Erinnerung.

»Wie werden wir ohne sie weiterleben?« fragte sich Cedric mit gutem Recht, doch Enya meinte:

»Wer werden. Was mir hingegen zu denken gibt ist; Der Gott der Christen holt die Guten zu sich und lässt die leben, die gesündigt haben. Dieser habgierige Gott, der das auslöscht, was Belisama vor Jahren geschaffen hat. Nie wird es Frieden mit ihm geben, denn was hätte es dem Schicksal gekostet, ihr ein Alter von neunzig oder hundert Jahren zu gönnen?«

»Nicht! Genug jetzt, Enya.«

»Ach ... Was kann ein Gott, der auf allen Ebenen versagt hat, uns antun ..., jetzt, wo selbst du aus genau diesem Grund nicht mehr auf ihn vertraust. Das Duell gegen Belisama hat er – der Göttin der Fruchtbarkeit sei's gedankt - in beeindruckender Weise verloren.«

»Was ist mit unseren verletzlichen Seelen ... unseren Herzen ... unserer Liebe? Die Liebe, die wir nie verloren haben; trotz allem, was geschehen ist? Gott, der Allmächtige könnte trotz allem ...«

Enya fuhr ihm trotz der schmerzlichen Stunde geharnischt ins Wort, da sie Angst hatte, er würde einen Rückfall erleiden – nun, da seine Mutter tot war.

»Trotz allem ... trotz allem. Trotz allem. Schon vergessen, Cedric? Nicht der Gott der Christen, sondern deine Mutter und ich waren es, die dich unverrückbar geliebt haben! Zwei so genannte ketzerische Keltengötter waren es, die nie aufgehört haben, dich zu lieben; auch wenn du uns bis vor kurzem nie ganz gehört hast.«

\*\*\*

»Herr, wir legen Rhona in deine Hände. Sie, die wir alle so sehr geliebt haben; nimm sie versöhnlich auf in den Himmel, und mache selbigen auch für sie zu einer Bleibe für die Ewigkeit, wo es kein Leid mehr gibt, kein Weinen und Klagen –

nur Frieden und Freude. Nimm sie auf; dort, wo dein Sohn ist und der Heilige Geist; jetzt und in Ewigkeit, Amen. Herr, du bist barmherzig und gütig, und voller Gnade. Und du bist ewig. Das Leben des Menschen hingegen ist vergänglich wie das Gras. Er blüht wie eine Blume auf dem Feld, der Wind weht, und er ist dahin, und niemals kehrt er wieder. Doch höre und verzeihe, wenn wir dich hier und jetzt ausnahmsweise bitten, ihre Seele mit jenen Gottheiten zu teilen, deren Hilfe sie erflehte, wenn sie sich von dir verlassen fühlte. Darum übergebe ich das Wort an die keltische Priesterin und Freundin der Verblichenen, die Rhonas letztem Willen Genüge leisten wird, indem sie die Schale der Ewigkeit füllt und entzündet. Verzeih' auch die Worte, die sie dabei sprechen wird, denn sie sind dazu angetan, das Zölibat zu untergraben und deine wahre Liebe zu den Menschenkindern anzuzweifeln.«

So lauteten die Worte des Priesters, der von Yelli gekommen war und die erste Hälfte der Begräbnisfeierlichkeit leiten durfte. Die keltische Priesterin, die Enya mittels dreizehn Telefonaten in Sydney ausfindig gemacht hatte, begnügte sich auf freiem Feld damit, ein Feuer in einer Schale zu entzünden, ein paar geheimnisvolle Formeln zu murmeln und Belisama und Epona zu preisen. Zu guter Letzt umarmte sie Enya und Cedric, als wären sie ihre Geschwister, und ihre Frage, wo

und wie der Leichnam trotz der Hitze drei Tage aufbewahrt worden war, beantwortete Colin, indem er ihr verriet, dass er und seine Brüder hinter dem Haus einen Keller gegraben hatten, der dies zuließ und zugelassen hatte. Die Erfahrungen, die die Kellys bei Jennifers Tod gemacht hatten, waren somit nicht nur beklemmend sondern auch von gutem Wert, denn der Keller wurde auch für andere Zwecke verwendet. Selbst kurze erholsame Schläfchen wurden darin tagsüber gehalten, sofern nicht gerade ein toter Mensch auf den aufgeschichteten Ziegelsteinen aufgebahrt war.

\*\*\*

Paddy und Lesly wuchsen und gediehen großartig. Das war in doppelter Hinsicht erfreulich, denn Enya und Cedric fanden deshalb vermehrt Augenblicke für sich – das unsterblich verliebte Pärchen. Das Vertrauensverhältnis zwischen Enya und Cedric war nun so eng, dass es sich enger kaum denken ließ. Allerdings erzählte in der Regel Enya viel mehr über sich und ihre Gefühle, was ganz einfach daran lag, dass sie die Redseligere war. Cedric hatte sich daran gewöhnt – und gewöhnen müssen – dass seine Gemahlin anfangs immer die gesamte Unterhaltung bestritt und später dann stets den weitaus größten Teil. Er akzeptierte seine Rolle als häufig genug passiver Zuhörer und be-

griff auch mehr oder minder, dass Enya in ihrer recht amoralischen Art – nichts schien ihr mehr heilig zu sein, christlich hergeleitete Tabus wollte sie nicht gelten lassen – ihn und seine Skrupel an Stelle der fehlenden eigenen sehr dringend brauchte.

»Das ist mein Lieblingsplatz – die große Scheune - das große Wolllager. Als ich noch klein war, hab' ich mir immer vorgestellt, Gott würde hier wohnen. Ich schlich mich leise herein, um ihn zu überraschen, ihn zu seh'n, aber er war immer schneller, als ich es war. Hmmm. Weißt du; hier hab' ich auch tanzen gelernt. Cody hat's mir beigebracht. Er hat mich ausgelacht, weil ich nicht tanzen konnte, obwohl ich schon groß genug war.«

»Hast du ihn eigentlich geliebt, Enya?«

»Nein, Liebster. Jedenfalls nicht genug, um ihn zu heiraten. Ich hatte einen Hinweis erhalten, der mich hoffen ließ, dich wiederzuseh'n, aber unabhängig davon, war Cody nicht das was ich wollte. So wie er war, konnte ich ihn nicht lieben. Also zog ich es vor, auf unser gemeinsames Glück zu hoffen. Cedric; ich habe es dich sehr spüren lassen, dass ich im Grunde eine scheue, eigensinnige und seltsam anmutende Keltengöre war. Und so warst du der Blitzableiter für vieles – du wusstest es nur nicht. Manche behaupten, das hätten Keltengören so an sich – zuerst weggestoßen und da-

nach unsäglich geliebt zu werden, aber wenn es denn so ist, ist es Zeit für die besagte Wende. Lass es mich büßen oder nicht, aber bitte verzeih' mir, dass ich diesem Karma nicht entrinnen konnte. Ich ... ich ...«

Enya brach in Tränen aus und wurde von Cedric umarmt.

»Enya ... nein. Bitte nicht. Du gibst mir das Gefühl, ich würde in deinem unbegründeten Seelenschmerz ertrinken. Glaub' mir; ich hatte dich dennoch die ganze Zeit wahnsinnig lieb, und das tue ich immer noch. Ich werde dich immer lieben; auch wenn du mich etwas ausbaden hast lassen, das Fortuna und Belisama in ihrer unnachahmlichen Tücke ausgeheckt haben. Oh, Enya. Ich liebe dich so sehr, und ich hatte solche Angst, du hättest unser kurzes Glück absichtlich zu deinen Lasten auf etwas anderes übergewälzt. Sollte dir deshalb etwas Furchtbares zustoßen, werde ich es mir nie verzeihen, dich und die beiden Göttinnen herausgefordert zu haben.«

»Oh, Cedric. Ich habe mich in der Zeit, in der du unerreichbar für mich warst, oft gefragt, was der Gott der Christen mir noch antun könnte. Jetzt weiß ich es. Cedric ... Cedric. Jetzt hör' mir mal zu. Ich liebte dich ebenfalls durchgehend ... mehr denn je. Auch wenn ich dir damals in der Basilika absichtlich wehgetan habe, bloß weil ich keinen anderen Ausweg sah. Ich tu's nicht noch einmal,

indem ich dich jetzt belüge, und sage, ich hätte dich nicht deines christlichen Glaubens wegen verflucht. Das hab' ich, denn ich wollte dich unbedingt und so schnell wie möglich als fürsorglichen Vater meines Kindes an meiner Seite seh'n. Das ist ebenso wenig deine Schuld, wie du schuld daran bist, dass ich mich vor der Reise nach Sydney fühlte, als müsste ich auf Valopo verdorren.«

»Nun, da ich die volle Wahrheit kenne, kann ich mich gut in deine damalige Lage versetzen.«

»Soll das heißen, du würdest dich, wenn wir das Rad der Zeit zurückdrehen könnten, für mich opfern, anstatt die Erbschaft anzunehmen?«

»Ja. Das würde ich.« Enya umarmte und küsste ihn deswegen, und ihr angetrauter Ehemann küsste sie.

»Na also, Kelten-Prinzessin. Ich wusste, dass wir den kleinen emotionalen Anflug gemeinsam bewältigen. Wir sind füreinander geschaffen, haben liebenswerte Kinder, und obendrein haben wir Menschen um uns, die uns lieben und auf die wir uns immer verlassen können. Darum müssen wir wie Luchse darauf achten, dass wir nichts von all dem leichtfertig wegwerfen.«

»Ich weiß, Cedric, aber ich frage mich, wie ich es anstellen könnte, Brianna öfter als bisher zu Gesicht zu bekommen. Sie ist in moralischer Hinsicht auf den ersten Blick eine Kröte, nein eine Teufelin in Menschengestalt, doch sie war wie

eine Schwester für mich. Sie machte mir eine Freude nach der anderen. Zugegeben; sie ist zynisch, aber sie ist auch klug ... und sie hat viel Sinn für Ironie« sagte Enya, bevor sie abgrundtief seufzte. »Brianna hat niemanden auf dieser Welt ... keine Eltern, keine Geschwister, nicht mal Tanten, Onkel oder sonstige Verwandte. Sehe ich sie nicht öfter, habe ich das ständige Gefühl, ich hätte sie in Sydney ihrem Schicksal zurücklassen. Und ähnlich geht es mir mit meiner Mutter. Ich würde sie so gerne noch mehr in ihrer Trauer um Dad und Kevin unterstützen, doch ...«

»Das musst du nicht, Schatz. Wem würdest du dadurch mehr Hoffnung geben? Deine Mutter muss uns früher oder später verlassen, aber sie verlässt nicht nur uns. Sie verlässt uns alle. Und wir werden gemeinsam auf Valopo, aber auch hinterher, wer weiß wie lange, um sie trauern. Komm, Liebling. Lass uns zu ihr und zu unseren Kindern gehen. Lass uns unser Glück genießen. Allein das wird die Trauer deiner Mutter beenden.«

»Cedric, Schatz. Wie recht du doch hast.«

Sie küssten sich und danach gingen sie Seite an Seite, und Arm in Arm in das große Wohnhaus, das gleichermaßen ihr Liebesnest war – bis zum Rest ihres erfüllten Lebens.

\*\*\*

Enya hatte Bri wieder einmal einen Brief geschrieben und sie zum dritten oder vierten Mal eingeladen, nach Valopo zu kommen. An Raum fehle es wahrlich nicht, und falls sie aus Stolz nichts umsonst akzeptieren wolle, so könne sie ja bezahlen, obschon wirklich genügend Geld vorhanden sei, um viele Dutzend Gäste zu beherbergen und zu bewirten.

Brianna schrieb ihr zurück, sie käme gerne, allerdings erst in zwei oder drei Monaten, da sie die Absicht hätte, zu heiraten. Enya hatte sich also völlig umsonst Sorgen um sie gemacht. Steinreich, schrieb Brianna, sei der glückliche Anwärter auf ein mit ihr geteiltes Ehebett. Reicher wie Enyas Tante Jennyfer, und wenn alles so lief, wie sie, Fen und Liz es geplant hätten, würde sie Enya eine riesige Pferdezucht (Standort: Burragorang Valley) schenken, denn mit Pferden hätte sie nichts am Hut. Enya wusste; Brianna kannte sich mit Pferden wirklich nicht aus. Doch das sei ohnehin nur ein Hobby von ihrem Krösus gewesen, schrieb die berechnende Blondine, da er zig Millionen infolge von Beteiligungen an Gold, Silber, Kupfer, Diamant und Opal-Minen erwirtschaftet hätte. Dutzende Immobilien, schrieb sie, besäße ihr herzkranker Verlobter zudem, weshalb Enya, wenn alles »glatt« ging, bei Briannas Besuch

auch eine der drei feudalen Villen per Schenkungsurkunde bekäme.

Enya schüttelte, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen hatte, den Kopf, doch sie zweifelte keine Sekunde daran, dass Brianna den alten reichen Bock – mit oder ohne Hilfe ihrer Komplizinnen – in der Hochzeitsnacht in die ewigen Jagd- oder Geschäftsgründe fickte – gleich, wie Fenia und Elizabeth es mit ihren ahnungslosen Opfern gemacht hatten.

Genau deswegen sprach sie mit Cedric, was er davon hielt, im Burragorang Valley Pferde zu züchten. Über Brianna und deren gruseligen Plan sprach sie hingegen vorerst kein Wort – schön blöd wäre sie (als zukünftige Schaf- *und* Pferdebaronesse, sowie Eigentümerin einer herrschaftlichen Villa) gewesen, wo Cedric doch so weichherzig und mitfühlend war. Fest stand jedenfalls einmal mehr: Geld kam zu Geld. Und dabei hatte sie ihre Edelsteine, ihren Schmuck, und ihre Goldbarren noch nicht mal angerührt.

Cedric war von »Enyas Idee« begeistert, denn Pferdezüchten war zu dieser Zeit eine feine und einträgliche Sache. Cedric liebte Pferde und den Reitsport, gleich wie Enya, und so waren die Fakten schnell überschlagen, zumal Burragorang direkt auf dem Weg lag, wenn man nach Sydney fuhr. Um genau zu sein, war das wunderschöne und extrem fruchtbare Tal nicht allzu weit von

Sydney entfernt, sodass man dort sogar den Touristen Pferde für Freizeit- und Geländeritte zur Verfügung stellen konnte. Eine edle Rasse sei es, die ihr zukünftiger Ehemann züchtete, schrieb die werdende Witwe, wobei Enya sowohl von dem einen als auch von dem anderen ausging. Was Briannas Möglichkeiten betraf, den herzkranken Zausel auf »halb« legale Art um die Ecke zu bringen, war der Fall klar, und was die Pferdezucht anging, ebenfalls.

Im Zuge der europäischen Besiedlung im 18. Jahrhundert brachten nämlich britische Einwanderer Pferde nach Australien. An die Bedürfnisse des Landes, insbesondere an die Großfarmen angepasst, wurden Rassen wie das Australian Stock Horse gezüchtet.

Warm- und Vollbluthengste sowie Anglo-Araber wurden eingeführt und mit Stuten verschiedener Rassen gekreuzt. Die Pferdezucht war eine besondere Liebhaberei der Squatters, und da in Australien die gewöhnlichen Fortbewegungsmittel für Jedermann nicht die eigenen Beine waren, so war der Absatz im Lande selbst ein bedeutender. Auch wurden nicht unbeträchtliche Mengen der kräftigen und sehr dauerhaften Pferde nach Java und besonders zu militärischen Zwecken nach Indien exportiert. Die Pferdezucht und die Pferdeproduktion hatten sich jedoch in den letzten Jahrzehnten in Australien derart gesteigert, dass trotz des er-

weiterten Absatzgebietes der Preis des Australischen Warmbluts dauernd im Fallen begriffen war. Im Busch konnte man schon ein ganz brauchbares Pferd für einen Pappenstiel erwerben, doch konnte man ein vorzügliches Halbblut auf vielen Stationen bereits für den doppelten Preis bekommen - ein Tier, das in Europa das zehnfache wert war. Es waren das Nachkommen der seit langem von England importierten Pferde, die man früher reichlich mit arabischem Blut kreuzte, um ihnen größere Ausdauer zu verleihen. Neuerdings wurden als Zuchthengste fast ausschließlich englische Vollbluthengste verwendet, und man konnte sagen, dass bereits eine eigentümliche australische Rasse erzeugt worden war, die für die dortigen Verhältnisse Unübertreffliches leistete. Als Reitpferde züchtete man einen mittelgroßen oder großen Schlag, der sich durch Kraft, Ausdauer und eine für normale Begriffe geradezu unglaubliche Genügsamkeit auszeichnete. Man war im Stande, auf guten australischen Pferden Tag für Tag wochenlang Strecken von sechzig bis achtzig Kilometern zurückzulegen, ohne den Tieren ein anderes Futter zu geben, als das, was sie nachts auf der Weide fanden. Ein gut gefüttertes europäisches Pferd konnte ja einige Tage lang eine weit größere Reiseleistung zustande bringen, wie die Distanzritte der letzten Jahre gezeigt hatten. Aber erstes hielten europäische Pferde solche Anstrengungen nur

ganz kurze Zeit aus, und zweitens waren dieselben für sie ganz ausgeschlossen, wenn sie vor und während derselben nur mit Weidefutter ernährt wurden. Daneben züchtete man besonders für den Wagengebrauch verschiedene Sorten von Ponys. Endlich fand man noch schwere Arbeitspferde für die Arbeit vor den Karren und Gütertransportwagen, deren Zucht Spezialität einzelner Stationen war.

Enya freute sich einerseits über das, was Brianna als »Glück« bezeichnete, doch andererseits machte sie sich erneut Sorgen. Das war gewissermaßen auch der Haken bei der Geschichte, denn klarerweise musste bei so einem Unterfangen jedermann das schreckliche Gefühl haben, dass sie eine schlechte Moral enthielt.

Apropos Moral; Enya Stuart, erzählte man sich neuerdings in Yellingbone, sei eine Keltengöre, die mit dem Gott, zu dem die Katholiken und Protestanten beteten, ständig im Clinch läge. Sie wüsste mit ihm nichts anzufangen, denn sie würde, gleich wie ihre Großmutter, insgeheim immer noch Belisama und ein paar anderen keltischen Gottheiten huldigen. Sie würde zu ebendiesen Gottheiten aufschauen und beten, und ansonsten ausschließlich auf die Fruchtbarkeit der Natur hoffen, auf die Fruchtbarkeit der Geschöpfe, die Mutter Natur hervorbrächte, und auf die Frucht-

barkeit der Äcker und Wiesen, und dahinter stünde das Universum, und sonst nichts.«

Wie recht sie doch diesmal ausnahmsweise hatten, die Leute in Yelli, und genau das war der Grund, warum Enya die letzte war, die es demen-tierte.

\*\*\*

Während Enyas Leben zusehends beschaulichere Formen annahm, war bei Brianna Sinclair das genaue Gegenteil der Fall. Ihr Leben glich derzeit einer Fahrt mit der Achterbahn, denn William Hopkins hatte perfektes Theater, sprich; den bekehrten Jungen und den kleinen zukünftigen Heiligen gespielt, sodass Brianna die größte Dummheit ihres Lebens beging. Oder auch nicht, denn sie zog ihre Lehren daraus, und mit viel Glück, Arbeit und Unterstützung von Fen und Liz gelang es ihr, das Beste daraus zu machen. Sie hatte den tückischen Knirps edelmütig in den Zoo und in den Botanischen Garten mitgenommen, und als sie zuhause ankamen, sprang er aus ihren Auto und rannte weg. Briannas dreistündige Suche nach ihm war vergeblich, wobei man sagen musste, dass jeder Schritt, den sie seinetwegen gegangen oder im Kreis gelaufen war, ein unnötiger war. Sein größter Fehler im Leben war nämlich, dass er denselben Fehler, den er im Erziehungsheim ge-

macht hatte, nochmals beging. Der kleine korrupte Idiot kehrte nach Einbruch der Dunkelheit zu Mrs. Devines Haus zurück und legte aus Rache im frei zugänglichen Keller Feuer. Dort hatte er nämlich eine Stunde gegessen und einen perfekten Plan ausgebrütet, wie er zumindest einer der Huren (Brianna) die erlittenen Schmerzen und Demütigungen heimzahlen konnte. Das bedeutete: In seinem Fall hatten sie, im Gegensatz zu Billy Watson, mit jedem einzelnen Schlag einen Teufel aus ihm heraus und neun in ihn hinein geprügelt. Das zeigte sich in schockierender Art in Form seiner gewieften Herangehensweise. Erstens hatte er die Nacht abgewartet, zweitens hatte er diesmal die vielen Brennmaterialien miteinkalkuliert, und drittens hatte er sogar extrem schnell und gut brennbare Lacke, Öle und einen Kanister Benzin zwecks Beschleunigung des Brandes verwendet. So jung und so klein diese tückische Ratte war; nun gab es wirklich niemanden mehr, der ihm die Stange gehalten hätte. Keine Frage; sein düsteres Vorhaben gelang diesmal, und das Resultat waren vier Tote, ein niedergebranntes Haus, und jede Menge Aufruhr. Ums Leben waren Mrs. Devine, das lesbische Pärchen, deren Katze, und ein alter Mann gekommen, der Enyas Wohnung bezogen hatte. Hätte Enya noch in dem Haus gewohnt, wäre sie jetzt womöglich anstelle des alten Mannes bei ihrem Schöpfer gelandet. Brianna konnte

dem Tod im Feuer nur deswegen in letzter Sekunde entkommen, weil sie den Mut hatte, von ihrem Küchenfenster im ersten Stock auf ihre gefüllte Tasche zu springen. Knapp war es deswegen geworden, weil sie viel zu lange gezögert hatte, beim Fenster hinauszuspringen. Kein Wunder, denn sie musste sich anziehen, ihre Dokumente und ihre Wertsachen zusammenkramen, und obendrein verträdelte sie jede Menge Zeit mit dem Versuch, über die verrauchte Stiege ins Freie zu gelangen. Stockdunkel war es seltsamerweise aufgrund des vielen Rauchs, das Atmen war unmöglich, und unten, im Parterre, schlugen die Flammen aus der Durchlass, der in den Keller führte. Irgendein Dummkopf hatte die Tür geöffnet, sodass dem Feuer noch mehr Sauerstoff zugeführt wurde, und das Ergebnis war somit das vorhin genannte.

Ihre wichtigsten Sachen hatte Enyas beste Freundin jedenfalls, wie sich selbst, über das Fenster ins Freie geschafft, und ihrer großen, schwarzen, und komplett mit Edelsteinen, Schmuck, Geld, Dokumenten und Domina-Klamotten vollgestopfte Tasche war es geschuldet, dass sie sich bei der Landung nur den linken Fuß verstaucht hatte. Sie war, nebenbei bemerkt, diejenige, die der Mordanschlag in weiterer Folge am wenigsten betraf, da sie bei Fenia wohnen und leben konnte. Auch bei Elizabeth hätte sie wohnen und sich von dem

Schock und der Verletzung erholen können, doch Fenias Gesellschaft hatte sie wegen Elizabeths Schwester vorgezogen.

Das erste, was Fenia und Elizabeth in Briannas Beisein am darauffolgenden Tag in Fenias Wohlsalon machten, war, Brianna zu trösten und ihre Rachegefühle nachzuempfinden sowie einen Teil davon zu übernehmen. Danach griff Fenia zum Telefon und kontaktierte einen befreundeten Detektiv (einen ehemaligen Kunden von ihr, bevor er seine Frau kennen lernte und nicht mehr herumhurte), der Billy Watson höchst diskret aufspüren sollte. Und wie der Zufall es wollte, oder weil der ehemalige Freier der Hure ein Meister seines Fachs war, gelang es ihm tatsächlich, Billy Watson anhand des Fotos, das Elizabeth ihm in die Hand gedrückt hatte, dingfest zu machen. Er brachte den zeternden und zappelnden Knirps unter Anwendung von Gewalt, Drohungen, und mithilfe von Handschellen zu Fenias Gartentor, und nachdem Fenia dem geschickten und diskreten Jäger ein dickes Bündel Banknoten in die Hand gedrückt hatte, und der Detektiv nochmals Stillschweigen versprochen hatte, landete der Knirps, der dem Detektiv auf dem Weg hierher unzählige »Lügen« aufgetischt hatte, in Fenias Keller.

»Neiin! Lassen Sie mich los! Diese Frau ist eine Hexe, die kleine Kinder quält!« hatte er am Gartentor vergeblich gebrüllt, doch der Mann, der ihn

verschleppt, entführt, oder auch nur hierher »gebracht« hatte, glaubte ihm kein Wort.

Die Frage, warum Fenia ihren ehemaligen Freier um Diskretion gebeten und ihn sogar bestochen hatte, beantwortete sich von selbst. Erstens wollte Brianna dem verkommenen Knirps den Anschlag auf ihr Leben heimzahlen, und zweitens hatte sie nun - als Logenschwester und Freundin zweier Sadistinnen, aus demselben Grund keine Skrupel mehr, ihn als Mittel zum Zweck zu benutzen. Im Gegenteil, denn damit erschlug Brianna Sinclair zwei Fliegen mit einer Klappe.

Den mittlerweile Siebenjährigen, wie ursprünglich von Elizabeth, Fenia und Leola geplant, als Hauptdarsteller für den streng verbotenen Film zu verwenden, der dazu dienen sollte, Briannas »Goldesel« (den Siebzjährigen, der sie als Gegenleistung unter anderem ehelichte), an die Leine der Ehe zu legen, war infolge der aufgezählten Argumente nämlich ganz und gar, oder wahrhafter als wahrhaftig geeignet, zwei Fliegen mit einer Klappe zu erschlagen. Erstens konnte man auf diese Weise seine Mitmenschen vor weiterem Schaden bewahren, zweitens konnte Brianna auch in Zukunft gut und ruhig schlafen, und drittens mussten Brianna und ihre zwei Komplizinnen kein todkrankes unschuldiges Kind aus einem Spital entführen.

Dass der kleine Mörder sich in Bezug auf sein undurchschaubares und tückisches Wesen, seine boshafte und rachsüchtige Art, und seines verdorbenen und unverbesserlichen Charakters wegen nie mehr ändern würde, stand nun auch aus Brianas Sicht fest, wie das Amen im Gebet, und im Grunde war es wohl sogar als Glück zu bezeichnen, dass der Privatdetektiv ihn aufgespürt hatte und nicht die Polizei, denn genau deswegen konnten auch die beiden anderen Huren weiterhin gut schlafen. Anders sah die Sache bei William Hopkins aus. Er hockte wieder splitterfasernackt in dem kleinen wohlbekanntem Käfig, in dem wohlbekanntem aber gruseligen Keller, und er hatte guten Grund, sich zu Tode zu fürchten, denn es konnte durchaus sein, dass das die vorteilhaftere Variante für ihn war, angesichts des schauerlichen und schockierenden Vorhabens der Huren. Dass er sterben musste, war unabwendbar. Brianna verzichtete darauf, ihn anhand von Worten damit zu konfrontieren und ihn dadurch unnötig zu schocken und zu schwächen. Sie wollte ihn vorerst in edelmütiger Manier »dumm« sterben lassen und sich die Wut für die Dreharbeiten aufsparen. Somit waren Fenia und Elizabeth diejenigen, die anstelle von ihr, aber mit derselben Prämisse im Hinterkopf, in den Keller stiefelten, um ihm eine satte Lüge aufzutischen.

»So sieht man sich wieder« sagte Fenia falsch freundlich, obwohl sie ihm am liebsten auf der Stelle die Gurgel umgedreht hätte. Sie zwang sich, ruhig zu bleiben, da sie wusste, dass das kleine korrupte Arschloch, das fürwahr unzurechnungsfähig sein musste, mit Stolz erfüllt war, weil ihm diesmal gelungen war, was es sich vorgenommen hatte. Die kleine Ausgeburt des Teufels, die im Käfig hockte, spiegelte sich in Fenias tückisch flackernden Augen wider. So sagte sie als nächstes, und wie mit Brianna abgesprochen:

»Die Polizei ist dir übrigens ebenfalls bereits auf den Fersen, weil dich das Mädchen, das täglich ihr Fahrrad im Flur abstellte, gesehen hat, als du dich im Keller versteckt hast. Carola ist ihr Name, falls es dich interessiert, wenn sie vor Gericht gegen dich aussagt.« Der kleine Brandstifter zeigte sich verwundert aber ungerührt, und entpuppte sich zugleich als saudumm.

»Ihr bringt mich zur Polizei, weil ich das Haus angezündet habe, in dem eure Freundin gewohnt hat?« fragte er rundheraus, weshalb beiden Huren ein paar Sekunden die Spucke weg blieb, obwohl sie extrem abgebrüht waren. Dafür gab es zwei Gründe. Erstens waren sie bis zu diesem Tag noch nie einem Kind begegnet, das man aufgrund seiner verstörenden Offenheit als »dermaßen stroh-dumm« bezeichnen konnte, und zweitens schien er sich von den Torturen schon so gut erholt zu

haben, dass er in kürzester Zeit verlernt hatte, ihnen Respekt zu zollen, indem er das Wort »Her-rin« an das Ende des Satzes hängte. Fast sah es aus, als wäre er ein so genannter »Teufelscupido«.

»Ja! Und falls du es noch nicht weißt; bei dem Brand gab es ein paar Tote!« klärte Fenia den kaltschnäuzigen Wicht resolut auf.

»Was soll's?! Die haben eben Pech gehabt, denn ich wollte wirklich nur eine Person um die Ecke bringen – und zwar die anmaßende Blondine, die ihr als eure Freundin bezeichnet, obwohl sie schlecht über euch spricht« sagte er in seiner Offenheit, verbunden mit einer Lüge, um einen Keil zwischen die drei Huren zu treiben, denn dafür war er scheinbar gewitzt genug. Leider war er damit bei Fenia und Elizabeth an der falschen Adresse, denn dieses Spielchen kannten sie aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen zur Genüge. Sie sahen sich wieder gegenseitig an, und nach ein paar Augenblicken zog Elizabeth ihr Gegenüber in die am weitesten entfernte Ecke.

»Was meinst du; soll ich meine Schwester fragen, ob sie anstelle von Brianna die Kamera bedient, damit Brianna sich an dem kleinen hinterhältigen Schwein ebenfalls austoben kann?«

Fenia runzelte die Stirn, denn sie dachte zwangsläufig an den Film, den sie in Verwahrung hatte, um sich im Fall des Falles vor den verbrecherischen Aktivitäten der durchtriebenen Geschäfts-

macherin schützen zu können, denn Elizabeths korrupter Zwillingsschwester war alles zuzutrauen. Kein Wunder, dass Fenia rasch eine Ausrede wusste.

»Lieber nicht. Du weißt doch; je mehr Leute in so etwas involviert sind, umso riskanter ist die Sache. Bei Jason (so lautete der Name des Detektivs) habe ich keine Bedenken, doch damit, und mit dem Arzt, der den Totenschein für Briannas Goldesel ausstellt, ist das Limit für meine Begriffe bereits erreicht. Wir benötigen deine Schwester in keiner Weise. Brianna kann aufgrund ihres Berufs, gleich wie ich, bestens mit der Kamera umgehen, und den Schnitt und die Entwicklung beherrscht sie ebenfalls sofort, wenn ich es ihr erkläre. Abgesehen davon gibt sich ihr abartiger Goldesel nunmehr, anstelle eines blutigen Massakers als Todesfolge, mit einem stinkenden Begräbnis unter einem fetten und frisch verschissenen Pferdearsch zufrieden. Und weil er möchte, dass der Knirps in seinem Toteskampf so heftig und so lange wie möglich unter deinem Arsch zappelt, werden wir den gespickten Hasen verwenden. Erst wenn er aufgehört hat, zu zappeln, weil er unter deinem Arsch in deiner Scheiße erstickt ist, hängen wir ihn auf und stechen ihn ab, damit der alte Bastard sieht, dass nichts gespielt, sondern alles echt war. Er will ein paar überzeugende Ausschnitte des Films seh'n, bevor er mit Brianna

zum Altar schreitet, also werden wir sie ihm hier, in meiner Villa, eine Stunde vor der Hochzeit zeigen. Und wenn er den ganzen Film in der Hochzeitsnacht geseh'n hat, gibt Brianna dem besoffenen Schwein das Schlafmittel in den Sekt, danach schaffen wir ihn hierher, und dann kann er sein blutiges Massaker, das er ursprünglich wollte, am eigenen Leib erleben.«

Die geäußerten Argumente reichten, denn Elizabeths Antwort lautete:

»Dein Ersatz-Konzept klingt gut. Fast möchte ich sagen, es klingt nun sogar besser, als vor unseren missglückten Anlauf. Gut, dass du unsere Chefin bist, und nicht ich, denn wie es aussieht, hätte ich schon wieder eine Riesendummheit gemacht. Die Sache mit dem Totenschein geht übrigens klar. Zehn Gratisnummern kostet mich der gruselige Spaß, aber das ist es mir wert, wenn ich dafür dem verdammenswerten alten Bock in Briannas Hochzeitsnacht eigenhändig die Eier und den Schwanz abschneiden und anstatt des Knebels ins Maul stecken darf. Komm ... lass uns zu dem kleinen Irren zurückmarschieren. Wie sieht es aus? Soll ich die kleine hinterhältige Ratte fesseln und knebeln, bevor du den Käfig hochziehst?«

»Nein. Im Gegenteil. Wir werden ihn bis zum ersten Drehtag in Ruhe lassen, und der Käfig bleibt am Boden, denn wir müssen dafür sorgen, dass er sich hier unten wie zuhause fühlt. Schon

vergessen? Dem Drehbuch entsprechend, müssen wir in dem kleinen Zimmer, das wir mit Spielsachen voll räumen, filmen, wie er an deinen Titten nuckelt, wie du ihn an sein Kinderbett fesselst und mit Möse und Arschloch auf seinem Schwanz und auf seiner Nase reitest, und wie er auf der Toilette deine Möse und dein Arschloch sauberlecken muss, während du ihn ein wenig mit dem Riemen züchtigst. Und das alles in voller Montur. Ach ja; obendrein möchte Brianna eine Extraszene, in der du ihn beinahe in der Badewanne wie eine Ratte ersüfst, weil er dir zur Strafe dafür, dass er Brianna ermorden wollte, unter Wasser die Zunge in den Arsch stecken muss. Außerdem muss die hinterhältige Rotznase zu Beginn des harten Teils ein paar Sätze sagen, weshalb er nach dem, was du als Vorspiel bezeichnet hast, in guter Verfassung sein muss.«

»Ach ja. Richtig.«

Sie stiefelten wieder zurück zum Käfig und musterten und taxierten den Todgeweihten, doch sie bemühten sich redlich, sich nichts anmerken zu lassen.

Ein paar Vorbereitungen mussten noch getroffen werden, und beinahe exakt eine Woche später, in der sie die erwähnten Szenen ohne nennenswerte Komplikationen gedreht hatten, ging es für William Hopkins ans Eingemachte. Die drei Huren waren die steile Treppe hinunter gestiefelt, und

was zu hören war, waren die typischen Geräusche, die durch die hohen Stiefelabsätze und die Sporen hervorgerufen wurden.

Die Kellertür öffnete sich mit einem knarrenden Geräusch der Angeln, und zehn bis fünfzehn Schritte später bauten sich zwei große vollbusige Dominas vor dem Käfig auf, die wie immer schwarze Augenmasken trugen. Die Einleitungsszene (ein missglückter Leckdienst an Fenias Möse, bei dem Fenia als seine »vollbusige Lehrerin« mit breit gespreizten Beinen hinter einem Schreibtisch auf einem Sessel saß, und er nackt und gefesselt zwischen ihren schwarz bestrumpften Beinen kniete und Zungenakrobatik betreiben musste) sowie jene Szenen, die den Titel (»Mammis Geburtstagstorte«) begründeten (die verbotenen Schweinereien, die Mammi mit ihm aus Gründen der »Erziehung« in voller Domina-Montur im Kinderzimmer, auf bzw. »in« der frisch benutzten Toilette, und im Schlafzimmer trieb) waren allesamt im Kasten, das Stativ, die Kamera, und drei zusätzliche Lampen hatte Fenia im Zuge der Reinigung des Kellers und des Käfigs, und zum Teil auch im Rahmen der Versorgung des Hauptdarstellers positioniert, und somit konnten die drei Huren nach ein paar wenigen Handgriffen beginnen.

Elizabeths Macke gemäß, musste sich der unwissende Hauptdarsteller nur eine einzige Sache

in Erinnerung rufen, die Elizabeth ihm zuletzt ein-gebläut hatte, denn schlauerweise hatten die Huren das Drehbuch der besagten Sache angepasst. Die Rede war von Elizabeths damaliger Idee, ihn, gleich wie sie es bei Billy Watson machte, zu zwingen, sie mit »Mammi« anzusprechen.

Lange Rede, kurzer Sinn: In dem Film war Elizabeth passenderweise eine böse, schwarze, dominante, und pädophil und sadistisch veranlagte Witwe und seine Mutter, weshalb er sie mit »Mammi« anzusprechen hatte, und Fenia, die seine pädophil und nicht minder sadistisch veranlagte Lehrerin und zugleich Mammis verwitwete Schwägerin spielte, wollte in dem Film anfangs nur »Mrs. Gray« anstatt »Dämona Gray« genannt werden. Einfacher ging es gar nicht, und dennoch wurde William Hopkins, der nackt und mit auf dem Rücken gefesselten Händen im Käfig saß, von einem mulmigen Gefühl heimgesucht, als die klimpernden Geräusche der Sporen und das »Klock-Klock-Klock« ihrer hohen Absätze an seine Ohren drangen, da die drei nach Rache dürstenden Dominas die steile versteckte Treppe herunter stiefelten.

»Aufgepasst, Schätzchen, denn wenn sich diese Tür hinter unserem Rücken schließt, gibt es kein Zurück. Denk jede Sekunde daran, dass er mit Stolz in der Stimme zugegeben hat, das Kinderheim angezündet zu haben, und dass er aus freien

Stücken zugab, *dich* ermorden zu wollen, anstatt Mrs. Devine, das Lesbenpärchen, deren Katze, und dem alten Mann. Also lang tüchtig zu, und schlag' ihn ohne Pardon, denn jeder einzelne Schlag bringt dich deinem Leben in Reichtum ein kleines Stück näher« lauteten die ermunternden und anstachelnden Worte, die Fenia auf dem letzten Abdruck zu Brianna gewandt von sich gab, während sie bereits den Schlüssel im Schloss drehte.

In William Hopkins steckten wahrhaftig mehr als zwei oder drei Teufel, denn Brianna hatte unter anderem erzählt, er hätte zudem die zutrauliche Katze der Lesben im oberen Stockwerk mit beiden Händen am Schwanz gepackt, mehrmals wie einen Hammer im Kreis gewirbelt, und das unschuldige Ding im schönsten Schwung losgelassen und mit brachialer Gewalt gegen die Wand geschleudert, weshalb die geschockte Katze in weiterer Folge nicht einmal mehr die Nase aus dem Türspalt gesteckt hatte.

Brianna tat gut daran, sich auch an diese gruselige Szene zu erinnern, die sie selbst gesehen, aber nicht verhindern hatte können, da ihr »kleiner Bruder« im Herumwirbeln damit gedroht hatte, die Katze im Falle einer Einmischung aus dem offen stehenden Fenster in den unmittelbaren Tod zu katapultieren.

Zugegeben; der kaltschnäuzige Knirps hatte ein eiskaltes, wenn nicht gar ein versteinertes Herz, doch hier und jetzt schien der Klumpen in seiner linken Brusthälfte, halb aus Eis, halb aus Stein, ein klein wenig aufzutauen oder Risse zu bekommen, denn er gewahrte, dass etwas vor sich ging, das über »normale« Einschüchterungen, Ficken, Lecken, oder Züchtigungen in verträglichem Maß hinausgehen könnte. Das zornig anmutende Gebärde der Dominas, die schwarzen seidenen Witwenschleier, die sie plötzlich trugen, die böse funkelnden Schlitze der Augenmasken, und die zielgerichteten Tätigkeiten und Bewegungen der Dominas waren eine Mischung, die ...

Mammis herrische Stimme fuhr – ohne dass sie oder eine der zwei anderen Dominas ihn in irgendeiner Form begrüßt hatte - resolut dazwischen. Sie legte das Drehbuch auf den hochgestellten Koffer, gleich neben der Kamera, damit sie und Fenja jederzeit einen Blick auf die Dialoge werfen konnten, und rief:

»Hör zu, du Wicht! Wir aktivieren gleich eine Kamera, weshalb ein paar vorbereitende Handgriffe nötig sind, und wenn wir damit fertig sind, möchte ich, dass du zwei, nein drei vorgebetete Sätze zu mir sagst! Und sowie du den jeweiligen Satz von dir gegeben hast, wirst du brav und artig die Klappe halten! Befolgst du meinen Befehl nicht, oder machst du aus lauter Dummheit einen

Fehler, legt Mammi dich übers Knie! Und zwar ordentlich! Kapiert?!«

»Ja« sagte er schüchtern, denn er fühlte jetzt noch stärker; irgendetwas stimmte hier nicht. Ausgerechnet Brianna Sinclair, die er dem schrecklichen Tod im Feuer preisgeben wollte, schloss beispielsweise gerade eben den Käfig auf, ohne dass eine der Dominas davon gesprochen hätte, ihn heraus zu holen. Dann zündete sie eine schwarze Kerze an, stellte sie neben zwei andere, die bereits brannten, auf dem Steinboden, und verteilte drei silberne Pentagramme, die sich die Huren um den Hals hängten, da sie an einer silbernen Halskette befestigt waren. Erst jetzt fiel ihm auf, dass an der gegenüberliegenden Wand eine zweite Kamera befestigt war, die beinahe lautlos lief, und seitdem die Dominas den Keller betreten hatten, durchgehend alles aufzeichnete. Merkwürdig, dachte er, doch er wurde abermals in seinen Gedanken durch Elizabeths harschen Ton unterbrochen.

»Ja, *Mammi* heißt das, du dumme Sau, und außerdem will ich ab sofort laute und klare Antworten! Verstanden?!«

»Ja, Mammi!«

»Schon besser! Und damit du schon mal ein klein wenig üben kannst, verrate ich dir den ersten Satz! Bei dem Satz, den du auf das Zeichen deiner Schwester, die bloß deswegen hinter der Kamera steht, weil du sie töten wolltest, sagen wirst, han-

delt es sich genauer gesagt um eine Frage, und die Frage, die du mir jetzt und hier stellen wirst, lautet; »Bekomme ich zum Geburtstag eine Torte, Mammi?!« rief Elizabeth, da sie von Brianna ein Zeichen bekommen hatte, das bedeutete; »Alles klar – du kannst loslegen!«

Elizabeth nicke Brianna zu, damit Brianna die Kamera aktivierte, und sowie die zweite Kamera ebenfalls lief, bekam der unfreiwillige Hauptdarsteller das Zeichen. Er konnte sich zwar nicht genug darüber wundern, doch er tat auf Briannas gleichermaßen knappen wie forschenden Zuruf aus lauter Furcht, wie geheißen.

»Los, du korruptes Schwein!«

»Ähm ... Bekomme ich zum Geburtstag eine Torte, Mammi?!« Seine beiden großen, vollbusigen und zum Teil in schwarzes Leder gekleideten Filmpartnerinnen starrten ihn an, als hätte er jetzt und hier ein Weltverbrechen begangen, und dann schnarrte Elizabeth (»Mammi«) plötzlich, bei laufender Kamera, in einer Mischung aus streng und erbst:

»Was fällt dir ein?! Denkst du etwa, ich hätte dich gestern Abend, einmal mehr, hier unten splitterfasernackt ausgezogen, gefesselt, und in den Käfig gesperrt, damit du allerlei Wünsche äußern kannst, bloß weil du heute Geburtstag hast?!«

Die Szene war damit im Kasten, und sowie Brianna die Kamera angehalten und an eine andere

Stelle des Kellers geschoben hatte, bekam der Junge den nächsten Satz vorgesagt.

»Aufgepasst, Kleiner, denn jetzt wirst du bei veränderter Kameraposition *noch* etwas sagen, und zwar ebenso laut und deutlich, wie du es beim ersten Satz getan hast! Du sagst; ›Nein, Mammi! Ich sitze nackt und gefesselt im Käfig, weil ich gestern, in der Schule, beim Nachsitzen, Mrs. Grays Möse nicht ordentlich geleckert habe!«

Ein paar Sekunden war es ruhig, dass man eine Stecknadel zu Boden hätte fallen hören, und dann rief Brianna voller Hass:

»Action!«

Die Kamera lief, und brav begann der eingeschüchterte kleine Junge, obwohl er Bauklötze staunte, zu sagen;

»Nein, Mammi! Ich sitze nackt und gefesselt im Käfig, weil ich ...«

Ach herrje! Er hatte aus lauter Angst den Text vergessen. Brianna stoppte die Kamera und deutete Elizabeth unauffällig, sie könne sich die angekündigte Züchtigung sparen, denn dadurch würden sich nur noch mehr Komplikationen ergeben. Also sagte Elizabeth zu ihm:

»Na schön, Kleiner! Mammi legt dich erst beim nächsten Fehler übers Knie, denn es könnte durchaus sein, dass sogar ein eiskalter Bastard, wie du, in einem Fall wie diesem Lampenfieber bekommt! Ich sage dir noch mal, was du zu sagen

hast, aber diesmal prägst du dir den einfachen Text gut ein! Aufgepasst! Die zwei Sätze lauten; *Nein, Mammi! Ich sitze nackt und gefesselt im Käfig, weil ich gestern, in der Schule, beim Nachsitzen, Mrs. Grays Möse nicht ordentlich geleckert habe!*«

Diesmal klappte es auf Anhieb, obwohl die Kamera lief, und Elizabeth bellte daraufhin in ihrer Rolle als sadistisch veranlagte Mutter strenger denn je,:

»Eben! Und genau deswegen ist deine Tante, Mrs. Gray hier! Ich habe sie gebeten, in unser Haus zu kommen, und sich, gemeinsam mit mir, in den Folterkeller zu begeben, damit du dich respektvoll bei ihr entschuldigen kannst! Es kann nicht sein, dass du dich ausgerechnet beim Nachsitzen, wo es ihr an meisten gefällt, querstellst, bloß weil deine Tante dich ohnehin auch zuhause jederzeit zu Leckdiensten verdonnern könnte!« Seltsamerweise zog sie nun vor laufender Kamera ihr kleines rabenschwarzes Spitzenhöschen aus, und man fragte sich ehrlich, warum sie das winzige Stoffding überhaupt anhatte – bei dem Monsterarsch, den sie mit sich trug. Dennoch; die Tatsache, dass sie den schwarzen winzigen Slip ausgezogen hatte, war kein gutes Zeichen – kam William Hopkins in den Sinn.

Die Kamera stoppte, und William Hopkins fragte sich noch immer, warum sie das Höschen vor lau-

fender Kamera ausgezogen hatte, doch Elizabeth konfrontierte ihn bereits mit seiner nächsten Aufgabe – dem Papageienhaften Nachbeten eines einfachen, aber verstörenden Satzes, denn wie es schien, musste heute alles Schlag auf Schlag gehen.

»Gut gemacht! Ich sehe, du hast dir bei der letzten Tortur die wichtigsten Dinge eingeprägt! Und jetzt sagst du auf das Zeichen deiner großen Schwester, die dem Feuer, das du extra wegen ihr gelegt hast, zu deinem Leidwesen entkommen konnte, laut und klar: ›Einen Dreck werde ich!‹«

Diesmal zögerte er länger, denn er begann zu ahnen, dass etwas hässliches im Busch lag.«

»Was ist?! Sitzt du plötzlich auf den Ohren, oder hat es dir die Sprache verschlagen, weil du genau das sagen darfst, was dir ohnehin die ganze Zeit auf der lügnerischen Zunge gelegen hat?! Los! Antworte gefälligst! Und wehe, du wagst es, zu stammeln!«

»Ich .. nein. Ich dachte bloß, dass es sein könnte, dass ich eben genau *deswegen* verdroschen werden könnte.«

»Quatsch mit Soße, Kleiner! Wir drehen bloß einen kleinen Film – für dich, als Erinnerung, wenn du im Knast sitzt, weil du vier Menschen und eine Katze auf dem Gewissen hast, die du, so sagte man es mir, kurz vor ihrem Tod in schockierender Manier gequält hast!« log Elizabeth wie gedruckt,

wobei festzuhalten war, dass nur die erste Hälfte des Satzes gelogen war und William Hopkins in Briannas Richtung schielte, da er genau wusste, wer ihn bezüglich der Katze verpetzt hatte. Doch er fing sich schnell, da ihm sogar das egal war, und richtete seinen teuflischen Blick wieder auf Elizabeth, die heute Abend anscheinend am meisten von allen zu sagen hatte. Hätte er in diesem Augenblick auch nur ansatzweise gehnt, dass er von dieser groß gewachsenen Edelhure, deren Hintern und Titten - in Bezug auf Schönheit und damit verbundener Größe - sämtliche Rekorde gebrochen hatten, heute Nacht – und zwar möglichst nahe gegen Mitternacht - erbarmungslos in einem großen Haufen Scheiße erstickt wurde, wäre er gewiss mit den Fäusten auf sie losgegangen.

»Und wozu ist die andere Kamera?« fragte er in einer gesunden Mischung aus Neugier und Argwohn, wobei er mit dem Kinn auf die Kamera deutete, die seit Beginn noch nie abgeschaltet worden war. Kein Wunder; wie konnte er auch wissen, dass die separate und durchgehende Aufzeichnung dazu diente, den geheimen »Club der Teufelinnen« bei Bedarf zu erweitern.

»Die ist lediglich dazu gedacht, dass wir einen Ersatz haben, falls eine der Szenen bei der Fertigstellung des Films irrtümlich zerschnitten wird!« erklärte Elizabeth wie selbstverständlich, womit sie nicht ganz Unrecht hatte, denn wenn der »Teu-

fel« es haben wollte, konnte es durchaus sein, dass sie einen etwas schlechteren Ersatz benötigten.

»Wirklich?« fragte er in seinem mäßigen Anflug von Argwohn, denn dass Filme »zerschnitten« (geschnitten) wurden, hatte er schon irgendwo aufgeschnappt.

»Ja! Was dachtest du denn?! Etwa als Zierde?! Und wozu der ganze Aufwand?! Bloß deshalb, damit dir im Kinderknast in all den Jahren nicht langweilig wird! Für vier, nein fünf Morde, die drangsalierte Katze mitgezählt, bekommt man normalerweise lebenslänglich, und der Gedanke, du könntest dort dein Leben lang bloß Däumchen drehen, an den Fingernägeln kauen, oder mit dem Finger in der Nase bohren, ist uns schier unerträglich! Vier Wörter sind es bloß, die wir genau deswegen aus deinem Mund hören wollen! Und für den Fall, dass du sie mittlerweile vergessen hast, wiederhole ich sie sogar. Sie lauten; einen Dreck werde ich!«

Brianna aktivierte die Kamera, und nach ihrem Ruf »Action«, und ein paar weiteren Sekunden, hörte man einen nackten, gefesselten, und argwöhnischen Jungen, der wie ein armer Sünder in einem Käfig kniete, laut und klar sagen:

»Einen Deck werde ich!« Ach herrje. Kaum gesagt, schon mutierte Mammi zu einer Teufelin!

»Na, warte, Bürschchen! Wenn das so ist, wirst du in Zukunft nicht nur Tante Vampirellas *Möse*, sondern ebenso ihr verschissenes *Arschloch* lecken, wenn sie dich zur Strafe nachsitzen lässt! Und damit das ordentlich klappt, werden wir dich sofort mit der neuen Art, deiner Tante und Lehrerin gegenüber Respekt zu zeigen, vertraut machen!« Nun war sogar die tote Katze aus dem Sack!

»Neiinin! Bitte nicht! Ich ... ich ... ich dachte, ihr wollt ...«

»Weiter kam er zum guten Glück nicht, denn Elizabeth hatte sich extra beeilt, ihn nicht zum Reden kommen zu lassen, und dadurch die ganze gelungene Szene zu vermässeln. Da Brianna zum nochmaligen Erstaunen des Gefangenen die Käfigtür bereits aufgeschlossen hatte, musste »Mammi« sie nur öffnen, und ihn mittels einiger kräftiger Ohrfeigen zum Schweigen bringen.

»Halt die Fresse, du freche Sau! Na warte! Dir werd' ich's zeigen!« brüllte sie voller (echtem aufgepeitschtem) Zorn. Sie zerrte den schreienden Knirps an den Haaren aus dem Käfig, und noch ehe er ein paar weitere Silben in Form von Tönen von sich geben konnte, klemmte Elizabeth seinen Hals brutal zwischen ihre mit Stacheln bewehrten Schenkel, und steckte ihm ihr schwarzes zusammengeknülltes Höschen in den Mund. Seltsam; jetzt war das Höschen auf einmal ziemlich groß!

Sogar riesengroß! Und ja; an William Hopkins' Gedanken musste etwas dran sein, denn ab jetzt waren nur mehr dumpfe Laute im Keller zu vernehmen. Von der üblichen Vorgangweise der Huren abweichend, pisste Elisabeth ihm mit extraordinär gespreizten Beinen, und extrem ergiebig, in die Augen und in den Mund, obwohl das Höschen bereits seinen segensreichen Zweck erfüllte. Der Grund: sie mussten achtgeben, dass er kein Wort zustande brachte. Fenia, bzw. »Mrs. Gray«, seine beleidigte Lehrerin, half ihrer Komplizin dabei, indem sie seinen Mund mit ihren beiden Daumen und ihren beiden Zeigefingern auf spreizte, während Elizabeth den Zappelnden, der heulte und die brennenden Augen so fest wie möglich schloss, mit eiserner Klaue am Haarschopf festhielt. Er hustete so gut wie ununterbrochen und hatte deswegen, und wegen dem Höschen, Probleme, Luft zu bekommen, doch das war den drei Huren vollkommen egal. Im Gegenteil. Es machte ihnen zunehmend und zusehends Freude, den kleinen gewissenlosen Mörder zu demütigen und zu quälen.

Nachdem »Mammi« (Filmname »Cruella Gray«) ihre gut gefüllte Blase vollkommen in Klein-Williams Mund entleert hatte, wechselten die beiden Huren die Positionen. Elizabeth übergab ihrer großen und teuflischen Filmpartnerin den gurgelnden, schreienden und zappelnden Knirps, indem

eine Faust die andere an seinem hochgestellten Haarschopf ablöste.

Fenia spreizte, nicht minder extraordinär, wie zuvor Elizabeth, im gehockten Stehen die Beine, hielt »Benjamin Gray« (so lautete sein Name im Film) am Schopf gepackt, und pisste ihm ebenfalls mit Freude und Begeisterung ergiebig in die Augen und in den Mund, den Elizabeth dermaßen brutal geöffnet und aufgespreizt hatte, dass sogar seine Mundwinkel einrissen. Fast sah es aus, als wäre das Absicht gewesen, denn Fenia zog ihn am Schopf hoch und leckte das Blut von seinem Gesicht. Als nächstes verbiss sie sich an seinem kleinen, durch Elizabeths Stachelbänder verletzten Hals, als wäre sie eine waschechte Vampirin, und leckte auch dieses Blut voller Wonne, sodass es nicht bloß den Anschein hatte, sie würde es aus seinen Adern saugen. Nein; sie hatte tatsächlich zugebissen und im wahrsten Sinn des Wortes »Blut geleck«!

Dann ließ sie von ihm ab, hielt den schreienden und zappelnden Knirps, am Schopf - wie einen Hasen, der dazu gedacht war, abgestochen und gekocht oder gebraten zu werden - in die Luft und schnarrte:

»Benjamin Gray! Was bin ich froh, die Einladung meiner schlaunen Schwägerin in jeder Hinsicht angenommen zu haben! Du dachtest doch nicht etwa ernsthaft, ich würde es nicht übers

Herz bringen, den unartigen Neffen meines verstorbenen Mannes zu züchtigen, wie es der Angehörigen einer geheimen Hexenloge geziemt?! Und damit das geheime Ritual noch erregender wird, gestatte und befehle ich dir, mich ab sofort nicht mehr Mrs. Gray, sondern Tante Vampirella zu nennen, denn hier unten, in unserem Folterkeller, bin ich deine pädophile und sadistische Tante, die dir in Lecken und Scheiße Fressen Nachhilfeunterricht geben wird, und Vampirella ist mein trefflicher Hexenname! Die Gelegenheit, dich endlich im Verborgenen in *der* Form in die Mangel nehmen zu können, die einer kleinen frechen Sau, wie dir gebührt, lasse ich mir im Rahmen unserer Hexenriege keinesfalls entgeh'n!« kreischte Mrs. Gray (nunmehr Vampirella Gray, die sich im Film geoutet hatte, seine Tante zu sein, die ihrem Neffen in der Schule verboten hatte, sie »Tante« anstatt »Mrs. Gray« zu nennen) verflucht originalgetreu. Kein Wunder, denn tatsächlich war es so, dass Enya an eine Hexenhuren-Loge geraten war, die im Verborgenen den Teufel anbetete. Anzeichen dafür gab es, doch nie im Leben hätte Enya daran gedacht, Briannas »Feixen« Beachtung zu schenken. Fenia, die Chefin, nannte sich im Rahmen dieser geheimen Vereinigung »Satanica Black«, Elizabeth und deren Schwester, Leola, nannten sich »Cruella« und »Dämonica Black«, und Brianna nannte sich, wie konnte es auch an-

ders sein, in dieser geheimen Schwesternschaft »Satanella Black«, denn genau das war der Name, den Enya ihr als »Spitzname« verpasst hatte, da sie den Namen in ihrer Wohnung auf einem Stück Papier gelesen hatte. Da sie dachte, es hätte etwas mit einem Theaterstück zu tun, hatte sie der Sache keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt, doch hätte sie es gewusst, hätte sie keine Sekunde darüber gegrübelt, warum diese drei Huren so abgebrüht und kaltherzig waren. William Hopkins war somit ein doppelt und dreifach willkommenes Opfer.

Er heulte dicke Tränen, doch was die grausamen Hexenhuren mit ihm machten, war erst der Anfang.

Da sie die beiden schmalen Bänke bereits in weiser Planung und Voraussicht zusammengestellt, mit Seilen verbunden, und eine kleine Metallplatte daraufgelegt hatten, konnten Cruella und Satanica Black sofort damit beginnen, ihn abwechselnd übers Knie zu legen und ihn mit dem kurzen schwarzen Schlagriemen vor laufender Kamera windelweich zu prügeln. Je mehr er bäuchlings über dem schwarzen Knie des Lederstiefels und dem linken halben Oberschenkel liegend zappelte, desto ordinärer spreizten sie die Beine, während sie ihm den kleinen, knallroten Arsch versohlnen. Den Lederknebel legte ihm Fenja zusätzlich an, denn sie war diejenige, die das schockierende Fi-

nale eröffnete. Brianna hatte eine Geste vollführt, die besagte, die gut gelungene Szene keinesfalls abubrechen, was zugleich der Auftakt für den Höhepunkt eines streng verbotenen, illegalen und strafbaren Films war, den man als »Filmische Aufzeichnung eines Mordes« bezeichnete. Jahrzehnte später bezeichnete man diese Art von Filmen als »Snuff« (englisch umgangssprachlich *to snuff someone out* = jemanden auslöschen).

Elizabeth, die als Leiterin in einem Heim für schwer erziehbare Kinder viel Routine im Umgang mit extrem schwierigen Jungs hatte, klemmte den Kopf ihres unartigen und aufsässigen »Söhnchens« zwischen die Schenkel, was bewirkte, dass es nicht mehr mit dem Oberkörper zappeln konnte, was zugleich der Grund war, warum die beiden Bänke am oberen und unteren Ende auf je einem stabilen Sockel aus Granit standen. Nur dadurch und unter Verwendung einer kurzen Treppe im Mittelteil war es möglich, den Kopf des Jungen auf jene Höhe zu bringen, die es der großen und breitärschigen Helferin gestattete, seinen Hals zwischen die schwarz bestrumpften Schenkel zu klemmen, und selbige, je nach Lust, Laune oder Drehbuch, fest oder weniger fest, wie die Backen eines Schraubstockes gegeneinander zu drücken oder gegen einen eingeklemmten Hals zu pressen. Und genau das tat Elizabeth, obwohl sie, wie eine waschechte Folterhexe, gleich zu Beginn

die schwarzen doppelreihigen Hundehalsbänder mit den spitzen langen Stacheln in verräterischer Weise um ihre breiten Oberschenkel geschnallt hatte. Sie drückte ihm die Stacheln nochmals gut dosiert und richtig platziert in den Hals, und hielt ihm obendrein hinter ihrem Arsch und unter dem transparenten Röckchen die Nasenlöcher zu, damit er vor lauter Panik richtig toll zappelte. Im Prinzip war das auch das einzige, was er in diesem düsteren Augenblick in seiner bodenlosen Verzweiflung machen konnte.

Also zappelte er unter den gegebenen Umständen umso mehr mit den Beinen, doch Tante Vampirella, seine korrupte Privatlehrerin, trieb ihm das schnell aus, indem sie ihn mit der Linken an den kleinen Eiern und am Schwänzchen packte, und das Leder mit viel Kraft auf seine Hoden niedersausen ließ. Fenia Clayton verdrosch den sieben Jahre alten Mörder und Pornodarsteller (Die Szenen »Mammi reitet ihr Söhnchen im Kinderzimmer mit Möse und Arschloch« sowie »Lecken 1« und »Lecken 2«, am Schreibtisch und im Bett waren bereits gedreht und fertig, und sogar die schockierende »Extraszene« für Brianna in der Badewanne war bereits auf Zelluloid verewigt) nach Strich und Faden, sodass es im Keller oft und laut klatschte, und wer seine schlimme Pein am meisten genoss, war die Domina, die die Kamera bediente, denn die wäre bereits seit Tagen tot, wenn

es nach ihm gegangen wäre. Leider musste sich Fenia bei den Beschimpfungen an das Drehbuch halten, weshalb die Sprüche nicht ganz so deftig ausfielen, wie es ohne Kamera der Fall gewesen wäre.

»Du unartiger Knirps! Na warte! Deine Mammi und ich werden dir im Handumdrehen Manieren beibringen!« brüllte sie energisch, während der geprügelte Hauptdarsteller Rotz und Wasser heulte und auf den düsteren grauen Steinboden des Kellers vergoss. Allerdings musste er aufgrund seines völlig verdrehten Gehirns noch Reserven haben, was seine Angst und seinen Respekt vor den Hexenhuren anging, denn bis jetzt hatte er weder auf den Boden gepinkelt, noch hatte sein Schließmuskel den Dienst versagt. Elizabeth, die nach einem Grund suchte, ihn ebenfalls mit dem Lederriemen schlagen zu können, brüllte:

»Aufgepasst, Kleiner! Mammi möchte, dass du dich im Grunzen übst, denn was Tante Vampirella und ich heute Nacht mit dir vorhaben, erfordert die Kunst der Nachahmung dieser Laute! Los! Grunze in Mammis Höschen, wie das Schwein, das du bist!«

Da William Hopkins schlichtweg die Luft fehlte, um der Anordnung Folge zu leisten, hatte Elizabeth Valentine ihr Ziel auf Anhieb erreicht.

Sie schlug ihn mit dem Riemen, obwohl er ohnehin von seiner »Tante« nach Strich und Faden verdroschen wurde.

»So, du Drecksferkel! Das war die Strafe dafür, dass du meinen Befehl nicht auf Punkt und Bei-  
strich befolgt hast! Und lass dir eines gesagt sein!  
Solltest du heute Nacht die Scheiße deiner Mammi daran hindern, direkt in deine Kehle zu kriechen, werde ich dir deine eigene Scheiße mit dem Lederriemen aus dem zwergenhaften Leib prügeln, bevor ich sie dir ebenfalls ins Maul stopfe! Hast du mich verstanden?!« brüllte sie zornig, wobei sie den Knebel löste, damit er antworten konnte.

Da der Knabe Rotz und Wasser heulte, anstatt zu antworten, wiederholte die große schwarzhaarige Domina die Frage mit schnarrendem Ton:

»Mach die Ohren auf, du bockiger Dreikäsehoch! Mammi will wissen, ob du verstanden hast, was dich erwartet, falls du dich gegen die Fütterung sträubst!«

»Ja, Mammi ... sagte er, doch leider sagte er es zu leise, weshalb Elizabeth ihn ohrfeigte, und Fenia erneut auf seine Hoden eindrosch, bis er vor lauter Schmerzen die Besinnung verlor.

Ein Eimer Wasser löste das wenig beachtete Problem, und dann wurde er nochmals gefragt.

»Mammi will diesmal laut und deutlich hören, ob du verstanden hast, was sie sagte! Los! Ant-

worte gefälligst, du kleines ungelehriges Stück Scheiße, oder Mammi begibt sich mit dir in die dunkle Ecke des Folterkellers, wo du ihre nicht minder dunkle Seite kennen lernen wirst!«

»Ja, Mammi, ich habe verstanden!« sagte er nun laut und klar, obwohl ihm unentwegt die Tränen in die brennenden Augen schossen.

»Glück gehabt, Kleiner! Du bist nur Millimeter daran vorbei geschrammt, dass Mammi dir ein paar Knochen zertrümmert hätte!« Das war alles andere als eine leere Drohung, denn Fenia Clayton hatte für »spezielle Zwecke« (anspruchsvolle Stammkunden, um genau zu sein) vor zwei oder drei Jahren auf einem Markt und bei einer Auktion, in Sydney, etliche Foltergeräte erstanden. Daumenschrauben, eine Strangschlinge, ein Brandeisen, eine Würgbirne, spanische Stiefel (Beinschrauben), einen Schandkragen, eine Judaswiege, Scavengers Tochter, einen gespickten Hasen, eine Schädelpresse, und sogar eine Streckbank, die, gleich wie die anderen Gegenstände, vollkommen intakt war.

Nachdem sie zügig die Positionen gewechselt hatten, wiederholte sich das Ganze in noch schmerzhafterer Form, denn Fenia schnallte sich ebenfalls in Großaufnahme die stacheligen Riemen um die Oberschenkel. Sie machte das in aller Ruhe und bewegte sich dabei besonders lasziv, damit Noah Sinclair gut sehen konnte, dass sie

den verbrecherischen Knirps »richtig« folterten, dass man (im negativen Sinn) eine Gänsehaut dabei bekommen konnte.

Elizabeth löste Fenia bei der Großaufnahme ab, indem sie sich vor die Linse der Kamera stellte und den mittelgroßen schwarzen Fickschwanz um die Hüften schnallte, und nachdem Elizabeth dem kläglich winselnden Knirps, trotz umgeschnalltem schwarzen Fickschwanz ebenfalls den Arsch versohlt, ihm auf dem Käfig brutal von hinten aufgebockt, und ihn tüchtig geritten und gerammelt hatte (einschließlich einer Großaufnahme, bei der Fenia sich den längsten Fickprügel um die Hüften schnallte, und der gefolterte und auf den Käfig gefesselte Knirps deswegen im Hintergrund vor lauter Angst in den Käfig pisste und schiss), hieß es vonseiten seiner bitterbösen Mammi:

»Aufgepasst, du kleine arschgefickte Drecksau! Tante Vampirella wird dir jetzt, zur Strafe dafür, dass du unerlaubterweise in den Käfig gepisst und geschissen hast, ebenfalls den Arsch aufreißen, während ich dich mit dem Stacheln quäle, und danach wird Mammi den Knebel und das Höschen aus deinem Maul nehmen, damit du an Tante Vampirellas hübscher Arschfotze riechen, und dieselbe mit der Zunge sauber lecken und verwöhnen kannst! Wir werden dich dabei mit dem Gesicht nach oben auf die Bank legen, Tante Vampirella wird sich mit gespreizten Beinen auf deine hässli-

che Visage setzen, und du wirst deine Zunge brav und artig bis zum Anschlag in ihr Arschloch stecken! Und nun aufgepasst, du rotzfreche Sau! Wenn du es nämlich wagst, dich in deiner als Faulheit getarnten Widerborstigkeit dagegen zu sträuben, anstatt voller Wonne mit der Zunge in Tante Vampirellas Arschloch herumzuwühlen, wirst du dir im Zuge unserer Bestrafung dafür wünschen, deinen Kopf vor genau sechs Jahren nicht aus Mammis Arschloch gereckt zu haben!«

»Ich muss, nein ich darf deiner strengen Mammi einmal mehr beipflichten, Benjamin Gray, denn ich hasse nichts mehr, als ungezogene Erstklässler, die es nicht schaffen, meine Möse und mein Arschloch zu beglücken!« schnarrte Fenia, ihrer Rolle entsprechend.

»Du hast es gehört! Tante Vampirella ist bereits ebenso böse auf dich, wie Mammi! Also gib dir gefälligst Mühe! Sollte deine Tante und Lehrerin mit deiner Leistung nicht in vollkommener Weise zufrieden sein, kannst du was erleben! Das mindeste, was dir hier unten blüht, ist, dass wir dich so lange in den Arsch ficken und schlagen, bis du nicht mehr weißt, ob du ein Männchen oder ein Weibchen bist!«

Sie machten es genau so, wie »Mammi« es ihm angekündigt hatte, und seltsamerweise hielten sie, eine Viertelstunde später, tatsächlich inne und liebten von ihm ab, damit er essen, trinken, ein Mittel

gegen die Schmerzen nehmen, und sich ein wenig erholen konnte. Das glaubte er zumindest, doch in Wahrheit konnten sie erst weiterdrehen, wenn sich Fenias Stuhlgang meldete.

Ungefähr drei Stunden später war das der Fall, und so kam es, dass sie ihn wieder aus dem Käfig zerrten, ohrfeigten, und ihn, gleich wie vor drei Stunden und in derselben Position, mit dem Bauch nach oben, auf die Bank fesselten. Nun spreizten sie seinen Mund mithilfe eines runden metallenen Mundspreizers ganz weit auf, und zu guter Letzt pisste und schiss ihm »Tante Vampir-  
rella« alles in die Kehle, was sich in ihrer Blase und in ihrem Darm angesammelt hatte. Das war in Bezug auf die Kacke der Lehrerin verdammt viel, denn sie hatte sich, gleich wie Elizabeth, in den Tagen zuvor extra darauf vorbereitet, indem sie den Stuhlgang unterdrückte. Das bedeutete: die maskierte und mit einem Witwenschleier unkenntlich gemachte Domina, die mit breit gespreizten Beinen über seinem Mund hockte, schiss und schiss, schimpfte den Siebenjährigen dabei eine »unartige Rotznase«, eine »Drecksau sondergleichen«, und ein »kleines, widerliches, widerwärtiges, und widerborstiges Schwein!« und die dicke braune Wurst, die aus ihrem Arschloch kroch oder flutschte, und seinen gewaltsam aufgespreizten Rachen, seine Kehle, und seinen Magen füllte, wollte kein Ende nehmen. »Mammi« quälte ihn

indessen mit brennenden Zigaretten, die sie auf seinen Brustwarzen und Hoden ausdrückte, und mit Nadeln, die sie unter seine Fingernägel steckte, damit er brav schrie und grunzte, und »Mami« war auch diejenige, die die ganze restliche Scheiße auf seinem aufgespreizten Mund anhäuften, auftürmte, und die warme, klebrige und stinkende Masse mithilfe eines speziellen hölzernen »Stopfers«, gleich wie man es auch bei Mastgänsen machte, in seinen Magen beförderte.

Danach erntete er – die Kamera lief nun durchgehend - gleich vorweg dutzende Drohgebärden in Form von Ohrfeigen, denn sie zwangen den völlig erschöpften Jungen vor laufender Kamera, auf Elizabeths gebrüllte Fragen »Wie sieht es jetzt aus, du Scheiße fressende Drecksau?! Haben wir dich jetzt endlich soweit, wie wir dich haben wollen?!« folgende Worte so laut wie möglich zu sagen;

»Nein ... Keineswegs ... Ich hasse euch ... Ihr werdet mich nie kleinkriegen ...«

Dass er dieselben Worte, aus lauter Furcht, wie in Trance, aber gut verständlich in der richtigen Reihenfolge wiederholte, war, der Filmhandlung, aber zugleich der Wirklichkeit entsprechend, sein Todesurteil, das jedoch erst vollzogen werden konnte, wenn sich Elizabeths Stuhlgang meldete. Da dieses Stoffwechselphänomen erst tags darauf, am Vormittag eintrat, konnte sich der gemarterte

Hauptdarsteller wieder erholen, indem er sich im Käfig, hoch oben an der Decke, in einen Erschöpfungsschlaf weinte. Schlaftabletten benötigte er gewiss nicht, doch was sie ihm gaben, waren schmerzlindernde Mittel, Wasser und Nahrung, soviel er wollte. Leider waren diese ruhigen Stunden viel zu schnell vorüber, denn bereits um neun Uhr vormittags päppelten sie ihn nochmals mit Limonade und Tabletten auf, und setzten die verbotene Sache fort. Schwarze Kerzen wurden wieder in einer bestimmten Anordnung auf den Boden gestellt und angezündet, Pentagramm-Silberanhänger um drei weibliche Hälse gehängt, und dann läutete eine unsichtbare und unhörbare Todesglocke.

Brianna griff nach dem Drehbuch, hob es wortlos in die Luft, zeigte mit dem Zeigefinger darauf, drehte es um, und warf es verkehrt auf den Käfig, weshalb Fenia und Elizabeth wussten, dass sie aus Rache auf dem zweiten Mitschnitt sehen wollte, wie einige der neuen Foltergeräte im Original funktionierten, oder dass sie ihren Rachedurst stillen wollte, ohne dass die Hauptkamera lief. Auf diese Weise ersparte sie sich das Herausschneiden dieser Szene, und zu ihrer Freude willigten die beiden Akteurinnen ein. Gewiss; es gab zwar eine Unterbrechung, und der Hauptdarsteller wurde dadurch zusätzlich in Mitleidenschaft gezogen, doch

dass Brianna ihre Rache bekam, war viel wichtiger.

So schaltete Brianna die Hauptkamera ab, und brach dem vor Angst schlotternden und vor Schmerzen schreienden Knirps mithilfe der Dauerschrauben vor laufender zweiter Kamera ein paar Knochen, mit der Begründung, er hätte nicht genau das, was sie als Regisseurin hören oder sehen wollte, über die Lippen gebracht oder getan.

Zuerst brach sie ihm lediglich den kleinen Finger der linken, und die große Zehe des linken Fußes, während Fenia seinen Kopf zwischen die Schenkel nahm, damit er nicht übermäßig zappeln konnte.

»Das war dafür, dass du den alten Mann ermordet, und die Katze meiner Nachbarinnen am Schwanz im Kreis gewirbelt und gegen die Wand geschleudert hast!« schnarrte sie voller Wut. Danach brach Brianna ihm den Ringfinger, was sie als »Rache für das Ableben des lesbischen Pärchens bezeichnete, denn die beiden jungen Frauen hatten wirklich niemandem etwas zuleide getan. Auf eine Rache für den Mord an Mrs. Devine verzichtete sie zu William Hopkins' Glück, denn die »alte Schachtel« hatte sie ohnehin gehasst. Da er wegen der neuen grausamen Tortur wie leblos zwischen Elizabeths Beinen hing, ihnen in Wahrheit vorgaukelte, er wäre wieder bewusstlos, und Brianna diesen Sachverhalt überlauerte, fesselte

Brianna die geknebelte »leblose Puppe« in Bauchlage auf die Streckbank, bockte ihr von hinten auf, und danach stieg sie von seinem kleinen Arsch herunter, stiefelte zum Spannhebel, und drehte so lange an der Hebelübersetzung, bis die Schultergelenke des Gefolterten aus der Pfanne sprangen und zugleich den Beweis erbrachten, dass er sehr wohl bei Bewusstsein war. William Hopkins schrie sich die Seele aus dem Leib, und diesmal entfernte Fenia sogar den Knebel, damit das Geschrei den Keller erfüllte.

Sie mussten Noah Sinclair heute Nacht weder etwas vorgaukeln, noch mussten sie bloß so tun, als würde es ihnen Spaß machen, den kleinen Attentäter bestialisch zu quälen, denn es bereitete ihnen sichtlich Freude, und als Fenia und Elizabeth in Großaufnahme der Hauptkamera an ihren klitschnassen Hexenmösen rubbelten, bis sie einen Höhepunkt hatten, der schier unübertrefflich war, und Brianna dasselbe hinter der Kamera fertigbrachte, konnte das als klarer Beweis gelten. Als sein Schreien ein wenig nachgelassen hatte, sagte Brianna zu William Hopkins:

»Na also! Ich wusste, dass du eine schauspielerische Ader hast! Und damit es sich richtig geil anfühlt, wenn ich den langen Mitschnitt im Nachhinein betrachte, schnalle ich mir nun den längsten Fickschwanz um die Hüften, denn nichts ist erregender, als einen schreienden Knirps in dieser

schmerzhaften Lage in Reitstellung von hinten in den Arsch zu ficken, mit dem Lederriemen auf seine ausgekugelten Gelenke zu dreschen, die Sporen in seine Schenkel zu drücken, und mit einer Reitgerte auf die kleine arschgefickte Sau einzudreschen, bis ihr klar geworden ist, dass ihr verbrecherisches Leben einzig und allein in unseren Händen liegt. Und das schönste an der Sache ist, dass es in Zeiten wie diesen, niemanden juckt, wen ein kleiner elternloser Straßenstrolch im Magen eines Hais landet!«

Sie verwirklichte die grausame Ankündigung und das letzte, was er hörte, bevor Brianna ihn in die nächste Ohnmacht fickte, waren folgende Worte:

»So, du Schwein! Das war dafür, dass du mich erpresst hast, du würdest die Katze aus dem Fenster katapultieren, wenn ich noch einen Schritt näher komme!«

Das gute an seiner Besinnungslosigkeit war, dass Fenia ihm beide Schultern hintereinander einrenken konnte, ohne dass er den fürchterlichen Schmerz spürte, was wichtig war, da sie den Film so vollenden mussten, wie Noah Sinclair es wollte.

Damit es so aussah, als hätte es keine Unterbrechung gegeben, pisste und schiss Brianna ihm abseits der Filmhandlung ebenfalls tüchtig und voller Wonne und Genugtuung in die Fresse, und

nachdem sie ihn zwecks »neuer Motivation« nochmals, jedoch auf dem Käfig, heftig in den Arsch gefickt, übers Knie gelegt, und den gefährlichen kleinen Attentäter äußerst brutal mit dem Lederriemen gezüchtigt hatte, um ihre Aggressionen gründlich und ein für allemal loszuwerden, galt es für Elizabeth und Fenia, auf seine letzte Antwort im Film zu reagieren, die, um es zu wiederholen »Nein ... Keineswegs ... Ich hasse euch ... Ihr werdet mich nie kleinkriegen ...« gelautet hatte.

Da Brianna diejenige war, die gerade eben frisch geschissen hatte, machten sie es so, dass Fenia sie hinter der Kamera ablöste, und eine Großaufnahme von Briannas großem Hintern fabrizierte, da sich die beiden beeindruckend voluminösen Gesäße ohnehin zum Verwechselln ähnelten. So sah man nur eine behandschuhte Hand, die William Hopkins brutal am Schopf packte, eine zweite, die ihm die ganze Scheiße, die er bei Briannas Fütterung fallen gelassen hatte, in den Mund stopfte, und eine Einstellung, bei der seine Nase nahe an das große braun umrandete Loch herangeführt wurde, das aufgrund der Stuhlentleerung weit offen stand. Dann brüllte Elizabeth anstelle von Fenia in ihrer echten Rage:

»Was hast du gesagt?! Na warte, du freche Sau! Zur Strafe wirst du Tante Vampirellas frisch verschissenes Arschloch sauber lecken, während du

ihre restliche Scheiße runterwürgst! Genau so, wie du es auf der Toilette bei Mammi machen musst, wenn du dich daneben benommen hast!« Elizabeth suchte den Boden mit Blicken ab, und tatsächlich fand sie noch einen braunen stinkenden Knödel, der ihr gerade recht kam. Sie hob ihn auf, hielt ihn William Hopkins vor die Nase und sagte:

»Oooh! Ich weiß zwar nicht, wie du es angestellt hast, aber wie es aussieht, ist es dir tatsächlich gelungen, eine ansehnliche Kackwurst übrigzulassen! Die sieht aber hübsch aus!« Sie stopfte ihm die Kacke in den Mund und drückte sein Gesicht ganz nah an Briannas vor die Nase gehaltenen Arsch. Da Brianna ihre Arschbacken und das große offene Arschloch unmittelbar vor seinen Augen mit den Händen auseinanderzog, kam es William Hopkins vor, als hätten sie die Absicht, einen Versuch zu starten, seinen kleinen Kopf so weit wie möglich in das große stinkende Arschloch der Regisseurin zu stecken.

»Hmmm! Muss die lecker sein!« höhnte Elizabeth, die ihre Rolle als dominante Mutter glänzend spielte, in Anspielung auf die Mahlzeit.

Da Noah Sinclair vorrangig sehen wollte, wie der Siebenjährige hilflos unter dem großen Hintern einer Domina zappelte, drückte Elizabeth seine Nase bis zum Anschlag in Briannas Arschloch, und nachdem Brianna ihre Arschbacken losgelassen hatte, steckte sein hochroter Kopf fest. Was

folgte, war das Anlegen des so genannten »Scheiße-Fresser-Gürtels«. Dabei wurde ein breiter Ledergürtel um den Nacken des »Lehrlings« und um die Taille der Hure gelegt, und nachdem die Hure den Gürtel gespannt und am Bauch festgezurt hatte, konnte der im Arsch Fixierte nicht mehr entkommen. Das konnte man anhand des Siebenjährigen, dessen Nase feststeckte, als wäre sie angeschraubt, gut sehen, und genau das war es, was Briannas »Goldesel« - diesen abartigen alten Bock erregte.

William Hopkins zappelte fürwahr wie ein Fisch zwischen Briannas stattlichen Arschbacken, wobei man seinen Kopf fast nicht mehr sehen konnte, und damit er nicht aufhörte, zu zappeln, packte Brianna den Jungen, der einen Mordanschlag auf sie verübt hatte, an den Hoden und quetschte dieselben in der Faust zusammen – gleich wie Enya es gemacht hatte, da sie glaubte, dadurch sein Leben retten zu können.

»Na warte. Dir werd‘ ich‘s zeigen, du hinterhältiges Schwein« murmelte Enyas Freundin leise, damit man es beim Vertonen des Films nicht hörte.

Als hätte sie per Wellenmagie mit Elizabeth Verbindung aufgenommen, schnarrte »Mammi«;

»Los, grunze gefälligst, du Scheiße fressende Sau! Und wehe, du wagst es, noch mal einen Teil auszukotzen! Alles, was ich dir ins Maul gestopft

habe, muss runter in den Magen! Durchtriebene Kanailen, wie du, haben es nicht besser verdient!«

Damit seine Schmerzensschreie verstummen, setzte Brianna sich auf sein kleines verheultes Gesicht und drückte ihm auf diese Weise die von Elizabeth aufgesammelte Scheiße in die Kehle. Der Knirps zappelte um sein Leben und gab Mitleid erregende Töne von sich, doch je erbärmlicher es sich anhörte, desto grausamer quälten sie ihn.

Hätte der Knirps geahnt, dass als nächstes die so genannte »Todesszene« folgte, hätte er gewiss alles getan, um diese Szene so lange wie möglich hinauszuzögern.

Brianna löste den Gürtel und tauchte unter dem Erfassungsbereich der Kamera weg, damit sie Fenia zurück ins Geschehen schicken konnte. Das klappte vorzüglich. Dann fesselten Elizabeth und Fenia den Todgeweihten wieder mit dem Gesicht nach oben auf die Doppelbank des Schreckens. Unter seinen Kopf wurden die kleine Metallplatte sowie der breite schwarze Ledergürtel geschoben, und unter seinen Rücken schoben sie den »Gespickten Hasen« - das grausame Foltergerät, das aus einer beweglichen Rolle besteht, aus der viele Spitzen von Nägeln herausragen.

Sowie sie die hart-hölzerne Rolle richtig positioniert hatte, stieg Fenia Clayton mit einem Bein über die Bänke und stopfte sich seinen kleinen

schlaffen Pimmel, so gut sie konnte, in der Stellung einer Reiterin in den riesigen Arsch, wobei sie furzte und ab und zu mit den Händen auf seinen Bauch drückte, damit die Nägel des Gespickten Hasen eine bessere Wirkung erzielten. Dann hockte sich Elizabeth mit breit gespreizten Beinen, mit Blick zu Fenia, über sein Gesicht, präsentierte dem weinenden Knirps zum letzten Mal ihren breiten, und im wahrsten Sinn des Wortes »mörderischen« Hintern, und brüllte streng und drehbuchgemäß »Maul auf, du sturer Bastard!« Sie strullte dem nunmehr gebrochenen und folgsamen Opfer einen dicken, gelben, und lang anhaltenden Strahl in den Mund, befahl ihm ab und zu, alles zu schlucken, und danach setzte sie sich schwer auf sein kleines verheultes Gesicht. Da sie ihm ergiebig wie eine Kuh in die Kehle gepisst hatte, konnte man davon ausgehen, dass sie sich dermaßen gut auf ihre Filmrolle vorbereitet hatte, dass sie auch wie ein Kuh schiss, was den Umfang und die Masse der Fäkalien anging. Und weil dem, wie sich schnell herausstellte, tatsächlich so war, nahm das triste Schicksal des kleinen William, dem unscheinbaren Vierfachmörder, dem die Rolle des Schülers einer strengen und herzlosen Lehrerin, sowie die des Sohnes einer pädophilen und sadistischen Domina aufgezwungen worden war, seinen düsteren Lauf. Wie zur Bestätigung der Annahme, ihr Stoffwechsel wäre dem einer

Kuh ebenbürtig, befahl Mammi ihrem unfolgsamen und (im Film) unbeugsamen Sohn, die Zunge so tief wie möglich in ihren Arsch zu stecken, was diesmal jedoch nur gespielt war, denn als er versuchte, dem streng verlautbarten Befehl nachzukommen, merkte der traumatisierte und haltlos schluchzende Knirps schnell, und mit dem Kopf zwischen Elizabeths großen Arschbacken steckend, dass er mit seiner Zunge bereits am dicken vorderen Ende von Mammis Kackwurst leckte. Eine knappe Minute später hob Mammi ihren mächtig breiten und großen Hintern ein wenig an, zog die Backen auseinander, und brüllte zornig »Maul auf, du Sau! Damit Mammi richtig geil 'reinscheißen kann! Und wehe, du wagst es, Mammis Scheiße an deinem Geburtstag auszuweichen oder das Maul zu schließen!« Dann schiss sie dem halbtoten Knirps dermaßen viel Kot – vorne hart, hinten butterweich – in den geöffneten Rachen, dass sein Kopf, nachdem der festere Teil der Kacke wie ein Knebel in seinem Mund steckte, völlig zu-geschissen und nicht mehr zu sehen war. Nun wurde es schaurig, traurig und zappenduster für und um den Jungen, denn nun erreichte der verbotene Film seinen schockierenden Höhepunkt.

Beide Huren drückten gleichzeitig seine Brust nach unten, damit sich die Stacheln des Gespickten Hasen noch tiefer in seinen Rücken bohrten.

Fenia hielt diese für ihn schmerzhaft Position, damit er kräftig zappelte, Elizabeth hingegen zog mit den Händen ihre großen Arschbacken auseinander, setzte sich auf den riesigen braunen Haufen, ließ die Backen los, damit die Scheiße seinen Mund und seine Nasenlöcher gut abdichtete, und sein Kopf samt der Scheiße zwischen den breiten mörderischen Arschbacken eingeklemmt war. Der Ausdruck »mörderisch« war in diesem Fall durchaus zutreffend, denn was die hochattraktive Hure, deren langer Zopf bei jeder spontanen oder ruckartigen Bewegung wie eine Peitsche hin und her schnellte, nun machte, war alles andere als menschlich. Sie langte links und rechts, neben ihren breiten schwarz-bestrumpften Schenkeln, nach je einem Ende des breiten schwarzen Gürtels, der unter dem Nacken ihres hilflosen Opfers verlief, zog sein dick mit Scheiße bedecktes Gesicht noch näher an ihren Arsch heran, noch näher ... noch näher, und vor allem noch tiefer in ihre Arschspalte, indem sie den Gürtel durch Ziehen spannte, und zurrte den gespannten Gürtel vorne am Bauch fest, während der Siebenjährige, genau wie Briannas steinreicher zukünftiger Gemahl es wollte, in seiner Atemnot und Todesangst um sein Leben zappelte.

Nun steckte William Hopkins wortwörtlich in der Scheiße, und niemand konnte ihm helfen, denn genau das war es, was Brianna Sinclair zu

einer Hochzeit mit einem der reichsten Männer Australiens verhalf.

Ergriffen hatte Elizabeth diese strenge Maßnahme, damit sich der zappelnde Knirps keinen Millimeter von ihrem Arschloch wegbewegen konnte. Der schwarze Ledergürtel umschloss ihre Hüften eng, beinahe in selber Höhe wie der aus schwarzem Nappaleder gefertigte Strumpfgürtel, weshalb man Elizabeth Valentine in diesen Sekunden durchaus als »Lederhexe«, »Folterhexe« oder »Hexe des Todes« bezeichnen konnte. Wie zur Bestätigung ritt sie ihm in dieser Stellung die bitter schmeckende Scheiße in die Haut seines Gesichts, tief in die Kehle, zwischen die Spalten der Zähne, unter die Zunge, tief in die ohnehin schon verstopften Nasenlöcher, in die brennenden Augen, und in die Ohren, bis sein Kopf jenem von »Daumendick« glich, wenn er in Enyas Traum bis zu den Schultern im frisch verschissenen Arschloch einer fettärschigen Hure steckte und die Hure seinen kleinen Körper an den Beinen packte und den Kopf des zappelnden Winzlings als Dildo benutzte.

Elizabeth befestigte seelenruhig einen der Lederstrapse neu an ihrem schwarzen Seidenstrumpf, dann noch einen, auf der anderen Seite, obwohl sich keiner der Clipse gelöst hatte, und schmetterte dem zappelnden Knirps nach unendlich langer Zeit Sprüche um die Ohren, die er

zwar nur dumpf hörte, die ihn jedoch noch mehr traumatisierten, als es vergleichsweise infolge der höllischen Schmerzen oder der Atemnot wegen der Fall war oder sein hätte können. Dass nun beide Huren wieder mit aller Kraft mit den Händen gegen seine nackte Brust drückten, spürte er fast nicht mehr. Ebenso wenig spürte er die Stacheln am Rücken, vor lauter Schock über das, was die herzlosen Frauen mit ihm machten. Warum machten sie es? Warum waren sie so grausam? Er hatte doch bloß zwei Mal ein Streichholz an ein Stück Papier gehalten, weil er sich am Brennen eines Feuers nicht satt sehen konnte? Die Geräusche, die er hörte, wurden dumpfer, als würden sie erschrocken vor ihm zurückweichen. Lauter als je zuvor hörte er jedoch, trotz Rauschen in den Ohren, Mrs. Valentines strenges, forsches und erbarungsloses Gebrüll.

»Rein mit der Fresse in Mammis verschissenen Arsch, du unartige Lecksau! Und zwar zackig, wenn du nicht willst, dass wir dir bei lebendigem Leib das Fell über die Ohren zieh'n!« lautete Mammis unabänderlicher Befehl, in einer Mischung aus streng, mitleidlos und unerbittlich, samt Drohung als Extradraufgabe. Bis jetzt hatte William Hopkins alle Torturen, die ihm die vier Dominas zugemutet hatten, leidlich überstanden, nicht wenige sogar in allerletzter Sekunde, doch diesmal wurde der kleine, vom Teufel gerittene

William von den zwei nach Rache dürstenden und geldgierigen Edelhuren absichtlich, bestialisch und ohne Betäubung vor laufender Kamera zu Tode gefoltert. Die große, schwere, und extrem vollbusige Domina blieb, dem schaurigen Drehbuch gemäß, mit ihrem Monsterarsch und angezogenen Beinen so lange wie eine Bruthenne auf seinem kleinen, verheulten und bekackten Gesicht hocken, bis ihm die Kraft fehlte, unter ihr und unter Fenia, die ihn immer noch wie eine Amazone ritt und fickte, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Er hatte von einer Sekunde zur nächsten aufgehört, zu zappeln und um Luft zu ringen, da er unter Mammis Arsch - in Mammis ekliger Scheiße - erstickt war.

Als hätte sie gespürt, dass es mit seinem Leiden und seinem Leben in wenigen Sekunden zu Ende ging, höhnte Elizabeth Valentine, dem Drehbuch gemäß, eine Minute zuvor – also genau im richtigen Moment, wie eine Folterhexe;

»So, du elende kleine Drecksau! Da hast du deine Geburtstagstorte! Eine dicke stinkende Panade, braun, eklig und ohne Kerzen! Apropos Kerzen! Ich schätze, es handelt sich nur mehr um wenige Sekunden, die noch fehlen, damit ich mit Fug und Recht sagen kann, ich hätte dir deine Lebenskerze ausgeblasen! Richtig?! Zu Ehren Satans! Mit einem einzigen ordentlichen Furz aus meinem dicken fetten Weiberarsch!«

Unglaublich, aber wahr; William Hopkins konnte nun Mrs. Valentines Pulsschlag fühlen und die Wärme ihres Hinterns, denn seltsamerweise war es nun nicht mehr heiß zwischen ihren grausamen Pobacken. Ihm war, als befände er sich wieder im warmen Schoß seiner richtigen »Mammi, die ihn buchstäblich verkauft hatte – verkauft an Schwester Leola, die Mrs. Valentine sowohl im Aussehen als auch im Wesen stark ähnelte. Was war wichtiger? Diesen Gedanken zu Ende zu denken, oder Mrs. Valentine zuzuhören?

»Unartige Zwerge, wie du, deren stures Köpfchen man normalerweise Tag und Nacht bis zu den Schultern in den verschissenen Arsch einer Stute stecken und nebenbei in den Arsch ficken sollte, haben es nicht besser verdient! Schön fressen, du nachlässige Sau! Denk dir einfach, du wärst eine wandelnde Latrine oder ein Teil der Kloake, die Mammi aus ihrem wunderhübschen Arsch geschissen hat, damit sie sich in deinem Magen wieder zu einer dicken fetten Kackwurst verbindet! Je mehr Domina-Scheiße du ‘runterwürgst, anstatt weiterhin der Faulheit zu frönen, desto länger bleibst du am Leben!« hallte es durch den gruseligen Keller, während William Hopkins‘ Lebensfaden riss. Zerriss wurde musste man wohl sagen, denn die beiden grausamen Folterhexen, von denen eine zugleich Klein-Williams Henkerin war, blieben noch eine Weile auf ihrem leblosen

Opfer sitzen, wobei auffiel, dass Elizabeth langsam und dann immer schneller zu reiten begann, und Fenia ebenfalls, als wollten und würden sie die Gelegenheit nutzen, Nekrophilie zu praktizieren, denn im Drehbuch hatte diese Szene keineswegs gestanden. Elizabeth zog und zerrte dabei am schwarzen Gürtel, als wäre das Gesicht des toten Jungen immer noch viel zu weit weg, und das, obwohl sie darauf ritt, als säße sie auf einem hochbeinigen starken Pferd. Wahrscheinlich fühlte es sich aufgrund der Wärme und Zähigkeit der dicken dampfenden Panade an, als säße sie in einem Sattel. Ja. Das musste es wohl sein, denn wie sonst war es möglich, dass Elizabeth Valentine den Ritt ihres Lebens hinlegte und wollüstig stöhnte und kiekste. Sie musste fürwahr eine Hexe sein, denn nur Hexen waren imstande, auf dem Gesicht eines toten Kindes zu reiten, bis sie einen Orgasmus hatten, der seinesgleichen suchte und alles bisherige weit in den Schatten stellte.

Fenia Clayton ging es ähnlich. Auch sie hatte heute eine neue verbotene Facette der Erotik entdeckt, denn nie im Leben hätte sie es für möglich gehalten, dass eine Leiche dazu dienen konnte, sich sexuell in einem so erregenden Maß zu befriedigen. Arme Tante Vampirella und arme Mami – beide mussten sehr einsam sein - trotz ihres unbeschwerten Lebens und ihrer gesicherten Exis-

tenz, hatte sich William Hopkins wahrscheinlich gedacht, als er von oben herabblickte.

Am Ende der schaurigen Dreharbeiten mussten die Dominas noch vor laufender Kamera den Beweis erbringen, dass der kleine gewissenlose Mörder wirklich vor laufender Kamera von ihnen getötet worden war.

Seltsam ... Gab es denn einen Unterschied zwischen ihm und Elizabeth Valentine? Das fragte er sich, während er auf die Huren und auf seine eigene Leiche herabblickte. Dann entschwebte jeglicher Nebel und jeglicher Nachhall.

Sie lösten die Fesseln, packten die kleine Leiche an je einem Bein, und hängten sie wie ein totes Stück Wild mithilfe von so genannten »Sauhaken« an zwei von der Decke baumelnde Ketten. Nun wurde die Angelegenheit noch blutiger, denn Briannas abartig veranlagter künftiger Gemahl wollte in halber Großaufnahme sehen, wie sie dem toten Kind die Haken hinter den Sehnen durch das Fleisch der Fesseln stießen. Das machten sie, und dann zogen sie es hoch, hängten es mit dem Kopf nach unten an die Ketten, sodass seine Hände nicht den grauen Steinboden des Kellers berührten. Und nachdem der Körper beinahe ausgependelt war, pissten »Mammi« und Tante Vampirella« ein letztes Mal, und dem abartigen Drehbuch gemäß, mit dem Rücken zur Kamera und in breit gespreizter Hocke in sein freches, lüg-

nerisches und verkacktes Maul, das die jeweils andere Domina mit Hochgenuss mit den Fingern auf spreizte.

Dann schlachtete Elizabeth die »potentielle Gefahr«, die zugleich die »Eintrittskarte in Briannas neues Leben« war, mit einem großen Schlachtmesser, wie es auch Metzger verwendeten, indem sie seine Halsschlagader aufschneidet, damit seine geschändete und geschundene Leiche ausblutete. Ganz am Ende des grausigen und nunmehr vollbrachten Werks rammte Elizabeth der kleinen blutleeren Leiche das lange Messer in den Bauch und schlitze denselben grade so weit auf, dass die kleinen Gedärme herausquollen. Blut floss nun in Strömen, doch das meiste davon floss ungehindert durch den Gully in die Senkgrube.

Alle drei Huren hatten sich in ihrem von Rache geprägten Bluttausch ausnahmsweise total gehen lassen, und sich an ihrem kleinen wehrlosen Opfer in bizarrster und abartigster Form vergriffen, vergangen und abreagiert, doch was nach wie vor in ihnen kochte und arbeitete, war der Zorn auf den hartherzigen Auftraggeber, denn der hatte sie, außer Willim Hopkins, ebenfalls zu einem Gutteil zu dieser verwerflichen Tat getrieben. Was hatte Brianna in diesem Zusammenhang vor ein paar Wochen zu Enya gesagt? Ach ja; »Alle Menschen sind käuflich – entscheidend ist lediglich der Wert der Gegenleistung.«

William Hopkins war nun all seiner Schmerzen entbunden, und über die schaurige Art seines Todes sprach hinterher niemand, denn seine Richterinnen und Schlichterinnen in einer Person hielten sich immer vor Augen, dass es ihm völlig egal gewesen wäre, wenn wegen ihm zweihundert Kinder bei lebendigem Leib verbrannt wären. Enyas Freundin, Brianna Sinclair, die wegen diesem kleinen Bastard jede Menge Umstände, Arbeit und Unannehmlichkeiten (einschließlich dem unauffälligen Vergraben ihres Schatzes in Fenias Garten) hatte, hatte ihre Rache vollzogen bzw. vollziehen lassen, und auch sonst lief ab sofort alles wieder in geregelten Bahnen. Der verbotene Film wurde von Fenia und Brianna geschnitten und fertiggestellt, und in den Augen der drei Huren war er in jeder Hinsicht gelungen, obwohl es der erste und letzte war, den sie gemeinsam aufgrund der besonderen Umstände produziert hatten.

Drei Tage nach dem blutigen Ende hatten die Haie den kleinen geschundenen Kadaver trefferweise in der Nähe von »Elizabeth Beach« mit Haut und Haaren gefressen, und eine Woche nach Fenias und Briannas gemeinsamer Fahrt zu dieser einsamen felsigen Küste, heiratete Brianna ihren steinreichen Goldesel, da das Geschäft ordnungsgemäß abgewickelt worden war.

Eine Stunde vor der Hochzeit zeigten ihm die drei Huren Ausschnitte des schockierenden Films

in Fenias Domizil, was nötig und vereinbart war, damit er seinen Teil der Abmachung erfüllte, indem er Brianna vor den Traualtar führte. Nur gut, dass er nicht wusste, dass er nur einmal Gelegenheit hatte, sich das schaurig düstere Werk in voller Länge anzusehen.

Sowie der ahnungslose Bräutigam sein Ja-Wort gegeben und seine Unterschrift auf das Ehedokument gesetzt hatte, hatte er nämlich zugleich sein Todesurteil unterzeichnet, denn egal, ob sein krankes Herz in der ersten oder in der letzten Minute des Rache-Rituals versagte oder nicht; die Huren wollten ihn auf jeden Fall in der Hochzeitsnacht noch bestialischer zu Tode foltern, als William Hopkins. Ein alter perverser Bastard, wie er, der sein Vermögen für Dinge wie diese verwendete, sollte möglichst schnell und möglichst viel leiden, bevor der Teufel sich seine rabenschwarze Seele holte. Außerdem verschafften sich die Film-Produzentin und die Akteurinnen auf diese Weise eine Erholung ihres Gewissens, obwohl die Zweitgenannten es ohnehin in dieser Art geplant hatten.

»Noah Sinclair« hieß der alte zaundürre Bastard, der Brianna, damit verbunden, mit einem Schlag den Eintritt in eine neue Welt verschaffte – den Eintritt in die Welt der Reichen, das Teilhaben an der gehobenen Gesellschaft, den Umgang mit den Vermögenden – gleich wie es bereits bei Fen und Liz der Fall war. Angeblich hatte er die beste

Spürnase Australiens, wenn es darum ging, ein lukratives Geschäft zu erschnuppern, an Land zu ziehen, oder eine brillante Geschäftsidee umzusetzen und auf den Weg zu bringen.

Doch das konnte ihn in der Hochzeitsnacht, also in der Nacht, in der er Brianna heiratete und Brianna ihm den verbotenen Film überreichte, auch nicht vor der Rache der drei Huren und vor der Realisierung des Plans der nicht minder durchtriebenen Geschäftemacherinnen schützen. Ein paar Gläser Sekt und Wein und ein gutes Schlafmittel reichten, und sein betäubter Körper lag abholbereit auf dem (gottlob) nicht benutzten Ehebett. Der grausige Film hatte ihm starkes Herzklopfen beschert, weshalb Brianna hoffte, dass er nicht allzu schnell unter der grausamen Folter, die ihn heute Nacht anstelle des ehelichen Beischlafs erwartete, krepierete oder schlapp machte.

Groß war seine Freude auf Briannas Möse, doch zehnmal größer war seine Überraschung, als er am darauffolgenden Morgen mit brummendem Schädel in Fenias Keller erwachte.

Er kauerte splitterfasernackt, gefesselt und geknebelt, in eng sitzender Stellung in einem Käfig, der hoch oben an der Decke hing und soeben herabgelassen wurde, und die drei Dominas freuten sich darüber, dass er »pünktlich« wachgeworden war.

Doch halt! Warum, zu Henker, konnte er sich keinen Zentimeter bewegen? Und ... Verflucht. Warum hämmerte in seinem Kopf ein kleines Hammerwerk, als wäre das gesamte Blut seines Körpers hinauf gestiegen? Hinauf? Von wegen! Sein Kopf befand sich unten und sein Hintern oben, denn er hing wie ein Schinken in dem Käfig! Nein ... vielmehr wie eines dieser Versuchskaninchen in einem medizinischen Labor. Ach herrje! Er steckte in einem Eisengestänge, das es ihm weder ermöglichte, aufzustehen, noch eine Körperdrehung zu vollführen, damit er auf die Seite kippte. Obendrein war das Gestänge mittels Handschellen am oberen Abdeckgitter des Käfigs befestigt und fixiert, weshalb es von der Person, die auf diese Weise gefoltert wurde, weder gedreht, noch gekippt werden konnte.

Das Eiserne Gestänge, in das die Huren ihn gezwängt und gesteckt hatten, während die Betäubung wirkte, wurde »Scavengers Daughter« (Aasfressers Tochter) genannt. Schwenkte man das Gestell richtig, war der Kopf unten und die Knie und der Oberkörper wurden in sitzender Position zusammengedrückt, sodass das Blut aus der Nase und aus den Ohren gedrückt wurde. Hals, Hände und Füße waren fixiert, und der Körper komprimiert, was obendrein heftige Krämpfe zur Folge hatte. Was hatten die drei Huren getan und was hatten sie vor? Nun; was sie getan hatten, war of-

fensichtlich. Was sie vorhatten, musste Noah Sinclair so schnell wie möglich erfragen, denn für solche Spielchen war er gewiss nicht der richtige. Oder nicht mehr, denn für schmerzhaftes Verrenken dieser Art war er wirklich zu alt. So. Nun war der Käfig zumindest auf dem Boden und Noah Sinclair erachtete das als ersten Schritt zur Klärung dieses Rätsels. Und wie sah es bei den drei Edelhuren aus? Den Teufelsanbeterinnen, die wegen ihm einen Mord begangen hatten?

Nun; Elizabeth hatte vorgeschlagen, ihn auf dieselbe Art zu töten, wie William Hopkins, doch Brianna, die anscheinend Blut geleckert hatte, wollte einen noch grausameren Tod.

Da Elizabeth bereits vor Monaten einen Stammkunden, der Arzt war, bestochen hatte, im Fall des Falles einen Totenschein auszustellen, ohne den Leichnam in Augenschein zu nehmen oder die Art des Todes zu hinterfragen, stand Noah Sinclair Schlimmes bevor.

Nachdem er das düstere Outfit der drei Huren und die nicht minder düstere Umgebung erblickt und erfasst hatte, glaubte er – dem Ausdruck seiner Augen entsprechend – zunächst an einen so genannten »Hochzeits-Gag«. Und zwar einen von der ganz schlimmen Sorte, denn noch nie hatte er gehört, dass der Bräutigam in einen Keller entführt, ausgezogen, in schmerzhafter Weise in ein

Eisengestell geklemmt und in einen Käfig gesteckt worden wäre.

»Hallo! Ich muss schon sagen; die Überraschung ist euch wirklich gelungen – egal wer von euch dreien die Idee hatte – Kompliment oder Hut ab – die schlaue und kreative Schönheit hat ihr Ziel mit Bravour erreicht!« Hätte er wahrscheinlich falsch-freudig erregt gerufen, oder etwas in der Art, um gute Miene zu bösen Spiel zu machen, doch da er aufgrund der doppelten Knebelung keinen Ton herausbrachte, blieb ihm die Enttäuschung über die Reaktion der Huren zu seinem beabsichtigten Kommentar erspart. Doppelt gut war der Knebel aus der Sicht der Huren, denn gewiss stank der Träger so penetrant aus dem Maul, dass er nicht einmal wahrnahm, dass das Höschen nach Brianas Pisse roch.

Ein einziger Satz aus Elizabeths Mund genügte, damit er innerhalb weniger Sekunden wusste, was ihm in diesem gruseligen Keller blühte.

»Und?! Gut geschlafen, du perverse alte Sau?! Einmal nicken mit dem Kopf bedeutet Nein, und zwei Mal bedeutet Ja! Aber sieh dich vor, denn wenn ich keine Antwort bekomme, weil du dir bei der Betrachtung unseres Films den Hals verrenkt hast, zerren wir dich an den Haaren aus dem Käfig und treten dir der Reihe nach mit dem Stiefel in die hässliche Fresse!«

Nun gewährte er die erschütternde Echtheit seiner Rolle, denn der Ausdruck in den zornig funkelnden Augen der drei Dominas sprach mehr als tausend Worte. Er urinierte vor ihren Augen auf den Boden des Käfigs und musste sich übergeben, weshalb er beinahe aufgrund des Knebels an seinem eigenen Erbrochenen erstickte, doch die Dominas blieben eiskalt, unbeeindruckt, und ungeührt. Diese Erkenntnis führte dazu, dass nun auch noch sein Schließmuskel vor lauter Angst den Dienst versagte, weshalb er sich regelrecht von »oben bis unten« mit seinem eigenen Kot beschmutzte und besudelte, da die dünne Scheiße aufgrund der Schwerkraft seinen Rücken entlanglief – bis zu seinem Kopf. Was Elizabeth als nächstes zu ihm sagte, während sie ganz nahe an den Käfig heran stiefelte, bescherte dem Siebzjährigen die erste starke Herzattacke.

»Na warte, du verkommene Drecksau! Das hat Folgen! Ich werde dich nun wegen der Kotze vom Knebel und von Briannas vollgepissten Höschen erlösen, aber wenn du es wagen solltest, auch nur einen Ton von dir zu geben, anstatt die Sauerei zu beseitigen, indem du sie aufleckst, mit der Zunge aufsammelst und frisst, hast du damit dein eigenes Todesurteil unterzeichnet!«

Noah Sinclair erlitt einen kleinen Schock. Er wurde kreidebleich und begann am ganzen Körper zu zittern, was jedoch nichts daran änderte, dass

die Käfigtür von einer mit schwarzem Leder umhüllten Hand geöffnet wurde. Elizabeths Hand entfernte tatsächlich den Knebel und das Höschen und nachdem sie die Handschellen gelöst hatte, damit das ganze Gestell vornüber kippte und seine Wange den Boden berührte, hieß es forsch:

»Raus mit der Zunge, du alter Hurenbock! Und zwar zackig, sonst mach' ich dir Beine!

Er schaffte es irgendwie, mit der Zunge den Boden des Käfigs zu berühren, der von seiner eigenen Pisse und Scheiße bedeckt war, doch schon folgte die nächste Ermahnung.

»Das muss viel schneller geh'n, du abartige Sau! War haben nicht ewig Zeit!«

Was Briannas frisch gebackener Ehemann nun in seiner Verzweiflung machte, war der größte Fehler seines in Kürze endenden Lebens. Da er glaubte, sich aus der misslichen, nein, bedrohlichen Lage befreien zu können, indem er den Huren versprach, ihnen sein gesamtes Vermögen zu schenken und keine Anzeige zu erstatten, öffnete er unerlaubterweise den Mund und stammelte, obwohl alle drei Huren ohnehin jetzt schon stinkreich waren:

»Ich ... ich ... ich schwöre bei Gott und bei ... bei ... bei mei... bei meinem Leben, dass ... dass ich euch alles geben werde, was ... was ich besitze, we... wenn ihr mich gehen lasst. Gold ... die Minen ... die Häuser und Farmen ... Bitte ...

Lasst mich frei und ... und ihr werde es nicht bereuen.«

Die drei Huren sahen sich gegenseitig an, und da Brianna sofort die Lippen kräuselte und eine verneinende Geste machte, und die anderen Huren sich von ihm abwandten, wusste er, dass er dem Tod geweiht war. Hätte er gewusst, dass sie extra für ihn einen Stufenplan ersonnen hatten (zuerst diese Folter, dann jene Folter, usw. ...), hätte sein krankes Herz auf der Stelle aufgehört zu schlagen. Abgesehen davon, dass sie (mit Ausnahme aller Arten des Geschlechtsverkehrs und dem Einrenken der Schultern) genau dasselbe mit ihm machten, was sie dem bemitleidenswerten Knirps angetan hatten (Züchtigung mit dem Lederriemen, Rammeln mit dem langen Hengstpimmel, Wasserfolter, Toilettenfolter, Ritze auf dem Rücken mit Gerte, Stacheln und Sporen, etc), bearbeiteten sie ihn am Ende mit Nadeln aller Größe, mit einem glühenden Brandeisen, und mit einer fertig geknoteten Strangschlinge zwecks Scheinhinrichtung, und an die Möglichkeit, sein Leiden zu beenden, indem sie ihn wie eine Sau schlachteten, dachten sie nicht den Bruchteil einer Sekunde.

Brianna und Elizabeth befreiten ihn aus dem Eisengestell, und da er sich aufgrund der gewollten Lähmung seiner Glieder eine Zeitlang weder rühren noch auf den Beinen halten konnte, hängten sie ihn in der Mitte des Raumes an zwei Ketten

und zogen ihn hoch, was äußerst schmerzhaft war, da sein komprimierter Körper nun gedehnt wurde. Am Ende stand er normal auf dem Boden, doch sein Körper hatte die Form eines großen »X«, denn sie hatten sowohl seine Arme als auch seine Beine auseinandergezogen und fixiert, damit er sich nicht von der Stelle bewegen konnte.

Da er frei im Raum hing, sodass er breitbeinig stehen konnte bzw. musste, traten sie ihm als nächstes so lange und so oft mit den Stiefeln von vorne und von hinten ins Gehänge, bis er die Besinnung verlor. Billy Watsons Züchtigung war dagegen ein Phase der Erholung, denn ihm hatten sie weder »richtig« (mit der Stiefelspitze) in die Eier getreten, noch hatten sie ihn dabei mit der Bullenpeitsche bearbeitet.

Was folgte, war die Züchtigung mit dem Lederriemen. Übers Knie gelegt wurde er von allen drei Huren, und dass sie beim Einklemmen seines Halses Stachelriemen verwendeten, verstand sich von selbst. Was folgte, war der Ritt auf seinem Rücken, samt Sporen, Gerte, und Stachelriemen, die Tortur mit dem langen Fickschwanz, und natürlich die Wasserfolter, bei der er mit dem Kopf nach unten ausgepeitscht wurde und glaubte, in den Fäkalien, die sie vor seinen Augen in den Eimer gepisst und von einem anderen Eimer dazu geschüttet hatten, ertrinken oder ersticken zu müssen. Brianna – seine holde Ehefrau – tat sich dabei beson-

ders hervor, denn sie hatte vor lauter Aufregung starken Durchfall. Sie entfernte den Knebel und brüllte streng:

»Maul auf du Schwein!« Dann trat sie ihm mit dem Stiefel hart ins Gesicht, damit er gehorchte, und als er widerwillig den Mund öffnete, schiss sie ihm eine dünne stinkende Suppe ins Maul. Den ergiebigen Rest schiss sie in den großen Eimer, sodass er beinahe voll war, und dann ließ Fenia ihn so weit an der Kette hinunter, dass seine Haare den Boden des Eimers berührten. Volle drei Minuten ließen sie ihn das Gemisch aus Pisse und Scheiße trinken, doch Entkommen gab es keines, da der Eimer eine spezielle Vorrichtung hatte, die mit einer Verankerung auf dem Boden verbunden werden konnte, damit man ihn nicht umstoßen konnte.

Immer und immer wieder senkten und hoben sich die Kette und der Spiegel im Eimer, und jedes Mal, wenn der verzweifelte alte Mann es in seiner Panik geschafft hatte, etwas über den Rand schwappen zu lassen, stellte Brianna sich mit gespreizten Beinen über ihn und füllte den Eimer wieder voll, indem sie mit platschendem Geräusch, begleitet von ein paar kräftigen Furzen, halb auf den Kopf ihres Gemahls und halb in den Eimer schiss. Dass passte wirklich gut, denn dadurch verschwanden mit der Zeit auch die Bauchschmerzen.

Was Noah Sinclair am meisten zusetzte, waren jedoch die brennenden schwarzen Kerzen, die Pentagramme, die an den großen Brüsten der Huren baumelten, und ein kleiner Zwist zwischen Brianna und Fen. Es ging darum, dass Brianna in seinem Beisein allen Ernstes sagte, sie hätte Lust, ihm die Augen mit einem glühenden Löffel auszustechen, denn wenn man stattdessen Glasaugen hineingäbe, würden seine Freunde es bei seiner Totenmesse nicht merken, denn die Augenlider wären ohnehin zu und aufgrund der Glasaugen könnten sie nicht einfallen.

Kreideweiß war der alte Mann, denn dass keine von ihnen scherzte, stand fest, wie das Amen im Gebet. Er begann zu beten und hörte nicht mehr auf, und das war gut, denn wider Erwarten war sein Herz stärker als gedacht.

Ab diesem Zeitpunkt wurde es schwierig, denn weder hatte eine der Huren Lust, den Kopf dieses perversen Schweins zwischen die Arschbacken zu stecken, noch durften an unbedeckten Stellen seines Körpers Spuren einer Folter zu erkennen sein. Dinge wie; Ohren abschneiden, Zähne ausschlagen, oder mit dem Stiefel nacheinander in die Fresse treten waren tabu, denn leider benötigten sie sein unbeschädigtes Konterfei.

Anders als bei Fenias und Elizabeths Ehemännern, hatten sie bei Briannas Ehemann aufgrund des von Elizabeth bestochenen Arztes hinsichtlich

der Art der Folterungen einen Freibrief, doch davon ausgenommen waren Noah Sinclairs Gesicht, sein Hals und seine Hände, was mit der Totenmesse zu tun hatte, zu der möglicherweise Freunde von ihm kamen, um der trauernden Witwe ihr tiefstes Beileid auszudrücken oder zu versichern. Sie wollten gewiss einen letzten Blick auf das geschminkte Gesicht des Scheusals werfen. Was unter der teuren Bekleidung war, hatte niemanden zu kümmern, und wenn Brianna seine Augäpfel tatsächlich mithilfe eines glühenden Löffels herausangelte, und stattdessen Glasaugen hineingab, damit die zugeprägten Augenlider einen normalen Eindruck erweckten, konnten Elizabeth und Fenia auch nichts dagegen machen. Überhaupt hätten ihm auch Fenia und Elizabeth am liebsten die Augen ausgestochen, denn Münzen für den Fährmann bekam dieser Teufel in Menschengestalt ohnehin von keiner der drei Folterhexen.

Zehn Gratisnummern hatte Elizabeth das Zugeständnis des eingeweihten Arztes gekostet, einen Totenschein aufs Geradewohl auszustellen – und nach einem Handschlag hieß es: »Egal was ihr mit dem Schwein anstellt; die Todesursache lautet in jedem Fall »akutes Herzversagen«.

Auf die Dienste eines Leichenbestatters mussten sie hingegen wohlweislich verzichten. Das war sonnenklar, und auch nicht nötig, denn in einen

Anzug stecken konnten ihn Brianna, Elizabeth und Fenia auch. Allerdings stellte sich hierbei das Problem mit dem vielen Blut.

Elizabeth wollte ihm unbedingt bei lebendigem Leib die Eier und den Schwanz abschneiden, und Brianna wollte ihn auf die Judaswiege setzen, was auch nicht gerade unblutig ablief.

Die Judaswiege bestand aus einem vierbeinigen Holzgestell, das nach oben spitz zulief. Das Folteropfer wurde mittels einer Seilwinde mit dem Gesäß auf die Spitze niedergelassen. Dabei konnte es, je nach Wunsch des Folternden oder Verhörenden, in die Höhe gezogen oder wieder herabgelassen werden. Sowohl die Fesselung als auch das Hochhieven des Opfers führten zu starken Schmerzen. Die Spitze der Judaswiege führte zu Verletzungen des Unterleibs. Hinzu kam die Demütigung des Opfers, da es klarerweise nackt war.

Wo der alte abartige Bastard auf jeden Fall landete, war die Streckbank, denn das war eine Folter, bei der kein Blut floss. Also quälten sie ihn, indem sie ihn auf die Streckbank spannten, ihn dabei mit den Lederriemen bis zur Brust grün und blau schlugen, und ihn nacheinander heftig in den Arsch fickten, bevor und nachdem sie seine Schultern drei mal hintereinander aus den Pfannen der Gelenke springen ließen und Fenia sie wieder einrenkte. Danach schaffte es Brianna, die zwei anderen Huren zu überreden, ihn doch auf die Ju-

daswiege zu setzen. Und zwar ohne Seilwinde, aber dafür die ganze Nacht. Das taten sie dann auch, und am darauffolgenden Morgen pisste er bereits wegen der Geräusche der Stiefel vor lauter Angst in hohem Bogen auf den Boden, denn das war das einzige, was er tun konnte, da die Spitze der Judaswiege so tief in seinen Arsch gedrungen war, dass er Schmerzen an anderen Stellen nicht mehr zu fühlen schien. Um die Folter zu verstärken, peitschen ihn die drei Huren nämlich aus, und darüber hinaus kamen Ohrfeigen und der Lederriemen zur Anwendung, doch die Peitschenhiebe, die er bekam, während er auf der Judaswiege thronen musste, verursachten an und in seinem Gesäß bzw. Bauch mehr Schmerzen, als auf seinem Rücken.

Bis Mittag ließen sie ihn darauf sitzen, wie im tiefsten Mittelalter, damit er die Schmerzen, die sie William Hopkins zugefügt hatten, aber auch jene, die Leola Valentine dem Toddler in ihrer Rolle als strenge Mutter zugefügt hatte, gut nachempfinden konnte. Elizabeth war es, die ihn direkt nach der Judaswiege mit dem langen Pferdeschwanz brutal in den Arsch fickte, wobei er sich fast die Seele aus dem Leib schrie.

Brianna wiederum meinte, das sei immer noch viel zu milde für dieses Aas. Sie bestand darauf, dem weinenden, schreienden und zitternden alten Wrack streifenweise die Haut am Rücken, an der

Brust, am Bauch, an den Oberschenkeln, am Gesäß, an den Oberarmen und am Kopf bei lebendigem Leib abziehen, denn wenn kein Blut mehr in seinem Körper sei, könne auch sein Anzug bei der Totenmesse nicht beschmutzt werden.

Tja. Das alles besprachen sie ganz nebenbei, im Beisein von Noah Sinclair, der jedes einzelne Wort hörte und sich buchstäblich zu Tode fürchtete. Sogar die Haare fielen ihm deswegen büschelweise aus, weshalb Brianna bis zur Totenmesse rasch eine Perücke auftreiben musste. »Schade« sagte sie hinterher, denn wenn sie das gewusst hätte, sagte sie, dann hätte sie ihm gleich zu Beginn die Haare büschelweise ausgerissen.

Überhaupt war es so, dass Brianna Sinclair bei jeder einzelnen Folter über das Ziel hinauszuschießen drohte. Ein gutes Beispiel waren seine Ohren. Brianna hatte schon eine lange Stricknadel in der Hand, weil sie ihm Löcher in die Trommelfelle stechen wollte, doch Fenia nahm ihr die Nadel weg und schlug folgendes vor.

»Das ist zu blutig. Wir stecken ihn stattdessen wieder in Scavengers Tochter, und dann geh'n wir einfach her und verabreichen ihm ein paar ordentliche Schellen. Durch den Druck des Metallgestänges hat er nicht nur Löcher in den Trommelfellen, sondern mit viel Glück fliegen sie ihm dabei sogar aus der Nase.« Genau das waren Fenias Worte, und unglaublich aber wahr; tatsächlich er-

weckte das Ergebnis den Eindruck, Fenia hätte Recht behalten, denn zehn ordentliche Backpfeifen auf jedes Ohr reichten und er war auf beiden Ohren taub wie ein Stein.

Dann kam Fenia auf die Idee mit dem Blenden. Sie brachte im Garten, in der Nähe des Kellers auf dem Grill ein altes Schwert aus dem Vermächtnis ihres Goldesels und ebenso das Brandeisen zum Glühen, und hielt Noah Sinclair, der mit aufgespreizten Augenlidern in der Schädelpresse steckte, das glühende Schwert vor die Augen, während Brianna und Elizabeth dem brüllenden Opfer das glühende Brandeisen zwischen die Schulterblätter drückten. Allein die Wärmestrahlung des Schwerts zerstörte seine Netzhäute und erhitzte die Augenflüssigkeit, was zu seiner schmerzhaften Erblindung führte, ohne äußerlich sichtbaren Schaden zu hinterlassen.

Da Brianna immer noch quengelte, sie würde ihm am liebsten die Haut bei lebendigem Leib abziehen, und dem Toten ohnehin eine Perücke aufgesetzt werden musste, erlaubte Fenia ihr, ihm - mit dem Kopf nach unten - über dem Gully die Kopfhaut abzuziehen. Also skalpierte ihn Brianna trotz seiner wenigen Haare, und als sie damit fertig war, hatte sie zwei Orgasmen durchlebt.

Die nächste, die herumzickte, war Elizabeth, denn die fand es ungerecht, dass Brianna ihm nun doch die Haut abziehen durfte, wohingegen sie

mit ihrem Wunsch, ihn entmannen zu dürfen, abgeblitzt war.

»Na schön, sagte Fenia. Dann machen wir es eben so. Du schneidest ihm nach der Scheinhinrichtung die Hoden raus, steckst jedoch die Glasaugen rein, die Brianna als Ersatz für die Augen angedacht hatte, und nähst die Hoden wieder zu.«

»Einverstanden« sagte Elizabeth »und was ist mit dem Schwanz?«

»Dafür nimmst du die dicke Stricknadel, oder meinetwegen zwei oder drei, die du - oben beim Grill - zum Glühen bringst, und diese Nadeln schiebst du in seine Pissröhre, bis der Rauch aus seinem Arschloch dringt. Die Nadeln durchstoßen zwar alles Mögliche, aber bluten wird es kaum, denn die glühenden Nadeln verschließen die Wunden.«

Mit diesem Kompromiss konnte Elizabeth gottlob leben, doch sie bestand darauf, ihm ersatzweise auch Nadeln unter die Fingernägel und Zehennägel stecken zu dürfen.

»Zehennägel ja, Fingernägel nein« zeigte sich Fenia einmal mehr konsequent. »Steck ihm meinetwegen pro Zehe zwei oder drei Nadeln unter den Nagel.«

Damit war auch dieses Thema vom Tisch. Die Scheinhinrichtung durch Vorhalten des Schwerts bescherte Noah Sinclair den nächsten Schock, und was folgte, war Elizabeths Nadelfol-

ter. Weil der schäbige alte Drecksack bei der besagten Tortur extrem laut schrie, kam Brianna auf die Idee, ihm die Zunge herauszuschneiden, denn der Mund war bei der Totenmesse zu – gleich wie die Augen.

»Meinetwegen« sagte die Chefin, denn auf ihrem Mist wuchsen heute ohnehin keine ganzen eigenständigen Ideen. Danach war es mit seinem erbärmlichen Geschrei ziemlich vorbei, denn als Elizabeth und Fenia seinen Kopf nochmals in die Schädelpresse schraubten, seine Zunge mithilfe einer Zange so weit wie möglich herauszogen, und Brianna ihm den Lappen mit dem großen Schlachtmesser abschnitt, erlitt er endlich den (beinahe) erlösenden Herzanfall.

Um seinen Tod zu beschleunigen, zogen sie ihn mit dem Kopf nach unten an der Kette hoch, peitschten ihn zu dritt aus, und zersplitterten ihm ein paar Rippen, indem sie mit den Stiefeln dorthin zielten, wo die Rippen am leichtesten brachen – das war im seitlich mittleren Brustbereich – so lautete schlussendlich der Kompromiss.

Als sie das fachmännisch gefoltete Schwein mithilfe des Flaschenzugs und der beiden Ketten auf den Boden des Kellers sinken ließen, war es nur mehr ein bleiches und blutleeres Bündel Fleisch – also durfte ihm Elizabeth die genähten Eier und den von innen gebrannten Schwanz doch noch abschneiden, und Brianna, die ebenfalls

noch ein wenig Hass abzureagieren hatte, zog ihm zwei lange Streifen Haut vom Rücken.

Er atmete zwar noch, als er wie ein Häuflein Elend in Embryo-Stellung neben dem Gully lag, doch man konnte dabei zusehen, wie das Leben aus ihm wich. Wie ein getretener Wurm lag er da, und dennoch hätten ihm alle drei Huren am liebsten in die Fresse getreten.

Eine volle Stunde schnappte er noch wie ein Fisch zu Lande nach Luft, und da Elizabeth das hilflose alte Wrack, das in den letzten Zügen lag, unbedingt als lebende Toilette benutzen wollte, wurde er in dieser besagten Stunde an den Füßen zum Gully gezogen, das Blut, das aus seinem Mund sprudelte, in einem Eimer aufgesammelt, sein Mund aufgespreizt, der Gespickte Hase unter seinen Rücken gelegt, und danach durfte Elizabeth ihm als einzige eine ordentliche Kackwurst ins Maul scheißen und ihn bis zu seinem Ableben quälen.

»Maul auf, du alte Drecksau, oder du lernst mich richtig kennen!«

Unter Zwang und aus purer Todesangst öffnete der gefesselte alte Mann den Mund, weshalb Elizabeth auf den Mundspreizer verzichtete, zumal er bereits viel zu schwach war, um sich gegen sie zur Wehr setzen zu können. Darum kam der breite schwarze Gürtel zum Einsatz, denn die große schwarzhaarige Heimleiterin hockte für ihr Leben

gern auf ihrem eigenen warmen Scheißhaufen. Gleich wie sie es mit William Hopkins gemacht hatte, erstickte der alte Bock unter wüsten Beschimpfungen und Drohungen, während Elizabeth in ihrem Scheiße-Sattel hockte, und Brianna und Fenia mit voller Wucht auf seine Brust traten und mit beiden Füßen auf seinen Bauch stiegen, damit sich die Stacheln des Gespickten Hasen tief in seinen Rücken bohrten. Erst nachdem noch ein paar Rippen geknackt hatten, ließen sie von ihm ab.

Als sein Herz kurz davor stand, zu versagen, war er bereits zur Hälfte über dem Gully ausgeblutet, und in seinem Maul, das Elizabeth ihm auf dieselbe Art gefüllt hatte, wie sie es bei William Hopkins getan hatte, klebte immer noch jede Menge Scheiße. Allerdings musste Elizabeth irgendwie dafür sorgen, dass der Tote bei der Messe nicht roch, als hätte er gerade eben gefurzt, denn die tödliche Panade, die sie ihm ins Maul und auf das Gesicht geschissen hatte, war dicker wie eine kleine zusammengefaltete Woldecke. Also überschüttete sie den geschundenen Kadaver eimerweise mit Wasser, und danach sah er aus, als wäre er in ein starkes Gewitter geraten, in dem er die Rolle eines Blitzableiters übernommen hatte.

Das wiederum lieferte zugleich das neue Schlagwort, denn völlig außer Frage stand, dass er verbrannt werden musste, um alle Spuren zu beseitigen, und dass die trauernde Witwe - Brianna Sin-

clair - für die Kosten der Feuerbestattung aufkommen musste, da eine normale Beerdigung klarerweise nicht in Frage kam, so wie sie ihn zugerichtet hatten.

Wie Hexen hatten sie wieder gewütet – fürwahr, doch Noah Sinclair hätte an ihrer Stelle genau dasselbe getan – dessen waren sich alle drei Huren sicher.

Die Totenmesse ging sang und klanglos vorüber, denn wie sich herausstellte, hatte er sich mit seiner vielgerühmten Geschäftstüchtigkeit mehr Feinde als Freunde geschaffen. Drei Freunde waren es lediglich an der Zahl, die in Briannas feudaler Villa erschienen waren, und alle drei Huren atmeten auf, da es keinen der Gäste danach drängte, einen Blick auf den bleichen Gesellen zu werfen.

Die Asche landete nach der Bestattung treffenderweise in Fenias Senkgrube, wo sie sich mit seinem Blut vermischte, und danach ging alles wieder seinen gewohnten Gang – mal abgesehen von Briannas neuem Leben als trauernde Witwe und Dame der Gesellschaft.

Alle Spuren und Beweise waren vernichtet, das gute Gelingen der erfolgreichen Aktion mit Sekt begossen, und das beste war; Enya war von allem verschont geblieben. Niemals durfte sie erfahren, was sich in Fenias Keller in Briannas Hochzeitsnacht zugetragen hatte. Das war leichter gesagt als

getan, denn erstens hatte Brianna ständig das Gefühl, sie müsse sich ihrer besten Freundin auch in dieser Hinsicht anvertrauen, und zweitens hatte Brianna den schockierenden Film – entgegen den ursprünglichen Absichten – im Tresor ihres an »akutem Herzversagen« verstorbenen Mannes aufbewahrt, wo bereits der Film lag, den sie dem Trauzeugen von Fenias verstorbenem Mann mit Billy Watsons Hilfe gestohlen hatte. Beide Filme waren von ihren ursprünglichen Besitzern teuer erkauft worden, doch darum ging es nicht. In erster Linie ging es darum, derlei Filme aus dem Verkehr zu ziehen. Das war auch der Grund, warum Fenia und Brianna Leola Valentine ins Visier nahmen oder zumindest ein besseres Auge als bisher auf sie hatten. Sie hatte zwar hoch und heilig versichert, das wäre der einzige Film dieser Art gewesen, doch man konnte ja nie wissen. Der Grund, warum Brianna die beiden Filme aufbewahrte, war: Elizabeth und Leola läuterten auch weiterhin die ganz schwierigen Fälle der Erziehungsanstalt in Fenias Keller, ohne sie allzu sehr zu quälen, und Elizabeth glaubte sogar im Falle eines bestimmten Knaben, sich anhand des zweiten Filmes »Mammis Geburtstagstorte« vor einem zweiten »William Hopkins« schützen oder bewahren zu können oder zu müssen, indem sie den besagten Knirps in Fenias Keller, mithilfe des Films (anhand von kurzen Ausschnitten) vor Augen

führte, was ihm in einem anderen (!) Heim blühte, wenn er sich nicht augenblicklich am Riemen riss. Gottlob musste sie das nur einmal praktizieren und die Wirkung war phänomenal. Der totenbleiche Knirps bibberte am ganzen Körper und schwor und gelobte alles, was Elizabeth wollte, während sie ihn nach dem Motto »Doppelt hält besser« zur Sicherheit ritt, ihn von hinten in den Arsch fickte, und ihm auf-bockte. Der Schock war ihm mächtig in die Gliedere gefahren. So mächtig, dass Elizabeth die Arbeit immer leichter von der Hand ging, da ihre Schäfchen – einschließlich der schwarzen - sich gegenseitig in positiver Weise beeinflussten. Man konnte es mit der Waffenindustrie vergleichen. Das Zur-Schau-Stellen einer Waffe provoziert Gegner und ruft eher Gewalt hervor, als dass es vor Gewalt schützt oder selbige verhindert, weshalb man eigentlich nicht diverse Besitzer einer Waffe verdammen, strafen oder einsperren sollte, sondern jene, die dafür verantwortlich sind, dass es diese Waffen überhaupt gibt.

Billy Watson, der das genaue Gegenteil von William Hopkins war, da er Reue zeigte und sich läutern ließ, wurde später, als er erwachsen war, von den drei Huren und von Enya, als Belohnung sowie Gewissenserleichterung (damit war das Gewissen der vier Dominas gemeint), je eine finanzielle Zuwendung für seine Familie zuteil. Er bekam (natürlich anonym) in Summe ein ansehnli-

ches Startkapital als Entschädigung für die erlittenen, aber auch heilenden Schmerzen und Demütigungen. Anonym deshalb, da es nicht gut gewesen wäre, wenn eine der Dominas ihre Identität preisgegeben hätte, was auch der Grund war, warum Brianna sogar damals, als sie Billy zum Dank für geleistete Dienste fickte, eine Perücke und eine Brille trug.

Worüber Brianna wirklich heilfroh war, war weniger das Erlangen materieller Dinge, wie die Villa, in der sie nun wohnte, oder des Vermögens, das sie geerbt hatte, sondern vielmehr, dass der Zufall, der Teufel, oder beide es gewollt hatten, dass der Nachname ihres Mannes zu Briannas Glück mit ihrem identisch war! Mit einem anderen Nachnamen - erlangt durch dieses Schwein - hätte Brianna nicht leben können oder wollen, und da sie keineswegs die Absicht hatte, nochmals zu heiraten, kam ihr der glückliche Zufall sehr gelegen. Gott sei Dank war es nur eine Namensgleichheit und keine entfernte Verwandtschaft, und dennoch kam es Brianna noch lange hinterher so vor, als hätte die perverse alte Drecksau ihren Namen beschmutzt. Doch nun, da sie ihn grausam und nicht minder abartig hingerichtet und ihn seiner gerechten Strafe zugeführt hatten, erübrigte sich dieses Thema.

\*\*\*

»Hurra!« Brianna Sinclair hatte ihr Versprechen gehalten! Sie war kurz vor Weihnachten zu Besuch gekommen!

»Also«, sagte Brianna zu Enya, »ich habe entschieden, was ich tun werde.«

»Ich dachte, das sei bereits entschieden?« Enya, über ein Kuchenblech mit ausgerolltem Teig gebeugt, hob rasch den Kopf. Mrs. Smith war krank, und so half sie zusammen mit Brianna im Kochhaus aus. Jetzt musterte sie ihren blonden vollbusigen Gast mit einem Blick, aus dem Ungeduld, Hilflosigkeit und Resignation sprachen. Guter Gott, was sollte man nur mit einer Freundin wie Brianna, um die man sich ständig sorgen musste, machen? Falls sie sich's in den Kopf setzte, im größten Bordell in Sydney Karriere zu machen, so würde man ihr das ebenfalls kaum ausreden können. Liebe Bri, schreckliche Bri, Verkörperung des Terrors für deine männliche Umgebung.

»Sprich nur, ich bin ganz Ohr«, sagte Enya und fuhr fort, Gebäck auszustecken. Auf dem Blech mit dem ausgerollten Teig zeichneten sich die Umrisse winziger Tannenbäume ab.

»Ich werde nun doch Schauspielerin bleiben beziehungsweise in professionellerer Manier werden.«

»Was!?!«

»Ja, du hast schon richtig verstanden, Herzchen – Schauspielerin.«

»Lieber Himmel!« Wieder unterbrach Enya ihre Arbeit.

»Hör mal, Bri, fass‘ das bitte nicht falsch auf, ich möchte deine Gefühle in gar keiner Weise verletzen, aber glaubst du, dass du dafür, nun da du steinreich bist und dem Müßiggang frönen könntest, weiterhin den Einsatz und die entsprechenden körperlichen Voraussetzungen mitbringst?«

»Oh, Enya, Herzchen!« sagte Brianna wie angewidert. »Ich will kein Filmstar werden, sondern eine Schauspielerin! Wackeln mit Busen und Hintern, Schmollmündchen! Jawohl!« feixte sie wie immer. »Genau das richtige für mich! Ich will und werde einen bekannten Regisseur ficken und richtige Rollen spielen!« Sie legte entfettete Stücke Rindfleisch ins Pökelfass.

»Genügend Geld, um davon während eines Studiums oder einer Ausbildung leben zu können, habe ich doch nun, nicht wahr?«

»Ja, dank deiner emsigen Möse.«

»Eben. Dann gibt’s weiter keine Probleme. Ich werde bei Albert Jones am Culloden-Theater Schauspielunterricht nehmen, und ich habe auch schon an die Royal Academy of Dramatic Art in London geschrieben und gebeten, mich auf die Warteliste zu setzen. Den Brief habe ich sogar parfümiert.« Ach herrje, dachte Enya ... hoffent-

lich hat sie ihn nicht an ihrer unersättlichen Möse gerieben, wie sie es bei den kleinen Zettelchen machte, die sie ihren Freiern zukommen ließ.

»So fest entschlossen bist du also, Bri?«

»Ganz fest entschlossen. Schon seit langem.« Brianna drückte das letzte blutige Fleischstück in die Pökellösung. Dann presste sie mit einem demonstrativen Stoß den Deckel auf das Fass. »Endlich! Hoffentlich sehe ich in meinem Leben nie wieder auch nur einen Fetzen Corned Beef.« Enya reichte ihr ein Blech mit fertig ausgestochenem Teig.

»Da. Satanella. Schieb das bitte der Länge nach in die Röhre, ja? Damit meine ich nicht deine Möse, sondern den Backofen. Zweihundert Grad – also beides gleich heiß.«

Beide lachten wie verdorbene Teenager.

»Also ich muss schon sagen, das ist schon eine ziemliche Überraschung für mich. Ich habe immer gedacht, dass kleine vollbusige Mädchen, die Schauspielerinnen werden wollen, auch unentwegt schauspielern. Aber du hast bis jetzt eigentlich immer nur dich selbst gespielt.«

»Oh, Herzchen! Da haben wir's schon wieder. Du verwechselst Schauspielerinnen mit Filmstars. Es ist wirklich hoffnungslos mit dir.«

»Ja, sind Filmstars denn keine Schauspieler?«

»Von sehr mäßiger Qualität. Es sei denn, sie waren zuerst Bühnenschauspieler. Ich meine, selbst

Laurence Olivier filmt ja ab und zu.« Brianna griff nach ihrer Handtasche und zückte ein Foto von ihm mit Autogramm. Enya hatte es zuletzt in Sydney, in Briannas Wohnung für eine verspätete Jungmädchenschwärmerei gehalten. Immerhin war sie davon angetan gewesen, dass ihre Nachbarin soviel Geschmack bewies.

»Du wirst lachen, Herzchen. Ich hüte noch mehr solche Kostbarkeiten. Bilder von Hollywood-Stars wie Tab Hunter und Rory Calhoun beispielsweise.

»Ich versteh's immer noch nicht, aber danke, dass du bereit warst, mir bei der Arbeit in der Küche zu helfen, anstatt drüben in der Scheune deine Reitkenntnisse zu erweitern«, übte sich Enya kopfschüttelnd in verstecktem Sarkasmus.

»Eine Schauspielerin!« Brianna zuckte mit den Achseln.

»Nun, mal abgesehen von Fens Keller; wo sonst als auf der Bühne kann ich schreien und kreischen und gellen? Hier darf ich das nicht, und in Mrs. Devines Haus darf ich das auch nicht, nirgends darf ich das! Außer beim Ficken oder wenn ich in Fens unterirdischen Gewölben, wie Brunhilde, einen Sklaven vermöble! Und, verdammt noch mal, ich schreie und kreische nun mal so gern!«

»Ja. Das wurde mir, als wir eine gewisse Person läuterten, sofort klar. Aber was ist mit der bildenden Kunst, Bri? Warum willst du nicht Malerin

werden? Du hast doch mehrere Talente. Und das ist keineswegs ironisch gemeint!«

Brianna deutete auf den großen Gasherd.

»Du musst dem Küchenarbeiter sagen, dass er die Stahlflaschen auswechseln soll. Auf diesen ist, gleich wie bei einer entleerten Blase, nicht mehr viel Druck, aber für heute wird's sicher noch reichen.« Sie drehte den Kopf, mitleidig musterten ihre hellen Augen Enya. »Du bist immer noch so unpraktisch, Herzchen, wirklich. Das muss wohl daran liegen, dass du im Schlafzimmer immer noch die Rolle der Lolita spielst, die lediglich in den Arsch gefickt wird, weil sie blind ist für praktische Aspekte.«

»Jedenfalls musst du, egal ob du berühmt wirst oder nicht, in keiner Dachkammer verhungern, denn allein deine arbeitsame Möse sichert dein Überleben auf jeden Fall bis ins hohe Alter« konterte Enya gewitzt und nicht minder wortgewandt. Man konnte sehen, dass sie bei den drei Edelhuren in eine gute Schule gegangen war.

»O nein, Herzchen! Fens Keller ist für mich nur mehr eine kleine Nebenbühne – ein kleiner Nebenschauplatz. Eine versteckte Liebhaberei, wenn du so willst. Ich bin reich, und nun möchte ich schon zu Lebzeiten ein wenig Ruhm genießen und mich finanziell noch besser stellen. Und deshalb wähle ich die Schauspielerei als Beruf und das

Malen als Hobby. Nun sag' doch endlich; wie findest du das?«

»Also eines muss ich dir sagen, Bri. So richtig schlaue werde ich immer noch nicht aus dir.«

»Wieso?«

»Du willst dich finanziell noch besser stellen, und dennoch hast du mir die größte Pferdezucht Australiens und eine Villa geschenkt, in die Fens feudales Anwesen drei Mal reinpassen würde. Darum frage ich mich, warum du immer noch ein paar Freier bedienst und ein regelmäßiges Einkommen beziehen willst, das nicht einmal ein Prozent von dem ausmacht, was du Monat für Monat aufgrund der Zinsen deines extrem gut angelegten Vermögens bekommst«, sagte Enya rundheraus und vergaß dabei ihren Schwur, unter gar keinen Umständen etwas über Fens Loge zu verraten.

»In einer Dachkammer verhungern? Ich? Nein, da brauchtest du wirklich keine Angst zu haben.«

»Sagte ich doch. Selbst wenn du nur mehr malen wolltest, stünde dem nichts im Wege. Finanziell bist du zu allem in der Lage, und ob du's glauben willst oder nicht; das macht mir sogar ein klein wenig Angst.« Brianna warf ihrer Freundin einen interessierten Blick zu.

»Hast du denn eine Ahnung, wie viel ich habe, Herzchen?«

»Genug, um nie mehr arbeiten zu müssen, falls du dazu keine Lust hättest.«

»Wie entsetzlich langweilig! Dann würde ich am Ende vielleicht auch nur noch am Telefon hängen oder Bridge spielen – so ist das jedenfalls bei Elizabeths verwöhnter Mutter, die immer noch glaubt, ihre Tochter wäre eine gut verdienende Lehrerin in einem Mädchenpensionat. Im übrigen würde ich an deiner Stelle viel lieber in Sydney leben als auf Valopo.«

»Lenk bitte nicht vom Thema ab, Bri. Bist du auch sicher, dass du nicht lieber doch dem Malen den Vorzug geben möchtest?«

»Ganz sicher.« Sie machte einige Tanzschritte. »Ich werde die Bretter betreten, die die Welt bedeuten!«

»Wie bist du denn als E Levin ans Culloden-Theater gekommen?«

»Ich habe zur Probe vorgesprochen.«

»Und man hat dich genommen?«

»Das Vertrauen, das du in deine beste Freundin setzt, hat wirklich etwas Umwerfendes, Herzchen. Natürlich hat man mich angenommen! Ich bin nämlich nicht nur stinkreich sondern obendrein gut. Und eines Tages werde ich berühmt sein.« Enya ließ grün gefärbten Zuckerguss auf bereits gebackene Tannenbaum-Plätzchen tropfen.

»Ist das so wichtig für dich, Bri? Ruhm?«

»Na, das will ich meinen.« Brianna tunkte Zuckerklümpchen in die Butter, die fast völlig zerlaufen war. Trotz des Gasherdes an Stelle des früheren Holzofens herrschte im Kochhaus noch immer eine verheerende Hitze. »Ich bin eisern entschlossen, berühmt zu werden.«

»Willst du denn nicht noch mal heiraten? Ich meine richtig, ehrlich und natürlich aus Liebe.« Brianna verzog verächtlich den Mund.

»Kaum, Herzchen! Glaubst du etwa, ich hätte Lust, mein Leben zu vergeuden, indem ich Rotznasen und Schiethintern wische? Und vor einem Mann zu Kreuze kriechen, der sich einbildet, ein Halbgott zu sein, obwohl er mir nicht mal das Wasser reichen kann? Nein, danke, wirklich nicht – nicht bei mir!«

»Also weißt du, Bri, du bist nach wie vor unmöglich! Wo hast du bloß diese Ausdrucksweise her? Sicher nicht von deinen fürsorglichen Eltern. Ich schätze von Fen und Liz.« Mit kurzen, elastischen Bewegungen aus dem Handgelenk begann Brianna, am Spülstein Eier aufzuschlagen.

»Wo ich das gelernt habe? Nun, du hast recht. In den Bordellen natürlich, die ich anfangs abklappern musste. Aber lass nur, auf meine Art bin ich nichtsdestotrotz eine ganz nette Schreckschraube.«

»Nun gut. Zugegeben; du bist auf deine eigene Weise eine liebenswerte Kröte, aber zurück zum

vorherigen Thema – was hast du eigentlich gegen die Ehe?« Brianna warf ihrem Gegenüber einen ironischen Blick zu, und in ihrem Lachen klang etwas von jenem wie schnaubenden Geräusch an, das man gelegentlich bei ihr hören konnte.

»Also, Enya, wirklich, dass gerade du mich das fragst, wo du doch genau weißt, dass Eheverträge eine Erfindung der erzkonservativen Klasse ist, die Belisama am liebsten ans Kreuz nageln würde, wenn sie dazu in der Lage wäre?« Enya fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Rasch beugte sie sich tiefer über ihr Kuchenblech.

»Werde nicht unverschämt, Satanella, auch wenn du älter bist, als ich. Du weißt genau, dass es Kompromisse zwischen Cedric und mir geben musste, geben muss, und geben wird.«

»Ist doch sonderbar, nicht?« sagte Brianna während sie in einer Schüssel Eiweiß zu schlagen begann. »In dem Augenblick, wo man auch nur den kleinsten Schritt auf fremdes Territorium wagt, gilt man als unverschämt. Ich habe nichts weiter gesagt als: dass gerade du mich das fragst. Und das stimmt doch, verdammt noch mal, oder? Habe ich etwa auch nur angedeutet, dass ich meine, du hättest versagt oder so was? O nein. Ich bin ganz entschieden der Meinung, dass du eine Menge gesunden Menschenverstand bewiesen hast durch die Unterwerfung deines Ehemannes. Mir stellt sich lediglich die Frage, wann du ihn gefesselt

und geknebelt zu Fens Villa transportierst, damit wir uns den geheimnisumwitterten Schwanz deines Bockes ebenfalls einverleiben können.«

»Warum sprichst du so, Bri?«

»Ganz einfach, Herzchen. Weil er verdammt gut aussieht, weil er anscheinend doch nicht schwul ist, und weil Fen und Liz mit dem Gedanken liebäugeln, sich von deinem Hengst, den man genauso gut einen Wunderknaben nennen könnte, ein Kind machen zu lassen. Dass eine christlich hergeleitete Ehe – deine inklusive - für die Katze ist, wissen wir, aber worauf ich anspielen will, ist Belisamas Bestreben, unsere Fruchtbarkeit zu forcieren oder auf die Probe zu stellen oder was weiß ich.«

»In dir steckt wirklich eine Teufelin!«

»Vielen Dank, Herzchen. Das war zwar eins von deinen Ausweichmanövern, aber immerhin ist es mir einmal mehr gelungen, dich aus der Reserve zu locken. Schon vergessen? Du bist uns etwas schuldig, und ich wage anzunehmen, dass dein charmanter Bock nichts dagegen hätte, wenn zwei extrem gut aussehende Edelhuren ihn rein deswegen trocken melken würden, um ein Kind von ihm zu bekommen. Ohne Peitsche und Sporen, wohl-gemerkt.«

»Wirklich? Ohne Peitsche und Sporen ... und ohne Lederriemen und Stacheln?«

»Ja. Und demzufolge kann ich nichts erkennen, was dir daran nicht passen könnte. Am besten

wäre es, wenn du dir einfach vorstellst, wir wären eineiige Vierlinge, die von Geburt an alles miteinander teilen. Frag' ihn meinetwegen, ob er daran interessiert ist, obwohl es spannender wäre, wenn er eines schönen Morgens in Fenias und Elizabeths Möse glotzen würde, ohne damit gerechnet zu haben. Stell dir vor; die beiden mit gespreizten Beinen total unverhofft über seinem Gesicht, ihre Schamlippen weit auseinanderklaffend, und neun Monate später hätten deine Kinder blauäugige Halbgeschwister – gewaltsam gezeugt und von einer Hebamme abgenabelt. Mit Biss – wie deine Brüder es beim Kastrieren der Schafe machen.«

»Jetzt ist es wirklich genug, Satanella, aber weil wir dir wahrhaftig unser gemeinsames Liebesglück zu verdanken haben, werde ich Cedric fragen, was er davon hält.«

»Danke, Herzchen, denn so wahr ich hier stehe; Fen und Liz wollen ebenfalls so entzückende Kinder, wie ihr beide sie, dank unserer Hilfe fabriziert habt.«

»Ich sag' dir morgen Bescheid. Einverstanden?«

»Ja. Danke.«

»Bitte. Wann musst du eigentlich wieder abreisen?« fragte Enya ein klein wenig verzweifelt, denn am liebsten hätte sie die schrullige Blondine trotz oder gerade wegen ihrer unverblühten Offenheit für immer in ihrer Nähe gewusst.

Bri zeigte ein ungeniertes Grinsen. »Du kannst es gar nicht erwarten, mich wieder loszuwerden, nicht wahr? Kann ich auch gut verstehen, Herzchen, denn die Schelle, die ich dir gerade eben zum Aufwachen verpasst habe, war nicht von schlechten Eltern. Nehm' ich dir gar nicht weiter übel. Ich kann einfach nicht anders, macht mir einfach einen Riesenspaß, anderen einen Schock zu versetzen. Wie wär's, wenn du mich gleich morgen zum Flugplatz fährst?«

»Sagen wir: übermorgen. Morgen werde ich mit dir im Beisein von Cedric über Fens und Elizabeths Wunsch reden. Das ist nötig, damit du weißt, dass ich nur im Schlafzimmer das alleinige Sagen habe.« Bri hob den Kopf. Die Stimme ihrer Freundin klang plötzlich eigentümlich verändert.

»Was ist los, Herzchen?« Enya umarmte sie.

»Wenn du je in Schwierigkeiten gerätst, lass es mich wissen, Bri. Hier auf Valopo ist immer für dich Platz. Ich möchte, dass du das nie vergisst. Nichts könnte daran je etwas ändern.« In Briannas Augen trat ein weicher Ausdruck.

»Danke, Herzchen. Für eine Landpomeranze bist du eigentlich gar nicht so übel, weißt du.«

»Landpomeranze!?« rief Enya entsetzt. »Ich bin doch keine Landpomeranze! Ich war schon in Sydney, auf einer Liebesinsel, auf Himmelhoch, und in Großbritannien, und deshalb bin ich total Welt- erfahren!«

»Allmächtiger! Jetzt, wo du es erwähnst?! Sorry ... das hatte ich völlig verschwitzt!«

Enya schleuderte ein Plätzchen und traf damit Briannas Nase. »Oh, du Hexe!« rief sie und lachte dann. »Du bist wirklich ein Ungeheuer! Jetzt komme ich mir vor wie Mrs. Devine!« Ihr Gast grinste nur. In diesem Augenblick trat Brightit ins Kochhaus, von Enya insgeheim mit Erleichterung begrüßt. »Mum, weißt du, was Brianna gerade zu mir gesagt hat?« Brightit benötigte zwar neuerdings eine stärkere Brille, doch ihr Verstand war scharf wie eh und je.

»Nein, das weiß ich nicht«, sagte sie. »Ich müsste erst einmal hören, worum es geht!«

»Nun«, sagte Enya, »manchmal habe ich das Gefühl, dass du es genießt, wenn mir jemand einen Schabernack spielt. Und dass du gerade jetzt hier hereinkommst, wo du dich sonst im Kochhaus doch kaum je blicken lässt ...« Brightit knabberte an einem der Plätzchen, die sie recht argwöhnisch betrachtet hatte, »hmmmmmm«, sagte sie, »immerhin besser, als ich dachte. Und auf jeden Fall besser, als sie aussehen. Aber was deine Freundin betrifft, ermutige sie lieber nicht, hinter deinem Rücken mit mir zu konspirieren. – Womit sind Sie denn diesmal ins Fettnäpfchen getreten, Brianna?«

»Ich habe ihr gesagt, dass ich eine professionelle Schauspielerin werden will, das ist alles.«

»Das ist wirklich alles? Stimmt das, oder machen Sie nur einen Witz?«

»Es stimmt. Ich wechsel wirklich zum Culloden-Theater.«

»Nun, nun, nun!« sagte Brigit und stützte sich auf den Tisch. Sie musterte ihre Tochter mit einem ironischen Blick. »Merkwürdig, wie Freundinnen doch ihren eigenen Willen haben, der so gar nicht in manch erdachtes Konzept passt, nicht?« Enya gab keine Antwort.

»Oha, Herzchen!« zeigte sich Brianna erleuchtet. »Dachtest du etwa im Ernst, du könntest mich überreden, in deine Nähe zu zieh'n?«

»Nein. Keineswegs. Ich denke nicht im Traum daran, mich in dein Leben einzumischen. Außerdem glaube ich, du würdest eine gute Schauspielerin sein.«

»Das glaubst du mit einem Mal im Ernst?« fragte Bri verblüfft.

»Allerdings«, erklärte Enya. »Weil du doch wirklich keine Frau bist, die einen solchen Schritt unüberlegt unternimmt – stimmt's etwa nicht, Bri?«

»Natürlich stimmt's«, erklärte Bri mit einem Lächeln, das fast schon ein Grinsen war, und schob sich mit der Hand eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie betrachtete Enya mit einem der so liebevollen Blicke, wie sie dieselben – so fand zumindest Enya, selbst von ihrer eigenen Mutter nie bekom-

men hatte. »Du bist trotz deiner Frivolitäten, die beste Freundin, die man sich wünschen kann, Bri«, sagte Enya, während Bright den Rest des Plätzchens schluckte.

»Gar nicht übel. Aber ihr hättet sie doch mit weißer Zuckerglasur überziehen sollen.«

»Weiß? Das geht doch nicht bei Bäumen«, widersprach Enya.

»Natürlich geht das, wenn's Tannenbäume sind«, erklärte ihre Mutter. »Könnte doch Schnee sein.«

»Zu spät«, lachte Bri. »Jetzt sind sie kotzgrün!«

»Bri!«

»Hoppla! Tut mir leid, Herzchen. Ich vergesse immer, dass du einen überempfindlichen Magen hast.«

»Ich habe keinen überempfindlichen Magen!« sagte Enya empört.

»Ich bin nur gekommen, um zu sehen, wie es mit einer Tasse Tee steht«, betonte Bright und zog einen Stuhl herbei, auf den sie sich setzte.

»Setz doch einen Kessel auf, Brianna, gutes Mädchen, ja?« Auch Enya rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich. »Glaubst du auch, dass die Schauspielerei für eine Millionenerbin das Richtige sein könnte?« fragte sie begierig.

»Ja, weshalb denn nicht?« fragte Bright zurück. »Nun, es könnte doch so etwas wie ... wie eine Übergangsphase sein.«

»Ist es eine Übergangsphase, Brianna?« fragte Brigit.

»Nein, keineswegs, Mrs. Kelly« erwiderte Brianna mit allem Nachdruck, während sie Tassen und Unterassen auf die grüne Platte des alten Küchentischs stellte.

»Nimm für die Biskuits einen Teller und stell sie nicht einfach in der Schachtel auf den Tisch«, sagte Enya ganz automatisch, als würde die Blondine seit Jahrzehnten auf Valopo leben. »Und außerdem, Himmelherrgott, nimm für die Milch nicht die ganze Kanne, sondern das Kännchen, das zum Teeservice gehört. Du kannst dich bei uns zwar wie zuhause fühlen, aber keinesfalls so benehmen.« Beide lachten herzlich.

»Ja, schon gut, Herzchen. Tut mir leid, aber das bin ich von zuhause so gewohnt«, erwiderte Brianna genauso mechanisch. »Weshalb so viele Umstände, werde ich ja nie begreifen – macht nur mehr Arbeit, das ist alles.«

»Tu bitte, was ich dir sage. So ist es halt viel hübscher.«

»Um auf das Thema zurückzukommen«, beharrte Brigit, »ich glaube, da gibt es nicht viel zu diskutieren. Meiner Überzeugung nach sollte man deiner Freundin ihren Willen lassen. Sie wird sich schon bewähren.« »Ich wünschte, ich wäre da so sicher wie du«, sagte Enya bedrückt. »Geht's Ih-

nen um den möglichen Ruhm, Brianna?« fragte Brigit den Gast ihrer Tochter.

»Natürlich, das spielt schon eine Rolle«, erklärte die groß gewachsene Blondine. Sie stellte die alte braune Teekanne auf den Tisch und setzte sich rasch. Trotzig sah sie Enya an. »Und jetzt meckre nicht, Herzchen. Für die Küche nehme ich keine silberne Kanne, basta!«

»Schon gut. Ich kenn' dich ohnehin besser als alle anderen«, sagte Enya mit einem Lächeln, »für die Küche genügt diese Kanne.«

»Hmmm, tut das gut! Es geht doch nichts über eine Tasse Tee«, verkündete Brigit mit einem genussvollen Seufzer und nahm gleich noch einen Schluck. »Brianna, warum müssen Sie meiner Tochter eigentlich immer alles so miserabel erklären? Sie wissen doch ganz genau, dass es im Grunde nicht um den Ruhm geht. Sondern um das Selbst, nicht wahr?«

»Um das Selbst?«

»Natürlich. Um das Selbst. Schauspielerin werden, das heißt für Sie doch, das tun, wofür Sie sich bestimmt glauben, nicht wahr?«

»Ja. Das ist korrekt.«

»Eben. Warum haben Sie das meiner Tochter dann auch nicht so erklärt? Weshalb beunruhigen Sie Enya durch einen Haufen nebensächlichen Unsinn?« Brianna hob die Schultern und trank ihre Tasse auf einen Zug leer.

»Weiß nicht, Mrs. Kelly. So bin ich eben und nebenbei bemerkt, macht es Spaß, Ihre Tochter ein klein wenig an der Nase herumzuführen«, sagte sie.

»Das weiß ich nicht, heißt es normalerweise, Brianna«, vervollständigte Brighit die Antwort. »Na, ich hoffe doch, dass Sie wenigstens auf der Bühne in ganzen Sätzen sprechen werden. Jedenfalls das Selbst – der Selbstaussdruck – ist der Grund, aus dem Sie eine berühmte Schauspielerin werden möchten, nicht wahr?«

»Kann schon sein«, erwiderte Brianna widerstrebend.

»Guter Gott, diese Art! Daran kannst du noch zugrunde gehen, Bri, wenn du's nicht lernst, dein trotzig frivoles Temperament ein wenig unter Kontrolle zu halten. Genau das ist übrigens der Grund, warum ich dich tatsächlich liebend gerne in meiner Nähe wüsste. Als Aufpasserin sozusagen! So! Jetzt ist die Katze aus dem Sack, und nenn mich meinetwegen albern oder was auch immer. Ich mag dich eben, und weil ich das tu, mach' ich mir Sorgen um dich. Also sieh' dich vor, denn falls du Mist baust, und irgendwann hinter Gittern landest, erwürge ich dich höchstpersönlich, obwohl Gitterstäbe zwischen uns sind. Hast du das verstanden, du herzlose Blondine?«

Sie umarmten sich wieder wie Schwestern, weshalb Brighit im Hintergrund den Kopf schüttelte.

So eine seltsame Freundschaft hatte sie noch nie erlebt.

Enyas Mutter stand auf, verabschiedete sich von Brianna freundlich und verschwand, und das war gut, denn wäre sie hiergeblieben, hätten Enya und ihr Gast nicht über ein Thema sprechen können, das Enya mitten in der Arbeit anschnitt.

»Wann und wie bist du Witwe geworden, Bri?«  
Die Blondine drehte den Kopf wie ferngesteuert zu ihrem Gegenüber und zögerte mit der Antwort.

»Bri?«

»Ja?«

»Ich fragte, wann und unter welchen Umständen du Witwe geworden bist. Hat es sich gleich oder ähnlich dramatisch abgespielt wie bei Liz und Fen, oder ist dein Mann seiner Krankheit auf natürliche Art erlegen?«

»Deine Neugier bringt mich noch um den Verstand.«

»Bitte beantworte meine beiden Fragen, damit ich meinen Verdacht bestätigt weiß.«

»Du hast einen konkreten Verdacht und hast mich dennoch eingeladen?«

»Ja. Weißt du, warum?«

Brianna Sinclair schüttelte verneinend den Kopf.

»Weil es die letzte derartige Aktion eines Mitglieds der Loge war. Ist doch so. Oder etwa nicht?«

»Ja. Das ist vollkommen richtig, zumal Fen trotz entgeltlicher Übernahme unserer Puppen auf eine Erweiterung verzichtet hat.«

»Eben. Also spricht nichts dagegen, wenn du es mir anvertraust, denn auf diese Weise könntest du es dir, wie bei einer Beichte, von der Seele reden, und ich hätte das Gefühl, das gute Werk des Tages an dir vollbracht zu haben.«

»Siehst du das wirklich so?«

»Ja. Gewiss.«

»Na schön. Wenn das so ist? Fen, Liz und ich haben mit dem herzkranken Klappergerüst in unserer Hochzeitsnacht genau das gemacht, was Fenia und Elizabeth mittlerweile als halblegales Erfolgsrezept bezeichnen. Und wie du dir denken kannst, ist es uns nicht allzu schwer gefallen, das Rezept anzuwenden, denn die meisten, die es zu so einem Reichtum gebracht haben sind durch und durch Schweine. Mein Gemahl war sozusagen der König dieser Schweine, denn so ein geldgieriges, korruptes, und rücksichtsloses Subjekt hatte die Welt vor seiner Geburt mit Sicherheit noch nie gesehen.«

»Wirklich?«

»Ja, Herzchen. Stell dir vor; er hat sogar einen gedungenen Mörder dafür bezahlt, dass er dabei zusehen durfte, wie der Mann eine Hure vergewaltigte und tötete.«

Enya sah von ihrer Arbeit auf und wurde blass. Es dauerte eine Weile, bis sie sich fing und die Sprache wieder erlangte.

»Ist das wirklich wahr oder hast du dir diese gruselige Geschichte zurechtgelegt, damit ich eine bestimmte Nachsicht für euer Handeln an den Tag lege?«

»Ich schwöre bei meinem Leben, dass es die reine Wahrheit ist. Liz und Fen können es bezeugen. Dieser scheinheilige Idiot vertraute es nach der Sonntagsmesse in einem Beichtstuhl einem Pfaffen an, der Liz beinahe regelmäßig aufsuchte, um mit ihr ein Schäferstündchen der besonderen Art zu verbringen, und als Elizabeth ihn nach getaner Arbeit bat, meine Trauung zu vollzieh'n, weil ich mir, wie du weißt, mit Pfaffen extrem schwer tue, hat er sich geweigert. Liz, die es bekanntermaßen hasst, wenn ein Freier sich weigert, eine Frage zu beantworten, hat ihn einfach in einen ihrer drei Käfige gesperrt, und zwar so lange, bis er ihr den Grund für die Absage verraten hat. Liz erzählte mir die Geschichte, und deshalb bin ich von meinem ursprünglichen Plan abgekommen.«

»Deinem ursprünglichen Plan?«

»Ja. Ob du es mir glaubst oder nicht; ich wollte das zaundürre alte Klappergerüst bis zu seinem natürlichen Tod pflegen, denn das Vermögen, das es bereits am Tag der Hochzeit infolge eines fehlenden Ehevertrags an mich übertrug, raubte mir

schlichtweg den Atem. Doch wie gesagt; nachdem Liz mir erzählte, was sich dieses Kretin in der Zeit ihres beruflichen Schaffens leistete, konnte ich mir nicht mehr vorstellen, Seite an Seite mit ihm in einem Ehebett zu schlafen. Also habe ich Fens und Liz' Rat, das Ableben meines Gemahls ebenfalls zu beschleunigen, befolgt. Diesmal klappte es sogar in der halben Zeit.«

»Ach ja? Wie das?«

»Weil Liz und Fen das Patentrezept quasi ergänzt und verbessert haben.«

»Ergänzt und verbessert?«

»Ja. Aber verlang' nicht von mir, dir zu beschreiben, in welcher Form, denn wir haben ihn in der Hochzeitsnacht in einer Art zu Tode gefickt, für die es keine Worte mehr gibt.«

»Ach herrje.«

»Ja. Ach herrje, aber auf ihn bezogen, denn die kombinierte Methode ist beinahe legal und dennoch extrem grausam.« Bravo! Gut gemacht, Brianna Sinclair, du Königin der Lügnerinnen, dachte Brianna, doch wenn man dadurch jemanden schützen konnte, war eine Notlüge erlaubt, hieß es hierzulande.

Enya kam aus dem Staunen nicht heraus. Wie ein Echo sagte sie:

»Beinahe *legal* und dennoch extrem *grausam*?«

»Ja. Und genau deswegen stelle ich dir nun eine Frage, die mich seit Monaten beschäftigt. Warum,

zum Henker, hast du ausgerechnet ein verdorbenes Miststück, wie mich, zu deiner besten Freundin auserkoren? Los, Herzchen! Raus damit! Sag' es mir. Ich will jetzt und hier wissen, warum du mich zu dir einlädst, anstatt mir den Laufpass zu geben, weil ich mich mit verbrecherischen Nutten abgebe und weil ich so bin wie ich bin.«

»Weil ich dich mag, weil du die einzige bist, die sich meiner Freundschaft bis jetzt als würdig erwiesen hat, und weil du nie mehr eine Straftat begehen wirst.«

»Hmmm. Ja. Das ist verdammt noch mal richtig, denn genau das habe ich mir aus freien Stücken hoch und heilig geschworen. Und weiter?«

»Nichts, ›und weiter‹. Sogar die katholischen Priester sind in der Lage, in Gottes Namen Todsünden zu vergeben. Warum also sollte ich nicht dasselbe in Belisamas Namen tun?«

Brianna Sinclair starrte Enya entgeistert an.

»Weißt du was, Herzchen?«

»Nein. Was denn?«

»Langsam, aber sicher, wirst du mir unheimlich, obwohl ich mir beim besten Willen nicht vorstellen könnte, dass du dasselbe zuwege brächtest, was wir getan haben.«

»Und wieso, wenn ich fragen darf?«

»Weil du dich, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, benimmst, als wärst du Belisamas leibliche Tochter. Du weißt schon – die Tochter der

Göttin der Fruchtbarkeit, für die Keltengören, wie du, ein nahezu lesbisch anmutendes Faible haben.«

»Und was wäre, mal abgesehen von der Sache mit der Lesbe, wenn es sich tatsächlich so verhielte?«

»Da! Die nächste verstörende Frage, die mich beinahe um den Verstand bringt! Hör' sofort auf, dich wie eine mystische Gottheit aufzuführen, du Folterfotze, oder ich leck' dir so lange die Möse, bis du mich für das begangene Sakrileg um Vergebung bittest!«

Beide lachten herzlich.

»Böse Witwe! Nein, böse Hexe!« feixte Enya, und Brianna sagte:

»Danke für das Kompliment! Amen!«

Sie lachten wieder, und Brianna war es, die den schwarz-humorigen Dialog fortsetzte.

»Ach ja. Noch etwas. Wieso, zum Henker, feierst du eigentlich Weihnachten? Und wieso, bei allen verhexten Heiligen, bäckst du wie eine ebensolche Kekse in Form von Tannenbäumen? Du liegst doch, gleich wie ich, mit dem christlichen Gott seit Jahren im Clinch?«

»Weihnachten feiern wir unserer Kinder wegen. Sie sollen das kennen lernen, was auch Cedric und ich in der Zeit unserer Kindheit kennen gelernt haben. Es ist ein familienfreundlicher Brauch und deshalb spricht nichts dagegen, wenn wir ihn pfe-

gen und hegen und unseren Kindern den Hintergrund erklären. Wenn sie erwachsen sind, sollen sie glauben was sie wollen, aber bis dahin werde ich ihnen natürlich auch das Wesen der Natur und das Keltentum erklären und ans Herz legen. Und was die Form der Kekse angeht; hast du etwa eine bessere Idee?«

»Ja. Back doch, deiner dominanten Ader und deinem gruseligen Doppelleben entsprechend, zwischendurch Kekse in Form von Schwänzen, Titten, Schlagriemen oder Mösen. Der Aufwand wäre derselbe und schmecken würden die Kekse ebenso gut. Und mit ein wenig Glück könntest du damit in bestimmten Gegenden, wie beispielsweise Knabeninternaten, einen satten Gewinn erzielen.«

»Bri! Du bist wirklich unmöglich!«

»Sagte ich das nicht vorhin?«

»Ja. Ich wollte deiner trefflichen Behauptung lediglich das Siegel einer soeben verunglückten Madonna aufdrücken.«

»Noch mal danke und noch mal Amen!«

»Bitte.«

\*\*\*

Dass Enya ihr Versprechen einlöste und Cedric mit Fenias und Elizabeths Wunsch konfrontierte, verstand sich von selbst. Cedric staunte nicht

schlecht, doch als Enya ehrlich gestand, dass es die einzige Möglichkeit wäre, sich in zwei Fällen aus der Schlinge einer unangenehmen Verbundenheit zu befreien, sagte er »ja«. Damit hatte Enya zwei Sorgen weniger, doch sie bestand darauf, dass sie bei den zwei Schäferstündchen dabei war, damit die beiden Huren keine Chance hatten, sich in negativer Hinsicht gehen zu lassen.

Vertraglich frei von allen damit verbundenen Verpflichtungen eines Vaters, brachte Cedric es drei Wochen später mit Enyas ermunterndem Zuspruch und viel Geduld zustande, die beiden Edelhuren zu schwängern, damit sie ihr hübsches blauäugiges Kind jeweils allein großziehen konnten. Fenia bekam nach neun Monaten einen extrem süßen Jungen und Elizabeth ebenfalls, weshalb Brianna vor Neid erblasste und beinahe in tausend Stücke zersprang. Und um dem Lauf der Geschichte vorzugreifen: sie bat Enya und Cedric drei Jahre später um dieselbe Gefälligkeit, doch diesmal willigten sie nur unter einer Bedingung ein. Brianna musste sich in Dubbo (das lag ziemlich genau in der Mitte - zwischen Valopo und Sydney) ein Haus kaufen, damit sie und Enya sich öfter als bisher sehen konnten. Der Grund: Enya und Cedric mussten die Strecke von Valopo bis Sydney öfter mit dem Auto als mit dem Flugzeug bewältigen, da Cedric meistens eine Stute oder einen Hengst per Anhänger transportierte. Außer-

dem musste Brianna den Kontakt mit Cedric aufrechterhalten, da er sich ohnehin um den großen Pferdezuchtbetrieb zu kümmern hatte. Das war nötig, da Enya nach wie vor Angst hatte, Brianna könne wegen ihrer frivolen Offenheit Dummheiten begehen. So hatte Enya ihren Willen und Bri, deren Eltern gestorben waren, war, mal abgesehen von Fenia und Elizabeth, nicht mehr allein auf dieser Welt. Man konnte sagen, was man wollte, oder die Sache sehen, wie man wollte; die vier Dominas, die Billy Watson auf bizarre Art geläutert hatten, gehörten irgendwie zusammen. Die seltsame Freundschaft funktionierte bis ins hohe Alter, obwohl oder gerade weil alle Beteiligten steinreich waren. Geld kommt zu Geld, sagten sie sich immer wieder, und wie zur Bestätigung erzielten Valopo und der Pferdezuchtbetrieb nahe Sydney Riesengewinne – höhere Gewinne, als Jennyfer Ryan es sich zu Lebzeiten je erträumt hätte.

\*\*\*

Der Regen kam und ging. Manchmal war es gerade genug, manchmal zu viel, manchmal zu wenig. Doch eine Dürrezeit wie jene endlos lange, die dereinst rund zehn Jahre gedauert hatte, gab es gottlob nicht wieder. Allmählich nahm die Zahl der Schafe wieder zu, und die Qualität der Wolle übertraf jene der Vor-Dürrejahre, eine beachtliche

Leistung. Viehzüchtern galt ganz einfach als »in«. Die Leute sprachen viel von Haddon Rig bei Warren, und viele traten in aktiven Wettbewerb mit dessen Besitzer Max Falkiner, wozu sich Gelegenheit ergab auf der Royal Easter Show in Sydney, wo es unter anderem auch darum ging, wer den besten Schafbock und das beste Mutterschaf gezüchtet hatte. Der Preis für Wolle kletterte und kletterte, bis er dann wie eine Rakete in die Höhe schoss. Europa, die USA und Japan waren gierig auf jeden Fetzen guter Wolle, den Australien produzieren konnte. Was in anderen Ländern an Wolle erzeugt wurde, war gröber und fand auch seine Verwendung, für schwere Gewebe wie Teppiche oder Filze. Doch für hochklassige Wolltextilien gab es nichts Besseres als die langen, seidigen Fasern von den australischen Merino-Schafen. Und die absolute Spitze dieser Faser wurde draußen auf den Schwarzerdebenebenen des nordwestlichen Neusüdwales und des südwestlichen Queensland erzielt – im speziellen auf Valopo.

»Auch wenn wir einmal nicht mehr sind; Valopo wird fortbesteh'n mit anderen Menschen, und niemand wird mehr wissen, was es uns bedeutet hat« sagte Bright. Colin meinte:

»Tja. Du sagst es, Schwesterherz. Ich werd' mal seh'n, wie trocken das Gras schon ist.«

Cedric legte den Arm um seine Gemahlin, Mrs. Enya Stuart, denn sie hatten sich vor knapp einer

Woche das Jawort gegeben. »Bis der Tod uns scheidet« hatten sie im Duett gehaucht, und danach hatten sie sich im großen Schuppen mit einer Leidenschaft geküsst, als würde in wenigen Stunden alles um sie herum versinken.

»Hast du Lust, mich in den Schuppen zu begleiten, um einmal mehr zu versuchen, Gott zu überraschen?« fragte Cedric, der sich an seiner hübschen Gemahlin nicht sattsehen konnte.

»Lass es gut sein, Cedric. Du hast dich in seine Hand begeben, seinen Willen getan, doch dank seiner starken Konkurrenz hast du deinen fehlgeleiteten Ehrgeiz besiegt. Oder anders gesagt; du hast in letzter Sekunde erkannt, dass es keine noch so hohen Ideale gibt, die es rechtfertigen, ein Herz zu brechen.«

»Das ist richtig, Liebling. Doch ich hatte unendlich viel Glück, denn ich hatte und habe eine liebevolle, von Träumen beseelte Keltengöre. Herz, Liebe und Geduld waren dir stets zu Eigen, und deshalb liebe ich dich Stunde um Stunde mehr.«

Enya küsste Cedric für diese wohltuenden Worte, legte Paddys mit Soße bekleckertes Esslätzchen auf den Tisch, und blickte mit großen Augen durch das Fenster auf die üppige Pracht der Herbstrosen im Garten. Und da war mehr, so viel mehr: Hibiskus, Lampenputzerbaum, Geister-Eukalyptus, Bougainvillaea und, nicht zuletzt, die Pfefferbäume. Wie schön war der Garten doch,

wie lebendig! Und immer wieder saß man und beobachtete, wie Winziges wuchs und groß wurde und sich wandelte und wieder verging, in endlosem, immer wieder in sich selbst mündendem Kreis. Und so wurde es auf Valopo auch Zeit, dass sich langsam aber sicher ein Kreis erneuerte: mit frischem Blut, mit Unbekannten, mit Fremdem, noch Fremdem. Es würde sich alles finden, ja, irgendwie würde sich das Leben, dank Belisama, auch für Paddy und Lesly mit all seinen Geschehnissen zu einer einzigen glücklichen Erfahrung aneinanderreihen, und für das Kind, das Enya unter ihrem Herzen trug, ebenso. Es regte sich manchmal allzu heftig, als wolle das strampelnde Geschöpf Mammis Bauch nach allen Richtungen erweitern, damit es mehr Platz hatte, um es sich in der warmen wonnigen Umgebung noch gemütlicher zu machen. Was mir geschehen ist, dachte Enya, habe ich mir selbst in mühevoller Kleinarbeit geschaffen. Sie griff sich an den gewölbten Bauch, legte auch Cedrics Hand gleich neben die ihre, damit er die Bewegungen, die das Baby vollführte, spüren konnte. Enya war glücklich wie noch nie, und hätte sie gewusst, dass Liam in knapp zwei Jahren begnadigt, aus dem Gefängnis entlassen, und mit einem Auto nach Valopo gebracht wurde, wäre sie gewiss vor lauter Glück in tausend Teile zersprungen. Doch da dieses Ereignis heute, hier und jetzt niemand vorhersehen

konnte, dachte Enya den angefangenen Gedankengang weiter.

Niemandem sonst, außer Belisama, Rhona und Bri, ist dieses Glück geschuldet, dachte sie. Und ich – ich kann keinen einzigen Augenblick dieser Anstrengungen bedauern. Wie ein Vogel fühle ich mich hier und jetzt, dem ein langer spitzer Dorn aus der Brust gezogen wurde, obwohl sein Tod einem unwandelbaren Gesetz folgen sollte. Was mich dazu trieb, mich damals auf dem Bahnhof mit dem unsichtbaren Dorn durchbohren zu lassen, und, falls nötig, singend zu sterben, weiß ich nicht, doch im selben Augenblick, da der Dorn in mich eindrang, war ich mir des schmerzvollen Schicksals nicht bewusst. Ich sang nur und sang, und ich wollte am liebsten singen, bis kein Leben mehr in mir war. Doch dann hörte ich Belisamas Stimme. »Liebende Menschen, wie du, die sich von einer unbekanntten Macht die Brust mit einem unsichtbaren Dorn durchbohren lassen, wissen und verstehen.« Ja. Ich wusste und verstand, bereits im zarten Alter von neun Jahren, und ich ließ es dennoch zu, denn mit Belisamas Hilfe konnte ich den langen spitzen Dorn in eine heilende Akupunkturnadel verwandeln – ich – eine jener unbequemen Keltengören, die in ihrer verstörenden Schlichtheit, die manche als Unbedarftheit bezeichnen mögen, niemals davon abgehen werden, die Natur anstatt Gott zu bewundern, und der

Fruchtbarkeit zu huldigen anstatt einer Kirche, die sich in vielem widerspricht. Allein »Liebet und vermehret euch« zu predigen, und dem Prediger zu verbieten, sich an seine eigenen Worte zu halten, ist ein Frevel im Sinne der natürlichen Triebe eines Geschöpfes, das von Mutter Natur erschaffen wurde, um seine Vergänglichkeit infolge der Vermehrung zu besiegen. Aber Gott war es doch, der die Natur erschaffen hat, mochten viele sagen, doch nein; die Menschen haben einen Gott erschaffen, von dem sie annehmen, er hätte diese Wunder vollbracht, da sie ebendiese weder begreifen noch fassen können.

Enya wurde durch Schritte aus ihrer teils ketzerisch, teils philosophisch anmutenden Anwendung gerissen. Cedric war es, der Lesly und Paddy auf den Armen hatte und nun, neben Enya stehend, seine beiden Sprösslinge ganz in Enyas Sinn belehrte.

»Seht euch euer schönes Zuhause gut an, ihr Lieben, denn wenn wir einmal nicht mehr hier sind, dann gibt es das wirkliche Valopo nicht mehr. Oh, in den Annalen wird's sicher einen Vermerk geben, und vielleicht kommt sogar ein sehr ernster junger Mann nach Yelli und versucht, alle zu interviewen, die sich noch erinnern, weil er über Valopo ein Buch schreiben möchte: über die letzte mächtige Station in Neusüdwales. Aber wie es

wirklich war, werden seine Leser nie wissen. Da hätten sie schon dazugehören müssen.«

»Ja«, sagte Enya, bevor sie Lesly, Paddy und Cedric in der besagten Reihenfolge küsste. »da hätten sie schon dazugehören müssen.«

\*\*\*

Enyas und Cedrics Kinder verfügten über einen für ihr Alter bemerkenswerten Wortschatz, eine Folge der nun schon traditionellen Kelly-Leiden-schaft fürs Lesen. Sie waren intelligent, zeigten sich an allem interessiert und kannten das Leben eigentlich nur von seiner angenehmen Seite. Sie hatten ihre Ponys, deren Größe dem Alter der Kinder entsprechend zunahm, und an Mrs. Millers grünem Küchentisch machten sie – wohl oder übel – brav die Aufgaben, die sie per Fernunterricht zu erledigen hatten. Im übrigen besaßen sie ihre Schoßtiere, Katzen, Hunde und anderes mehr, und den allerersten Rang dabei nahm ein rosa Schweinchen ein, das mindestens so intelligent war wie ein Hund und das die Kinder Iggle-Piggle taufte. Krank waren die drei Kinder selten, eine Erkältung oder eine Grippe hatten sie nie, was sicher auch daran lag, dass sie hier, fernab von allen Städten, kaum einer Ansteckungsgefahr ausgesetzt waren. Enya fürchtete für sie Kinderlähmung, Diphtherie, vieles mehr, und so ließ sie Paddy und Lesly, aber auch Cedric junior (richtigerweise

Ralph Cedric junior) gegen alles impfen, wogegen Kinder nur geimpft werden konnten. Es war ein wunderschönes, ein geradezu ideales Leben für drei blutjungen Stuarts. Sie konnten sich nach Herzenslust austoben, ohne dass ihre geistige Entwicklung vernachlässigt worden wäre. Als Paddy zehn war und Lesly elf, wurden sie nach Sydney auf die Schule geschickt. Paddy, wie es die Tradition verlangte, nach Riverview, und Lesly nach Kincoppal. Enya und Cedric brachten beide zum Flugzeug, sahen ihre blassen kleinen Gesichter und wären am liebsten mit geflogen. Schließlich gingen ihre Kinder zum ersten Mal im Leben fort von Valopo und von Yellingbone. Die Familie, von Brigit über Colin bis Jims und Patsy, war einhellig der Meinung gewesen, es sei für die Kinder besser, auf sich selbst gestellt zu sein.

»Verweichliche sie nicht«, hatte Brigit einmal mehr streng gesagt. Doch als das Flugzeug in einer Wolke von Staub vom Boden abhob und emporstrebte in die flimmernde Luft, fühlte Enya sich eigentümlich zerrissen. Der Gedanke, Paddy und Lesly zu verlieren, brach ihr fast das Herz. Ihre Gefühle waren klar und eindeutig an ihrem verweinten Gesicht abzulesen. Gleich wie Cedric junior musste man die beiden Kinder einfach lieben, denn sie akzeptierten diese Gegenliebe so selbstverständlich, wie sie, wenn man es so nennen wollte, die Atemluft akzeptierten. Liebens-

werte kleine Ungeheuer konnten sie manchmal sein, alle drei, doch die meiste Zeit waren sie in Enyas und Cedrics Augen Prinz, Prinz, und Prinzessin. Ja, es gab so manches an ihnen, was man nicht nur lieben konnte, sondern lieben musste: ihre Charakter- und Willensstärke, ihre erstaunliche Selbständigkeit und vieles mehr. Manchmal schienen die drei Sprösslinge sogar zu selbstständig zu sein, um sich weiterhin so lieben zu lassen, wie bisher. Das versetzte Enya so manchen Stich ins Herz, denn sie brauchte das schöne Gefühl, gebraucht zu werden.

Mit dem Flugzeug konnten Paddy und Lesly in den Ferien, selbst in den kürzesten, stets rasch nach Yellingbone und dann nach Valopo kommen. Sehr bald jedoch hatten sie sich an ihr neues Leben in den Schulen gewöhnt. Paddy empfand stets Heimweh, wenn er auf Valopo gewesen war. Bei Lesly hingegen verhielt es sich umgekehrt. Sydney schien für sie – und daran hatte Brianna keinen geringen Anteil - genau das richtige Pflaster zu sein, und wenn sie sich auf Valopo befand, sehnte sie sich in die Stadt zurück. Besonders angetan hatte es der kleinen Keltengöre der Botanische Garten. Die Jesuiten im Riverview-College zeigten sich von Paddy entzückt. Er erwies sich als hervorragender Schüler, und zwar sowohl im Klassenzimmer als auch auf dem Sportplatz. Die Nonnen von Kincoppal hingegen waren weit ent-

fernt von solcher Begeisterung. Wer scharfe Augen und eine so scharfe Zunge besaß wie Lesly, konnte kaum hoffen, bei den strengen »Pinguinen« beliebt zu sein. Ihrem Bruder in gewisser Hinsicht voraus – eine ganz natürliche Sache – war sie in ihren Leistungen wahrscheinlich besser als dieser, allerdings nur im Klassenzimmer, denn Paddy ähnelte in vielen Dingen Cedric, vor allem was die Liebe zu Pferden anging. Er nutzte jede Gelegenheit, einen Teil seiner Freizeit mit seinem Vater im Pferdezuchtbetrieb zu verbringen, und mit den Jahren schaffte er es sogar, Brianna und deren Sohn, Frank (einem der drei geheimen Halbbrüder der Stuart-Kinder), die Angst vor Pferden zu nehmen.

Cedric und Enya erfreuten sich indessen am Aufwachsen ihres dritten Kindes, Ralph Cedric, denn der Junge war, wie Enya, extrem naturverbunden. Er ähnelte ihr auch äußerlich in nahezu unheimlicher Art, wovon Cedric total angetan war. Er bedauerte deshalb, dass es kein Mädchen geworden war, und Enya, die froh über das männliche Geschlecht ihres dritten Kindes war, begründete ihren Standpunkt damit, dann hätte ihr das hübsche Töchterchen den Rang in Bezug auf Cedrics Liebe abgelaufen.

Ein ähnliches Thema war die Art, wie Fenia, Elizabeth und Brianna ihre Söhne – also die Halbbrüder ihre Kinder – erzogen. Gewiss, aus allen

drei Jungs waren, dank ihrer jeweiligen dominanten Mutter, prächtige Beschützer ihrer Mutter geworden - hübsche und anständige Jünglinge, weit davon entfernt, irgendwann im Gefängnis zu landen, doch das Fehlen eines Vaters hatte sich dahingehend ausgewirkt, dass man jeden einzelnen der Halbbrüder von Enyas Kindern hinter vorgehaltener Hand durchaus als »Mutterficker« bezeichnen konnte. Ob sie es freiwillig machten oder ob sie ihren in Leder gekleideten Müttern in gewisser Weise hörig waren, war dahingestellt.

Enya dachte oft darüber nach, denn wenn sie auf Jahre hinaus ohne Mann gewesen wäre, hätte es durchaus sein können, dass die drei Huren ihr mit der Zeit eingeredet hätten, es sei völlig normal, die eigenen Söhnen regelmäßig zu vernaschen. So zu leben, konnte sich Enya nicht vorstellen, und dennoch; ein unbeschriebenes Blatt war sie auch nicht gerade. Oder anders ausgedrückt; ihre weiße Weste bekam bald ebensolche Flecken ab, wenn sie auch nicht so dunkel waren, wie bei den drei Huren, die ihren jeweiligen Sohn, weil selbiger so sagenhaft hübsch und attraktiv war, ab der ersten brauchbaren Latte zumindest am Wochenende fickten, als gäbe es kein Morgen. Nicht Paddy war es, der Enya allein im stillen Kämmerchen, wenn Cedric auf der Pferderanch war, an die Wäsche ging, sondern Ralph. Zuerst war es bloß eine schwierige Phase von ihm, doch das Anziehen der

Domina-Klamotten, eine Züchtigung mit dem Riemen (übers Knie legen) und hinterher Zuckerbrot von Mammi in Form einer gemeinsamen Nacht, hatten gereicht, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Nicht sie hatte von ihm verlangt, sich an sie zu kuscheln, sondern er war unter ihre Decke geschlüpft, weil er unbedingt wissen wollte, ob sie noch böse auf ihn war. Tja; und dann hatte Enya Fenias Rat befolgt. »Weise deinen Sohn nie ab, egal was er sich von dir erhofft, oder wünscht. Schickt du ihn weg, ohne alle seine Fragen beantwortet zu haben, verlierst du mit der Zeit sein Vertrauen und seinen Respekt« hatte sie oft und oft gesagt. Einer von Fenias Ratschlägen hatte sich als besonders nützlich erwiesen. Sie sagte: »Verlangt es ihn danach, bei dir zu schlafen, und sich an deine Titten zu kuscheln, ist das ein Zeichen dafür, dass er mehr will, doch da ihm seine Hemmungen in die Quere kommen, und du die Regel als Mutter nicht verletzen darfst, empfehle ich dir folgenden Trick. Jungs und Männer haben jeden Morgen automatisch eine Latte. Legst du ihn frühmorgens mit dem Bauch nach unten zwischen deine Beine, sodass er mit dem Kopf zwischen deinen Titten schläft, ist nichts dagegen zu sagen, denn schließlich macht er es freiwillig. Da er eng auf dir liegt und deine Möse deswegen klitschnass ist, trägst weder du noch er Schuld, wenn sein steifer Schwanz im Schlaf in deine weit

geöffnete Möse gleitet, und er beim Wachwerden dahinter kommt, dass sich etwas wunderbar weich und warm anfühlt.«

Tja. Mehr war dazu nicht zu sagen. Das war typisch Fenia, doch unglaublich, aber wahr, in Enyas Fall war es die Lösung des Problems.

Da Ralphs schwierige Phase tatsächlich einem kleinen Vertrauensverlust geschuldet war, legte sie ihn zuerst in Cedrics Abwesenheit aufgrund einer frechen und respektlosen Bemerkung nachts im Keller übers Knie. Dann trug sie ihren weinenden Sohn in sein Zimmer, setzte sich zu ihm auf das Bett, und erklärte ihm mit Engelsgeduld, warum er sich diese Behandlung verdient hatte. Sie sagte, nun, da er seine Strafe bekommen hätte, wäre sie nicht mehr auf ihn böse, und sie bewies es, indem sie ihren jüngeren Sohn mit allerlei Dingen verwöhnte. Nahrung, Getränke, Küsse, das Bringen eines Lieblingsgegenstandes, eines Buches, und so weiter. Sie küsste ihn abschließend wie üblich auf die Stirn, und keine halbe Stunde später stand er vor ihrem Bett und bat darum, bei ihr schlafen zu dürfen, da er wusste, dass sein Vater nicht auf Valopo weilte.

Enya ließ Ralph gewähren und schnell stellte sich heraus, dass er es liebte, wenn er mit dem Kopf an oder zwischen ihren Brüsten schlafen durfte. Dabei erinnerte sie sich an Fenias Rat, was übrigens sonderbar war, denn Fenia hatte bis da-

hin keine Kinder. Da Fenia keinen Bruder hatte, musste sie den Rat von Elizabeth bekommen haben, denn die hatte kein Problem damit, den Jungs, die ihr im Heim absichtlich vor die Füße liefen, hinter vier Wänden zuzureiten, oder einzureiten, oder was auch immer.

Jedenfalls wurde Enya am darauffolgenden Morgen früher als Ralph wach, und da Enya in lustvoller Manier Fenias Rat befolgt hatte, war seine beachtliche und erregende Jung-Morgenlatte wie zufällig tief in Enyas klitschnasse Möse geglitten. Als er erwachte, staunte er, wie das sein konnte, und danach begann er zu fragen und hörte nicht eher auf, biss Enya ihm sogar die Frage beantwortet hatte, warum sein Pimmel am Morgen in ihrer Möse steckte.

»Keine Ahnung« sagte Enya. Der Gute muss wohl, während wie beide schliefen, seinen Weg gesucht und gefunden haben, denn Schwänze gehören nun mal in eine Möse. So einfach ist das!«

Das war nun wirklich alle andere, als gelogen, und genau deshalb kehrten von diesem Zeitpunkt sein Vertrauen und die Erkenntnis, dass Mammi ihn liebte, Schritt für Schritt zurück. Drei mal fickten sie in Enyas Bett bei den Gelegenheiten, die sich in den Wochen danach boten, denn Enya konnte ihm eine Frage nicht plausibel beantworten. Seine Frage lautete;

»Warum, zum Henker, machen wir das nicht absichtlich, Mum, wo es doch wo wunderschön ist? Wenn wir es machen können, wenn er frühmorgens reinrutscht, weil er sich selbstständig gemacht hat, kann es doch kein Verbrechen sein, wenn ich ihn reinstecke, wenn Dad nicht da ist.«

»Meinetwegen« sagte Enya. Genau so machen wir's.« Dann sorgte sie allerdings dafür, anhand von Ausreden, dass Cedric nicht so oft zu seinen Pferden fuhr. Dadurch verringerten sich die Gelegenheiten auf drei einzelne Tage im Abstand einiger Wochen, und nach dem dritten Mal Ficken mit dem eigenen Sohn war Schluss, denn nach dem dritten Mal hatte er eingesehen, dass Enya Dad gehörte, und dass sie ihn trotzdem liebte. Nie im Leben hätte ihre Mutter an Enyas Stelle so aufgeklärt gehandelt, was der Grund gewesen sein könnte, dass Liam beinahe durchdrehte, wenn er mitbekam, dass seine Mutter wieder schwanger war.

»Probleme dieser Art hatte Enya nie mehr, denn Ralph wusste sehr wohl, dass sie ihn züchtigte, wenn er sich wie die Axt im Walde über alle Regeln hinwegsetzte oder sie so zu biegen versuchte, wie er es für gut und richtig fand. Das Anziehen ihrer schwarzen schenkelhohen Lederstiefel und ihrer Dominaklamotten reichte, und schon kam er gekrochen und warf sich vor ihr auf die Knie, um etwas aufzuheben, das Mammi absichtlich fallen

gelassen hatte, damit er einen Blick auf ihre Strümpfe, ihre Strapse und ihre klitschnasse und mittlerweile stark behaarte Möse erhaschte. Einmal, als Cedric in Sydney zu tun hatte, nutzte er die Gelegenheit, in dem er wieder zu ihr ins Bett kroch, und fragte, ob sie die schwarze schöne Wäsche und die schönen Stiefel für ihn anziehen und wieder ausziehen könnte, und Enya antwortete;

»Ja ... warum nicht? Aber nur, wenn ich dafür eine Gegenleistung bekomme.«

Völlig klar war, dass er wissen wollte, worin denn die Gegenleistung bestünde, und Enya sagte;

»Ich möchte, dass du meine Möse, solange ich die Wäsche tage, genau so leckst, wie ich es dir erkläre, denn weißt du; wenn ich diese Wäsche an habe, muss ich irgendjemanden herumkommandieren. So lautet die Regel.«

»Und wer hat diese Regel aufgestellt?«

»Nun; aufgestellt haben die Regel im Prinzip dein Vater und ich. Und nun halt dich fest, denn diese Regel gilt für alle. Sogar den Papst würde ich herumkommandieren, wenn ich in seiner Gegenwart diese Klamotten tragen und er allein vor mir knien würde.«

»Wirklich?«

»Ja. Da kannst du Gift drauf nehmen. Wie ist das denn nun? Willst du nun, dass ich dich herumkommandiere, während du meine Möse leckst,

oder möchtest du auf normale Art mit mir ficken, ohne dass du es irgendjemandem erzählst?«

Ralph überlegte und meinte.

»Zu dumm. Weißt du; es ist wunderschön, ganz nah‘ bei dir zu sein, aber es ist wie mit dem Rauchen von Zigaretten.«

»Wie meinst du das?«

»Man kann davon süchtig werden, aber im Gegensatz zu dir kann man Zigaretten jederzeit kaufen. Wenn Dad auf der Ranch ist, finde ich eine Zigarette, die es nirgends zu kaufen gibt, und dann finde ich manchmal drei oder vier Wochen keine.«

»Hmmm. Und wie wäre es, wenn du eine andere Zigarettenmarke ausprobierst, anstatt deine eigene Mutter ein Mal im Monat zu ficken und deswegen wochenlang wie ein Schlafwandler durch die Gegend zu rennen?«

»Dasselbe dachte ich mir auch. Darum darfst du mir nicht böse sein, wenn ich nicht mehr unter deine Decke schlüpfte, wenn Dad bei seinen Pferden ist.«

»Keine Angst. Ich komm auch mit nur einem Schwanz gut zurecht.«

»Wirklich?«

»Ja, Schatz. Verlass dich drauf. Im Übrigen darfst du davon ausgehen, dass du der einzige in unserer Familie warst, der dieses Abenteuer erleben durfte. Darum wähle ich dich zu meinem

zweiten persönlichen Beschützer. Auch wenn du mich nicht mehr fickst. Was sagst du dazu?«

Ralphs Gesicht wurde von rötlicher Farbe überhaucht, die seinen Stolz verriet.

»Danke, Mum. Ich mag dich sehr. Darum werde ich dich von heute an gut beschützen.«

»Danke, Schatz. Ich liebe dich auch, aber glaub' bloß nicht, dass ich deshalb darauf verzichte, meine schwarzen Klamotten anzuzieh'n, wenn du es verdient hast, herumkommandiert oder übers Knie gelegt zu werden. Er grinste, drehte sich auf dem Absatz, winkte, und ging in sein Zimmer, obwohl Cedric die ganze Nacht auf der Ranch war.

Das war er also, der kleine Vorausblick, doch bis dahin floss noch viel Wasser den Murray runter. Zurück zur Gegenwart.

Das vierte Kind war drei Wochen nach Schulbeginn aufgrund einer stürmischen Liebesnacht, die Cedric verschuldet hatte, unterwegs. Er meinte, er hätte mit den Jahren genug Reue dafür gezeigt. Reue dafür, dass er Enya und seiner Mutter so viel Kummer bereitet hatte, doch Enya belehrte ihn eines besseren.

»Komm her! Näher! Noch näher!« hatte sie mit erregend forscher Stimme im Schlafzimmer kommandiert, und dabei Strümpfe und Lederstiefel strammgezogen. »Und nun aufgepasst, du einfältiger Hengst! Selbst wenn du es eines schönen Tages schaffen solltest, das Maß deiner Reue den Er-

fordernissen deiner Keltengöre in zufrieden stellendem Maß anzupassen, werde ich dir nie und nimmer gestatten, mir deshalb in Schlafzimmer das Höschen auszuzieh'n! Im Gegenteil! Ich werde es dir bestenfalls, wie bisher, als provisorischen Knebel in den Mund stopfen! Und dafür, dass du mit dem Gedanken gespielt hast, dich im Schlafzimmer aus eigener Kraft auf meine Ebene heben zu wollen, werde ich dich jetzt und hier bestrafen, indem ich dich fessle, kneble und dir, wie damals, im Hotel, den Samen raube!«

Dann tat Enya, was sie angekündigt hatte. Cedric spielte brav und artig den Vergewaltigten, und so war es kein Wunder, dass neun Monate später ihr viertes Kind, ein kerngesundes Mädchen, dem sie den Namen »Zeide« gaben, das Licht der Welt erblickte. Cedric, dem wegen der Ähnlichkeit mit Enya vor Staunen die Luft wegblieb, kniete vor dem Bett nieder, nachdem er das Baby auf den Arm genommen, betrachtet, und es vorsichtig an die Hebamme weitergereicht hatte.

»So, Liebster. Nun hast du deinen Willen. Gewiss wird es so sein, dass du die kleine Keltengöre, die laut Mum vollkommen gleich aussieht, wie ich, als ich zur Welt kam, in den Himmel heben wirst. Himmelhoch, wie du es mit mir gemacht hast, als wir uns kennen lernten, damals auf dem Bahnhof in Yelli. Habe ich recht?« lautete Enyas Kommentar auf Augenhöhe.

Da Cedric die Angst, die in Enyas Stimme mitgeklungen und mitgeschwungen hatte, sogar spüren konnte, nahm er ihre Hand in die seine, und beschwichtigte, indem er seine überbordende Begeisterung mit folgenden Worten rechtfertigte:

»Enya, Liebling. Du hast mir heute, nach vier umwerfenden Geschenken, ein fünftes gemacht, das perfekt dazu angetan ist, dass du in ihm weiterlebst, wenn wir beide, Seite an Seite, in der Gruft liegen, die Donovan Ryan errichten ließ. Ich ... ich ... ich weiß deshalb immer noch nicht, was ich zu diesem Wunder sagen soll, doch eines weiß ich mit Sicherheit. Liebe ist wie ein Füllhorn, wenn es jemand verdient, geliebt zu werden. Es hat also nichts mit der Anzahl der Menschen zu tun, die man liebt. Und weil ihr fünf das beste seid, das mir je widerfahren ist, verspreche ich dir, dass das Füllhorn – mein Herz - niemals teilbar sein wird. Teilbar ist es nur insofern, dass es die Liebe verströmt, nach der ihr allesamt verlangt. Darum wird es weiterhin für jeden von euch so viel Liebe ausschütten, wie der oder die einzelne bereit ist, zu empfangen, aufzunehmen und zu schätzen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, gebe ich jedoch zu, dass ich bereits jetzt hoffe, dass Zeide in der Lage ist, mindestens gleich viel Liebe zu empfangen, wie ich damals auf dem Bahnhof von dir empfangen habe.«

Recht getan und gut gesprochen, Cedric Stuart. Jetzt fehlte nur noch, dass Enya sich mit etwas zu einer Bewahrerin von etwas machte, das den eigentlichen Sinn des Lebens ausmachte – Generationen übergreifend.

Sie dachte ein Weilchen nach, und da sie gottlob zu der Erkenntnis kam, dass es töricht wäre, auf das Baby wegen seiner wundersamen Ähnlichkeit eifersüchtig zu sein, sagte sie:

»Ich verstehe, Cedric. Danke, Liebster. Nun weiß ich, wie sehr du uns alle liebst; deine beiden Jungs, und deine drei Keltengören.«

Bücher der siebenteiligen Fantasy-Saga »Yelley Palindro«  
sind mit persönlicher Widmung unter Berücksichtigung  
der Auflagenhöhe unter der E-Mail-Adresse:  
yelley@gmx.at erhältlich.



## Autorenbiografie



© Foto: Georg Mali

Werner Voitech wurde am 24.06.1961 in Gusswerk (Austria) geboren und lebt seit 1984 in Graz. Zum Schreiben kam er über seine Forschungen im Bereich Weinbau (2001 - 2014), deren Ergebnisse in einer österreichischen Fachzeitschrift veröffentlicht wurden.



Ausgehend davon folgte 2015 das erste Buch – ein wissenschaftliches Werk mit dem Titel »Das innovative Universum«, in dem erstmals das Wesen des Universums sowie die Entstehung von "Leben" (Entstehung von belebter Materie aus unbelebter Materie) schematisch in ihren natürlichen Abläufen beschrieben werden.

Um die Faszination der Natur auch der Jugend in kurzweiliger Form nahe zu bringen, folgte im selben Jahr der erste Band der siebenteiligen Fantasy – Romanreihe „Yelley Palindro“ („Yelley und der Puls des Westens“) in Form eines gedruckten Buches.

Infolge eines Wechsels zum Yelley Clubverlag wurde die Fantasy-Saga in weiterer Folge umgestaltet und - als „Hommage an Joanne Rowling und Harry Potter“ - den Harry-Potter-Fans gewidmet, was aufgrund einer Anreicherung mit Erotik, sowie der Überarbeitung des ersten Bandes mit einer Anpassung der Altersempfehlungen einherging.

*Die ebenso spannende wie bezaubernde, teils auch „Hexen-mäßig“ anrühige Heptalogie spielt in englischen Schulen, Nationalparks und in der unberührten Wildnis Schottlands, aber auch in Ländern wie Chile, Deutschland, Österreich, Frankreich, Rumänien, Slowakei, Saudi Arabien, Indien, Afrika (Ägypten, Kongo, Uganda), Irland, Island und Amerika, in dem Zeitraum zwischen Band Sieben und Epilog der Romanreihe „Harry Potter“, und beschreibt die Erlebnisse und Abenteuer einer zur Adoption freigegebenen Hexe, namens „Yelley Palindro“, die aufgrund eines düsteren Gelübdes einer Schwarz-Magierin in den ersten dreizehn Jahren ihrer Kindheit bei zwei berühmten Familien von Hexen und Zauberern als deren rätselhafte „Tochter“ lebt und aufwächst.*